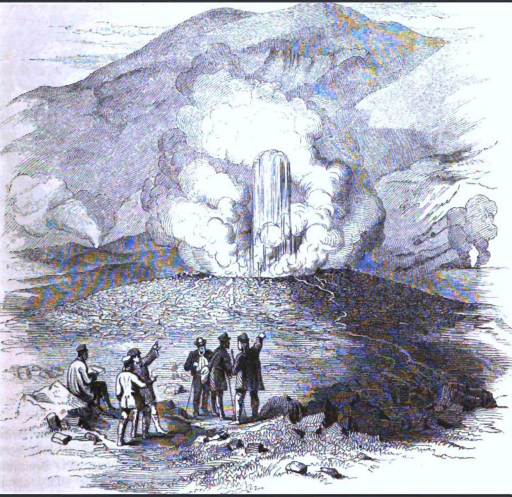


Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag

wanting

Namen- und Sachregister zum neunten Bande.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 49. October 1860.



Furioso.

Novelle von Wolfgang Müller von Königswinter.

Erstes Capitel.

An einem schönen warmen Junitage des Jahres 1785 ging durch den tiefen Wiesengrund des Siebengebirges, der sich von Königswinter nach dem Oelberge zieht, ein hochgewachsener schlanker junger Mann in jener Kleidung der damaligen Zeit, welche den Studenten oder Musenjünger erkennen ließ. Auf seinem Haupte trug er ein dreieckiges Hütlein, hinten im Nacken baumelte der gebräuchliche Zopf, ein brauner Rock mit aufstehendem Kragen, kurze gelbliche Hosen, farbige Strümpfe und Schuhe mit Schnallen bildeten den Anzug. Darüber hinaus aber hatte er sich mit einer Botanisirbüchse belastet, welche an einem grünen Bande um die Schulter hing. Auch war er mit einem Schmetterlingsnetze und mit einer Insectendose so wie mit einem Fläschchen voll Spiritus versehen. Diese Gegenstände schien er öfter zu gebrauchen, denn er bückte sich bald an den Boden, den er nach allen Richtungen mit scharfen Augen beschauend durchschritt, um eine Pflanze zu pflücken, die er sofort in dem Blechkasten barg, bald haschte er einen sich am saftigen Grün der Sträucher oder auf einer süßen Honigblume wiegenden Schmetterling, den er mit der Nadel spießte und in der Dose aufsteckte, bald fing er einen Käfer, dem er in dem Fläschchen den Tod gab, um ihn später seiner Sammlung einzuverleiben. Man sah sofort, daß der junge Mann der Naturforschung ergeben war.

So emsig der Student nun auch seinen Beschäftigungen oblag, und so bedachtsam und vorsichtig er jedem neuen Gegenstand, der ihm in die Hände fiel, seine Aufmerksamkeit zuwendete, so gewahrte man doch, daß er nicht bloß ein Auge für die besondern Dinge hatte, die er eben einsammelte. Sein Geist schien auch den allgemeinen Schönheiten der ihn umgebenden Natur geöffnet, denn er stand nicht selten in den Anblick des herrlichen Laubwaldes versenkt, der sich von den beiderseitigen Bergwänden bis an den Rand der Wiesen erstreckte, durch die sich sein Weg hinschlängelte, und er hielt nicht selten an einer Windung des Pfades, wo sich ihm eine neue Aussicht in die junge frische Ueppigkeit der herrlichen Waldnatur erschloß, die damals noch unangetasteter in diesem herrlichen Gebirge prangte und lachte, wie heute, wo man den hohen Forst der Halden fast ganz und gar vernichtet hat. In seinen kleinen klugen Forscheraugen blitzte mitunter eine helle Freude, die sich alsdann auch den lang-

gezogenen Zügen mittheilte, welche sich besonders durch eine gebogene Nase und einen scharfen Mund auszeichneten, wenn er seitwärts am Wege das volle Lied der Nachtigall klingen hörte und wenn er auf einem neu sich erschließenden Plane ein Rudel Hirsche oder Rehe, die ihn erblickt hatten, im Forst verschwinden sah. Es wurde alsdann klar, daß ihm nebenbei die poetische Auffassung der Natur nicht mangelte. Drängte ihn auch sein Fach, manches Thier zu tödten und manche Pflanze zu vernichten, so geschah es doch nicht in blindem Uebermuth, sondern im Dienste der Wissenschaft.

Die Wanderung des jungen Mannes hatte schon mehrere Stunden mit kurzen Unterbrechungen gedauert, in denen er am Saum des kleinen Bächleins oder auf einem Rasenplatze ausruhte und mit seinem botanischen Handbuche die gesammelten Pflanzen zu bestimmen suchte, als sich der anstrebende steinige Kegel des Oelberges vor ihm erhob. Diese mächtige Kuppe zu ersteigen, welche stolz über alle Höhenzüge des Mittelrheines emporragt und einen unendlichen Blick in die umliegenden Lande gestattet, lag allerdings in der Absicht des Studenten. Er bemerkte indeß eine plötzliche Veränderung in der Luft. Der Wind war aus dem Osten in den Westen übergesprungen. Die Sonne, welche hell und leuchtend in den duftigen Glanz des Morgens geschienen und die Blumen zur Blüthe und die Vögel zum Singen gelockt hatte, barg sich mit einem Male in den Wolken. Die blaue duftige Färbung der Landschaft ging in eine graue Stimmung über. Das Grün verlor seinen Glanz, die Falter, die auf allen Blumen hingen, suchten Schutz in Laub und Kraut, und die tausendstimmigen Lieder der Waldsänger verstummten. Und da sich nun auch der Wind erhob und immer dichtere und geballtere Wolken herantrieb, so daß ein Gewitter zu fürchten war, blieb der Student gewissermaßen stutzig stehen, sah sich nach allen Seiten um und schien zu überlegen, ob er von dem Vorsatze, den Berg zu erklettern, nicht ablassen sollte.

So drohend sich das Wetter indeß auch anließ, so war doch bald ein Entschluß gefaßt; brach der Regen los, so mußte er sich bei der Entfernung aller menschlichen Wohnungen in das unvermeidliche Loos, einmal gehörig naß zu werden, fügen. Die oben an der Kuppe des Oelberges hervortretenden Felsen boten ihm in ihren Ritzen und Spalten einen bessern Schutz als die Eichen und Buchen des Waldes, an denen der Blitz sogar zuweilen vorzugsweise gern herabzüngelt. Deßhalb zögerte er denn auch nicht lange, sondern schritt weitausholend mit den langen Beinen gegen die Bergspitze an, indem er ohne den kleinen Fußsteig inne zu halten quer durch das Gestrüpp und über das Gerölle, das nicht selten unter dem flüchtigen Fuße wich, zum Gipfel eilte. Je höher er stieg, desto heftiger wehte der Wind, der in einen Orcan umschlug, Gesträuch und Gestrüpp peitschte und zischende und heulende Stimmen erschallen ließ. Nun fing es auch in der Ferne an zu donnern. Ein dichter Nebel zog heran und hüllte eine graue Decke um die Ferne! Selbst die näheren Gegenstände fingen an sich zu verdunkeln. Der junge Wanderer war unterdeß der Spitze des Berges immer näher gekommen; dort suchte er nach einem ihm schon von frühern Besuchen bekannten Felsen, den er auch unweit des Gipfels erreichte und hinter dessen schützender Wand er den gewünschten Zufluchtsort fand.

Kaum aber hatte er sich dort niedergekauert, als das Wetter in der vollsten Wucht zum Ausbruch kam. Wenn auch die Wuth des Windes, der von den Wolken gedrängt ihnen vorangegangen war, sich einigermaßen legte, so machten sich jetzt die Wolken selbst in höchst unangenehmer Weise mit ihrem feuchten nassen Inhalt geltend. In mächtigen vollen Tropfen quoll der Regen aus der Höhe, dabei zitterte es so unaufhörlich von Blitzen, daß die Luft sich wie in einem Zustande von ununterbrochenen Zuckungen befand, die von den Schreckenslauten eines unaufhörlichen Donners begleitet wurden. Der Student hatte das Gefühl, als befinde er sich mitten im Bereich der Blitze, die herüber- und hinüberschießend und dröhnend hier um den Gipfel des Berges ihr grauenerregendes Spiel trieben. Es war ihm in dieser verlorenen Einsamkeit recht unheimlich und grausig zu Muthe. Er hatte manches schlimme Wetter aus dem sichern Hause und hinter geschlossenen Fenstern im Kreise verwandter und befreundeter Menschen angeschaut, ohne jemals ein Gefühl von Angst oder Furcht zu haben. Hier aber, wo er sich ein einzelner Mensch, abgeschieden von allen lebenden Wesen in den Streit der Elemente versetzt sah, ging ihm der Athem schneller und klopfte ihm das Herz heftiger.

Eben hatte sich wieder ein gewaltiger

Schlag entladen, dessen Echo in den umliegenden Schluchten mächtig und langsam verrollte. Da dünkte dem jungen Mann, als höre er von der Höhe des Berges eine Stimme in ein lautes Bravo, Bravissimo ausbrechen. Er schaute über sich nach dem Gipfel und sah dort eine kurze gedrungene männliche Gestalt, deren lange dunkle Haare so wie Kleider alle weit im Sturme dahinflatterten. Der wilden ihn anprallenden Gewalten des Wetters schien der seltsame Mensch nicht zu achten, es schien dem Studenten im Gegentheil, daß der Bravorufer sich sehr wohl fühlen müsse, denn er bewegte sich oben auf seinem einsamen Standpunkte hin und her, schüttelte sich wie vor innerer Wonne und warf seine Arme oft wie im Uebermuth in die Luft. Oder wollte er mit der jetzt regelmäßig hin- und herfahrenden Hand, die einen Stock führte, den Tact zu dieser musikalischen Aufführung des Himmels schlagen? Es hatte in der That den Anschein, denn er rief jetzt plötzlich: „Nun ein Allegro!“ Ein Blitz folgte und ein in abgebrochenem Geknatter tönender Donner schloß sich an. „Adagio maestoso“ klang es von Neuem. Und wirklich folgte ein gleichmäßig lang dahin grollender Donner. „Prestissimo furioso!“ schrie dann der Wetterdirector, und grade als ob der Himmel sich nach seinen Forderungen richte, erdröhnte jetzt wieder ein Gemisch von Blitzen und Schlägen, die einem wilden symphonischen Satze entsprachen, wo eine Stimme die andere und ein Instrument das andere zu übertoben sucht. Dem Studenten grauste es vor dem geheimnißvollen Wetterbesprecher, der ihm im Licht der letzten Blitze gleichsam Feuer auszusprühen schien.

Seltsamer Weise klärte sich jetzt die obere Schicht der Luft ganz plötzlich. Der Himmel über ihm wurde blau, und die Spitze des Berges hob sich wie eine Felseninsel aus dem Meer der Wolken, die zu seinen Füßen das ganze Gebirge bedeckten. Der Student sah nunmehr die Gestalt oben auf dem Berge, die sich ruhig niedersetzte, in klarem Lichte, und rief in lautem Staunen aus: „Der tolle Junge!“

Dann stieg er den Gipfel empor und sprach: „Furioso, tolles Kind, Ludwig, was machst Du für Zeug?“

Diese Worte wurden an einen Burschen gerichtet, der dem Alter nach zwischen dem Knaben und Jüngling stand und sich durch ein höchst ungewöhnliches Aeußere auszeichnete. Die Gestalt war fest und gedrungen und zeigte einen vorzugsweise starken Knochenbau. Auf den verhältnißmäßig breiten Schultern saß ein starker Kopf, dessen dunkles dichtes und nach allen Seiten kühn aufstehendes Haar ihm einen ganz besondern Charakter verlieh. Bei näherer Prüfung erschienen aber auch die Züge des Gesichtes höchst interessant. Wenn die etwas breite Nase hinderlich war, um eine feine Schönheit entfalten zu lassen, so imponirte doch die breite Stirn, die mächtig unter dem Haare hervorquoll, nicht weniger wie die von seltenem Feuer leuchtenden Augen, die bald wunderbar aufblitzten und dann wieder wie in stiller Träumerei in die eigne Seele zu schauen schienen. Auch um die trotzig aufgeworfenen Lippen zuckte ein wechselndes Leben.

„Du spielst wieder einmal den Furioso,“ meinte der Student nähertretend, denn der Knabe hatte ihm bis jetzt nicht geantwortet, sondern schaute tiefversunken dem abziehenden Gewitter nach.

„Das war einmal eine Symphonie aus dem Herzen Gottes,“ rief er dann aufspringend. „So etwas kann doch weder Haidn noch Mozart machen. Sie sind schön, reizend, anmuthig, neckisch in ihren Schöpfungen. Aber ich meine, es fehlt ihnen die Leidenschaft, die durch Welt und Menschen tobt und die noch irgend Einer, ohne sich an das Wort des Dichters anzulehnen, in selbständigen Tönen erschließen muß.“

„Du gehst, wie es scheint, mit sehr himmelsstürmenden Plänen um,“ sprach der Student.

„In der Einsamkeit fahren Einem allerlei Gedanken durch das Hirn,“ antwortete der Junge. „Gott, welche Einsamkeit!“

Und beide Hände ausstreckend, zeigte er mit starren Augen um sich.

Es war in der That ein eigenthümlicher Moment, den die beiden jungen Leute erlebten. Der Gipfel des Berges, der nun im hellsten Sonnenschein lag, war das einzige Stück Erde weit und breit. Fast schien er eine verlorene Klippe im weiten Ocean oder ein steinernes Schiff, das durch die Luft fliegt. Die übrigen Kuppen des Gebirgs, die Waldthäler, die fernen weiten Ebenen, wo waren sie geblieben? Das Auge traf fernhin nur auf schwere graue Nebelmassen. Welt und Menschen waren weit, weit weg.

„In solcher Einsamkeit ließe sich ein Werk

zu Stande bringen!" murmelte der Knabe vor sich hin.

„Ich lobe mir den Zusammenhang mit der Erde und ihren Bewohnern," antwortete der lange Jüngling, „sieh da, Gott Lob, Land, Land!"

Er zeigte nach der Gegend des Rheines hin, wo sich die Wolken vom Winde getragen zuweilen öffneten und solche Lücken ließen, daß man hier und dort ein Stück der untenliegenden Landschaften erblicken konnte. Es waren rasch wechselnde Bilder, die wie im Kaleidoskop kamen und verschwanden. Bald war es ein Berg, bald ein Stück Wald und Feld, bald ein Dorf oder eine Burg, die sich flüchtig dem Blicke bot, um sofort wieder einer andern Ansicht Platz zu machen.

„So ist's auch schön, wenn man nur wie durch ein Fenster auf die Erde schaut," sprach der Junge wie in Träume versinkend.

Aber es war bald aus mit der geliebten Einsamkeit. Ein frischer Hauch wehte immer lustiger in die Nebelmassen und zerrte zunächst den Gebirgshäuptern die grauen Mützen von den Häuptern, auch die Thäler fingen an, sich zu hellen, die Landschaft im Osten strahlte bald im lichten Sonnenschein, während das Wetter immer weiter im Westen verschwand. Nur noch in einzelnen Schluchten des Gebirges krochen lange schlangenartige Gewölke fort, die aber auch in kleinen Flocken verdampften, so daß die Luft allerwärts ihre frühere Klarheit und die Landschaft allerwärts ihren frühern Reiz wieder gewann. Wie prächtig war dies Gebirge mit seinen Kuppen und Thälern, auf die sie von ihrer Höhe herabschauten, während sich darüber hinaus die glänzendsten Fernsichten boten!

Die jungen Leute wechselten noch hin und wieder ein Wort über die Naturerscheinungen. Der Student betrachtete die Landschaft wiederum mit den Augen des Forschers, der Alles, was sich seinen Sinnen bietet, sorgsam zergliedert. Die Bemerkungen des Knaben ließen auf eine allgemeine poetische Auffassung schließen.

„Aber wie kommst Du nur hierher, Ludwig?" fragte der Student, der die Rede auf andere Dinge bringen wollte.

„Weiß ich's?" antwortete der Knabe. „Als ich diesen Morgen aufwachte, lachte die Sonne so hell in's Zimmer. Ich sprang auf, warf mich in die Kleider und lief an den Rhein. Es trieb mich hinaus."

„Und wohin?" forschte der Andere weiter.

„Ein Fischerjunge, den ich kenne, löste grade den Kahn am Ufer, er fragte, ob ich mit ihm wollte? Ich sprang in das Boot, wir fuhren von Bonn nach Beul. Dort lief ich ihm fort und ging nach dem Gebirge."

„Und welchen Weg hast Du genommen?"

„Gar keinen Weg," erwiederte Ludwig. „Ich mache mir stets meine Wege selbst. Zuerst bestieg ich den Ennert, dann ging es weiter, immer über die Spitzen durch Wald und Gestein bis hierher! Auf die höchste Höhe hat mich's gedrängt. Ja, es drängt mich immer nur so auf die höchsten Höhen!" schloß er mit einem eigenthümlich begeisterten Aufblick.

„Und wer hat Dir die Richtung gezeigt?" fragte der Andere.

„Mein eigner Kopf," sprach der Knabe auf seine breite Stirn zeigend.

Zugleich aber schüttelte er sich vor Kälte, denn seine Kleider waren völlig durchnäßt und der frische Wind wehte hindurch.

„Du bist kalt, und wirst Dir noch eine Krankheit holen," meinte der Naturforscher. „Welcher Unsinn, sich so leichtsinnig dem Wetter preiszugeben!"

„Ich muß schauen und leben," war die Antwort, „was kann ich mich da um die Außendinge kümmern. Ihr beschaut und erlebt nur aus sicherm Hinterhalte. Ich muß im Mittelpunkte stehen. Ihr betrachtet Alles von Außen. Ich stürze mich hinein."

„Du bist ein närrischer Bursche, immer derselbe Furioso, wie sie Dich schon in der Schule nannten. Aber hast Du denn auch gefrühstückt?"

Ludwig bedachte sich.

„Ich bin noch nüchtern," sagte er dann lächelnd.

„Unpraktisches Kind," rief der Student. Zugleich aber holte er aus einer Abtheilung seiner Botanisirbüchse eine kleine Flasche Wein und ein Stück Brot. Beides reichte er dem Knaben.

„Da iß und trink," fuhr er fort, „aber zugleich laß uns gehen, damit Dir die nassen Kleider keinen Schaden thun. Denk an Deine Mutter, deren Trost und Hoffnung Du bist."

Dieses Wort wirkte wie ein Zauber auf den Knaben. Er nahm den Wein und das Brot, setzte sich in rasche Bewegung den Berg hinunter und genoß im Gehen, indem er mit vollen Backen kaute und in langen Zügen schlürfte.

„Es scheint denn doch, daß auch die Himmelsstürmer, die es stets zu den höchsten Höhen treibt, nicht ohne irdische Nahrung fertig werden," rief ihm der Gefährte mit gutmüthigem Spott zu.

„Glaube nicht, daß ich mich überheben will," entgegnete der Knabe, der sich von Moment zu Moment behaglicher fand und nun auf dem steilen Weg neben dem Studenten hinschritt. „Es ist nun einmal meine Natur, so und nicht anders zu fühlen und zu denken. Wer kann gegen seine Natur an? Diese Natur macht mich nicht einmal glücklich. Wie viel besser hast Du es? Du gehst den Weg der Wissenschaft, der ein klarer und sicherer Weg ist. Dir steht ein bestimmtes Ziel in greifbaren Dingen vor Augen. Wo ist mein Ziel? Ich ahn' es, aber ich sehe es nicht. Ach, die Kunst, sie thut so wohl und sie thut so weh."

„Ich verkenne die Schwierigkeiten eines künstlerischen Daseins nicht," entgegnete der Student, „aber ein höchster Mann der Kunst steht auch vermöge seiner aus dem Geist entspringenden Schöpfungskraft höher, als ein höchster Mann der Wissenschaft."

„Wer auf einen solchen Gipfel gelangte!" rief Ludwig. „Werde ich es trotz alles meines Strebens dahin bringen? Denke doch nur an die äußeren Verhältnisse. In meinem väterlichen Hause hat die Armuth ihren Sitz aufgeschlagen."

„Ich bin auch nur der Sohn einfacher Bürgersleute," tröstete der Student.

„Aber die Wissenschaft führt Dich gleich in die ersten und angesehensten Lebenskreise," sprach der Junge. „Die Bildung öffnet alle Thüren und Thore. Wie steht es aber mit uns? Man betrachtet mich als ein Musikantenkind. Musikanten und Vagabunden sind im Sinne der Welt fast einerlei. Wie oft bin ich als solcher behandelt worden! Das hat mich scheu und blöde gemacht. Ich fürchte mich beinahe, mit gebildeten Leuten zusammenzukommen, denn es regt sich sofort bei mir das Mißtrauen, daß sie mich doch nur für einen armen Schlucker ansehen, den sie aus Mitleiden gelten lassen. Auch meine ich immer, daß die Leute, die mein Clavierspiel bewundern, weniger einem bewußten Kunstgefühl als dem Staunen über die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten, also dem rein Aeußerlichen der Kunst folgen."

„Solche altklugen Grübeleien passen durchaus nicht für einen Kindskopf wie Du bist," rief der Student. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist, und in sich selbst erstreben, was die Seele zu leisten vermag. Aber genug davon. Sieh, dort im Thale liegt die Abtei Heisterbach. Wir wollen den Mönchen einen Besuch abstatten. Sie haben immer einen guten Imbiß und eine leckere Flasche für ein Paar fahrende Schüler."

Das Gespräch erhielt eine andere Wendung. Der Student erzählte dem jungen Musiker nunmehr die Geschichte des alten Klosters, in sofern sie ihm bekannt war. Seine Kunden aber lauteten dahin, daß ein Ritter, Namens Walter, sich im Anfange des zwölften Jahrhunderts als Einsiedler auf dem Stromberge niedergelassen habe. Derselbe rodete den Wald auf dem Gipfel, baute eine Zelle und Capelle und zog noch mehrere Brüder an. Das beginnende Kloster wurde dem heiligen Petrus geweiht. So erhielt der Berg auch den Namen Petersberg. Aber die Mönche wanderten später nach Reußrath in das Sülzthal, und der Cölner Erzbischof Philipp von Heinsberg zog nunmehr Cisterzienser an die verlassene Stätte. Diese Cisterzienser waren wie ihr ganzer Orden kluge Männer, die nicht allein beteten und fasteten, sondern auch die Arbeit suchten und, wo sie eine Niederlassung gründeten, das Land bebauten, und Feld, Weinberg und Wald pflegten. So gefiel es ihnen denn auf dem hohen, kalten, steinigen und wasserarmen Berggipfel nicht und ihr Abt, der Hermann hieß, erbat sich von seinem Kirchenfürsten die Erlaubniß, in das Thal von Heisterbach hinunterzuziehen. Dies geschah im Jahre 1191. Dort begann, umgeben von den Bergwänden des sogenannten Heisterbacher Mantels, sich ein neues Leben in dem Grunde zu entfalten, welches im Laufe der Jahrhunderte die schöne und reiche Abtei hervorgebracht hat. Aber auch die Wissenschaften wurden in diesem reizenden weltverborgenen Thale gepflegt. Es hat hier sogar einer der berühmtesten Schriftsteller des Mittelalters gelebt und manche Bücher verfaßt. Sein Name ist Cäsarius von Heisterbach. — Derselbe war um 1180 in Cöln geboren und wurde, da er keine starke Gesundheit hatte, dem geistlichen Stande bestimmt, weshalb er im Andreasstifte seine Studien begann und später in die Einsamkeit des Siebengebirges ging. Seine Werke sind lateinisch geschrieben und enthalten außer manchen ernsten religiösen Schriften viele kurz-

weilige und lustige Erzählungen und Darstellungen, die für die Culturgeschichte von großer Bedeutung sind, denn sie schildern das Ritter-, Mönchs- und Volksleben der alten Tage.

Aber auch die Kunst hat hier mitunter einen Zufluchtsort gefunden, schloß der Student seine Mittheilungen, was für unsere Aufnahme, wie mir dünkt, ein gutes Vorzeichen ist, denn zu Zeiten des Kaisers Rothbart kehrte hier einst ein Mann ein, der machte prächtige lateinische Verse und hieß Walter von Mappes. Das Volk nannte ihn aber den Erzpoeten. Nun kam er einst unter dem Namen Nikolaus arm und krank in's Kloster und that, als ob er Klosterbruder werden wollte. Die Mönche pflegten ihn an Leib und Seele, so daß er alsbald genas. Kaum aber fühlte er eine frische neue Gesundheit, so warf er die Kutte von sich und lief lachend in die lockende Welt hinaus und sang und trank auf's Neue. Von ihm ist aber das schöne Studentenlied: Mihi est propositum, in taberna mori. (Ich habe mir vorgesetzt, in der Schenke zu sterben.)

Und der Naturforscher erhob nun das Lied, daß es weit in den Wald tönte.

Während dieser Unterhaltungen hatten sie sich der Abtei mehr und mehr genähert. Es war in der That eine stattliche, herrliche Niederlassung, welche die Mönche im Laufe der Jahrhunderte in diesem stillen, grünen Thale am Fuße des Strom- oder Petersberges angesiedelt hatten. Als die jungen Leute aus dem tiefen Forst traten, gewahrten sie zur Rechten in dem Grund, der nach dem Rheine zieht, weite Fruchtfelder und Wiesen. Am Rande des Forstes waren große Fischweiher angelegt. Dann führte der Weg an einer langen, aus Bruchsteinen errichteten Mauer vorbei, welche das Kloster mit seinen Gärten und seinem Park umschloß. So kamen sie an den Thorbau, dessen Glocke der Student sofort anzog. Der Pater Pförtner erschien und schaute durch das Gitter, und als er die jungen Leute erblickte, beeilte er sich, zu öffnen, indem er ihnen auf die Bitte um eine Herzstärkung freundlich zunickte und sie nach dem Kloster im Hintergrunde wies. Sie schritten durch die Allee dem prächtigen Gebäude zu. Rechts lag die Oekonomie, im Mittelgrunde erhob sich die Abtei mit zahllosen Fenstern, links ragten die Thürme der schönen romanischen Kirche empor. Zwischen den verschiedenen Häusern erstreckten sich freundliche Plätze mit Blumenbeeten und Baumgruppen, Springbrunnen rauschten hier und dort empor, und überall ließen sich die Vögel von den Zweigen hören. Es war ein Ort schönster und hellster Beschaulichkeit.

Die wiederholte Bitte um einen Trunk und Imbiß fand sofort durch einen Mönch, der ihnen aus der Abtei entgegenkam, Gewährung. Der Bruder Kellermeister und der Bruder Küchenmeister waren gewöhnt, die hungrigen und durstigen Gäste nicht darben zu lassen. Bald stand auf einem Steintische zwischen den Blumen kalte Küche und eine Flasche guten Menzenbergers. Der Abt und der Lector kamen selbst, die Fremden zu begrüßen und sie einzuladen, den reichlich gebotenen Gaben zuzusprechen. Da nun der Student sich als ein Schüler der Akademie zu erkennen gab, fragte der Abt: „Quid novi ex Bonna?“ (Was gibt es Neues in Bonn?)

Der junge Naturforscher legitimirte sich sofort in flüssigem Latein über seine Studien und sprach namentlich mit Begeisterung über den neuen Kurfürsten Max Franz, der ein großer Freund der Wissenschaften sei, und der nun auch in nächster Zeit die schon von seinem Vorgänger Clemens August beabsichtigte Universität in's Leben rufen werde. Der Abt und der Lector theilten das Lob, das der junge Mann ihrem kirchlichen Oberherrn spendete; von der Gründung der Universität schienen sie aber nicht viel zu halten, indem sie die Meinung aussprachen, daß die alte ehrwürdige Schule von Cöln alle Bedürfnisse erfülle und namentlich deshalb die größte Achtung verdiene, weil sie sich von dem verderblichen Geiste der neuen Anschauungen frei halte und getreu bei der Lehre bleibe, welche die heilige katholische Kirche als ewige Wahrheiten verkünde.

Da Ludwig an diesem Gespräche keinen Theil nehmen konnte, so fragte der Abt: „Quis juvenis ille?“ (Wer ist der junge Mann?)

„Ein junger Musikus,“ antwortete der Student, „der, wenn Ew. Gnaden ihm die Kirche öffnen lassen wollen, gewiß ein herrliches Stück auf der Orgel zum Besten geben wird.“

„Dafür möchte er doch wohl zu jung sein,“ erwiederte der Abt mit zweifelndem Gesichte.

„Wagen Ew. Gnaden nur den Versuch,“ sprach der Naturforscher.

Der Abt ließ nun den Bruder Sacristan

holen und auch die übrigen Klosterbrüder in die Kirche laden. Dann begab man sich nach den geöffneten Hallen, in welchen immer mehr Patres eintrafen. Auch der Bruder Orgelspieler kam, aber nicht ohne einen mißtrauischen Blick auf den struppigen Kopf des vermessenen Kunstjüngers zu werfen.

Der Knabe setzte sich frei und frank vor die Tasten des mächtigen Instrumentes und begann, als er sich von der Kraft der Blasebälge überzeugt hatte, in leisen Tönen zu intoniren. Aus den einfachen Klängen entwickelte sich eine sonnighelle, schöne Melodie, die er mit den feinsten Harmonien umkleidete und wunderbar variirte. Er sah dabei mit verklärtem Auge gegen Himmel, dann fing es mit einem Male in seinem Auge an zu leuchten, seine Brauen zogen sich zusammen, sein Haar schien empor zu steigen. Und jetzt erhob sich ein wildes Thema, das sich in einer seltsamen Tonfolge, die dem Blitz und Donner nicht unähnlich war, entlud. Der ganze schön gewölbte Bau der edeln Kirche war mit einem Meer von Tönen gefüllt, die bald majestätisch grollend, bald wild auf- und niederzuckend dahin wogten. Die Mönche sahen sich erstaunt an. Nur an die ruhig dahinfließenden Melodien der Psalmen, Matutinen und Vigilien gewöhnt, hatten sie nie ein so leidenschaftlich durchbebtes Werk in diesem Gotteshause vernommen. Auf dem höchsten Gipfel der Raserei angelangt, wandte sich die Musik indeß wieder in sanftere Bahnen. Der junge Künstler schloß friedlich wie er angefangen hatte, indem er seine Töne in einer alten kirchlichen Hymne aushauchen ließ, die wie ein erhabenes Lob Gottes klang.

„Das ist ja ein wahrer Meister!“ rief der Abt.

„Wer hätte ein solches Genie in dem kleinen Burschen vermuthet?“ schloß sich der Lector an.

Der Pater Orgelspieler schwieg. Er war sehr ernst geworden.

Der Student schien selber erstaunt. Er hatte dem Kinde eine solche Kraft und Fülle der Phantasie nicht zugetraut. Als Ludwig im Kreise der Klosterbrüder zu ihm kam, drückte er ihm herzlich die Hand und flüsterte ihm zu: „Furioso, wenn Du einen Freund brauchst, so denk' an mich.“

„Einen Freund,“ erwiederte der Knabe leidenschaftlich. „Ja, den such' ich. Ich halte Dich beim Wort.“

Nachdem der Abt und die Mönche dem Knaben noch manches lobende und theilnehmende Wort gesagt hatten, verabschiedeten sich die jungen Leute, um dem Rhein und ihrer Heimathstadt Bonn zuzuwandern.

„Noch Eins,“ rief ihnen der Abt nach: „Ich wünsche den Namen des Herrn Studiosus zu erfahren.“

„Franz Gerhard Wegeler,“ antwortete der lange junge Mann.

„Und wie nennt sich der junge Künstler?“ fragte der Abt.

„Ich heiße,“ rief der Knabe im Fortgehen: „Ludwig van Beethoven.“

Zweites Capitel.

Die Stadt Bonn besaß in den Tagen, aus denen wir erzählen, noch nicht jene stattliche Ausdehnung, welche sie erst in den letzten Jahrzehnten gewonnen hat. Von den glänzenden Häuserreihen, die sich vor dem Coblenzer Thore an der gleichnamigen Straße längs der Poppelsdorfer Allee und ihren Seitengängen, so wie vor dem Sternenthore angesiedelt haben, war noch keine Spur vorhanden. Bonn wird unter den Vesten aufgeführt, welche die Römer von den Alpen bis an das Meer längs dem schönsten deutschen Strome gründeten, der zugleich ihre Grenze gegen Germanien bildete. Als die kühnen Eroberer jenseits der Alpen zurückweichen mußten, ward es eine fränkische Festung, die in der Folge an das Erzstift Cöln kam und keine besondere Rolle in der Geschichte spielte. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, im Jahre 1267 unter Engelbert von Falkenstein, aber nahmen hier die aus Cöln vertriebenen Erzbischöfe und spätere Kurfürsten ihren Sitz. Von der mächtigen Bürgerschaft der größten deutschen Stadt am Niederrhein gezwungen, durften sie nur mit besonderer Erlaubniß des Rathes in jenem Orte übernachten, welcher dem Lande den Namen gegeben hatte. Ueber ihren frühern Palast gibt die Geschichte nur geringe Auskunft. Bonn behielt lange Zeit seinen mittelalterlichen festungsartigen Charakter bei. Derselbe bekundet sich noch heute in den Mauern und Gräben der Westseite. Als aber die Bourbonen in Frankreich ihre stolzen Schlösser bauten, und die großen und kleinen deutschen Fürsten ihnen nachzukommen bestrebt waren, wuchsen auch in und um Bonn alle jene weitläufigen Gebäude empor, die wir noch in unsern Tagen mit Staunen und Bewunde-

rung betrachten. Der Kurfürst Joseph Clemens, der von 1691 bis 1723 regierte, begann das große Residenzschloß, das jetzt die Universität, die Klinik und die Bibliothek enthält, und das von seinem Neffen und Nachfolger Clemens August, der von 1723 bis 1761 auf dem Throne saß, vollendet wurde. Dieser üppige und verschwenderische Herr baute ferner die Galerie vom Schlosse bis zum Coblenzer Thor, dieses Thor und die Reihe der Gebäude bis zum alten Zoll, so daß von ihm die Südseite der alten Stadt geschlossen wurde. Außerdem entstand durch ihn Schloß Clemensruh und der Clemenshof in Poppelsdorf, die Vinea Domini vor dem Coblenzer Thor, die prachtvolle Augustusburg mit dem herrlichen Park in Brühl, das jetzt verschwundene Schloß Herzogslust oder Röttchen im Kottenforst, die Schlößchen Falkenlust bei Brühl und Entenfang bei Berzdorf, so wie auch die Residenzschlösser in Arnsberg und Paderborn und das Jagdschloß Clemenswerth im Emslande. In gleicher Weise wurden damals der Hofgarten und die Alleen um die Stadt angelegt.

Alle diese Anlagen gaben der Stadt das Gepräge einer fürstlichen Residenz, der es überdies nicht an einem bunten, mannigfaltigen Leben fehlte. Der zahlreiche Hofstaat mit seinen vielen Bediensteten, die Gesandten, der Adel des Landes, der die Nähe des Herrschers aufsuchte, bewegten sich in und um das Schloß, und auch der kleine Bürger durfte hier mit Behaglichkeit in der Umgebung der Stadt lustwandeln und spazieren. Außer den öffentlichen Parks und Alleen gab es aber auch kleine Gärten, deren eingefriedigter und abgeschlossener Besitz besonders den wohlhabenden Bürgern und Beamten wünschenswerth erschien. Dieselben lagen meistens vor dem Coblenzer Thore nach dem Rheine hin und waren mit Laubengängen von Reben und kleinen Sommerhäusern geschmückt, die vorzugsweise auf dem hohen Ufer des breiten Stromes errichtet wurden, weil sich hier eine reiche und anmuthige Aussicht auf den stets von Schiffen belebten Fluß, auf die gegenüberliegende Ebene und auf die herrlich gestaltete Kette des im Hintergrunde ruhenden Siebengebirges bot. In unsern Tagen hat diese Gegend eine besondere Berücksichtigung gefunden, denn es sind hier eine Menge von Häusern entstanden, die Landschaft ist aber dieselbe geblieben. Berg, Thal, Fluß und Ortschaften sehen sich heut zu Tage grade so an, wie damals. Es ist das herrliche Bild, das der Einwohner der Stadt wie der Reisende so gern auf dem alten Zoll betrachtet.

In einem dieser Gärten stand an einem der folgenden Tage gegen Abend die Frau Hofräthin von Breuning vor einem Tische, der unmittelbar am Ufer des Rheines unter einem großen Apfelbaume errichtet war und beschäftigte sich mit der Aufstellung von Flaschen, Gläsern und Tellern, so wie von Brot und kalter Küche, was sich Alles auf dem blanken Linnen äußerst sauber und lockend ausnahm. Ein Diener und eine Magd, welche diese Dinge aus einem großen Korbe gepackt hatten, brachten zum Schluß auch noch einen großen Suppennapf zum Vorschein.

Während sie die letzte Hand an ihr Werk legte, schallte aus dem Hintergrunde des Gartens nach der Straße hin eine laute Kinderstimme: „Mutter, Mutter, hier bringe ich den Grafen von Waldstein.“

Die Frau schien verlegen zu werden und murmelte: „Das närrische Kind, was macht es nur wieder für Streiche.“

Aber schon im nächsten Augenblicke brachte ein junges, etwa dreizehnjähriges Mädchen einen feinen und vornehmen Herrn, den es mehr nachzog als führte.

„Ihr Töchterchen,“ sprach der Eintretende, „schleppt einen ungebetenen Gast heran, gnädige Frau! Verzeihen Sie mir, aber ich vermochte mich nicht zu wehren. Als ich an der Thür des Gartens vorbeiging, stürzte das Kind hervor und lud mich so eindringlich ein, ja sie nahm mich bei der Hand und zerrte und riß, daß ich nicht anders, als ihr folgen konnte.“

„Lore, Lore!“ verwies die Mutter dem Kinde.

„Aber wir haben ja Gäste,“ sprach das Mädchen, „die Brüder haben sich jeder einen Freund gebeten, da darf ich auch einen Freund bitten.“

„Ich muß für das vorlaute Ding um Entschuldigung bitten,“ sprach die Mutter zu dem Grafen gewendet.

„Warum nicht gar,“ antwortete Waldstein, „die kleine Lore hat das Herz auf dem rechten Flecke. Lassen Sie mich immerhin als ihren Freund gelten.“

„Wenn es Sie nicht langweilt,“ sprach die Hofräthin, „so bitte ich Sie, Platz zu nehmen. Meine Söhne haben sich einige Freunde ein-

geladen. Die jungen Leute werden bald hier sein. Ich suche meine Kinder so sehr wie möglich an's Haus zu fesseln und gestatte ihnen unter meinen Augen einen ausgedehnten und möglichst heitern Umgang, denn ich glaube sie auf diese Weise am besten vor Abwegen zu bewahren. Der Vater ist ihnen unglücklicher Weise zu früh gestorben. Da ich ihnen als Wittwe draußen nicht folgen kann, so ist es mein Bestreben, sie in meinem Gesichtskreise sich durchaus frei bewegen zu lassen."

„Und Sie verfolgen damit ein vortreffliches Princip," erwiederte der Graf. „Da ich mich aber unter der frischen Jugend stets wohl befinde, so mache ich gern von Ihrer Erlaubniß Gebrauch, eine Weile zu bleiben und die Sprossen einer so würdigen Mutter kennen zu lernen. Nur bitte ich, daß Sie sich durch meine Anwesenheit in Ihren Vorbereitungen nicht weiter stören lassen."

Und so nahm er neben der Dame Platz, die sich wieder dem Tische zuwandte, und nach dem Suppennapfe griff, indem sie dem Töchterchen zurief: „Lore, hast Du auch an die Kräuter gedacht?"

„Gewiß, Mutter," erwiederte das Kind, und schüttete aus seiner Schürze einen kleinen Haufen verschiedener zarter Pflanzen.

„Es gibt hier am Rheine doch mancherlei eigenthümliche Sitten," sprach der Graf, „die wir in Süddeutschland nicht kennen. Um diese Zeit nimmt man bei uns keine Suppe."

„Die Suppe ist gar nicht so übel," antwortete die Hofräthin, „ich denke, Sie wird Ihnen munden, wenn sie fertig ist."

Und dann legte sie auf den Boden des Gefäßes einige dicke Stücke Zucker, bedeckte sie mit einem Haufen Kräuter, die aus feinen Stengeln und sternförmig um dieselben stehenden glänzenden länglichen Blättern bestanden, und schnitt eine Apfelsine in Scheiben, die sie gleichfalls darüber fallen ließ. Dann aber goß sie den Wein der nebenstehenden Flaschen in hellen Strahlen in den Napf. Bald erhob sich ein feiner Duft aus dem Gefäße.

„Das ist allerdings ein eigenthümliches Gebräu," machte der Graf seine Bemerkungen, der bald auf kalte Schale und bald auf andere Dinge kam. Aber die Hofräthin ließ ihn hin- und herrathen, indem sie ihn bat, sich nur eine Weile zu gedulden, während sie zugleich den Inhalt des Napfes wacker durch einander rührte. Schon nach wenigen Minuten reichte sie ihm ein volles Glas und fragte: „Nun, wie schmeckt Ihnen die Suppe?"

„Vortrefflich, vortrefflich," rief er aus, nachdem er gekostet hatte. „Welch ein duftiger Trank! Wie nennen Sie ihn?"

„Maitrank," sprach die Hofräthin, „es ist eine rheinische Zusammensetzung. Wir trinken ihn in jedem Jahre am Ufer dieses Stromes und sind froh und heiter dabei. Meine Jungen haben heute eine Maitrankspartie."

Der Graf erkundigte sich nun nach der Zubereitung. Sie nannte ihm den Waldmeister, die Pomeranze und den Zucker als die Ingredienzen. Er schwärmte für den Gedanken, den Trank in seine österreichische Heimath zu verpflanzen.

Unterdeß kam ein Häuflein frischer Jünglinge in lustigem Gespräch in den Garten. Es waren die Söhne der Hofräthin, Stephan, Christoph und der kleine Laurenz, der gewöhnlich Lenz genannt wurde, mit ihren Studiengenossen, unter denen auch die Gestalt des jungen Mannes sichtbar wurde, den wir bereits als Franz Gerhard Wegeler kennen gelernt haben. Als die akademischen Schüler indeß den Grafen von Waldstein erblickten, verstummten einigermaßen die lauten Klänge, die erst eben so ungehemmt den Kehlen entfahren waren, denn sie erkannten in diesem Deutschordensritter den Liebling und beständigen Begleiter des jungen Kurfürsten Max Franz. Und so nahmen sie denn auch nicht ohne eine gewisse scheue Zurückhaltung Platz auf den um den Tisch gestellten Stühlen. Der Graf wußte indeß als feiner Weltmann die Zungen zu lösen. Die jungen Leute verloren bald ihre Befangenheit und es erhob sich nunmehr ein leichtes und fröhliches Gespräch in der Runde.

„Wie hat es Ihnen denn bei Ihrer Naturforscherexpedition im Siebengebirge gegangen?" fragte die Hofräthin den langen Studenten.

„Wegeler hat eine neue Naturerscheinung entdeckt," rief Stephan, der älteste Sohn der Hofräthin.

„Jawohl, ein Wunder, ein Phänomen, einen neuen Stern," fiel Christoph, der zweite Sohn, ein.

„Ihr mögt spotten, wie Ihr wollt," antwortete Wegeler, „ich stehe und falle mit meiner Behauptung."

„Dürfen wir nicht auch Kenntniß davon erhalten?" fragte der Graf.

„Erzähle, erzähle," riefen nun die jungen Leute im Kreise.

Auch Lenz, der jüngste Sohn der Dame, ein kleiner Knabe, und Leonore, die Tochter, traten heran.

Wegeler aber berichtete nun von seinem Zusammentreffen mit Beethoven, der das Phänomen und Wunder sein sollte. Seine Erzählung war lebendig und erschöpfend, sie übte auf die verschiedenen Hörer indeß die verschiedenste Wirkung aus. Die jungen Akademiker meinten, der Freund habe sicherlich aus zu begeisterten Augen gesehen und bringe Schwindelei und Aufschneiderei vor. Und so ließ denn bald der Eine, bald der Andere ein zweifelndes Gelächter erschallen. Am eigenthümlichsten wurde offenbar der Graf berührt, der am Schlusse die Meinung äußerte, daß hier doch allerdings eine außergewöhnliche Erscheinung vorhanden sein müsse.

„Ich habe schon früher von dem Knaben gehört," sprach jetzt Frau von Breuning. „Als er elf Jahre alt war, hat er dem verstorbenen Kurfürsten drei Sonaten von eigener Composition gewidmet, welche mit seltsam pomphaften Worten eingeleitet waren, die freilich von seinem Meister herrührten. Man hat damals viel von ihm geredet. Die Einen nannten ihn ein Wunderkind, die Andern zuckten über diese frühreife Entwicklung die Achseln. Seitdem sind die Gespräche über ihn ziemlich verstummt. Ich glaube, die Familie befindet sich in schlechten Verhältnissen. Der Vater soll ein Trunkenbold sein."

„Grade aus diesem Grunde," rief Wegeler, „scheint es mir die Menschlichkeit zu gebieten, daß man dem armen Jungen hilft, zumal da er es nicht weniger wegen seines Herzens, wie wegen seines Talentes verdient."

„Theilen Sie uns doch etwas aus seinem Leben mit," sprach der Graf.

„Mit großem Vergnügen," antwortete der Student. „Sie können sich übrigens auch auf die Wahrheit der Thatsachen, die ich aus Ludwig's eignem Munde habe, verlassen, denn wir sind Nachbarskinder. Ich bin fünf Jahre älter wie er, und habe ihm auf Bitte seiner Mutter einige lateinische Stunden gegeben. Die Kunden über die Familie gehen nicht über seinen Großvater hinaus, der wie der Enkel Ludwig hieß, unter dem Kurfürsten Clemens August Bassist war und später unter Maximilian Friedrich Capellmeister wurde. Derselbe stammte wahrscheinlich aus Mastricht und soll ein kleiner kräftiger Mann mit äußerst lebhaften Augen gewesen sein. Aus seiner letzten Stellung ergibt sich übrigens, daß er mehr wie ein gewöhnlicher Sänger, sondern vielmehr ein tüchtiger Musiker war. Man rühmt ihn noch heute als Darsteller in dem Singspiel: l'Amore artigiano und im Deserteur von Monsigny. Er soll aber auch selbst componirte Opern auf die Bühne gebracht haben. Zugleich scheint er in guten und auskömmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, denn es existirt von ihm noch ein gar stattliches Bildniß, welches der Hofmaler Radoux gemalt hat. Der Sohn dieses Mannes, Johann van Beethoven, den wir als kurfürstlichen Tenoristen kennen, verheirathete sich gegen Ende der sechziger Jahre mit Helene Keverich aus dem Thal Ehrenbreitstein gegenüber Coblenz, welche die Wittwe des früheren kurfürstlichen Kammerdieners Nikolaus Laym war, und führte seine Frau in die väterliche Wohnung ein, denn Vater und Sohn wohnten damals zusammen im Hinterhause Nr. 515 der Bonngasse. Das erste Kind dieser Ehe, ein Knabe mit Namen Ludwig Maria, starb schon in den ersten acht Tagen nach seiner Geburt. Am 17. December 1770 erschien aber ein zweiter Sprosse, bei dessen Taufe der Großvater Pathe und eine Nachbarin, Gertrud Müller, Pathin wurden. Es war unser Ludwig van Beethoven."

„Der alte Capellmeister," fuhr dann Wegeler nach einer Pause fort, „starb, als Ludwig drei Jahre alt war. Mit ihm verlor die Familie ihre beste Stütze. Ueberdies mehrten sich die Sorgen, als noch zwei Söhne geboren wurden, von denen der ältere Karl, der andere Johann heißt. Das Einkommen des Vaters war zu gering, um das gewohnte Leben fortzusetzen. So wurde denn das kleine Erbe bald verzehrt, zumal da der Tenorsänger die schlechte Gewohnheit des Trinkens angenommen hatte, die er auch noch heute in einer Weise fortsetzt, welche ihm die Achtung aller tüchtigen Menschen benimmt. Seine Frau ist dagegen eine vortreffliche und kreuzbrave Mutter und Hauswirthin, die sich alle mögliche Mühe gibt, ihre Kinder gut zu erziehen und rein und sauber zu halten. Leider muß sie nur oft mit dem größten Mangel kämpfen. Ihr hat es der Sohn hauptsächlich zu danken, daß er auf dem Wege ist, ein ordentlicher und tüchtiger Mensch zu werden."

„Hat der Knabe schon früh Talent zur Musik gezeigt?" fragte der Graf.

„Im Musikantenstande erbt das Gewerbe

des Vaters fast noch mehr vom Vater auf den Sohn, wie anderwärts," erwiederte der Student. „Ein Wunderkind wie Mozart ist er aber keinesfalls gewesen. Den ersten Unterricht in der Musik erhielt er von seinem Vater, der ihn mit der größten Strenge ununterbrochen vielfältige Uebungen machen ließ, weil er sich in dem Knaben sobald wie möglich eine neue Erwerbsquelle heranziehen wollte. Es läßt sich denken, daß der Junge unter diesen Umständen grade nicht gern an die Arbeit ging und oft an das Instrument getrieben werden mußte. Zum Violinspiel hatte er meistens noch weniger Lust. Ungleich mehr Freude gewährten ihm die Stunden, welche ihm später der Musikdirector und Hautboist Pfeiffer gab, der als ein trefflicher Künstler und genialer Mann bekannt ist. Im Orgelspiel erhielt er dann ferner vom Hoforganisten von der Eder Unterweisung. Endlich war der Musikdirector und Hoforganist Neefe sein Lehrer in der Composition. Derselbe hat ihn aber, wie er behauptet, oft durch eine allzuharte und scharfe Kritik abgestoßen. Was die sonstige Erziehung des Knaben angeht, so ist diese weder auffallend vernachlässigt noch besonders gut. Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Latein hat er in der öffentlichen Schule gelernt." *)

„Aber in all diesen Mittheilungen ist ja nicht das Mindeste, was auf ein besonderes Menschenkind rathen läßt," warf Stephan von Breuning ein.

„Ein ganz gewöhnlicher Lebenslauf," fügte Christoph hinzu.

„Um so mehr ist es anzuerkennen, daß der Junge sich dennoch so eigenthümlich entwickelt hat," entgegnete der junge Naturforscher. „Was er geworden ist, das ist er aus sich geworden. Und meiner Ansicht nach ist er auf dem Wege, etwas höchst Bedeutendes zu werden. Ueber seine musikalischen Leistungen will ich mir kein Urtheil anmaßen, denn ich bin zu wenig in die Geheimnisse dieser Kunst eingeweiht. Ich habe nur die sichere Ahnung, daß er auf diesem Gebiete eine außerordentliche Kraft entwickeln wird, vorausgesetzt, daß die Natur ihn wirklich mit dem nothwendigen Talente ausgestattet hat. Ein Talent aber auszubeuten, dazu ist er der Mann, mag er auch noch ein Junge sein. Niemals habe ich einen Menschen mit solcher Zähigkeit und Ausdauer arbeiten sehen. Wenn er sich den Uebungen, die sein Vater mit ihm anstellen wollte, entzog, so drängte er sich zu Aufgaben, die er sich selber stellte. Dieser Knabe leistet nur in der Freiheit etwas, im Zwang wird er mürrisch und unwirsch. Ueberdies aber besitzt er eine erstaunenswerthe Klarheit in Betreff der Ziele, die er sich gestellt hat. Ueber seine Kunst spricht er Dinge, die er nirgendwo gehört hat, sondern nur aus eigner Seele schöpft. Und diese Aeußerungen haben stets einen eigenthümlichen Zuschnitt. Alles das macht mich sicher, daß er ein großer Mann werden muß."

„Sagen Sie uns doch auch, was Sie von dem Gemüthe des jungen Menschen halten," fiel ihm der Graf in's Wort. „Bei Geistern von so entschiedenem und scharfem Gepräge ist es häufig schlecht damit bestellt. Ohne Herz kein Künstler!"

„Er hat die reichste Fülle," rief Wegeler mit gehobener Stimme. „Sein Gemüth flößt mir grade die innigste Theilnahme für ihn ein. Wenn mich die geistigen Seiten seines Wesens im höchsten Grade interessiren, so ziehen mich die Eigenschaften seines Herzens doch mehr an. Als wir jene Gänge durch das Siebengebirge machten, von welchen ich Ihnen erzählt habe, fühlte ich gewissermaßen unbewußt die tiefe Einsamkeit heraus, in welcher sich der anstrebende Künstler befindet. Sein Gebaren auf der Spitze des Berges im Gewitter, seine abgerissenen Mittheilungen, sein Orgelspiel in der Kirche zu Heisterbach, hatten mir mehr verrathen, als er mir sagen wollte und gesagt hatte. So bot ich ihm meine Freundschaft an. Er drückte mir leidenschaftlich die Hand. Als wir aber am Abend in einem Kahne von Dollendorf aus auf dem mondbeschienenen Rheine nach Bonn fuhren, kam eine weiche Stimmung über ihn, er ergriff auf's Neue meine Hand, die Thränen standen ihm im Auge, während er mit gepreßter Stimme zu mir sprach: „So habe ich denn einen Freund!" „Auf den Du stets vertrauen kannst," antwortete ich ihm, „aber nun schütte mir Dein Herz aus. Ich sehe Dir an, daß Dir allerlei auf der Seele lastet." Er erwiederte: „Ich habe mich entsetzlich allein in meinen Verhältnissen gefühlt. Jetzt weiß ich doch einen Menschen, mit dem ich über Alles reden kann und der mir in meiner Fortbildung nützen und frommen wird." Von seinen Verhältnissen theilte er freilich

*) Vergl. Dr. F. G. Wegeler und Fried. Ries, biograph. Notizen über Ludwig v. Beethoven. Coblenz 1838. S. 1 ff.

trotz alledem wenig mit. Ich kannte sie aber von dem häufigen Verkehr in seinem Hause her. Wenn er sich keine Beschuldigungen gegen die regellose und verderbliche Lebensweise seines Vaters erlaubt, so fühle ich doch aus Allem heraus, daß sie ihm in tiefster Seele zuwider ist. Daß er seiner frommen, sanften Mutter eine schwärmerische Liebe widmet, hörte ich aus manchem Worte. Er sucht sogar heimlich ihre traurige Lage zu bessern, indem er Stunden bei kleinen Bürgersleuten gibt, deren Ertrag er in der zartesten Weise dem Haushalt zuwendet, ohne je einen Heller für sich in Anspruch zu nehmen. Auch für seine kleinern Brüder hat er eine eigenthümliche verhaltene Liebe. So trotzig und wild der Junge aussieht, so schwillt sein Herz doch stets in einem Sturm von leidenschaftlichen Gefühlen. Freilich verbirgt er sich nach Außen hin. Er ist scheu und verschlossen. Und daran sind zumeist die traurigen Verhältnisse des Hauses Schuld. Weil sein Vater keines Ansehens genießt, glaubt er sich auch mißachtet und gemieden. Und so führt denn der begabte Knabe ein trauriges Dasein, auf dessen Abänderung wohlwollende und freundliche Menschen denken sollten."

Die Hofräthin und die jungen Leute waren allmälig doch von Wegeler's Schilderung ergriffen und saßen schweigend in der Runde umher. Der Deutschordensritter aber meinte: „Wenn die Freundschaft Ihnen nicht zu lebhafte Farben an die Hand gibt, so handelt es sich hier allerdings um eine ganz absonderliche Natur."

„Das ist er," sprach der Student, „ich glaube nicht zu übertreiben."

„Und wie meinen Sie, daß man dem jungen Künstler nachhelfen kann?" forschte der Graf weiter. — „Vielleicht — —"

„Als Ludwig's Freund habe ich darüber nachgedacht," fiel ihm Wegeler in's Wort. „Vor allen Dingen möchte ich Sie bitten, nicht zunächst an materielle Unterstützungen zu denken, denn sie könnten den reizbaren und mißtrauischen Geist eher erkälten und befremden, als ihm zur Freude gereichen. Nachdem ich gesehen habe, wie wohl ihm der Umgang eines höher strebenden Menschen thut, denn dafür halte ich mich, ist es mir zur Gewißheit geworden, daß ihn nichts mehr fördern und höher heben würde, als der Verkehr in einem gebildeten Kreise edler Männer und Frauen. Ich will gestehen, daß ich hierbei hauptsächlich an das Haus unserer vortrefflichen Wirthin gedacht habe, dem auch ich so vielfache Veredlung des Herzens und Geistes verdanke."

„Aber braucht es denn dazu so vieler Worte?" rief die Hofräthin. „Bringen Sie mir doch Ihren jungen Freund."

„Ich danke Ihnen," sprach der Student, „und hoffe, Sie werden den Zuwachs, den dieser junge Kreis in dem Musiker gewinnt, nicht bereuen. Da Ihre Söhne selbst die Kunst treiben, in die auch ich mit meinem Violoncell ein wenig pfusche, so werden unsere Trios und Quartette gewiß ihren Vortheil davon haben."

„Aber wir müssen doch auch daran denken, die Lage der Mutter und der kleinern Geschwister zu erleichtern," erhob der Graf das Wort. „Die Welt und die menschliche Gesellschaft sind nun einmal in einer Weise eingerichtet, daß man ohne Mittel nicht leben kann."

„Wenn Frau von Breuning den jungen Beethoven einmal kennen gelernt hat," meinte Wegeler, „so hege ich die Hoffnung, daß sie sich vielleicht entschließt, ihm den Unterricht des kleinen Lenz und der kleinen Lore anzuvertrauen. Die Kinder sollen ja ohnehin bald mit den Anfangsgründen des Claviers beginnen. Ich bin überzeugt, Ludwig wird seine Sache gut machen."

„Wenn er mir sonst gefällt, so habe ich nichts dagegen," erwiederte die Hofräthin.

„Aber ich möchte doch auch gern etwas für den jungen Künstler thun," fiel der Graf ein. „Ich liebe die Musik über alle Maßen und würde es für ein Glück halten, wenn ich einem begabten Jünger dieser Kunst wesentlichen Vorschub leisten könnte."

„Dem steht ja nichts entgegen," rief der Student. „Ich hielt es für meine Pflicht, die ersten Wege für den jungen Freund zu ebnen. Nachdem dieses in wünschenswerther Weise geschehen ist, will ich gewiß Niemanden abhalten, sich in anderer Art für sein Fortkommen zu interessiren. Ich bitte Sie im Gegentheil, sich den jungen Beethoven anzusehen. Wie die Sachen jetzt stehen, werde ich nicht zögern, ihn recht bald bei der Frau Hofräthin einzuführen, wo Sie ihn dann betrachten und sein Talent prüfen mögen."

„Das soll geschehen," sprach der Graf, „aber ich habe mich hier bei Maitrank und Künstlerschicksalen schon über meine Zeit aufgehalten, die Dienstpflicht ruft mich zum Kur-

fürsten. Nehmen Sie meinen besten Dank für die liebenswürdige Gastfreundschaft und die interessanten Mittheilungen. Und auch Dir den besten Dank, kleine Lore."

Er wollte sich eben entfernen, als ein kleiner Mann in den Garten trat, der sich durch ein paar lebendige Augen und bewegliche Züge auszeichnete und dabei in seinem ganzen Wesen eine entschiedene Energie aufwies.

„Ei da ist auch der Capellmeister, der Lehrer, der Professor," riefen die jungen Leute.

„Gut, daß Sie kommen, mein lieber Ries," übertönte sie die Stimme Wegeler's. „Legen Sie noch rasch ein Zeugniß ab: Was halten Sie von Ludwig van Beethoven?"

„Er ist ein Genie," sprach Ries. „Geht er den rechten Weg und hat er Glück, so wird er einer der größten Meister seiner Kunst."

„Bravo," rief der Student.

„Sorgen wir also, daß er den rechten Weg gehe und auch ein wenig Glück habe," schloß der Graf mit feinem Lächeln. Dann verabschiedete er sich in verbindlicher Weise bei der Hofräthin, drückte der kleinen Lore die Hand, verbeugte sich gegen die Herren und verließ, von den Söhnen der Dame begleitet, den Garten.

Als der Gast und dann auch die Hofräthin mit dem Musikdirector Franz Ries gegangen waren, brach in dem Kreise der Jünglinge sofort das durch seine Gegenwart unterdrückte Leben desto entfesselter empor. Sie sprachen dem köstlichen Tranke zu, jauchzten und sangen, daß es bis an den späten Abend über Flur und Land klang. Keiner aber schien vergnügter, als der treue Wegeler. Es war ihm eben ein schönes Freundschaftswerk gelungen.

Drittes Capitel.

Der kurfürstliche Tenorist Johann van Beethoven hatte nach seines Vaters, des Bassisten und Capellmeisters Tode, die Bonngasse verlassen und bewohnte mit seiner Familie ein paar bescheidene Zimmer in dem Hause Nr. 934 der Rheingasse. In die Thür dieses hochgiebelten Gebäudes trat am Nachmittage des folgenden Tages der Studiosus Wegeler, durchschritt den Gang und tastete sich die dunkle Treppe hinauf bis an die Wohnung, in welcher er den jungen Componisten aufzusuchen beabsichtigte.

Als er auf dem Flur angelangt war, wo sich das Quartier des Sängers befand, hörte er durch die Spalte der angelehnten Thür eine Unterhaltung, die er weniger aus Neugierde als aus Bescheidenheit nicht stören wollte. So hielt er die Schritte an und wurde Zeuge eines Gespräches, das von einem Manne und einer Frau geführt wurde.

„Nein, nein," ließ sich eine sanfte weibliche Stimme vernehmen. „Ich kann das Geld nicht annehmen. Es ist zu viel, es ist zu viel."

„Ich sage Ihnen aber," erwiederte der Mann, „daß ich eine alte Schuld löse. Wenn ich ein tüchtiger Musiker geworden bin, so verdanke ich es hauptsächlich dem alten Capellmeister, Ihrem Schwiegervater. Er hat mir Jahre lang Stunden im Generalbaß ertheilt und sich unsägliche Mühe mit mir gegeben. Ich war aber damals ein armer Schelm und konnte ihm all die Arbeit nicht vergüten. Jetzt aber bin ich in guten Verhältnissen, habe ein einträgliches Amt bei der Capelle und dazu noch Stunden vollauf. Es würde mein Gewissen bedrücken, wenn ich nicht den frühern Verpflichtungen nachkäme. Da nun der alte Herr gestorben ist, so zahle ich natürlich die Schulden an die Nachkommen."

„Wenn sich auch Alles so verhält, wie Sie sagen," sprach die Frau, „so haben Sie mir mit der Zeit doch schon so beträchtliche Summen in das Haus gebracht, daß sie sicherlich die möglichen Forderungen, die der Schwiegervater an Sie haben konnte, übersteigen."

„Aber Sie werden mir doch glauben," tönte die ärgerliche Antwort.

„Ehe ich noch etwas von Ihnen annehme, muß ich meinen Mann fragen," sprach jetzt wieder die Frau mit einer tiefen Weichheit. „Er muß wissen, ob Sie nicht zu viel thun."

„Daß Sie mir nur nicht eine solche Thorheit beginnen," rief nun der Andere. „Sie wissen, ich will nichts mit ihm zu thun haben in dieser Angelegenheit."

„Ach Gott," weinte die Frau laut auf.

„Wozu sollen wir uns etwas weis machen," sprach darauf der Mann tröstend. „Er trägt ja all seinen Verdienst in die Schenke. Sie leiden ein schweres Schicksal."

„Und Sie wollen dieses Schicksal durch Almosen erleichtern," schluchzte die Frau unter Thränen.

„Kommen Sie doch nicht immer darauf zurück, sondern vertrauen Sie mir," ermuthigte der Andere.

„Es wird mir zu schwer, nehmen Sie das Geld wieder mit," bat jetzt die Frau. „Wenn der Capellmeister Ihnen Unterricht ertheilt hat, so vergelten Sie es ja hundertfach an meinem Ludwig, der es Ihnen allein verdankt, daß er die Geige, von der er sonst nichts wissen wollte, liebt und daß er, wie Sie sagen, gute Fortschritte im Spiel macht. Lassen Sie also Schuld um Schuld aufgehen."

„Ei, wer behauptet denn, daß ich ihm das Honorar schenken will," fiel ihr der Mann in's Wort. „Glauben Sie nur, ich schreibe jede Stunde an und nicht etwa in den Kamin, sondern schwarz auf weiß gebucht. Sobald er im Stande ist, soll er Alles zahlen. Der Ludwig ist ein tüchtiger Bursche und wird sicherlich ein trefflicher Musiker. Da bekommen Sie gute Tage und ich meinen Lohn. Aber ich muß in die Stunde. Hier liegt das Geld auf dem Tisch und nun leben Sie wohl!"

Wegeler hörte rasche Tritte im Zimmer. Er trat in eine dunkle Ecke, um den Anschein, als habe er den Lauscher gemacht, zu meiden. Hätte er nicht schon die Stimme des Redenden erkannt, so würde ihm der Anblick des an ihm vorbeistürmenden Mannes keinen Zweifel über dessen Person gelassen haben.

„Der Ries ist doch ein trefflicher Mensch," sprach er für sich. „Er weiß seine Wohlthaten in der besten Form anzubringen. Die Musikanten sind in der That nicht so schlimm, wie die Welt sie oft machen möchte."

Nach einer Weile klopfte er an die Thür und trat ein. Ludwig's Mutter barg eben etwas in der Tasche. Sie hatte noch die Thränen in den Augen und stellte sich gegen das Licht, um sie zu verbergen.

Wegeler that, als ob er nichts sehe, und fragte nach dem Sohne.

„Er ist in der Kammer," sprach die Frau.

Der Student schritt in eine Stube, die nach Hofe hinaus gelegen war und ein äußerst einfaches Ansehen bot. Ein schlichtes Bett von rohem Holz und mit den gewöhnlichsten Einlagen stand in der Ecke und bewies, daß man sich in einem Schlafzimmer befand. Dagegen zeugte ein altes Clavier, das seinen Platz an der Wand und eine Geige, die auf demselben ruhte, sowie ein wackeliger mit Noten und Büchern belegter Tisch dafür, daß hier zugleich ein Asyl für musikalische Arbeiten war. Ueber dem Clavier aber hing ein stattliches Portrait in Oel, das den alten Capellmeister Ludwig van Beethoven in sauberer und reicher Kleidung darstellte. Außerdem waren noch manche Kupferstiche, mit den Köpfen berühmter Tonsetzer, an den Wänden zu sehen.

In dieser kleinen Welt hauste der Knabe Ludwig van Beethoven. Mit glühendem Haupte und wirren Augen saß er mit einem Beine auf einem alten Stuhle, indem er mit dem andern zum Aufstehen bereit war. Vor ihm lagen verschiedene Notenblätter, auf die er eben in rascher Eile eine Menge von Noten warf. Er schien so vertieft in seine Arbeit, daß er den eintretenden Freund nicht merkte. Wegeler schritt denn auch an ihm vorüber und setzte sich an's Fenster, indem er dem eigenthümlichen Gebaren des Knaben zuschaute, der bald an das Clavier lief und dort ein paar Accorde griff, dann eine abgebrochene Tonreihe mit rauher Stimme sang, und schließlich wieder an seinen Tisch ging, um die gefundenen Melodien und Harmonien zu fixiren. Bei dieser Beschäftigung zitterte, zuckte und bebte ein eigenthümliches Feuer und Leben durch den Jungen, dessen Beobachtung den jungen Naturforscher in einer Art interessirte, daß er jede Bewegung mied und fast den Athem anzuhalten suchte.

Endlich rief Ludwig: „Fine!" und machte einen großen Kratzfuß unter seine Noten.

„Nun, Furioso, was hast Du fertig gebracht?" fragte der Student.

„Ein Trio in es dur für Pianoforte, Violine und Violoncell. Es ist einer der höchsten Versuche in der freien Schreibart und enthält ein Scherzo, etwas ganz Neues, das vielerlei Nachahmung haben wird."*)

„Kennst Du auch das Sprichwort: Eigenlob — —" sprach der Student ironisch.

„Pah," erwiederte Ludwig, „selbst ist der Mann. Ich weiß, was ich weiß, und sag es auch dreist."

„Willst Du es drucken lassen?" fragte Wegeler.

„Wenn ich einen Verleger hätte, gewiß," antwortete der Knabe, „aber wer wird etwas von mir nehmen? Dazu gehört ein Name. Nun, ich werde mir einen Namen machen."

„Und dann wirst Du viel Geld verdienen, mein Furioso!" fügte Wegeler trocken hinzu.

„Geld wie Heu," sprach der Knabe, „aber zunächst geht es um den Ruhm."

„Nun, so laß Dein Trio doch aufführen,"

*) Vergl. Schindler. Biographie von Ludwig van Beethoven. 3. Aufl. Münster 1860. S. 10.

rief der Freund, „da kommt der Ruhm geflogen."

„Als ob mir das Einer aufführte," lautete die trotzige Antwort. „Ich bin den Leuten noch zu jung. Man lacht mich aus. Die meisten Musiker sind Neidhämmel, aber es wird die Zeit kommen, wo ich sie auslache. Du sollst es erleben."

„So werde ich Dir die Composition aufführen lassen?" sagte der Andere.

„Wie wolltest Du das machen?"

„Das ist meine Sache," sprach Wegeler sehr bestimmt. „Hast Du das Trio abgeschrieben?"

„Die Stimmen sind eben fertig geworden," antwortete der Componist.

„So gib sie mir," ermunterte der Freund, „aber Du mußt das Clavier spielen."

„Mir ist's recht," erwiederte der Knabe, indem er ihm einige Notenblätter übergab.

„Noch Eins," sagte jetzt Wegeler, „ich habe Aussicht, Dir in einem vornehmen Hause Stunden zu verschaffen, hast Du Lust dazu?"

„Gewiß, wenn mir die Leute gefallen. Wo soll ich sie geben?" forschte Beethoven.

„Bei einer Familie," erklärte der Student, „wo Du nicht allein Lohn für Deine Mühe, sondern auch Förderung und Erhebung für Geist und Herz finden wirst, denn ein anregender bildender Umgang thut Dir vor Allem Noth."

Der junge Beethoven sah ihn mit freudigen Augen an und sprach: „Du guter Franz!"

„So mach Dich fertig, ordne Deinen Anzug und komme mit mir," gemahnte der Andere.

„Wohin?" fragte der etwas erstaunte Knabe.

„Folg' und vertrau' mir," erwiederte der Student, „ich werde Dich einen guten Weg führen."

„Es sei!" schloß der Künstler lachend. Dann ordnete er sein wirres Haar, wusch sich in einer Ecke und zog seine besten Kleider an, in denen er gleichwohl noch immer struppig genug aussah. Unterdeß trat auch die Mutter in das Zimmer und fragte, wohin er gehe? Wegeler that geheimnißvoll wie vorher. Die gute Frau meinte aber, daß sie ihm den Sohn vertrauensvoll übergeben dürfe. Dann verließen die jungen Leute das alte Haus und schritten durch verschiedene Gassen über den Markt dem Platze zu, an welchem das schöne im romanischen Stile erbaute Münster seine schlanken Thürme und Wölbungen in die Luft hebt.

Dieser herrlichen Kirche quer gegenüber an der nordöstlichen Seite des Platzes erhebt sich ein stattliches Gebäude im Stile des vorigen Jahrhunderts, das tiefer in die Häuserreihe hineingerückt ist und einen hofartigen Vorplatz besitzt, der durch ein eisernes Gitter mit einem in der Mitte eingefügten Thore geschlossen wird. An diesem Thore hielt Wegeler mit seinem Begleiter und läutete die Glocke. Ein Bedienter kam aus dem Hause und öffnete. Der Student schritt wie ein alter Bekannter, ohne irgend welche Erkundigungen einzuziehen, in den Hof und dann in das Haus, wo er an einer Thür klopfte und, fast ohne ein Herein abzuwarten, eintrat, indem er den etwas scheuen Musiker an der Hand hinter sich herzog.

„Da bringe ich meinen jungen Freund Ludwig van Beethoven!" rief Wegeler. Und dann stellte er dem Knaben die Anwesenden vor. Es waren aber die Mitglieder der Familie von Breuning, nämlich die Hofräthin, ihre Söhne Stephan, Christoph und Lenz und die Tochter Leonore. Die würdige Frau empfing den Neuling, dem man ansah, daß er sich noch wenig in der Gesellschaft bewegt hatte, mit der wohlwollendsten Freundlichkeit und sprach die Hoffnung aus, daß er wie Wegeler ein Freund ihrer Kinder werden würde. In derselben treuherzigen Weise begrüßten ihn die Kinder. Die beiden ältern Söhne, welche ihn an Jahren überragten, reichten ihm die Hand. Lenz, der ihm im Alter am nächsten stand, und Lore sahen ihn aus leuchtenden Augen an. Der junge Künstler wurde durch diesen Empfang in der freundlichsten Weise berührt. War er auch wegen seines Clavierspiels in dieses oder jenes Haus gerufen worden, so hatte man ihn doch immer entweder als Wunderkind oder als etwas Absonderliches betrachtet und darnach behandelt. Hier fand er dagegen sofort ein so rein menschliches Verhalten, daß sich sein Herz freudig öffnete.

In dem großen Zimmer, das in seinen massiven Möbeln, in den an den Wänden hängenden Bildern und einem schönen Flügel, sowie andern musikalischen Instrumenten, die Zeichen der Wohlhabenheit seiner Besitzer an den Tag legte, befanden sich noch verschiedene andere Personen, in denen Beethoven sofort seinen Lehrer, den Violonisten und Capellmeister Franz Ries und einige Mitglieder der kurfürstlichen Capelle erkannte, die ihn nunmehr auch bewillkommten. In zwei Fremden

stellte Ries, der auf dem vertrautesten Fuß mit dem Schüler stand, den Violonisten Andreas und den Violoncellisten Bernhard Romberg vor, die sich als Virtuosen eines äußerst vortheilhaften Rufes erfreuten. Mit den übrigen Anwesenden kam Ludwig vorläufig nicht in Berührung. Er hatte ihrer auch kaum Acht. Nur eine hübsche Blondine mit langen fliegenden Locken und hellen blauen Augen, die oft in leichten anmuthigen Bewegungen durch das Zimmer flog, um hier und dort etwas zu besorgen, und ihm im Vorübergehen einen muntern Blick zublitzte, machte ihm jedesmal, wenn er sie sah, einen tiefen Eindruck.

Es handelte sich in dieser Gesellschaft, wie sich bald zeigte, um einige musikalische Aufführungen. Abgesehen davon, daß Frau von Breuning die Musik als geist- und herzbildende Kunst in ihrem Hause hegte und pflegte, suchte sie auch bei ihren Söhnen den Fleiß und den Ehrgeiz anzuregen, indem sie dieselben bei solchen Gelegenheiten mitwirken ließ. Der Mutter war es nicht darum zu thun, ihre Kinder zu Virtuosen zu erziehen, denn sie wußte, daß dazu eine ganz besondere Begabung gehört, aber sie wußte auch, daß zur Einsicht in das Wesen einer Kunst nichts förderlicher ist, als eine liebevolle Beschäftigung mit derselben, und daß ferner jede Beschäftigung in diesem Sinne der allgemeinen geistigen Bildung zu Gute kommt.

Und so gab es denn einige Aufführungen von Quartetten und Trios, bei denen Stephan und Christoph so wie auch Wegeler, der ein wenig Violoncell spielte, in zweiter Reihe thätig waren, während die Mitglieder der Capelle die ersten und schwierigen Stimmen spielten. Beethoven aber erhielt den Platz am Clavier und entledigte sich seiner Aufgabe zur größten Zufriedenheit.

Nun wurde auch die anmuthige Blondine zum Vortrag einiger Lieder herangezogen. Ludwig sollte sie begleiten und Frau von Breuning stellte sie dem jungen Musiker als Fräulein Jeanette d'Honrath aus Cöln vor. Wie fast alle jungen Mädchen, wenn sie zu einer musikalischen Leistung herangezogen werden, zierte sie sich zuerst eine Weile, indem sie über eine kleine Heiserkeit und dann über eine Gemüthsstimmung, die nicht zum Singen passe, klagte, dann aber griff sie doch nach den Liederheften und blätterte bald in dem einen, bald in dem andern die Kreuz und Quer, während sie behauptete, dieses liege ihr zu hoch und jenes zu tief. Endlich wollte sie es denn doch mit einem versuchen, das sie sich über den Flügel gebeugt noch einmal ansah und durchlas, wobei ihre Locken bald die Blätter, bald die Schultern des jungen Musikers streiften, und ihr Hauch durch seine Haare ging. In einer solchen Lage hatte sich der Knabe noch nie befunden. Es wurde ihm heiß und kalt bei dieser anmuthigen weiblichen Coketterie, die ihn wie ein neues Leben umflatterte.

Endlich begann sie zu singen. Sie hatte eine schöne, klare Stimme, deren Töne hell und kräftig den Saal durchklangen. Auch wußte sie der Melodie und den Worten des Dichters einen eigenthümlichen Ausdruck zu verleihen. Beethoven begleitete vortrefflich, er schmiegte sich ihrem Gesang an und wußte sie gleicherweise mit sich fortzureißen. Als das erste Lied unter dem allgemeinen Beifall der Anwesenden beendet war, folgten ungebeten eine Reihe anderer. Von der belegten Stimme und den unpassenden Tonlagen war keine Rede mehr. Im Rausche der Anerkennung verschwanden alle Bedenklichkeiten. Das schöne Mädchen ließ mit lachendem Nicken einen Theil des Lobes dem trefflichen Begleiter zukommen. So steigerte sich die Begeisterung beider. Sie sahen sich, um das rechte Einverständniß zwischen Melodie und Accompagnement herzustellen, stets häufiger in die Augen. Dem jungen Musiker klopfte das Herz laut auf, als sie, ihn aus den hellen, leuchtenden Augen betrachtend, ein damals bekanntes Lied schloß:

> Mich heute noch von Dir zu trennen,
> Und dieses nicht verhindern können
> Ist zu empfindlich für mein Herz.*)

Als das Lied unter erneutem Beifalle beendet war, und dem jungen Ludwig noch Alles vor den Augen schwamm, trat Wegeler auf ihn zu und flüsterte ihm zu: „Paß auf, jetzt wird Dein Trio aufgeführt. Verrath Dich nicht. Keiner darf merken, daß die Arbeit von Dir ist. Ich hab' es dem Grafen von Waldstein gegeben. Er ist Dir sehr gewogen. Also mach' Deine Sache gut!"

In demselben Augenblicke trat der Graf, der erst vor Kurzem in die Gesellschaft gekommen war, zu den Musikern mit den Worten: „Die Frau Hofräthin hat mir von Ihrer Anwesenheit in ihrem Hause gesagt.

*) Vgl. Wegeler a. a. O. S. 42. ff.

Nun habe ich grade ein Trio zugeschickt erhalten, das mir sehr gerühmt wird. Da ich aber hier so vortreffliche Kräfte zusammen finde, so würde es mich außerordentlich interessiren, und ich glaube, daß es für Sie selber nicht minder interessant sein wird, das Werk zu hören."

Von allen Seiten hörte man zustimmende Worte erschallen, wobei zugleich die Frage nach dem Meister laut wurde und sich hier und dort die Ansicht äußerte, der Graf, der in der That ein geschickter Tonsetzer war, werde selber der Componist sein.

„Ich denke, wir lassen den Verfasser vorläufig bei Seite und halten uns an das Werk," meinte Waldstein mit feinem Lächeln. „Wir wollen dann sehen, ob wir aus der Arbeit den Künstler erkennen."

Auch dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Der Graf aber bat die beiden Romberg und den kleinen Beethoven, die Aufführung zu übernehmen, welche sich denn auch gleich zu den Instrumenten setzten und das Stück begannen, das, obgleich sie es prima vista oder vom Blatte spielten, voll und gediegen zur Ausführung kam und bei den Zuhörern einen entschieden günstigen Eindruck machte. Besonders das Scherzo überraschte durch seine originellen und neuen Wendungen. Man spendete dem unbekannten Componisten reichliches Lob.

„Nun und wer ist der Meister?" fragte jetzt Waldstein.

„Von Haidn kann es nicht sein, dafür ist es zu leidenschaftlich," sprach der ältere Romberg.

„Auch Mozart hat es nicht verfaßt," setzte sein Vetter Bernhard hinzu, „einige dunkle Stellen und Absonderlichkeiten im Satze sprechen dagegen."

„Jedenfalls ist es ein Mann, der seine Sache trefflich versteht," meinte Ries.

„Herr Graf, treten Sie doch aus dem bescheidenen Dunkel hervor," wandte sich jetzt die Hofräthin an den Deutschordensritter.

„Ja, ich will Ihnen das Räthsel lösen," sagte der Graf. „Der Componist des Trios ist hier dieser junge Ludwig van Beethoven."

Auf allen Gesichtern, mit Ausnahme von Waldstein und Wegeler, der übrigens mit freudigen Augen auf den jungen Freund sah, lag das offenkundigste Erstaunen. Die anwesenden Musiker, selbst Ries nicht ausgenommen, hatten das Ansehen, als fielen sie aus den Wolken. Nach den ersten Ausrufungen der Verwunderung begann eine allgemeine Gratulation für den genialen Knaben, bei der die Mitglieder der Breuning'schen Familie die größte Herzlichkeit an den Tag legten und der sich selbst die Musiker, wenn es auch bei dem einen oder andern mit einem gewissen Mißbehagen geschah, nicht entziehen konnten. Wegeler drückte den Freund an sich. Der Graf war voller Wohlwollen und Zuvorkommenheit für den jungen Musiker. Als ihm aber auch Jeanette d'Honrath die Hand reichte, durchzuckte ihn ein heißes Gefühl bis an das Herz hinan.

Frau von Breuning nahm in Begleitung von Wegeler den Musiker bei Seite und fragte ihn, ob er den jüngern Kindern des Hauses Unterricht auf dem Clavier geben wollte. Im Gefühle der Dankbarkeit für ein Haus, wo er gleich von vorn herein so schöne Stunden verlebt hatte, sagte er sofort zu, und Lenz und Lore, die nun zu Bette gehen sollten, wurden herbeigeholt und lächelten den jungen Lehrer vergnüglich an.

Unterdeß nahm Waldstein den Capellmeister Ries in eine Ecke des Saales und fragte: „Aber warum ist dieser junge Mensch nicht Mitglied der Capelle?"

„Ich hätte ihn längst vorgeschlagen," lautete die Antwort, „wenn ich unsre Musiker nicht kennte. Unter den Leuten der Harmonie ist leider die Disharmonie zu Hause. Neid und Mißgunst haben kein Ziel und Ende. Was würden die alten Knasterbärte zu der Anstellung eines solchen jungen Fants sagen? Er wäre seines Lebens nicht sicher."

„Das wollen wir doch einmal sehen," rief der Graf. „Der Junge ist kostbar. Er wiegt ihrer ein Dutzend auf. Ich werde mit dem Kurfürsten reden."

Die Gesellschaft sammelte sich nun um einen großen Tisch, auf dem ein einfaches Mahl bereitet war, und blieb noch lange in heiterer Stimmung beisammen. Ludwig saß mit funkelnden Augen neben Jeanette d'Honrath. Viele Worte standen ihm freilich nicht zu Gebote. Als endlich aufgebrochen wurde, taumelte er voller Glück und froher Hoffnung für die Zukunft neben Wegeler nach Hause.

Viertes Capitel.

Der junge Beethoven war in der Breuning'schen Familie bald wie Kind im Hause. Die Stunden, welche er Lenz und Lore gab,

und die ihm, da sowohl der Knabe wie das Mädchen Talent und Lust an den Tag legten, Freude machten, führten ihn fast jeden Tag in die Wohnung am Münsterplatze. Da für den Unterricht aber der späte Nachmittag gewählt war, so blieb er nachher auch gewöhnlich den Abend, wo sich die verschiedenen Mitglieder des Hauses im Familienzimmer versammelten und je nach den Umständen ernste oder heitere Dinge trieben.

Was die ernsten Seiten angeht, so öffneten sich hier dem jugendlichen Künstler mancherlei neue Gesichtspunkte. Als Gegengabe für seine musikalischen Leistungen erhielt er durch die jungen Akademiker, denen sich Wegeler mit seiner Strebsamkeit und vielseitigen Bildung anschloß, manche Einsichten in Literatur und Wissenschaft, welche nicht wenig zu seiner geistigen Förderung beitrugen. Als Grundlage der damaligen Bildung galt die Kenntniß des Alterthums. Da Ludwig nun nicht im Stande war, die Schriftsteller der Vorzeit in der Ursprache zu lesen, so sorgten seine Freunde, daß er ihre Werke wenigstens in der Uebersetzung kennen lernte, die denn auch nicht selten gemeinschaftlich vorgelesen wurden. Welche Freude eröffneten ihm aber die Irrfahrten des klugen Odysseus, die der alte Vater Homer so herrlich besungen hat, und die damals schon in der schönen Uebersetzung von Voß vorlagen! Wie erhoben und begeisterten ihn ferner die Lebensbeschreibungen der großen Männer, deren Historiker der treffliche Plutarch geworden ist, und die ihm mit einem Male als nachahmungswürdige Vorbilder auftauchten. Er lernte schon damals die Bücher kennen und lieben, die später die Begleiter seines ganzen Lebens geworden sind. Aber auch in die gleichzeitige Literatur des Vaterlandes, die sich mit einem Male zu einer vollen ungeahnten Blüthe erschloß, wurden reiche Blicke gewonnen, denn die jungen Leute beschäftigten sich mit Lessing, Klopstock, Herder und Goethe, dessen Stern bereits strahlend aufgegangen war. Wegeler, so wie Stephan und Christoph von Breuning versuchten sich dabei selbst in Gedichten, die sie sich gegenseitig mittheilten und zu denen Ludwig mitunter Melodieen lieferte. So fehlte es denn nicht an mannigfachen Anregungen.

Daß auch Scherz und Spiel nicht verbannt war, wie es die unbesorgte Jugend liebt, welche noch wenig vom Ernst des Lebens kennt, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Und es kennt auch jeder ihre Art und Weise, denn Scherz und Spiel haben allerwärts den gleichen Zuschnitt. Sie sind kostbar für den, der hinein verwickelt ist und gleichgiltig für den, der sie von fern anschaut. Aber es gab im Breuning'schen Hause auch Verhältnisse, die über die gewöhnlichen Dinge jugendlicher Geselligkeit hinausgingen. Die jungen Herzen befanden sich nämlich in dieser Zeit in keiner geringen Aufregung. Den Grund und die Ursachen zu vielfachen Gemüthsbewegungen gab aber Niemand anders, als Jeanette d'Honrath. Außer Wegeler waren eigentlich die Jünglinge und Knaben alle angebrannt. Und das konnte allerdings nicht zu verwunderlich sein. Das Mädchen glänzte durch eine frischentblühte anmuthvolle Schönheit, durch einen überaus muntern und heitern Geist, wie durch Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit des Wesens. Freilich war sie verhältnißmäßig viel zu alt für die jungen Burschen. Aber wer von ihnen dachte an die große Hauptsache, die dem Knaben, dessen Herz zu pochen beginnt, eine geringfügige Nebensache ist. Fast jedes junge männliche Herz beginnt mit einer Leidenschaft, deren Gegenstand eigentlich nur ruhige mütterliche Gefühle zu dem stürmischen, heftigen Liebhaber hat. So mochte es auch hier sein. Jeanette hatte aber zugleich eine kleine Neigung zur Coketterie. Da sie merkte, daß die Akademiker Stephan und Christoph, der Gymnasiast Lenz und Musikus Beethoven ihr zugethan seien, so hielt sie alle in Athem, gab dem einen und andern ein gutes Wort und Beethoven süße Lieder mit schmachtenden Blicken:

> Mich heute noch von Dir zu trennen,
> Und dieses nicht verhindern können,
> Ist zu empfindlich für mein Herz.

Nun hatte sie dem Jüngling-Knaben auch eines Abends zugeflüstert, daß sie die Hoffnung hege, er werde ihr doch auch bald einmal ein Lied von seiner Composition bringen, welches sie ihm dann so schön wie möglich vorsingen wolle. Ludwig war hochroth im Gesicht geworden. So sehr ihn aber der Auftrag beglückte und entzückte, so bestand seine Antwort doch nur in einigen unarticulirten Tönen, welche die lächelnde Jeanette indeß vollkommen gut verstand.

Schon am folgenden Tage schleppte Beethoven, der grade nicht über eine große Bibliothek zu gebieten hatte, sich aus dem Breuningschen Hause und der Wegeler'schen Studirstube so viele poetische Bücher zusammen,

als er nur auftreiben konnte. Er hatte nämlich die Absicht, in denselben irgend ein Gedicht zu suchen, welches die leidenschaftliche Erregung seines Herzens wiederspiegelte und welchem er ein leidenschaftliches musikalisches Kleid geben wollte, um auf diese Weise dem Mädchen seine Gefühle mitzutheilen.

Und so blätterte er denn mit emsigem Fleiße in den verschiedenen Gedichtsammlungen. Aber die Sache ging nicht so leicht von Statten, wie er gedacht hatte. Er konnte den Drang seiner stürmischen Gedanken in keinem einzigen Liede wiederfinden. Die meisten waren ihm zu flau und nichtssagend. Andere, in welchen ein Anklang an seine Gefühle hauchte, paßten nicht zu der Lage, in welcher er sich befand. Er fing an, höchst verdrießlich über die deutschen Dichter zu werden, von denen kein Einziger ihm eine zweckmäßige Unterlage für seine Composition bot.

Da trat plötzlich Stephan von Breuning in seine Stube. So lieb der Freund auch Beethoven geworden war, so empfand er doch in diesem Augenblick seine Gegenwart als eine Störung und zeigte wenig Lust, mit ihm anzubinden. Aber auch Stephan schien einigermaßen befangen. Die erste Begrüßung wollte ihm nicht recht flott über die Lippen.

„Guten Tag, Beethoven," sprach er mit halber Stimme.

„Was gibt's?" fragte Ludwig.

„Ich kam grade des Weges," lautete die stotternde Antwort, „da wollte ich einmal nach Dir sehen."

Der Musiker gab keinen Bescheid und blätterte in dem Buche, das vor ihm auf dem Tische lag, weiter.

Eine kleine Pause folgte, in der Stephan auf und ab im Zimmer ging und sich die Bilder betrachtete. Dann fragte er: „Wer ist der Mann, den das Porträt über dem Clavier vorstellt?"

Ludwig that, als ob er nichts höre und träumte über seinen Gedichten.

„Du scheinst ja in sehr ernste Studien vertieft," meinte der Student. „Was suchst Du? Kann ich Dir vielleicht helfen?"

„Blitz und Donner," rief jetzt der Tonkünstler und warf das Buch in eine Ecke. „Was die Poeten doch für dumme Kerls sind. Da sitze ich nun schon Stunden lang und suche mir ein Gedicht für die Composition, ohne daß ich drei vernünftige Strophen zu finden vermag. Es ist ein Jammer um die verdorbene Zeit."

„Vielleicht kann ich Dir ein passendes Gedicht geben," rief jetzt Stephan mit einem leisen Erröthen.

„Laß sehen," entgegnete Ludwig.

„Du könntest mir sogar einen Gefallen damit thun, — — wenn Du mir eine Melodie zu dem Texte machen wolltest," fuhr der junge Breuning muthiger, aber noch immer stotternd fort. — „Das Gedicht ist von einem Freunde von mir — — einem Akademiker — — der in ein hübsches Mädchen verliebt ist. — — Er möchte ihr damit eine Erklärung machen. — — Willst Du vielleicht?"

„So laß doch sehen," rief Beethoven aus.

„Ich darf es nicht aus den Händen geben — — der Freund hat es verboten — — aber ich will es Dir vorlesen."

„So lies meinetwegen."

Stephan nahm ein Papier aus der Tasche und erhob die befangene Stimme:

„Du pochst so heiß, Du junges Herz,
O Herz, was soll das geben?
Du bist voll Lust, Du bist voll Schmerz,
O Herz, welch' neues Leben!

Das thut, ein blaues Augenpaar,
Ein Mund in ros'gen Wangen
Und helles, blondes Lockenhaar,
Die halten mich gefangen.

Ach schüttelt sie die Locken licht
Und blitzt sie mit den Augen,
Wenn sie aus süßen Lippen spricht,
Da will kein Fliehen taugen.

Du pochst so heiß, Du junges Herz,
O Herz, was soll das geben?
Du bist voll Lust, Du bist voll Schmerz,
O Herz, welch' neues Leben!

Als er geendet hatte, sprang Beethoven auf und rief: „Junge, das ist just, was ich suche. Ich will es componiren. Gib her."

„Ich darf es nicht ausliefern, aber ich will es Dir abschreiben," sprach Stephan.

„So nimm Feder und Tinte," fiel ihm der Freund in das Wort und reichte ihm die Schreibmaterialien.

Beethoven war so vergnügt in dem Gedanken, das richtige Lied zu besitzen, daß es ihm gar nicht einfiel, Stephan könne selbst der Dichter und seine Erzählung nur eine leere Ausflucht sein. Daß der Freund auch für Jeanette schwärme, lag ihm vollends fern. Die erste Liebe denkt überhaupt nur an sich selber. Als er das Lied auf dem Papiere erblickte, nahm er es, legte es in

eine Mappe und rieb sich vergnügt die Hände, indem er ausrief: „Vortrefflich, vortrefflich, Du bist ein capitaler Junge!"

„Und wann soll ich mir die Composition holen?" fragte jetzt Stephan.

„Morgen früh," erwiederte Ludwig, dessen Wesen mit einem Male ganz verändert war. „Aber jetzt nimm Platz. Laß uns plaudern, denn da ich des leidigen Suchens in den Büchern überhoben bin, habe ich Zeit vollauf. Du wolltest ja wissen, wen das Porträt vorstellt?"

In diesem Augenblicke traten auch Christoph und Lenz mit Wegeler ein. Stephan hatte einen Spaziergang mit ihnen gemacht und war ihnen entronnen, um, wie er sagte, einen Augenblick beim Furioso vorzusprechen.

Beethoven ließ sich durch die Ankommenden nicht stören und rief, nach dem Bildniß zeigend: „Nicht wahr, ein stattlicher Mann. Er war mein Großvater. Leider ist er uns zu früh entrissen worden. Er starb, als ich drei Jahre alt war, aber ich habe die vollste und reinste Erinnerung an ihn und denke seiner alle Tage. Seine Stimme ist noch in meinem Ohr und der Glanz seiner Blicke ist noch in meinen Augen. Wie herzlich konnte er mit dem Enkel lachen, scherzen und spielen! Ich besaß sein ganzes Herz! Außer von meiner Mutter habe ich von keinem Menschen das Gefühl der Liebe so lebendig empfunden, wie von ihm. Und er war auch ein tüchtiger Mann, der einen wackern Lebenslauf hinter sich hatte, und durch sich selbst aus einem Sänger zum Capellmeister wurde. Ich will ihm nachstreben mein ganzes Leben lang. Das Bild ist mir unendlich lieb. Ich vertauschte es nicht mit der schönsten Galerie. Wenn das Haus abbrennte, stürzte ich durch die Flammen, um das Bildniß meines Großvaters zu retten."

Der Knabe sah ganz begeistert aus und hatte in diesem Augenblicke gewissermaßen ein imposantes Ansehen.

Wegeler reichte ihm die Hand und rief: „Furioso, Du bist ein tüchtiger Kerl."

Die jungen Leute plauderten noch eine Weile über Eins und das Andere und forderten Ludwig auf, sie nach Hause zu begleiten, wozu auch die Mutter, welche mittlerweile hereingetreten war, ihn anspornte, weil er sich ohnedies zu wenig Bewegung in frischer Luft machte. Der Sohn lehnte aber alle diese Lockungen entschieden ab, indem er vorgab, er müsse noch eine dringende Arbeit beendigen.

Die Freunde entfernten sich von Frau Beethoven begleitet. Der Musiker setzte sich an das Clavier, auf dessen Pult er das Lied gelegt hatte und phantasirte lange Zeit. Dann brachte er die Composition, die sich allmälig entwickelt hatte, auf das Papier.

Als Stephan von Breuning am andern Morgen wieder in die Stube trat, übergab der Freund ihm eine Abschrift des fertigen Liedes. Der Akademiker dankte und bat ihn, die Geschichte von dem Schüler, der das Lied gemacht habe, und dem Mädchen, das dieser Schüler liebe, Niemandem zu erzählen. Als Ludwig ihm das Versprechen gegeben hatte, verließ er das Haus.

Am Nachmittage aber begab sich der junge Musiker mit einer saubern Rolle, die gleichfalls eine Abschrift des Liedes enthielt, auf den Weg nach dem Breuning'schen Hause. Sein Herz klopfte hochauf, denn er hatte keine andere Absicht, als die Composition der schönen Jeanette d'Honrath zu übergeben. Da er sie aber allein zu treffen wünschte, so wählte er eine Stunde, in welcher seine Freunde gewöhnlich die Collegien zu besuchen pflegten.

Als er die Klingel zog, kam es ihm vor, als hörte er im Innern des Hauses die Melodie seines Liedes ertönen. Aber der Lärm der Straße hinderte ein scharfes Lauschen. Auch erschien der Bediente sofort, um zu öffnen. Auf dem Flur horchte er von Neuem, aber Alles war still. So mochte denn seine Vermuthung auf einer Gehörtäuschung beruhen. Er klopfte an die Thür des Wohnzimmers und sah im Eintreten Jeanette, die am Clavier saß, und ein Notenblatt fortlegte. Sie war allein. Besser konnte er es nicht treffen.

Mit vollendet knabenhafter Scheuheit stapfte er nun in die Nähe des anmuthigen Mädchens und übergab mit denselben unarticulirten Tönen, unter denen er den Auftrag zu dem Liede in Empfang genommen hatte, die Rolle. Jeanette nahm und entfaltete sie und fand auf dem Titel die Worte: „Lied, componirt und Fräulein Jeanette d'Honrath zugeeignet von Ludwig van Beethoven."

Das Mädchen las den Titel und schaute in die Noten. Dann knixte es mit eigenthümlich spöttischem Lächeln seinen Dank.

„Aber Niemandem zeigen!" stotterte der Knabe verlegen.

„Gewiß nicht," betheuerte Jeanette.

„Wollen Sie es nicht versuchen?" fragte Beethoven.

„Mit dem größten Vergnügen!“

Sie legte das Blatt auf und stellte sich an das Instrument. Der Musiker nahm Platz auf dem davorstehenden Stuhle und präludirte. Dann nickte er ihr mit dem Kopfe und sie sang das Lied, als hätte sie es schon hundertmal gesungen. Beethoven lauschte mit Wonne den Tönen, die dem reizenden Munde entquollen. So schön hatte er sie sich selber nicht gedacht.

Du pochst so heiß, Du junges Herz,
O Herz, was soll das geben?
Du bist voll Lust, Du bist voll Schmerz,
O Herz, welch neues Leben!

Das thut, ein blaues Augenpaar,
Ein Mund in ros'gen Wangen,
Und helles, blondes Lockenhaar,
— — — — — — — —

Plötzlich verwirrte sie sich in den Tönen und schüttelte ihre Locken, dann brach sie in ein helles Lachen aus und lief spornstreichs zur Thür, die sie hinter sich zuwarf.

Was war das? Ludwig sprang auf und sah sich nach allen Seiten um, damit er die Ursache dieses jähen Zwischenfalles erblicke. Hatte sich im Zimmer etwas Komisches begeben? Er befand sich ganz allein. War auf der Straße etwas passirt? Er schaute vergeblich zum Fenster hinaus, um einen auffälligen Vorgang zu entdecken. Auch im Hause vermochte er nichts Absonderliches zu erlauschen. Er ging an das Clavier zurück. Dort fiel sein Blick von ungefähr auf das Blatt, welches Jeanette bei Seite gelegt hatte. Er nahm es in die Hand. Seine Augen erstarrten, sein Haar sträubte sich. Es war sein Lied von anderer Hand geschrieben und trug, als er endlich näher zusah, die Dedication: „Lied, gedichtet und Fräulein Jeanette d'Honrath gewidmet von Stephan von Breuning.“

Das Räthsel war gelöst. Er griff nach seiner Mütze und eilte voller Wuth und Entsetzen aus dem Hause, das er sich in diesem Augenblicke nie mehr zu betreten vornahm. Auf der Straße begegneten ihm Stephan und Christoph, die eben aus der Vorlesung heimkehrten. Er maß den ersten mit einem wilden Blicke und stürzte vorüber. Wahrscheinlich hatte er unbewußter Weise das Gefühl, daß er zu Hause keine Ruhe finden würde. So lief er aus dem Thore, wie er oft zu thun pflegte, wenn sein Gemüth aufgestürmt war, rannte quer durch das Feld nach den Bergen, die sich hinter Poppelsdorf erstrecken und vertiefte sich dort in Busch und Wald. Zerrissene Gedanken durchflatterten ihm das Haupt. Er klagte Jeanette an, daß sie ihn verspottet habe. Aber Stephan hatte es doch noch schlimmer gemacht. Von ihm war er mit Lug und Trug umstrickt worden. Warum verschwieg ihm der falsche Freund, daß er selber das Lied gedichtet, daß er Jeanette liebe und es ihr in der Composition übergeben wolle? Welcher Verstoß gegen alle Offenheit! Hätte der junge Freund die Wahrheit gesagt, so würde er ihm ja die Musik nicht geweigert haben. Ja, er wäre selber in edelmüthiger Freundschaft zurückgetreten. Jetzt konnte nichts mehr wie Kampf und Streit zwischen ihnen sein. Er schwor dem ruchlosen Gesellen ewigen Haß. Und diesen Haß übertrug er auf das Breuning'sche Haus, wo man ihn nur angezogen hatte, um ihn zu verspotten und zu verhöhnen. So ersann er sich in kindischer Verstocktheit eine Reihe von falschen Schlüssen, deren Resultat schließlich darauf hinausging, daß er sich abmühte, Jeanette wiederum zu entschuldigen. Nachdem Stephan ihm mit der Ueberreichung des Liedes zuvorgekommen war, konnte sie ja nicht anders als über die zweite Ueberreichung lachen. Vielleicht hatte sie sogar über Stephan gelacht. Welcher jugendliche Geliebte sucht nicht den Gegenstand seiner jungen Liebe immer wieder in das hellste Licht zu stellen?

Es begann schon dunkel zu werden, als er in seine elterliche Wohnung zurückkehrte. So sehr ihm auch das Haupt von wirren Gefühlen und Entschlüssen sauste, so hatte er doch bald allen Anlaß, sich mit andern Gedanken zu beschäftigen, denn als er in das Wohnzimmer trat, fand er seine Mutter in hellen Thränen. Er konnte aber die gute Frau, die ihm nichts wie Liebe und Güte in seine jugendlichen Tage gewebt hatte, nicht weinen sehen. So sehr er auch daran gewöhnt war, sie bei der unglücklichen Leidenschaft des Vaters, die dem Hause fast ununterbrochen Leid und Kummer brachte, in Trübsal und Verwirrung zu gewahren, so gab ihm doch jede erneute Scene dieser Art einen Stich in's Herz.

„Mutter, Mutter, was hast Du?“ rief er aus, indem er sie heftig umfaßte.

Sie antwortete nicht, sondern wies mit der Hand nach der Stube des Sohnes, in welcher derselbe jetzt ein Hämmern und Krachen vernahm.

Ludwig eilte durch die Thür und stand alsbald in seinem Zimmer. Staunen und Schrecken ergriffen ihn, denn er sah dort einen Mann, in dem er den Besitzer der benachbarten Schenke zum Karpfen erkannte, mit Hammer und Zange beschäftigt, das Bild seines Großvaters, welches er den Freunden erst gestern mit dem gerechtesten Stolze gezeigt hatte, von der Wand zu lösen.

Zuerst konnte er vor Entrüstung keine Worte finden. Dann rief er: „Was geht hier vor?"

Der Wirth drehte sich einen Augenblick um und maß mit einem verächtlichen Blicke den kecken Sprecher, dann fuhr er ruhig in seinem Werke fort, indem er sagte: „Was hier vorgeht? Nun, der junge Herr sieht es ja! Ich hole mir das Bild!"

„Wer hat Euch die Erlaubniß gegeben?"

„Ich bin zwar dem Burschen keine Rechenschaft schuldig," lautete die Antwort, „aber auf ein paar Worte mehr oder weniger kommt es nicht an. Der Herr Tenorist Johann van Beethoven hat mir das Bild verpfändet. Nun will er auch wohl wissen, wie das zugegangen ist? Auch damit kann ich aufwarten. Von dem Herrn Papa ist nach und nach ein großes Loch in meinen Keller getrunken worden, und da er mich trotz aller Mahnungen im Guten nicht bezahlt, so muß ich mich im Bösen bezahlt machen. Sintemal aber kein Geld in der Casse ist, so bin ich gezwungen, mich mit Geldeswerth zu entschädigen. Es ist noch eine Gnade von mir, daß ich nicht den Plunder von Möbeln auf den Markt bringen und dort versteigern lasse. Drum nehm' ich das Bild als Pfand, das ich nicht etwa für ein gutes Stück halte, von dem ich aber denke, daß es noch zuerst eingelöst werde, weil es doch eine Schande wäre, wenn ein Sohn das Portrait seines Vaters in fremden Händen ließe."

„Ich leid' es nicht, ich leid' es nicht," rief jetzt der junge Mensch in aufflammendem Zorn.

„Soll ich etwa den Gerichtsboten schicken und Betten und Tische und Stühle und Küchengeräthe holen lassen?" fragte der Wirth in spöttischem Tone.

„Ihr werdet mir das Bild nicht forttragen," schrie der Knabe auf's Neue.

Er hatte in der That die Absicht, sich auf den Wirth, der eben seine Arbeit vollendete und das Gemälde in der Hand hielt, zu stürzen, als seine Mutter, die ihm gefolgt war, ihn zurückhielt, indem sie laut klagend ausrief: „Ludwig, Ludwig, was thust Du? Laß ihn, laß ihn, damit nicht noch größeres Unglück über uns komme."

Diese bittenden klagenden Töne der sanften, milden und doch leidenschaftlichen Stimme, in denen sich das Unglück mit der Sorge für den Sohn seltsam verbanden, übten eine zauberhafte Wirkung auf den Knaben aus. Die starren Züge Ludwig's milderten sich, sein blitzendes Auge wurde ruhig, seine sich sträubenden Haare sanken zurück. Er fiel seiner Mutter weinend in die Arme, während der harte Gläubiger seine Beute von dannen trug. Der gegenseitige Schmerz löste sich erst allmälig in leiser werdendem Schluchzen verklingend und fand Ruhe in dem sichern Bewußtsein treuer unveränderlicher Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Streifereien durch Westfalen.

Von

Levin Schücking.

Bad Driburg. — Graf Sierstorpff. — Gerden.

Die westfälische Eisenbahn hatte mich von Cassel her, wo ein schauerliches Novemberwetter die Pfingstfreuden verweht hatte, und wo das Spielen der großen Wasserwerke auf Wilhelmshöhe durch die geöffneten Schleusen des Himmels persiflirt worden war, nach einer Station gebracht, welche den unromantischen Namen Buke führt, und für ihre freudenlose Existenz auf einer ziemlich öde und wüst aussehenden Hochebene sich mit Zukunftsträumen trösten muß. „Denn einst wird kommen der Tag," wo hier eine nach Kreiensen führende Eisenbahn ostwärts sich abzweigen und dann eine fast schnurgrade Verkehrsstraße zwischen Preußens westlichen Provinzen und Magdeburg, Berlin u. s. w. bilden wird.

Die stillen Wälder, durch welche der Postwagen mich nach dem Badeorte Driburg brachte, mußte ich mit den Geschichten und Bildern beleben, welche meine eigenen Träume mir zuführten. Der Weg ist in der That sehr hübsch, namentlich von dem Punkte an, wo sich eine weite Aussicht auf das ganze schöne, von Waldbergen umkränzte Thal von Driburg öffnet, in dessen Tiefe das Städtchen und, eine Strecke weit davon, zur

Rechten, die Badegebäude liegen. Eine jäh abfallende Bergseite hinunter wendet sich dann die Chaussee in kunstreich angelegten Schlangenlinien. Endlich erreicht man den Ort und das Postgebäude, aus dessen zweitem Stock man hinter dem Hause in den hübsch angelegten Garten tritt, den die Gesellschaften der Badegäste beleben, und den man nur zu verlassen braucht, um sich nach wenig Schritten in der schönen, breiten, vierzeiligen Lindenallee zu befinden, welche zu dem Sierstorpff'schen Gute führt. Dies Gut nämlich bildet zugleich die Badeanstalt; rechts und links zu beiden Seiten der Alleen ziehen sich in zwei Reihen die großen freundlichen und umfangreichen Logirhäuser, Badehäuser, Promenadenhallen und Gebäude der Verwaltung hin; die Wohnung der gräflichen Herrschaft schließt sich im selben Stile zuletzt der Reihe an; und nun öffnet sich die breite Straße, wenn man die beiden Gebäudereihen so nennen will, auf einen hübschen Park, der sich in einem engen romantischen Thale zwischen steilen, mit prachtvollen Fichtenbeständen bedeckten Bergwänden verliert.

Die Quelle sprudelt sehr reich, in einer neuen Fassung, hinter der „Wandelhalle" ihr eisenhaltiges Wasser aus — sie gewährt den stets häufiger aufgesuchten Heiltrank gegen die specifische Krankheit unserer Zeit; denn bekanntlich hat der Gott, „der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte," das Eisen ganz vorzugsweise spärlich in den Blutbestandtheilen wachsen lassen, welche die Adern der gegenwärtigen Generation füllen, und hat sie nach Ernst Moritz Arndt's Princip mithin politisch nicht ganz verantwortlich gemacht.

Driburg verdankt seine Existenz und seine Badeanlagen dem im Jahre 1842, in einem Lebensalter von zweiundneunzig Jahren verstorbenen Grafen Sierstorpff, einem Manne von merkwürdiger geistiger Regsamkeit, der seiner Zeit in weiteren Kreisen durch sein Zerwürfniß mit dem Herzog Karl von Braunschweig bekannt wurde. Er war Oberjägermeister in braunschweigischen Diensten, wurde von dem Herzoge dieser Würde entsetzt und gewann siegreich einen beim Bundestage wider den gewaltthätigen Herrn anhängig gemachten Proceß. Jenes Zerwürfniß hatte aber zur Folge, daß Sierstorpff Braunschweig verließ, wodurch seine, mit ausgezeichnetem Kunstsinn gesammelte Gemäldegalerie später nach Driburg kam. — Ein in dem herrschaftlichen Gebäude aufgestellter großer und höchst elegant gearbeiteter Tubus, den der gräfliche Herr mit eigenen Händen gemacht hat, zeugt von seinen Kenntnissen und von seinen mechanischen Talenten. Die Sierstorpff sind überhaupt ein Geschlecht, welches sich mit merkwürdiger Energie rasch vom untersten Bürgerstande heraufgearbeitet hat. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts kam ein Hamacher (Faßbinder), Meister Franz Franken, aus dem Dorfe Siersdorf in die heilige Stadt Cöln, siedelte sich hier an und erwarb sich die Mittel, seinen ältesten Sohn studiren und geistlich werden zu lassen; dieser geistliche Herr brachte es bis zum bürgerlichen Domherrn, 1626, ließ seinen jüngern Bruder Jura studiren und verschaffte ihm die Hand der Tochter eines Cölnischen Bürgermeisters. Damit waren dem jungen Doctor der Rechte die Thore zu allen Ehren geöffnet — der Hamacherssohn wurde Syndicus der freien Reichsstadt und nahm den Namen Franken-Sierstorpff an. Sein ältester Sohn wurde mit der Würde eines Stadtgrafen von Cöln bekleidet und in den Adelsstand erhoben (1700). Von des Stadtgrafen Söhnen wurde der älteste in den Reichsfreiherrnstand erhoben; ein zweiter wurde Bischof von Antwerpen, ein anderer Canzler zu Hildesheim, und dessen Enkel, unser braunschweigischer Oberjägermeister, mit dem Grafenstande begnadigt. So sehen wir beinahe eine jede Generation um eine Staffel höher sich erheben.

Jener Bischof von Antwerpen war ein Sammler von Gemälden, und da aus seiner Erbschaft ein höchst merkwürdiges und musterhaftes Werk der Kunst nebst mehreren andern Stücken sich auf den braunschweigischen Großneffen vererbte, so wurde in diesem ebenfalls der Sammeleifer entzündet und er wurde Schöpfer der kleinen, jedoch ganz ausgezeichneten Galerie, welche nur 200 Nummern, aber beinahe eben so viele Perlen der Kunst umfassend, die Hauptmerkwürdigkeit von Driburg ist. Kenner, welche die vier Gemächer im obern Stock des Sierstorpff'schen Hauses durchschreiten, werden gewiß in hohem Grade überrascht sein über die ungeahnte Welt von Schönheit, die, von Künstlerhänden offenbart, sie hier in einem stillen westfälischen Bergthale umgibt. Wenn auch der Christuskopf Leonardo da Vinci's, der, wenn echt, jedenfalls stark übermalt ist, wenn auch die kleine Madonna Rafael's aus seiner früheren Periode sie nicht fesselt — sie werden sich wie

an den Boden gebannt fühlen von dem großen Erbstück des bischöflichen Oheims, einem Geschenk der Stadt Antwerpen an diesen und einem Werke, über welches sich ein ganzes Buch schreiben ließe. Es ist eine Tafel, 5 Fuß 4 Zoll hoch und nicht weniger als 7 Fuß 5 Zoll breit; der Meister ist Franz Franck, der diese humana comedia, wie man das Ganze nennen könnte, im Jahre 1635 schuf. Franz Franck gehörte einer zahlreichen Malerfamilie an, erhielt seine erste Ausbildung von seinem Vater, dem ältern Franck, in den Niederlanden und brachte dann mehrere Jahre in Venedig zu, wo er unter dem Einfluß der großen Meister, deren Werke ihn hier umgaben, eine richtigere Zeichnung, mannigfaltigeren Ausdruck der Physiognomie und ein pastuoseres Colorit sich aneignete, als man sie bei vielen Niederländern seiner Zeit findet.

Der Gegenstand, welchen unser merkwürdiges Bild mit einer ganz unnachahmlichen Technik, einer idealen Schönheit der Gestalten und einem seltenen Reichthum der Phantasie darstellt, ist offenbar eine Allegorie, deren erschöpfende Deutung jedoch große Schwierigkeiten bietet. Die ganze Darstellung zerfällt in zwei Abtheilungen, eine obere und eine untere. Wir sehen im Mittelgrunde der obern einen, wie es den Anschein hat, von den Freuden des Daseins ein wenig erschöpften jungen Mann, den Alles umgibt, was die Erde einem Sterblichen an Genüssen bieten kann: der Saft der Trauben, Blumen, schöne Mädchen — darunter eines, das sich nackt von einem Lager erhebt, von wirklich rafaelischer Anmuth ist; aber die Göttin der Wahrheit ist ihm genaht, und scheint ihm eine Offenbarung zu machen, für welche er in seinem Stadium einer bedeutenden Sättigung nicht mehr unempfänglich ist — die nämlich, daß am Ende dies ganze heitre lustige Erdenleben unter dem waltenden Einflusse des Zeitgotts sich zu einem großen Triumphzuge in den offenen Rachen der Hölle hinein gestaltet, einem Triumphzug, den wir auf dem untern Theile des Bildes gewahren. Neben dem jungen Manne stehen aber noch andere Gestalten, die Tugenden der Weisheit, Religion, Hoffnung, Liebe, dann dicht ihm zur Seite Herkules, wie um ihm die männliche Stärke zum Kampfe mit sich selbst zu bringen. Ganz ohne Zweifel horcht er mit voller Hingebung ihren Lehren und ist voll edler Entschlossenheit, seine Jugend nicht mehr zu vergeuden; er will sich einem würdigen und edlen Ehrgeize hingeben und nur noch leben für die Ziele des Ruhms. Aber die Wahrheit kann ihm jetzt leider eine zweite Bemerkung nicht vorenthalten. Sie zeigt ihm, was es mit der Welt des Ehrgeizes auf sich hat, die der ersten Hauptgruppe gegenüber, zur linken Seite, uns in einer zweiten Gruppe in zahlreichen Gestalten vor Augen gestellt ist. Der beklommene Jüngling gewahrt, daß diese von der Göttin Juno angeführte Schaar von Helden, Priestern, Richtern und vornehmen Herren mit ihren Reichthümern, Ehrenkleinoden und Orden grade so dicht über des Teufels Rachen schwebt, wie er selbst mit seinen gutmüthigen Freundinnen und lustigen Gesellen; wie diese der Gott der Zeit, so führt die Gestalt des Todes jene aus ihren heiteren Höhen, musicirende Teufel und hübsche Teufelinnen und schäkernde Dämonen voran, in unbekümmerter Heiterkeit und stolzer Pracht in die Hölle hinein. —

> Den Teufel spürt das Völkchen nie,
> Und wenn er sie beim Kragen hätte!

Der ermahnte Jüngling, so aufgeklärt über das gemeinsame endliche Ziel des gewöhnlichen Erdentreibens, wird nun wahrscheinlich vorziehen, seinen bisherigen löblichen Bestrebungen treu zu bleiben, lieber, als sich den aufreibenden Anstrengungen der Herrn da drüben hinzugeben, mit denen er früh genug seiner Zeit ein Stockwerk tiefer unten das Vergnügen haben wird zusammenzutreffen. Vielleicht aber auch wirft er sich der Religion in die Arme, ein Element, welches der Meister in der Höhe durch einige wolkengetragene Engel mit Musikinstrumenten, Blumenkränzen und Kronen darstellt, aber offenbar als im menschlichen Leben nur schwach vertreten bloß leise andeutet.

Mit einer ganz außerordentlichen Phantasie ist der untere Theil des Bildes gemalt, der Eingang zur Hölle, der Teufel, der triumphirend auf einem Drachen aus ihrem offenen Schlunde hervorreitet, die Gestalten der Dämonen und Scheusale, die hier in allen Felsenklüften nisten, — mit einer Phantasie, welche der eines Höllenbreughel nichts nachgibt, aber einen unendlichen Vorzug vor ihr hat — sie bleibt immer innerhalb der Grenzlinien des Schönen, des durch die Kunst Darstellbaren und des edlen Maßes. Von ganz besonderer Schönheit sogar sind die Tänze-

rinnen mit Blumenkränzen in den Händen, die den kleinen geblendeten Liebesgott auf einem Fußgestelle auf ihren Schultern tragen, die Götzendiener mit Rauchfäßchen und Narrenkappen, die auf ähnliche Weise ein buntgeschmücktes Idol tragen, und was sonst noch da unten die Spitzen des großen lustigen Zuges bildet, worin alles irdische Treiben und Streben endlich ganz gemüthlich zum Teufel geht und in die Hölle einrückt.

Man sieht, der Künstler ist ein pessimistischer Philosoph gewesen; er erblickt den Menschen zweien Zielen hingegeben, entweder der Jagd nach Vergnügen, oder den Bestrebungen des Ehrgeizes und der Habsucht ... und bei beiden Beschäftigungen führen ihn Zeit und Tod gemächlich bergab und auf dem bequemen breiten Wege dem Verderben zu. Das, was als höheres ethisches Gesetz, was als Religion dies Leben emporheben könnte, damit ist es überaus schwach bestellt; der Meister, der die paar musicirenden Engel da in der Höhe über sein Bild des menschlichen Lebens malte, hat offenbar von Religion nicht viel im irdischen Treiben entdeckt!

So viel in skizzenhaftester Andeutung über den Gegenstand des Bildes. Was die Ausführung angeht, so ist sie so, daß man staunt, die Höhe des ausgebildetsten Schönheitssinnes, wie sie hier herrscht, bei einem Niederländer zu finden. Die Composition des Ganzen, welche schon wegen der Fülle der Gestalten so unendliche Schwierigkeiten bot, die Ausführung des Einzelnen, diese Mannigfaltigkeit der Physiognomien, dieser Reichthum des Colorits zwingt uns das Geständniß ab: in diesem merkwürdigen Niederländer ist ein gutes Stück Rafael und ein gutes Stück Dante mit einem pikanten Zusatze von Rabelais. Die ganze auf Holz gemalte Tafel ist ohne alle Retouchen und frisch, als ob sie eben von der Staffelei gekommen.

Ein ähnliches Bild desselben Meisters, nur viel kleiner und weniger gestalten- und ideenreich, befindet sich in München: es wurde vor langen Jahren bereits für viele tausend Gulden für die pfälzische Galerie in Düsseldorf angekauft. Das Sierstorpff'sche Bild steht jenseits jedes Schätzungswerthes.

Unter den andern Stücken der Sammlung hat mich lange ein Gemälde gefesselt, welches der Katalog einen Rembrandt nennt, das mir jedoch mehr die Hand Gerbrands von den Eckhout's, des berühmtesten Schülers Rembrandt's, der den Meister wohl auch übertraf, zu verrathen schien. Wir sehen eine häusliche Scene aus dem Familienleben Abraham's. Nachdem die gefällige Hausdemoiselle Hagar des sechsundachtzigjährigen Scheiks Sehnsucht nach Vaterfreuden so über Erwartung rasch mit Erfüllung gestillt hatte, entstanden in dem kleinen Familienkreise wohl ohne Zweifel und natürlich einige Verdrießlichkeiten, weil Jungfer Hagar sich zuweilen zu viel herausnehmen mochte, der trefflichen alten Hausfrau gegenüber; und in einer solchen Situation, unter deren Peinlichkeit offenbar Abraham am meisten leidet, erblicken wir auf dem Bilde die frommen Stammeltern der Kinder Israels. Die würdige Sara steht da, erfüllt vom Bewußtsein ihres Rechts, im pelzverbrämten grauen Gewande, gestützt auf einen derben Stock, den sie vor sich hinpflanzt wie einen stummen Ankläger ihres treulosen Gatten, daß er nicht mehr die stete Stütze ihres Alters sei; noch aber bewahrt sie die Insignien ihrer Hausgewalt, das dicke Schlüsselbund am Gürtel. Abraham in einem langen sammtnen Purpurrocke, mit orientalischem Turban, kehrt dem Anschauer des Bildes, als wenn er dessen spöttische Blicke vermeiden wolle, den Rücken zu; rechts davon steht, in discret angedeutetem hoffnungsvollem Zustande Hagar. Sie sieht etwas dummdreist drein, doch nicht ganz abgeneigt, anzuerkennen, daß die, offenbar mit Rücksicht auf ihre interessante Lage gemäßigt und schonungsvoll plädirende Sara im vorliegenden Falle Recht haben könne; auch scheint sie geneigt, dem, was Abraham sprechen wird, sich zu unterwerfen. Abraham selber zeigt uns nur einen Theil seines Gesichtes, doch genug, um zu erkennen, daß ihm bei der Geschichte nicht ganz wohl zu Muthe und daß sie ihm wenigstens äußerst verdrießlich ist.

Das ganze, über vier Fuß hohe und fast fünf Fuß breite Bild ist vortrefflich ausgeführt und gehört zu den schönsten Erzeugnissen Rembrandt's oder seines Schülers, mag es nun von jenem oder diesem herrühren. Ihm völlig an die Seite zu stellen ist ein anderes, unbestritten Eckhout angehörendes Gemälde, welches die biblische Traumerzählung Joseph's darstellt. Aber ich darf mich nicht darauf einlassen, alle die Meisterwerke dieser Sammlung berühren zu wollen, ich begnüge mich damit, zu sagen, daß alle Schulen hier mit Werken ver-

treten sind, die zu dem Ausgezeichneteren gehören, was deutsche Galerien besitzen. Ein schöneres Portrait wie das von Hans Holbein, wie das von Rembrandt hier vorhanden, hat keine Galerie aufzuweisen; ebenso keine schönern Landschaften von Both, von Berghem, von Hackert. Hervorzuheben sind noch die Bilder von A. Dürer, van Dyck, Cranach, Everdingen, Johann van Eyck, Hemling, Hobbema, Murillo, Poussin, Rubens, Ruysdael, Seegers, Steen, Wernix, Wouvermann u. s. w., und so wird jeder Kunstfreund mit einem Gefühl ganz außerordentlicher Befriedigung die Sammlung verlassen, wo ihm die Kunst nur in den edelsten Werken und Erscheinungsformen entgegengetreten ist und nichts Untergeordnetes und Störendes, nichts, was eines berühmten Namens willen Prätensionen macht und sie nicht rechtfertigt, nichts, was eine Verirrung des künstlerischen Geschmacks über die der Kunst angewiesenen Grenzen hinaus wäre, ihm entgegengetreten ist.

Zum Schlusse mag noch eines außerordentlich schönen Protraits von Gabriele d'Estrées, der Geliebten Heinrich's IV., gedacht werden. Es stellt einen reizenden Mädchenkopf voll schalkhafter Anmuth dar. —

Was den Driburger Heilbrunnen angeht, so hat C. W. Hufeland in seinem Journal 1824 über ihn geschrieben: „Driburg gehört nebst Pyrmont zu den ersten Stahlbädern unseres Vaterlandes, ja unseres Welttheils, und beide werden es ewig bleiben, die Moden mögen wechseln wie sie wollen. Driburg ist das einzige Stahlwasser, was mit Pyrmont in eine Reihe gehört und einen Vergleich mit ihm aushalten kann; ja es gibt Fälle, wo die geistige und salinische Natur desselben seine Wirksamkeit noch erhöht und ihm Vorzüge gibt."— Im Sommer 1859 hat Professor Wiggers in Göttingen nach derselben Methode, wie er früher das Pyrmonter Wasser untersuchte, die Driburger Quelle einer chemischen Analyse unterworfen und das Resultat erhalten, daß letztere an Eisengehalt sowohl wie an dem, als Beihilfe des Eisens für anämische Leiden empfohlenen, Manganoxydul reicher als Pyrmont ist. Therapeutisch bedeutsam wird auch der Mehrgehalt der sogenannten auflösenden Salze im Driburger Wasser sein, das schwefelsaure Natron, welches im Pyrmonter gänzlich fehlt, und der Mehrgehalt Driburgs an schwefelsaurer Magnesia. Ueber dieses Alles findet der Leidende, der den Badeort zu besuchen gedenkt, gründlichen Aufschluß in den Schriften des wackern Brunnenarztes, des Medicinalraths Dr. Brück, namentlich in seinem Taschenbuch für die Curgäste Driburgs (dritte Auflage, Osnabrück 1859).

Driburg ist ein vergleichsweise noch junges Bad, wenn auch schon der „New Wasserschatz" von Tabernämontanus aus dem Jahre 1593 seiner erwähnt; aber die Fürsten des Landes, die Bischöfe von Paderborn schenkten dem Born geringe Beachtung, die lateinischen Distichen des gelehrten Fürstbischofs Ferdinand zu seiner Ehre, konnten ihn wenig fördern, und obwohl Kurfürst Clemens August durch seinen Leibarzt eine Monographie darüber ausarbeiten ließ, obwohl das Wasser schon vielfach versendet wurde, so wurde doch erst Sierstorpff der eigentliche Entdecker der Quelle. Eine Reise im Herbste 1779 führte den braunschweigischen Oberjägermeister durch das Driburger Thal, und die Kräfte der Quelle erkennend oder besser vermuthend, beschloß er sie mit dem umherliegenden Terrain an sich zu kaufen. „Seitdem hat er," erzählt uns der Brunnenarzt, „fünfundsechzig Jahre seines langen Lebens mit Liebe und Eifer diesem Pflegekinde gewidmet und ein Heer von Schwierigkeiten bekämpft, bis der die Quelle umgebende Sumpf zur Wandelbahn gefestet war, Wälder, Alleen und Anlagen dem Curgaste ihre Schatten boten und die nöthigen Bauten, die Brunnenhalle, die Logirhäuser u. s. w. hergestellt waren." Den prächtigen Fichtenwald auf der nächsten Bergwand hat er am Knopf seines Sattels herbeigebracht — die Setzlinge nämlich zu der ersten Pflanzung.

In neuester Zeit hat sich der Freiherr Georg Vincke, der bekannte Abgeordnete ganz besondere Verdienste um Driburg erworben, das er als Vormund seines Neffen, des jungen Grafen Sierstorpff, verwaltet. Er hat namentlich ein schönes neues Badehaus mit vierundzwanzig, allen möglichen Anforderungen entsprechenden Bädern aufführen lassen, die Alles leisten, was irgend von einem Eisenbad verlangt werden kann. Die Logirhäuser sind neu eingerichtet und bieten Quartiere zum Preise von 2½ bis zu 14 Thalern wöchentlich. Sehr gute Schwefelschlammbäder sind ebenfalls eingerichtet; und da noch eine Quelle in der Nähe ist, die Herster Quelle, die eine mehr auflösende Wirkung hat, so kann der Heilapparat zu Driburg

in vielfachen Combinationen angewendet werden, indem zum Trinken bald die eine, bald die andere Quelle, mit der einen oder der anderen Art von Bädern, je nach dem Rathe des Arztes, gebraucht wird. —

An seiner nordwestlichen Seite wird das Thal von Driburg von einem ziemlich steil aufsteigenden bewaldeten Berge, dem „Haushahn" oder Schloßberge beherrscht, welcher auf seinem Gipfel die Ruinen einer alten Burg, der Iburg trägt. Der Sage nach war einst das ganze Land um den Osning oder Teutoburger Wald Besitzthum eines sächsischen Adalings; er hatte drei Burgen, die er seinen drei Töchtern Iva, oder Ida, Ravena und Teckla hinterließ, und danach wurden jene Iburg, Ravensburg und Tecklenburg genannt. Ein sächsisches Castell scheint die Iburg allerdings gewesen zu sein, das Karl der Große einnahm, neu festigte und dem von ihm errichteten Bisthum Paderborn übergab. Im elften Jahrhundert versuchte man vom Kloster Heerse aus, ein Nonnenkloster auf der Iburg zu errichten; den frommen Schwestern wurde aber die Gegend zu unwirthlich und sie siedelten sich 1136 nach Gerden über. Die Iburg diente nun wieder dem Stifte Paderborn als eine seiner Schutz- und Grenzburgen, bis man sie nach und nach als unnütz verfallen ließ. Das benachbarte Kloster Gerden aber ist mit seinem umfangreichen Grundbesitz ebenfalls vom verstorbenen Grafen Sierstorpff angekauft worden. Von den dort einst hausenden Nonnen scheint eine, deren Bild in den ehemaligen Klostergebäuden gezeigt wird, sich immer noch nicht zur Ruhe geben und in die Thatsache der Säcularisation schicken zu können — sie geht um und es wandelt sie von Zeit zu Zeit die Lust an, den Lebenden Besuche zu machen, ohne sich dabei anmelden zu lassen, was nicht beiträgt, einen solchen Anfall von Höflichkeit bei einer todten Nonne angenehmer zu machen. So saß einst der verstorbene Oberjägermeister zu Gerden in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch, als die todte Dame geräuschlos bei ihm eintrat und sich still, wie um den würdigen Herrn nicht in der Arbeit zu stören, hinter ihm auf das Kanapee setzte. Der Graf faßte sich und nahm den Anschein an, als ob er ruhig weiter schreibe; als er dann sich umsah, begegnete sie starr und zornig seinem Blick, erhob sich jedoch wieder und verließ so geräuschlos, wie sie gekommen, das Gemach.

Wenn ich Dir versichere, lieber Leser, daß diese Geschichte buchstäblich wahr ist, so wirst Du daran nicht zweifeln; auch mir nicht die Bemerkung machen, daß Gespenstergeschichten nicht zur Sache gehören. In Westfalen gehören sie allerdings zur Sache. Begib Dich selbst nach Gerden, wenn Du zweifelst — man wird Dir dort das Bild der Nonne gern zeigen! —

Gerden liegt im Thal der kleinen oberhalb Höxter bei Godelheim in die Weser mündenden Nethe und diesem Thale galt der erste Ausflug, den ich von Driburg aus machte. Sein Ziel war Rheder, das den schönsten Park in ganz Westfalen (mit Ausnahme des fürstlich Bentheim'schen Parks zu Steinfurt) hat, wie Driburg die bedeutendste Gemäldegalerie. Der Weg führt an der Emde vorüber, einer Glashütte, in den gräflich Asseburgischen Wäldern, wo man noch heute die alterthümlichen Kurfürstenpocale und Gläser mit Bildern in Schmelzarbeit zu machen versteht — nach der alten Technik, aber freilich ohne die alte Kunst. Dann erblickt man in einem von sanft ansteigenden Höhen umgebenen Thale das Städtchen Brakel und ihm zur Linken auf stolzer Höhe das weithin leuchtende schöne Schloß Hindenburg, auf waldiger Bergkuppe ragend wie Alarco's Zinnen. Die Hindenburg — man denkt bei ihrem Anblick an das Schloß Neuhof des Freiherrn von Wittekind in Gutzkow's „Zauberer," dessen Scenerien ja diesen Regionen entlehnt sind — ist ein Sitz der alten, ursprünglich braunschweigischen Freiherrn von der Asseburg, deren westfälischer Ast erloschen ist und durch eine Erbtochter vor nicht langen Jahren seine uralte prächtige Schloßburg Hindenburg an eine neugebildete Linie derer von Bocholtz vererbt hat, welche letztere sich jetzt Grafen von Bocholtz-Asseburg nennen. Die Burg selbst war wohl schon ein sächsischer Adalingssitz. Von den Bischöfen von Paderborn den Grafen von Eberstein zu Lehen eingegeben, wurde sie diesen letzteren schon wohl im 13. Jahrhundert von den Asseburgern, die sich jenseits der Weser mit ihrem Welfischen Lehnsherrn nicht vertragen konnten, abgekauft. Wir haben hier also das gewiß seltene und für Westfalen charakteristische Beispiel, daß eine und dieselbe Familie etwa seit sechshundert Jahren ein und dasselbe Stammhaus bewohnt! In der That ist der prächtige Adelssitz, inmitten seiner weiten reichen Waldungen, von der Höhe herab stolz in die

Lande schauend, es wohl werth, daß ein altes Geschlecht ihn mit aller Macht zu behaupten sucht. Und vor widrigen Schicksalswechseln, welche ihn hätten entreißen können, waren die Asseburg ja geschützt — geschützt durch den Talisman des Zwergenkönigs, die drei verhängnißvollen Gläser. Die Geschichte von den drei Gläsern auf der Hindenburg, die der Schloßherr sorgsam hinter sicherem Schlosse im alterthümlichen Schrein verwahrt, ist wieder so etwas wie eine Gespenstergeschichte und ich werde sie dem geneigten Leser deshalb nicht schenken, auch auf die Gefahr hin, daß seine Kenntniß der deutschen Mythologie, Kapitel: Zwerge, ihn mit vielen ähnlichen vertraut gemacht hat. Es war einmal vor vielen vielen Jahren eine Hausfrau auf der Hindenburg, die war wie die Ritterfrauen in den grauen Biederzeiten zumeist waren, wohlerfahren in der Heilkunst der Zeit, und kundig aller Hilfen, die einem Verwundeten, aller Kräuter und kräftigen Säfte, die einem Siechen wohl thun. Einst, in einer Nacht, als sie im tiefen Schlummer lag, wurde sie plötzlich aus dem Schlafe geweckt, und die Augen öffnend erblickt sie vor ihrem Bette stehend eine kleine gnomenhafte Gestalt, einen Zwerg, der alsobald gar demüthiglich und bescheiden sie anfleht, sich zu erheben und ihm zu folgen. Die muthige Frau besinnt sich nicht lange, wirft ihr Gewand über und folgt dem Männlein. Dies führt sie die Treppen in den untern Stock, dann tiefer in die gewölbten Räume und immer tiefer Treppen und Gänge hinab, daß die Ritterfrau ganz voll Erstaunen ist über all die tiefen und weiten Kellergeschosse, von denen sie nichts geahnt hat. Endlich gelangt sie in kleinere, prächtig ausgestattete Kammern und in einer derselben, auf einem seidnen Bette, ruht ein kleines Weib, des Zwergen Gemahlin, ringend mit einer schweren Geburt. Der Zwerg bittet nun die Ritterfrau, seinem Weibe in ihren Nöthen beizustehen und jene beweist sofort ihren besten Willen durch thätliche Hilfe. Und nachdem sie diese geleistet und die Zwergin entbunden ist, führt der Kleine die Ritterfrau zurück, auf demselben Wege bis in ihr Schlafcloset, und dort reicht er ihr drei gläserne Schalen und spricht: Zum Zeichen, daß ich Dir dankbar bin, gebe ich Dir diese drei Gläser: mögest Du und Deine Nachkommen sie wohl bewahren, denn sie verbürgen Glück Deinem Hause, so lang Ihr sie besitzet. Nach welchen Worten das Männlein sich rasch entfernt. Die hilfbereite Frau entschlummert nach einer Weile wieder, und als sie am Morgen erwacht, ist ihr Alles wie ein merkwürdiger Traum — bis ihr Auge die drei Gläser auf dem Nachttische vor sich erblickt. Die Asseburg haben ihre Gläser nicht ganz zu bewahren gewußt, denn eines davon ist zerbrochen; sie sind aber doch weniger leichtsinnig damit umgegangen, wie die Alvensleben mit ihren Ringen. Eine Stammmutter der Alvensleben hatte nämlich für einen ganz ähnlichen Dienst von einem gutmüthigen Zwergenehemann drei goldene Ringe zum Geschenk erhalten, welche ebenfalls ihrem Hause das Glück treu erhalten sollten. Die drei Ringe wurden an drei sich theilende Linien der Familie vererbt. Einst nun wurde in einer der Linien, die auf einer Wasserburg in der Harzgegend hauste, eine große Hochzeit oder ähnliches Familienfest gefeiert; und gegen das Ende des Banketts, als die Köpfe mehr als billig vom Weine erhitzt, die schweren Humpen auf das Gedeihen des Hauses mehr als zu oft geleert sind, da läßt der Hausherr seinen goldenen Ring herbeiholen und mit dem Rufe, die Alvensleben würden sich durch ihre eigene Kraft hoch und mächtig erhalten und brauchten keine Zwergenhilfe dazu, schleudert er den Ring durch das offne Fenster in den Burggraben. Die Sage gibt nicht an, ob nicht einige unter den wilden Zechern bei dieser verwegenen Handlung eine Anwandlung von Nüchternheit fühlten und etwas wie ein Erschrecken empfanden — so viel ist aber gewiß, daß die Folgen nicht ausblieben. Denn unmittelbar nachher, als man die Wagen einspannte, um abzufahren und die Gäste eben aufgestiegen waren, wurde eines der Gespanne scheu und wild — was freilich bei einem solchen Tumult auch ohne geheimnißvolle Einflüsse der Zwergenwelt zu erklären sein könnte — so daß der Wagen auf dem Schloßhofe umschlug und daß ein paar Mitglieder der Familie sofort den Hals brachen. Was die andern Söhne und Neffen des verwegenen Burgherrn betraf, so wurden sie von Stund an von einem eigenthümlichen Unglück verfolgt; einer wurde von seinem Bruder erschlagen, einer ermordete sich selbst, andere kamen im Kriege um oder ertranken und die ganze (die „rothe" genannte) Linie starb aus.

Die zweite Linie wurde durch diese auffallenden Thatsachen betroffen und das Haupt derselben machte den Seinigen also eines

schönen Tages den Vorschlag, sich dadurch gegen das mögliche Verlieren eines so kleinen Gegenstandes, wie ein goldenes Reiflein ist, zu sichern, daß man einen silbernen Becher anfertigen und diesen im Inneren mit dem Ringe vergolden lasse. Dieser Vorschlag fand Beifall; er wurde ausgeführt; und diese Linie der Alvensleben, welche man seitdem „die goldene“ nennt, blüht bis heute zahlreich fort, nur ist sie besitzlos und arm geworden und nur durch körperliche Schönheit ausgezeichnet. Die dritte Linie behielt ihren Ring und kam zu großem Ansehen und zu den höchsten Ehren. Sie gelangte auch in den Besitz der alten Wasserburg ihrer ausgestorbenen unglücklichen Stammvettern in der Harzgegend. Einst hielt sich der letzte Erbe dieser Linie, der verstorbene Staatsminister von Alvensleben, vorübergehend auf dieser Wasserburg auf. Eines Tages nun hat dieser Herr in seinem Schlafzimmer sich die Hände gewaschen; er schüttet dann das Becken mit dem gebrauchten Wasser durch's Fenster, und — bemerkt gleich darauf, daß ihm der verhängnißvolle Ring, den er fortwährend zu tragen pflegte, fehlt. Das Kleinod muß mit dem Wasser zum Fenster hinaus in den Graben verschüttet sein! Wenn auch nicht geneigt, großen Werth auf die alte Haussage zu legen, läßt Alvensleben doch seinen Verwalter kommen, theilt ihm seinen Verlust mit und fragt, ob der Graben abgelassen werden könne? Allerdings sind Vorrichtungen dazu da; die Schleuse wird also geöffnet, aber so behutsam, daß das Wasser nur ganz sacht abziehen und keine heftige Strömung entstehen kann. Als nach einigen Tagen der Graben nun völlig trocken gelegt ist, begibt sich der Gutsherr, mit hohen Wasserstiefeln ausgerüstet, hinein und beginnt, zusammen mit seinem Kammerdiener, unter dem Fenster seines Schlafzimmers im Schlamme zu suchen. Aber vergebens. Der Ring will sich nicht finden lassen. Des Suchens überdrüssig, überläßt der Herr die unangenehme Arbeit seinem Diener, und schreitet fort, jedoch nicht an's Ufer, sondern wandert im Schlamm des Grabens um den Bau herum, um sich die Substructionen des Gebäudes so in der dichtesten Nähe zu betrachten. An die entgegengesetzte Seite seines Hauses gekommen, schimmert ihm etwas entgegen und sich danach bückend, sieht er, daß es sein von Schmutz und Schlamm bedeckter Ring ist. Erfreut darüber, verwundert, daß das Wasser ihn so weit habe fortschwemmen können, begibt er sich in's Haus zurück, reinigt den Ring, wirft die schmutzigen Stiefeln ab, streckt sich müde mit einem Buche auf sein Ruhebett — und sieht plötzlich den zurückgelassenen Diener mit dem frohen Rufe: Ich habe den Ring gefunden — da ist er! vor sich stehen. Der Diener hat an der richtigen Stelle den verlorenen Ring gefunden und der Schloßherr kann jetzt keinen Zweifel mehr hegen, daß der von ihm gefundene der Ring der untergegangenen Linie, der so ruchlos einst fortgeschleuderte ist! —

Der Herr von Alvensleben trug seitdem zwei Ringe an seinem Finger; man sagt, daß er ein Mann gewesen, den das Glück wahrhaft verfolgt habe. Er war bekanntlich mehrmals Minister und Gesandter.

Das ist die Geschichte von den drei Ringen der Alvensleben. Die der drei Gläser der Asseburger ist einfacher und es ist weniger davon zu sagen. Es sind kleine Schalen, den sogenannten Tummlern ähnlich; der Guß zeichnet sich nicht durch Reinheit aus und legt für die berühmte Kunstfertigkeit der Zwerge kein glänzendes Zeugniß ab. Eines ist, wie bemerkt, zerbrochen; ein zweites ist verschenkt; als ein Graf von der Asseburg zu Falkenstein am Harz vor Jahren, beim Nahen der Cholera um das Leben seines einzigen Sohnes besorgt, den Namensvetter in Westfalen um Ueberlassung eines der Gläser bat, ging der Graf Bochholtz-Asseburg großmüthig auf dies Gesuch ein. Nach gerichtlicher Constatirung der Echtheit wurde einer der Becher demnach von einem dazu committirten Herrn überbracht und auf dem Falkenstein höchst feierlich eingeholt und mit vielen Ehrenbezeigungen in Empfang genommen!

Ein Besuch auf der Hindenburg ist sehr interessant. Am Fuße des Schloßberges treibt ein großes Mühlenwerk das Wasser auf die brunnenlose Höhe hinauf. Das Schloß selbst zeigt Gebäudetheile aus den verschiedensten Jahrhunderten — auch enthält es eine hübsche alte Burgcapelle; und seine Gemächer sind angefüllt mit Kunstgegenständen, Gemälden und Schätzen aller Art, welche ganz geeignet sind, einem Alterthumsfreunde das Herz aufgehen zu machen. Der Burgherr ist ein talentvoller Dilettant in der plastischen Kunst. —

(Fortsetzung folgt.)

Keltische Pfahlbauten.*)

Von

Th. Zeby.

Von dem Volke, das in ältester Zeit die jetzige Schweiz bewohnte, sind uns keine geschichtliche Nachrichten überliefert; erst zur Römerzeit tritt es aus dem Dunkel hervor. Um so bedeutungsvoller sind daher die Aufschlüsse, welche wir in den letzten Jahren aus den Ueberresten uralter Ansiedlungen erhalten haben und die mit einem Male uns einen Einblick in eine geheimnißvolle fremde Vergangenheit gestatten. Das eben ist dem Alterthumsforscher wie dem Geologen gemein, daß er in unansehnlichen, dem Unkundigen werthlosen Ueberresten Denkmünzen früherer Ereignisse erkennt und nach ihnen diese letzteren mit oft überraschender Sicherheit und Klarheit zu enthüllen vermag.

Schon früher war in einigen Schweizerseen altes Pfahlwerk bemerkt, doch keiner genauen Prüfung gewürdigt worden. Da forderte der tiefe Wasserstand des Winters von 1853 auf 1854 zu Wasserbauten auf und wurde so zur Veranlassung einer genaueren Untersuchung. Indem nämlich zu Obermeilen am Zürchersee Arbeiter den bloßgelegten Seeboden aushoben, stießen sie auf zahlreiche morsche Pfähle, auf merkwürdig geformte Steine, Knochen und riesige Hirschgeweihe. Sachkundiger Untersuchung ergab sich das Ganze bald als Ueberreste menschlicher Thätigkeit und regte zu emsiger Forschung an. Seitdem sind beinahe in allen Schweizerseen, auch in Savoyen und den deutschen Theilen des Bodensees ähnliche Bauten gefunden worden, die, alle übereinstimmend und in ihren Resultaten einander vielfach ergänzend, über das Leben und Treiben ihrer Erbauer merkwürdige Aufschlüsse ertheilen.

Es finden sich diese Ueberreste vorzugsweise in stillen, sonnigen, nicht allzutiefen, vor Sturm und Wellenschlag geschützten Buchten, deren Bodenbeschaffenheit das Einrammen von Pfählen gestattete. Nur selten ist der Grund durch eine Lage von Rollsteinen künstlich erhöht, wie solches namentlich im Bielersee an der seit langer Zeit als Steinberg bekannten Stelle der Fall ist. Die Pfähle stehen aufrecht, freilich abgebrochen und großentheils vollständig im Schlamme begraben. Ihre Länge ist begreiflicher Weise sehr verschieden, oft noch sehr bedeutend, ihre Dicke von 3 bis zu 10 Zoll variirend. Sie sind aus Holzarten gefertigt, die jetzt noch in der Umgegend wachsen, Eichen, Birken, Tannen, Buchen, und bestehen aus ganzen oder gespaltenen, geschälten oder ungeschälten Stämmen. Unten sind sie sämmtlich zugespitzt und zwar, wie sich deutlich erkennen läßt, durch Anbrennen im Feuer oder durch Behauen mit Werkzeugen. Der Abstand der einzelnen Pfähle beträgt von einem bis zu mehreren Fußen; eine bestimmte Anordnung zu Reihen läßt sich nicht immer erkennen, was freilich eine Folge der Zerstörung sein kann. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Pfähle ursprünglich aus dem Wasser hervorragten, daß sie Säulen und Stützen darstellten, die in geeigneter Höhe über der Seefläche einen aus festen Bohlen gezimmerten Boden mit menschlichen Wohnungen trugen. Noch finden sich zwischen den senkrechten Pfählen horizontal gelegte Balken, die gewiß nicht durch Umstürzen in diese Lage geriethen, sondern Ueberreste des überseeischen Balkenwerkes sind. Die äußerste Pfahlreihe war gewiß häufig mit Zweigen durchflochten, um den heftigen Anprall der Wellen zu dämpfen. Die Wohnungen selbst bestanden aus Flechtwerk, innen und außen mit Lehm beworfen; ihre Form war rundlich oder eckig, das Dach mit Binsen oder Stroh gedeckt, wie zahlreiche Reste uns mit Gewißheit schließen lassen. In großen, theilweise noch mit Ruß bedeckten Sandsteinplatten, erkennen wir den Herd, der im Innern der Hütte aufgestellt war. Die Zahl der Wohnungen war natürlich eine sehr verschiedene und je nach Umständen standen sie bald mehr vereinzelt, bald schlossen sie sich zu Weilern und Dörfern zusammen.

Wenden wir uns nunmehr zu der Betrachtung des Seebodens selbst, so müssen wir an demselben drei wohlgesonderte horizontal über einander gelagerte Schichten von verschiedener Dicke unterscheiden. Die oberste und unterste besteht aus dem gewöhnlichen schwach gefärbten sandigen Letten, den das Wasser in ruhigen Buchten abzusetzen pflegt. Beide werden bloß von den Pfählen, deren Spitzen sämmtlich in der untersten stecken, durchsetzt. Die mittlere Schicht dagegen zeichnet

*) Für das nähere Detail verweisen wir namentlich auf die Originalarbeiten von Keller und Rütimeyer in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, die auch zahlreiche Abbildungen der gefundenen Gegenstände enthalten.

sich unter Anderm durch eine schwärzliche, offenbar von der Vermoderung organischer Stoffe herrührende Färbung, vor Allem aber durch eine große Anzahl von Ueberresten eines frühern Culturlebens aus. Wir können mit Gewißheit annehmen, daß diese Schicht sich während des Bewohntseins der Pfahlbauten niederschlug und so allmälig Abfälle aller Art in sich begrub; sie hat deshalb auch den Namen der Culturschicht erhalten. Sie allein birgt Ueberreste. Die darüber gelegene Schicht dagegen gehört der Periode nach der Zerstörung dieser Ansiedlungen an, wo also Schlamm und Sand wieder in ungestörter Weise sich ablagerte. Die unterste Schicht ist der alte Seeboden. Grade in diesen Verhältnissen finden wir den Beweis, daß die ganze Anlage gleich ursprünglich im See gestanden und nicht etwa erst später durch Hebung der Wasserfläche unter Wasser gesetzt worden. Ohnedies wäre Letzteres bei der weiten Verbreitung dieser Wohnungen eine höchst gewagte Annahme. Der Abstand vom Ufer wechselte, je nach ihrer Steilheit und der dadurch bedingten Tiefe des Sees. Die Verbindung mit dem Lande geschah durch Brücken oder durch (ebenfalls aufgefundene) Kähne, einfach ausgehöhlte Baumstämme, Canots, wie sie noch jetzt bei vielen Völkern gebräuchlich sind. Von höchster Bedeutung ist die Culturschicht durch die große Zahl der in ihr begrabenen Geräthschaften. Im Allgemeinen stimmen dieselben überein mit denjenigen, die man in alten Gräbern über fast ganz Europa ausgebreitet gefunden hat. Als charakteristisches Werkzeug findet sich auch hier in mannigfacher Form das Steinbeil, aus dem festen, zähen Gestein der Umgegend gefertigt. Feuerstein kommt aus leicht ersichtlichen Gründen seltener vor als in den Gräbern der nördlichen Länder, dagegen auffallender Weise in mehreren Exemplaren Nephrit, Beilstein, ein orientalisches Mineral, das nur durch Handelsverbindung in diese entlegenen Gegenden gelangen konnte. Für die Art und Weise der Fabrication liegt eine ganze Musterkarte von allen Stadien der Vollendung, vom rohen Gesteine bis zum vollendeten Beile vor. Und ebenso die ganze Reihe der rückschreitenden Entwicklung in allen Graden der Abnutzung, des erneuten Zuschleifens, der vollständigen Unbrauchbarkeit. Daß übrigens ihre Leistungsfähigkeit größer war, als wir wohl anzunehmen geneigt sein möchten, beweisen die Exemplare, mit denen noch jetzt ein Bleistift mit Leichtigkeit sich spitzen läßt. Hierzu gesellen sich dann Werkzeuge der mannigfaltigsten Form, die man bald als Hämmer, Meißel, Sägen u. s. w. zu deuten geneigt ist, manche mit Erdpech an Handhaben befestigt; dann Knochen verschiedener Thiere zu den Bedürfnissen des täglichen Lebens verarbeitet, zu Nadeln und Pfriemen; endlich riesige Eber- und Bärenzähne, zugeschärft und durchbohrt, ohne Zweifel als Schneidewerkzeug, vielleicht auch als Schmuck und Amulet verwendet. Erzeugnisse der Töpferei finden sich in zahlreichen Bruchstücken, oft von beträchtlicher Größe der Gefäße zeugend. Sie sind sämmtlich ohne Drehscheibe aus rohem mit Quarz- oder Muschelstücken, zuweilen auch mit Kohlenstaub untermengtem Thon gearbeitet, nur spärlich verziert, außen hin und wieder mit Graphit polirt. Dies ist der Befund in den ältesten, im Allgemeinen östlich gelegenen Localitäten. In den westlichen dagegen sehen wir neben diesem unvollkommenen Material, dasselbe allmälig verdrängend, Metall und zwar Erz auftreten. Die daraus gefertigten Geräthschaften sind höchst mannigfaltig, für alle Bedürfnisse des Lebens, für Krieg und Frieden berechnet; viele ausgezeichnet durch die Schönheit und Vollendung ihrer Form, alle aber mit sichtlich keltischem Charakter. Besonders auffallend ist der Umstand, daß nicht zwei der gefundenen Werkzeuge die gleiche Gußform besitzen. Mit der höhern Entwicklung hält auch das Töpfergeschirr Schritt; es wird zierlicher und reicher an Ornamenten. An einigen Orten finden wir außerdem auch eisernes Geräth der mannigfaltigsten Art. So liegt uns denn in continuirlicher Reihe der ganze Entwicklungsgang der Cultur vor: wir finden auch hier, wie sonst überall die Aufeinanderfolge einer Stein-, einer Erz- und einer Eisenperiode. Für das Alter der Ansiedlungen selbst lassen sich hieraus freilich noch keine Schlüsse ziehen, da die gegebene Eintheilung nur eine relative sein kann. Die Civilisation erreicht eben nicht überall gleichzeitig dieselbe Höhe, sie breitet sich vielmehr von gewissen Mittelpunkten zu immer größern Kreisen aus. Sie gleicht einem Berge, der von einem höchsten Punkte aus, hier mehr allmälig, dort in raschern oft sprungweisen Abfällen in die Ebene übergeht. Immerhin läßt sich aber so viel doch mit Gewißheit behaupten, daß diese sämmtlichen Bauten wesentlich der vorhistorischen Zeit angehören. Es gilt dies vor Allem für

alle östlichen Gegenden, wo die Pfahlbauten noch vor, oder jedenfalls während der Erzperiode ihr Ende erreichten, während dagegen andere, zumal westlicher gelegene, nicht allein diese, sondern auch die darauf folgende Eisenzeit überdauerten und mit ihren letzten Ausläufern sogar in die Römerzeit hineinreichten. Für das Erstere spricht der Mangel des Erzes und Eisens in den Ansiedlungen, für das Letztere das Vorkommen römischer Ziegel und römischer Geräthschaften, was sonst sich nicht leicht erklären ließe. Auch über die Bewohner kann kein Zweifel sein; es war ein Zweig des großen keltischen Stammes, der auch hier in den Geräthen und Verzierungen die Eigenthümlichkeiten seines Charakters bewahrt hat. Offenbar war es das Gefühl größerer Sicherheit, was die Einwohner zur Wahl so eigenthümlicher Behausungen bewog. Vor wilden Thieren sowohl als vor Feinden ließ die Wasserburg sich leichter vertheidigen. Mit dem Fortschritte der Entwicklung, mit der Bebauung, dem Offenerwerden des Landes wurden jene zurückgedrängt; ein geordneteres Staatsleben bildete sich aus und machte die in manchen Beziehungen gewiß höchst unbequemen Wasserwohnungen überflüssig, so daß ihre Bewohner gern auf die gastlicheren Ufer übersiedelten. Wir dürfen uns indeß nicht vorstellen, als ob die ganze Bevölkerung auf diese Weise gewohnt hätte. Auch das Festland war in gleicher Weise bevölkert und wenn hier Ueberreste seltener sind, so ist der Grund einfach in ihrer Zerstörung durch die spätere Bebauung des Landes zu suchen. Menschliche Ueberreste sind selten; die Leichen wurden wohl an's Land geschafft, doch ist ein Begräbnißplatz noch nicht gefunden worden.

Wollen wir uns ein Bild von der Lebensweise dieser Ureinwohner entwerfen, so würden wir sehr irren, auch während der Steinperiode uns dieselben im rohesten Naturzustande zu denken. Auf Jagd und Fischfang waren sie allerdings zunächst angewiesen und zahlreiche Knochenüberreste sind die Zeugen ihrer Beute. Riesige Hirsche und Schweine, unter letzteren besonders zahlreich eine jetzt ausgestorbene Art Bär, Auerochs und Urochs sind es vor Allem, die unsre Bewunderung erregen. Die Geweihe der Hirsche sind großentheils zerhackt und verarbeitet, die Knochen zerbrochen, viele der Länge nach künstlich zersägt, theils zu industriellen Zwecken, theils zur Gewinnung des leckern Markes. Außerdem waren mächtige Hechte eine Zierde der Tafel. Der Hund muß erwähnt werden und zwar hat sich bis jetzt überall nur eine dem Jagdhunde nahestehende Art gezeigt. Auch unsre Hausthiere, die Kuh, die Ziege, das Schaf, sind reichlich, das Pferd dagegen nur höchst spärlich vertreten, und mit ihnen ein neues Element, das Hirtenelement, eingeführt. Ja selbst der Ackerbau fehlt nicht. Weizen und Gerste finden sich verkohlt in trefflicher Qualität und der kohlige Ueberzug im Innern mancher Töpfe läßt unzweifelhaft seinen Ursprung von Getreide erkennen. Nehmen wir hierzu noch die Verfertigung der Geräthschaften, welche theilweise bereits von nicht geringer Geschicklichkeit zeugen, so sehen wir bereits das Princip der Theilung der Arbeit, den Anfang jeder höhern Civilisation, entwickelt. Hanf und Flachs wurde gebaut und zu Matten, Schnüren, u. s. w., die theilweise noch erhalten sind, geflochten. Um den Speisezettel zu vervollständigen, dürfen wir noch der häufig geviertheilten Holzäpfel und Holzbirnen, der aufgeknackten Haselnüsse, der Ueberreste von Schlehen und Himbeeren nicht vergessen, die in großer Menge vorgefunden werden und offenbar als beliebte Zukost geschätzt wurden.

Wir haben bereits angeführt, wie im Verlaufe der Zeit diese Bauten eingingen. Ueber deren Ende kann in den meisten Fällen kein Zweifel obwalten. Die verkohlten Früchte und Balken, die angebrannten Bretter beweisen deren Zerstörung durch Feuer, das wohl oft durch Zufall, oft durch Feindeshand angelegt sein mochte.

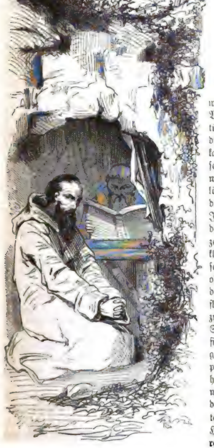
So auffallend dieses ganze Culturleben uns anfangs scheinen mag, so steht es doch nicht vereinzelt da. Bei manchen wilden Völkerschaften sehen wir noch heute ganz ähnliche Verhältnisse und schon Herodot erzählt von asiatischen Völkerschaften, die mitten im See in auf Pfählen stehenden Hütten wohnen, die ihre Pferde und ihr Lastvieh mit Fischen nähren, ihre kleinen Kinder, damit sie nicht herunterrollen, an einem Fuße vermittelst eines Strickes festbinden, und bei denen ein Mann für jede Frau, die er heirathet, drei neue Pfähle einzurammen hat.



Karl der Große.

Von

Adam Pfaff.



I.

In trüben Tagen, wie sie jetzt einmal wieder über uns gekommen sind, will es den Verzagten oft so scheinen, als habe ein heimtückisches Schicksal sie in eine Zeit gestellt, die die schlimmste unter den schlimmen sei. Es kann da leicht geschehen, daß die Verstimmung selbst auf die Muthigen übergeht, namentlich wenn Verwicklungen entstehen, die nicht gelöst werden können, ohne daß man hier oder dort tief in lebendiges Fleisch einschneidet. Ist die Zeit gar eine Zeit des Uebergangs, die das Werdende in unbestimmten Umrissen zeigt und über das Vergehende einen verklärenden Schimmer breitet, so sprechen Tausende von einer Periode des Niedergangs oder rufen nach einem großen Manne, welcher der Retter der Gesellschaft werde. Gern flüchtet man dann in die Geschichte und sucht zu seinem Troste nach ähnlichen Zeitepochen. Sucht man recht, so wird man den Trost finden. Man wird sich überzeugen, daß jeder geschichtliche Uebergang zugleich ein Gährungsproceß ist, der seinen naturgemäßen Verlauf haben will und nicht im Augenblicke beendet werden kann. Eben so wird man finden, daß noch keiner bedeutenden Zeit ein bedeutender Mann gefehlt hat, in dessen mächtigem Haupte die neuen Gedanken zu Thaten gereift sind. Sonach wird ein richtiges Ver-

ständniß der Geschichte eine Verzweiflung an der Gegenwart nicht aufkommen lassen. Es hat trübere, drangvollere Tage als die unsrigen gegeben und schließlich ist doch Alles zum Guten ausgeschlagen. In eine der trübsten Zeiten, die durch einen großen Mann zu einer der glorreichsten wurden, sollen die nachfolgenden Zeilen unsere Leser einführen. Es ist Carolus Magnus, der große erste Kaiser deutscher Nation, mit dem wir uns beschäftigen werden.

Aus den frühesten Erinnerungen der Völker pflanzt sich durch allen Wechsel der Zeiten das Gedächtniß von Helden fort, welche in ihrem Leben Großes vollbrachten, und indem sie mit mächtiger Kraft einer ganzen Zeit den Stempel ihres Geistes ausdrückten, hinwiederum selbst die Träger und Abbilder eines ganzen Zeitalters wurden. Auf die Schultern eines solchen Helden legt dann die Sage des Volkes alles Große, was einst theils unter dessen Führung, theils noch lange vorher und nachher vom Volke gethan und geschaffen worden ist; auch seine Einrichtungen, seine Rechte und Sitten, seinen Glauben und seine ganze Bildung will es mit dankbarer Pietät von ihm empfangen haben. Als solche Menschen von übermenschlichem Verdienst und Ruhm, — weßhalb man sie auch für Göttersöhne hielt, — dachten sich die Alten ihre frühesten Könige und Gesetzgeber. Eine ähnliche heroenartige Stellung hat bei den germanisch-romanischen Völkern, während des ganzen Mittelalters, ja bis auf den heutigen Tag Karl der Große eingenommen. Wie einst der dorische Herakles für die alten Heiden, ist dieser fränkische Held für die abendländische Christenheit gleichsam ein ökumenischer Held geworden. Sein weiter Sagenmantel reicht noch viel weiter als sein weites Kaiserthum reichte, bis in den Orient, und wie einst der lebende Kaiser gegen allerlei Ungläubige kämpfte, so zieht der sagenhafte noch vierhundert Jahre später an der Spitze der Kreuzfahrer in das Morgenland. So hat einst der Held Herakles alle Kriege seines Volkes geführt, dessen schwerste Arbeiten verrichtet, dessen weiteste Fahrten gemacht. Und wie einst der griechische Heros den Glauben seines Volkes erhoben und verherrlicht und alle Griechen durch Stiftung der Olympischen Spiele zum Dienste seines göttlichen Vaters vereinigt hat, so erscheint auch der Held Carolus allenthalben als der fromme Verbreiter und Pfleger der Kirche, in deren Dienst und Ehren sein Haus und sein fränkisches Stammvolk zur Herrschaft aufstieg. Doch auch die weltlichen Dinge, Recht und Gesetz des Volkes, Verfassung des Reiches und Eintheilung des Landes, der Gau und die Mark, die Herzöge, die Grafen und Richter, Alles dies hat Karl der Große geordnet und festgesetzt. So ist er gleichsam der germanische Theseus. Von seinem Richteramte erzählen uralte Sagen. Nach seinem Namen nannte man Maß und Gewicht. Auf ihn berufen sich die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters. In seinem Namen tagte die heilige Vehme; und am Schwerte Caroli magni hängt noch heute der ganze Stolz des westfälischen Hofbauern, den uns Immermann schilderte.

Denken wir uns nun den Fall, daß die Sage von Karl dem Großen sich unter den germanischen Völkern mit derselben Freiheit und ursprünglichen poetischen Kraft hätte entfalten können, wie jener reiche Sagenkreis der frühern, minder bedeutenden, aber noch im Dämmerlicht der Geschichte stehenden Heldengestalten, denken wir uns überhaupt wie bei den alten Griechen jede nähere historische Kunde unsrer Vorzeit, jede gleichzeitige Geschichtschreibung und mit derselben endlich auch das Christenthum hinweg; erinnern wir uns, daß auch die germanischen Helden und Könige in heidnischer Zeit gleich den Helden des Alterthums ihre Stammtafeln von den höchsten Göttern herleiteten, so dürfen wir kaum bezweifeln, daß Karl der Große unsre Mythologen als der liebste und stärkste Sohn Wodan's, vielleicht als eine heldenartige Vorstellung des Götterfürsten selbst beschäftigen würde, wie sich denn in der That im Volke an verschiedenen Orten die Spuren einer solchen Verschmelzung mit Wuotans Culten bei ihm gleich wie beim Kaiser Barbarossa vorfinden.

Insofern würde Karl der Große durch Sage und Heidenthum noch gewonnen haben, aber doch nur, um vielleicht Alles wieder zu verlieren, sobald der kritische Geist, vor dem jetzt selbst die historisch beglaubigten Gestalten keine Stunde ihres Lebens sicher sind, sich seiner bemächtigt hätte. Wenn es Leute geben soll, welche Luther, ja selbst Napoleon I. für einen Mythus halten, was sollte dann erst aus Karl dem Großen werden?

Als hätte er eine Vorahnung dieser ihm drohenden Gefahr gehabt, hat der große Kaiser selbst dafür gesorgt, daß, während der dichtende Volksmund ihn verherrliche, doch auch die wissenschaftliche Erkenntniß nicht fehle und bei Zeiten das fast erloschene Licht wieder an-

gezündet werde, welches uns nach tausend Jahren in den Stand setzt, seine Riesengestalt, als stehe sie noch leibhaftig vor uns, mit prüfendem Blicke etwas genauer zu betrachten.

II.

Es sind drei Arten von gleichzeitigen Quellenschriften, auf denen die historische Kunde von Karl dem Großen beruht. Erstens die kurzen Aufzeichnungen einiger Schriftsteller über Leben und Thaten des Kaisers; namentlich die schöne Lebensbeschreibung Karl's aus der Feder seines Günstlings Einhard, und die demselben Verfasser zugeschriebenen Annalen, sowie die Jahrbücher des Klosters Lorsch. Freilich lassen uns diese Quellen über die wichtigsten Dinge, z. B. über die Jugendgeschichte des Kaisers, über die Anfänge seiner Herrschaft und das Verhältniß zu seinem früh verstorbenen Bruder und dessen Familie, über die innere Bewandtniß, die es mit seinen Kriegen, mit seinem Verhältniß zum römischen Bischof, endlich mit seiner Kaiserkrönung hatte, fast gänzlich im Dunkeln. Theils wußten sie nichts davon, theils brachte es die kurze Form ihrer Aufzeichnungen mit sich, welche mehr eine Angabe der fertigen Thatsachen, als eine pragmatische Entwicklung derselben bezweckte, die als bekannt vorausgesetzt wurde und überhaupt erst einer höhern Stufe der Geschichtschreibung angehört; zum Theil auch mochten die Verfasser als Männer, die dem Kaiser persönlich sehr nahe standen, Ursache haben, über gewisse Dinge mit Stillschweigen hinwegzugehen. Durch diese Dürftigkeit der Nachrichten ist es möglich geworden, daß die Kriege Karl's des Großen, seine Thronbesteigung, seine Erhöhung zum Kaiserthrone von unsern Geschichtschreibern so verschieden dargestellt und beurtheilt werden, weil Jeder sie in seiner Weise zu deuten sucht. Ein unermeßliches Feld öffnet sich da der Phantasie und dem Scharfsinn, aber auch der bloßen Willkür der Forscher. Auf solcher Willkür beruhen hauptsächlich die harten und schmähenden Urtheile über Karl den Großen als einen „Eroberer" und „Schlächter," denen man so häufig begegnet. Wie anders würde wahrscheinlich das Urtheil lauten, wenn statt jener kahlen Annalen ein Thucydides unser Führer und Gewährsmann wäre, der jene welthistorischen Vorgänge in ihrem innern Heranwachsen vor dem geistigen Blicke hätte enthüllen können. Wir können diesen innern Pragmatismus der Geschichte freilich vermuthen und in's Ungefähr hinein construiren; doch sollte schon das Unsichere und Gewagte einer solchen Aufgabe genügen, uns mindestens in unserm Urtheil vorsichtig zu machen. Befriedigenden Aufschluß gewähren die Nachrichten der Zeitgenossen nur da, wo sie sich mit der Person des Kaisers beschäftigen; von wenigen Männern der Geschichte ist uns ein so lebendiges und anziehendes Porträt erhalten, als in Einhard's Biographie von Karl dem Großen. Und hier muß noch der Mönch von St. Gallen erwähnt werden, dessen freilich erst dem Urenkel des Kaisers erzählte Anekdoten das Porträt des Ahnherrn durch manchen köstlichen Zug vervollständigen. So lebte sein Bild unter den alten Kriegskameraden des Kaisers fort, die es schon um manchen sagenhaften Zug bereichert den Enkeln überlieferten.

Viel lohnender als jene politischen Nachrichten sind die Memoiren und Briefe aus Karl's des Großen Zeit, wie sie uns namentlich in seiner Lehrer und Freunde Alcuin und Paulus Diaconus Schriften und Briefwechsel erhalten sind. Hier lernen wir Karl den Großen im Verkehr mit vertrauten Freunden kennen; es wird uns ein Blick eröffnet in das Innere dieses reichen, vielgeschäftigen, nach Licht und Bildung, nach allgemeinem Fortschritt und Gedeihen rastlos strebenden Geistes. Die Verehrung, welche wir aus diesen Quellen schöpfen, muß natürlich auch auf die politische Beurtheilung zurückwirken, und um so weniger können wir uns dann entschließen, zwischen den dürftigen Zeilen der „Annalen" einen bloßen „Eroberer" und „Schlächter" zu finden.

Um wie viel weniger, wenn wir nun endlich die dritte, bei Weitem wichtigste Gattung unsrer Quellen betrachten, nämlich die Gesetze und Ordnungen des großen Kaisers. Nun werden wir mit Erstaunen inne, daß die Sage an seinen größten und besten Thaten nichts hinzugesetzt hat: der Ordner und Gesetzgeber der Christenheit, der Begründer der gesammten germanischen Staats- und Rechtsordnung, der Pflanzer und Pfleger eines aufblühenden geistigen Lebens steht vor uns.

III.

Wie um den Geburtsort Homer's, wird um den Ort gestritten, wo Karl der Große das Licht der Welt erblickte; zwar fehlt es nicht an Sagen und Nachrichten später Zeit;

viele Städte und Länder rühmen sich seiner Geburt, aber vergebens schreibt die Akademie zu Brüssel alljährlich einen Preis für denjenigen aus, welcher über Ort und Zeit der Geburt ihres größten Landsmannes sichere Kunde bringe. Schon seine nächsten Freunde wußten es nicht mehr. Wahrscheinlich wurde er im Jahre 742 geboren; vielleicht in einem der heimischen Meierhöfe; vielleicht aber auch in weiter Ferne, im Feldlager des Vaters, des Herzogs Pippin, welcher damals seine Franken aus einem Kriege in den andern führte, gegen Aquitanier und Basken, gegen Schwaben, Baiern und Sachsen. Der Vater Pippin war ein gewaltiger Krieger und Staatsmann, obwohl er der Kurze hieß. Karl's Jugend fiel in eine große, gährende Zeit. Nur wenig Monate vor seiner Geburt war der Großvater, der gewaltige Karl, gestorben, den man den Hammer nannte, so schwer hatte sein Arm die Feinde der Christenheit getroffen. Er hatte die Saracenen von der Loire bis über die Pyrenäen gejagt, Jahr für Jahr war er ausgezogen nach allen Himmelsgegenden, um die germanischen Völker, die sich einst zum Reiche der alten Merovinger bekannten, wieder herbeizubringen. Wie fuhr er über die kleinen Tyrannen her, welche ganz Gallien und Burgund unter sich zerstückelt und das geraubte Land mit den Saracenen ehrlos getheilt hatten. Manchen treulosen Bischof jagte er fort und gab das Bisthum seinen verdientesten Kriegskameraden. Vom Großvater und vom Vater gingen der Kriegseifer und die eiserne Willenskraft auch auf den Enkel über. Von Natur starken und großen Leibes, wuchs er im Feldlager auf, unter Waffenlärm, Reiten und Jagen, ohne Lesen und Schreiben zu lernen. Und doch fehlte es seiner Jugend nicht an höheren geistigen Antrieben. In seiner Familie hatte sich ein religiöser Hang von jeher fortgeerbt. Schon die Vorfahren hatten gern die stillen Klöster der Ardennen aufgesucht und hatten wetteifernd solche Klöster gestiftet und beschenkt; der Hang des germanischen Gemüthes zur innern Einkehr und Beschaulichkeit verband sich in diesem Hause mit der mächtigsten Thatkraft nach außen; von diesem Hause ward mit dem Kriegsruhm und der Herrschaft der Franken auch die Herrschaft des Christenthums verbreitet. Durch die fortwährenden Kämpfe mit den Moslemin und den heidnischen Sachsen und Friesen hatte sich der Franken eine heilige Kriegswuth bemächtigt, ihre Kriege waren Glaubenskriege geworden. Daher schauete schon auf Karl Martell der römische Bischof als auf den auserwählten Hort der Christenheit; ihn beschenkte schon Gregor III. mit dem vieldeutigen Titel eines römischen Patricius und mit den Schlüsseln zu Petri Grabe und erhielt dafür Karl's mächtigen Schutz beim Lombardenkönig Liutprand. Und wie er bei den eignen Völkern als „Fürst der Franken" für den wahrhaften König galt und nach dem Tode seines letzten Schattenkönigs der Thron in der That, so lange er lebte, gar nicht wieder besetzt ward, so wurde er auch von der Kirche als König geehrt. An seinem Hofe, wie schon am Hofe des Vaters, erschienen die christlichen Glaubensboten, um seine Heere zu begleiten, von ihm Schutz und Friede zu erlangen. Hier verweilte Bonifacius, der Bekehrer der Deutschen, der Reformator der fränkischen Kirche. Doch am Hofe des alten Helden und seiner rauhen Kriegsgefährten, die besser dreinschlagen, jagen und zechen, als beten und singen konnten, hatte der fromme Bonifaz bekanntlich wenig Freude. Dennoch ging das Bekehrungswerk auch in dieser Zeit unaufhaltsam vorwärts und sofort nach Karl Martells — im October 741 erfolgtem — Tode erfüllten die Söhne, zumal der fromme Karlmann, des Bonifacius Wünsche. Die neubekehrten Deutschen erhielten jetzt eine kirchliche Verfassung, kirchliche Eintheilung, kirchliche Mittelpunkte, Bischofssitze und Klöster, kirchliche Lehrer und Zuchtmeister und schon im nächsten April versammelte sich das „germanische Concilium" mit den Bischöfen der neugegründeten Sprengel. Bonifacius selbst nahm dabei als Erzbischof von Mainz die Stellung eines Primas ein. In den Beschlüssen dieser und späterer Concilien und in den Capitularien der fränkischen Staatsgewalt weht des Bonifacius sittenstrenger und eifriger Geist. Sie sind ebenso sehr auf die Herstellung der Zucht und Sittenreinheit unter den Priestern und Mönchen, als auf die vollkommene Belehrung und Unterweisung der neugetauften Völker und auf die Ausrottung ihrer heidnischen Vorstellungen und Gebräuche gerichtet. In diese Periode der sittlichen und kirchlichen Reaction, des erwachenden Bekehrungseifers und umfassender kirchlicher Organisationen fällt Karl's des Großen Jugendleben.

Der fromme Oheim Karlmann gab sich bald ganz der Kirche hin; mit großem Gefolge zog er nach Rom, ließ sich vom Papst

Zacharias zum Priester weihen und trat als Mönch in die Musteranstalt zu Montecassino ein. Auf Soracte hatte er ein Kloster gebaut, dort suchten ihn viele Franken auf; manche Kunde von dem frommen Ohm mag zu dem Knaben Karl gedrungen sein. In seinem zehnten Lebensjahre mochte es sein, als die vertrautesten Freunde des Vaters nach Rom zogen und beim Papste Zacharias den kirchlichen Segen zu der Thronrevolution holten, durch welche im folgenden Jahre der letzte der faulen Könige abgesetzt wurde und Pippin auch den Titel der Macht annahm, welche er und sein Haus seit Menschengedenken besessen hatten. Als 11jähriger Knabe, da eben das heilige Christfest gefeiert worden, sah er den greisen Papst Stephan, der von Alter und Krankheit gebeugt, mitten im Winter über die Alpen geflohen war, mit seiner ganzen Klerisei zu den Füßen des Vaters liegen, der ihm auf die Kunde seiner Ankunft nebst der ganzen Familie entgegen gezogen war. Der heilige Vater war mit einem härenen Bußgewande bekleidet, das Haupt war mit Asche bedeckt: nicht eher wollte er vom Boden aufstehen, als bis Pippin und dessen Söhne ihm die Hand gegeben und sich verpflichtet hatten, Rom vor den Lombarden zu schützen. Den Rest des Winters verbrachte der Papst mit der Königsfamilie zu St. Denys; da salbte er den König und dessen Söhne und segnete das ganze königliche Haus; allem Volke wurde bei zeitlichen und ewigen Strafen geboten, diesem von Gott begnadigten Geschlechte zu gehorchen. Hier bildeten sich nun die alten Beziehungen dieses Hauses zum Papstthum zu einer engen und unauflöslichen Verbindung aus. Zweimal zogen Pippin's Heere nach Italien, entrissen den Longobarden das Exarchat und die Pentapolis; die Einkünfte überließ Pippin dem Papste; aber Herr des Landes, Nachfolger des Kaisers, welchem diese Gegenden einst gehört hatten, bevor sie von den Longobarden erobert worden, wollte er selbst bleiben; fränkische Grafen richteten in Rom und Ravenna. So war schon Pippin Patricius, Schirmherr und Landesherr des Papstes, der seines Schutzes noch oft bedürftig, auch sein Gevattersmann wurde.

Bei alle dem war aber die Stellung der neuen Dynastie eine sehr bedrohte; während der Khalif von Bagdad Gesandte schickte und selbst der byzantinische Kaiser den Frankenkönig beschenkte, während die Gothen in Spanien ihn König nannten, mußte er doch alljährlich in's Feld ziehn, um seinem nächsten Nachbaren, dem Herzog von Aquitanien, dem Abkömmling der Merovinger, die Anerkennung seines Königthums abzunöthigen. Der alte Kampf zwischen Nord- und Südfranzosen entbrannte auf's Neue. Dieser vieljährige Kampf endete zwar 768 mit dem Untergange des Herzogs; aber es fehlte viel, daß Aquitanier und Basken, ein trutziges, die Franken mit südlichem Grimme hassendes Geschlecht, sich nun wirklich dem Frankenkönig gefügt hätten. Und nicht besser verhielt es sich mit den Longobarden, den Baiern, den Alamannen. Alle diese waren wohl gedemüthigt, die Herzöge der letzteren von Pippin eingesetzt oder bestätigt worden, aber nur um so widerwilliger ertrugen sie die Herrschaft des Emporkömmlings. Diese ganze südliche Völkermasse lagerte drohend zwischen den Römern und Franken. Und eben jetzt regte es sich dicht an den Ost- und Nordgrenzen des Franken unter ihren furchtbarsten Gegnern, den heidnischen Sachsen. Mit einem Worte, das ganze Ergebniß einer langen Thätigkeit, die Frucht vieler Heldenkämpfe des Schwertes und des Geistes, der Bestand des fränkischen Reiches und der Kirche, schwebte in Gefahr. In diesen Kämpfen reifte Karl der Große als Gehilfe des Vaters zum Manne heran, bis er nach dessen im September 768 erfolgten Tode den Thron bestieg.

IV.

Bei solchen Unternehmungen, wie sie von den Vorfahren Karl's begonnen waren, gibt es keinen Stillstand auf halbem Wege; das Werk muß entweder durchgeführt werden oder es bricht zusammen. Nicht als ob sich jene Frankenkönige sogleich bei ihren Anfängen dieses unaufhaltsamen Fortganges und Endes ihrer Arbeit bewußt gewesen wären und Alles nach einem vorher entworfenen Plane gebaut hätten; meist durch äußere Nöthigung wurden sie gezwungen, einen Stein zum andern zu fügen; erst allmälig bildeten sich in Karl's des Großen Geiste mit der Arbeit selbst auch die weltumfassenden, weltgestaltenden Ideen aus, die ihr instinktartig zu Grunde lagen, von ihm immer deutlicher erkannt wurden.

Karl der Große mußte wie seine Vorfahren damit anfangen, die ihm in Gemeinschaft mit seinem jüngern Bruder Karlmann vom Vater übertragene, von seinen Franken durch Wahl bestätigte Gewalt erst nach außen geltend

zu machen, was aber um so schwieriger war, da ihm der eigne Bruder nicht in derselben Weise zur Seite stand, wie einst der Oheim Karlmann dem Vater Pippin. Damals hatten die großen Erfolge der Franken auf der Eintracht der fürstlichen Brüder beruht; beide waren gemeinsam in's Feld gezogen und von demselben Feuereifer beseelt. Dagegen zog sich jetzt Karl's Bruder in die ihm zugewiesenen Länder des Südens zurück und verweigerte die Hilfe zum Kriege gegen die Aquitanier, welche an des erschlagenen Waifar Stelle im Herzog Hunold ein neues Oberhaupt gefunden hatten. Es scheint, daß alle benachbarten Stämme — oder doch deren Häupter — mit diesem Aufstande sympathisirten, nicht bloß die Basken, auch die Burgunder und Alamannen, über welche eben Karlmann herrschte, und jenseits der Alpen die Longobarden, deren König Desiderius sich mit Karlmann befreundete. Einhard erzählt, daß dieser „durch den schlechten Rath seiner Großen“ abgehalten worden sei, dem Bruder zu helfen. Karl war ganz auf die eigne Kraft angewiesen. Gleich bei diesem ersten Feldzug des 26jährigen Königs trat dessen energische Ausdauer hervor. Die bisherigen Kriege hatten immer nur mit halben Resultaten geendet. Aber Karl ruhte nicht, bis der Feind vollständig überwunden, das Land für immer dem Reiche gesichert war. Nicht zufrieden, den Hunold vertrieben zu haben, ließ er ihm auch im Baskenland keine Ruhe, setzte über die Garonne und seine Drohungen bewogen den Baskenherzog, den Flüchtling auszuliefern. Die Festung Fronsac, die Karl hier an der Dordogne zwischen Aquitanien, Waskonien und der Gironde baute und mit Cölnischen Dienstmannen besetzte, sollte zur Befestigung der fränkischen Herrschaft und zur Beaufsichtigung dieser entlegenen Grenzgebiete dienen.

Diese Erfolge scheinen jedoch den Frieden zwischen den Brüdern nicht eben befestigt zu haben. „Nur mit der höchsten Noth“, sagt Einhard, „wurde der Friede zwischen ihnen aufrecht erhalten, indem Viele von Karlmann's Partei ihre Eintracht zu stören suchten, ja sogar Manche sie in Krieg mit einander zu verwickeln trachteten.“ Durch die Bemühungen seiner Mutter, an welcher Karl mit großer Liebe und Verehrung hing, wurde der Friede zwischen den Brüdern nun zwar erhalten und in diesen Frieden sogar der Longobardenkönig Desiderius eingeschlossen. Ja die Mutter suchte diesen Frieden sogar durch zwei Heirathen zu befestigen. Karl heirathete eine Tochter des Desiderius und dieser eine Schwester Karl's. Aber der Friede hatte keinen Bestand, wie Einhard versichert, ohne Karl's Schuld. „Er ertrug,“ sagt Einhard, „den Haß und Neid des Bruders mit solcher Geduld, daß es Allen bewundernswerth schien.“ Wie dem auch sein mag, jedenfalls lagen dem Zwiste allgemeine politische Ursachen zu Grunde, namentlich eine Feindschaft der beiderseitigen Großen. Als Karlmann schon im Jahre 771 starb, begab sich ein Theil derselben, — wie es scheint, die fränkischen Herren — zu Karl, — der jetzt von den Franken zum allgemeinen König erwählt wurde, — ein anderer Theil mit der Wittwe und den Kindern Karlmann's verließ das Reich und suchte Hilfe bei den Longobarden.

Ueber die Longobarden herrschte damals Desiderius, der gefährlichste Widersacher des Frankenkönigs. Vom Herzog von Tuscien hatte er es in der nach Haistulph's Tode ausgebrochenen Verwirrung bis zum König gebracht. Weit entfernt, dem Papste die Städte des Exarchats versprochenermaßen zurückzugeben, hatte er ihn noch weiter beraubt, und Pippin war damals durch heimische Kriege und die Unlust der Franken verhindert worden, seinem Gevatter die oft erflehte Hilfe zu leisten. Aber an Friedensmahnungen ließ er es nicht fehlen, welche Desiderius in den Wind schlug. Schon durfte dieser hoffen, den römischen Stuhl, der nach Paul's Tode (767) eine Beute römischer Factionen geworden, ganz in seine Gewalt zu bekommen. Drei Parteien stritten um den Stuhl Petri, zwei Päpste wurden erhoben und gestürzt, Stephan III. mußte sich unter den Schutz des Longobarden begeben, zugleich aber wandte er sich an Karl und suchte auch beim fränkischen Hofe Anerkennung und Schutz. Zwölf fränkische Commissarien unter dem Erzbischof Lullus von Mainz wurden darauf zur Bestätigung und Verpflichtung des Papstes nach Rom abgeordnet. Um so rücksichtsloser schaltete Desiderius im Kirchenstaate und immer dringender wurde des Papstes Hilferuf an die Franken. Wie groß war nun sein Schrecken, als er erfuhr, daß Desiderius sich mit den Franken durch eine Doppelehe verbunden! Diese gutmüthige Idee einer Heirathen stiftenden Mutter drohte die jahrhundertjährigen Verbindungen, Aussichten und Unternehmungen der Kirche zu zerstören, den römischen Stuhl ganz von den Longobarden abhängig zu machen und

bei der alten Rivalität, die zwischen der römischen und longobardischen Kirche bestand, vielleicht auf die untergeordnete Stellung eines gewöhnlichen Bisthums zurückzuführen. Nicht ohne wichtige Ursachen setzte der Papst Himmel und Hölle in Bewegung, um diese Ehe zu verhindern und da dies nicht mehr thunlich war, sie wieder aufzulösen. Doch mehr noch als seine Beredtsamkeit, mehr als die apostolischen Flüche und Thränen, scheinen die Verhältnisse gewirkt zu haben. Die von der Kirche geforderte und sanctionirte Ehescheidung erfolgte schon nach Jahresfrist und dies hatte zur Folge, daß sich der alte Gegensatz zwischen Franken und Longobarden nun rasch zum grimmigsten Haß steigerte. Desiderius, der schon geglaubt hatte, den jungen Frankenkönig als Eidam an sich gefesselt und unschädlich gemacht zu haben, wurde jetzt, da er die Tochter zurückempfing, Karl's wüthendster Feind. Mit großer Heeresmacht zog er vor Rom, um Stephan's Nachfolger Hadrian I. zu zwingen, daß er Karlmann's Söhne zu Königen salbe, mit anderen Worten, sich den Feinden Karl's anschließe. Hiermit würde der Papst aber auch dem Wahlrecht der Franken entgegengetreten sein, kraft dessen Karl zum König erhoben war. Hadrian hütete sich wohl, es auf diese Weise mit den Franken und ihrem König zu verderben. Er blieb hart wie „ein Demant" und vertheidigte Rom mit großer Tapferkeit. Diese Nachrichten waren wohl im Stande, die Franken, welche unter Pippin keine Neigung zu den italienischen Kriegen gehabt und ihm die Heeresfolge dorthin verweigert hatten, vollständig umzustimmen. Krieg gegen Desiderius ward jetzt die Losung. Ein großes Heer sammelte sich in Genf und zog in zwei Heersäulen über die Alpen. Desiderius ließ es gar nicht zur offenen Schlacht kommen, er schloß sich in Pavia ein, er vertraute auf seine Burgen und glaubte wohl, die Franken würden sich wie in frühern Feldzügen auf lange Belagerungen nicht einlassen und bald heimkehren. Aber er kannte seinen Gegner nicht. Karl blieb mit den Heeren auch während des Winters und noch im folgenden Jahre; nach zehnmonatlicher Einschließung ergab sich Pavia; Desiderius ward gefangen nach Frankreich gebracht; dessen Sohn entfloh nach Constantinopel; der Sieger aber ließ sich selbst zum König der Longobarden ausrufen. Zu diesen raschen und gründlichen Erfolgen mochten freilich die innern Parteiungen der Longobarden und überhaupt der Zustand Italiens nicht wenig beigetragen haben. Immerhin bleibt es erstaunlich, wie rasch und sicher Karl diese Verhältnisse durchschaute, wie vollständig er sie auszubeuten wußte, wie schnell sich jetzt Alles änderte. Die Aufstände, welche später von etlichen Herzögen erhoben wurden, hatten nur deren raschen Untergang oder tiefe Demüthigung zur Folge; bald reichte Karl's Macht weiter als die irgend eines Lombardenkönigs vor ihm, nämlich bis zur Meerenge von Messina. Nun ließ er auch Flotten bauen, um das Land vor den Saracenen und vor den Umtrieben der Griechen zu schirmen. Italien gelangte durch Karl wieder zu stätigen Zuständen. In den Untergang des longobardischen Hauses ward auch das baierische Herzogshaus der Agilolfinger verwickelt. Thassilo war mit einer Tochter des Desiderius vermählt, welche ihn zu immer neuen Anzettelungen, sogar mit dem Räubervolk der Avaren aufreizte, bis er endlich nach fruchtlosen Demüthigungen ganz abgesetzt, das Herzogthum aber eingezogen, das Land unter Grafen vertheilt wurde. Hiermit war die ganze Coalition, die dem Frankenkönige so große Gefahr gedroht hatte, zersprengt und vernichtet.

Seit dieser Zeit war Karl der alleinige und unbestrittene Herrscher im ganzen Frankenreiche und in Italien. Der Aufenthalt aber in diesem Mittelpunkte der Culturwelt wurde entscheidend für seine fernere Bildung und Weltstellung.

V.

Doch ehe wir diese durch den Besitz Italiens herbeigeführte Weltstellung in's Auge fassen, müssen wir noch den gewaltigen Kampf betrachten, der inzwischen in Deutschland selbst hart an den Grenzen der fränkischen Gaue zwischen Franken und Sachsen entbrannt war und durch den longobardischen Krieg wie durch alle späteren Züge Karl's nach Italien und anderen Ländern immer nur auf kurze Zeit oder auch gar nicht unterbrochen wurde. Dreiunddreißig Jahre hat dieser Kampf gedauert und nie ward ein Krieg mit größerer Erbitterung und Anstrengung geführt. Die Sachsen waren ein furchtbar rauhes Volk, das härteste, zäheste und unbändigste unter allen Germanen. Längst hatten sich alle übrigen germanischen Völker, darunter auch die Stammgenossen in Britannien, sanfteren Sitten gefügt, dem rohen Heidenthum entsagt, die

Apostel des Evangeliums und die Anfänge römischer Bildung bei sich aufgenommen; aber mißtrauisch haßten die Sachsen alles Fremde und jede Neuerung. So hatten sie schon in England alle Eingebornen aus dem Lande gejagt oder vertilgt, in Deutschland die früheren Bewohner ihrer Freiheit beraubt. Mit welchem Behagen erzählt uns noch Widukind die Sage seines Volkes, wie einst die klugen Voreltern bei einer Zusammenkunft mit den Thüringern trotz aller Verabredung Messer unter den Röcken gehabt, und „da sie den Zeitpunkt für günstig hielten, sich der ganzen Gegend zu bemächtigen,“ die Messer plötzlich herausgezogen und Alles niedergemacht hätten! „Da fingen die Sachsen an,“ setzt ihr Geschichtsschreiber freudig hinzu, „berühmt zu werden und den benachbarten Völkern einen gewaltigen Schrecken einzujagen.“ In dieser listig-barbarischen Weise wurde nun damals gekämpft, in dieser Weise waren in noch früherer Zeit die Vorfahren nach scheinbarer Unterwerfung eines Tages über die im Marsche zerstreuten römischen Legionen hergefallen und hatten alle fremden Soldaten und Beamten todtgeschlagen. In dieser Weise verhielten sie sich auch zu ihren uralten Gegnern, den Franken. Man kann sich keine schärferen Gegensätze in Volkscharakteren denken, als zwischen Franken und Sachsen. Wie groß ist der Unterschied selbst heute noch, nachdem doch eine tausendjährige Bildung die härtesten Contraste ausgeglichen, die entferntesten Stämme genähert und mit einander verschmolzen hat! Neben dem zähen, alles Fremde mißtrauisch betrachtenden, in seinem ganzen Wesen zugeknöpften, auf sich selbst zurückgezogenen Sachsen nimmt sich der lebhafte, oft überschwängliche, Alles schnell erfassende und von Allem schnell ergriffene Franke, der Rheinländer und Hesse aus, wie ein Wesen von ganz verschiedener Art. Eben damals waren die Franken, die Hessen von hoher Begeisterung ergriffen; da war Alles voll vom wunderbar ausgeschmückten Leben und Sterben ihres großen Heiligen, des Bonifacius; Wunder und Zeichen, die Begleiter großer Volkserregung, beleben selbst die nüchterne annalistische Aufzeichnung. Einem in Sachsen verschmachtenden Frankenheere schickt Gott wunderbare Wasserströme aus einem Berge; als die Sachsen in Hessen einbrechen und die Kirchen und Heiligthümer des Volkes zerstören, erscheinen Engel vom Himmel und schirmen des Bonifacius Kirche zu Fritzlar. Wie anders die Sachsen! Sie hatten mit den Franken nichts gemein, als die Härte im Kriege, den furor teutonicus, die Schlachtenwuth, doch auch diesen nur in der höchsten Noth. Sonst liebten die Sachsen die großen Feldschlachten nicht. Ob sie noch mit wahrer Begeisterung an ihren alten Göttern gehangen, die sie so bereitwillig verläugneten, darf wohl bezweifelt werden; aber der Christengott war ihnen noch bitter verhaßt und auf die fränkischen Missionäre sahen sie ungefähr mit denselben Augen wie einst auf die römischen Schreiber. Sie hielten das Christenthum für eine fränkische Kriegslist. Kirchen und Klöster zu verbrennen, christliche Priester zu morden, war ihre höchste Lust.

Es ist daher ganz verkehrt, wenn man sich die Sache so vorstellt, als seien diese Sachsenkriege aus einem reinen Eroberungsgelüste Karl's des Großen hervorgegangen. In viel höherem Maße als bei Drusus und Germanicus waren sie das Product zwingender Verhältnisse. Es war ein seit Menschenaltern geführter Völkerkrieg, gesteigert durch religiöse Antriebe. Gewiß ist es ganz richtig, was Einhard von diesen Kriegen sagt: „Die Sachsen, dem Götzendienst ergeben und gegen unsre Religion feindselig, hielten es für nicht unehrenhaft, göttliches und menschliches Recht zu übertreten. — — Dazu kamen noch besondere Umstände: — — die Grenze zwischen uns und den Sachsen zog sich fast durchaus in der Ebene hin, mit Ausnahme weniger Stellen, wo größere Waldungen oder dazwischen liegende Bergrücken eine scharfe Grenzlinie bildeten; so wollten Todtschlag, Raub und Brandstiftungen auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Dadurch wurden die Franken so erbittert, daß sie endlich ihren Schaden nicht mehr bloß heimgeben, sondern es auf offenen Krieg mit ihnen ankommen lassen wollten. Der Krieg wurde also begonnen und von beiden Seiten mit großer Erbitterung dreiunddreißig Jahre lang ununterbrochen fortgeführt.“ — — Karl hat diesen Krieg, wie alle seine Unternehmungen, in einer viel planmäßigeren und durchgreifenderen Art geführt, als es früher der Fall gewesen; aber er hat die Sachsenkriege nicht begonnen, er hat sie nur vollendet, wobei aber wiederum nicht von Einem ursprünglichen Plane, sondern nur von einem allmälig gereiften die Rede sein kann. Bei dem ersten von der Reichsversammlung zu Worms 772 beschlossenen Feldzug hatte es sich nur um Züchtigung und Abschreckung der benachbarten Stämme gehandelt. Ihr

Heiligthum wurde zerstört, ihre Eresburg gebrochen, ihr Land verwüstet, sie mußten zwölf Geiseln für Erhaltung des Friedens stellen. Aber schon in den folgenden Jahren, während Karl in Italien kämpft, fallen die Sachsen wieder in Franken ein, verwüsten Hessen, verbrennen die Kirchen und Häuser, und werden dann durch vier Heerhaufen, die Karl von vor. Von allen Hauptstämmen des Volkes, den Westfalen, Engern, Ostfalen erscheinen jetzt nach kurzem, aber vergeblichem Widerstande die Häuptlinge vor ihm, leisten den Friedenseid und stellen Geiseln. Doch läßt er diesmal Besatzungen hineinlegen. Kaum ist er wieder fort nach Italien, so erheben sich die Sachsen auf's Neue, erobern die Eresburg zurück



Karl der Große zerstört die Irmensäule.

Ingelheim aus den bedrängten Ländern zu Hilfe schickt, zurückgetrieben. Nun wird von der Reichsversammlung zu Düren 775 zum zweiten Male der Krieg gegen das „treulose, eidbrüchige Volk" beschlossen. Um jeden Widerstand zu ersticken, durchzieht Karl dies Mal „mit der ganzen Macht seines Reiches" das Sachsenland, erzwingt bei Höxter den Uebergang über die Weser und bringt bis zur Ocker und belagern Sigiburgum, das nur durch übernatürliche Einmischung gerettet wird. Zum dritten Male wird nun auf der Reichsversammlung zu Worms 776 der Sachsenkrieg beschlossen und mit „großer Truppenmacht" unternommen. Die Sachsen leisten diesmal keinen Widerstand, sondern suchen durch alsbaldige Unterwerfung sich des gewaltigen Feindes zu entledigen. „Wie er an die Quelle

der Lippe kam, fand er eine zahllose Menge jenes treulosen Volkes, die unter dem Schein der Unterwürfigkeit und der Reue über den begangenen Fehltritt ihn um Gnade anflehete." Karl begnügt sich natürlich nicht mit ihren Friedensgelöbnissen und den gestellten Geiseln; er läßt vielmehr außer der wieder hergestellten Eresburg noch eine dritte Grenzfestung an der Lippe anlegen und mit starker Besatzung versehen, auch alle diejenigen Sachsen, „welche Christen werden zu wollen erklärten," die Taufe empfangen. Um den Sachsen die Größe und Herrlichkeit des Reiches und das Vergebliche ihrer Aufstände zu zeigen, hält er die Reichsversammlung von 777 nun mit großer Heeresfolge zu Paderborn in Westfalen. Zum ersten Male erscheinen die sächsischen Großen, mit Ausnahme des zu den Dänen entflohenen Widukind, auf einer fränkischen Reichsversammlung und geloben hoch und theuer, Frieden zu halten, wo nicht, so wollen sie Freiheit und Vaterland verlieren. Auch hier werden Viele getauft, welche „obwohl falsch" Christen zu werden versprochen. Bis dahin ist noch von keiner gewaltsamen Bekehrung, von keiner Eroberung und Einverleibung des Landes die Rede. Als aber nun im folgenden Jahre Karl fern in Spanien Krieg führt und auf dem Rückwege das Heer im Thal von Roncesvalles von den Basken aufgerieben wird, da kehrte auch Widukind aus Dänemark heim und sofort vergaßen die Sachsen Eid und Geiseln und Christenthum. Sie zerbrachen die Burgen, erschlugen die Priester, zerstörten die Kirchen und dringen mit Feuer und Schwert bis tief in's Hessenland, bis nach Deutz und bis zur Mosel. „Ihre Wuth kannte keinen Unterschied von Alter und Geschlecht, nicht der Beute sondern der Rache wegen waren sie in's Frankenland eingebrochen." Da flohen die Mönche aus Fulda mit den Gebeinen des heiligen Bonifacius nach Hamelburg, indeß ihr Abt, der heilige Sturm, die Wetterau zu den Waffen rief. Diese Nachrichten trafen Karl zu Auxerre; er befahl den Ostfranken und Alamannen, die Sachsen zurückzutreiben, welche auf dem Heimzug an der Edder eine große Niederlage erlitten. Abermals wurde nun auf dem Reichstage zu Düren 779 der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. Bei Bocholt versuchten die Sachsen einen vergeblichen Widerstand, dann stellten sie sich wieder in Masse ein und gelobten fortan, indem sie nochmals die Taufe empfingen, Ruhe und Gehorsam. Karl aber wollte sich hierbei nicht ferner beruhigen, folgenden Jahres kam er wieder. Das ganze Sachsenland bis zur Elbe, wo die Slaven hausten, deren Händel er schlichtete, ward jetzt von den Franken durchzogen, alle Sachsen mußten sich taufen lassen, eine ganze Reihe von Festungen im Osten, Süden und Westen mit zahlreichen Besatzungen zog sich jetzt rings um das Land; es ward in Gaue und Kirchensprengel getheilt; Bisthümer wurden in Osnabrück, Münster, Minden und Paderborn errichtet, Priester angesiedelt, einheimische Edle wurden als Grafen bestellt; das ganze Land erhielt fränkische Kirchen-, Gerichts- und Heeresverfassung, mit einem Worte, Sachsen sollte jetzt dauernd pacificirt und dem Reiche als Glied gewonnen werden, sie sollten aufhören, sich als Feinde zu betrachten. Von Bestrafung der bis dahin von ihnen begangenen Frevel ist noch keine Rede. Zum ersten Male sollten jetzt Sachsen und Franken vereint in den Krieg ziehen gegen die benachbarten slavischen Sorben, die in Sachsen eingefallen waren. Aber statt dem verhaßten Heerbann der Franken zu folgen, erhoben sich die Sachsen, von Widukind aufgerufen, mit verzweifelter Wuth für ihre alte Freiheit. Am Süntal an der Weser brachten sie den in Eilmärschen herbeiziehenden fränkischen Truppen eine vollkommne Niederlage bei. Der Kämmerer Adalgis, der Marschalk Geilo, vier Grafen und noch zwanzig vornehme Franken starben mit ihren Schaaren den Heldentod; nur Wenige entkamen. Da entbrannte Karl in mächtigem Zorne; mit einem eilig gesammelten Heere stürmte er selbst daher und zu Verden an der Aller hielt er ein furchtbares Strafgericht. So groß war die Macht seiner persönlichen Erscheinung, daß die Aufrührer keinen Widerstand wagten. Widukind floh, die Andern baten um Gnade. Ja, sie lieferten selbst die Thäter am Süntal aus, es waren ihrer 4500, Karl ließ sie sämmtlich hinrichten. Er betrachtete die That am Süntal nicht als offenen, ehrlichen Krieg, sondern als Mord. Da Milde nichts fruchtete, so wollte er es jetzt mit Härte versuchen. Entweder war jetzt der Trotz der Sachsen gebrochen, oder zum Kampfe auf Leben und Tod gereizt: es sollte jetzt biegen oder brechen. In solcher Voraussicht machte Karl schon im Winter große Zurüstungen, während die Sachsen von grimmiger Blutrache erfüllt, von Widukind angefeuert, bereits in allgemeinem Abfalle begriffen waren. Der

Kampf erreichte jetzt seinen Höhepunkt; zwei große und blutige Schlachten wurden geliefert, bei Detmold und an der Hase. Die erste Schlacht war unentschieden, in der zweiten wurde nach dreitägigem, heldenmüthigem Kampfe die Kraft des Sachsenvolkes gebrochen. Viele Tausende waren erschlagen, die Häupter waren geblieben oder aus dem Lande entwichen oder folgten dem Sieger. Aber noch zwei Jahre lang, auch während des Winters, ward Sachsen jetzt nach allen Richtungen hin von fränkischen Heeren durchzogen. Zum ersten Male hielt Karl seine Weihnacht im Kriegslager mitten im Sachsenlande. Dann ward zu Paderborn 785 der Reichstag gehalten, auf welchem der Sieg durch strenge Gesetze besiegelt, auf die heidnischen Gebräuche, die Beschädigung christlicher Kirchen, den Priestermord, die Menschenopfer, das Bündniß mit den Heiden und Aufrührern, Todesstrafe gesetzt ward (das capitulare de partibus Saxoniae), hierauf zog Karl in den Bardengau bei Lüneburg. Und hier ließ er dem jenseits der Elbe weilenden Widukind und dessen Freunden Verzeihung zusichern, falls sie sich unterwürfen. Er hatte ihnen jede Hoffnung auf endliches Gelingen ihrer Pläne genommen, die Ohnmacht ihrer Götter dargethan. Und so unterwarfen sie sich endlich dem Schicksal und empfingen in der Pfalz des Königs zu Attigny die Taufe.

Durch diese Abfindung mit den Häuptern, namentlich mit dem Manne, der ihm bisher am gefährlichsten war, aber wie es scheint, jetzt ein ebenso eifriger Christ und Frankenfreund wurde, war das schwere Werk vollendet. Acht Jahre lang wird von keinem Aufstande mehr berichtet. Sachsen war erschöpft und befand sich unter jenem strengen Ausnahmsgesetze, das erst nach zwölf Jahren milderen Bestimmungen und dem gewöhnlichen Bußsysteme Platz machte, in einer Art von Kriegs- und Belagerungszustand. Und doch brechen im Jahre 793, während Karl eben gegen die Avaren zu Felde liegt, die Aufstände von Neuem aus, wahrscheinlich veranlaßt durch die weiten und kostspieligen Kriege, welche der sächsischen Natur durchaus widerstrebten und durch den ungewohnten Kirchenzehnten, den sie von allen Neuerungen am meisten haßten. In den niedersächsischen, durch ihre Natur, durch Gräben und Moräste geschützten Gegenden, lodert der Aufstand auch später noch auf, im Jahre 798 ermorden die transalbingischen Sachsen sogar die Gesandten und Sendgrafen Karl's. Er greift hier zu einer Maßregel, die er von den Eroberern des Alterthums und von den Römern gelernt zu haben scheint; indem er die Unbändigsten des bezwungenen Landes dem vaterländischen Boden entreißt und in das innere Reich, nach Belgien, Ostfranken, Frankfurt &c. versetzt, die entvölkerten Grenzstriche zuverlässigen Stämmen und fränkischen Ansiedlern einräumt, vielleicht zum Krongut einzieht. Diese harte Strafe traf namentlich jene Gesandtenmörder in Transalbingien und im Gau Wihmuodi (zwischen Elbe und Weser). Ihrer zehntausend wurden im Jahre 804 mit Weib und Kind hinweggeführt. Ihr Land erhielten die Abodriten. Hiermit waren die Sachsenkriege beendet.

Sieht man von diesen Kämpfen in entlegenen Grenzgebieten ab, so kann der Sachsenkrieg schon mit dem Capitulare Saxonicum vom 28. October 798 als erledigt betrachtet werden. Dieses Gesetz ward zu Aachen von Franken und Sachsen gemeinsam beschlossen, beide erscheinen als durchaus gleichstehende Glieder des Reiches, die Sachsen, welche ihr Volksrecht, ihre Gemeinden und Obrigkeiten behielten, werden in Bezug auf die durch den Anschluß an den Reichsverband gebotenen Bestimmungen in der Buße für Verletzung des Königsbannes mit den Franken gleichgestellt. Verloren hatten die Sachsen nur ihre alten Götter und Religionsgebräuche; gewonnen hatten sie dafür das Christenthum, welches grade diese Sachsen, wie die Stammvettern in England, bald zu seinen tüchtigsten Söhnen und Vorkämpfern zählte. Gewonnen waren sie selbst und mit ihnen eine unverwüstliche zähe Kraft und Gesundheit dem fränkischen Reichsverbande, der jetzt erst alle deutschen Völker umfaßte und ein gesichertes Dasein hatte. Ohne die Sachsen würde ihm die feste reindeutsche Basis gefehlt haben, das nothwendige Gegengewicht gegen Rom und die romanischen Länder mit ihrer weit überlegenen Bildung. Mit anderen Worten, das fränkische Reich wäre verwälscht worden; ein deutsches Reich hätte sich niemals bilden können.

VI.

Neben den Longobarden- und den Sachsenkriegen treten die übrigen Kriege Karl's an geschichtlichem Werthe weit zurück, obwohl ein jeder derselben für sich allein schon im Stande

wäre, manchen König auf lange Zeit berühmt zu machen. Alle diese Kämpfe führt er zu einem für Jahrhunderte gültigen Ende. Der schon vom Großvater begonnene Kampf gegen die Saracenen gewinnt unter dem Enkel eine neue Gestalt; die Franken, begünstigt durch eine Entzweiung der Mauren, gehn jetzt zum Angriffe über und suchen den Feind jenseits der Pyrenäen auf. Die Grenzen des Reiches werden bis zum Ebro vorgeschoben, die gothischen Königreiche und die fränkische Mark bilden hier die Vormauer der Christenheit und erlangen für das südliche Europa keine geringere Wichtigkeit als Sachsen für das nördliche. Auch hier ward Karl zunächst durch ein unmittelbares Bedürfniß der Sicherheit getrieben. Denn jene baskischen Gebirgsvölker, der Franken gefährlichste Nachbarn, welche für die südlichen Provinzen des Frankenreiches das waren, was die Sachsen für die nördlichen, wurden durch Gründung der spanischen Mark von zwei Seiten eingeschlossen. Aber gleich den Sachsen setzten sich die Basken mit zäher Beharrlichkeit zur Wehre.

Das Frankenheer erfuhr auf dem Rückmarsche durch die engen Pyrenäenpässe ein ähnliches Schicksal wie einst des Varus Legionen im Teutoburger Walde oder wie die Oesterreicher am Morgarten. Wohl ließ Karl für diesen Frevel, der ihm seinen besten Helden kostete, den Baskenherzog Lupus aufknüpfen. Allein an eine vollständige Unterwerfung jener durch Lage und Entfernung geschützten Länder war noch lange nicht zu denken, und die Araber eroberten auf einige Zeit die ihnen entrissenen Städte wieder zurück, ja sie drangen wieder in Gallien ein. Karl mußte die Fortsetzung dieser Kämpfe seinen Stellvertretern überlassen. Die Abenteuer und Thaten dieser Kämpfer haben eine reiche Fülle Heldensagen in's Leben gerufen, was bei dem minder poetischen Sachsenvolke und dessen Nachbarn nicht der Fall gewesen ist. Viel gründlicher und rascher als in Spanien, aber auch von geringerem Belange, waren die Erfolge an den Südostmarken des Reiches, im heutigen Ungarn, wo die räubischen Avaren aufgesucht, ihre Ringe gestürmt, die Häuptlinge zum Christenthume bekehrt und zu Vasallen des Königs umgewandelt, die Grenzgebiete als befestigte Marken zum Reich gezogen wurden, welches jetzt bis zur Raab, gewissermaßen bis zur Theiß ging. Nur die sumpfige Beschaffenheit des Bodens bot hier den Franken anfangs Schwierigkeiten dar, das Volk, ein schwärmendes Reitervolk, welches selbst erst vor Kurzem hier eingezogen war, konnte, nachdem seine festen Lager erstürmt und seine fahrende Habe, aus der im Morgen- und Abendland zusammengeraubten Beute bestehend, ihm wieder entrissen war, den weiteren Angriffen nicht Stand halten. Auch hier hat Karl nur an dem ersten Feldzug persönlich Theil genommen, die Fortsetzung und Beendigung desselben überließ er seinen Statthaltern. Dagegen führten ihn seine Sachsenkriege zu verschiedenen Malen zu den Wenden, den östlichen Nachbarn der Sachsen. Diese Wenden, ein viel zahmeres Volk als die Sachsen, schlossen sich ihm schon aus Feindschaft gegen die Sachsen willig an und waren nicht zu verachtende Bundesgenossen. Mit den streitbarsten derselben, den Wilzen, Sorben und Böhmen ward er aber auch in Krieg verwickelt; denn diese wollten, wie es scheint, von keinem Frieden mit Sachsen und Avaren wissen und gedachten sich deren Bewältigung nun durch Einfälle in Sachsen und Ungarn zu Nutze zu machen. Es bedurfte zu ihrer Demüthigung nur kurzer Feldzüge, zu denen die benachbarten Sachsen und Ostfranken aufgeboten wurden. Einhard sagt, alles Land bis zur Weichsel sei Karl zinsbar geworden. Doch zählten die Wenden nicht eigentlich zum Reiche. Die Festungen Halle und Magdeburg, der bairische Nordgau, die thüringische Mark an der Saale und die Marken an der Elbe waren bestimmt, auf dieser Seite das Reich zu schützen. Die meisten Sorgen machten dem Kaiser in seinen letzten Jahren die Dänen, gegen diese zog er noch in seinen alten Tagen wiederholt in den Krieg; um die Grenze gegen Dänemark sicher zu stellen, führte er die transalbingischen Sachsen dort hinweg und siedelte Franken an; noch drei Jahre vor seinem Ende waren die Dänen mit zweihundert Schiffen in Friesland gelandet; schon streiften normannische Seeräuber im Mittelmeer und beunruhigten das Frankenreich an allen Küsten. Zwar ließ es Karl nicht an Sicherheitsmaßregeln fehlen. Er ließ Flotten bauen und die Strommündungen befestigen; persönlich leitete er die Arbeiten an der Schelde. Die Mark Bretagne war eigens zum Seedienst und Küstenschutz bestimmt. Wohl mag er vorausgesehen haben, daß dem Reiche von dieser Seite die größte Gefahr drohe; denn in der That waren die Normannen das einzige noch unbezwungene, urkräftige, den Christen feindselige Germanenvolk, gleich

furchtbar zu Lande, unnahbar zur See. Nicht ohne innere Wahrheit ist, was der Mönch von St. Gallen, freilich zu einer Zeit, wo man die Normannen erst recht kennen gelernt hatte, von Karl erzählt: Als er in Südgallien ihre Schiffe einst in der Ferne gesehen, sei er in Thränen ausgebrochen und habe hinzugefügt: „Nicht aus Furcht für mich weine ich, sondern weil ich das Unglück ahne, das sie über meine Nachkommen bringen werden.“

VII.

Wohl nie hat sich der Zustand der Welt binnen dreißig Jahren so vollständig verändert, als seit der Thronbesteigung Karl's des Großen. Wäre er ein bloßer Eroberer gewesen, so hätte sein Reich, welches so viele jugendkräftige Nationen umfaßte, nicht entstehen und noch viel weniger Bestand gewinnen können. Aber er war zugleich das größte Organisationsgenie und wußte seine Einrichtungen doch auch den bestehenden Verhältnissen so trefflich anzupassen, daß die einzelnen Nationen eigentlich erst durch ihn und im fränkischen Reiche zum Bewußtsein ihrer Nationalität gelangt sind. Es war diese Weisheit freilich eine nothgedrungene. Denn die Herrschaftsmittel der römischen Kaiser, ein ausgebildetes Militär-, Finanz- und Beamtenwesen standen Karl dem Großen nicht zu Gebote. Wollte er die Völker bei seinem Reiche erhalten, so mußte er sie durch möglichste Schonung und Pflege ihrer gewohnten Rechte und Einrichtungen und durch Verbesserung ihrer Lage auch dauernd an sich zu fesseln suchen. Aber grade das ist ja die Kunst des Staatsmanns, hierin eben zeigt sich seine Größe, daß er die Grenzen seiner Macht nicht vergißt und die höchsten Ziele an die Verhältnisse des Lebens anzuknüpfen weiß. Grade diese Weisheit hat dem großen Napoleon gefehlt, den die Franzosen so gern Karl dem Großen zur Seite stellen. In Italien blieb Karl nur König der Longobarden; er gab ihnen bald in der Person seines Sohnes Pippin einen eignen König; selbst mitten im Kriege bestellte er, so viel man sieht, nur eingeborne Edlinge zu sächsischen Grafen; die eigenthümlichen Rechte aller Stämme ließ er sorgsam aufzeichnen und beobachten; von ihm erhielten die Sachsen ihr eignes uraltes Recht, so daß sie ihn bald für den Urheber desselben hielten und als solchen verehrten. Nur durch die geistigen Bänder des Glaubens und der Bildung, wodurch er die höchsten Ideen der Menschheit repräsentirte und Allen mittheilte, suchte er Alle zu einer großen Gemeinschaft zu verbinden. So bildete er allmälig das große System des karolingischen Staates und der Kirche aus, das aus einer Verbindung der nationalen Einrichtungen der Völker mit der christlichen Bildung der Menschheit bestand. Alles, was sich darin an politischen Einrichtungen befand, war nur eine Fortbildung der bereits vorhandenen Elemente. Die Selbständigkeit der Gemeinden und Stämme, ihre Dingtage und ihre Landesversammlungen erhielten eine stetige gesicherte Form. Das Lehens- und Senioratwesen, welches er bereits vorfand, ward durch Gesetze bestätigt und geregelt. Denn schon beruhte auf der Zahl der vornehmen Herren und ihres Gefolges der für den großen Krieg unentbehrliche Reiterdienst. Diesen Dienstmannen vornehmlich ward die Hut des Landes, der Dienst in den Marken übertragen, welche in weitem Umkreis die Monarchie umgaben. Doch auch den in den deutschen Ländern noch zahlreichen Freienstand, welcher im Falle der Noth als gewaltiger Heerbann den Kern des Reiches bildete, suchte er sorglich vor Mißhandlung, Verarmung und Abnahme zu schützen. Diesem Zwecke sind seine wichtigsten Capitularien, namentlich die Anordnungen über die Grenzen der Grafen- und Bischofsgewalt, über Erleichterungen der Aermeren beim Kriegsdienst, bei den Gerichtstagen u. s. w. gewidmet. Vierteljährlich durchzogen zwei zuverlässige und gebildete Männer, ein Geistlicher und Weltlicher, als Sendgrafen jede Provinz, um im Namen des Königs Gericht zu halten, die Grafen und Bischöfe, die Kirchengüter und Domänen, die Lehen und Einkünfte des Reiches zu visitiren, Beschwerden und Klagen des Volkes entgegenzunehmen und der Reichsversammlung Bericht zu erstatten. Diese Reichsversammlung, aus dem alten März- oder Maifelde der Franken hervorgewachsen, war eine große Tagsatzung aller zum fränkischen Reiche jetzt gehörenden Nationen. Sie bildete gleichsam die Herzkammer des Riesenleibes, dorthin strömte alles Leben der Glieder zusammen, von dort strömte es wieder aus. Diese Versammlungen, aus den angesehensten Männern aller Provinzen bestehend, waren öffentlich, alles Volk konnte zuhören; bei gutem Wetter wurden sie wohl gleich den Volksgerichten im Freien, bei schlechtem im Palaste gehalten. Die ersten Minister des Königs, Kanzler, Pfalzgraf und Kämmerer mußten Theil

nehmen, auf Fragen Auskunft geben. Sachverständige wurden als Auskunftspersonen vernommen. Die Versammlung lud wohl den Kaiser selbst zur Theilnahme ein; er kam und ging von selbst oder auf den Wunsch der Versammlung, nahm öfters eifrigen Antheil an den Debatten, die auch in seiner Gegenwart mit großem Freimuth geführt wurden. Wenn die Geschäfte erledigt waren, entließ Karl die Versammlung mit weisen Ermahnungen. In einer solchen am Schlusse des Aachener Reichstages von 802 gehaltenen Rede bittet er die Versammelten mit biblischen Worten, am christlichen Glauben und Wandel festzuhalten, er fügt die ganze praktische Pflichtenlehre hinzu und wie namentlich die Großen den Armen und Kranken, den Wittwen und Waisen, den Reisenden und Fremdlingen Hilfe leisten sollen. Dem verjährten Familiengroll und der leidigen Blutrache möchten sie doch ja entsagen, auch ihre unmäßigen Trinkgelage mäßigen u. s. w. Besonders richtet er seine Ermahnungen an die Geistlichen, wie er denn jedem Stande, jedem Alter und Berufe treffliche Lehren mit auf den Weg gibt. — Die auf den Versammlungen gefaßten Beschlüsse wurden in Capitel getheilt (daher der Name Capitularien), und sofern sie seine Genehmigung erhielten, von den Sendboten auf den Provinzial-Versammlungen mit Gesetzeskraft verkündet. Griffen sie in bestehende Volksrechte ein, enthielten sie leges im engeren Sinne, so bedurfte es der förmlichen Annahme von Seiten des betreffenden Volkes in seinen Versammlungen.

So waren diese Reichsversammlungen für alle Provinzen zugleich ein Mittelpunkt und ein mächtiges Bildungsmittel. Die königliche Pfalz war die hohe Schule und die große Herberge des Reiches. Aus allen Provinzen mußten Palatine anwesend sein, damit Jeder, der aus dem weiten Reiche Hilfe suche, seine Landsleute und Vertreter am Hofe finde. Der Unterhalt der Fremden im Palaste war Karl's angelegentlichste Sorge, die in allen Provinzen befindlichen Paläste sollten beim Mangel an Gasthäusern fremden Reisenden gastlich geöffnet sein, wie er denn überhaupt Handel und Fremdenverkehr auf jede mögliche Weise zu fördern suchte. Diese Königspfalzen mit ihren zahlreichen Dienstleuten, Handelsleuten und Handwerkern bildeten nebst den großen Kirchen und Klöstern den ersten Keim unsrer deutschen Städte. Ja insofern die gute Bewirthschaftung der Domänen und Meierhöfe einen Gegenstand seiner eingehendsten Sorgfalt bildete, worüber die genausten Vorschriften von ihm erlassen wurden, nennt ihn auch die Geschichte der deutschen Landwirthschaft und des deutschen Gewerkes ihren ersten großen Lehrmeister.

Aber auch in einem ganz buchstäblichen Sinne konnte Karl's Hof eine hohe Schule genannt werden. Denn an diesem Hofe hatte er Alles versammelt, was an Gelehrsamkeit, Kunst und Poesie überhaupt vorhanden war. Der einzige Gelehrte im Abendlande war Alcuin in York, der einzige wahre Poet war Paulus Diaconus, der Longobarde. Karl ruhte nicht, bis die beiden Männer an seinen Hof kamen. Der vierzigjährige Held, der in seiner Jugend weder lesen noch schreiben gelernt hatte, setzte sich jetzt erst auf die Schulbank. Die Culturwelt Italiens hatte ihn wunderbar ergriffen, er schämte sich seiner Unwissenheit, es befiel ihn ein unersättlicher Durst nach Wissen. Er lernte noch ziemlich fließend Latein, sein ganzer Hof mußte mitlernen, man wetteiferte im Enthusiasmus für Virgil und Horaz, für Homer und Plato und für die Geheimnisse der Philosophen, von denen man freilich gar wenig wußte. Im vertraulichen Kreise nannten sich da die Freunde mit allerlei poetischen Scherznamen; Karl selbst hieß David oder auch Salomo. Aber diese Begeisterung nahm bei Karl sofort auch eine praktische Richtung. Nachdem Alcuin fünf Jahre bei Hofe gewirkt und schon einen Kreis von gebildeten Männern herangezogen, erschien 787 das Capitulare, worin die allenthalbige Errichtung von Schulen, von Hauptschulen für die Geistlichen und von Volksschulen an jeder Kirche empfohlen ward. Dann ward die hohe Schule zu Tours, die unter Alcuin's Leitung stand, gegründet; hier wurden die sieben freien Künste und die Theologie gelehrt, die höchsten Priester und Lehrer des Reiches sollten hier gebildet werden und die größten Lichter des neunten Jahrhunderts sind aus ihr hervorgegangen. Und so erhebt sich denn plötzlich eine ganz überraschende Literaturbewegung, eine geistige Regsamkeit und Bildung, die von der unmittelbar vorhergehenden Finsterniß des geistigen Lebens um so wohlthuender absticht. An die hohe Schule schlossen sich dann die Kathedralschulen und endlich als drittes Glied die allenthalben befohlenen Volksschulen an. So verfolgte Karl bereits einen Plan, der noch heute nicht überall ausgeführt ist, den Plan einer allge-

meinen Volksbildung. Wer kennt nicht die anmuthige Anekdote, wie er selbst die Schulen visitirt, die fleißigen Knaben zu seiner Rechten gesetzt, den faulen eine Strafpredigt gehalten hat?

Diese kindliche Freude an der Bildung, womit er sich auch den von der Kirche verfolgten Heldenliedern des Volkes trotz ihres Heidenthums zuwandte, und den Gestirnen des Himmels wie den Namen der Monate nachforschte, und die alle bekannten Zweige der Kunst, die Malerei und Baukunst, wie die Musik, Gesang und Orgelspiel mit gleicher Liebe umfaßte, sie ist mit Recht Karl's populärste Seite geworden, sie zeigt uns in ihm das rein menschliche Wesen, die echte Freiheit und den Adel des Geistes, unabhängig von allen Schlacken der Zeit. Indeß verlor er den Hauptzweck seines Bildungsstrebens nicht aus den Augen: es galt der Kirche, der seine Thätigkeit zum allergrößten Theile gewidmet war. Die kirchliche Richtung seines Hauses und das eigne Organisationsgenie konnten sich hier ungehemmt durch nationale Schranken am reichsten entfalten. Seine Reichsversammlungen waren zugleich Kirchenversammlungen; seine Capitularien waren Kirchengesetze; er ernannte die Bischöfe, sie waren ja seine wichtigsten Beamten; er ließ durch seine Sendgrafen die Bisthümer visitiren; vor seinem Königshofe wurden die Bischöfe gerichtet; er führte Buch über die Kirchengüter; er sorgte für ordentliche Ausstattung der Pfarren und ging in der Entrichtung des Kirchenzehnten mit dem eignen Beispiel gewissenhaft voran. Ganz insbesondere lag ihm die Bildung, Lehre und Predigt der Geistlichen und der praktische Kirchendienst am Herzen; er ließ die Geistlichen examiniren und schrieb ihnen ihre Studien vor; er ließ im ganzen Reiche Probepredigten halten und unterwarf dieselben seiner Prüfung; er ordnete Dankfeste und Litaneien an. Das Capitulare von 789, durch welches die dionysische Sammlung der in Rom geltenden canonischen Rechtsquellen, vermehrt durch einundzwanzig von Karl hinzugefügte Vorschriften, für das ganze Reich als rechtsgiltig verkündigt ward, vergleicht ihn mit Josias, der dem Volke Israel den Gottesdienst geordnet habe. Er führte den römischen Taufritus, die römische Messe ein. Er ließ die Priester anhalten, an Sonn- und Festtagen das Evangelium in der Volkssprache zu predigen und die Hauptstücke des christlichen Glaubens und Wandels dem Volke in der Volkssprache zu erklären. Unter diejenigen, welche keine eigne Predigt halten konnten, ließ er Musterpredigten vertheilen. Auch des Kirchengesanges — Psalmen und altkirchliche Hymnen, zum Theil in althochdeutscher Uebersetzung — nahm er sich eifrig an. Er errichtete Singeschulen und ließ Singlehrer aus Rom kommen. Die Hauptsingeschule war zu Metz. In seiner Pfalz zu Aachen ließ er eine Orgel aufstellen, die das Erstaunen der Welt erregte. Die hübschesten unter den Anekdoten vom großen Kaiser beziehen sich auf seinen Eifer für das Singen.

Und so galt denn Karl schon längst, bevor er Kaiser geworden, als das unbestrittene Oberhaupt, als der Ordner, Bildner und Gesetzgeber der abendländischen Kirche; Alcuin nannte ihn den Oberpriester der Christenheit; Hadrian den neuen Constantin. Am schärfsten tritt diese Stellung hervor in den großen Kirchenstreitigkeiten der Zeit: er hielt und leitete die Synoden, in welchen über die Meinung der Adoptianer und über die Beschlüsse der griechischen Kirche wegen der Bilderverehrung nach der von ihm verfochtenen römischen Auffassung beschlossen, die Kirchenversammlung von Nicäa für ungiltig erklärt wird. Und als nun nach dem Tode seines Freundes Hadrian Papst Leo III. ihm als seinem Landesherrn gehuldigt, allein trotz der Ermahnungen Karl's durch seinen Wandel so viel Aergerniß gegeben hatte, daß ihn die Römer unter dem Vorwande seiner Verbrechen mißhandelten und zur Flucht nöthigten, worauf er Hilfe flehend in Sachsen erschien, da ordnete Karl eine Untersuchung an, in deren Folge Leo's Feinde bestraft wurden, er selbst aber Gelegenheit erhielt, vor dem inzwischen erschienenen König sich in öffentlicher Verhandlung von den ihm Schuld gegebenen Verbrechen zu reinigen. Karl übte hier in Rom, da er über den Papst zu Gericht saß und „die Kirche aus der großen Zerrüttung riß, in die sie verfallen war," die höchsten kaiserlichen Rechte aus. Wenige Tage später, am Weihnachtstage des Jahres 800, da er eben in der vaticanischen Kirche seine Andacht verrichtete, trat der Papst Leo zu ihm hin, setzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt, that ihm den Kaisermantel um und alles Volk rief: „Langes Leben und Sieg dem von Gott gekrönten Augustus, dem großen und Friede schaffenden Kaiser Karl." Dann salbte Papst Leo ihm und seinem Sohne Haupt und Glieder und begrüßte ihn knieend als römischen Kaiser.

VIII.

Ueber die nähere Bewandtniß dieser Krönung sind wir nicht unterrichtet. Die räthselhaften Worte Einhard's: „Der Name Kaiser und Augustus war ihm anfangs so zuwider, daß er versicherte, er würde an jenem Tage, obgleich es ein hohes Fest war, die Kirche nicht betreten haben, wenn er des Papstes Absicht hätte vorher wissen können," sind auf die mannigfachste Weise gedeutet worden. Auffallend erscheint es, daß er seit jener Krönung nicht mehr nach Rom gegangen ist und an seinem Sohn und Nachfolger Ludwig in Aachen die Krönung selbst vorgenommen hat. Das Wahrscheinlichste bleibt immer, daß er die Krone vom Papste, und zumal vom Papste Leo, den er verachtete, nicht geschenkt haben wollte. Der Kirche gegenüber nahm er ja schon längst vorher eine Stellung ein, welche diejenige Constantin's noch weit übertraf. Thatsächlich erkannte ihn die Welt schon längst als Kaiser an, er selbst fühlte sich schon längst als solchen, ja er wurde bereits als solcher begrüßt und Einhard sagt auch nur — wohl nicht ohne Feinheit —, daß ihm der Name Cäsar und Augustus anfangs zuwider gewesen sei. Indessen scheint er sich mit diesen Namen schnell befreundet zu haben; aus den Worten des in Aachen 802 erlassenen Capitulare geht hervor, welche große Macht und Bedeutung Karl dem kaiserlichen Namen beilegte. An die Stelle des nach germanischen Begriffen bloß auf persönlicher Treue beruhenden Verhältnisses seiner Völker trat ihm nämlich jetzt jene religiöse Pflicht des Gehorsams der Unterthanen gegen den Kaiser, wie solche aus der Bibel abgeleitet wird. In diesem Sinne ward jetzt allen Unterthanen des Kaisers ein neuer Huldigungseid abgefordert.

Für die römische Kirche aber war, nachdem sie alle Bänder gelöst hatte, durch die sie seither mit dem byzantinischen Kaiserhofe noch verbunden gewesen, Herstellung eines abendländischen Kaiserthums nothwendig geworden, falls sie nicht Gefahr laufen wollte, von der griechischen Kirche überflügelt zu werden und die Stellung zu verlieren, die seit Jahrhunderten vorbereitet, doch nur dadurch gesichert werden konnte, daß Rom wieder die Hauptstadt der Welt wurde. Sie hatte Karl den Großen als Kaiser eben so nöthig, wie einst den Kaiser Constantin. Die Welt hatte nun erst wieder einen Herrn, dessen Reich zugleich das Reich der römischen Kirche war. Als Herrn der Welt betrachteten ihn selbst die Ungläubigen; der große Chalif des Ostens, Harun al Raschid, hatte längst die Freundschaft des großen Frankenherrschers gesucht und verehrte ihm unter Anderem die heiligen Oerter zu Jerusalem, deren Besitz den Morgenländern als sicheres Zeichen des wahren christlichen Kaiserthums galt. Grollend aber ohnmächtig schaute der byzantinische Hof diesen Ereignissen zu.



Karl der Große wird vom Papste Leo gekrönt.

Seit seiner Kaiserkrönung zog Karl der Große nur selten noch in den Krieg. Es trat größere Ruhe ein und er konnte die Grenzkriege, die hier und da ausbrachen, seinen mannhaften Söhnen überlassen. Er selbst lebte jetzt mit den Sorgen um Bildung und Kirchenzucht beschäftigt meist in der Heimath, in den prächtig geschmückten Pfalzen zu Aachen, Nymwegen und Ingelheim. Dieser Zeit gehört das Porträt an, das uns Einhard von dem alten Helden entwirft. Er war breit und kräftig und maß sieben Schuh seiner Länge. Auf dem kurzen, kräftigen Nacken erhob sich das runde, schöngeformte Haupt. Das Ebenmaß der Glieder, der feste Gang, die männliche Haltung ward im höheren Alter durch einen etwas hängenden Bauch nur wenig gestört. Mochte er sitzen, stehen oder gehen, es war eine höchst würdevolle und stattliche Erscheinung. Die schönen weißen Haare, die ihn im Alter schmückten, die großen klaren Augen, der seelenvolle Blick, die freundlich heitere Miene und die helle Stimme, die zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte, gewannen ihm alle Herzen. Man nannte ihn wohl den fröhlichen Kaiser der Germanen und wer traurig zu ihm kam, ward durch seinen bloßen Anblick froh und getrost. — — Seine Lebensweise war einfach und mäßig. Trunksucht war ihm ein Gräuel. Doch das Fasten, so klagte er häufig, könne er nicht vertragen. Nur bei besonderen festlichen Angelegenheiten gab er große Gastereien, dann wollte er aber, daß die Gesellschaft recht zahlreich und das Fest heiter und glänzend sei. Während der Tafel hörte er gern Musik oder einen Vorleser, der ihm die Geschichten früherer Zeiten oder aus dem Buche des Augustinus, über den Gottesstaat vorlas. Nachts stand er vier bis fünf Mal auf und griff dann oft zur Schreibtafel, die unter dem Kopfkissen lag, um die rauhen Finger noch im höhern Alter in der Schreibekunst zu üben. Während er sich ankleidete, ließ er die Freunde eintreten und besorgte vor Allem die laufenden Geschäfte. Beständig stählte er den Körper durch Reiten und Jagen; sein liebstes Jagdrevier waren die Ardennen. Im Schwimmen that er es Allen zuvor. Oft lud er Söhne, Gäste, Hofherren und selbst die Dienerschaft zum Bade ein, in welchem sich dann der ganze Hof vergnügte. — — Unter den Tugenden Karl's ist seine Familienliebe echt germanisch. Seine Mutter alterte bei ihm in hohen Ehren; seiner Schwester hing er bis zum Tode mit Liebe an. Seine Kinder liebte er mit großer Zärtlichkeit. Er konnte nicht ohne sie sein, weder bei Tisch, noch auf Reisen. Dem andern Geschlechte war er nur allzusehr ergeben und gestattete in diesem Punkte auch seinen Töchtern große Nachsicht.



Karl der Große lauscht den Geschichten alter Zeiten.

In seinen letzten Jahren ward er durch Alter und Podagra grämlich; es ärgerten ihn die Aerzte, welche riethen, sich des Bratens zu enthalten. Dabei hatte er das Schicksal aller großen Männer: er sah, wie weit die Welt hinter seinen Ansprüchen zurückgeblieben sei. Die neidischen Götter verfolgten ihn mit persönlichem Leide, seine tüchtigsten Söhne starben vor ihm hinweg. Die trübe, morose Stimmung des greisen Kaisers drückt sich auch in seinen Erlassen aus.

Im Januar 814 warf ihn ein heftiges Fieber auf's Lager; zwar wollte er es wie früher mit der Hungerkur versuchen; aber vergebens; am siebenten Tage der Krankheit ließ er sich die Sterbesacramente reichen; folgenden Tags in der Frühstunde fühlte er das Ende kommen; noch ein Mal hob er den mächtigen Arm und machte das Zeichen des Kreuzes; dann legte er die gefalteten Hände auf die Brust, sang leise: „In deine Hände befehle ich meinen Geist," und verschied.

Der Leichnam wurde unter lautem Wehklagen des Volkes bestattet. Auf goldnem Stuhle sitzend, mit dem Kaisermantel geschmückt, mit dem goldnen Schwert umgürtet, so trug man ihn in die Gruft der Marienkirche. Auf den Knieen hielt er ein goldnes Evangelienbuch in den Händen, stattlich hob sich das Haupt, auf welchem der goldne Reif und ein Holzspan vom Kreuze des Erlösers lag. Das Antlitz ward durch ein Schweißtuch verhüllt. Ueber den Gewändern hing die goldne Reisetasche, wie er sie auf dem Wege nach Rom zu tragen pflegte. Zu den Füßen ward das goldne Scepter niedergelegt und der goldne Schild, den ihm einst die Römer geschenkt hatten. Dann ward das Grab verschlossen und versiegelt. Ueber dem Grabe aber erhob sich ein vergoldeter Bogen mit Karl's Bilde und den Worten: „Hier unten liegt der Leib Karl's, des großen rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken herrlich vergrößert und sieben und vierzig Jahre hindurch glücklich regiert hat. Er starb ein Siebenziger im Jahre des Herrn 814, in der siebenten Indiction, am 28. Januar."

Nicht hundert Jahre später (911) erlosch der Stamm der Karolinger mit Ludwig dem Kinde. Den Glanz des Reichs erneuerten die fränkischen und sächsischen Kaiser und die großen Hohenstaufen. Die Volkssage läßt den Kaiser Friedrich I. die Macht und das Glück der Deutschen mit sich in's Grab nehmen, aber im Grunde war Friedrich II. noch größer als der Rothbart. Wie leicht hätten Beide den äußern Umfang des Reichs bis zu den von Karl dem Großen gesteckten Grenzen wieder hinausschieben und den innern Ausbau desselben in seinem Geiste fortsetzen können, wenn nicht der Papst und Italien ihnen im Wege gewesen wären. Zumal an dem Papstthum, das in jenen Tagen die gefährlichsten Wunden schlug, ohne selbst verwundbar zu sein, brach sich die Kraft Deutschlands. Als Jahrhunderte später der Mönch von Wittenberg die alten Kaiser rächte und seinen großen Sieg über das Papstthum erfocht, war es wieder in die Hand eines deutschen Kaisers gegeben, die Zeit Karl's des Großen zu erneuern. Karl V. zog es vor, seine spanische Politik zu verfolgen, und so kam im Gefolge der Kirchenspaltung das ungeheuerste Unglück unserer Geschichte, der dreißigjährige Krieg über uns. So konnte es endlich geschehen, daß kein deutscher Fürst, sondern ein Fremdling aus einer kleinen Insel im Mittelmeer, die Erinnerungen an den großen deutschen Kaiser des neunten Jahrhunderts für sich benutzte und sich den ersten Nachfolger Karl's des Großen im wiederhergestellten Reich der Franken nannte. Diese Anmaßung haben die Völker gerichtet, aber wie wenig, was des Befreiungskampfes würdig wäre, ist seitdem geschehen! Können sich die Bundesgesetze dem, was die Capitularien für ihre Zeit waren, nur von fern vergleichen? Wo ist unser Maifeld, unsere Versammlung der Besten des Volks, zur Berathung der Angelegenheiten des Reichs? Und, um auch das hervorzuheben, wo ist der Kaiser, der in der europäischen Politik den Reigen führt? Bis vor kurzem war er an der Newa, jetzt ist er an der Seine, wo in diesem Augenblicke wieder über einen Papst Gericht gehalten wird.

Eine literarische Seltenheit.

Von

Dr. Petz.

Wer vergäße es je, das schöne Würzburg mit seinen grünen Rebenhügeln, die sich im Maine spiegeln, mit den freundlichen Gärten zwischen Kirchen, Klöstern und alterthümlichen Gebäuden, mit seinen heitern Bewohnern, die dem Musensohn das Studentenleben doppelt angenehm machen? Es ist einer der anmuthigsten Orte des an landschaftlicher Schönheit so reichen Frankenlandes.

Dies mußte auch vor mehr als hundert Jahren schon der ehrsame Professor der Heilkunde Johann Bartholomäus Adam Beringer empfinden, denn die wenige Zeit, die ihm seine Vorlesungen und Studien übrig ließen, brachte er gern im Freien zu, am Flusse und auf den Höhen wandernd,

das Auge an der Fernsicht labend und zu neuen geistigen Arbeiten am Busen der Natur frische Kräfte sammelnd. An der Seite des würdigen Professors und Decans der medicinischen Facultät sah man oft einen jungen Mann einherschreiten, den Candidaten Georg Ludwig Hueber, Beringer's Lieblingsschüler. Beide Mediciner, den ältern und den jüngern, verband gleiches Streben, besonders aber kamen sie überein in der Vorliebe für jenen Zweig der Naturwissenschaften, welcher sich mit Versteinerungen, den oft so seltsamen Ueberresten untergegangener Schöpfungsperioden beschäftigt. Eifrig forschten sie danach auf ihren Wanderungen, und bei aller Empfänglichkeit für die Reize der schönen Landschaft, unterließen es die Freunde selten, auch das Erdreich und den Boden, worauf sie wandelten, mit Sorgfalt zu prüfen. „Blicket hin auf diese Gegend, werther Hueber," — so sprach wohl zuweilen der Professor, — „überschauet das reiche Gelände, das vor Euch liegt, das so wohl ausgestattet ist an Schätzen aller Art; wo der edle Wein wächst und heilende Quellen aus geheimnißvoller Tiefe sprubeln, wo breite Saaten das Feld vergolden und fette Fluren breitgestirnte Rinder ernähren; der Hain ist voller Wild, und Salz wächst in der Erde, — sollte eine Natur, deren Wohlwollen wir in so vielen andern Dingen zu rühmen haben, allein an Versteinerungen, den Gegenständen unseres Suchens, so karg sein?" Diese Klage fand einen tief empfundenen Wiederhall in der Brust des Schülers. „Aber wartet," — fuhr jener mit lauter Stimme fort, — „unser Streben wird belohnt werden! Eine geheime Sehnsucht zieht mich vielverheißend nach jenem nahen Hügel hin. Heute ist es zu spät; die Dunkelheit bricht an; aber morgen werden wir wiederkehren und uns überzeugen, ob es Wahrheit oder Täuschung ist, was ich in meinem Herzen ahne!" Die Beiden kehrten nach der Stadt um, über welche sich bereits der Duft des Sommerabends hinbreitete.

„Suchet und Ihr werdet finden!" sprach in diesem Augenblick halblaut eine Stimme, die aus einer nahen Gruppe von Birken und Tannen hervorzukommen schien. Vorsichtig lauschte Jemand zwischen den weggeschobenen Zweigen; bald wurden mehrere Gestalten sichtbar; sie blickten den beiden Forschern nach und brachen, als sie Jene außer Hörweite wußten, in ein übermüthiges Lachen aus. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die höchlich ergötzte Gesellschaft, welche unbemerkt die Worte des begeisterten Professors vernommen hatte, aus Studenten bestand, — jener losen und allezeit zu tollen Streichen aufgelegten Menschengattung, deren Witz sich so gern am heiligen Pathos reibt. — Aus dem Chorus der Lachenden und Scherzenden vernahm man jetzt wieder die Stimme, die zuerst gesprochen hatte. Sie redete ruhig, etwa wie wenn sie einen Plan entwickelte. Als die Rede geendet, lohnte ein donnernder Jubelruf den Sprecher. „Der Theologe hat schon wieder den besten Vorschlag! Verfl..... Kerl das! Einen herrlichen Jux wird es absetzen!" Nach längerm Hin- und Widerreden schlug endlich die leichtfertige Gesellschaft den Heimweg ein, offenbar in bester Stimmung über die gehabte Begegnung, von der weitern Entwicklung der Dinge sich aber noch viel belustigendere Ergebnisse versprechend. —

Welcher Art nun die von den Studiosen ausgeheckten Pläne gewesen seien, wird dem geehrten Leser bald klar sein, wenn wir nur kurz erzählen, daß am Abend des folgenden Tages Professor Beringer und sein junger Freund Hueber wieder auf besagtem Hügel erschienen, durch einen mitgebrachten Arbeitsmann an dem gestern bezeichneten Platze nachgraben ließen und — in einer nur geringen Tiefe eine ganze Anzahl von Versteinerungen auffanden. Wer schildert das Entzücken der beiden Forscher! Mit einem Schlage fanden sie nun ihre Erwartung erfüllt, ihre Mühe auf's Reichlichste belohnt. Hätten sie einen Schatz von Gold und Silber entdeckt, ihre Freude wäre nicht so groß gewesen. Stück nach Stück, das aus dem verschwiegenen Erdenschooße zu Tage gefördert wurde, betrachteten sie, prüften sie und theilten sich schon die Wahrnehmung mit, daß seltsame Formen, wahrscheinlich ganz neue Gattungen darstellend, unter den gefundenen Versteinerungen enthalten seien. Schwer beladen kamen sie bei tiefer Nacht in ihren Wohnungen an.

Regelmäßig wiederholten sie nun ihre Nachgrabungen, und zwar wählten sie dazu stets die stille Abendstunde, damit ihr kostbares Geheimniß nicht zu früh verrathen werde. Statt sich zu erschöpfen, schien der Schatz, den sie so glücklich angebrochen, nur immer reicher zu werden. Immer auffallendere Steine, immer seltenere Bildungen ka-

men zum Vorschein. Ein überaus günstiger Luftzug schien den Schleier, den die Natur sonst über ihre innern Wunder deckt, hier weit emporgehoben zu haben; nicht auffallend daher, daß diejenigen, welchen es vergönnt gewesen, in diese sonst verschlossene Welt einen Blick zu thun, sich schon den glänzendsten Träumen hingaben. Eine ganz neue Wissenschaft konnte sich auf ihrem Funde erheben; der Unsterblichkeit glaubten sie sicher zu sein.

Inzwischen waren, trotz sorgfältiger Geheimhaltung von Seiten der beiden Entdecker, doch einige Gerüchte über das Vorgefallene unter die Leute gedrungen. Die Neugierde wurde dadurch stark erregt. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, nahmen die Einen den Fund mehr gläubig, die Andern mehr kritisch auf. Parteien bildeten sich für und wider. Die Professoren, Studenten, das große Publicum und selbst der fürstbischöfliche Hof nahmen lebhaften Antheil. Die Sache wurde so vielseitig und oft leidenschaftlich erörtert, daß sich der Entdecker endlich entschloß, die merkwürdigsten seiner Fundstücke in getreuen Abbildungen und mit gelehrten Erläuterungen versehen der Oeffentlichkeit zu übergeben. —

Dies Buch, im Jahre 1726 oder 1727 erschienen und, aus Gründen, die wir später angeben werden, sehr selten geworden, liegt vor uns.*) Nebst dem lateinischen Texte enthält es 21 große Kupfertafeln, kam also

*) Aus der an werthvollen Büchern reichen Sammlung von Herrn Dr. Bögner in Frankfurt am Main.

Fig. 1.

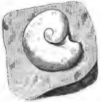


Fig. 3.

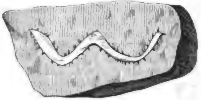


Fig. 2.

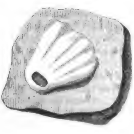


Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 6.

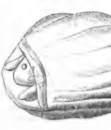


Fig. 7.

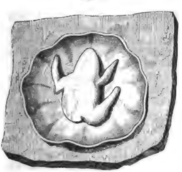


Fig. 8.

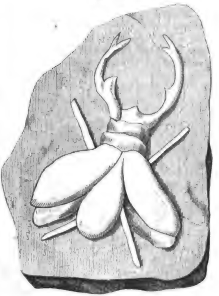
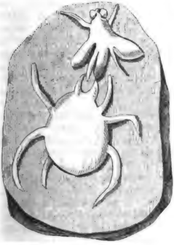


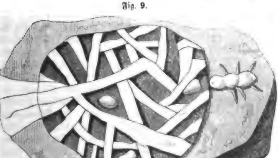
Fig. 10.



schon aus dieser Ursache dem Verfasser sehr theuer zu stehen. In zahlreichen Gruppen werden uns die gefundenen Versteinerungen vorgeführt. In verkleinertem Maßstabe sollen hier einzelne wiedergegeben werden.

Soweit könnte die Sache noch angehen. Diese „Versteinerungen" sind zwar schon theilweise von ungewöhnlicher Form, aber doch nicht gradezu innerlich unmöglich. Das Seltsame und Wunderbare aber beginnt nun in immer verstärktem Maßstabe. Gewöhnliche Versteinerungen entstehen bekanntlich aus den harten Theilen, dem Skelette oder den Knochen- und Schaltheilen, welche, bei einem gewaltsamen Vorgang auf der Erdrinde, von der weichen Gesteinsmasse umhüllt worden. Daß sich dabei die weichen Theile nicht erhalten konnten, ist klar; höchstens sind sie durch einen dunklern Fleck auf dem Gesteine angedeutet. Aber die „Versteinerungen" von Eivelstädt (denn so scheint der bewußte Fundort, der Hügel vor Würzburg,

Fig. 9.



geheißen zu haben) boten das Außerordentliche, daß sie sich auf ganze Thierleiber, z. B. Vögel, Schnecken, Frösche und Spinnen beziehen.

Der etwas steifen Figur des urweltlichen Vogels (4) schließt sich ein seltsames Wesen an, daß zwischen Vogel und Insect schwanken würde, wenn nicht das artigerweise von der Erdkatastrophe erhaltene Ei für erstere Gattung den Ausschlag gäbe (5). Nr. 6 stellt eine nicht minder räthselhafte Thierart vor, wogegen wir auf Nr. 7 eine humoristische Froschgestalt auf einer Muschel deutlich erkennen.

Fig. 11.



Fig. 12.



Fig. 13.



Nr. 8 soll wahrscheinlich einen Hirschkäfer und Nr. 9 ein antediluvianisches Wespennest vorstellen. Daß auch schon die urweltlichen Spinnen auf die Insektenjagd gingen, ergibt sich sehr schön aus der Darstellung Nr. 10. Nr. 11 führt uns sogar die zarte Arbeit eines versteinerten Spinngewebes vor.

Aber die versteinernde Kraft begnügte sich nicht mit der Erhaltung von Thieren und dergleichen; sie erhebt sich in noch weit räthselhaftere Regionen. Sonne, Mond und Sterne haben ihr Bild in den Thon von Eivelstädt eingeprägt. Sogar Kometen fehlen nicht, wovon Nr. 12 ein bemerkenswerthes Beispiel gibt. Am wunderbarsten aber bleibt es, daß „Versteinerungen" mit deutlichen hebräischen Buchstaben unter den Fundstücken Beringer's vorkamen. Auf einem derselben ist der Name „Jehova" erkennbar (Nr. 13)! Diese Proben von den Abbildungen dürften genügen. Was das Beringer'sche Buch weiter betrifft, so zeigt das Titelkupfer den Hügel, das gelobte Land der Versteinerungen. Auf demselben erhebt sich ein allegorischer Obelisk, in dessen Mitte durch schwebende Engel mit Blumenkränzen das bischöfliche Wappen getragen wird, während oben von der Spitze das Auge Gottes mit den hebräischen Zeichen Jehova's herabblickt! Auf dem Hügel, auf dessen Felsenstücken kleine Abbildungen der Fundstücke angebracht sind, sitzen mehrere allegorische Figuren mit Lorbeerzweigen, Tafeln der Weisheit und dergleichen. Im Hintergrunde erblickt man Rebenhügel, den Main und einen Theil der Stadt Würzburg. Gewidmet ist das Buch dem Fürstbischof Christophorus Franziscus, „Herzog von Ostfranken." Mit den kraftlosen, hohlen, widerlich schmei-

chelnden Phrasen jenes undeutschen Zeitalters wendet sich der Candidat der Doctorwürde, Georg Ludwig Hueber, an den Bischof, indem er den Hügel von Eivelstädt als den „neuen Parnaß des Vaterlandes“ bezeichnet, „woselbst, ohne Gesang der Musen, und während selbst Apollo über die Neuheit der Sache staunt, die beredten Steine das Glück des Frankenlandes und zumal Deinen, des erhabenen Fürsten, Ruhm verkünden. Kaum warst Du, Frankens neue Sonne, aufgegangen, als, gewissermaßen empfindend die Strahlen Deiner Weisheit, Milde, Gerechtigkeit und Deiner übrigen Tugenden, jener bis dahin unbeachtete und unfruchtbare Hügel, zum namenlosen Erstaunen der ergebenen Bewohner Deines Landes, die Beredtsamkeit des Rhodischen Kolosses nachzuahmen und den neugeborenen Phöbus zu grüßen anhob“ u. s. w.

Die eigentliche Abhandlung, deren Verfasser ohne Zweifel Beringer ist, geht flüchtig über den Thatbestand und die Umstände des Fundes hinweg, um dann desto ausführlicher sich in Erklärungsgründe und Vermuthungen zu vertiefen. Er unterstützt die verschiedenen Möglichkeiten einer Erklärung, findet sie aber alle unzureichend und auf seinen Fund nicht passend; statt aber dadurch an der Echtheit irre zu werden, schließt er darum nur auf einen um so unermeßlichern Werth desselben. Weitläufig beweist er, diese Versteinerungen könnten weder als Zierrathen eines römischen oder altdeutschen Gebäudes noch als heidnische Amulete gedeutet werden. Sie seien nicht durch Samen, der in todten Körpern zurückgeblieben, und durch „plastische Kraft oder Samenluft mit Hilfe des steinbildenden Hauches“ belebt worden, entstanden, eben so wenig als durch Keime, die mit Wolken und Dünsten aus dem Ocean emporgeschwebt und hier in Regen niedergefallen wären. Auch ein bloßes Naturspiel ließe sich nicht annehmen, und der Ansicht, daß Meereswellen bei einer großen Fluth diese Versteinerungen hierhergetragen, setzt er den in seinem Sinne ganz richtigen Einwand entgegen: wie denn weiche Spinnen und Spinnweben in diesem Falle so wohlerhalten bleiben und namentlich, wie denn die hebräischen Buchstaben dann entstehen konnten? Nachdem er alle diese Ansichten widerlegt hat, versichert er zwar, daß er mit seiner eigenen Meinung noch zurückhalten wolle, deutet aber doch an, daß er seine „Versteinerungen“ für eine ganz neue Gattung halte, welche wahrscheinlich durch Einwirkung des Lichts ihre auffallende Gestalt empfangen hätten; Gegenstände, in der Wirklichkeit vorhanden, hätten ihr Abbild, durch Einwirkung besonderer Umstände, auf den Thon geworfen und demselben aufgeprägt. So unbegründet natürlich diese Hypothese im gegebenen Falle war, so ist sie doch nicht unmerkwürdig für uns, die wir jetzt von der Lichtwirkung und Lichtbildnerkunst klare Begriffe haben. Wenn wir unserer heutigen Photographie gedenken, so läßt sich ein Körnchen Scharfsinn in dieser Beringer'schen Ansicht nicht verkennen. So streift oft ein Thor an Wahrheiten vorüber, von welchen die verständigen Leute seines Jahrhunderts noch nicht entfernt eine Ahnung haben.

Ueber die wahre Ursache der Entstehung dieser „Versteinerungen“ wird der geehrte Leser längst im Klaren sein. Weder durch Wasser noch durch Licht waren sie gebildet, sondern von — Studenten. Aus gewöhnlichem Thon gemacht, nicht einmal gebrannt, sondern höchstens am Ofen getrocknet, waren sie von dem losen Volke auf jenen Hügel gebracht und leicht vergraben worden. Ueber zweitausend Figuren wurden auf diese Art dem armen Beringer in die Hand gespielt, weshalb sich Proben davon in den meisten größern Sammlungen finden. Unerbittlich und unermüdlich beuteten die Studenten ihren Streich aus: vom Juni bis November ließen sie den Professor mit drei Arbeitern nachgraben und so wie wir die Studenten kennen, machten sie sich wahrscheinlich zuweilen das Vergnügen, aus der Ferne den Eifer Beringer's zu belauschen.

Beringer selber blieb nicht ungewarnt. Das Gerücht, daß er getäuscht worden, verbreitete sich in der Stadt; er erwähnt desselben in seinem Buche. Aber er erblickt darin nur thörichtes Gerede, oder er vermuthet gar, daß mißgünstige Collegen, die ihm seinen Ruhm nicht gönnten, ihn auf falsche Spuren leiten wollen. „Sie sehen die Wahrheit nicht, weil sie scheel sehen (non vident, quia invident)“ sagt er darüber. Auch der Umstand, daß seine „Versteinerungen“ zerflossen, wenn er sie in Wasser legte, machte ihn nicht irre. So erschien denn endlich sein Buch und trat, wie wir gesehen, mit nicht geringen Ansprüchen auf. Als dann freilich die wahre Entstehung an's Licht kam, als es sich unwidersprechlich her-

ausstellte, daß der Doctor der Medicin und Philosophie, der Professor und Decan Beringer, das Opfer einer groben Mystification geworden, da war es zu spät, sein Ruf hatte schon einen unheilbaren Stoß erlitten. Zwar suchte er die Urkunde seiner Leichtgläubigkeit, das vorliegende Buch, möglichst unschädlich zu machen, indem er ziemlich viele Exemplare davon zurückkaufte und verbrannte, — und eben daher rührt die große Seltenheit des Werkes, — aber, wie die Thatsache zeigt, gelang es ihm nicht mit der ganzen Auflage; je mehr Exemplare er vernichtete, um so höher stiegen die andern im Preise, um so mehr mußte er also dafür bezahlen. Dadurch wurden seine Vermögensverhältnisse zerrüttet, Aerger und Kränkung nagten an seiner Gesundheit, und so starb der arme Mann bald darauf, ein Opfer studentischen Muthwillens und eigener Leichtgläubigkeit.

Literarisches.

Die Kämpfe in Europa in den letzten zwölf Jahren, von Max Bissart. Stuttgart. Gebrüder Scheitlin.

Das Buch bietet eine Reihe von Gefechtsbildern und biographischen Skizzen. Es ist hervorgegangen aus der Erwägung des Verfassers, daß die traurigen Ereignisse dieser letzten Jahre so schnell sich gedrängt haben, „daß sie an denen, welche sie mit erlebten, wie die Bilder einer Zauberlaterne flüchtig vorüber schwebten und nur einen unvollkommenen Eindruck zurückließen.“ Er hat mithin die hervorragenden Begebenheiten gesammelt. Wir erhalten von dem Kriege in Italien 1848 und 1849 an bis auf denjenigen von 1859 eben dort mit eingerechnet eine lange Reihe solcher Bilder. Das Unternehmen einer derartigen Compilation würde dankenswerther sein, wenn der Verfasser hätte hinzufügen wollen, aus welchen Nachrichten er seine Darstellung geschöpft. Dies ist zuweilen geschehen, jedoch nicht immer; und deshalb weiß man oft nicht, welchen Grad der Zuverlässigkeit man diesen Schilderungen beimessen soll. Wir heben z. B. die Waffenstreckung von Vilagos am 13. August 1849 hervor. Nach der Darstellung des Verfassers erscheint Görgey als Verräther. „Man wußte vorher,“ sagt der Verfasser, „daß der russische General Rüdiger ihm als Zeichen seiner Achtung ein paar kostbar gearbeitete Pistolen geschickt hatte, deren Läufe mit Diamanten geladen waren. Doch bald sollte der Schleier gänzlich fallen.“

Man sollte meinen, daß Anklagen von solchem Gewichte nicht wiederholt werden dürften, ohne Angabe der Quelle, aus welcher sie entnommen sind.

Hinterher sieht man, daß der Verfasser für seine Ansicht über Görgey im Allgemeinen die Schilderung desselben von Klapka zu Grunde legt. Aber darf Klapka als ein unverdächtiger Zeuge über Görgey betrachtet werden? Und doch geht auch Klapka keineswegs so weit, wie jene Nachricht. Er sagt: „Görgey erwog in seiner praktischen Anschauungsweise die Kräfte hin und wieder. Er zählte die Soldaten, und nicht die moralischen Vortheile, die ihm illusorisch und keiner Erwähnung werth schienen.“ Wer denn, möchten wir entgegnen, war mehr als Görgey in seiner Stellung geeignet, alle diese moralischen Hebel und Vortheile bis auf den tiefsten Grund zu durchschauen? — Aber Klapka fährt fort: „Görgey zog daraus den Schluß, daß der Erfolg des Feindes unzweifelhaft und der Untergang Ungarns unabwendbar sei. Gleichzeitig lag ihm die Friedenspartei des Landes in den Ohren. Sie sagte ihm, daß der Feind niemals mit dem Rebellen Kossuth, wohl aber mit ihm unterhandeln werde, als dem Einzigen, der in allen seinen Aufrufen sich streng an die Legitimität und monarchische Grundsätze gehalten habe. Indem Görgey diesen Einflüsterungen Gehör gab, trennte er seine Sache von derjenigen der ungarischen Regierung, und brachte sich am Tage von Vilagos in die zweideutige unehrenvolle Lage, in welcher er nunmehr vor Welt und Nachwelt dasteht.“ So weit geht Klapka, dessen Urtheil nicht für unparteiisch gelten kann; aber weiter geht er nicht. Hat mithin ein Anderer, der nicht aus unmittelbaren Quellen schöpft, das Recht, weiter zu gehen als Klapka, und Nachrichten zu verbreiten, deren Bürgschaft er der Natur der Sache gemäß nicht übernehmen kann?

Wir heben den einen Fall hervor. Es ist eine mißliche Sache, Zeitungsberichten irgend welcher Art eine längere Dauer zu geben, als die sie der Natur der Sache nach haben. Sie sind Kinder des Augenblicks, denen mancherlei Leidenschaft und Berechnung anklebt. Man sollte sie nicht in dieser Weise feststellen, wenigstens nicht, ohne ihnen die Signatur ihres Ursprungs beizufügen.

Das bei der Riegel'schen Verlagshandlung zu Berlin erscheinende Sammelwerk Schiller-Denkmal, welches eine Auswahl der Reden und Gedichte enthält, die bei Gelegenheit der hundertjährigen Geburtsfeier des großen Dichters entstanden sind, ist bis zur sechsten Lieferung ausgegeben und verdient als würdiges Gedenkbuch an jenen großen Tag eine allgemeine Verbreitung.



Culturgeschichtliche Briefe

über Fragen der deutschen Literatur.

An Prof. Dr. Hrm. Hettner in Dresden

von

Karl Biedermann.

Zweiter Brief.

Der Gellertcultus und die Poesie der Empfindsamkeit im vorigen Jahrhundert, culturgeschichtlich beleuchtet.

Eben wollte ich meinen zweiten Brief an Sie beginnen und darin einige charakteristische Eigenthümlichkeiten derjenigen Periode unserer vaterländischen Literatur besprechen, welche durch die Namen: Gellert, Gleim, Klopstock gekennzeichnet ist, als mir ein Buch in die Hände fiel, auf das ich schon länger aufmerksam geworden, zu dessen Lectüre ich aber bisher — da es meine Gewohnheit ist, die zu meinen schriftstellerischen Arbeiten gehörigen Quellen möglichst immer erst da vorzunehmen, wo ich sie wirklich brauche — noch nicht gekommen war. Dieses Buch, das mir für die Betrachtungen, welche ich hier vorhabe, erwünschte Anknüpfungen bietet, ist Ihnen jedenfalls, wenn nicht schon dem Inhalt, doch dem Namen nach bekannt; es führt den Titel: „Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend,“ ist in Form eines Briefwechsels geschrieben und hat, nach der allgemeinen Annahme, die Herren Mauvillon und Unger zu Verfassern. Es erschien im Jahre 1771. Seinen ästhetisch-kritischen Werth schlage ich nicht sehr hoch an; es steht noch großentheils auf dem französischen Standpunkte und ist daher im Hinblick auf die damals schon hervorgetretenen und wirksam gewordenen kritischen Arbeiten aus ureigen deutschem Geiste, wie Lessing's „Literaturbriefe“ und Herder's „Fragmente,“ eine Art von Anachronismus. Allein es hat einen Vorzug, den die meisten dieser im französischen Geiste geschriebenen kritischen und literargeschichtlichen Arbeiten haben, es behandelt seinen Gegenstand von einem weitern, als dem bloß ästhetischen Standpunkte aus, es zieht die allgemeinen Zeitverhältnisse, die Stimmungen und den Geist des Volks mit in Betracht, und gelangt dadurch theilweise zu Resultaten, die für tieferes Eindringen wenigstens fruchtbare Fingerzeige enthalten.

Sogleich der erste Brief versetzt uns auf einen solchen allgemeinern Standpunkt. Der eine der beiden Briefsteller befand sich in einer aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Gesellschaft. Er fand diese Gesellschaft in manchen Fragen getheilter Ansicht, in Einem aber vollkommen übereinstimmend, und zwar in der allgemeinen Bewunderung Gellert's. Anfänglich davon überrascht, glaubte er doch „bei einigem Nachsinnen“ zu finden, daß in dem Urtheil dieser Gesellschaft sich das Urtheil der ganzen Nation abspiegele, daß Gellert noch immer (es war dies etwa ein Jahr nach Gellert's Tod, der bekanntlich Ende 1769 erfolgte) „der Lieblingsdichter der Nation sei.“ daß

„die ganze Nation ihn lese, alle Kunstrichter ihn preisen, ja ihn, in einigen Gattungen wenigstens, über alle andern Dichter Deutschlands setzen."

Die beiden Freunde suchen nun wechselsweise sich darüber klar zu machen, woher wohl diese, nach ihrer Meinung für den Geschmack und die Urtheilsfähigkeit der Deutschen nicht eben schmeichelhafte Bewunderung eines Dichters komme, welchem, ihrer Ansicht nach, kaum der zweite Rang unter seinen Zeitgenossen gebührt. Natürlich wird es ihnen nicht schwer, zu zeigen, wie von den Gellert'schen Sachen das Meiste veraltet, Vieles schon vom Hause aus nach den Regeln des guten Geschmackes nichts weniger als tadellos, kaum irgend Etwas aber von solcher Vortrefflichkeit sei, daß es diese so allgemeine und bedingungslose Vorliebe für ihn rechtfertige. Allein um so schwerer fällt ihnen der Nachweis, woher es dennoch gekommen sei, daß Gellert sich einer so ungemeinen, in diesem Maße kaum noch dagewesenen Popularität erfreute, daß diese Popularität, weit entfernt, abzunehmen, vielmehr „bis an seinen Tod stets wuchs," daß sein Tod durch ganz Deutschland eine allgemeine Trauer („einen unsinnigen Lärm" sagt halb ärgerlich der eine der Briefsteller) hervorrief, während der nahezu gleichzeitige Tod Rabener's, dessen Schriften doch in vielfacher Hinsicht gehaltreicher seien als die Gellert'schen, kaum bemerkt wurde. Die Briefsteller selbst scheinen das Ungenügende dessen, was sie zur Erklärung dieser Erscheinung anführen, einzusehen, und geben zuletzt den Versuch einer solchen stillschweigend auf, indem sie zu andern Materien übergehen. In der That sind auch ihre Erklärungsgründe dürftig genug; sie beschränken sich im Wesentlichen auf Folgendes. Zuerst, sagt der eine der Briefsteller, trat Gellert auf zu einer Zeit, wo ein Theil des deutschen Publicums nur französische Werke las, ein anderer sich an den höchst geschmacklosen Romanen eines Menantes und Picander, an Ziegler's „Asiatischer Banise" und Hoffmannswaldau's Gedichten ergötzte. Mit solchen Dichtern verglichen, war freilich Gellert ein Heros, und mußte es ihm leicht werden, die Gunst des Publicums zu erlangen. Nachdem er sich aber einmal in dieser festgesetzt hatte, wagte auch die Kritik nicht mehr, ihn anzugreifen. Gellert, setzt der Andere hinzu, war ein seichter Schriftsteller, als solcher gefiel er den seichten Köpfen, und, da diese immer die Mehrheit des lesenden Publicums bilden, so ist es kein Wunder, wenn Gellert der Mann des Tages wurde. Er war der Liebling aller Landprediger und Landpredigerstöchter — welches ungeheure Contingent von Bewunderern, Verehrern, Lobpreisern!

Erscheint nicht auch Ihnen diese Art von Erklärung einer literargeschichtlichen Thatsache im hohen Grade unzulänglich? Die verhältnißmäßige Vorzüglichkeit der Gellert'schen Dichtungen im Vergleich zu frühern oder gleichzeitigen könnte doch höchstens die rasche und weit verbreitete Popularität erklären, welche Gellert schon bald nach dem Eintritt in seine Dichterlaufbahn gewann, nicht aber die ungewöhnliche Dauer dieser Popularität — selber noch weit über den Zeitpunkt hinaus, wo jener zweideutige Ruhm, „nicht der Schlecht'ste zu sein," bereits wesentlich erschüttert war durch das Auftreten von Dichtern, hinter denen Gellert in mancher Beziehung kaum weniger weit zurückstand, als seine Vorgänger hinter ihm. Was den andern Grund betrifft, daß grade die Mittelmäßigkeit der Gellert'schen Schriftstellerei seine allgemeine Popularität begründet habe, so mag daran so viel wahr sein, daß eine gewisse Schicht des Publicums grade deshalb so fest an Gellert hielt, weil ihr für tiefergehende Dichtungen Bedürfniß und Verständniß fehlte. Manche wurden wohl auch durch die Form der Darstellung in Gellert's Schriften gewonnen, welche etwas von der französischen Leichtigkeit und Glätte hatte, die Gellert selbst offenbar sich zum Muster genommen. Bemerkte doch Friedrich der Große, wie bekannt, mit Wohlgefallen gegen Gellert, „er habe so etwas Coulantes in seinen Versen" und „man könne in seinen Fabeln Alles verstehen."

Allein diese, doch nur mehr negativen Eigenschaften reichen, wie mir scheint, bei Weitem nicht aus, um die so außerordentliche, bisweilen fast an Vergötterung grenzende Bewunderung und Verehrung zu erklären, welche ein so großer und wahrlich nicht der schlechteste Theil der Nation, Hohe und Niedere, Männer und Frauen, sogar Mitglieder scharf getrennter Confessionen, Protestanten und Katholiken, wetteifernd, mit seltener Uebereinstimmung, diesem Dichter zollten. Eine so ungewöhnliche Erscheinung deutet auf weit mehr als auf solche halbzweideutige und jedenfalls nur sehr relative Vorzüge, sie deutet auf einen tiefen sympathischen Rapport zwischen dem Dichter und seinen Zeitgenossen hin. Mag es immer-

hin zum Theil eine bloß vorübergehende Geschmacksrichtung, und zwar eine nicht eben sehr stichhaltige, gewesen sein, was dem Dichter der Fabeln, der Erzählungen, der Lustspiele oder des Romans „die schwedische Gräfin" Anhänger zuführte, mögen Andere wieder aus Nachgiebigkeit gegen die einmal herrschende Mode in das allgemeine, überschwengliche Lob Gellert's eingestimmt haben — es hieße doch unserer Nation ein Armuthszeugniß ausstellen, welches sie selber in jener, allerdings noch wenig vorgeschrittenen Zeit sicherlich nicht verdiente, wollte man annehmen, daß ein so einstimmiges und aus so vollem Herzen gezolltes Lob auf so unzulänglichen, ja zum Theil so zweideutigen Motiven beruht, so sehr eines solidern und nachhaltigern Grundes entbehrt habe.

Aber wie dann aus dem Dilemma uns retten, welches schon die Verfasser jenes Briefwechsels empfanden und welches sie nöthigte, von dem Versuche, den in Deutschland herrschenden Gellertcultus zu erklären, abzustehen? Ich meine: Gibt es für diesen Gellertcultus eine Erklärung, die nicht entweder dem Geschmack unserer Voreltern, oder aber unserm eigenen zur Unehre gereicht, nicht entweder darauf hinausläuft, daß wir erkennen, es sei damals einem Dichter zu viel Ehre geschehen, den die jetzige Zeit, und wohl mit Recht, nach ganz andern Maßstäben mißt, oder aber uns nöthigt, einer Geschmacksrichtung beizupflichten, die wir mit gutem Gewissen doch nicht wohl anders als eine sehr beschränkte nennen können?

Irre ich nicht, so ist es eben hier, wo der literargeschichtlichen und ästhetischen Betrachtungsweise die culturgeschichtliche zu Hilfe kommen muß. Literargeschichtlich wird es immer ein Räthsel bleiben, wie Gellert sich eines so hohen, so weit verbreiteten und so andauernden Ansehens im deutschen Volke erfreuen konnte; culturgeschichtlich läßt sich, wie mir scheint, das Räthsel befriedigend lösen. Ich unternehme eine solche Lösung und unterstelle dieselbe Ihrem Urtheil, muß aber allerdings um die Erlaubniß bitten, zu diesem Zwecke etwas weiter auszuholen.

Jede Nation hat ihre Zeit, wo sie den Drang fühlt, dichterisch zu empfinden und zu gestalten. Naturgemäß tritt dieser Zeitpunkt dann ein, wenn die Nation auf andern Gebieten des Schaffens, und zwar nicht bloß des geistigen, sondern auch des praktischen und insbesondere des politischen, ihre Kräfte entfaltet und erprobt hat — gleichwie im Reiche der Natur die Blüthe erst dann erscheint, wenn Stamm und Zweige zu einer gewissen Reife gediehen sind. So sehen wir denn auch in der That fast alle großen nationalen Literaturen irgend welchen bedeutenden Bewegungen in dem staatlichen oder dem allgemeinen Culturleben der betreffenden Völker entweder zur Seite gehen oder nachfolgen. In den homerischen Dichtungen der Griechen spiegelt sich deren erster großer gemeinsamer Kriegszug ab, und die höchste Blüthe ihres Dramas entsproßte ihren patriotischen Kämpfen gegen die Perser. Auch bei uns schloß der erste allgemeinere Aufschwung der Poesie sich an eine glanz- und thatenvolle Zeit, an die Aera der Hohenstaufen an, und der großen nationalen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts ging eine zweite dichterische Erhebung zur Seite, bescheidener zwar und nüchterner, als jene erste, aber der Zeit, der sie entsproßte, vollkommen congruent in ihrem bürgerlich protestantischen Zuge. Italien sah aus den jahrhundertlangen Kämpfen seines Bürgerthums und seiner Geschlechter unter sich und mit dem Ausland, sowie der geistlichen mit der weltlichen Macht, als gewaltigen Nachklang die erhabenen Dichtungen seiner Dante, Tasso, Ariosto u. A. hervorgehen. Camoens und Cervantes nahmen persönlich Antheil an den Waffenthaten und dem Ruhme ihres Vaterlandes; Shakspeare's hoher Genius begeisterte sich an der Größe Englands unter Elisabeth's kraftvollem Scepter; wie endlich in dem Zeitalter Ludwig's XIV. und in den darauf folgenden Perioden politische und literarische Bewegungen sich gegenseitig bedingten, das haben Sie selbst erst neulich in ihrer „Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert" treffend geschildert.

Nur in dem Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts ging dem neuen literarischen Aufstreben, das sich auch hier bemerkbar machte, keine ruhm- und thatenreiche Zeit, vielmehr eine Zeit tiefsten politischen Verfalles, ja auch materieller und geistiger Verkümmerung voraus und, theilweise wenigstens, noch zur Seite. Gleichwohl ließ der neuerwachte Drang nach geistigen Thaten sich bei einem Volke nicht zurückhalten, welches schon einmal, zwei Jahrhunderte früher, die höchste Stufe geistiger Bildung erklommen und damals allen Nationen Europa's vorangeleuchtet, dessen geistiges Leben aber, gleich dem poli-

tischen und mit diesem, jetzt schon nahezu ein Jahrhundert lang brach gelegen hatte. Auch stachelte das Beispiel der benachbarten Völker, welche inzwischen in Wissenschaft und Literatur rüstig vorgeschritten waren, mächtig zur Nachfolge an.

Eine Zeit lang begnügte man sich mit der Nachbildung dieser fremden Muster. Italien, Frankreich, Spanien und England kamen nach einander an die Reihe. Allmälig aber regte sich stärker und stärker auch der Trieb selbsteigenen dichterischen Empfindens und Schaffens. Bei dem Mangel größerer Motive aus dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben mußte man sich indeß vorerst bescheiden, die engen Kreise individuellen Gefühlslebens nach allen Seiten hin auszumessen. So entstanden jene, zum Theil ziemlich mikroskopischen Naturschilderungen der Niedersachsen und der Schweizer, so Hagedorn's kleine heitere Lieder von Wein und Liebe, Freundschaft und Freude, und Derartiges mehr.

Allein diese, wie auch immer niedliche Kleinmalerei reichte nicht aus, um eine Nationalliteratur im großen Stile zu schaffen und den Wettkampf auf diesem Gebiete mit andern Völkern ruhmvoll zu bestehen. Gottsched begriff das, und, von dem Gedanken einer solchen Nationalliteratur, wie er sie anderwärts, namentlich bei den Franzosen, erblickte, von dem Ehrgeiz eines solchen Wettkampfes erfüllt, drängte er auf Dichtungen im großen Maßstabe, auf den Anbau der mehr objectiven, d. h. dem äußern Leben zugekehrten Dichtungsarten, des Epos und vor Allem des Drama hin. Das ist's, was ich den realistischen Zug in Gottsched nenne — eine Bezeichnung, die Sie in Ihrer Kritik meines „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" nicht gutgeheißen haben, bei der ich aber doch beharren zu müssen glaube. Die Zeitgemäßheit und praktische Ausführbarkeit jenes Gottsched'schen Gedankens unter den gegebenen Umständen, vollends die wirkliche Ausführung, wie sie bei Gottsched erscheint, gebe ich Ihnen vollständig Preis. Wie konnte dem auch anders sein? Wenn der französische Epiker oder Tragiker große geschichtliche Stoffe und Charaktere behandeln wollte, so mochte er solche entweder aus dem Leben seines eigenen Volkes, oder doch aus einer Welt entnehmen, die in vieler Hinsicht dem eigenen Nationalgeist wahlverwandt war, aus dem classischen Alterthum, und er durfte eben deshalb auf ein natürliches und starkes Interesse bei seinem Volke rechnen.

An einer ähnlichen realistischen Unterlage in der nationalen Geschichte und in dem Geiste des eigenen Volks fehlte es nun aber in Deutschland damals noch gänzlich, und daher konnte der Versuch, den Gottsched machte, eine deutsche Nationalliteratur und insbesondere ein nationales Drama zu schaffen, nicht wohl anders, als höchst abenteuerlich, geschmacklos, caricaturmäßig ausfallen. Ein französisches, zumal ein Pariser Publicum mochte sich für die Ritterlichkeit eines Cid, für die Helden- und Herrschergröße eines Cäsar oder Mithridates begeistern, gewöhnt wie es war, sich im Glanze von Siegestrophäen und Eroberungen, in der Bewunderung kriegerischer Tapferkeit, im Anstaunen der Majestät eines mächtigen Selbstherrschers zu berauschen. Aber auf welches sympathische Interesse konnten große, weltgeschichtliche und nationale Stoffe in Deutschland hoffen, wo es weder eine wirkliche und wesenhafte Nationaleinheit, noch selber ein lebendiges Nationalgefühl mehr gab; wo jene erhabenen Ideen von Größe, Macht, Ehre des Vaterlandes, an denen ein Volk sich hoch aufrichten mag, selbst wenn es der Freiheit im Innern entbehrt, seit Jahrhunderten ihre Realität eingebüßt hatten, und mit ihnen zugleich der geschichtliche und der patriotische Sinn dem Volke verloren gegangen war? Wie konnte ein nationales Drama oder Epos da gedeihen, wo es so gänzlich an den „Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Eins stehen," fehlte, ohne welche doch nach Goethe's bekanntem Ausspruch „jede Nationaldichtung schal werden muß?"

So sah man sich denn also, da für eine Nationalliteratur im großen Stil und auf realer Grundlage sowohl der Stoff, ein entwickeltes öffentliches und nationales Leben — als auch das Organ — ein tüchtiger, geübter geschichtlicher und politischer Sinn im Volke — fehlte, immer wieder auf jenen engsten Kreis individuellen und idealen Gefühlslebens zurückgeworfen, in welchem schon die vorgottsched'schen Dichter sich umgetrieben hatten.

Aber ein wesentlicher Unterschied bestand doch zwischen jener frühern und dieser neueren Poesie des Herzens und der Empfindung. Zu der Zeit, wo Hagedorn und Brockes dichteten, wo die moralischen Wochenschriften eine freiere geistige und gemüthliche Bildung zu verbreiten suchten, fing das Empfindungsleben

der Nation nur eben erst an, sich aus der Verkümmerung und Verknöcherung des gelehrten und conventionellen Wesens, welches dasselbe so lange überwuchert und erstickt hatte, zu befreien. Es waren die ersten Schritte auf der Bahn eines natürlichern Sichauslebens, die man that, die ersten selbstständigern Ausflüge, die man wagte. Da war es nur ganz in der Ordnung, daß man die noch junge, ungeprüfte Kraft an dem Einfachsten und Nächsten versuchte. Man legte daher auch in den Ausdruck dieser einfachen Empfindung nicht mehr hinein, als eben naturgemäß darin Platz fand, man gab sie für nichts Größeres aus, als was sie eben war und sein konnte. Man prätendirte nicht, mit diesen leichten lyrischen Ergüssen, mit diesen aus Vernunft und Natur geschöpften sittlichen und religiösen Betrachtungen das ganze Bedürfniß der Nation nach geistiger Nahrung zu befriedigen, und wenn jene Dichter sich bisweilen unter einander mit den stolzesten Namen und Titeln schmückten, so waren sie doch weit davon entfernt, für die Poesie im Allgemeinen, oder für ihre Leistungen insbesondere, die Geltung und Bedeutung eines jedes andere ein- oder ausschließenden Interesses, gleichsam einer großen nationalen That in Anspruch zu nehmen.

Allein seit jener Zeit war die geistige Thätigkeit und die Bildung der Nation unaufhaltsam weiter vorgeschritten — theils durch den in ihr selbst angesammelten Fonds von Intelligenz, theils durch die immer zahlreicher werdenden und immer stärker anspornenden Einwirkungen von Außen. Damit war aber auch zugleich das Bedürfniß und der Drang, diese Thätigkeit schöpferisch zu äußern und zu verwerthen, gewachsen. Bei einem naturgemäßen Entwicklungsgange der Nation hätte sich diese Schaffenslust zunächst auf das äußere Leben geworfen, hätte hier große Thaten nach Außen, oder nützliche Verbesserungen und Reformen im Innern hervorgebracht, und aus solchen „großen Begebenheiten" hätten sich dann eben so natürlich jene „großen Empfindungen" erzeugt, die, nach Justus Möser's richtiger Bemerkung, der wahre Fruchtboden einer kräftigen Nationaldichtung sind. Allein dieser natürliche Entwicklungsgang blieb auch jetzt noch dem deutschen Volke versagt. Der Schaffensdrang oder das Bedürfniß nach Selbstbefriedigung, welches den geistig strebsamern und gebildetern Theil der Nation beseelte, schlug daher gleichsam zurück in das eigene innere Empfindungsleben des Einzelnen und brachte hier Wirkungen und Erscheinungen hervor, die gewiß eben so sehr in der Geschichte des menschlichen Seelenlebens, wie in der Literaturgeschichte einzig dastehen.

Bei andern Völkern theilt sich das allgemeine Interesse zwischen den Thaten des äußern und denen des innern Lebens, zwischen Realität und Idealität, zwischen Politik und Literatur; in diesem Gegensatze und in dem Wechselverhältniß der beiden Sphären kommt jede derselben zu ihrem Recht, erhält aber auch jede die ihr gebührende Begrenzung.

In Deutschland war dies damals ganz anders. Das äußere Leben in Staat und Gesellschaft war schal, verknöchert, unbefriedigend, jedem Schaffensdrange unzugänglich. Das ganze Interesse, die ganze Thätigkeit des Einzelnen mußte daher nothgedrungen sich auf den Ausbau seines innern Empfindungslebens concentriren. Wer ihm dabei zu Hilfe kam, wer ihn in diesem Selbstgenügen seiner innerlichen Gefühlswelt zu befestigen, zu ermuntern, zu unterstützen wußte, wer ihn in der Einbildung bestärkte, daß diese innere Gemüthswelt die allein wahre und reale sei, und wer es zugleich verstand, die Einförmigkeit und Unzulänglichkeit dieses rein individuellen Empfindungslebens durch anmuthige Variationen oder auch nur durch ein eindrucksvolles Pathos ihm weniger fühlbar zu machen, der war ihm ein magnus Apollo, der war ihm weit mehr als ein bloßer Dichter, der war ihm eine Art von Apostel oder Prophet einer neuen Lehre, gleichsam die Verkörperung dieser, also Held und Dichter in einer Person. Jene bekannte Frage, welche Alexander den Großen am Grabhügel Achill's beschäftigte, ob Achill größer sei oder Homer, der Held größer oder der, welcher den Helden verherrlicht, hier verlor sie ihre Bedeutung, denn hier war das, was der Dichter besang, nur sein eignes Leben und Thun, wie umgekehrt, was er erlebte, nur sein eigenes dichterisches Sinnen und Empfinden.

Dies ist, nach meiner Auffassung, der Grundzug jener Periode der Empfindsamkeit oder des Subjectivismus und Individualismus in unserer deutschen Poesie, welche, mannigfach schattirt, durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch und noch ziemlich weit in das gegenwärtige herein reicht und als deren ersten Apostel ich Gellert betrachte. Wenn ich die allgemeinen Zustände, aus denen diese Stimmung der damaligen

Zeit hervorging, recht erfaßt und verdeutlicht habe, so wird, glaube ich, der ganz außerordentliche Einfluß, dessen Gellert sich so lange und in so weiten Kreisen erfreute, nichts Räthselhaftes und Unerklärliches mehr haben; es wird aber auch eben daraus erhellen, warum man diesen Einfluß schlechterdings nicht im gewöhnlichen literargeschichtlich-kritischen, sondern nur im culturgeschichtlichen Wege erklären, nicht einzelnen Werken des Dichters, weder seinen Fabeln, noch seinen Erzählungen, noch seinen Komödien, noch seinen Briefen allein, sondern nur seiner Gesammtwirksamkeit, ja ganz wesentlich und vor Allem seiner Persönlichkeit — mehr noch als Mensch, denn als Dichter — seiner Lebensweise, seinem gesellig-geistigen Verkehr, nicht zum geringsten Theil auch seinen körperlichen Leiden und der Art, wie er diese ertrug, zuschreiben darf. Wir finden hier bereits in vollstem Maße jenes persönliche und, ich möchte sagen, pathologische Interesse des Publicums an seinen Lieblingsdichtern, welches uns in ähnlicher, wenn auch nach den Individualitäten verschieden gefärbter Weise später wieder bei Gleim, bei Klopstock, im eminentesten Sinne bekanntlich bei Goethe begegnet, weniger schon bei Schiller, fast gar nicht bei Lessing, Letzteres aus Gründen, auf die vielleicht später einmal zurückzukommen sein wird. Ich meine damit natürlich nicht das gewöhnliche biographische Interesse, welches wir an jedem großen Manne und ganz besonders an dem Dichter nehmen, bei welchem ja ganz vorzüglich der innere und äußere Entwicklungsgang von bedeutendem Einfluß auf seine Schöpfungen sein muß; ich meine vielmehr jene höchst eigenthümliche Auffassung dichterischer Individualitäten von Seiten des Publicums wie ihrer selbst, der zufolge das ganze Leben dieser Dichter gleichsam nur wie ein fortgesetztes Dichten, und dafür umgekehrt ihr Dichten wie eine wirkliche That (nicht im idealen, sondern im realen Sinne), wie die vollgiltige, ja die allein wahre Lösung der Gesammtaufgabe menschlichen Lebens erscheint. Nirgends anders als in Deutschland habe ich diese sonderbare Verschmelzung von Dichter und Mensch, von ästhetischem und pathologischem Interesse, von Poesie und Leben gefunden, höchstens etwa in England in Bezug auf Lord Byron, in Frankreich in Bezug auf Mdm. Georges Sand, aber hier wie dort eben nur als Ausnahme, sporadisch. Daher sind auch bei uns die Selbstbekenntnisse, Tagebücher und Briefwechsel unserer Dichter ein so wesentliches Ergänzungs- und Erklärungsmittel ihrer Dichtungen, ja recht eigentlich ein integrirendes und unabtrennbares Stück dieser letztern selbst. Bei Gellert ist namentlich sein Briefwechsel von eingenthümlichster Art und Bedeutung. Nicht, wie der Gottsched'sche, hat er den Zweck und Charakter einer literarischen Propaganda (bekanntlich kommt von Literatur verhältnißmäßig grade am wenigsten darin vor), eben so wenig enthält er einen Ideenaustausch mit geistig Ebenbürtigen und Gleichstrebenden zu gegenseitiger Weiterbildung und Abklärung (wie die Briefwechsel von Lessing, Herder, vor allen von Schiller und Goethe, die dadurch von einem so unschätzbaren und unvergänglichen Werthe sind) — der Gellert'sche Briefwechsel ist nur das Vehikel zur Ausbreitung der Empfindungen und Stimmungen, aus welchen Gellert den Stoff seines Dichtens zieht und welche er durch dieses Dichten selbst zu nähren und zu steigern beflissen ist, gleichsam die Atmosphäre von Empfindsamkeit, die der Dichter um sich her verbreitet und durch welche er seine Getreuen noch weit unmittelbarer, als durch seine Dichtungen, an sich zieht und festhält, die Lebensluft, welche sie mit ihm athmen und durch die ihr ganzer seelischer Organismus gleichsam sublimirt und mit Gellert'schen Empfindungen imprägnirt wird.

Was von Gellert, das gilt, der Hauptsache nach, auch von Gleim und Klopstock, so wie von dem ganzen großen Kreise, der sich, zum Theil selbstthätig nachdichtend, zum Theil bloß nachempfindend, um diese beiden Dichter wie um Gellert schloß. Wie verschiedenartig, ja zum Theil entgegengesetzt die Stoffe und die Motive der sogenannten Erotiker und der Seraphiker unter sich sowohl, als im Vergleich zu Gellert zu sein scheinen, so gemeinsam ist ihnen allen das Bestreben, die Welt der innern Empfindungen als das einzig Reale und Positive sowohl in der Dichtung, als im Leben zur Geltung zu bringen.

Wenn Gleim mehr eine heitere Saite anschlägt, während Gellert mehr die sanftrührenden, selbst klaghaften Töne liebt, und Klopstock in erhabener Schwärmerei sich weit über die begrenzte Sphäre, in welcher jene beiden verkehren, emporzuschwingen scheint, so sind doch die seraphische Begeisterung des Einen, wie der heitere Schmelz des Andern und die melancholische Tugend des Dritten in denselben einfarbigen Grundton der Em-

pfindsamkeit getaucht. Schon die Zeitgenossen erkannten zum Theil diese Einförmigkeit und diesen Mangel an Fortschritt in der ganzen Periode von Gellert bis Klopstock, und rügten es, daß diese Poesie, auch wo sie einen höhern Schwung nehme oder sich der Mannigfaltigkeit des äußern Lebens oder der Natur zu bemächtigen strebe, dennoch es zu einem wirklichen Reichthum objectiver, plastischer Gestalten nicht bringe, sondern über Alles das eintönige Grau in Grau ihrer Empfindungsseligkeit ausbreite. Sie kennen Lessing's bekannten Ausspruch über Klopstock: Es sei in dessen Gedichten oft so viel Empfindung, daß er selbst (Lessing) gar nichts dabei empfinde. Zwischen Gellert und Gleim finden schon die Verfasser des oben besprochenen „Briefwechsels" sehr richtig, wie mir scheint, den gemeinsamen Berührungspunkt heraus, daß Beide die Menschen weich oder gefühlvoll zu stimmen suchen. Vielleicht könnte man sagen, der Unterschied bestehe nur darin, daß Gellert die Tugend als ein Vergnügen, Gleim das Vergnügen als eine Tugend darstelle, jener eine gewisse Wollust oder Selbstbefriedigung darin finde, Andern sanfte Empfindungen zu bereiten, dieser die sanften Empfindungen und die immer sehr unschuldigen, meist auf Naturgenuß und Geselligkeit beschränkten Vergnügungen gleich von Haus aus zu gemeinsamen und durch die Gemeinsamkeit doppelt angenehmen zu machen suche.

Haben Sie wohl schon darauf geachtet, wie wenig oder gar nicht in dieser ganzen Poesie der Empfindsamkeit die eigentliche Liebe einen Platz findet und eine Rolle spielt? An Gellert hat man bekanntlich getadelt, daß er in seinen Fabeln die eben sowohl gesetz- als naturgemäßeste Form der Liebe, die eheliche Zärtlichkeit und Treue, weit mehr spöttisch bezweifle, als dichterisch verherrliche, und in seiner „schwedischen Gräfin" finden wir zwar wohl die häßlichsten und unnatürlichsten Ausartungen und Verirrungen, aber fast nirgends eine recht wohlthuende, kräftig natürliche Aeußerung dieser Leidenschaft. Was Gleim betrifft, so hat er zwar verschiedentlich in seinen Liedern von Liebe gesungen, aber man sieht es den betreffenden Liedern nur zu sehr an, daß er dies nicht aus wahrem, lebendigem Gefühlsdrange, sondern nur gleichsam Ehren halber that, weil ja ein Dichter, vollends ein „Anakreontiker," natürlich auch von Liebe singen mußte. Eben so Ehren halber versuchte er auch, sich selbst zu verlieben; Sie wissen aber, wie schlecht ihm dies gelang und welche traurige Rolle er dabei spielte. Auch Klopstock (obschon in diesem, wie in andern Punkten vergleichsweise weit mehr naturwüchsig und wirklich lebensvoll, als jene Beiden) bringt es doch ebenfalls nirgends in seinen Gedichten zu einem recht kräftigen erotischen Ausdruck, wenngleich er bisweilen einen schüchternen Anlauf dazu nimmt.

Ich finde dies bezeichnend für die ganze Richtung. Die Geschlechtsliebe ist etwas so Natürliches und Reelles, daß sie nothwendig — auch in ihren mäßigsten und legitimsten Aeußerungen, ja grade in diesen, in den Verhältnissen der Ehe und der Familie — aus dem Reiche bloß idealer Innerlichkeit in die Welt des äußern, sinnlichen und praktischen Lebens hinausführt, vor dessen Berührung nun einmal diese Poesie der Empfindsamkeit eine so große Scheu hatte. Und allerdings kam hier hinzu, daß in der damaligen Zeit auch dieses natürlichste aller Verhältnisse, wenigstens in der sogenannten „guten Gesellschaft," durch die eingerissene Leichtfertigkeit französischer Sitte fast überall auf das Tiefste zerrüttet war.

Dagegen bildete den eigentlichen Mittel- und Höhepunkt dieses ganzen Empfindsamkeitswesens — im Leben, wie in der Dichtung — die Behandlung des, aus freister, idealster Seelenwahlverwandtschaft entspringenden Verhältnisses der Freundschaft. Darüber allein ließe sich ein ganzes langes Capitel schreiben, reich an interessanten Einzelheiten, aus denen, neben manchen schönen Seiten dieses Verhältnisses, doch nicht nur die unendliche Langeweile, in die dasselbe meistens ausartete, sondern auch seine häufige innere Unwahrheit erhellen würde. Denn wirklich kam es dabei nicht selten (namentlich in dem Gleim'schen Kreise), wie sich unsere Briefsteller boshaft ausdrücken, auf wenig mehr hinaus, als darauf: „Andern Stellen durch Empfehlung zu verschaffen, oder Frauen, die sie wünschen!" Oder, wie dieselben ein ander Mal sagen, „man schwatzte ein paar Stunden des Tags mit einander, schwatzte und prahlte mit Empfindungen; wenn es aber galt, dem Freunde mit der That zu dienen, stellten sich fast immer Hindernisse ein, sehr natürlich, wenn aus keinem andern Grunde, schon darum, weil man, statt mit einem oder wenigen Freunden sich zu be-

gnügen, gewissermaßen einen Luxus der Eitelkeit mit seinen Freundschaften trieb und deren nicht viel genug haben zu können glaubte." Die Briefwechsel Gellert's und Gleim's bieten dazu die psychologisch und culturgeschichtlich interessantesten Belege.

Doch ich breche ab, um diesen Brief nicht über die Gebühr auszudehnen. Ich wollte ja nicht eine eingehende Kritik der Empfindsamkeitsliteratur schreiben, sondern nur eine culturgeschichtliche Erklärung geben, wie und wodurch dieselbe entstanden und wie sie dazu gekommen sei, einen so weitreichenden und so lange andauernden Einfluß auf die ganze damalige Generation zu üben. Mit Spannung sehe ich Ihren Bemerkungen zu der obigen Ausführung entgegen, und bin neugierig, ob Sie sich zu den mancherlei Ketzereien, welche dieselbe vom gewöhnlichen ästhetisch-kritischen Standpunkte aus jedenfalls enthält, werden bekennen wollen, oder nicht.

Literarisches.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel (Text, Uebersetzung und Erklärung) von Karl Krafft. Regensburg. Alfr. Coppenrath.

Betrachten wir die vielen, zum Theil vortrefflichen Uebertragungen der italienischen Meister lyrischer und epischer Dichtung, so wird man auch bei obigem Werke ein eigentliches Bedürfniß nicht leicht anerkennen wollen, allein näher betrachtet und mit den in dem Vorwort enthaltenen Beweggründen des Verfassers zusammengehalten, wird sich das verdienstvolle Werk bald hinlänglich rechtfertigen. Man muß nämlich wohl unterscheiden zwischen der Uebertragung des großen Meisterwerkes „die göttliche Komödie" und der Uebersetzung der lyrischen Gedichte Dante's. Während wir von der göttlichen Komödie sechs werthvolle Uebersetzungen besitzen (von Kannegießer, Streckfuß, Guseck, Graul, Kopisch und Philalethes, König von Sachsen), zählten die lyrischen Gedichte Dante's, von meisterhaften Uebertragungen Einzelner abgesehen, bisher nur eine Uebersetzung, freilich eine „unschätzbare und bahnbrechende," wie Herr Krafft freimüthig selbst anerkennt, nämlich die von Witte und Kannegießer. Der neue Uebersetzer hatte einerseits die Absicht, in seine Sammlung nur die anerkannten oder doch nach dem Urtheile bewährter Kritiker wahrscheinlich echten Gedichte aufzunehmen und andererseits diese Muster der Lyrik so getreu als nur immer möglich wiederzugeben. Auf diese Weise wurde zwar der Rhythmus des Textes beibehalten, auf den Reim aber verzichtet: „dessen Beibehaltung die Nothwendigkeit mit sich führt, dem bloßen Wortklange nur zu häufig den Gedanken des Originals oder doch die Einfachheit und Verständlichkeit des Ausdruckes zum Opfer zu bringen." Diese letztere Ansicht dürfte nun freilich nicht durchweg Beifall finden und der Herr Verfasser hat, indem er hie und da gereimte Gedichte mit nicht gereimten wechseln ließ, gezeigt, daß der Reim denn doch auch dem Sinne des Originals sich enge anschließen kann. Indessen hat die gewissenhafte Liebe für die treue Wiedergabe des Originals allerdings ein Recht, sich ihre Form zu wählen; und daß auch der reimlose Vers viel Schmelz und Anziehungskraft besitzt, fühlen wir nach kurzer Lectüre stark genug. Wir begrüßen diese neue Uebersetzung Dante'scher Gedichte als eine durchweg werthvolle, um so mehr, als wir heutzutage zwar manchen namhaften Lyriker einzelne treffliche Uebertragungen bringen sehen, schwerlich aber sich so bald wieder ein Mann wie Herr Karl Krafft finden wird, der bei so genauer Kenntniß Dante's und der italienischen Sprache so viel Zeit und Mühe auf eine ganze Sammlung verwenden wird. Der Uebersetzer hat die Gedichte in vier Bücher geordnet. Das erste enthält die Gedichte der vita nuova; das zweite die Canzonen nach Witte's scharfsinnig-richtiger Anordnung; das dritte Buch umfaßt die Sonette und einen Anhang von Gedichten, über deren Authentie die Stimmen noch getheilt sind; das vierte enthält endlich den poetischen Briefwechsel. Den Uebersetzungen sind die italienischen Texte gegenübergedruckt und beweisen auch dem weniger in die Ursprache Eingeweihten, wie genau und gewandt der Uebersetzer seine schwere Aufgabe gelöst hat. Indem wir den Leser auf das verdienstvolle Werk selbst verweisen, wollen wir zum Schlusse des Herausgebers Kunst in Reim und Versen durch Abdruck seines Widmungsgedichtes darthun; dieses Sonett mit der Ueberschrift: „An Dante" lautet:

Was Du an Lust und Leid in Deiner vollen
Und liebereichen Seele tief empfunden,
Das hast Du, edler Geist, in Deinen Stunden
Der Weihe Dir und Andern sagen wollen.

Du hättest es nicht anders deuten sollen,
Was Liebe sang! Und hält uns nicht gebunden,
Was Dein gelehrter Witz darin gefunden
In spät'rer Zeit — Du wirst darob nicht grollen!

Hinweg mit Deinem widerlichen Kleister,
Der, was das Herz gefühlt, soll überkleben!
Wir wollen Dein lebendig wahres Wesen!

Den Dichter, nicht den Grübler laß uns lesen,
Der mit der Schule Wust zerdrückt das Leben!
Auch ohne Räthsel bleibst Du uns — der Meister!

R.



Geysir und Strokkr,

die isländischen Springquellen.

Von

Dr. G. G. Winkler.

Ueber ganz Island sind Quellen von verschiedenem Wärmegrade bis zur Siedhitze vertheilt. aber selten tritt eine isolirt auf, sondern gewöhnlich finden sich viele in Gruppen auf einem engen Raum beisammen. Ein solcher Quellenboden liegt im Südwesten der Insel, am Rande jenes großen Gebirges, welches fast die ganze westliche Hälfte des Landes einnimmt. Er ist zwölf Meilen von Reykjavik an der Westküste und fast eben so weit von der Südküste entfernt, also ziemlich tief im Innern.

Dieser Boden, auf dem gegen 50 Quellen entspringen, nimmt einen Flächenraum von kaum mehr als 40 Tagwerken ein, und bildet eine ungefähr rechteckige, von Ostnordost etwas gegen Westsüdwest geneigte Fläche, welche sich mit einer Seite an den Fuß eines isolirten, langen, schmalen, kaum 500 Fuß hohen Bergrückens lehnt, und mit den andern in eine weite von sanften Hügeln begrenzte Ebene verläuft.

Dieses Quellengebiet ist auch außerhalb Island bekannt geworden, indem die Phänomene von Wasserbewegungen zweier seiner Brunnen, des Geysir und Strokkr, als die merkwürdigsten dieser Art in allen Lehrbüchern der physikalischen Geographie aufgeführt werden.

Insbesondere der Name Geysir ist dem Ohr keines Gebildeten fremd, aber häufig werden, wie ich mich selbst überzeugte, mit ihm unrichtige Vorstellungen verbunden. Daran mögen nicht wenig die mancherlei Abbildungen dieser Quelle Schuld sein, welche im Umlauf, und häufig nur Phantasiegebilde sind. Der Geysir ist kein Vulcan wie der Hekla oder Vesuv.

Geysir ist ein isländisches Wort, bedeutet „der Sprudler," und wird von den Leuten auf jede Quelle angewendet, bei welcher sich gewisse periodische Wasserauswürfe einstellen.

Es gibt mehrere Geysir in Island, und jene Quelle, welche in dem bezeichneten Gebiete diesen Namen trägt, zeigt die Erscheinung nur am großartigsten.

Der Name „Strokkr" dagegen bezieht sich nur auf eine, bestimmte Quelle und hat keine Beziehung zu jener Eigenschaft. Er wurde dieser wegen der Gestalt ihrer Ursprungsöffnung gegeben, in welcher die Isländer eine Aehnlichkeit mit dem Gefäße erblicken, worin Butter bereitet wird.

Die heißen isländischen Quellen sehen in der Regel an ihrem Ursprung ganz anders aus, als unsere kalten. Wenige von den einen und andern erlauben in dieser Beziehung einen Vergleich. Jene kommen nicht, wie die unsrigen in einem ihnen, so zu sagen, fremden Boden an's Tageslicht, sondern derselbe ist ihr eigenes Erzeugniß, sie haben sich ihn selbst gemacht. Ihre Ursprungsöffnungen befinden sich in einer Steinmasse, welche ein Absatz, oder wie die Chemiker sagen, ein Niederschlag aus ihrem eigenen Wasser ist.

Dieses Wasser hat nämlich eine, durch seine Wärme und gewisse in ihm enthaltene

Gasarten, erhöhte Fähigkeit, Mineralstoffe aus den Gesteinen auszuziehen und aufzulösen. Diese Stoffe scheiden sich, sobald das Wasser verdampft, was immer, wenn auch im geringen Maße, geschieht, wenn es an's Tageslicht kommt, wieder ab, und so werden von diesen Quellen an einem Orte Gesteine zerstört und an einem andern wieder neue gebildet.

In allen Ländern gibt es Beispiele hierfür, daß sich aus Absätzen von unterirdischen Wassern Gesteine bilden, denn unsere sogenannten Kalktuffe, die Tropfsteine in Höhlen, die Karlsbadersprudelsteine sind auch auf diese Weise entstanden.

Die isländischen Quellen lösen Kieselsteinstoff aus den Gesteinen auf, und setzen diesen, sobald sie an die Oberfläche gekommen, wo etwas von ihrem Wasser verdampft, als eine weißgelbliche, schiefrige Steinmasse, die man Sinter nennt, wieder ab.

Im Anfange entsprangen diese Quellen auch in einem ihnen fremden Boden. Auf diesen haben sie aber im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende eine Kruste von Sinter abgesetzt, welche stellenweise an 100 Fuß dick ist, und an deren Oberfläche sie nun zu Tage kommen. Den Kieselstoff haben sie zu diesem Sinterbau aus dem fremden Grund mit heraufgenommen.

Indem die Quellen sich ihren jetzigen Boden zu errichten begannen, bauten sie sich nicht selbst zu, sondern es geschah in der Weise, daß immer eine Oeffnung blieb, durch welche sie an den Tag kommen konnten.

Diese Oeffnungen wurden mit der Zunahme der Sinterkruste immer tiefer, und nahmen nach besondern Umständen verschiedene Formen an. Es bildeten sich im Sinterboden verschieden gestaltete Wasserbehälter, Trichter, Schachte, Kessel, welche nun wie künstliche Maschinen wirken, und mit den Eigenschaften des Wasserdampfes die Ursachen jener Phänomene geworden sind, welche mehrere von diesen Quellen zu den hervorragendsten Naturseltenheiten machen.

Oben an steht der „große Geysir." Betrachten wir zuerst seinen ganz eigenthümlichen Sinterbau. Derselbe liegt am nordöstlichen Rande der erwähnten Fläche, auf welche die Quellen vertheilt sind, und bildet ihren höchsten Punkt. Er erhebt sich über die Fläche in der Form eines ungefähr sechs Fuß hohen Hügels. Der Fuß dieses Sinterhügels bildet einen nahezu vollkommenen Kreis, mit einem Durchmesser von 150 Fuß. Er steigt etwas gewölbt an, wie ein Kugelabschnitt, bis zu $1/3$ seines Durchmessers, dann geht der Rand in eine wagerechte Linie über, so daß das Ganze vom Fuße gesehen einem abgeplatteten Kugelabschnitt ähnlich ist. Die Beschaffenheit seiner Oberfläche erinnert am meisten an die Rinde einer sehr alten Eiche. Steigt man hinauf bis zur Höhe, wo der Hügel eben scheint, so findet man statt der vermeinten Abplattung eine Vertiefung, welche mit dem klarsten, heißen, aber nicht siedenden Wasser angefüllt ist. Man steht am Rand eines ebenfalls fast vollkommen kreisrunden Beckens, dessen Durchmesser $1/3$ von dem des ganzen Hügelumfanges beträgt.

Dieses Becken ist flach ausgerundet und drei Fuß tief. Das Wasser steht grade bis zu seinem Rande, und nur gegen Südwesten, wo derselbe niederer, läuft etwas davon ab. Aus dessen Mitte sieht durch Wasser und Dampf ein dunkler rundlicher Fleck hervor und verräth den 70 Fuß tiefen cylindrischen Schacht, in welchem die Quelle aufsteigt.

Das ist der Geysir in seiner Ruhe.

Es vergehen oft sechs bis sieben Tage, bis es zu einem Paroxismus kommt, wie ihn der Leser im folgenden Bilde sieht, und den ich nun nach meiner eigenen Beobachtung schildern möchte.

Nur einige Schritte vom Fuße des Sinterhügels hatten wir auf einer Rasenoase unser Zelt aufgeschlagen. Ich war grade darin beschäftigt, einige gesammelte Felsarten zusammen zu packen, zwei andere meiner Mitbewohner hatten Anderes zu thun, als plötzlich ein dumpfer Knall an unser Ohr schlug. Er glich an Stärke einem in einer Entfernung von einigen Meilen gefallenen Kanonenschusse. Sein Laut war aber ganz eigenthümlich, keinem, den ich je gehört hätte, zu vergleichen, und wir fühlten in dem engverschlossenen Zelte recht deutlich, daß er aus dem Bauche des nahen Geysir herauskam. Der Respect vor dem seltsamen Bauchredner begann! Keiner von uns besann sich noch, sondern warf bei Seite, was er eben in der Hand hatte, und stürmte zum Zeltschlitze hinaus. Ich purzelte vorher über die Stricke, ehe ich keuchend am Geysirhügel ankam.

Es ist begreiflich, mit welcher Spannung man einem Vorgang entgegen sieht, mit dem man nur die Vorstellung von etwas Außerordentlichem verbindet, und welchen man auf der weiten Erde nirgend mehr soll sehen können, als an der einen Stelle.

Wenn ein Chor von Engeln himmlische Weisen um uns angestimmt hätte, so würden sie unsere Sinne nicht mehr gefesselt haben, wie das Rauschen und Brodeln, das einige zwanzig Schritte von uns im Becken oben vor sich ging. Für diesmal blieb es aber dabei und wir sahen nur kleine Ströme heißen Wassers über die Seiten des Berges herabquellen.

ben- bis achtmal und setzte uns jedesmal in unnütze Aufregung.

Am Sonntag Abends um fünf Uhr überraschte mich derselbe Knall, aber diesmal nicht im Zelt, sondern im Freien, vielleicht 100 Schritte vom Geysir entfernt, als ich grade im Begriffe war, von ihm weg zu gehen. Meine Gefährten waren auch außen, dort



Der Geysir bei Beginn der Eruption.

Nach einigen Secunden war auch das vorüber, und als wir zum Beckenrand hinaufgestiegen waren, fanden wir den Wasserspiegel der Quelle vielleicht $\frac{1}{2}$ Fuß tiefer als vorher, aber vollkommen ruhig. Nur ein dichterer Dampfqualm war als Zeuge von dem mißglückten Versuche zurückgeblieben. So geschah es zum ersten Mal an einem Samstag Morgens. Es wiederholte sich aber der Vorgang während dieses Tages, der darauf folgenden Nacht und am Sonntage noch sie-

und da zerstreut, und so begann denn ein Wettlaufen von allen Seiten her nach der Quelle. Ich kam zuletzt an und stürzte noch einige Schritte hinauf über den Hügel. „Zurück, zurück, Sie verbrennen sich!“ Ein heißer Regenstaub fiel auf mich herab, und zischende Wassergüsse umspülten meine Füße. Ich riß mich herum und zurück, aber am Fuß des Hügels blieb ich stehen. Es war kein Zweifel mehr, diesmal sollte die Eruption vor sich gehen!

Während wir einige Secunden lang nur ein Getöse vernahmen, wie es eine große Masse siedenden Wassers hervorbringen muß, vermengt mit stärkeren dumpfen Tönen, wie zweiten Mal steigt die Wassersäule empor, diesmal vielleicht 40 Fuß hoch, aber nicht mehr so regelmäßig, so voll und geschlossen, und im ganzen Umfange gleich beschleunigt. Ein



Das Geysirbecken nach der Eruption.

wenn eine Wassermasse auf eine andere hinabstürzte, stieg mit einem Male aus der Mitte des Hügels, gleich einer gespenstischen Erscheinung, eine silberglänzende Wassersäule auf, und stürzte, nachdem sie eine Höhe von vielleicht fünfzehn Fuß erreicht hatte, wieder in sich zusammen. Wie soll man in der Secunde, welche die Erscheinung dauert, zurecht kommen und die Höhe der Säule genau schätzen, während sie durch die Reize ihrer prachtvollen Gestalt, welche durch eine zarte Umschleierung von Dampf nur noch erhöht werden, die ganze Seele in Anspruch nimmt!

Indem sich unser Auge noch anstrengt, die Höhe und Form der Erscheinung, und das Ohr, die wunderbaren Töne festzuhalten, hat sich die Scene schon wieder geändert. Zum dichter Regen wird dabei nach allen Seiten ausgeschüttet und über den Sinterberg herab wälzen sich Ströme Wassers. Die Bewegung ist viel heftiger als das erste Mal, als ob sie von mehreren sich schnell folgenden Stößen hervorgebracht wäre.

Es folgt noch eine dritte Erhebung, welche das Schauspiel beschließt. Dabei fährt das Wasser noch heftiger und höher auf, aber es bildet keine Säule mehr, sondern nur einen mächtigen Strahl, der je höher um so dünner wird und endlich zischend zerstäubt.

Wenn es möglich wäre, den Vorgang in kurzer Zeit sich öfter wiederholen zu sehen, so daß man mit der nothwendigen Gemüthsruhe die Erscheinung nach ihrer Verschiedenheit in Formen und Tönen in einem Gesammt-

eindruck auf sich wirken lassen könnte, so würde die Eruption des Geysir eins der prachtvollsten Naturphänomene sein.

Man sieht aber den Vorgang mit solcher Spannung und Aufregung, und er ist so schnell vorüber, daß es Einem darnach nur ist, als ob man eben aus einem recht lebhaften Traum erwacht wäre.

Wir standen noch lange wie eingewurzelt, die Augen nach der Höhe des Hügels gerichtet, als uns ein Isländer aufmerksam



Der Strokkr, Anstalten zur Veranlassung einer Eruption

machte, daß nun Alles vorüber sei. Diese Nachricht wirkte niederschlagend!

Wie auf Commando eilten nun alle Zuschauer, gleichen Schrittes und schweigend über den Hügel hinauf, wo uns eine neue Ueberraschung erwartete. Das Becken war jetzt ganz leer, und das Wasser stand tief unter dem Rand des Schachtes. Das besieht man mit höchster Verwunderung, als ob es nach dem Vorausgegangenen auch anders möglich wäre.

Nicht schnell ermannen sich unser Verstand und unsere Sinne von der Passivität, worein sie durch die Größe und das Geheimnißvolle der vorangegangenen Phänomene versetzt wurden, zu denkender, rechnender und messender Thätigkeit.

Erst sammelten sich Alle um den Rand des Beckens und gingen herum, als ob es noch immer voll Wasser wäre, und Jeder scheute sich hineinzutreten. Als aber einmal Einer den Fuß hineingesetzt hatte und ihm nichts widerfuhr, so schien das ein Signal für alle Uebrigen, es ihm so hastig als möglich nachzumachen. Aber Niemand hatte noch das Schweigen gebrochen. Nun schreitet man kreuz und quer durch's Bassin, stellt sich an den Schachtrand und starrt in seine Tiefe, als ob man ihm etwas abfragen wollte, besieht sich Dieses und bewundert Jenes. Mittlerweile zeigt sich, daß das Wasser im Schlunde in die Höhe steigt. Jeder möchte gern ein unmittelbares Andenken von dem merkwürdigen Boden, auf dem er steht, und mein Hammer ist nun ein willkommenes Werkzeug, mit dem sich Einer nach dem Andern ein Stück Sinter abschlägt, um es als theuerstes Erinnerungszeichen an die gesehenen Wunder über das Meer mit nach Hause zu bringen. Es war auch Zeit, denn während einer Stunde war das Bassin wieder bis zum Rande vollgelaufen. Damit war aber die ganze Periode der Geysirphänomene beendigt und wir hätten wieder sechs bis sieben Tage warten dürfen, um sie nochmals zu sehen.

Der Strokkr sieht schon äußerlich ganz anders aus als der Geysir. Er hat seinen

Sinter nicht zu einer hügelartigen Erhöhung aufgebaut, sondern der trichterförmig verengte Schacht vertieft sich mit einem kaum bemerkbaren Wulst in dem ebenen Boden, so daß man ganz hinantreten und hinabsehen kann. Das Wasser reicht nicht bis an den Rand herauf, sondern steht wenigstens 20 Fuß tief und ist immer in siedender Bewegung.

Der Strokkr hat die Aufgabe, in den Pausen zwischen dem ernsten und majestätischen Spiel des Geysir das Publicum als Harlekin zu unterhalten. Einer jeden Gesellschaft, welche sich auf dem Quellengebiete befindet, dienstfertiger Sclave, läßt er sich immer herbei, seine Kunststücke aufzuführen. Man kann ihn nämlich nach Belieben durch eine Ladung Rasen oder Steine, wie sie etwa in ein Scheffelmaß hineinginge, veranlassen, seine Evolutionen auszuführen. Das Schauspiel, in gewisser Beziehung interessanter als das des Geysir, verliert dadurch sehr an Schöne, daß das ausgeworfene Wasser von der Erde des Rasens schmutzig braun gefärbt wird. Es beginnt alsbald, nachdem die Ladung, welche man am Rande des Schachtes aufhäufte, in die Tiefe gestürzt ist. Das Wasser wallt auf und droht überzulaufen, wie wenn es in einem Geschirre am Herdfeuer heftig siedet; dann poltert es wieder in die Röhre zurück. Anfangs haben nur die Ohren zu thun, aber mit einem Mal fährt ein Strahl aus der Tiefe herauf, hoch in die Luft, vielleicht 70 Fuß oder mehr. Der Strahl ist dick, wie wenn er aus einer Riesenfeuerspritze käme, und seine Bewegung so heftig, schwirrend, zischend, wie die der gelungensten Rakete. Diese Strahlen folgen sich vier- bis fünfmal schnell nach einander und die Richtung, welche sie nehmen, ist immer etwas schief nach der einen oder andern Seite geneigt. Auf das Raketenspiel folgt eine Art Erschlaffung, man vernimmt nur noch ein dumpfes Grollen aus der Tiefe, bis sich nach einigen Secunden das vorige Schauspiel wiederholt. Das Wasser steigt abermals in die Höhe und dann erheben sich die Raketen. Manchmal geschieht das ein drittes und viertes Mal.

Auch der Strokkr hat freiwillige Eruptionen, aber in noch größern Zeitzwischenräumen als der Geysir. Ich war während meines dreitägigen Aufenthaltes an dem Platze nicht so glücklich, eine solche zu beobachten. Das Schauspiel wäre gewiß ein anziehenderes, als das der erzwungenen Ausbrüche.

Die Philippinen.

Der Archipel der Philippinen muß dereinst der politische Schwerpunkt der östlichen Welt werden — so meinen und schreiben die spanischen Schriftsteller vielfach. Sie sagen vorher, daß der politische Einfluß dieser Gruppe über das niederländische Indien, das Stille Meer, Australien und Neuseeland, ja selbst China und Japan sich erstrecken werde. Mallat versteigt sich sogar zu der Behauptung: „Manila könnte leicht zum Mittelpunkte der Einfuhren und Ausfuhren der ganzen Welt gemacht werden.“ Zur Zeit spielt dieser Welthafen der Zukunft eine bescheidenere Rolle, die hauptsächlich darin besteht, dem Handel Cigarren und Manilahanf zu liefern und im Austausch Waaren für die Insel Luzon entgegenzunehmen. Indessen ist dieser Verkehr in den letzten Jahren so bedeutend geworden, daß Manila bereits mit Calcutta und Batavia auf einer Stufe steht.

Der Hafen bildet ein prächtiges, geräumiges und sicheres Becken. Auf die steilen Ufer folgt eine ausgedehnte Ebene, deren Hintergrund Hügel, von mächtigen Bergen überragt, bilden. Spannt sich ein heiterer Himmel über diese Landschaft, so gewährt sie mit ihrem tropischen Pflanzenschmuck ein zugleich liebliches und großartiges Bild. Die Städte der Ufer stehen hinter dieser Pracht weit zurück. Fährt man den Pasig hinauf, an dem Manila liegt, so hat man zur Rechten die Festung, der der Name Manila eigentlich allein zukommt, zur Linken Binondo, die Stadt der Europäer und des Handels. In beiden Stadttheilen steht kein Gebäude, das auf wirkliche Schönheit Anspruch machen könnte. Der Dom und der erzbischöfliche Palast, die beiden bemerkenswerthesten Bauten des eigentlichen Manila's, sind groß, aber in jenem Stil ausgeführt, den man den Jesuitenstil zu nennen pflegt, weil die Jesuiten den meisten Gebrauch davon gemacht haben. In Binondo gibt es außer den öffentlichen Gebäuden bloß einstödige, hölzerne Häuser, die auf Pfählen stehen. Man baut sie so leicht wie möglich, weil man die Erdbeben fürchtet, und erhöht sie über den Boden, damit die in der Regenzeit entstehenden Bäche einen freien Durchgang haben. Die Einrichtung dieser Häuser ist einfach und zweckmäßig. Im Vorderge-

bäude, zu dem eine Treppe, bei geringern Leuten eine Leiter, hinaufführt, befinden sich die Wohnzimmer. Die Seitengebäude bilden mit diesem Wohnhause ein Viereck, das einen Hof umgibt. Von einem Umgange blickt man in diesen Raum, der stets eine Cisterne besitzt und wenigstens mit Blumentöpfen geschmückt ist, wenn man ihn nicht zu einem Garten gemacht hat. Die Zimmer sind dem Klima entsprechend groß und hoch und mit Schiebefenstern versehen, deren Scheiben nicht aus Glas, sondern aus halb durchsichtigen Muschelschalen bestehen. In ganz Manila gibt es nicht ein einziges Glasfenster. Man zieht die Muschelschalen vor, weil sie den glühenden Sonnenstrahlen den Eingang verwehren.

An den Entdecker der Philippinen erinnert ein Denkmal, zu dem vom Flusse eine schöne Treppe hinauf führt. Man hat sich Zeit genommen, dem armen Magelhan den Tribut der Dankbarkeit zu entrichten — sein Denkmal datirt von 1847 — aber es hat dadurch nicht gewonnen. Von unserm Jahrhundert darf man ein schöneres Werk fordern, als dieses ist. Es besteht aus einer ziemlich plumpen Säule von gewöhnlichem Stein, die von einer bronzenen Himmelskugel gekrönt wird. Um die Mitte der Säule schlingen sich vergoldete Delphine und Anker, von Lorbern umwunden; an dem Piedestal, das von Marmor ist, steht der Name des Entdeckers. Ursprünglich hatte man die Absicht, das Denkmal auf der Insel Zebu aufzurichten, und dorthin hätte es auch besser gepaßt, denn auf Zebu war es, wo Magelhan, nachdem er den König getauft und ihm den Eid der Treue gegen die Krone Spanien abgenommen hatte, an den Folgen der Wunden starb (26. April 1521), die er in einem Kampfe für den neuen spanischen Lehnsträger empfangen hatte.

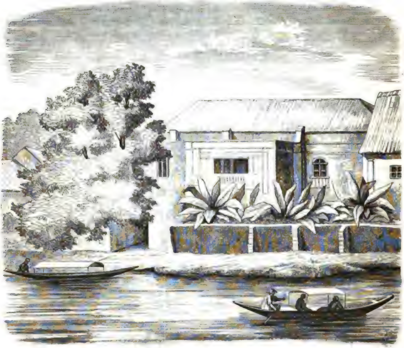
Fremde verlassen das langweilige Manila gern und oft, um seine Vorstädte und die nahen Dörfer zu besuchen. Hier schmiegt sich die wilde Natur näher an den Menschen an und umgibt seine Wohnungen mit anmuthigen Bambus, schlanken Cocosnußpalmen und breitblättrigen Platanen. Reisfelder ziehen sich tief in den Urwald hinein. Wenn sie unter Wasser gesetzt worden sind, gewähren sie dem Fischer eine reiche Beute. Wo bleiben diese Fischmengen, wenn die Reisfelder trocken sind? Offenbar ziehen sie sich in den schlammigen Boden zurück, denn sobald das Wasser wieder da ist, erscheinen auch sie wieder, eben so zahlreich und lebhaft wie vorher. Am Ufer des Flusses hat man manchen reizenden Blick, wie nachstehendes Bild zeigen wird, das die Aussicht aus einem Fenster in San Miguel darstellt.

Der Lieblingsplatz der Bewohner von Manila ist die Calzada, eine breite, unter den Mauern der Festung hinlaufende Straße. Hier kann man an jedem Wochentage von fünf Uhr Abends bis zum Anbruch der Nacht die ganze gebildete Gesellschaft der Hauptstadt treffen. Wagen, Reiter und Fußgänger bewegen sich stundenlang ohne Aufhören auf und ab. Plötzlich stockt die wogende Masse. Die Glocken der Kirchen läuten zum Abendgebet, und im Nu steht Alles still, die Köpfe entblößen sich und einige Minuten herrscht ein tiefes Schweigen, worauf die alte Bewegung wieder beginnt. Die ganze Unterhaltung auf der Calzada besteht darin, daß Jedermann sich grüßt und mit nähern Bekannten ein Paar begrüßende Worte spricht. An zwei Tagen bringt Musik, die auf einem erhöhten Platze an der Seite der Straße spielt, in die Einförmigkeit einige Abwechslung. Am Sonntag steht die Calzada leer, denn an diesem Tage befindet sich Alles auf der Esplanade der Festung. Dieser Platz gewährt eine ausgedehnte Aussicht über den Hafen und den Fluß und ist überdies von dem Staube frei, der auf der Calzada in Wolken emporwirbelt. Er verdient mithin vor der letztern in jeder Beziehung den Vorzug, aber die Mode ist auch auf den Philippinen despotisch und zwingt die Gesellschaft, von je sieben Tagen bloß einen angenehmen zu verleben.

De Mas schildert das tägliche Leben der Bewohner der Hauptstadt auf folgende Weise: „Sie stehen früh auf und trinken Schokolade und Thee. Um zehn Uhr kommt das Frühstück, das aus zwei bis drei Gängen und Nachtisch besteht. Um zwei Uhr wird zu Mittag gegessen, bis fünf geschlafen. Dann werden die Pferde angespannt und man fährt auf die Calzada. Nach der Rückkehr genießt man Thee mit Brot, Backwerk und Süßigkeiten, entweder zu Hause oder bei einem Nachbar. Der Abend geht hin, wie es sich eben trifft, häufig beim Kartenspiel. Um elf Uhr geht Alles schlafen. Das Bett besteht aus einer schönen Matte und ist ringsum von Moskitonetzen umgeben. Man bedient sich eines kurzen und eines langen

Kissens, welches letztere abrazador (Umarmer) heißt, und entweder unter die Arme oder die Beine gelegt wird. Die Erfindung ist eine chinesische und läßt sich empfehlen. Die Männer schlafen im Hemd, in Strümpfen und weiten Beinkleidern, und auch die Damen bleiben im Bett halb angekleidet. Man sagt in Manila, man müsse stets bereit sein, im Fall eines Erdbebens auf die Straße eilen zu können."

und warf die sechs Schiffe, welche grade im Hafen lagen, auf die Küste. Die Einwohner flohen sämmtlich auf die Felder und viele fanden ihren Tod. 1828, bei einem neuen Erdbeben, wurden die Lampen, die in jedem Zimmer von der Decke niederhängen, so heftig hin und hergeschwungen, daß sie einen Bogen von fünftehalb Fuß beschrieben. Alle Kirchenglocken läuteten, die schweren Eckteine des Hauptthores wurden verschoben, die



Aussicht aus einem Fenster von San Miguel.

Diese Rücksicht ist keine unnütze. Erdbeben sind auf den Philippinen häufig, und nicht selten von furchtbarer Natur. Berge stürzen zusammen, Thäler werden ausgefüllt, ausgedehnte Ebenen versinken und zwischen den Binnenseen und dem Meer entstehen Canäle. Das Erdbeben von 1796 zeichnete sich besonders durch seine Ausdehnung und seine zerstörende Wuth aus. 1824 wurden mehrere Kirchen in Manila, die große Brücke über den Pasig, die Casernen nebst vielen Wohnhäusern zerstört und es öffnete sich eine Erdspalte von einer deutschen Meile Länge. Auch das Meer war in heftigster Bewegung

Mauern bekamen Risse. Dieses Erdbeben dauerte drei Minuten und war von keinem unterirdischen Getöse begleitet.

Vulcane gibt es mehrere. Der größte von allen ist der von Mayon auf der Insel Luzon. Er hat die Form eines Zuckerhuts und bildet einen reinen Kegel. Seine Grundlage bedeckt einen Raum von mehrern spanischen Stunden,*) seine Spitze wird von den Schiffern als Landmarke benutzt, da man sie vom Meere aus weit sieht. Der Vulcan dampft fortwährend und wirft nicht selten

*) Die spanische Stunde ist = $^{6}/_{7}$ deutsche Meile.

Flammen aus. Befindet er sich in größerer Thätigkeit, so hört man seine unterirdischen Töne viele Stunden weit. Der Boden der Umgegend ist mit Sand und Steinen bedeckt, die der Krater bei verschiedenen Gelegenheiten ausgeworfen hat. 1767 erfolgte ein Ausbruch dieses Vulcans, der zehn Tage dauerte. Während dieser ganzen Zeit stieg aus dem Krater eine Flamme auf, die unten einen Durchmesser von vierzig Fuß hatte, und noch weit länger, zwei volle Monate, ergoß sich vom Berge ein 120 Fuß breiter Lavastrom. Die nahen Dörfer litten außerordentlich. Als die Lava aufgehört hatte zu fließen, warf der Berg einen Monat später ungeheure Wassermassen aus, die theils in den Flußbetten, die von ihnen erweitert wurden, ihren Abfluß fanden, theils sich neue Canäle öffneten. Die Stadt Malinao wurde gänzlich, die Stadt Casana zum dritten Theil zerstört. Viele andere Ortschaften wurden beschädigt, Menschen, Häuser und ganze Wälder in Sand begraben. Die Verwüstungen setzten sich sechs spanische Stunden weit fort.

Bei dem Ausbruch eines Vulcans bei Buchayan auf der Insel Mindanao, der 1640 stattfand, wurden große Steinmassen zwei spanische Stunden weit geschleudert. Die Asche fiel auf den Molucken und auf Borneo nieder. Zamboanga, das auf derselben Insel sechzig spanische Stunden vom Vulcane entfernt liegt, war von tiefer Dunkelheit bedeckt. Schiffe, die auf offenem Meer segelten, mußten mitten am Tage ihre Lampen anzünden, aber dieses künstliche Licht konnte wegen der Aschenwolken nicht gesehen werden. Der Berg, der der Mittelpunkt dieser beängstigenden Erscheinung war, verschwand und an seiner Stelle entstand ein See, der noch heute vorhanden ist. Seine Gewässer waren lange von Asche weiß.



Taal, Vulcan und See.

Zwanzig spanische Stunden von Manila liegt die Provinz Batanga. Ihr hervorstechendster Zug ist der See Taal mit seinem gleichnamigen Vulcan, den vorstehendes Bild darstellt. Nichts kann größer sein, als der Contrast zwischen der lieblichen und reichen Seelandschaft und dem finstern Vulcan, den ein spanischer Schriftsteller nicht unpassend einen abscheulichen Fluch, von Satan gegen Gott geschleudert, nennt. Der See ist fischreich, und namentlich lebt in ihm ein sehr geschätzter Fisch, der Sabalo, groß wie ein Lachs, der bloß in diesem See vorkommt. Der Vulcan ist ein stumpfer Kegel und sein Krater hat einen Umfang von drei deutschen Viertelmeilen. An seinen Seiten senken sich breite Schluchten nieder, in denen einst Lavaströme hinabgeflossen sind. Schlacken und ausgeworfene Steine machen die Ersteigung des steilen Kegels sehr schwierig; bloß auf der Südseite ist eine Stelle, wo die Spitze zugänglich ist. Der Wall des Kraters ist dort 900, an der Nordseite dagegen 1200 Fuß hoch. Seine Wände fallen nach innen so steil ab, daß man sich an Stricken hinablassen muß. Vor wenigen Jahren besuchte der seitdem verstorbene Chemiker Lopez den Taal, um zu untersuchen, ob eine mineralische Ausbeutung der Mühe verlohne. Er ließ einen Weg in's Innere anlegen, wozu hundert Arbeiter acht Tage brauchten. Unten, in einer Tiefe von 600 Fuß, befindet sich eine große, flache Erhebung mit vier kleinern Kratern, von denen der eine beständig, die andern bloß gelegentlich rauchen. Man kann sich ihnen nicht nähern, weil der Boden zu weich und zu heiß ist. Im Osten liegt ein See, aus dem ein Bach fließt, der rund um die Krater strömt. Mit dem großen See, in dem der Vulcan liegt, scheint dieser Kratersee keine Verbindung zu haben. Frühere Besucher fanden ihn in einem fortwährenden Kochen, als Lopez ihn untersuchte, erhob sich seine Temperatur wenig über die natürliche. Sein Grund besteht aus Schwefel und das Wasser ist stark mit Schwefelsäure geschwängert. Zwölf Pfund Wasser ergaben bei der Destillation einen Mineralniederschlag von drittehalb Pfund Schwere. Silber, das man in den See wirft, wird auf der Stelle schwarz. In der Nacht brechen in der Mitte der Kraterwand „Millionen von Flämmchen“ hervor, Gase, die sich bei der Berührung mit der Luft augenblicklich entzünden. Kleinere Entladungen hört man öfter.

Außer den Erdbeben haben die Bewohner der Philippinen furchtbare Orcane zu fürchten. Während der Uebergangszeit von einem Monsun zum andern sind sie besonders heftig und werden von Regenströmen, blendenden Blitzen und betäubendem Donner begleitet. Tritt ein solcher Sturm in der Nacht ein, so wird die Dunkelheit undurchdringlich. In der Regel wird ein solcher Orcan Morgens durch einen leichten rauchartigen Nebel angemeldet, der sich auf den Bergen sammelt. Er wird dichter und dunkler von Farbe, nimmt den Charakter von Wolken an, und ehe der Tag sich neigt, wüthet ein Orcan, der nie länger als anderthalb bis zwei Stunden dauert, aber in dieser kurzen Zeit Unheil genug anrichtet.

Man ist an diese furchtbaren Naturerscheinungen, an Orcane und Erdbeben so gewöhnt, daß man in ihnen nichts als unvermeidliche Unterbrechungen des alltäglichen Lebens sieht. Dieses selbst wird von einer allgemeinen Leidenschaft beherrscht, von der Spielsucht. Obgleich Glücksspiele streng verboten sind, werden sie stark getrieben, wie die täglichen langen Straflisten in den Zeitungen hinreichend beweisen. Erlaubt ist ein Kartenspiel für fünf bis sechs Personen, von den Tagals (den Eingeborenen) Panguingui genannnt. Die Regierung duldet dasselbe nur in der Zeit, wo nicht gearbeitet wird, also an Festtagen und in der Woche von zwölf bis zwei Uhr Mittags und von Sonnenuntergang bis zehn Uhr Abends. Als ein Ausschuß die öffentlichen Orte von Binondo besuchte, um die Ausdehnung dieses Spiels zu beobachten, waren 200 Spieltische im Gang, an denen 867 Männer und 313 Frauen spielten, während 405 Männer und 353 Frauen zusahen. Eine Lottoziehung findet alle Monate statt, und die Regierung hat von diesem Spiel bedeutende Einnahmen.

Der Hahnenkampf ist die eigentliche Leidenschaft der Pilippinos. Alle auf den Inseln vertretenen Nationalitäten, die Europäer wie die Chinesen, die Tagals wie die Mestizen, ziehen die Aufregung eines Hahnenkampfs, bei dessen Ausgang jeder Zuschauer in Folge von Wetten betheiligt ist, jedem andern Spiele vor. Die Spanier haben das häßliche Schauspiel aus ihrer Heimath mitgebracht, aber auf den Philippinen ist der Geschmack an demselben zu einer wahren Wuth geworden. Die Tagals sind von ihr angesteckt worden und sie hat sich bei ihnen wo

möglich noch gesteigert. Es wird auf diesen Inseln wohl kaum einen Ort geben, der nicht mehr Hähne als Menschen hätte. An der Puente Grande von Manila hört man Morgens zwischen vier und fünf Uhr Hunderte und aber Hunderte von Hähnen krähen. Diese den Tag ankündigenden Töne kommen von allen Seiten und aus weiten Entfernungen. Sie sind ein Signal, das sich von Schnabel zu Schnabel fortpflanzt und vom Hafen von Bangui auf Nord-Ilocos bis Manog, dem südlichsten Punkte von Albay, läuft. Es gibt Hähne in jedem Hause, an jeder Straßenecke, am Fuße jedes Baumes, an allen Kaien und Ufern, auf den Raaen jedes Küstenfahrers, und als ob es an den lebenden Thieren noch nicht genug wäre, werden sie in Holz geschnitzt, gemalt und auf jeder weißen Wand in Kohlezeichnungen den bewundernden Blicken der Vorübergehenden dargeboten.

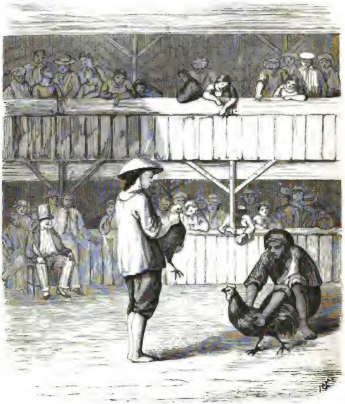
Man wird einen Tagal selten ohne seinen Hahn sehen. Dieser frißt, kräht und schläft auf den Armen seines Herrn. Auch wenn der Tagal in die Kirche geht, nimmt er seinen Hahn mit und bindet ihn vor der Kirchthür fest, während er der Messe beiwohnt. Für einen Lieblingshahn kann man ihm bedeutende Summen bieten, ohne daß er sich von ihm trennt. Manche besitzen ein halbes Dutzend dieser unschätzbaren Thiere und scheinen bloß der Pflege derselben zu leben. Bei den plötzlichen Bränden, die zuweilen ganze Straßen in Asche verwandeln, soll es nicht selten vorgekommen sein, daß ein Tagal seinen Hahn aus den Flammen gerettet, aber Frau und Kinder vergessen hat. An einen berühmten Hahn verschwendet man die zärtlichsten Liebkosungen und besingt ihn in schwunghaften Versen. Ein Hahn, der oft gesiegt hat, wird der schärfsten Prüfung unterworfen, ob seine Vorzüge sich nicht in äußern Eigenschaften verrathen. Man glaubt Merkzeichen gefunden zu haben, nach denen sich der Werth abschätzen lasse. Von einem Hahn ersten Ranges fordert man, daß seine Sporen einander gleich seien, und daß er elf Schwungfedern, weiße Augen und einen Kamm habe, der über die Augen und den Schnabel herabfällt.

In jeder Stadt und jedem Dorf befindet sich eine Gallera oder Schaubühne für Hahnenkämpfe, wie folgendes Bild sie darstellt. Die Regierung gewinnt durch die Besteuerung derselben beträchtliche Summen. Die Galleras sind große Gebäude von Palmstämmen, Bambusrohr und Nipablättern, und bestehen im Grunde bloß aus einer Halle, die ihr Licht durch Fenster im Dache empfängt. Im Mittelpunkte befindet sich, um fünf Fuß erhöht, die eigentliche Kampfbühne, umgeben von Bambusgalerien für die Zuschauer. Es wird ein Eintrittsgeld erhoben, dessen Höhe durch die Nähe und Bequemlichkeit der Sitze bedingt wird. Der Zuschauerraum ist in der Regel überfüllt. Der Tagal tritt mit seinem Hahn unter dem Arm ein. Er liebkost seinen Liebling, setzt ihn auf die Erde, hebt ihn wieder auf, glättet seine Federn, bläst seinen Cigarrenrauch über ihn weg, drückt ihn an seine Brust und fordert ihn auf, tapfer zu sein. So wie der zweite Hahn erscheint, legt man den Thieren die zweischneidigen Messer an, mit denen sie sich angreifen sollen. Es sind dies so furchtbare Waffen, daß der Zufall mehr als alles Andere entscheidet. Ein glücklicher Sprung und Stoß des schwächsten Hahns, und der stärkste Gegner ist besiegt. Nun wird es im Zuschauerraum lebhaft, denn Alles wettet auf diesen oder jenen Hahn, bis der anwesende Alguacil ankündigt, daß die Wetten geschlossen sind. Auf ein Signal entfernen sich die Eigenthümer der Thiere, und diese stehen einander gegenüber. Sie betrachten sich mit gesträubten Federn, senken den Hals, schütteln den Kopf und springen gegen einander. Der Kampf dauert so lange fort, bis einer tödtlich verwundet wird und zu Boden stürzt. Der Sieger springt auf ihn und feiert seinen Triumph durch ein lautes Krähen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß der verwundete Hahn sich wieder erhebt und den Kampf von Neuem beginnt. Flieht der Sieger nun, wie es nicht selten der Fall ist, so wird er zu einem schimpflichen Tode verurtheilt. Man rupft ihm die Federn aus und hängt ihn an der Außenwand der Gallera auf.

Es gibt Hahnenärzte und förmliche Krankenhäuser, in denen die verwundeten Thiere Aufnahme finden. Man heilt die Wunden durch einen Aufguß, der aus dem Saft von Tabacksblättern und aus Palmwein besteht. Der geheilte Hahn wird zum Liebling des ganzen Orts; bleibt er kampfunfähig, so verpflegt sein Herr den Invaliden liebevoll bis zu dessen Tode.

Von den Zeitungsanzeigen, in denen zu Hahnenkämpfen aufgefordert wird, wollen wir eine Probe geben: „Großer Hahnen-

kampf in Tondo. Der Unterzeichnete benachrichtigt das Publicum, daß an allen Tagen, wo Hähne bei ihm sich messen, von allen Seiten viele Menschen, von denen die



Hahnenkampf.

Hälfte Chinesen sind, herbeiströmen, so daß an einem einzigen Tage neunzig bis hundert Kämpfe stattfinden, wozu nicht bloß die gute Einrichtung der Bühne, die aus Ziegeln besteht, sondern auch der Umstand beiträgt, daß die Dublonen, welche bei mir umlaufen, immer echte Dublonen sind. Dalmacio Oligario." Neben der Gallera sind immer Buden errichtet, in denen Tagals und Chinesen Wein, Süßigkeiten und andere Erfrischungen verkaufen. Die Hahnenkämpfe dauern immer einen ganzen Tag, selbst der Nachmittagsschlaf wird geopfert, und mancher Tagal kehrt Abends als zu Grunde gerichteter Mann nach Hause zurück.

Der strenge Don Ilbefonso de Aragon hat nicht wohl ganz Unrecht, wenn er von den sittlichen Folgen der Hahnenkämpfe sagt: „In einem beständigen Müßiggang begriffen, gehen die Tagals von Gallera zu Gallera, diesen Hochschulen jedes Lasters, welche die Eigenthümer, als ob sie etwas Gutes thäten, immer offen und zugänglich erhalten. In diesen Schulen werden die Tagals vollendete Meister im Betrug, im Diebstahl und sind bereit, öffentlich und insgeheim, in der Stadt und auf dem Lande jegliche Gewaltthat zu begehen."

Nach den Hahnenkämpfen nehmen die Kirchenfeste unter den Unterhaltungen der Philippinos die nächste Stelle ein. Auch sie sind eine Leidenschaft der Einwohner und vereinigen immer große Menschenmengen. In der Fastenzeit und in den Regenmonaten

muß man sie unterbrechen, wofür aber die Extrafeste der heiligen Woche und anderer bevorzugter Perioden entschädigen. Eine bloße Liste aller dieser Feste würde Seiten füllen. Die schönsten sind die in Manila, welche nach Sonnenuntergang gefeiert werden, wenn einige tausend Menschen den Zug der Gläubigen, der nicht selten eine Viertelmeile lang ist und alle Geistlichen, Officiere und bürgerlichen Behörden umfaßt, zu beiden Seiten mit brennenden Kerzen begleiten. Bei diesen Gelegenheiten spielen die Bildsäulen des Erlösers, der Jungfrau und verschiedener Heiligen eine Hauptrolle. Sie sind von Lebensgröße, in glänzende Gewänder gekleidet und mit Gold und Edelsteinen beladen. Zu den Trägern zu gehören, welche das Gerüst, auf dem diese Figuren stehen, auf den Schultern tragen, ist keine kleine Ehre. Zahlreiche Musikbanden begleiten den Zug. Ein liebliches Bild gewähren die vielen kleinen, in Weiß gekleideten Mädchen, welche den Bildsäulen der Heiligen und dem Thronhimmel des Erzbischofs folgen.

Wie in Deutschland die Kirchenfeste der einzelnen Orte auf verschiedene Tage verlegt zu werden pflegen, damit die ganze Nachbarschaft an jedem derselben Theil nehmen kann, so ist es in Manila mit diesen Processionen. „Am Vorabend des Festes," sagt ein einheimischer Schriftsteller, dessen Worte auf die Umgegend von Manila Bezug haben, „ist der ganze Ort mit Vorbereitungen beschäftigt. In den Straßen baut man von Bambusrohr hübsche, mit farbigen Leinen überkleidete Ehrenpforten, welche die verschiedensten Baustile darstellen. In dem Bogen, um den sich anmuthige Draperien schlingen, sind verschiedene Fenster angebracht. Jedes derselben hat eine farbige Laterne, in der eine Figur durch die Hitze in tanzender Bewegung erhalten wird. Gewinde von künstlichen Blumen, Pyramiden von Früchten und Sinnsprüche zieren die Häuser. Am Abend wohnt die gesammte Bevölkerung in der Kirche der Vesper bei, nach deren Beendigung die Musiker des Orts den Priestern und den Behörden Ständchen bringen. Die Dalagas



Wäscherinnen.

(Mädchen) setzen ihren schönsten Anzug in Stand, die Zagalas (jungen Damen der angesehensten Familien) beschäftigen sich mit der Tracht, in der sie am nächsten Tage Königinnen und Heilige spielen werden. Diese Tracht besteht aus Sammt und Goldstickereien, zu denen alle Juwelen gefügt werden, deren die Damen habhaft werden können. Die geschichtliche Treue des Anzugs ist Nebensache, selbst der gute Geschmack wird nicht jedesmal zu Rathe gezogen, aber die Zagala gefällt sich und den Zuschauern. Was ist weiter nöthig? Bis nach Mitternacht hört man in den Straßen heiteres Lachen, und Liebeslieder erklingen zu den Tönen der Guitarre.

„Am Festtage wird um acht Uhr Morgens Messe gelesen und eine Predigt gehalten, worauf ein erster Umzug, gleichsam eine Vorübung, stattfindet. Dann zieht sich Jedermann in seine Wohnung zurück, um die Hitze des Tages vorübergehen zu lassen. In den bessern Häusern hält man für Gäste, und an einem solchen Tage ist Jeder, auch der Fremde, willkommen, ein Mahl bereit, das aus den verschiedensten Gerichten der Tagals besteht. Um vier Uhr Nachmittags kommt das Militär mit seiner Musik und die Musiker des Dorfs versammeln sich mit dem Kirchenchor vor der Kirche, um die Gäste willkommen zu heißen. In der Regel treffen von Manila so viele Wagen ein, daß die Straßen für sie zu eng sind. Man läßt sie vor dem Dorfe zurück, und die Besucher begeben sich zu Fuß zu ihren Wirthen. In der Regel sieht man an jedem Fenster spanische Damen aus Manila, welche zusehen wollen. In den Straßen treiben sich nicht bloß die Einwohner des Dorfs umher, sondern auch viele Tagals aus dem Innern, die an dem Feste Antheil nehmen wollen.

„Die Behörden besuchen nun, mit Musik voran, die verschiedenen Häuser, um die Zagalas abzuholen. Jede dieser Damen trägt bereits ihre königlichen Gewänder und ihre Krone und hat ihr Gefolge um sich versammelt. Feuerwerke werden abgebrannt, Raketen und Luftballons steigen empor, und der Zug bewegt sich zur Kirche. Die Gallera des Orts hat ihren großen Tag. Sie ist bis zum Ersticken mit lärmenden und aufgeregten Zuschauern gefüllt, ungeheure Wetten werden gemacht, und die nahen Buden bieten heute neben den gewöhnlichen Speisen und Getränken geröstete Spanferkel dar.

„Die Procession beginnt gewöhnlich um sechs Uhr Abends. Jeder Theilnehmer trägt eine brennende Wachskerze in der Hand. Zuerst kommen die Kinder des Dorfs, dann die Soldaten, denen das Bild der Jungfrau, von verschleierten Frauen umgeben, folgt. Den Mittelpunkt des Zuges bildet das Bild des Heiligen, dem das Fest gilt, auf einem Karren, der von einer Anzahl weißgekleideter Zagalas mit Blumen in den Haaren und Blumengewinden in den Händen, gezogen wird. Hinter dem Heiligen gehen die Beamten und die Geistlichen im vollen Kirchenschmuck. Die Musik und eine Abtheilung Reiter kündigen die vornehmste Zagala an, deren Schleppe von acht oder zehn weißgekleideten, unter Blumen halbbegrabenen Mädchen getragen wird. Sie ist von andern Zagalas begleitet, welche die christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung mit deren charakteristischen Attributen darstellen. Zuweilen schließen sich Wagen an, in denen lebende Bilder aus der heiligen Schrift dargestellt sind, oder irgend eine Phantasie einer frommen Seele eine seltsame Verkörperung gefunden hat.

„Der Zug zeigt sich lange in den Straßen, bis es tiefe Nacht geworden ist. Nun werden die Bilder in die Kirche zurückgetragen und andere Unterhaltungen beginnen. Die vornehmsten Gäste labet man in ein offenes, mit Vorhängen geschmücktes und glänzend beleuchtetes Gebäude ein, das am nächsten Tage wieder abgebrochen wird. In der Mitte desselben steht ein großer Tisch, der zwischen Gruppen und Pyramiden von Blumen allerlei Leckerbissen enthält. Die Geistlichen werden zuerst zum Mahle geführt, nach ihnen die andern Gäste, jeder nach seinem Rang und seiner Würde. Die Straßen und Häuser sind erleuchtet, Feuerwerke werden abgebrannt, jeder Einwohner, der in erträglichen Verhältnissen lebt, hält offene Tafel.“ Die Kosten dieser Feste sind um so bedeutender, als nicht bloß die Vorstädte, sondern auch die nahen Dörfer mit Manila zu wetteifern suchen.

Jeder dieser Orte hat seinen besondern Heiligen oder feiert ein eigenthümliches Fest. Santa Cruz verehrt den heiligen Stanislaus, Santa Ana unsere liebe Frau der Verlassenen, Sampoboc unsere liebe Frau von Loreto. Eben so hat jeder dieser Orte ein vorherrschendes Gewerbe. La Ermita und mehrere der nächsten Dörfer werden von Stickerinnen

bewohnt, aus deren Händen die berühmten Taschentücher von Pinna hervorgehen. In Malate werden gestickte Pantoffeln verfertigt, Sampodoc ist das Paradies der Wäscherinnen, deren Verfahren unser Bild auf Seite 77 anschaulich macht.

(Schluß folgt.)

Das Niagaragebiet.

Von

Franz Löher.

Wer vom Osten über Meer und Land nach Buffalo am untern Ende des Eriesees kommt, oder wer aus dem weiten Westen Amerika's hervorreisend dort anlandet, bei beiden, bei dem Europäer wie bei dem Amerikaner, der erste Gedanke ist der Niagara, der nur wenige Meilen von dort. Man besteigt ein Dampfschiff, das aus dem Eriesee einläuft in dessen breite Ausströmung nach dem Ontariosee, links ist das englisch canadische, rechts das amerikanische Ufer. Der Amerikaner blickt gleichgiltig auf das Land zu beiden Seiten, er ist diese einförmigen Flächen gewohnt; der Europäer aber schaut sich vergebens um, ob sich denn nicht etwas zeige wie Gebirge mit Felskolossen und wilddurchschäumendem Gewässer. Die Gegend ist ja eben wie eine Tafel, und der Fluß, auf welchem das Schiff forteilt und der Niagara heißt, scheint nur eine stille klare Seebucht zu sein, keine Welle zittert auf dem glatten Spiegel. Nur in der Ferne erhebt sich etwas wie eine hohe Nebelsäule über dem Wasser, gleichwie ein Busch von stehenden wirbelnden Wolken, und von dorther schallt ein dumpfes Donnern. Die Seele erhebt sich ahnungsvoll. Aber je mehr man sich nähert dem endlosen ungeheuern Rauschen, muß man doch etwas unwillig die Vorstellung in sich aufnehmen, daß hier in dieser ebenen Gegend nur noch ein plötzlicher Abbruch des Bodens möglich sei, welchen der Strom hinunterstürze. Auf einmal wendet das Dampfschiff rasch zum Ufer, es ist scharf vor einer Linie, wo das Wasser unruhiger wird. Man eilt in die Eisenbahnwagen, sie fliegen am Ufer hin, sie halten, Alles stürzt heraus, und — befangen steht man vor diesem gewaltigen Wogen und Stürzen, diesem Donnern, Glänzen und Wolkenwirbeln: das Alles dringt mit urplötzlicher Lichthelle auf Sinn und Seele ein.

Und dennoch, man steht befangen, — der Niagara ist doch nicht so maßlos wunderbar, so Alles überwältigend, wie es viele Reisende erzählen, die ganze Landschaft hat eher etwas Nacktes und Nüchternes. In eine weite lange Schlucht blicken wir, gleichsam in einen ungeheuern Hohlweg, am obern Ende stürzen zwei Wassermassen hinein, die Hauptmasse uns grade gegenüber, die andere kommt links von der Seite, zwischen beiden ein breites Stück Waldgrün.

Man wandert nun am Schluchtrande dem Wogenwälzen entgegen, da merkt man, was wenige Schritte schien, ist eine halbe Viertelstunde. Allmälig gewöhnt sich das Auge an die riesigen Dimensionen, allmälig faßt man die Schönheit und Harmonie dieser einfach gewaltigen Umrisse. Ja, die Natur hat dem Niagara keinen andern Schmuck gegeben, als seine eigene Größe, und diese ist so erhaben, daß sie mitten in der ungeheuern Bewegung doch nur das Bild einer majestätischen Ruhe gewährt, deren grandiosen Eindruck keine Worte schildern. Und schaut man länger das erhabene Schauspiel an, so ist es, als gösse sich Anmuth und stille Hoheit darüber aus. Bald zeigt sich auch eine mannigfaltige Fülle von Einzelschönem. Ist man ein paar Stunden umhergestreift, so ist nur erst ein ganz flüchtiger Einblick gewonnen in eine große eigenthümliche Natur voll tausend ungeahnter Reize und Belehrungen. Und nun wandert man umher Meilen weit unter den Wundern dieser Wasserwelt, immer bricht durch die Bäume der lichte Glanz der Wasserfälle, immerfort hört man das erhabene Rauschen, als wäre überall man begleitet von den feierlichen Accorden einer Riesenorgel.

Insofern Zahlen von den ungewöhnlichen Maßen dieser Prachtstätte der Natur eine dämmernde Vorstellung geben, denke man sich die bis zu fast zweihundert Fuß hinabreichende Tiefe eines Felsenkessels, in welchen jede Minute mehr als eine Million Tonnen Wasser hinabstürzen. Der Hauptfall hat 160, der andere 167 Fuß senkrechter Höhe, der Rheinfall bei Schaffhausen nur 45 bis 60 Fuß. Der eine Fall mißt im Umkreis fast 2000 Fuß, der andere ist 800 Fuß breit, dazwischen die 1400 Fuß breite Inselfront, — also vom äußersten Gusse des einen Falles bis zum Ende des andern eine weite ge-

krümmte Linie von mehr als 4000 Fuß. Das beste Bild erhält, wer sich von unten — nicht auf dem Dampfschiffchen, der sogenannten Nebelmaid, das alle Stunde zwischen die Fälle fährt, — sondern auf offenem kleinen Boote dem Getümmel der Gewässer zu nähern sucht. Man ist dann in einer langen finstern Schlucht, zu beiden Seiten zerklüftete Felswände von 180 bis 200 Fuß Höhe, die Fluthen scheinen von der Hochebene eines Gebirges herabzukommen. Vor sich hat man den großen Fall, welcher Hufeisenfall genannt wird, weil er über Felsen stürzt, die im weiten Halbrund ausgebrochen sind, — rechts an der Canadaseite starrt das nackte dunkle Gestein; diesem grade gegenüber zur Linken sind die Felsen bis zu dem bewaldeten Inselstücke wie durch einen weißen wirbelnden Wasserschleier bedeckt, den amerikanischen Fall. Hoch auf beiden Ufern erblickt man nichts als Baumgrün und einige helle Häuser, welche thurmartig daraus hervorragen. Wendet man sich dann von den Fällen abwärts, so gehen die Blicke weit hinunter ein langes Felsenthal, welches sich allmälig verengt; in diesem schießt die ganze Wassermasse schäumend weiter. In der Ferne schwingt sich über die dunkle Schlucht eine Hängebrücke, leicht und zierlich, — 230 Fuß hoch über dem Strome. Steigt man nun die unzähligen Stufen zum amerikanischen oder canadischen Ufer herauf, so läßt sich durch allerlei Vorrichtungen zwischen die Fälle kommen. Es gibt eine ganze Reihe von Standpunkten, einer immer schöner als der andere.

Aber zu welcher Stunde man auch hinkommt, jedesmal merkt man eine Veränderung. Des Nachts sind die Ufer und Fälle hoch überdeckt von wallenden Wolken, unter denen es in der Tiefe braut und tobt. Der Mond vermag mit seinen Strahlen das Wolkengewühl nicht zu durchbrechen, es umzieht ihn selbst alsbald ein Hof, dessen innere Ränder röthlich angehaucht sind. Kommt dann der Morgen, so sieht man lange Heere von Wolken von den Fällen abstoßen und über die Wälder fortwandern, schon ganz geformte und verdichtete Wolken, wie man sie in den Alpen von den hohen Eisfeldern abstoßen sieht. Allein das siegreiche Sonnenlicht verdrängt die ankämpfenden Dünste und zwingt sie nieder bis zu dem Fuß der Fälle, welche dann tief unten ein rastloses Wälzen und Tanzen von milchweißen Nebelballen umgibt. Aus ihren Wirbeln erhebt sich höher und höher ein Wolkenbusch bis hoch zur Himmelsbläue, ein gewaltiger Herold, den selbst die fern auf dem Eriesee Schiffenden noch sehen. Niemals vermag die Sonne diese stehende Wolkensäule zu verzehren, auch in der Mittagsgluth nicht, — aber wenn das scharfe amerikanische Sonnenlicht in die Millionen Dunstkügelchen strahlt, welche über den Fällen in den Lüften stäuben, so spielen und schweben gegen einander farbige Regenbogen. An ganz hellen und stillen Tagen vereinigen sie sich zu einem einzigen herrlichen Friedensbogen über dem tosenden Abgrunde. Spiegelt sich dann die Abendsonne in den Fällen, so schimmert auf ihrer lichtgrünen Höhe, die immerfort wie von weißem Schaume überweht ist, ein sanftes rosiges Licht, welches sich häufig zu einem glühenden Roth verstärkt. Niemals aber, vom Morgen bis zum Abend, hört einmal der Schallwechsel auf. Je nachdem der Wind hüben oder drüben die Luftwellen in Bewegung setzt, mischt sich in das stätige erhabene Rauschen oft etwas wie Gebrüll von Geschützen, oft wie helles Gerassel und wieder ein tiefes melodisches Rollen und Brausen.

Wir wissen vom Niagara jetzt seit etwa zweihundert Jahren, und schon könnte man eine kleine Geschichte der wechselnden Eindrücke aufzeichnen, die er in der Anschauung der Menschen zurückließ.

Jahrhunderte lang sahen ihn nur die Indianer. Was sie auf ihren endlosen einförmigen Prairien, was sie im feierlichen, aber bedrückenden Dunkel ihrer Urwälder nicht fanden, davon wurden sie hier plötzlich erschüttert. Der Niagara donnerte in ihre geistige Dumpfheit hinein, wie ein Zeuge einer höhern unbegriffenen Macht. Gleich den Kindern, fällt Indianern nichts schwerer als das Maß der Dinge. So erzählten sie denn Ungeheures von den Wasserfällen und vertrauten den Weißen geheimnißvoll: dort wohnten wahrhaft alle großen Manitus, in den Höhlen hinter den Wasserstürzen wimmele es von Klapperschlangen, selbst die Irokesen hätten das fürchterliche Schallen nicht mehr ertragen können und seien weggezogen.

Nach Europa brachten die ersten Nachrichten vom Niagara die Franzosen. Sie wurden zuerst die Herren an seinen Ufern und ihre Phantasie erhitzte sich an seiner Größe. Das ganze unermeßliche Land westlich der Alleghanies besaßen sie als ihr Eigenthum,

sie bauten feste Städte und zogen vom Niagara bis zum Mississippi eine Kette von Forts, um die englischen Colonisten einzuschließen. Wo ist diese weite französisch-amerikanische Herrschaft geblieben? Sie ist wie im Winde zerstoben. Ob in einem Volke etwas Mark für die Zukunft steckt, muß sich in seinen Colonien zeigen. Der ärmste deutsche Pennsylvanier, der leider unter einer fremden Regierung sich hier ansiedeln mußte, wurde Stammvater vieler wohlhabender Familien, — von den französischen Städten, obwohl sie schon nach Tausenden von Einwohnern zählten, sind bloß die Buchstaben übrig geblieben, der Amerikaner spricht St. Louis, Detroit, New-Orleans nicht nach französischem Klange, sondern wie es seiner eigenen Zunge gefällt. Selbst in ihren beiden letzten Hauptstädten, wo die Franzosen noch am dichtesten festsitzen, in New-Orleans am Mississippi und Montreal am St. Lorenz, schwinden sie mit jedem Jahre sichtlich zusammen vor der sie umzingelnden Energie der Germanen.

Von den Franzosen rühren die fabelhaften Geschichten her, die sich noch jetzt vom Niagara in Volksbüchern umhertreiben. Kein Vogel, heißt es zum Beispiel noch in Meyer's Universum, flöge über den Niagara, der nicht von dem Luftwirbel erfaßt in den Schlund falle, und die Anwohner brauchten kein Wild zu schießen, denn der Niagara lege ihnen genug Bären und Hirsche, die sich seinen weiten Strudeln genaht, zerschmettert zu Füßen. Diese Märchen so wie überhaupt das Kolossale, mit welchem der Niagara in die Vorstellung der Menschen eintrat, haben ihre Wirkung geübt. Den Amerikaner lockte es tiefer in's unbekannte Innere. Denn mußte er nicht auf den Reiz und Ruhm hoffen, dort noch mehr solcher Riesenwerke der Natur zu entdecken? Für den Europäer erhöhten jene Ideen den Zauber der neuen Welt. Aus allen Ländern geben sich jetzt Einwanderer und Touristen am Niagara ihr Stelldichein. Wie mancher fein gebildete Deutsche hat in der Jugend seine Phantasie am Niagara geweidet, — jetzt hat er ihn gesehen und sitzt irgendwo an einer trüben Lache im Urwalde, vergraben mit all seinem Wissen und Können in eine Blockhütte, und seines Lebens ganzes Resultat ist um kein Haar besser als das eines rohen Bauern auch.

Der Niagara hat nicht wenig beigetragen, die Ansicht hervorzurufen, Amerika sei ein jüngerer Erdtheil als die alte Welt, denn diese Wasserfälle sind noch wie ein stehendes Stück aus der Vorzeit. An jene Ideen von der Jugend Amerika's knüpfte sich nun die Vorstellung von der jungen Menschheitsepoche, die hier beginne, — von der Weltgeschichte, die mit klingenden Flügeln über's Meer nach Westen ziehe. — Kein schärferer Beobachter kann es sich freilich verbergen, daß in den Gesichtszügen der jugendlichen Völker Amerika's sich einige unheimlich greisenhafte Mienen verstecken. Doch jene jungen Völker selbst wollen nichts davon wissen. Am meisten unter ihnen brauset die Jugendkraft bei dem Freistaatenvolke, das die Nachfolger der Franzosen, die Engländer, wenigstens von dem einen Ufer des Niagara vertrieben hat. Tausende aus diesem Volke begeistern sich täglich bei seinem Fluthen und Donnern an zwei ganz bestimmten Gedanken, der eine ist patriotischer, der andere industrieller Natur. Der Amerikaner betrachtet nämlich den Niagara als sein nationales Riesenjuwel, gleichsam als seines Landes natürliches Wappen, und sein Nationalstolz wächst dabei in ähnlichen Verhältnissen. Der zweite Gedanke äußert sich darin, daß der regelrechte Amerikaner, wenn er fünf Minuten den Niagara beschaut hat, sein Notizbuch hervorzieht und zu rechnen anfängt, wie viel Wasserkraft hier herunterstürze und wie viel Fabrikräder damit zu treiben wären. Man lacht wohl über diese poesielosen Menschen, — allein dem Amerikaner erscheint wirklich seines Landes industrielle und Handelsströmung als eine Alles mit sich fortreißende Hochfluth, und daß sie mit so riesiger Wucht sich weiter wälze, daran arbeitet mit aller Kraft seines Verstandes und seiner Muskeln der entlegenste Farmer in Minnesota, wie der ärmste Maschinenheizer in Pittsburg. Und wenn der Niagara des Amerikaners Nationalgefühl noch mehr anschwellt, wenn dieser den Besitz solchen Weltwunders als einen wörtlichen Beweis mehr ansieht, daß sein Volk das auserwählte sei und daß dessen manifest destiny sich erfüllen werde, jener seltsame Zukunftsglaube, welchen der Amerikaner in den Worten ausspricht: „Wir erobern Amerika, die Russen erobern Europa, und zuletzt schlagen wir auch die Russen aus dem Felde," — nun, dann muß man auch gestehen, es ist etwas Großes und Gewaltiges um das Nationalgefühl in den Vereinigten Staaten. Dort überwindet es spielend Gegensätze der Interessen, der Raçen

und Confessionen, wie sie kein anderes Volk im Innern birgt, — dort diktirt es nach außen ohne Bedenken die am raschesten zum Ziele führende Politik, die Politik des Egoismus im großen Stile. Kein Gefühl der Humanität oder Stammesverwandtschaft wird die Amerikaner hindern, die Engländer, welche wenigstens das linke Niagaraufer hartnäckig festhalten, auch von dort zu vertreiben. Dies wird sich erfüllen, wenn endlich die Negersclaverei, dieser schwarze Dämon der neuen Welt, den Bruch der Union herbeiführt. Dann werden sich ohne Zweifel die Neuenglandstaaten mit dem englischen Canada zu einen neuen Staate einigen. Dann wird an beiden Ufern des Niagara, wo Engländer und Amerikaner so oft blutig auf einander trafen, nur ein Volk wohnen und die Forts werden verschwinden, welche sich jetzt noch am Ein- und Ausgange des Stromes die feindlichen Flaggen in's Gesicht wehen lassen.

Das Völkertreiben also an den Ufern des Niagara hat oft gewechselt: veränderte sich denn niemals etwas Anderes auf dem meilenweiten Gebiete dieser Wasserfälle? Wenn stätige Wassergewalt irgendwo die Erdoberfläche, menn auch noch so leise, umbildet, mußte das nicht hier, wo die Natur so sehr im Großen gearbeitet hat, am deutlichsten werden? In der That, so verhält es sich. Diese Stätte ist ein aufgeschlagens Buch, in welchem wir ein paar Capitel aus der Geschichte der Erdbildung lesen. Vielleicht gibt es nur noch eine Stelle auf der Erde, welche darin dem Niagaragebiete gleichzustellen, diese ist das breit aufgerissene Thal an der Ostseite des Aetna, das Val del Bove. Dort in Europa hat die Feuergewalt einen Riesenspiegel ihrer Wirksamkeit aufgestellt, hier in Amerika thal das Gleiche ihrerseits die andere Kraft, welche zugleich mit jener unsere Erdrinde gestaltet, die Wassergewalt. Am Aetna ist es ein weiter Thalkessel, welchen Felsgestalten von gigantischen Umrissen umragen, am Niagara ist es eine meilenlange Schlucht, senkrecht eingeschnitten in Gesteinslager. Die plutonische Kraft wirkte von unten hebend, spaltend, hoch aufschleudernd Gluthmassen und Trümmer unter entsetzlichem Krachen; ihr Andrang kommt auf einmal, stoßweise, mit ganzer Macht, dann sinkt sie plötzlich zurück in die Tiefe und läßt ihr Werk unter dem lichten Himmel dastehen starr und finster, selbst der bunte Metallglanz vermag nimmer einen täuschenden Schimmer von Leben zu erwecken. Das Val del Bove ist wie ein ungeheures Amphitheater der Unterwelt, leblos, tonlos, von grauenhafter Oede. Anders wirkt die neptunische Kraft. Sie arbeitet von oben in die Erdrinde hinein, langsam, aber unablässig, und ihre Werkstätte ist fort und fort umgeben von dem lebensvollen Spiel der Farben und Töne und Wolkengebilde. Das Val del Bove deckt uns das Innere des Aetna auf, vom Gipfel bis fast zu einer Tiefe von 4000 Fuß. Seine Wände bestehen aus gleichförmig über einander liegenden Schichten von Lava und Tuff, welche durchsetzt sind von einer zahllosen Menge neuerer vulcanischer Gänge: das zeigen uns deutlich drei verschiedene Perioden. Diese regelmäßige Lagerung der Lavaschichten über einander war nur dann möglich, wenn sie sich als feurig flüssige Masse ergossen aus Spalten in ebener Gegend, fast wagerecht übereinander, also wahrscheinlich zu einer Zeit, als das Ganze noch unter dem Meere lag. Dies war das Erste. Jetzt durchbrachen, und das war das Zweite, vulcanische Stöße die Lagerungen wieder, und in den Rissen stieg neuere Lava empor, welche zu Trachyt- und Basaltgängen verhärtete. Endlich drittens hob ein furchtbarer Andrang der unterirdischen Gluthen die gesammte Masse in die Höhe, und indem sie sich zu einem Berge emporwölbte, stürzte eine Seite desselben ein und es entstand das Val del Bove. Von nun an floß bei neuen Ausbrüchen die Lava von der Höhe des Berges herunter und bedeckte wie mit einem Mantel seine Seiten, nur das Val del Bove vermochte sie nicht wieder auszufüllen. So stellt uns dies Thal die Entstehungsgeschichte des Aetna vor Augen und läßt uns in Zeiträume hineinblicken, in deren Tiefe sich der menschliche Geist verliert. Eine gleiche Fundgrube für geologische Untersuchungen gewährt das Niagaragebiet. Die beste Ausbeute gab der gemeinschaftliche Besuch des Engländers Lyell und des New-Yorker Staatsgeologen James Hall. Es war dem Verfasser dieser Skizze vergönnt, mit ihren Werken in der Hand acht Tage lang am Niagara umherzustreifen und die Ansichten dieser ausgezeichneten Forscher mit der Natur zu vergleichen.

Ehe wir nun an die Erörterung gehen, wie der Niagara entstanden ist, wird es dienlich sein, sich auf seinem Gebiete zunächst zu orientiren. — In dem Eriesee ist die

ganze Wassermasse versammelt, welche im weiten Nordwesten der Vereinigten Staaten aus tausend Flüssen und Seen zusammenfließt. Jeder der großen Landseen entläßt sie vermehrt in den folgenden See durch schmale Durchlässe, da jeder folgende See ein wenig tiefer liegt als sein Vorgänger. Um aber aus dem Eriesee in den letzten, den Ontariosee, zu kommen, hat die gesammte Wassermasse auf zwölf Stunden Weges ein Gefälle von 334 Fuß zurückzulegen, denn um so viel steht der Spiegel des Ontario niedriger als der des Erie. Der Durchlaß zwischen beiden Seen ist der Niagarastrom, nur etwa zwölf Stunden lang, zugleich die Grenze zwischen den Freistaaten und den englisch-canadischen Besitzungen. Bei seinem Ausflusse aus dem hellen Eriesee strömt das Wasser die erste halbe Stunde reißend schnell, dann aber gleitet der Niagara sanft und klar durch eine Gegend, welche so ganz niedrig und eben ist, daß ein Anschwellen des Wassers auf nur 30 Fuß das Tafelland weit und breit überschwemmen müßte. Wie ein ruhiger See dehnt daher der Strom seine Wellen aus bis zu einer halben Stunde Breite, umfließt mehrere bebüschte Inseln und vereinigt zuletzt seine Gewässer zu einer Breite von fast einer Wegstunde. Auf diesem Wege von fünf Stunden beträgt das ganze Gefälle des Stromes kaum 12 Fuß. Dann aber wird das Wasser unruhig, es beginnt im Flußbette eine schiefe Ebene, auf deren Höhe aber der Strom sich wieder theilt vor der Ziegeninsel, einem kleinen waldigen Felseilande. Der stärkste Strom bleibt auf der Canadaseite, auf weniger als einer halben Stunde Weglänge schießt er hier 52 Fuß tosend und schäumend nieder, immer rascher und rascher, bis er am Ende der Ziegeninsel plötzlich hinabstürzt 160 Fuß tief in einen Felsenkessel. Unterdessen zertheilte sich die Strömung an der amerikanischen Seite in mehrere Arme, welche durch und um die Insel eilen, um sich zuletzt dicht neben einander in gleicher Höhe hinabzustürzen, und zwar im rechten Winkel mit dem Hauptstrome, zugekehrt mit ihrer ganzen Breitseite dem jenseitigen Ufer.

Geht man nun am Rande der Schlucht, so sieht man von den Fällen an noch über eine Wegstunde das Wasser tief unten fortstürzen, schäumend benetzt es hier die steile Wand, dort eine Schlammbank, an den meisten Stellen Reihen herabgestürzter Felsblöcke. Wiederum folgt ein weit in das Gestade hineingerissener Kessel, der sogenannte Wirbelpfuhl, in welchem die Gewässer in breiten brausenden Wirbeln umherkreisen. Steigt man bis zu ihrer Tiefe hinab, so starren rings düstere Felsen, scheinbar bis hoch in die Wolken. Uralte Baumriesen, umhangen von dichtem Flechtwerk, umstehen die weiten öden Wasserwirbel. Schlamm und Sümpfe und ein furchtbares Gewirr von modernden Stämmen und Rankengewächsen hemmen den Eintritt in das feuchte Walddunkel. Aus dem Wirbelpfuhl fließt der Strom ruhiger ab, aber noch anderthalb Stunden windet er sich in der finstern Schlucht dahin, dann tritt er auf einmal in die freundliche lichte Ebene hinaus, eingefaßt zu Füßen der Schlucht von zwei Städten, Queenston und Lewiston. Ruhig und glatt fließt der Strom noch die letzten drei Stunden bis zum blanken Seespiegel des Ontario. Sein Gefälle bis dahin beträgt nur noch 3 Fuß, während der Strom auf gleicher Wegeslänge in der Schlucht 104 Fuß Gefälle zurücklegte.

Wie aber, fragt sich Jeder unwillkürlich, kommt in diese ebene Gegend eine solche Schlucht? Der furchtbare Wasserandrang konnte wohl ein Bette ausschleifen, aber niemals die Felslagerungen spalten. Brach sie denn ein Erdbeben aus einander, oder hat vielleicht in uralten Zeiten die Meerfluth diese Schlucht aufgerissen? Beides kann die Ursache nicht gewesen sein. Denn ein Erdbeben spaltet den Boden nicht in solchen Krümmungen, und anstürmende Seewogen können nicht eine lange enge Schlucht einbrechen, die senkrechte parallele Wände hat, gleichweit am Ende wie am Anfange, und auf ihrem Grunde ausgehöhlter ist, als an den Rändern. Auch hat sich in den letzten Jahrhunderten Manches bei den Fällen verändert und verändert sich noch fortwährend, ohne daß Erdbeben, Seewogen oder sonst ein besonderes Naturereigniß dort umhergestört haben. Der erste gebildete Weiße, welcher den Niagara erblickte, war der Franziscaner Hennepin, ein Flamänder, im Jahre 1678. Erstaunt und entzückt darüber versuchte er, die Fälle zu beschreiben und aus der Oertlichkeit zu erklären und nahm auch eine Abbildung davon auf. Diese zeigt uns, daß er die Natur zwischen dem Eriesee und den Fällen wohl aufgefaßt hat. Er beschreibt und zeichnet nun einen dritten Wasserfall, auf der canadischen Seite, dem amerikanischen

grade gegenüber. Schon siebenzig Jahre später war dieser dritte Fall verschwunden: damals war der schwedische Naturforscher Kalm da, welcher auf seine Zeichnung an die Stelle des dritten Falles ein a setzte und dazu in der Note bemerkte: „Hier war früher das Wasser von seinem graden Laufe weggezwungen durch einen vorspringenden Felsen, der, als er noch stand, das Wasser schräg abwendete, kreuzweise zum andern Fall." Kalm erzählt, daß dieser Felsen einige Jahre früher eingestürzt sei. Es steht nun ferner fest, daß in den Jahren 1818, 1828, 1850 große Felsblöcke an den Fällen losbrachen und mit donnerähnlichem Krachen in die Tiefe stürzten, und Anwohner des Niagara wollen behaupten, seit den letzten vierzig Jahren hätten sich alle Fälle viel tiefer eingefressen und von der Zieseninsel einige Acker Landes abgerissen.

Gleich bei dem ersten Anblicke der Fälle ist man geneigt, diesen Berichten beizustimmen. Die Felsränder, über welche das Wasser stürzt, bieten überall nur rechtwinklige Zackenlinien, und senkrecht unter dem amerikanischen Fall liegen noch die Felsblöcke, welche aus den Lücken oben losgebrochen sind. Ist man unten in der weiten Schlucht, erblickt man hoch über sich an zahllosen Stellen das Gestein in Zacken und Tafeln und Blöcken frei in die Luft hineinragen. Fast überall sind die 300 Fuß hohen Wände in einer Krümmung von unten nach oben ausgebrochen. Wer zur Ebbezeit den Weg unten um Helgoland versucht, hat einen ganz ähnlichen Anblick.

Diese Erscheinung erklärt sich aber, wenn man die Masse, aus welcher die Wände der Schlucht bestehen, näher betrachtet. Zwei sehr verschiedene Gesteinsarten lagern bei den Fällen wagerecht über einander, die obere 80, die untere etwa 90 Fuß mächtig. Die untere Gesteinsmasse ist eine Art dunkel-bläulichen Schiefers, den man Niagaraschiefer, auch Mergelschiefer nennt. Kurze Zeit gewässert zerfällt er leicht in kleine eckige Stückchen. Ganz unten am Boden ist dies Gestein am weichsten, je weiter nach oben, desto mehr verhärtet es sich, indem dünne Schichten unreinen Kalksteins durchlaufen, bis es in seinen obersten Theilen ganz in Kalkstein übergeht. Dieser bildet die obere viel härtere Masse. Er ist zwar durchaus nur regelmäßig geschichtet, jedoch enthalten auch die unteren Schichten mehr Thon und Bitumen, die oberen mehr Kiesel, daher hier ebenfalls das Gesetz herrscht, daß das Gestein nach unten hin weicher, nach oben hin härter und feinkörniger wird.

Fällt nun der Strom an der senkrechten Felswand hinunter, so wird sie an drei Stellen zugleich angegriffen. Erstens wird das Gestein auf der Fallhöhe von den raschen Wellen und mitlaufenden Kiesen und Rollsteinen abgerieben. Die obere Kalksteinplatte wird daher am Fallrande nach und nach dünner. Die nächst darunterliegenden Schichten sind geschützt, weil der Strom, auf der schiefen Ebene heranstürzend, im weiten Bogen über die Felsenkanten hinausschießt. Am mächtigsten aber wirkt die Stoßkraft des Wassers zweitens unten, wo seine Wucht aufprasselt. Da bricht, höhlt und spült es so lange, bis es einen hinlänglich tiefen Kessel gegraben hat oder auf härteren Felsgrund kommt, der dann bereits durch tieferes Wasser geschützt wird. Zwischen dieser stürzenden Wassersäule und der hinteren Felswand kreisen und rollen daher die heftigsten Wirbel, welche unablässig tiefer in das rückliegende Gestein einfressen. Während dieses auf dem Grunde vor sich geht, wird drittens auch das nächst darüber liegende Schiefergestein durch unaufhörliche Spritzwellen und eindringende Feuchtigkeit gelockert und zerbröckelt. Die festere Kalksteinmasse bleibt nun so lange über der ausgebröckelten Höhlung vorragend liegen, als noch so viel Schiefermasse da ist, um den Schwerpunkt der Kalksteinplatte sammt dem Wasserdruck auf derselben zu tragen. Verliert endlich die obere Platte diese Stütze, so bricht sie ab, neigt sich, oder stürzt ganz herunter, und das alte Spiel des Wassers beginnt von Neuem zunächst gegen die unteren weichsten Schieferlager.

Den deutlichsten Begriff von dem inneren Bau des Niagarabettes gibt ein Gang hinter den Hufeisenfall, eine der fabelhaftesten Fahrten, die man auf dieser Erde machen kann. Weil nämlich die oberen Ränder des Felsens etwas über dessen Fuß hervorragen und die Wassermasse in einem festen dichten Strom im Bogen herabstürzt, so bleibt zwischen diesem und der Felswand ein Zwischenraum, in welchen man ziemlich weit eindringen kann. Mühsam klettert man zwischen Felsbrocken und kochender Brandung dem Führer nach in die Sturzbäder hinein. Hier tritt man auf festeres Gestein, welches einen schmalen, aber ebenen Pfad bildet, hinter die wirbelnden Wassersäulen. Da befindet man sich in

falbem Lichte, wie in einem engen, lang gewundenen Höhlengang, dessen Wandung auf der einen Seite der mit ungeheurer Gewalt stürzende Wasserfall, auf der anderen ein Gestein bildet, welches so locker ist, daß sich leicht Stückchen abschlagen lassen. Man steht offenbar auf einem vorspringenden Felsrande, vor und unter welchem ein weiter Kessel ausgetieft ist, der das Wasser aufnimmt. Wenn man den Führer fest anfaßt, kann man vorgebeugt sich überzeugen, daß dieser Kessel noch viele Fuß unter dem Platze liegt, wo man steht. An die freie Luft zurückgekehrt, wo die Brust sich erleichtert fühlt und tief Athem holt, sieht man jene wohlgelegene Felsplatte einige Schritte weiter zu Tage treten und erkennt, daß sie zwar nur 6 Fuß dick ist, aber allerdings aus einem sehr festen, grauen Kalkstein besteht.

Steht nun durch geschichtliche Zeugnisse seit zwei Jahrhunderten fest, daß mächtige Felsstücke an den Fällen losbrachen und abwärts stürzten, ergeben sich diese Thatsachen als nothwendig aus der Art und Schichtung des Niagaragesteins und aus der Wirkungsweise des stürzenden Wassers; — so ist auch klar, daß mit jedem aus seinem oberen Rande losbrechenden Stück der Wasserfall um eben so viel zurückgewichen ist, als jenes Stück Raum einnahm. Der nächste Schluß ist: der Strom selbst hat die ganze Schlucht vom Anfang bis zum Ende in die Felsen eingegraben.

Sehen wir zu, ob sich äußere Wahrnehmungen finden, welche diesen Verstandesschluß unterstützen. Da zeigt sich nun eine Reihe von Thatsachen, welche die eine hinter der anderen immer tiefer uns einen Blick in entlegene Perioden eröffnen.

Zuerst: an beiden Seiten der jetzigen Niagaraschlucht und eine Strecke von ihr entfernt, jedoch ziemlich parallel mit ihr, ziehen sich Terrassen hin, welche bis zu 40 Fuß ansteigen. Zwischen diesen Terrassen, und noch mehr längs des Fußes derselben, finden sich eine Menge von Rollsteinen, welche nur vom Gestein oben am Eriesee abgebrochen sein können und hierher geschwemmt sind. Zwischen diesen Terrassen bewegte sich also einst fließendes Wasser, welches vom Eriesee her die Rollsteine mit sich führte, jene Terrassen sind nichts als frühere Flußufer. Sie sind zwar jetzt vielfach verwaschen, durchbrochen und abgeplattet, aber ihre Linien sind noch deutlich zu erkennen. Es correspondirt damit, daß wir das obere Kalksteinlager zwischen jenen früheren Ufern wie eine Mulde ausgetieft finden, fünfmal so breit als die jetzige Schlucht, welche grade längs der Mitte dieser Mulde und zehnmal tiefer eingerissen ist. Kein Zweifel also, es gab eine Zeit, wo die jetzige 1000 Fuß breite Schlucht noch nicht bestand, sondern der Niagara als ein mächtiger 5000 Fuß breiter Strom daherzog.

Eine zweite Wahrnehmung: Wir gehen von den Fällen die drei Stunden Weges an der Schlucht hin bis zu der Stelle, wo der Boden sich plötzlich steil hinuntersenkt und wir tief unten Queenston und den Niagara aus seiner Schlucht herauskommen sehen. Wir merkten auf unserm Wege nicht, daß der Boden leise anstieg: gleichwohl befinden wir uns an dieser Stelle über dem Wasserspiegel des Eriesees. Rechts und links starren Felsbänke zu Tage, deren Linie man, so weit das Auge reicht, verfolgen kann. Die Höhe dieses Riffs selbst beträgt 38 Fuß über dem Eriesee. Hier war also, als das Gewässer sich zuerst vom Eriesee her verbreitete, ein Damm, vor dem es sich seeartig stauen mußte. Daß wirklich vor Zeiten hier ein Süßwassersee bestand, wird durch zwei Thatsachen auf das Klarste bestätigt. Ganz oben in den vorher bezeichneten alten Flußufern, auf der Ziegeninsel, und an verschiedenen anderen Stellen, weit vom Niagara, finden sich versteinerte Süßwassermuscheln, und zwar sind es genau dieselben acht Arten, wie sie noch jetzt im Eriesee und im Niagara leben, auch finden sie sich ganz in dergleichen Art und Weise unter einander gemischt wie dort. Auffallend genug befinden sich alle diese Muschellager, obwohl sie an weit von einander entfernten Punkten angebrochen sind und an anderen sich nur inselartig zeigen, in ungefähr gleicher Höhe über den Fällen. Deckte man eine Tafel über diese ganze Landschaft, so würde sie jene zerstreuten Punkte der obersten Muschellagerung fast zugleich berühren. Zugleich aber liegen sie alle nur so viele Fuß niedriger unter dem vorher gedachten Queenstonriff, als etwa die Wasserhöhe betrug, auf deren Grunde die Muscheln lebten. Die andere Bestätigung bietet uns das Erdreich selbst. Es besteht auf dem Tafellande in seinen untersten Schichten aus Lehm, darüber liegen Betten von Sand und Kies und zwischendurch wieder Lehm, worin die Muscheln eingehüllt sind, und in welchem man auch neben dem amerikanischen Falle die Knochen eines der

urweltlichen Riesenthiere, des Mastodon, ausgrub. Das Gewässer mußte also über dem Tafellande ziemlich ruhig stehen; denn nur im stillen Wasser konnten sich die Lehmtheilchen senken und, wie der Sand und Kies, so regelmäßige ebene Lager bilden. Ganz dieselben Erdlagerungen finden sich unter dem Wasser oberhalb der Stromschnellen, da wo der Niagara sich einem stillen See gleich ausbreitet. Kein Zweifel also: es gab eine Zeit, wo noch kein Niagarastrom bestand und statt dessen sich hier der Eriesee ausdehnte.

Allein noch weiter müssen wir in die graue Urzeit hinaufsteigen: auf dem Niagaragebiet hat nicht bloß Süßwasser, sondern noch viel früher Salz- oder Meerwasser seine Spuren zurückgelassen. Das Kalk-, Schiefer- und Sandgestein dieser Gegend enthält versteinerte Korallen und Muscheln, welche nur im Meerwasser leben. Jenes Gestein bildete sich also aus Niederschlägen, welche allmälig jene Muscheln einschlossen. Das geschah aber zu einer weit entlegenen Zeit; denn jene Arten von Seebewohnern leben nicht mehr auf der Erde und sind längst durch andere ersetzt. Wir finden aber noch eine andere eigenthümliche Erscheinung. Ueberall wo die felsige Fläche bloßliegt oder zufällig aufgedeckt wird, immer zeigt sie sich wie abgescheuert, geglättet und mit graden und parallelen Furchen bedeckt. Auch der felsige Untergrund der Ziegeninsel und der benachbarten Ufer zeigt, sobald das Erdreich davon abgehoben wird, jene eigenthümliche Abglättung mit den tiefen Furchen darin. Die letzteren durchkreuzen nicht minder das felsige Bett, über welches jetzt die Stromschnellen des Niagara in wilder Flucht dahinjagen. Es sind aber Abglättung und Furchen nichts Anderes als das Werk von zahllosen Heeren schwimmender Eisschollen und Eisberge, welche hier über den Meergrund streiften. Noch jetzt kommen Eisberge aus dem hohen Norden, deren Umfang nach Meilen zu messen, und deren Höhe 100 Fuß über und noch 800 Fuß im Wasser beträgt. Sie bewegen sich mit merkwürdiger Geschwindigkeit, und so stark und stetig ist ihr Gang, daß sie unbewegt fahren durch den ärgsten Wind- und Wellensturm. Man kann sich daher die zermalmende Gewalt dieser ungeheuren Massen denken, mit welcher sie auf dem Meeresgrunde aufstießen und fortstreiften. Felsblöcke, die in ihrer unteren Fläche festgefroren, rissen in die härtesten Felsen jene tiefen und parallelen Furchen ein.

Fanden wir nun gewisse sichere Stufen, auf welchen wir mit unserer Vorstellung in die Urwelt hinaufstiegen, so zeigen sich andere, welche uns mit nicht minderer Sicherheit bis in die Gegenwart zurückleiten. Die Wasserwelt, welche einst auf dem Niagaragebiete spielte, hat für jede ihrer Perioden bestimmte Marksteine zurückgelassen.

In weiten concentrischen Ringen umziehen den Erie- wie den Ontariosee dünenähnliche Linien, Erdwälle, durch meilenweite Zwischenräume getrennt, je näher den genannten Seen, desto niedriger, je weiter von ihnen entfernt, desto höher. Noch jetzt haben sie vom Fuß bis zum Gipfel eine Höhe von 20 bis zu 70 Fuß, und stehen über dem jetzigen Meeresspiegel zu 100 bis zu 700 Fuß. Offenbar sind sie nichts Anderes als die ehemaligen Küstenränder der See, entstanden durch den Wellenschlag, der einst an den Ufern des absatzweise zurücktretenden Meeres jene Erhöhungen von Sand und Lehm, Kieseln und Gerölle aufhäufte. Vorzugsweise bei oder selbst auf diesen Dünen finden sich erratische Blöcke, Felsstücke, welche einst von nordischen Gebirgen losbrachen, auf das sie umlagernde Eis stürzten, und von diesem, als es aufging und flott wurde, fortgeführt wurden. Als nun hier das Land, gehoben durch unterirdische Gluthen und allmälig erhöht durch die Ablagerungen, welche das Meer absetzte, langsam aus dem Wasser emporstieg, strandeten in der Nähe der Uferlinien die Eisschollen und blieben die Felsstücke, als das Eis geschmolzen war, liegen.

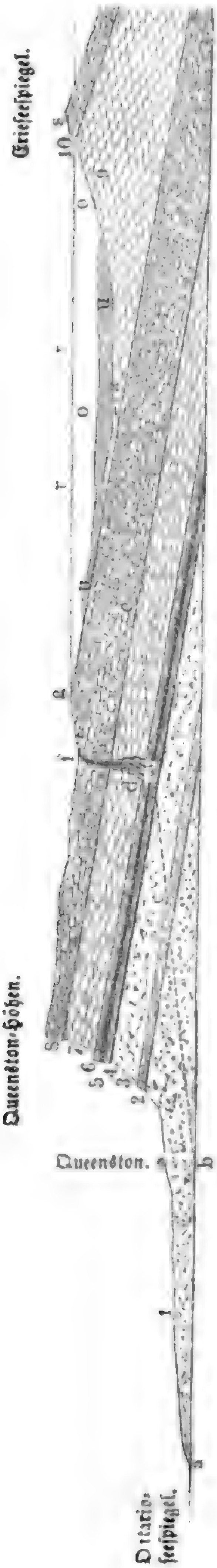
Die größten und mächtigsten dieser kreisförmigen Küstenhöhen, vor welcher die See am längsten stand, war das Queenstonriff. Es bricht nämlich, wie schon gesagt, oberhalb der Städte Queenston und Lewiston der Boden jäh ab bis auf den Grund der Schlucht des Niagara. Dieses plötzliche tiefe Abbrechen des Tafellandes ist so mächtig, daß man unten bei Queenston wie vor einem steilen Berge steht und das Tafelland selbst sich nicht anders denn als ein langer Bergzug von beinahe 500 Fuß Höhe darstellt. Diese Stelle heißt daher die Höhe oder das Riff bei Queenston. Oben stehend überblickt man eine weite waldige Rundebene, in deren Mitte der Ontario schimmert. Diese Rundebene ist ein früheres Meerbecken: wo jetzt das grüne Waldgewoge sich streckt, rauschten einst die Meereswogen. Die versteinerten Salzwassermuscheln, welche man in dieser Ebene

findet, sind solche, wie sie noch jetzt in den Meeren von gleicher nördlicher Breite vorkommen, ein Beweis, daß erst in neuerer Zeit das Salzwasser diese Gegenden verlassen hat.

Die Queenstonhöhe läßt sich Tage lang ost- und westwärts verfolgen, und überall gewährt sie den Eindruck, daß sie einst Seeküste gewesen. Die Ringdünen, welche sich in entsprechenden abnehmenden Höheverhältnissen folgen, beweisen, daß das Meer auch hier nur allmälig tiefer sank, wie denn auch ein solches absatzweises Zurücktreten des Meeres auch sonst durch die allgemeine Erfahrung auf der Erde bestätigt wird. In seinem Gestade hat hier nun das Meer die Felslagerungen bloß gewaschen, sie erscheinen wie Reihen farbigen Papiers oder Tuches über einander gelegt, und je nach ihrer Härte oder Weiche starren sie mehr oder minder hervor. Erinnern wir uns, daß der Kamm des Queenstonrisses etwas höher steht, als der Punkt bei der Ziegeninsel, viertehalb Stunden weiter oben, wo der Niagara zuerst rascheres Gefälle bekommt, — da er nun am Fuße dieser Höhen hervorkommt, so erblicken wir hier all' die Gesteinschichten über einander, in welchen der Strom seine Schlucht grade durchbrechen mußte. Wir können die Wände der Schlucht entlang den Lauf dieser Schichten verfolgen, und beobachten, wo sie mehr oder minder mächtig sind, oder in einander übergehen, oder sich unter das Flußbette verlieren. Hier ist uns also eine Möglichkeit gewährt, zu erfahren, in welcher Art und Zeit ein so mächtiger Strom sich durch verschiedene Felslagerungen grub.

Denkt man sich nun das ganze Gebiet vom Erie- bis Ontariosee längs des Niagarastromes von oben nach unten durchschnitten, so würde sich etwa folgendes geologisches Bild ergeben. Wir sehen hier (bei s), wie das Wasser bei seinem Austreten aus dem Eriesee sich zuerst in der obersten Kalksteinlage (10) ein Bette ausschleifen mußte, in welchem es rasch und heftig strömt. Dann verbreitet es sich ruhig wie ein See (von s bis g), das Wasser ist hier so still, daß sich unter seiner Masse (o o) ein Niederschlag von Lehm und Sand (u u) bilden kann, in welchem Süßwassermuscheln leben. Es beginnt darauf die schiefe Ebene der Stromschnellen (fg), an ihrem Ende der jetzige Fall (f d), sodann die geneigte Schluchtlinie (d c b), endlich strömt der Niagara (auf der Linie b a) fast eben bis zum Ontariosee. Man sieht ferner: die verschiedenen Schichten des Gesteines steigen ganz regelmäßig leise an und liegen schuppenförmig über einander, sie sind aber sehr verschieden in Textur und Härte. Unten ein mächtiges Lager rothen mergelhaltigen Sandsteines (1 und 3), der sehr locker ist, aber durchsetzt von einer Bank sehr harten und quarzreichen grünen Sandsteines (2). Dann folgen wieder drei dünne Schichten, nämlich unten ein harter und grauer bunter Sandstein (4), oben ein sehr harter Kalkstein (6), und dazwischen ein ganz weicher grüner Schiefer (5). Nun kommt die dritte Lagerung thonigen Schiefers (7), welcher bei den Fällen 90 Fuß mächtig ist, darüber der sehr harte Kalkstein (8), der das Ganze überdeckt; letzterer ist bei den Fällen 80 Fuß, und eine halbe Stunde weiter oben beim Anfang der Stromschnellen 130 Fuß mächtig. Ueber diesem liegt der lockere salzhaltige Mergel (9), in welchem der Strom sich eine breite tiefe Mulde ausgebettet hat.

Versetzen wir uns in die Zeit zurück, wo das Meer bis vor die Queenstonhöhen zurückgetreten und das felsige Tafelland dahinter mit aufgeschwemmtem Erdreich bedeckt verlassen hatte. Damals füllten sich die großen Seebecken im Nordwesten mit Süßwasser, dieses trat in das Becken des Eriesees, der sich bis an die Queenstonklippen ausdehnte. Ueber diese rauschte das Wasser an unzähligen Stellen in's Meer ab. In der Länge der Zeit erweiterte das Wasser seinen Durchgang durch das Riff, sowohl vermöge der Kraft der das Gestein lockernden und annagenden Wellen, als auch durch das Schleifen und Reiben von Sand und Gerölle auf dem Grunde des Wassers. Diese Erweiterung war am stärksten da, wo die kürzeste Linie vom tiefen Eriesee über das Tafelland zum Meere ging; denn vermöge seiner sich vorwärtsbewegenden Schwere nahm das Wasser möglichst diejenige Richtung, welche der Längenlinie des Eriesees entsprach. In dieser Richtung entstand also eine Strömung, welche ein Bette in das lockere Erdreich, das die Felsenplatten überdeckte, aushöhlte. Sobald die geringste Ausrundung eines Strombettes entstand, mußte es sich nothwendig vertiefen, weil das Wasser den niedrigsten Punkt sucht und strömend dort am ersten den Boden ausschleift. Es entstand also statt des Sees der Niagarastrom zwischen den alten Hochufern, die wir noch jetzt sehen.



Längendurchschnitt des Niagaragebietes.

1. Rother Sandsteinschiefer und Mergel, locker.
2. Grauer quarzreicher Sandstein, sehr hart.
3. Rother Sandsteinschiefer und Mergel, locker.
4. Grauer und bunter Sandstein, härter.
5. Grüner Schiefer, sehr weich.
6. Grauer Kalkstein, sehr fest und hart.
7. Thoniger Schiefer, sehr weich. (Niagaraschiefer.)
8. Kalkstein, hart. (Niagarakalk.)
9. Salzhaltiger Mergel, locker.
10. Kalkstein, hart.
a b c d f g r s Stromlinie des Niagara vom Ontario- bis Eriesee.
c Wirbelpfuhl.
d f jetzige Fälle.
f g jetzige Stromschnellen.
g Lage der Ziegeninsel
o o Gewässer des Niagara oberhalb der Stromschnellen.
u u Ablagerung im Niagarabette mit Süßwassermuscheln.
d e k wahrscheinliche künftige Stromlinie.

Dieses Ausschleifen setzte sich aber auch fort in dem Kalksteinlager, welches jetzt den Grund des Strombettes bildete. Wie schon erwähnt worden, ist grade in der Breite zwischen den früheren Ufern des Niagara das Kalksteinlager ausgeschliffen und ausgebröckelt gleich einer Mulde, fünfmal so breit als die jetzige Schlucht. Wir schließen aus dieser Thatsache, daß die ganze Zeit über, bis der Strom diese fast 5000 Fuß breite Mulde in dem harten Kalksteinlager ausgehöhlt hatte, das Meer an den Queenstonklippen noch in der Höhe dieser obersten Kalksteinschicht stand; denn wäre es bereits tiefer zurückgetreten, so würde früher noch, als der Strom die auf der ganzen Strecke gleichmäßige Mulde hätte aushöhlen können, an den Queenstonklippen bereits das Wegbröckeln von unten herauf eingetreten sein, wie wir es vorher an den jetzigen Fällen bemerkten, nämlich das Unterhöhlen der unteren weichen Schichten und das Abbrechen und Nachstürzen der oberen Schichten.

Dieses begann erst, als das Meer bis unter die obere Schiefermasse (7) trat. Der weiche Mergelschiefer wurde durch den Rückprall des stürzenden Wassers ausgefressen; dadurch brach die aufliegende Kalksteinschicht (8) stückweise aus, der Wasserfall wich nun eben so viel zurück und schoß auf der härteren Kalksteinlage (6) weiter in's Meer. Als nun bei allmäliger weiterer Erhebung des Tafellandes das Meer an der Queenstonhöhe zurücktrat unter das erste Sandsteinlager (3), entstand ein zweiter Fall über die mittlere, harte Kalksteinschicht (6), bis auch diese nachbrach. Auf ganz gleiche Weise bildete sich endlich, als der feste Quarzsandstein (2) mit dem darunter liegenden viel weicheren Gesteine (1) über den Seespiegel trat, ein dritter Fall. So brausete nun der Strom hernieder in drei Absätzen hinter und über einander. Der oberste und am meisten zurückliegende Fall mußte aber um so langsamer rückwärts gehen, je mächtiger die Kalksteinlage wurde, welche er zu durchbrechen hatte. Während hier also der Wassersturz öfter längere Zeit an der Stelle blieb, näherte sich ihm, fort und fort sich durch den Felsen rückwärts gleichsam durchsägend, der zweite Fall. Die höhere Felsmasse, an welcher jetzt der Strom in einem Satze niederdonnerte, von unten nach oben auszubrechen, erforderte noch längere Zeit, so daß auch der unterste Fall sich unterdessen so weit hinaufsägen konnte,

bis alle drei Fälle zu einem einzigen vereinigt waren. Dann donnerte der Strom in einem einzigen Satze herunter, dessen senkrechte Höhe sicher mehr betrug als das Doppelte der jetzigen Fallhöhe.

In dieser Weise wurde nun die ganze Schlucht rückwärts eingebrochen, bald in terrassen- oder absatzweisen Fällen, bald indem sie wieder zu einem einzigen vereiniget wurden. Auch die Gesammthöhe der Fälle nahm auf jede Viertelstunde Weges um 40 Fuß ab. Die Fälle wichen nämlich rascher zurück, als sie Zeit und nöthig hatten, die Schlucht fort und fort bis auf den Grund der Queenstonhöhe auszubrechen. Auch bereiteten fort und fort die herabgestürzten Blöcke und Platten unter dem Wasser ein Lager, welches die tieferen Gesteine überdeckte und vor weiterem Zertrümmern durch die Fälle schützte. Es entstand daher eine vom Ontario nach dem Erie zu aufsteigende Stromlinie, welche sich kreuzt mit der Neigungslinie der Felsschichten, welche ihrerseits in umgekehrter Richtung mit nahe 25 Fuß auf eine Viertelstunde ansteigen. Es ist dieses von der Natur auf eine merkwürdige Weise ausgezeichnet.

Wo nämlich die Stromlinie sich unten innerhalb der weichen Gesteinschichten befindet, da ist die Schlucht enge und das Wasser strömt verhältnißmäßig glatt und ruhig; denn es hat hier in seiner lockeren Unterlage sich einen tiefen Kanal mit fast parallelen Wänden ausgehöhlt. Wo aber die Stromlinie eine härtere Felsschicht schneidet (also bei c und d), da mußte der Strom die Schlucht im weiten Umkreise ausbrechen, und noch immer ist das Wasser in diesen geräumigen Tiefbecken in wilder wirbelnder Bewegung.

Der Grund ist leicht zu entdecken. So lange das stürzende Wasser unten rückprallend an weiches Gestein schlägt und es aushöhlt, muß die darüber liegende härtere und dünnere Schicht weiter und weiter rückwärts ausbrechen. Sobald diese aber selbst unter den Sturz tritt, hämmert derselbe auf einen härteren Ambos, das Wasser schießt über die Felsplatte weg und kann nicht mehr das darunterstehende weichere Gestein anfressen. Die Folge ist, daß der Wasserfall an dieser Stelle so lange beharren muß, bis er in gehöriger Breite die nächst oberen Massen rückwärts und nach allen Seiten hin so tief weggebrödelt hat, bis zuletzt die ganze Höhe der darüber liegenden Schichten abbrechen und stürzen muß. Da aber aus den oben angeführten Gründen die Wogen hier weniger stark wirken können und gleichwohl in breiterer Ausdehnung wirken müssen, so ergibt sich, daß ungeheuere Zeiträume damit hingehen, bis dieses Werk vollbracht ist und der Strom seine weitere Rückwanderung fortsetzen kann. Bei den jetzigen Fällen mißt daher die Schlucht fast eine Viertelstunde in Breite und Länge, und es war grade die harte, wenn auch nur sechs bis zehn Fuß mächtige Kalksteinschicht (6), welche in den Hufeisenfall hineinragte und den Gang dahinter möglich machte. Die andere Stelle, der Wirbelpfuhl, ist eine halbe Stunde breit. Es ist ein langer mühsamer Weg von oben bis hinunter zu dem Wasserspiegel des Wirbelpfuhls, allein man sieht dann, wie es der Natur möglich ist, bloß durch weite öde Wasserwirbel, Felsen und Urwaldsstücke einen so düstern und grauenhaften Ort zu schaffen, als wäre er bestimmt zum Theater aller bösen Geister. Die Platte harten mit Quarzschichten untermischten Sandsteins aber (2), welche einst die Fälle hier so lange festhielt, ragt noch sichtbar unter dem Wasser her, und bewirkt, wo sie den Strom durchsetzt, am Ausgang des Wasserpfuhls, einen Fall von mehreren Fußen.

Ueberblicken wir nun die ganze Thätigkeit des Niagara, so haben wir vor uns ein eben so deutliches als großartiges Bild der Wirksamkeit, welche strömendes Wasser auf unserer Erdoberfläche ausübt. Der Riese unter den Wasserfällen hat gleichsam seinen kleinen Brüdern und Vettern ihre Arbeit vorgezeichnet in großem Stile. Wir erklären uns, wie die Wogen, welche sich am felsigen Seegestade brechen, das Gestein zerbröckeln und darin Höhlungen auswaschen, bis das obere Gestein seinen Halt verliert, nachstürzt, zertrümmert und die immer wieder darüber rollenden Wogen es nach und nach zermalmen. Wir sehen ferner, warum alle Flüsse, welche von Tafelländern sich in's Meer oder in einen See stürzen, dort eine eckige Schlucht einreißen.

Wenn wir aber die langgestreckten Stromschnellen des obern Mississipi hinauffahren, wo das Dampfschiff, obwohl durch angehängte Flachbote von seiner Last erleichtert, gleichwohl mühsam und keuchend gegen den lärmenden Andrang der Gewässer sich durchkämpft, so denken wir unwillkürlich, daß hier einst mächtige Wasserfälle donnerten, bis ihr Rauschen allmälig erlosch und bis die Kette von Fällen zu einer Kette von Stromschnellen

einschwand. Und wenn wir höher hinauf zum letzten Wasserfall des Mississippi, den St. Antonsfällen, kommen und hören, wie sie bei jeder Frühlingsfluth zurückweichen, so beobachten wir mit erneuertem Interesse ganz dieselbe Bodenbeschaffenheit, ganz dieselbe Wirksamkeit der stürzenden Wassersäulen, wie am Niagara. Aber nicht dort allein, fast im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten, das eben so einförmig, als weit ausgedehnt ist, bietet sich uns tausendmal dasselbe Schauspiel. Nicht bloß an größern Flüssen, wie am Genesee, dessen Wasserfälle mitten in der Stadt Rochester liegen und deren auffälliges Zurückweichen daher um so bestimmter nachgewiesen werden kann, begegnen wir der Wirksamkeit des Niagara im Kleinen, sondern auch unzähligemal auf Wanderungen durch die Urwälder, wo die Axt des Ansiedlers die Bäume niederschlägt und den Regengüssen in offenen Bächen und Rinnen Abfluß schafft.

Ist nun durch die bisherigen Untersuchungen uns klar geworden, wie die Niagarafälle entstanden und wie sie bis zu ihrer jetzigen Stelle dem Strom einen Weg gegraben, so liegt die Frage nahe, welche Gestalt und Richtung die Fälle bei ihrer ferneren Rückwanderung annehmen, und wie ihr endliches Ziel beschaffen sein wird? Die Ansichten darüber sind abweichend. Das Wahrscheinlichste ist, daß der Strom ganz nach denselben Gesetzen wie bisher sein abschüssiges Bette rückwärts in die Felsen weiter bricht. Wir müssen hier zunächst der Hilfe gedenken, welche ihm dabei die Stromschnellen gewähren. Sie geben eines der allerherrlichsten Bilder am Niagara. Wenn man die ungeheuern Wassermassen und ein Gefälle von 25 Fuß auf nicht eine halbe Stunde Weges bedenkt, so kann man sich vorstellen, welche Sätze hier die Wogen machen. Im tollsten Jubel kommen sie dahergeschossen wie unbändige Riesenrosse mit fliegenden weißen Mähnen, schäumend, brüllend, hochaufsprühend. Wie entstand diese plötzliche Neigung im Flußbette, worin bis dahin das Wasser ruhig weiter floß auf einen eher an- als absteigenden Boden? Erinnern wir uns, daß das Kalksteinlager an den Fällen nicht aus einer einzigen gleichartigen Masse, sondern aus einer Menge verschiedener auf einander gelagerter Schichten besteht, welche in Härte, wie in Mächtigkeit sehr abwechseln. Auf eine zehn Fuß mächtige, leicht verwitternde Schicht folgt z. B. eine harte nur einen Fuß mächtige, welche von Gipsadern durchzogen ist; auf diese eine drei Fuß hohe Lage kalkigen Conglomerates mit Einschlüssen härterer Kalksteinstücke und Kalkspathkrystalle; darunter oder darüber wieder eine sehr lockere Schicht. Bei näherer Beobachtung zeigen sich selbst diese Absätze bestehend aus einer Reihenfolge von dünnen, theils festen, theils weichen Schichten, je nachdem Thon, Bitumen oder Kiesel beigemischt sind. Bleibt also der Wasserfall lange Zeit, — Jahrhunderte oder Jahrtausende zählen hier gleich, — an einer Stelle stehen, so erhellt, daß die rastlose Thätigkeit des Wassers am Rande des Falles etwas von der obersten dünnen Schicht wegschleift und zugleich die darunter liegende weichere unterhöhlt, die obere bricht nach, und so setzt sich diese Thätigkeit weiter und weiter rückwärts fort, an den unzähligen Schichten hinter und über einander im Kleinen ganz dasselbe wiederholend, was der Wasserfall im Großen bewirkt. Es bildet sich daher innerhalb der obersten Kalksteinlage eine schiefe Ebene, welche in Wirklichkeit aber in einer Menge kleiner Absätze und Treppen besteht, über welche das Wasser stürzend und schäumend niederbraust. Ohne Zweifel bestanden auf der ganzen Bahn des Niagara eine Menge solcher längern oder kürzern Stromschnellen, welche das oberste Kalksteinlager von oben her verringerten, ehe es die Fälle von unten her anbrechen konnten.

Verlängern wir nun die Gefälllinie auf dem Durchschnitt (also in der Richtung dek), so bezeichnet uns diese den Weg, den das Weiterrücken des Falles nach und nach einnehmen wird. Zunächst ist es klar, daß der Hufeisenfall, in welchem die bei Weitem größte Wasserwucht säulenartig gedrängt niederstürzt, rascher rückwärts wandern wird, als der amerikanische Fall, dessen Wassermenge viel geringer und außerdem breiter ausgedehnt ist. Der Hufeisenfall wird, weil in seiner Mitte die stärkste Strömung, immer mehr zu einem Winkel ausbrechen, bis später auch seine Seitenwände unterhöhlt werden und nachstürzen, und sich dadurch die frühere Krümmung wiederherstellt. Das wird sich mehrmal wiederholen. Ist der Hufeisenfall bis hinter die Ziegeninsel gelangt, so wird er seiner stärkern Strömung wegen, den größten Theil des jetzt zum amerikanischen Falle sich abzweigenden Wassers aufnehmen. Dann wird die Insel, auf welcher jetzt unter tiefem

dunklen Urwald, unter moosigen Felsblöcken und greisen Stämmen an hundert Stellen die schäumenden Flüsse hervorbrechen, ihre wilden und düstern Reize verlieren. Befindet sich, immer niedriger werdend, die ganze Fallhöhe endlich noch etwas mehr als zwei Meilen Rückwanderung innerhalb des Kalksteinlagers (bei e), so kann die Unterhöhlung desselben und folglich das Rückweichen der Fälle nur noch äußerst langsam von Statten gehen. Lange Zeit wird der Niagara mit Fällen von 80 Fuß Höhe hier stehen bleiben, allmälig aber werden sie sich, vermöge der Menge von Schichten, aus welchem das Kalksteinlager besteht, in eine Reihe ganz kleiner Wasserfälle auflösen, welche treppenförmig hinter einander aufsteigen.

Hat der letzte Absatz dieser kleinen Fälle (bei dem Punkte k) das auf dem Kalkstein aufliegende sehr mächtige Lager von gleichförmigem salzhaltigem Mergel erreicht, so wird die Strömung rasch das im Flußbette abgelagerte Sand-, Kies- und Lehmlager (uu) wegreißen. Dann besteht der Niagara, der in dem lockern obern Mergel (9) sich bereits ein stark geneigtes Bette ausgetieft hat, nur aus einer einzigen Kette von Stromschnellen und kleinen Wasserfällen. In jener fernen Zeit werden dann auch die Urwälder, welche die nordwestlichen großen Seen umgeben, gelichtet sein und das im Frühjahr und Herbst niederströmende Regenwasser nicht mehr zurückhalten. Der Niagara, an welchem jetzt nur, wenn der Wind stark vom Eriesee herweht, der Zufluß einer großen Wassermenge zu bemerken ist, wird dann, wie alle amerikanischen Ströme, zweimal im Jahre eine Hochfluth und die übrige Zeit einen viel niedrigern Stand haben, als in unsern Tagen.

Wann diese Verwüstung des herrlichen Schauspiels, welches uns der Niagara gewährt, vollendet sein wird, darüber kann man wohl annähernd etwas sagen, wenn nämlich Rechnungsfehler von einigen zwanzig Tausend Jahren nicht in Betracht kommen. Es ist das dieselbe Frage, wie nach dem Zeitraum der bisherigen Thätigkeit des Niagara. Bekewell nahm an, daß die Fälle jedes Jahr drei Fuß zurückgewichen seien; Lyell verkleinerte dieses Maß auf einen Fuß jährlich; andere halten die Annahme eines halben Fußes jährlich für hinlänglich: es gibt auch deren, welche meinen, seit Jahrhunderten seien die Fälle um wenig oder nichts zurückgewichen. Es läßt sich eben nichts Gewisses darüber feststellen. Denn fragt man die Fremdenführer und die Anwohner des Niagara, so weichen ihre Angaben bedeutend von einander ab.

Erst durch Hall's Verdienst sind feste Marken und sorgfältige trigonometrische Messungen gewonnen, nach denen fortan das Zurückweichen der Fälle zu berechnen. Und was stellt sich darnach als das Resultat der ersten siebzehn Jahre heraus? Daß der Niagarafall nur ganz unmerklich seinen Platz verändert hat. Freilich befindet er sich grade jetzt an der Stelle, wo seine Durchsägearbeit besonders schwierig ist. Aber gesetzt, die Fälle sollten wirklich in einem Jahre durchschnittlich einen ganzen Fuß zurückgewichen sein, so hätte es 35,000 Jahre gedauert, bis von Queenston an durch die vereinte Kraft des fressenden und anprallenden Wassers, der reibenden Rollsteine und Sandkörner, des in's Gestein eindringenden Frostes und der Moose — denn alles das ist in Betracht zu ziehen, — das jetzige zwei- bis dreihundert Fuß tiefe Flußthal eingerissen und ausgeschliffen war.

Bei dem bloßen Gedanken an so ungeheure Zeiträume nimmt die Erde, die sich jährlich mit jungem Frühling schmückt, ein uraltes Ansehen an. Und vielleicht müssen wir diese Zeitangaben noch verdoppeln und verdreifachen. Wie, wenn der Niagara auf der ganzen Strecke sein Bett zweimal gegraben hätte, — das erstemal, als das Meer für Jahrtausende nur noch wenige Fuß unter dem Queenston-Riff stand, jene breite Mulde, — und später, als das Meer tiefer sank, wieder von vorn anfangend auf dem Grunde dieser Mulde die jetzige Schlucht? Gleichwohl reichte auch dieser zweiten Erosion Anfang noch nicht in die Zeit hinein, wo jenes urweltliche Riesenthier, dessen Gebeine bei den Fällen gefunden wurden, das Mastodon, zum Trinken hierher kam, und in die Lehm-, Sand- und Kiesschichten versinkend, stecken blieb; denn diese bildeten sich unter dem ruhigen Spiegel des Sees, ehe noch überhaupt die Strömung des Niagara entstanden war. Aber auch der See mit seinen Süßwasserbildungen sammt der ganzen Entstehung des Niagarabettes gehört nur erst in die allerjüngste Periode der Geologie, in welcher sich weder die Thier- noch die Pflanzenschöpfung veränderte.

Dahinter reicht unser Blick in tausendfach

entlegene Perioden, welche erfüllt sind von wüstwogenden Bildern und Gestalten der Urwelt. Es ist nur ein zitternd Dämmerlicht, welches jene fernen Zeiten uns aufhellt, — aber gleichwie dem Seefahrer die ferne Küste nur dämmert, und er dennoch weiß, daß es festes Land ist, was er sieht, weil dessen dunkle Linie feststeht über der wogigen Fläche, so stehen auch dem Geologen die gewaltigen Umrisse der Erdperioden fest. Er weiß, daß sich jene Felsschichten, in welche sich der Niagara eingefressen hat, in ältester Zeit unter dem Meere bildeten, und daß sie noch lange unter den Salzwogen begraben blieben, als in andern Gegenden eine Reihe neuerer Gebirgsbildungen entstanden und ihre Häupter aus dem uferlos wallenden Ocean emporstreckten.

Er erkennt ferner, wie sich das Niagaragebiet allmälig hob, von Heeren ungeheurer Eisberge glatt gefegt und gefurcht, dann vom Meer mit neuen Schichten von Erdreich bedeckt und mit erratischen Blöcken besetzt wurde, bis das Tafelland absatzweise höher aus den Meeresfluthen hervorstieg, und erst der Süßwassersee und nach ihm der Niagarastrom entstand.

Doch wenn wir unsere Gedanken zurückziehen aus jenen Zeiten der Erdvergangenheit, deren Tiefe endlos, unergründlich ist, und uns den Niagarafall, diesen Zeiger an der Weltuhr, ein paar hundert Schritte weiter zurück denken, — werden dann nicht die jetzigen Völker schattengleich vorübergerauscht sein, wie die Indianer, welche einst an diesen Ufern den Büffel jagten?

Dann werden neue Völker mit neuen Sitten hier wohnen, vielleicht glücklicher, einsichtsvoller, jedenfalls mächtiger über die Natur, als das jetzige Geschlecht. Dieses entdeckt, wie einst an der Scheide des Mittelalters die Seefahrer in fernen Meeren, so jetzt in den Naturwissenschaften neue Welttheile, aber erst die Nachkommenden werden sie tiefer erforschen und ausbeuten. Und auch sie werden flüchtig vorüberrauschen und ihr Andenken wird wieder erbleichen: nur der alte Donnerer Niagara ruht nicht und arbeitet fort und fort. Wer aber von den Menschen jetzt oder künftig diese gewaltige Naturstimme, welche aus so vielen Jahrtausenden herschallt, ernstern Sinnes vernimmt, in dessen Geiste wird sie das Ewige und Unvergängliche wach rufen. Er wird sich in die wunderbaren Tiefen der Schöpfung versenken und des Menschen kurzes Erdenloos vergessen, angehaucht von dem göttlichen Geiste, der durch's Weltall strömt, — denn vor dessen Erhabenheit — was ist der Niagara! Ein fallender Wassertropfen, in welchem sich die Sonne spiegelt.

Im fernen Westen.

Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's bis zum Hochplateau von Neu-Mexiko, von Balduin Möllhausen. Mit Abbildungen. Zwei Bände. Leipzig. Hermann Costenoble.

Ueberall wo die Civilisation an ihren Grenzmarken mit wilden Horden in Berührung kommt, entstehen Kämpfe, bei deren Schilderung der Gegensatz ungebändigter Rohheit zur geistigen Ueberlegenheit hervortritt, um letztere siegend zu bewähren. Wo der gesittete Mensch genöthigt ist, den Besitz und sogar das Leben selbst täglich durch Kampf sich zu erringen, da zeigen sich die Vorzüge der klugen Besonnenheit und geistigen Energie. Mehrere Schilderungen, in welchen diese Gegensätze scharf hervortreten, gibt das obengenannte, reichhaltige und interessante, dabei elegant ausgestattete, zweibändige, mit Bildern und Karten versehene Werk: Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's von **Balduin Möllhausen**, welches die Beschreibung einer Reise enthält, die der Verfasser als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition zur genaueren Erforschung des in den Meerbusen von Californien mündenden Rio Colorado gemacht hat. Im ersten Bande dieses Werkes ist die Erzählung eines texanischen Grenzbewohners besonders charakteristisch für das dortige Leben.

Ihr fragt mich, so erzählt der alte Mann, warum ich nach langjährigem Aufenthalte in Texas noch auf meine alten Tage nach Californien gewandert bin und eine wohleingerichtete Farm mit dieser Wildniß hier vertauscht habe? Ich könnte antworten, daß mich der Golddurst, wie so viele Tausende, dazu bewogen habe, doch ist dieses nicht der Fall, ich würde ja auch sonst wohl meine Hütte näher den Goldquellen errichtet haben. Hier lebe ich mit meinen Söhnen nur von dem, was etwas Ackerbau und Viehzucht uns bieten und was wir durch

Handel mit den Vorüberreisenden verdienen. Dieses ist indessen hinreichend für uns Alle, und meine Söhne, lauter gesunde Burschen, werden dereinst schon selbst für sich sorgen.

Es sind schon viele Jahre her, als ich mit meiner Frau, die mir der Tod nur zu früh entriß, und die ein so frommes, gutes Weib war, wie nur jemals eins die Prairien betrat, Illinois verließ, um für uns und unsere drei Kinder in Texas eine neue sorgenfreie Heimath zu gründen. Unser ganzes Hab und Gut befand sich auf einem Wagen, der von zwei Stieren und zwei Pferden gezogen wurde; auf dem Vordertheile desselben, umgeben von zwei jungen Ziegen, Lämmern, Hühnern und einer Katze, saß meine Frau und lenkte das Gespann. Ihr jüngstes Kind saß beständig auf ihren Knien, während die beiden ältern einige Kühe und Schafe langsam nachtrieben. Ich selbst trug meine Büchse, unterstützte bald meine Frau, bald meine Knaben in ihrer Arbeit, und machte gelegentlich einen kleinen Umweg nach den bewaldeten Ufern der Bäche und Flüsse, wo es mir damals nicht schwer wurde, durch das Erlegen von Hirschen und Truthühnern reichlich für unsere Küche zu sorgen. Auf diese Weise zogen wir unserer Straße, und hielten uns so viel wie möglich in der Nähe der Ansiedlungen. Wir begegneten vielfach Indianern, doch ließen sie uns unbelästigt, sie scheuten sich vielleicht vor der Nähe der Colonien, wahrscheinlich waren aber die Gegenstände, welche wir mit uns führten, für sie nicht verlockend genug, denn wir legten eine Reise von wenigstens sechshundert Meilen, und dazu noch größtentheils durch unbewohnte Prairien zurück, ohne irgendwie Verluste zu erleiden. Wochen und Monate hindurch ging uns ein Tag wie der andere hin, das Wild und die Milch unserer Kühe schützten uns vor Mangel, und wenn es regnete, fanden wir Obdach unter der Leinwand, die über dem Wagen aufgespannt war, wo meine Familie auch die Nächte zubrachte. Ich schlief gewöhnlich mit der Büchse im Arm auf dem weichen Rasen unter dem Wagen, von wo ich bequem unser an Pflöcken grasendes Vieh beobachten konnte. Wir gelangten endlich auf das Gebiet von Texas und reisten auf demselben noch eine weite Strecke gegen Süden, bis ich endlich den Rauch und den niedrigen Schornstein eines Blockhauses erblickte. Dort hielt ich an und schaute um mich; grüne Prairien wechselten mit kleinen Waldungen ab, krystallklare Bäche rieselten lustig durch die Niederungen, hohes dunkelfarbiges Gras verrieth Fruchtbarkeit des Bodens, genug, die ganze Umgebung lächelte mir freundlich entgegen und schien mir Alles, was ich wünschte, zu bieten. Kein Wunder also, daß ich eine Weile sinnend und überlegend dastand. Meine gute arme Frau mußte meine Gedanken errathen haben, denn auch sie blickte schweigend nach allen Richtungen und endlich mir in's Auge, wobei sie mir freundlich zunickte.

Auch ich nickte, und ohne ein Wort gesprochen oder berathschlagt zu haben, waren wir übereingekommen, dort unsern Wohnsitz zu gründen. Mit Hilfe zweier Nachbarn, der einzigen weißen Menschen im Umkreise von dreißig Meilen, war bald ein geeignetes Plätzchen an einer nie versiegenden Quelle gefunden, und es dauerte keine drei Wochen, bis dort ein Blockhäuschen stand; freilich war es nicht sehr groß, doch immer groß genug für mich, um mit meiner Familie, die sich im Laufe der Zeit noch um einige Söhne vermehrte, so recht glücklich und zufrieden zu leben. Mehrere Jahre gingen auf diese Weise dahin, nichts störte die Einigkeit zwischen mir und meinen Nachbarn, deren Zahl ebenfalls durch zwei neu angekommene Familien vermehrt wurde; mein Viehstand nahm zu, und prächtig gedieh Weizen und Mais, bei dessen Bestellung mich meine ältesten Söhne kräftig unterstützten. Alljährlich unternahm ich mehrere Male, in Gesellschaft von Nachbarn, eine Reise nach dem nächsten Städtchen, wo ich dann für eine Wagenladung Korn oder für einen jungen Stier Kleidungsstücke und sonstige zur Haushaltung nothwendige Gegenstände eintauschte. — Während meiner Abwesenheit auf einer solchen Reise traf mich, so wie mehrere andere Mitglieder unserer Colonie, das erste Unglück; es wurden uns nämlich von den Indianern während der Nacht einige der besten Pferde geraubt. Der Verlust an sich selbst war, wenn auch fühlbar genug, doch nicht unersetzlich, dagegen war das Vertrauen auf unsere Sicherheit und die aus demselben entspringende glückliche Sorglosigkeit aus unserer kleinen Colonie gewichen; denn nur zu wohl wußte Jeder, daß da, wo Indianer einmal mit Erfolg geplündert haben, man zu jeder Zeit auf eine Wiederholung ihres Besuches gefaßt sein könne. Wir trafen in Folge dessen solche Vorkehrungen, daß bei erneuerten Räubereien wir we-

nigstens im Stande waren, den Wilden ihre Beute abzujagen. Jeder trieb nämlich des Abends seine Heerde in den an das Wohnhaus stoßenden, fest eingefriedigten Hof und band die schnellsten und sichersten Pferde dicht an die Hausthür, wo auch die Hunde angefesselt wurden und einer der Hausbewohner schlafen mußte. Die Jagd ist hinlänglich Ursache, einen Knaben, sobald er die Büchse zu heben vermag, mit dieser Waffe vertraut zu machen; unter solchen Umständen sorgten wir indessen auch dafür, daß nicht nur unsere Jungen, sondern auch unsere Weiber gute Schützen wurden, und zur Zeit der Noth alle bewaffnet werden konnten, was viel dazu beitrug, daß sich wieder ein Gefühl größerer Sicherheit bei uns einstellte.

Ein Jahr verstrich, ohne daß sich ein Indianer blicken ließ, doch wurden keineswegs die Vorsicht und Wachsamkeit, die uns schon zur Gewohnheit geworden, dadurch eingeschläfert. Doch was half es uns? Einst am hellen Tage stürzten einige der auf den Feldern Beschäftigten in die Häuser mit dem Rufe: „Die Räuber!" Es dauerte nur wenige Minuten, und nach der Richtung hin, wo die Wilden bemerkt worden waren, liefen die mit ihren Büchsen bewaffneten Männer unserer Ansiedelung. Wir kamen zu spät, denn in weiter Ferne erblickten wir nur noch wie Punkte die Räuber, die in voller Jagd mit dem größten Theil unserer Pferde und Rinder davonjagten. Nur Kälber und schwerfällige Kühe waren zurückgeblieben, wo einige Stunden vorher noch unser irdischer Reichthum weidete.

Sie wissen, schaltete der alte Mann hier ein, daß der Grenzbewohner sein Reitpferd immer in seiner Nähe oder doch wenigstens unter seinen Augen hat. Diese Gewohnheit gereichte uns damals zum Glück, denn wir wurden dadurch in den Stand gesetzt, ein halbes Dutzend guter Schützen beritten zu machen und den Indianern nachzusenden. Ich war natürlich einer der Ersten, der im Sattel saß, doch sah ich zu meinem Leidwesen, daß mein ältester Sohn sich ebenfalls mit seiner Büchse auf's Pferd schwang. Mein Wunsch, er möge zurückbleiben, wurde unbeachtet gelassen, und wenn auch besorgt um ihn, so konnte ich doch meine Freude über den ungestümen Muth des Jungen nicht ganz unterdrücken.

Die Indianer mochten um diese Zeit einen Vorsprung von zehn Meilen haben; der Abend war nicht mehr fern, und wir konnten darauf rechnen, daß vor Mittag des folgenden Tages die Räuber nicht an ein Halten denken würden. Wir folgten daher langsam ihren Spuren; als aber die Kühle der Nacht sich einstellte, gebrauchten wir die Peitschen, und dahin ging es über die stille Ebene, als hätten wir um's Leben reiten sollen. Zweimal kamen wir an Rindern vorbei, welche auf der wilden Flucht ermüdet waren, und dafür von den boshaften Räubern einige Pfeile in den Leib erhalten hatten; wir ließen uns indessen dadurch nicht aufhalten, denn deutlicher schon vernahmen wir vor uns aus der Ferne den gellenden Ruf der Indianer, mit welchem sie die geängstigte Heerde vor sich her trieben.

Wir wußten jetzt, daß wir mit Tagesanbruch die Wilden einholen würden, doch kannten wir nicht ihre Stärke und durften uns ihnen deßhalb nur vorsichtig nähern. Vielleicht um zu tränken, vielleicht aber auch um weichern Boden für die Hufe des Rindviehs zu gewinnen, waren die Indianer von der Ebene hinab in das niedriger gelegene Thal eines Baches gezogen, wo sie den Lauf desselben zu ihrer Richtung wählten. Um unbemerkt zu bleiben, was in jedem andern Falle bei dem anbrechenden Morgen unmöglich gewesen wäre, brauchten wir uns also nur auf der Höhe zu halten. Die Sonne war schon aufgegangen, als wir uns in gleicher Linie mit unsern Feinden befanden und sogleich bemerkten, daß sechzehn bis achtzehn Comanches uns die Beute streitig machen würden. Ein Entschluß war schnell gefaßt; wir folgten einer vom Regen ausgespülten Schlucht, die hinab in's Thal führte, und in demselben angekommen, stürzten wir in vollem Laufe vor die Heerde, die erschreckt durch unsere Dazwischenkunft und durch das Wuthgeheul der Indianer, sich nach allen Richtungen zerstreute. Wenn auch die Indianer eine Verfolgung vorhergesehen hatten, so schienen sie dieselbe doch nicht so frühe erwartet zu haben, denn unschlüssig in ihrem Handeln, und auch im Ungewissen über unsere Stärke, wendeten sich die meisten zur Flucht, während andere ihre Waffen ergriffen und den geängstigten Thieren Pfeile nachsendeten.

Um nicht die Rache dieser Wilden herauszufordern, war es unter uns ausgemacht worden, nur im nöthigsten Falle Blut zu vergießen und deshalb nur einige Schüsse über ihre Köpfe hinwegzufeuern; das Geschick

wollte es indessen anders. — Mein Sohn hatte einen Indianer erblickt, der vom Pferde herab mit Pfeilen nach einem Ochsen schoß und sich dann, wie die Uebrigen, aus dem Bereich unserer Büchsen über den Bach zurückzuziehen beabsichtigte. Entrüstet über das grausame und zugleich feige Benehmen, spornte der Junge sein Pferd dem Wilden nach, wobei er in drohender Weise sein Gewehr schwang. Ich wollte ihn zurückrufen, doch ein jäher Schreck machte mich sprachlos, als ich aus dem Bette des Flüßchens, halb versteckt von Weiden, einen berittenen Indianer hervorragen sah, der die Büchse an der Schulter, mit dem Auge den schnellen Bewegungen meines Sohnes folgte, welcher sich ihm mit jeder Secunde näherte. Mir blieb keine Zeit mehr zum Rufen oder Denken, aber schneller wie ein Gedanke sprang ich vom Pferde, und fast in demselben Augenblick krachte auch meine Büchse. Es war ein gewagter Schuß, doch das Glück hatte meine Kugel in ihrem Laufe gelenkt, denn die Waffe, welche das Leben meines Sohnes bedrohte, entglitt den Händen des Wilden und verschwand, sich im Falle entladend, in den Wellen des Baches. Der Indianer riß sein Pferd herum, und als dasselbe am jenseitigen Ufer hinaufsprang, wankte er im Sattel, griff mit den Händen in der Luft umher und stürzte dann lautlos auf die Erde.

Der Tod eines der Ihrigen führte eine schnelle Entscheidung herbei; zwei Indianer ritten schleunigst zu ihrem gefallenen Gefährten, hoben ihn vor den einen auf's Pferd, der sich sogleich in größter Eile mit seiner Last entfernte, während der andere, ein alter einäugiger Krieger, sich mir zuwendete, und mit gräßlich verzerrten Gesichtszügen drohend die mit dem Tomahawk bewaffnete Faust zeigte. So weit es auch hin war, so vermochte ich doch den Rachedurst zu erkennen, der aus seinem einzigen Auge glühete, ja ich gestehe es, ich fürchtete mich vor dem Menschen, der mir auf seine Weise zu fluchen schien, und zweifele ich nicht, daß der erschossene Indianer der Sohn dieses alten Kriegers war. Vor meinem Gewissen fühlte ich mich vollständig gerechtfertigt über meine That, denn mein rasches Handeln hatte ja meinem Sohne das Leben gerettet; doch der Fluch des Wilden ist an mir in Erfüllung gegangen, und zwar in höherem Grade, als er es selbst jemals ahnen konnte.

Als dieser Letzte, wie seine Gefährten, auf der weiten Ebene verschwunden war, begannen wir sogleich unsere Heerde zu sammeln; mit dem Aufbruch zögerten wir indessen, um den ermatteten Thieren einige Ruhe zu gönnen, bis gegen Abend. Mit raschem Schritte begaben wir uns alsdann auf den Heimweg, und kamen bald an den getödteten Rindern vorbei, welche von den Wölfen und Geiern in einen solchen Zustand versetzt worden waren, daß wir das Fleisch als unbrauchbar zurücklassen mußten. Gegen Morgen rasteten wir abermals einige Stunden, und erreichten endlich gegen Abend unsere Colonie, wo wir mit unbeschreiblichem Jubel von den Unsrigen empfangen wurden, die während unserer Abwesenheit in Verzweiflung und Besorgniß geschwebt hatten.

Von nun ab wurde unsere Wachsamkeit wo möglich noch verstärkt; Blut war vergossen worden und mit Sicherheit konnten wir auf die Rache der Indianer rechnen. Der Winter verstrich indessen, ohne daß uns Grund zu größerer Besorgniß gegeben worden wäre; der Frühling kleidete Wiesen und Felder in neues Grün, und nur durch die Aufrechterhaltung der Vorsichtsmaßregeln wurden wir an die früheren Unfälle erinnert. Mit froher Zuversicht bestellten wir unsere Aecker, und mit Stolz beobachteten wir das Gedeihen unserer Heerden. Außer einigen Feldmessern und Kettenträgern bekamen wir weder rothe noch weiße Menschen zu Gesicht, und von diesen erfuhren wir, daß das Staatseigenthum, auf welchem wir uns angebaut hatten, nunmehr bald in die Hände der Speculanten übergehen würde, wenn wir es nicht vorziehen sollten, als zuerst Berechtigte, den Boden unserer Ansiedelung direct vom Staate, für den gewöhnlichen Preis von 1¼ Dollar für den Morgen, käuflich an uns zu bringen. Geringe Sorgen entsprangen uns aus dieser Nachricht, denn so viel Geld oder Geldeswerth hatte Jeder von uns schon erübrigt, um sich einen giltigen Besitztitel über achtzig oder hundertundzwanzig Morgen Land verschaffen zu können, und die Aussicht auf eine dichtere Bevölkerung in unserer Nachbarschaft konnte nur erfreulich und erwünscht sein.

Ein neuer Ansiedler war wieder bei uns angelangt, und verstand es sich von selbst, daß wir Alle ihm bei der Errichtung eines Blockhauses hilfreiche Hand leisteten. Bei der Anzahl von kräftigen Armen, die wir schon zu stellen vermochten, kostete es uns nur die Arbeit von einigen Tagen, um der angekom-

menen Familie ein Obdach zu verschaffen. — Da jeder Zuziehende sich nur an der äußersten Grenze unserer Farmen anbauen konnte, und dabei auch auf die Lage des Bodens und die Nähe des Wassers Rücksicht zu nehmen hatte, so befanden sich die letzten Häuser schon in ziemlicher Entfernung vom Mittelpunkte, oder vielmehr von den ältesten Wohnungen unserer Colonie. Um daher beim Bau eines neuen Hauses Zeit und einen weiten Weg zu sparen, übernachteten die meisten der Arbeiter im Freien zwischen den gefällten Baumstämmen, während ein anderer Theil des Abends dem heimathlichen Herde zueilte. Es war am Abend des zweiten Tages harter Arbeit, als ich, die Axt auf der Schulter, begleitet von meinem ältesten Sohne, den nächsten Weg durch die Wiesen nach unserer Hütte einschlug. Wie immer, freute ich mich auch an diesem Abend auf den Empfang meiner Familie und beschleunigte deshalb meine Schritte. Ungefähr die Hälfte des Weges hatte ich zurückgelegt, als einer meiner jüngeren Söhne, der mit den anderen Knaben den Tag bei den Heerden zugebracht, mir athemlos entgegenkam und ausrief: „Die Mutter ist krank und die beiden Pferde sind von den Indianern geraubt worden!“ Anfangs stand ich wie versteinert, ich fürchtete dem Kinde Fragen vorzulegen, sammelte mich aber gleich wieder und lief, so schnell mich meine Füße zu tragen vermochten, meiner Wohnung zu. In wenigen Minuten war ich dort, sprang an der Stelle vorbei, wo meine besten Pferde, die ich nie zur Heerde ließ, zu stehen pflegten, sie waren verschwunden; doch dieses nicht beachtend, stürzte ich in die Stube, wo ich mich durch einen Blick überzeugte, daß Keiner der Meinigen fehlte. Ohne ein Wort zu sprechen, aber innig beglückt, reichte ich meiner Frau, welche den jüngsten zweijährigen Sohn auf ihren Knien hielt, die Hand, und dann erst gewahrte ich die schreckliche Blässe, welche ihre sonst so lebensfrischen Gesichtszüge bedeckte. Ich war tief bewegt und beobachtete sie traurig, als sie mir mit leidender Stimme die Erlebnisse des Tages erzählte. Als nämlich nach Beendigung der Mittagsmahlzeit die größeren Knaben, jeder von ihnen ausgerüstet mit einem tüchtigen Stück Brot, der ältere auch noch mit einer Büchse bewaffnet, fröhlich lärmend wieder zu den Heerden geeilt waren, hatte sich meine Frau in den an's Haus stoßenden Garten begeben, um dort Unkraut auszujäten. Unsern jüngsten Sohn hatte sie in den Schatten einiger jungen Maisstauden gelegt, wo derselbe bald in Schlaf verfiel. Nach Verlauf einer kurzen Zeit ging die fleißige Hausfrau in die Hütte, um auch dort ihre Arbeiten nicht zu vernachlässigen, und da sie den fest schlummernden Kleinen nicht wecken wollte, die Stelle aber, wo derselbe schlief, vom Hause aus vollständig übersehen konnte, so ließ sie ihn ungestört auf seinem schattigen Lager. Plötzlich rief ein leises Schnauben der Pferde sie an's Fenster, und einen Blick durch dasselbe werfend, gewahrte sie zu ihrem namenlosen Schrecken den Kopf eines Indianers, der kaum zehn Schritte von dem schlafenden Kinde aus dem Maisfelde kroch. Was die arme Frau bei diesem Anblicke empfand, brauche ich Ihnen wohl nicht zu beschreiben, sie blieb indessen vollkommen im Besitze ihrer Ueberlegung. Um den Versteck des Kindes dem Wilden, dessen Absicht sie nicht kannte, nicht zu verrathen und es ihm dadurch preiszugeben, hütete sie sich wohl, ihre Wachsamkeit durch die geringste Bewegung kund werden zu lassen, ja noch mehr, sie schlich leise in den Winkel, wo unsere Hunde schnarchten, und fesselte dieselben an einen Block, worauf sie meine Büchse ergriff und sich hinter der Thür so aufstellte, daß sie das Kind überwachen konnte. Der Indianer war unterdessen kriechend bis in die Mitte des Hofes gelangt, wo dichte Klettenbüsche ihn verbargen, als ein zweiter Kopf sich aus dem Maisfelde schob, der, nach dem Hause hinüberblickend, meiner Frau ein gräßlich bemaltes einäugiges Gesicht zeigte. — Da sie mein früheres Zusammentreffen mit einem auf diese Weise gezeichneten Indianer kannte, so wurde ihr Entsetzen jetzt noch gesteigert; doch mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft vermochte es die treue Mutter, ihre Gefühle zu unterdrücken. Es war ihr nicht fremd, daß das Erwachen des Kindes dasselbe in die Hände der Räuber liefern mußte, die sich an diesem Tage freilich nur das Stehlen von Pferden zur Aufgabe gemacht zu haben schienen, aber auch gewiß nicht die Gelegenheit versäumt haben würden, ein weißes Kind mit zu ihrem Stamme zurückzubringen. In Todesangst bewachte also meine Frau mit der Büchse in der Hand den schlummernden Knaben, wobei sie durch die Thürspalte die Bewegungen der Wilden beobachtete oder leise den Hunden drohte, welche unruhig zu werden begannen. Die beiden Indianer hatten sich vorsichtig den Pferden genähert; dieselben

schnaubten anfangs wild und ungefügig, ließen sich dann aber ruhig den Lasso um den Hals schnüren und folgten willig den Räubern, die geräuschlos in das Bett des nahen Baches glitten und sammt ihrer Beute hinter dem dichten Buschwerke verschwanden. Um nicht durch voreiliges Geräusch die Gefahr zurückzurufen oder die Aufmerksamkeit von vielleicht noch in der Nähe weilenden Indianern zu erregen, veränderte meine Frau nicht eher ihre Stellung, als bis das Kind erwachte und nach ihr rief. Die Büchse fallen lassend, stürzte sie zu demselben hin, und schnell wie ein Gedanke war sie mit ihm in's Haus zurückgekehrt, hatte die Thür hinter sich verschlossen, und nun erst stellten sich die Folgen der Todesangst ein, welcher meine Frau so lange ausgesetzt gewesen. Eine schmerzhafte Lähmung befiel ihren ganzen Körper, doch schleppte sie sich mit dem Kinde und den Waffen noch auf den Hausboden, von wo aus sie durch die Oeffnungen im Dache die nächste Umgebung genau übersehen konnte. Erst gegen Abend, als das Vieh und hinter diesem unsere muthwilligen Söhne, um welche sie ebenfalls in größter Sorge geschwebt hatte, heimkehrten, hielt sie die Gefahr für abgewendet; sie stieg hinab, öffnete das Haus und sendete mir sogleich den Knaben entgegen.

Trotz unserer großen Vorsicht waren mir und einigen meiner Nachbarn also wieder Pferde geraubt worden. Dieses Mal schloß ich mich den Nachsetzenden, und wie sich auswies, den vergeblich Nachsetzenden nicht an; der Zustand meiner Frau bekümmerte mich zu sehr. Die Angst um ihr Kind hatte den Keim einer tödtlichen Krankheit in ihre Brust gelegt, wodurch sie auf mehrere Wochen an's Bett gefesselt wurde; sie erholte sich zwar wieder etwas, doch nach vier Monaten ging der Fluch des Wilden an mir in Erfüllung, ich stand mit meinen fünf Söhnen am Sarge meiner braven, getreuen Lebensgefährtin. Ich begrub sie auf einer Schwellung der Prairie, die ich von meiner Hausthür aus übersehen konnte. Um das Grab zog ich von starken Pfosten eine Einfriedigung, befestigte an derselben ein Brett, und da ich selbst nicht gut schreiben kann, so zeichnete ein Nachbar den Vor- und Zunamen meiner Frau auf dasselbe. Auch den Tag ihrer Geburt und ihres Todes ließ ich aufschreiben, so wie einen schönen Spruch aus der Bibel. Ich bin kein Meister im Lesen, doch wenn ich jeden Morgen von meiner Hütte aus, die Blicke nach der Ruhestätte meiner so braven Frau hinübersendete, dann las ich wie in einem Buche die Beschreibung der glücklichen Tage, die ich mit ihr verlebte, aber auch der Einsamkeit, in welche ich durch ihren Tod versetzt war.

Nur noch ein Mal sah ich die Prairieblumen auf dem Grabe blühen. Besorgt um meine Söhne, die schon anfingen ihre Rachepläne zu schmieden, den Comancheindianern ewige Feindschaft gelobt hatten, und dadurch sehr leicht hätten zu Grunde gehen können, verkaufte ich eines Tages mein Eigenthum an einen einwandernden Geistlichen. Die Sachen, von denen ich mich ungern trennen mochte, packte ich auf einen, von vier tüchtigen Pferden gezogenen Wagen, und trat dann auf der Gilastraße die lange Landreise nach Californien an.

Ein interessantes Erlebniß aus einer früheren Reise, die der Verfasser als Begleiter des Herzogs Paul Wilhelm von Würtemberg gemacht, erzählt er wie folgt:

Viele Jahre sind nun schon verflossen, seit ich die nördlichen Felsengebirge zum letzten Male sah; es geschah, als ich den geistreichen und unternehmenden Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg auf seinen Reisen begleitete, und mich mit demselben auf der Heimkehr von Fort Laramie befand. Schnell und ungestört hatten wir den langen Weg vom Missouri nach den Rocky Mountains zurückgelegt; auf der Heimfahrt waren wir dagegen weniger begünstigt, denn dieselbe glich im vollen Sinne des Wortes nur einer Reihe von Abenteuern und Unglücksfällen. Versetzen wir uns im Geiste drei Tagereisen weiter östlich von den Scott Bluffs, an die Stelle, wo die Straße den Nordarm des Nebrasca verläßt, in einer wilden Schlucht, Ash Hollow, aufwärts auf die hochgelegene Ebene hinauf und über diese hinweg an den südlichen Arm des eben genannten Flusses führt. Es war im Spätherbst; der Herzog, der auf solchen Reisen, mit an Tollheit grenzender Kühnheit, selten mehr als zwei Begleiter bei sich hatte, zählte in seinem Gefolge nur meine Wenigkeit, indem wir unsern dritten Gefährten, einen eben so unerfahrenen Prairiewanderer, wie auch ich damals noch war, auf unbegreifliche Weise auf der Hinreise schon verloren hatten. Welche Stütze ich für den Herzog bildete, läßt sich daraus entnehmen, wenn ich anführe, daß dieses

mein erster Besuch in den Grassteppen war, und ich also mit vollem Rechte die bei alten Reisenden gebräuchliche Bezeichnung eines „Grünen“ verdiente. Trotzdem ein heftiges Fieber mich täglich schüttelte, verlor ich doch keineswegs meinen guten Muth, der durch das Benehmen des gegen Gefahren und Entbehrungen gleichgiltigen Herzogs noch gesteigert wurde. Wir hatten also vor der Mündung der Ash Hollow die Nacht zugebracht, kamen aber mit unserm beabsichtigten frühen Aufbruch nicht zu Stande, einestheils, weil wir noch einen Besuch von dem in unserer Nähe lagernden Fitzpatrick und mehreren Oglala-Indianern erhielten, dann aber auch, weil uns die kunstgerechte Verpackung einiger Stücke frischen Büffelfleisches etwas Zeit raubte. Es war mithin schon spät, als wir in die Ash Hollow einlenkten, wo wir abermals Zeit verloren, indem wir, Angesichts einiger grasenden Büffel, unsere Jagdlust nicht zu zügeln vermochten. Auf diese Weise erreichten wir also gegen Mittag erst die Hochebene, und dann blieben uns noch ungefähr fünfzehn Meilen bis zum nächsten Wasser, dem südlichen Arm des Flusses, zurückzulegen. Der Herzog fuhr in einem leichten, mit zwei Pferden bespannten Wagen, während ich ein sehr kräftig gewesenes Pferd ritt und meine Aufmerksamkeit zugleich einem Maulesel zuwendete, den wir zur Aushilfe mitgenommen hatten. Trotz der großen Eile, mit welcher wir gereist waren, stellte sich die Dämmerung schon ein, als wir uns dem Flusse näherten. Meinen Vorschlag, auf dem linken Ufer zu übernachten, verwarf der Herzog, aus dem natürlichen Grunde, weil sich kein Gras für die Thiere daselbst befand; ich mußte also vor dem Wagen hinab in den Fluß reiten, um die Richtung der Furth zu halten, was bei der sich schnell einstellenden Dunkelheit keine geringe Mühe kostete. Alles ging gut, bis wir in die Mitte des Stromes gelangten; verfehlte ich nun daselbst die Richtung, oder standen die Pferde einen Augenblick still, ich weiß es nicht; kurz, ich sah nur, daß die Räder so tief in den losen Treibsand sanken, daß nur der Kasten des Wagens noch über der Oberfläche des Wassers blieb und die Pferde mit Aufbietung ihrer ganzen Kräfte ihre Last nicht mehr zu bewegen vermochten. Wir steckten in einer schlimmen Lage, denn zu der Finsterniß gesellte sich noch ein feiner Regen, der gewiß nicht dazu diente, das Unglück erträglicher zu machen. Wir verloren indessen keine Zeit mit nutzlosen Versuchen; von meinem Pferde herab spannte ich die Wagenpferde aus, der Herzog reichte mir aus dem Wagen das Leder eines indianischen Zeltes und ein Beil, worauf ich mit den Thieren meinen Weg an's Ufer suchte. Er selbst beabsichtigte, trotz der Gefahr, vollständig zu versinken oder fortgewaschen zu werden, die Nacht im Wagen zuzubringen.

Ich erreichte ohne weitern Unfall das Ufer, entledigte die Pferde sogleich ihrer Geschirre, überließ sie der Freiheit und schaute dann zurück nach dem Herzog und seinem Wagen. Pechschwarze Nacht lagerte auf dem Flusse, der Regen fiel in feinen Tropfen, aber sehr dicht; die Verbindung zwischen uns war abgeschnitten, ja, wir konnten einander nicht einmal zurufen. Die durch die Nässe verursachte Kälte weckte mich aus meinen Sinnen, ich wickelte mich in das Zeltleder, warf mich auf den nassen Boden, umklammerte mit der rechten Hand den Griff meiner einzigen Waffe, des Beils, und schlief ungeachtet des Regens, der Kälte und des Hungers bald ein. Es begann schon zu tagen, als ich erwachte; meinen ersten Blick sendete ich hinüber nach dem Flusse, und zu meiner größten Freude stand der Wagen noch so da, wie ich ihn am Abend verlassen hatte; mein zweiter Blick galt den Pferden, auch diese waren noch vorhanden, sie weideten ruhig in der Entfernung einer halben Meile; ich faßte dann meinen eignen Zustand in's Auge und fand, daß mich furchtbar fror; es regnete zwar nicht mehr, dafür sauste aber ein kalter Nordwind über die Ebene, der mich bis in's Mark erbeben machte. Um mich daher zu erwärmen, zog ich die Lederhülle dicht um mich zusammen, ließ nur eine kleine Oeffnung für die Augen und versuchte weiterzuschlafen. Als ich so lag und meine Blicke in die Ferne, und zwar am Strom hinauf richtete, glaubte ich auf der Ebene eine Bewegung wahrzunehmen; ich täuschte mich nicht, denn nach einiger Zeit bemerkte ich deutlich mehrere Punkte, die sich mir augenscheinlich näherten. Lange blieb ich im Unklaren, ob es Wölfe, Büffel oder Indianer seien, bis ich endlich berittene Männer erkannte; daß es Indianer waren, bezweifelte ich alsdann keinen Augenblick und sah ebensowohl ein, daß wir, in hilfloser Lage, uns gänzlich in ihrer Gewalt befanden, nur ruhig zusehen konnten, wenn sie sich mit unsern Pferden entfernten, und von

Glück noch sagen mußten, wenn sie überhaupt unser Leben schonten oder, was beinahe ebenso schlimm war, uns nicht vollständig ausplünderten und dann dem Elend überließen. Ueber Alles dieses dachte ich nach, als ich, ohne meine Stellung zu verändern, die zehn oder zwölf Schayenne-Krieger beobachtete, die auf mich zusprengten. In der Entfernung von etwa dreißig Schritten hielten sie plötzlich an nnd schauten aufmerksam zu mir herüber, wobei sie laut mit einander sprachen und nach dem Wagen im Fluß hinüberdeuteten. Ich kann es nicht leugnen, daß mir das Blut etwas schneller in den Adern kreiste, doch nahm ich meinerseits Zuflucht zu einer Art Kriegslist, und stellte mich, um nicht aus der Ferne todtgeschossen zu werden, schlafend, während ich mit der rechten Hand das Beil und mit der linken mein langes Schlachtmesser fest umklammerte. Die scharfen indianischen Augen endeckten indessen bald, daß mein Schlaf ein verstellter war, denn als ich kaum merklich mit dem einen Auge nach ihnen hinblinzelte, fing der eine wilde Krieger laut zu lachen an, wies mit der Hand nach mir hin und sprang nachlässig vom Pferde. Ich richtete mich schnell auf und schritt auf die wilden Gestalten zu, wobei ich ihnen als Zeichen des Friedens meine Hand entgegenreichte. Jeder Einzelne von ihnen erwiederte meinen Händedruck, und schien meine Absicht vollkommen zu verstehen, als ich sie durch Zeichen dazu aufforderte, uns beim Herausschaffen des Wagens aus dem Wasser behilflich zu sein. Sie sagten mir ihren Beistand zu, drückten aber dabei den Wunsch aus, noch vor dem Beginn der Arbeit durch eine „Tasse warmen Kaffee mit sehr viel Zucker“ gestärkt zu werden. Ich war gezwungen, die Foderung zu bewilligen; ich bestieg daher ein Pferd und ritt zu dem Herzog in den Fluß, um zu berathen, welches Benehmen unter solchen Umständen am besten einzuschlagen sei. Den Herzog fand ich ganz wohlbehalten in seinem Wagen sitzen, den er förmlich in eine kleine Festung umgewandelt hatte; um ihn herum lagen Büchsen, Doppelflinten und Pistolen, und er selbst schien ganz und gar nicht geneigt, sein Eigenthum ohne Kampf aufgeben zu wollen, oder auch nur Jemand außer mir bis in seine Nähe gelangen zu lassen. Ich erzählte ihm mein Uebereinkommen mit den Wilden, und er fand dasselbe den Umständen angemessen; er reichte mir Kaffee, Zucker und Kessel, und als ich dem Ufer wieder zuritt, rief er mir nach: „Trauen Sie keinem Indianer, sondern seien Sie auf Ihrer Hut.“ —

Als ich wieder bei den Wilden anlangte, brannte schon ein Feuer von Büffeldung bei ihnen, und wenige Minuten nachher waren alle Vorbereitungen zu einem wärmenden Kaffee getroffen. Es gibt überhaupt keine dienstfertigeren und gefälligeren Menschen, wie die Indianer, wenn es ihrem eigenen Interesse gilt. So hatten sie auch bald den Mangel eines schützenden Zeltes empfunden, und als sie das alte Zeltleder da liegen sahen, und erfuhren, daß auch Stützen zu demselben im Wagen vorhanden seien, ritt Einer von ihnen in den Fluß und forderte dieselben von dem Herzog in meinem Namen, der dann auch so freundlich war, die Bitte zu gewähren. Mit geübter Hand schlugen die unverschämten Wilden das Zelt über dem Feuer auf; bald darauf saß ich mit einem halben Dutzend der braunen Krieger in dem engen Raume zusammengedrängt, und fühlte mich sehr wohl vor der wärmenden Gluth und dem duftenden Kaffee; die Friedenspfeife kreiste, fand ihren Weg aus dem Zelte, wo Diejenigen zusammengekauert saßen, die innerhalb des Obdachs keinen Raum mehr fanden, dann kehrte sie zurück, und machte wieder die Runde, bis der Kaffee endlich fertig war. Alle fanden Geschmack an dem schwarzen Getränk; eine neue Auflage wurde gewünscht und verabreicht, worauf ich mit der Verhandlung über die in Aussicht stehende Arbeit begann. Auf ganz verbindliche Weise gaben mir die Indianer indessen zu verstehen, daß es noch viel zu früh sei, an dergleichen zu denken, und daß ich nur vorher Jedem von ihnen eine Handvoll Kaffee und zwei Händevoll Zucker geben möge, eine Forderung, die zu erfüllen unser ganzer Vorrath nicht ausreichend gewesen wäre. Ich versprach indessen, mein Möglichstes zu thun, wenn der Wagen erst auf dem Ufer stehe, doch fand das wenig Anklang bei meinen Gästen; mit unerschütterlicher Ruhe blieben alle in der gemächlichen Lage, und als sie meinen wachsenden Unmuth bemerkten, hielten sie mir, um mich zu trösten, einigemal außer der Reihe die Pfeife hin. So schmeichelhaft diese Ehrenbezeigung auch war, so beruhigte mich dieselbe doch nicht im Geringsten, und immerfort klangen mir des Herzogs Worte in den Ohren: „Trauen Sie keinem Indianer.“ Wären wir nicht so viele hun-

dert Meilen von den ersten Ansiedlungen entfernt gewesen, so hätte ich die komische Seite unserer Lage vielleicht mehr in's Auge gefaßt, denn da saß ich gleichsam als Gast im eignen Zelte bei der wilden Rotte, trank Kaffee und wärmte meine Glieder, während der Herzog mitten im Flusse hielt und seine Geduld über die lange Zögerung erschöpfte. Allerdings machte ich zweimal den Versuch, einen Indianer mit einem Gefäß voll des wärmenden Trankes zu ihm hinüberzusenden; der Auftrag wurde auch mit der größten Bereitwilligkeit übernommen, jedoch nur in so weit ausgeführt, daß der Bote aufstand, mit den Zeichen des größten Wohlbehagens den Kaffee austrank und mir mit freundlicher Miene die leere Schale zurückgab. Ich muß gestehen, daß so viel Unverschämtheit und grobe Rücksichtslosigkeit meinen Unmuth in eine Art Verzweiflung verwandelte, denn nirgends sah ich einen Ausweg aus dieser peinigenden Lage. Ich stieß die mir gebotene Pfeife zurück, zu welcher Beleidigung man nur lachte, begab mich aus dem Zelte und stellte abermals mit den ernstesten Geberden meine Forderung an die Wilden. In Folge davon entstand eine kleine Bewegung unter ihnen, die indessen nur den Zweck hatte, daß einer der außerhalb kauernden Burschen in's Zelt kroch, dort meinen Platz einnahm und es mir überließ, mich im Freien, so gut wie es mir beliebe, einzurichten. Jetzt war ich auf's Höchste erbittert, ich schmähte die ganze Gesellschaft in deutscher, französischer und englischer Sprache, doch auch dadurch entlockte ich nur Einzelnen ein beifälliges Kopfnicken, der beste Beweis, daß ich nicht verstanden wurde. Einmal glaubte ich schon zu meiner größten Genugthuung, daß es mir gelungen sei, mich in gutem Deutsch verständlich zu machen, denn einer der Wilden bemühte sich mit dem lächerlichsten Ausdruck den ihm beigelegten Titel „Flegel“ zu wiederholen, doch bemerkte ich zu meinem Leidwesen, daß ihm nur der fremdartige Laut des Wortes besonders gefallen habe, und er denselben seinem Gedächtnisse einzuprägen suchte. Ich verwünschte den Fluß, die Prairie und alle Indianer, und blickte in meiner Rathlosigkeit zu dem Wagen hinüber. Plötzlich fesselte ein Reiter, der sich auf den Höhen des jenseitigen Ufers zeigte, meine Aufmerksamkeit; bald tauchten noch mehrere hinter den Hügeln auf, und endlich, zu meiner größten Freude, auch ein mit sechs Maulthieren bespannter Wagen, den ich sogleich für die von Fort Laramie zurückkehrende Vereinigte-Staaten-Post erkannte. Wie durch einen elektrischen Schlag verschwand jetzt meine Niedergeschlagenheit, und nie sah ich einen muthigern Menschen als mich selbst, da ich die Hilfe der Weißen so nahe wußte. Ich sprang zu dem Zelte hin, riß den Vorhang auf und gab den Wilden durch unzweideutige Zeichen zu verstehen, daß sie jetzt mein Haus räumen sollten. Als sie nicht sogleich Folge leisteten, hielt ich ihnen mit lauter und gewiß recht kriegerischer Stimme eine Rede in deutscher Sprache, deren Inhalt ungefähr folgender war: „Wenn Ihr rothes Gesindel nicht augenblicklich an die freie Luft kommt, so haue ich die Stützen des Zeltes um und begrabe Euch unter seinen brennenden Trümmern!“

Wenn die Wilden auch meine Worte nicht verstanden, so erriethen sie doch den Sinn meines geschwungenen Beils, mehr aber wohl noch, daß irgend etwas Ungewöhnliches im Anzuge sein müsse, was mich plötzlich so muthig gemacht habe, denn Einer nach dem Andern wühlten sich die ungebetenen Gäste aus dem räucherigen Raume hervor. Das war meine erste Heldenthat unter den Indianern; stolz blickte ich auf die wilde Bande, die sich gehorsam vor meinem Willen beugte, und wie so mancher Held des Tages dachte ich: „Wenn doch nur ein tüchtiger Künstler hier wäre, der mich in dieser Stellung malen könnte;“ im Geheimen aber wünschte ich mich von ganzem Herzen zurück zu den Fleischtöpfen östlich vom Missouri.

Als die Indianer die kleine Karawane der Weißen erblickten, eilten sie zu ihren Pferden, um durch Herausschaffung des versandeten Wagens den versprochenen Lohn zu verdienen, ich schlug indessen ihre Hilfe aus, und dieselbe Antwort wurde ihnen vom Herzog zu Theil, als sie zu ihm hinritten und ihre Dienste anboten. Die Post nebst den Reitern gelangte unterdessen mit geringer Mühe durch den Fluß; der Fuhrmann, die ihm von dem Herzoge zugesagte Belohnung im Auge, ritt mit vieren von seinen Mauleseln zurück, spannte dieselben vor unsern Wagen, und bald darauf lagerten wir uns mit den neuen Ankömmlingen zum gemeinschaftlichen Frühstück um ein tüchtiges Feuer. Die Indianer waren durch die Ankunft der Fremden um Vieles bescheidener geworden und hielten sich etwas entfernt von uns; wir sorgten aber auch dafür, daß wir mit der Post, die

nur einige Stunden rastete, zugleich aufbrachen. Der Weg war fest und eben, und in raschem Trabe eilten die Pferde mit ihrer Last dahin. Nach kurzer Zeit hatten wir die Wilden aus den Augen verloren, bald darauf aber auch die Post, die um Vieles schneller als wir reiste, und als es dunkelte, und wir an der Straße unser einsames Lager aufschlugen, umgaben uns auf viele Meilen im Umkreise nur noch Schaaren von hungrigen Wölfen und kleine verspätete Büffelheerden.

Literarisches.

O. Ule, die Wunder der Sternenwelt. Leipzig, O. Spamer.

Wir haben unsere Leser bereits im Allgemeinen auf dies Werk verwiesen und kommen noch einmal eingehender darauf zurück. Es ist ein durch zahlreiche Illustrationen erläuterter „Ausflug in den Himmelsraum," wie es auf dem Titelblatte bezeichnet wird. Der Verfasser hat in der That die Form einer Reise gewählt, und man wird dadurch allerdings an die jetzt schon ziemlich vergessenen Schriften Nürnberger's und seinen Uranusphilosophen erinnert. Indeß würde man unserm Verfasser Unrecht thun, wollte man ihn ohne Weiteres mit diesen und andern ähnlichen ephemeren Werken zusammenwerfen. Bei ihm bilden diese Reiseunterhaltungen nur die Einleitung zu den astronomischen Thatsachen; sie sind nicht zu übermäßiger Breite ausgedehnt, treten zuletzt fast ganz zurück und können so für Niemand störend sein. Es ist dem Verfasser überall um die Sache zu thun, und da er die gewählte Form geschickt zu handhaben weiß, so ist um so weniger mit ihm darüber zu rechten; man wird vielmehr dem zustimmen, was er selbst in der Vorrede darüber äußert.

Was nun den Stoff selbst betrifft, so ist seine Anordnung im Ganzen zweckmäßig. Wohl könnte man fragen, warum der Abschnitt „Weltraum" und namentlich die darin enthaltene „Messung der Geschwindigkeit des Lichts" nicht lieber später gegeben ist. Noch steht dem Leser Alles bevor, und schon wird ihm zugemuthet, die Verspätung der Trabantenverfinsterungen Jupiters und die Aberration der Fixsterne in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Nicht minder würde, was über Aether und Wärme des Weltraums gesagt ist, besser an den Schluß des Werkes gehören. Doch sind dies und Aehnliches, wie wir gern zugeben, nur geringe Mängel, die von den Vorzügen des Werkes, als populäre Schrift betrachtet, weit überboten werden. Der Stil ist klar und verständlich; die Schilderungen, wo es erforderlich ist, ausführlich ohne Ueberladung (wir führen beispielsweise nur die Beschreibung des Mondes an, die vierundzwanzig Seiten einnimmt, und bei der die unschwer zu errathenden Quellen gut benutzt sind). In dem Abschnitt über Kometen spricht der Verfasser auch von der „wahnsinnigen" Prophezeiung, die 1857 den 13. Juni als den Tag des Unterganges der Welt durch einen Kometen bezeichnete. Nur zu wahr ist Alles, was der Verfasser über die schamlose, im Interesse des Fanatismus und finstern Aberglaubens verbreitete Lüge sagt, von der nur zu wünschen ist, daß sie **nicht** in Vergessenheit kommen, sondern das beschämende Gefühl bei Allen, die daran geglaubt haben, sich lebendig erhalten möge.

Auch schwierige Gegenstände — und die Himmelskunde ist reich an solchen — weiß der Verfasser mit Geschick zu behandeln, und wenn er Auseinandersetzungen, die ein tieferes Eingehen in die Mathematik erfordern, ganz vermeidet, so thut er Recht daran. Hin und wieder kommen einzelne, meist nicht erhebliche Unrichtigkeiten vor. So hat (S. 320) nicht O. Struve, sondern W. Struve (der Vater) zuerst auf die, aus der Häufigkeit des Vorkommens sich ergebende, Wahrscheinlichkeit einer physischen Zusammengehörigkeit der Doppelsterne aufmerksam gemacht, und wenn der Verfasser darin einen „besonders beschämenden Umstand" für Nikolaus Fuß und andere frühere Gelehrte darin findet, daß sie nicht schon beim bloßen Anblick eines Doppelsternverzeichnisses ihre Zweifel aufgaben, so vergißt der Verfasser, daß solche Verzeichnisse damals nicht vorlagen.

Wenn S. 335 gesagt wird, Argelander habe seine Centralsonne im Sternbilde des Perseus gesucht, und weiterhin Gründe gegen diese Ansicht geltend gemacht werden, so hätte die Billigkeit erfordert anzuführen, daß Argelander selbst sich mit großer Vorsicht darüber äußert und offen zugibt, daß es ihm nicht gelungen sei, durch Rechnung irgend etwas Sicheres darüber zu ermitteln.

Gewiß wird der Verfasser selbst noch manches Derartige auffinden, und eben so gewiß bei einer neuen Auflage diese kleinen Errata verbessern.

Noch hätten wir über die Illustrationen Einiges zu sagen. Ihrer sind 160, ungerechnet die Vignette und eine Sternkarte. Der Verf. entschuldigt sich in der Vorrede, daß durch seine Entfernung vom Druckorte und andere Umstände einzelne nicht die dem Texte ganz entsprechende Stelle gefunden hätten. Erhebliche Versehen der Art sind uns indeß doch

nicht aufgestoßen, und da jedem Bilde durch eine besondere Unterschrift seine richtige Bedeutung gewahrt ist, so können durch ein derartiges Verstellen für den aufmerksamen Leser keine Irrthümer entstehen. Aber eine andere Erinnerung können wir nicht verschweigen. Während viele, ja die meisten Illustrationen zweckmäßig gewählt, so wie gut und sorgfältig ausgeführt sind (wie denn ganz besonders die bildlichen Darstellungen der Sternwarten und der Instrumente alles Lob verdienen), sind manche andere weit weniger gerathen. In Porträts ist der Künstler entschieden unglücklich. Das Zodiakallicht ist viel zu grell; in der Darstellung S. 317 ist der Doppelstern Mizar in reichlich 1 Minute Abstand gezeichnet; der wirkliche Abstand ist aber 14 Secunden. Der Fehler würde nicht auffallen, wenn nicht ein Maßstab auf dem Bilde dargestellt wäre, der doch die Vermuthung einer genauen Darstellung erregen muß. Endlich aber ist für Darstellung der Nebelflecke sehr unglücklich die hier ganz unpassende Linienmanier gewählt. So mußten sie mißrathen, und wir können dem Verfasser nur den dringenden Rath geben, bei einer neuen Auflage diese Manier ganz zu verlassen. Wenn das Eindrucken in den Text bei einer andern Darstellungsweise Schwierigkeiten macht, so ist es wohl besser, sie auf einem besondern Blatte, wie die Sternkarte, als Anhang zu geben. — Das Jupitersbild S. 203 ist gleichsam ein negatives Bild geworden; was hell sein soll ist dunkel, und umgekehrt. Noch manches hier nicht Erwähnte wird der Verfasser selbst finden; wir würden auch diese Mängel nicht erwähnt haben, wären nicht, wie bemerkt, die meisten Illustrationen gut, nicht wenige sogar vorzüglich, wodurch um so mehr der Wunsch motivirt ist, auch die nicht zu lobende Minderzahl mit günstigerm Auge betrachten zu können.

Alles zusammen genommen, kann das Buch jedem, der populäre (nicht spielende oder tändelnde) Belehrung und Unterhaltung sucht, empfohlen werden: er wird finden, was er sucht. Der Verfasser schreite nur rüstig fort; wir bezeugen ihm mit Vergnügen, daß in dem vorliegenden Werke, verglichen mit frühern Publicationen desselben Verfassers, ein Fortschritt nicht verkannt werden kann. Und gewiß, wir haben noch keinen Ueberfluß an guten Büchern in diesem Fache!

Charakteristiken zur Culturgeschichte der Gegenwart. Von Heinrich Orelli. Berlin, Riegel's Verlagsbuchhandlung.

Das vorliegende Schriftchen zeichnet sich durch tiefen Gehalt bei knapper Form vorzugsweise aus. Wir begrüßen in ihm mit Vergnügen den Anfang einer Reihe von Aufsätzen, welche bestimmt sind, die Genesis und den geheimen Entwicklungsgang bedeutender, obgleich häufig wenig beachteter Culturerscheinungen und Culturströmungen der Gegenwart zu enthüllen und zu zeigen, wie in ihnen die Zukunft ihr großes Werk vorbereitet, wie selbst die anscheinend verschiedenartigsten und getrenntesten Persönlichkeiten und Culturrichtungen mit innerster Nothwendigkeit von ein und demselben Zuge zu kommenden Zielen hin, von ein und demselben Principe ergriffen werden, sei es unabhängig von einander, sei es durch historische Einwirkung gleichartiger Zeitideen. Der Verfasser tritt uns aus seiner Schrift als ein tief und allzeitig durchgebildeter Menschenkenner entgegen, welcher mit dem Geistesleben der Menschheit von Anfang der Geschichte wohl vertraut, vor Allem allseitig den geheimen Zusammenhängen moderner Culturströmungen auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft, so wie des Staates und der Gesellschaft nachgegangen ist. Seine, unsere Zeit verstehen zu lernen, ist ihm, das sieht man, seit lange die Hauptaufgabe gewesen und er hat dafür mannigfache Quellen aufzuspüren gewußt, die nur dem Eifer des Mitlebenden herbeizuschaffen möglich sind. Das vorliegende erste Heft zeigt, wie ein ernstes erweckendes Princip, das der Beobachtung, alle Lebensgebiete zu durchdringen beginnt und namentlich auch das innerste Trachten der Kunst verändert. In vortrefflicher Weise wird dies an dem Entwicklungsgange der vergnüglichen Malerschule von Düsseldorf gezeigt, welche aus einer phantastischen Romantik, wobei sie den inneren Gehalt mit einem Scheine der Wirklichkeit zu umhüllen und so naturgemäß zu machen strebte, immer mehr und mehr zur Verwirklichung realer Aufgaben getrieben wurde, bis Georg Bleibtreu aus ihr hervorging, der in seiner großartigen Darstellung der Freiheitskriege seine Gestaltungsgabe dem innersten Streben der Zeit dienstbar machte. Auf die äußere und innere Entwicklung dieses Künstlers und die verschiedenen Perioden seines Stiles und Strebens wird alsdann ausführlicher eingegangen. Dem Idealisten Bleibtreu setzt darauf der Verfasser den Realisten Scherenberg entgegen. Er zeigt, wie bei dieser einzelnen Dichterpersönlichkeit sich in überraschender Weise dieselbe Entwicklung wiederholt, welche die Düsseldorfer Malerschule im Großen und Ganzen durchgemacht hat. Man gewinnt aus den Schilderungen des Verfassers ein lebendiges und anschauliches Bild von der Eigenthümlichkeit und dem Wissen der beiden berühmten Künstler, des Malers und des Dichters, und von ihrer Stellung zur Zeit.



Frühere Tage.

Erinnerungen aus der Heimath

von

Heinrich Smidt.

I.

Meine Vaterstadt ist noch ein Kind, im Vergleich mit vielen Städten des ehemaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Sie hat keine Geschichte, aber viele Geschichten, und von diesen will ich einige aus den Tagen meiner Jugend heraufbeschwören.

Die Stadt liegt am Fuße eines Hügels. Die Straßen sind freundlich und licht. Die Häuser bequem und hell. Der breite Strom, welcher daran vorüberbraust, verleiht ihr Leben und Bewegung. Der Wald, der sich rückwärts an den Hügel lehnt, verspricht Einsamkeit und Ruhe.

Auf der Spitze des Hügels steht ein Haus, von drei Linden beschattet. Es ist mein Vaterhaus und in demselben schlummern die Träume meiner Kindheit. Wenn mich die Mühen und Sorgen des Lebens erdrücken wollen, flüchte ich in Gedanken dahin und rufe die alten Erinnerungen wach, die gleich holden Genien in jeder Ecke auftauchen und mich anlächeln, bis sie den Sturm in meinem Innern beschwichtigt und mir eine Meeresstille und glückliche Fahrt bereitet haben.

Der jetzige Besitzer des Hauses hat die Gestalt desselben verändert. Er hat den altmodischen Giebel abtragen und ein flaches Dach erbauen lassen, worauf er hin- und herspaziert und, wie er sagt, die Umgegend beherrscht. Mir waren der Giebel und die darin befindliche Kammer eine Welt, worin ich unbeschränkt herrschte und regierte.

Die Kammer wurde von einem kleinen Fenster nothdürftig erhellt. Aber es gewährte eine reiche Fernsicht und ich konnte in sämmtliche Straßen der unter mir liegenden Stadt hinabsehen.

In den Häusern, die in diesen Straßen standen, lebten viele, mannigfach geartete Menschenkinder beisammen. Da war keine Stube, worin nicht ein fortlaufender Roman spielte. Wer es verstanden hätte, durch die äußere Hülle der Romanfiguren in das Innere derselben zu schauen und dies an das Licht zu bringen, der würde einen Schatz gehoben haben, reicher und mannigfaltiger, als ihn jener Zauberberg umschließt, dessen Inneres mit Gold und edlen Steinen angefüllt ist. Mir sind einige jener Blicke gelungen. In einsamen Stunden, von Niemandem beobachtet, sah ich hinab in die Straßen, schaute durch die Fenster in die Häuser, und den Menschen, die darin waren, blickte ich durch die Augen grade in das Herz. Das ist der Schacht, den ich erschließen will. Sesam, thue Dich auf! —

An dem westlichen Ende der Stadt lag, hart am Strome, ein Schiffswerft. Er ward zum goldenen Anker geheißen und gehörte seit undenklichen Zeiten bis zum Ur-Urgroßvater hinauf dem Thomas Reich. Wann der Werft angelegt worden und woher der Thomas Reich eigentlich kam, der ihn erblich besaß, das wußte Keiner. Es fragte auch Niemand darnach. Aber beide Dinge waren vorhanden, und der Ankerwerft und sein Baas, der Thomas Reich, waren zwei untheil-

bare Dinge. Der Himmel fügte es, daß der jedesmalige Besitzer stets einen Sohn hatte, der bei seinem Ableben als Doppelerbe der Werft und des Namens eintrat, und das dauerte so lange, bis man das Eine ohne das Andere sich gar nicht mehr denken konnte.

Da legte der Teufel ein Ei in die Wirthschaft. Es war einmal wieder ein Thomas Reich am Ruder. Der sehnlichst erwartete Erbe war geboren und der Anker, welcher sich über der Eingangspforte des Werftes als ein Wahrzeichen erhob, hatte einen neuen Anstrich bekommen. Es geschah dies jedesmal bei dem freudigen Familienereigniß. Der junge hoffnungsvolle Erbe lachte frisch und fröhlich in die Welt hinein, als plötzlich und unerwartet die Kunde erscholl: dem Werftherrn Thomas Reich sei ein zweiter Sohn geboren!

Der beglückte Vater stand, wie vom Donner gerührt. Die Mutter, fest mit den Ueberlieferungen des Hauses verwachsen und an denselben festhaltend, wie an das Evangelium, wurde über die Maßen traurig. Sie widmete dem Neugeborenen jede nur denkbare mütterliche Sorgfalt; aber sie fürchtete denselben als einen Störer des Familienglückes und schlummerte nach einigen Jahren mit einem tiefen Seufzer in das Jenseits hinüber.

Thomas Reich, der Vater, trug sein Geschick mit Gelassenheit. Der denkwürdige Fall war in der Bibel, die auch als Familienchronik diente, verzeichnet worden und am Schlusse derselben stand: „Ich will tragen, was mir auferlegt wird, und küsse in Demuth die Hand, welche mich züchtigt.“ Als der ehrsame Werftherr in diesen Worten ausgedrückt hatte, daß er den ihm gewordenen Segen für einen Unsegen halte, aber sich dem Geschicke beuge, wie es einem frommen Christen gezieme, sagte er zu sich selbst:

„Mir ist doppelt gegeben, also muß ich auch doppelt meine Pflicht thun. Es soll kein Unterschied sein zwischen Beiden. Aber das alte Recht muß in Ehren bleiben. Es soll auch fortan nur einen Werftherrn geben, und das ist der Thomas.“

Das Wort wurde gesprochen und gehalten. Der ältere Knabe, Thomas, und der jüngere, Rudolf, erhielten eine gleiche Erziehung. Sie lernten aus denselben Büchern und wurden von dem Vater zu rechtschaffenen Schiffszimmerleuten ausgebildet. Beide verstanden ihr Handwerk aus dem Grunde und konnten es mit jedem Gesellen aufnehmen. Auch vertrugen sich die Brüder leidlich. Sie lebten noch in der harmlosen Zeit einer glücklichen Jugend und von dem Mein und Dein, welches so viele Familienbande zerreißt, hatten sie bis dahin sehr unvollkommene Begriffe.

Sie sollten ihnen beigebracht werden.

Auf dem Ankerwerft scharwerkte ein alter Kerl umher, der mehr um der Barmherzigkeit, als um seiner Geschicklichkeit willen, geduldet ward. Er mußte thun, was die Andern nicht mochten, und war obenein das Ziel endloser Neckereien. Das wurmte dem Alten, der ursprünglich eines wohlhabenden Mannes Sohn war und durch eigene Schuld in diese traurige Lage gerieth. Jede Kränkung steckte er mit einer Verwünschung ein und nahm die Gelegenheit wahr, sich zu rächen, so oft er es vermochte. Auf den Werftherrn, der ihn mit großer Geringschätzung behandelte, hatte er es besonders abgesehen und manches schöne Stück Bauholz hatte er ihm verdorben, indem er es mit schädlichen Ingredienzien bestrich, die es zernagten.

Nun aber war eine prächtige Gelegenheit vorhanden, dem alten Grolle Luft zu machen. Der schiefe Sandel, wie der alte Taugenichts hieß, richtete sein Augenmerk auf die Söhne und dachte bei sich selbst:

„Wenn ich die beiden Jungen zusammenhetzen könnte, daß sie sich die Augen aus dem Kopfe kratzten, wäre es des Alten Tod und mit der Ankerwerftsherrlichkeit hätte es ein Ende.“

Schlau machte sich der alte Sandel an sein Werk. Er fesselte die Knaben an sich, indem er sich zur Zielscheibe ihrer Thorheiten hergab und sie noch dazu ermunterte, wenn sie nachließen, indem er versicherte, es könne ihm kein größeres Vergnügen begegnen, als von ihnen gehänselt oder gepufft zu werden. Insgeheim aber, wenn der Thomas allein bei ihm war, sagte er zu diesem:

„Ich meine eigentlich nur Dich, denn Du bist hier der wahre Herr und Gebieter, dem Alles gehört. Nimm Dich aber vor dem Rudolf in Acht. Er hat es faustdick hinter den Ohren und gönnt Dir nicht das Weiße im Auge.“

Diese böse Saat fiel in einen fruchtbaren Boden. Noch üppiger aber schoß sie in dem Herzen des Rudolf auf, als der schiefe Sandel zu diesem gesagt hatte:

„Der Thomas hat es nicht gut mit Dir im Sinn. Er gönnt Dir Deinen Antheil

am Vatererbe nicht und bringt Dich darum, so wahr ich der schiefe Sandel bin. Darum halte Deine Augen offen. Es ist für Dein Bestes, daß ich es sage."

Vater Thomas Reich erkannte das Unheil, welches der schiefe Sandel angerichtet hatte, zu spät. Er jagte den alten Sünder zum Teufel, allein die Saat des Mißtrauens hatte bereits tiefe Wurzel gefaßt. Der gute Werftherr härmte sich, als er sah, daß sein Mühen, das geschehene Uebel wieder gut zu machen, vergeblich war und welkte sichtlich dem Grabe zu. Als seine Stunde gekommen war, ließ er die Söhne zu sich rufen. Er mahnte sie zum letzten Male zur Eintracht und zum Frieden, küßte sie zum Abschiede, legte seine zitternden Hände auf ihre Häupter und schloß die lebensmüden Augen.

Schweigend hatten die Brüder die Ermahnungen des Vaters angehört. Keiner entgegnete ein Wort. Als sie von dem Kirchhofe heimkehrten und die Leidtragenden sich entfernten, traten sie sich gegenüber und der Rudolf sagte:

„Wir sind gleichberechtigt zu dem Erbe, das uns der Vater verlassen hat, und ich hoffe, Du wirst klug genug sein und mir keine Hindernisse in den Weg legen, denn diese würden Dir übel bekommen. Ich verlange die Hälfte als mein Recht und nimm Dich in Acht, wenn Du es anzutasten wagst."

Diese Worte hörte der Thomas mit großem Gleichmuthe an und sagte dann mit schneidender Kälte:

„Der Ankerwerft ist bei einem Thomas Reich gewesen, so lange er existirt und er wird bei demselben bleiben, ohne daß auch nur ein Hobelspahn davon genommen werden darf. Du wirst mit einem Stück Geld abgefunden und mußt Dich damit begnügen. Wenn Du das ausschlägst, bekommst Du gar nichts. Darauf verlasse Dich. Und nun gehe, wohin Du willst. Mich soll es nicht kümmern."

So schieden die Brüder in Unfrieden. Thomas blieb auf dem Werft am Westende der Stadt. Rudolf ging zu einem andern Meister am Ostende, der ihn zum Helgenbaas annahm. Als Rudolf festen Fuß gefaßt hatte, begann er damit, sich sein Recht zu erstreiten. Ein Winkeladvocat war bald gefunden, der die Gluth schürte, wenn sie zu verlöschen drohte, und die Flammen hoch emporwirbeln ließ, wenn sie sich scheinbar senkten. Aber je heller ein Feuer leuchtet, um so mehr verzehrt es, bis am Ende nichts mehr übrig bleibt, wodurch es erhalten werden kann. Dann geht es von selbst aus und es bleibt nichts übrig, als ein Häuflein todter Asche. Rudolf hatte die ihm gebotene Abfindungssumme ausgeschlagen und war mit leerer Tasche abgezogen, um mit dem Bruder zu processiren. Er war fleißig und verdiente viel. Allein was er verdiente, das verschluckte der Advocat sammt seinem Schreiber und er behielt kaum so viel, um nothdürftig sein Leben zu fristen. Dem Thomas ging es auch nicht gut. Der Proceß zehrte an seinem Beutel und da er stets nur bemüht war, für sein Recht zu streiten, vernachlässigte er darüber die Kundschaft, welche sich andern Werften zuwandte. Seine Helgen standen leer und ein geschickter Geselle nach dem andern verließ ihn.

Den Leuten in der Stadt fiel das Zerwürfniß der Brüder weniger auf, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Was wollte der Streit zweier Menschenkinder in einer Zeit bedeuten, wo ganze Völkerschaften gegen einander aufstanden? Der Bauer kam über den Bürger, der Bürger über den Edelmann und umgekehrt. Hier ging es von unten nach oben; dort von oben nach unten. Das Eigenthum ward in Frage gestellt. Der Besitz wurde für ein albernes Hirngespinnst erklärt. Alte Documente und verbriefte Rechte galten für vergilbten Plunder. Die kleine Zwietrachtsflamme auf dem Ankerwerft starb in der allgemeinen Feuersbrunst, welche die bestehende Welt zu verzehren drohte.

Dem Rudolf ward es weh um das Herz. Er hatte einen Blick auf den Ankerwerft am Westende geworfen, und es überlief ihn eine Gänsehaut. Die Spuren der Zerstörung traten allmälig so grell hervor, daß sie sich nicht mehr verheimlichen ließen. Der Boden brannte unter seinen Füßen. Er kündigte seinem Baase die Kundschaft und ging dann hin, um mit seinem Advocaten zu sprechen. Dieser empfing den Gesellen mit freundlichem Nicken, denn er war auf eine neue Ernte gefaßt; aber als er den Willen desselben vernommen hatte, zuckte er verächtlich die Achseln und als Jener ging, schimpfte er hinter ihm drein.

Rudolf schritt zum Thor hinaus. Dort lag, halb im Graben, der schiefe Sandel und rief mit branntweinheiserer Kehle nach einem Almosen. Rudolf hielt bei dem Ton dieser Stimme an und sagte zu dem verkommenen Gesellen:

„Du bist es gewesen, der mir die Melodie pfiff, nach der ich tanzte und die mir in den Ohren brausen wird, so lange ich noch zu hören vermag. Es war eine Teufelsmelodie, die jetzt jedes Menschenkind mit sich fortreißt und die uns Alle im tollen Wirbel jagt, bis wir hinstürzen und Hals und Beine brechen. Da, nimm noch einmal einen Judaslohn und Gott sei Deiner armen Seele gnädig, damit sie nicht zu arg brennen muß, wenn sie zur Hölle fährt."

Mit den Worten warf er dem alten Sünder einen Groschen zu und wanderte in großer Erregung auf der Landstraße weiter.

Jahre gingen vorüber. Der Sturm hatte ausgetobt. Die Wellen glätteten sich allmälig und die erregten Fluthen kehrten in das alte Bett des Gehorsams wieder. Der junge Herr Thomas Reich ging auf seinem Werft auf und ab. Es war Sonntag und die Arbeiter feierten. Der Proceß hatte aufgehört. Rudolf war fortgezogen; Keiner wußte, wohin? Wo aber kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Als der Baas Ruhe gewann und wieder mehr an seine leeren Helgen, als an die vollgeschriebenen Actenstücke dachte, kehrte auch ein Theil der alten Kundschaft zu ihm zurück. Aber es war doch nicht der alte Geist, der den neu erwachenden Körper belebte. Es lastete dumpf und schwer auf demselben und er vermochte keinen erfrischenden Athemzug zu thun.

Da klinkte die kleine Nebenpforte auf, durch die man von einer Seitenstraße aus auf den Werft gelangte. Ein Mann trat durch dieselbe ein mit einem stattlichen Ranzen auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand und mit bestäubten Stiefeln an den Füßen. Er rückte den breitkrämpigen Hut und rief dem aufhorchenden Baase zu:

„Mit Gunst, Herr Baas. Ich wollte fragen, ob Ihr einen tüchtigen Werftmeister brauchen könnt?"

„Hollah, Gesell!" entgegnete Thomas Reich. „Du willst hoch hinaus. Weißt Du auch, was es bedeuten will, der Meister auf dem Ankerwerft zu sein? Was hast Du für einen Bürgen und wo ist Deine Kundschaft?"

„Der Bürge für mich bin ich selbst und die Kundschaft habe ich hier!" entgegnete der Gesell, indem er die Hand auf das Herz legte. „Bruder Thomas, kennst Du den Rudolf nicht mehr? Ich komme aus der weiten, weiten Welt, wo ich der Menschen und der Dinge viele gesehen habe und wo es mir klar geworden ist, was ich hier nimmer erkennen konnte. Der Ankerwerft soll bei Ehren bleiben und sein alleiniger Baas soll Thomas heißen, zweimal so lange, als es bisher der Fall war und dann noch ein gutes Ende darüber hinaus. Und darum frage ich Dich, ob Du einen Burschen wie mich, zum Werftmeister haben willst? Ehrlich bin ich und treu. Mein Handwerk verstehe ich und wenn ein Thomas Reich geboren wird, halte ich den neuen Erben über die Taufe. Willst Du das gelten lassen?"

Der Thomas Reich wußte nicht, wie ihm geschah. Er mußte lachen und weinen zu gleicher Zeit. Aber der rechte Glaube kam ihm alsbald, als er an dem Herzen des Bruders lag und dieser ihn so fest an sich drückte, als ob er ihn nun und nimmer lassen wollte. Der Rudolf ist Werftmeister geblieben bis an sein Lebensende und hat einen jungen Thomas aus der Taufe gehoben, den er geherzt und geküßt und den er die ersten Hammerschläge gelehrt hat und ist in hohen Jahren mit den Worten gestorben:

„Dieser Werft steht in Gottes Hand,
Goldner Anker ist er genannt,
Der Anker ist mein Hoffen und Glauben,
Wer kann mir da die Liebe rauben?"

II.

Von meinem Platze am Giebelfenster aus sah ich grade in das Eckzimmer eines Hauses. Darin wohnte ein blondes Mädchen. Sie war schön wie der junge Morgen, der mit mir zugleich durch die hellen Scheiben blickte. Blau wie der Himmel waren ihre Augen und rein wie dieser ihr Herz. Es schlug friedlich dieses Herz. Noch war es frei von allen Leidenschaften. Nur von einer stillen Trauer ward es erfüllt. Sie galt dem vor einigen Monaten dahingeschiedenen Vater.

Der Aermste hinterließ seine Julie in dürftigen Umständen; aber er hatte sie einem Freunde vererbt, der für ihre Zukunft sorgen sollte. Dieser Freund hatte einen Sohn. Es war ein stiller gutmüthiger Bursche, dieser Sohn. Ein tüchtiges Handwerk hatte er gelernt. Damals begann das Maschinenwesen sich zu entwickeln. Der junge Mann warf sich mit seiner ganzen Kraft darauf und die Leute sagten: „Der Reinhard werde es einmal weit bringen in der Kunst."

Zu diesem Sohne sprach der Vater: „Reinhard, meine Tage sind gezählt. Ehe sie ablaufen, erfüllte ich gern ein feierliches Gelübde.

Ich hatte einen treuen Jugendfreund. Er ist hinüber und hat eine Tochter hinterlassen, für die ich zu sorgen versprochen habe. Vollbringe an meiner Statt, was mir zu thun versagt ist. Geh zu Julien; sie ist von Allem unterrichtet. Sei ihr ein treuer Freund, ein liebender Bruder und wenn es der Himmel so fügen will, ein rechter und echter Ehemann, an den sie sich halten mag in Noth und Tod."

Reinhard gelobte es dem sterbenden Vater und fand sich bei Julien ein. Es war ein zartes, geschwisterliches Verhältniß, das sich zwischen Beiden entspann. Julie blieb im Laufe der Zeit sich treu in ihrer Neigung, allein bei Reinhard nahm dieselbe bald eine überraschende Wendung. Der freundliche, vorsorgende Bruder ward ein stürmischer Liebhaber, der den Gegenstand seiner Anbetung mit allen Gaben, die er nur erschwingen konnte, überschüttete. Julie bangte vor einer Leidenschaft, die ihr fremd und unbegreiflich war. Thränen füllten ihre Augen.

Endlich legte sich der erste, stürmische Rausch. Die Vernunft gewann die Oberhand. Reinhard suchte das Vertrauen der Geliebten zu erringen und trug ihr sein Herz und seine Hand an. Sie erröthete und schwieg.

Nach vier Wochen waren Beide ein erklärtes Brautpaar. Julie war eine so züchtige, zurückhaltende Braut, wie man kaum je eine gesehen. Sie hätte jeden Augenblick zurücktreten können, ohne daß nur der Schatten eines Verdachtes auf sie gefallen wäre. Reinhard, seines Glückes gewiß, schwelgte in der Wonne desselben und malte sich das Paradies seiner künftigen Häuslichkeit mit den leuchtendsten Farben aus.

Da erschien Wilhelm. Er war ein Jugendgenosse Reinhard's und kam, um ein Zeuge seines Glückes zu sein. Als dieser den Freund bei seiner Julie einführte, ging eine Veränderung vor, die nur der einzig und allein von seiner Leidenschaft erfüllte Bräutigam nicht bemerkte. Drei Tage nach dieser ersten Zusammenkunft mußte Reinhard in einer dringenden Geschäftsangelegenheit verreisen. In dem Augenblicke des Scheidens sagte er scherzend zu Wilhelm:

„Ich hoffe, daß Du mir meine Braut wie ein treuer Ritter beschützen und beschirmen wirst. Aber sieh Dich vor, daß Du sie mir nicht abspenstig machst. Ich würde mich fürchterlich rächen."

Wilhelm entgegnete nichts, allein seine und Juliens Blicke trafen auf einander und Beide errötheten.

Mit leichtem Herzen war Reinhard abgereist. Je länger er vom Hause entfernt war, je schwerer wurde es ihm. Er konnte sich einer innern Unruhe nicht erwehren, die mit jedem Tage stieg. Während der Tagesstunden stürzte er sich in den Strudel der Geschäfte, um die innere Aufregung zu bezwingen. Allein Abends, in dem einsamen Zimmer, wuchs die innere Angst und drohte ihn zu ersticken. Endlich, nach sechs tödtlich langen Wochen hatte diese Pein ihr Ende erreicht. Reinhard war der Geschäfte ledig und konnte die Heimreise antreten.

Es war festgesetzt, daß nach Reinhard's Rückkehr seine Verbindung mit Julien geschlossen werden sollte. Alle desfalsigen Vorkehrungen waren vor seiner Abreise getroffen. Jetzt kam diese verhängnißvolle Stunde immer näher und Julie, auf Wilhelm blickend, der sie wie mit eisernen Banden umklammert hielt, bebte im Fieberfrost.

Als Reinhard eintraf, wankte sie ihm todtenblaß entgegen. Er hielt es für eine Folge der Ueberraschung und zürnte mit sich ob seiner Unvorsichtigkeit. Sanft schlang er den Arm um ihren Nacken und sprach sie freundlich an. Sie duldete zitternd seine Umarmung und seinen Kuß, ohne ihn zu erwiedern. Auf alle zärtlichen Aeußerungen des Bräutigams hatte sie kein Wort der Entgegnung.

Da stieg die leise Ahnung wieder in ihm auf, die ihn während der ganzen Reise folterte und die er nur während der letzten Stunden mühsam bekämpfte. Als später Wilhelm eintrat, wurde diese Ahnung zur Gewißheit.

„Ist das die Freundestreue, die Du mir gelobtest?" sagte Reinhard vorwurfsvoll.

„Hadre mit dem Geschick, das es so fügte," entgegnete Wilhelm düster. „Es riß uns unerbittlich mit sich fort. Wer kann ihm widerstehen?"

„Jeder, der den Muth hat, es zu wollen," sagte Reinhard. „Wer diesen Muth nicht hat, ist ein Feigling."

Die Unterhaltung wurde leidenschaftlicher. Julie wollte beschwichtigen und besänftigen, allein sie war es nicht im Stande. Weinend, die Hände ringend, sank sie in einen Sessel.

Endlich sagte Wilhelm: „Dies fruchtlose Streiten führt zu keinem Ziel. Ich habe

ein Unrecht gegen Dich und bin zu jeder Sühne bereit. Es ist an Dir, zu bestimmen. Jetzt entferne ich mich und Du wirst später meinen Aufenthalt erfahren."

„Du wirst bleiben!" sagte Reinhard entschieden. „Wirst bleiben, bis ich über unser Aller Schicksal entschieden habe. Du wirst mir versprechen, dieses Zimmer nicht wieder zu betreten, aber die Stadt nicht zu verlassen, bis ich Dich aufsuche. Dagegen verspreche ich Dir, ebenfalls keinen Fuß über diese Schwelle zu setzen. Habe ich Dein Wort darauf?"

„Du hast es!" entgegnete Wilhelm, dem Freunde die Hand reichend und entfernte sich. Reinhard folgte und schlug dann die entgegengesetzte Richtung ein. Julie war allein.

Nach vierzehn Tagen fand Wilhelm in seiner Wohnung eine Aufforderung vor, sich zur bestimmten Stunde an einen bestimmten Ort zu begeben. Dort traf er Reinhard. Dieser nahm seinen Arm und führte ihn zu Julien.

„Was soll ich hier?" fragte Wilhelm düster. „Du wirst es erfahren!" antwortete Reinhard und trat dann zu dem jungen, zitternden Mädchen, das ihm gegenüberstand:

„Ich habe einen langen und schweren Kampf gekämpft, aber ich habe ihn bestanden und bin als Sieger aus demselben hervorgegangen. Willst Du mich anhören?"

„Ich höre!" flüsterte sie kaum vernehmbar.

„Unsere Väter waren Freunde. Ich gelobte in die Hände meines verstorbenen Vaters, die verwaisete Tochter seines Freundes zu schützen, wie eine Schwester. Mit dem festen Entschlusse, dies Gelübde treu zu erfüllen, kam ich hierher. Daß ich es nicht konnte, darf mir nicht angerechnet werden. Die Leidenschaft ist mächtig und macht die besonnensten Vernunftschlüsse zu schanden. Du hast Dich mir verlobt ohne Liebe. Nun hat sich die Liebe gerächt und Dein Herz zerrissen. Ich will den Balsam der Freundschaft darauf legen. Der Bräutigam tritt zurück und an seiner Stelle erscheint der Bruder. Tretet näher, Ihr Beiden, und gebt mir die Hände. Somit verlobe ich Euch mit einander und will der Zeuge Eurer Verbindung sein. Sagt mir nichts, erwiedert nichts. Alles ist von mir in der Stille vorbereitet und der Tag des Glückes nicht mehr fern. Bleibt bei einander und seid dem zweiten Gelübde treuer, als dem ersten."

Reinhard entfernte sich still. Acht Tage später wurde die Hochzeit gefeiert. Unmittelbar nach der Trauung verabschiedete sich Reinhard, um, wie er sagte, durch seine Gegenwart den jungen Frieden nicht zu stören. Es zuckte ein schmerzliches Lächeln um seine Lippen, als er diese Worte sprach.

Eine lange Zeit war verstrichen, seit ich zum letzten Male von dem Giebelfenster aus in die Stube der schönen Julie schaute. Jetzt stand ich wieder oben und sah an dem halb offenen Fenster eine zusammengedrückte Gestalt, das bleiche Angesicht in die hohle Hand gestützt, die sonst so hellen Augen vom vielen Weinen getrübt.

In einer Ecke des Zimmers stand ein Kindertischchen. Auf einem Stühlchen vor demselben saß ein Mägdlein. Es war einer der Engelsköpfe, welche uns aus den Gemälden der alten Meister entgegenlachen. Das Kind kramte zwischen den Spielsachen umher und sah sich zuweilen nach der Mutter um, die noch immer regungslos am Fenster saß. Endlich wurde der Kleinen die Zeit lang. Sie erhob sich und wollte zur Mutter eilen. Da vernahm man dröhnende Schritte. Es klinkte an der Thür und scheu zog sich die Kleine wieder in ihren Spielwinkel zurück.

Wilhelm trat ein, den Hut in die Stirn gedrückt. Er hatte keinen Gruß, kein freundliches Wort. Als er die Kleine auf ihrem Stühlchen erblickte, fragte er rauh:

„Warum ist das Kind nicht zu Bette? Es ist schon spät. Die Unordnung nimmt mit jedem Tage zu. Kaum ist es zu ertragen."

Ohne ein Wort zu entgegnen, führte Julie das Kind in die anstoßende Kammer. Als sie nach längerer Zeit wiederkehrte, sagte sie zu Wilhelm, der sich nachlässig in einen Stuhl geworfen hatte:

„Ich habe den Abendtisch nicht besorgen können. Es mangelt . . . ."

„Geld! Und wieder Geld!" grollte Wilhelm. „Ich höre kein anderes Wort von Dir. Da ist mein Letztes. Wir sind am Ende!"

Er warf einen Thaler auf den Tisch und entfernte sich wieder, um die halbe Nacht außer dem Hause zuzubringen, wie es fast immer geschah.

Die Sonne, welche so oft durch die hellen Eckfenster schien, beleuchtete eine Ehe, wie es deren so viele gibt. Geschlossen in der Ueber-

eilung einer aufflackernden Leidenschaftlichkeit, die für wahre Empfindung gilt, verfliegt der erste kurze Rausch der Sinnlichkeit und das ernüchterte Auge sieht eine lange, trostlose Oede vor sich. Dem schwachen Herzen fehlt der Muth, sie zu durchwandern. Dann tritt der Mangel hinzu. Ein kleiner, mühsam ersparter Schatz ist bald vergeudet. Es fehlt an Kraft und Geschick, das Verlorne durch Arbeit wieder zu gewinnen und zu mehren. Der Gatte streift umher, nach ungewöhnlichen Ereignissen spähend, welche ihn zu einem reichen Manne machen sollen, statt Kopf und Hände zu einem langsamen, aber sichern Erwerbe zu benutzen. So sinkt er immer tiefer, bis die Noth zu einem letzten, verzweiflungsvollen Entschlusse treibt, der mit einem Pistolenschuß, oder einem Sprunge in das Wasser sein Ende findet.

Ein Fischer, der von einem nächtlichen Zuge heimkehrte, griff nach einem Hute, der an seinem Boote vorüber trieb. In demselben stand der Name Wilhelm.

Als Julie diese Nachricht empfing, stockten ihre Pulse. Das bleiche Angesicht wurde noch bleicher; das matte Auge noch matter und ausdrucksloser. Sie sah nichts, sie hörte nichts und erst das leise Weinen des verlassenen Kindes rief auf kurze Zeit das Leben in dies erstorbene Herz zurück.

Das Auge der Liebe sieht scharf; das Auge des erprobten Freundes blickt sicherer und schärfer. Reinhard erfuhr Alles. Er wandte sich an einen bewährten Geschäftsfreund und ließ Trost und Hilfe bringen, wo Beide nöthig waren. Selbst konnte er nicht auf der Schwelle des Kummers erscheinen, aber seine helfende Hand wurde überall bemerkt. Mit brüderlicher Herzlichkeit schrieb er an Julie, ohne die Vergangenheit zu berühren, nur allein für die Gegenwart wirkend. Er warb um ihr Vertrauen und erhielt es. Ein langer Briefwechsel entspann sich zwischen Beiden, der mit der eilenden Zeit an Herzlichkeit und Innigkeit zunahm. Mit frohen Hoffnungen sprach Reinhard von einem baldigen Wiedersehen. Das Glück hatte alle seine Unternehmungen begünstigt. Er sah einer beneidenswerthen Zukunft entgegen.

Aber Julie fühlte, daß dies Glück der Zukunft sich nie erfüllen werde. In ihrem Herzen saß der Tod. Der Gram und die Reue nagten in ihrem Innern. Es brauchte nicht erst der schonenden Mahnung des Arztes, um ihr zu sagen, daß ihre Tage gezählt seien. Sie wußte es, noch ehe der würdige Mann es aussprach und meldete es dem Freunde in der Ferne, damit er vorbereitet sei auf jegliches Ereigniß. Sie nahm mit bewundernswerther Fassung Abschied von ihm und empfahl ihm Wilhelm's Waise, die nun so einsam und verlassen unter Fremden stand, wie einst sie selber.

Erschrocken starrte Reinhard diese Schriftzüge an. Es waren die letzten, die er von ihrer Hand empfing. Seine Geschäfte waren alle ruhmvoll beendet. Er kehrte mit einem glänzenden Vermögen in die Heimath zurück. Aber die, für welche er es bestimmt hatte, deren Lebensabend er damit zu einem beneidenswerthen machen wollte, war nicht mehr vorhanden.

Es war ein mildfreundlicher Tag, als ein stattlicher Dreimaster vor der Stadt ankerte. Ein Mann, der bereits ungeduldig auf dem Halbdeck hin und her ging, sprang in die bereit gehaltene Schaluppe und landete am Hafendamm. Er fand den Weg durch das Labyrinth der Straßen und stand vor dem Hause, wo Julie in dem Zimmer mit den Eckfenstern so lange wohnte. Der Fremde ging die Stiege hinauf, und öffnete die Thür. Erstaunt blieb er auf der Schwelle stehen. War es Traum oder Wirklichkeit? Wer war das liebliche Kind, das ihm in Trauerkleidern halb ängstlich, halb neugierig entgegenkam? Es war Julie, wie er sie zum ersten Male gesehen; nur noch kindlicher. Eine wehmüthige Empfindung bewältigte ihn und er fragte mit bebender Stimme:

„Wer bist Du, Kind?"

„Julie heiße ich," sagte das Mädchen. „Mein Vater ist verunglückt und meine Mutter aus Gram darüber gestorben. Nun bin ich eine Waise."

„Du bist es nicht mehr," entgegnete der Mann. „Hier steht Einer, der Dein Vater sein und die Sorgen des Lebens von Dir nehmen wird."

„Dann bist Du der gute Onkel Reinhard, von dem die Mutter mir so Vieles erzählte und dessen Namen sie stets mit tausend Segenswünschen aussprach?" fragte das Mädchen.

„Ich bin es," gab er zur Antwort, indem er sie sanft an sich zog und einen Kuß auf ihre Stirn drückte. „Mit diesem Kusse besiegele ich das Gelübde, welches ich that und werde es treulich lösen."

Oftmals blickte der junge Morgen durch die hellen Fenster von Juliens Zimmer und

stets bestrahlte er ein heiteres, fröhliches Mädchen, das sich zur schönsten Jungfrau entfaltete. Und stets sah er einen ältlichen Herrn, der sich in dem Umgange mit dem reizenden Kinde sichtlich verjüngte und auf dessen Wangen das Roth der Gesundheit prangte. Und wieder an einem schönen Morgen stand die Jungfrau vor dem Spiegel. In ihrem Haar grünte die Myrthe und ein langer Schleier umwallte die schöne Gestalt. Unfern von ihr stand der ältliche Herr, festlich gekleidet, in ihren Anblick versunken. Sie wandte sich um, und sank lachend und weinend in seine Arme.

Ein deutscher Rival Shakspeare's.

Literarisches Curiosum.

Mitgetheilt von Adolf Glaser.

Nach dem Tode des thatkräftigen Herzogs August von Braunschweig 1666 nahm dessen dritter Sohn Ferdinand Albrecht seinen Wohnsitz im Flecken Bevern und stiftete daselbst eine neue Nebenlinie, die im Jahre 1735 durch Ferdinand Albrecht II., welcher sich mit der Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph, der ohne Söhne gestorben war, vermählt hatte, zur Regierung des Landes kam. Ferdinand Albrecht I. hatte sich in dem fürstlichen Residenzschlosse zu Bevern ein Theater errichten lassen und pflegte Musik und dramatische Kunst mit besonderer Hingebung. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel besitzt ein gedrucktes Theaterstück von besonderem literarhistorischem Interesse, dessen nähere Betrachtung zugleich einen Blick thun läßt in die Sitten der damaligen Zeit an den deutschen Höfen. Man darf sich darnach nicht mehr verwundern, wenn bei Shakspeare mitunter ein derber Scherz unterläuft, den die jungfräuliche Königin Elisabeth mit ihrem steifen Hofstaate belachte, denn es kommen in dem fraglichen Stücke Dinge vor, die in unserer Zeit das Ohr einer Bauerndirne beleidigen würden. Das Stück heißt „Tugend und Liebesstreit, ein Freudenspiel," und wurde „an der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen Frauen Christinen Herzoginn zu Braunschweig und Lüneburg, gebohrnen Landgräffin zu Hessen, Fürstin zu Hirsfeld, Gräffin zu Catzenellenbogen, Diez, Ziegenhein, Nidda und Schaumburg, den 30. Weinmonats 1677. eingetretenen dreissigsten Geburts-Tage, auf gnädigsten Befehl Ihro Durchl. Herren und Gemahls, von dero Hoff-Musicanten, in dero neuerbauten Freud- und Trauer-Spielen Saal, und dessen neuer Schaubühne, aufgeführet und vorgestellet, in dem Fürstlichen Residentzschloß Bevern."

Der Stil dieses Freudenspiels gleicht in den ernsten Partien ganz der heutigen Puppenkomödie, und erscheint am lächerlichsten, wo die Situation rührend werden soll. Die erste Scene vom ersten Acte beginnt damit, daß der Herzog Apolonius von Venedig sich beim König von Cypern, wo er zum Besuch gewesen, beurlaubt, um nach seiner Heimath zurückzukehren. Vergeblich versucht sowohl der König wie sein Sohn Silvius und seine Tochter Silla, den Gast zurückzuhalten. Es kommen unter andern dabei folgende Reden vor:

König. Vielleicht sind wir mit Ehrerbietung gegen Euch gering gewesen? saget an! Wir wollen dessen Mangel ersetzen.

Apolonius. Den Ruhm derselben kan ich nicht genugsam außsprechen.

König. So haben unsere Tractamenten euch nicht gefallen?

Apol. Ach geliebter König, redet doch nicht solche unnötige Worte, mir geschiehet so viel Gutthat, das ich mich bemühen werde solches mit Dank zu ersetzen.

Der Herzog fühlt sich zu Silla hingezogen, da er jedoch in Venedig bereits eine andere Geliebte hat, so hält er es für das Beste, seinen Abschied zu beschleunigen, um so mehr, da auch Silla ihn zum Bleiben auffordert:

Silla. Durchläuchtiger Hertzog, weil ich dann sehe, daß mein Königl. Herr Vater wie auch Ihro Hoheit, als mein Herr Bruder, In nicht bewegen kan länger zu bleiben, so erkühne ich mich denselben zu nötigen, uns noch eine kleine Zeit die Ehre zu gönnen, damit die Freundschafft, so dieser Königl. Hoff gegen In träget, sich recht kan sehen lassen, und ich hoffe, diese Bitte wird mir nicht abgeschlagen werden.

Apol. Unvergleichliche Princessin, ich wolte wünschen, daß ich Sie vergnügen könte, aber es kan nicht seyn, wiewohl es mir von Hertzen leyd, weil ich dero Befehl nicht nachkommen kan, lebe aber doch der sichern Hoffnung, Ihre angeborne Tugenden werden meinen Fehler bedecken.

Unterdessen tritt Pickelhering, des Herzogs Diener, der seinen Herrn überall sucht, auf und führt sich sogleich mit so unflätigen Redensarten ein, daß es leider unmöglich ist, etwas davon mitzutheilen. Nachdem er seinen Herrn gefunden, ermahnt er ihn zu Schiffe zu gehen, da der Schiffmann nicht mehr länger warten wolle. Darauf kommt folgendes Gespräch:

Apol. Höre Pickelhering.

Pickelhering. Ja!

Apol. Gehe alsobald zum Schiff und sage — —

Pickel. Ha a ha, ha ha (lachet).

Apol. Was lachstu Esel!

Pickel. Aber, hört Herr Hertzog, wo ist euer Verstand, was soll ich denn dem Schiffe sagen? Es kan mich ja nicht hören, und so kan es mir auch nicht antworten.

Apol. So laß mich denn erst außreden: Ich sage, gehe hin zu dem Schiff, und sage dem Schiffman.

Pickel. Ja, ja zum Schiffman, Herr Herzog, da wil ich alsobald gehen, denn der Schiffman das ist ein Nobel Mann, ein delicater Mann, ein perfomirter, ein solcher Mann, alß ein Mann ein Mann seyn kan. Und sein Wort ist doch noch besser als Er. (wil abgehen).

Apol. Wo wilstu hin, Pickelhering?

Pickel. Wohin? zum Schiffman.

Apol. Was wilstu ihm dann sagen?

Pickel. Das er mir sol was zu trinken geben, darum haltet mich nicht lange auf, ich wil gehen.

Apol. Ohrfeigen sol er Dir geben; Ich befehle Dir dem Schiffer zu sagen, das er sich sol fertig machen, ich will alsobalden kommen, damit wir absegeln.

Pickel. Das ist ein anders, nun, nun, ich wil gehen (gehet auff den König zu, siehet ihn an, und komt wieder zu Apolonio). Herr Hertzog, was ist das vor ein Mann, der dort hinten sitzet? Er siehet so trotzig auß, als ob er ihrer schon neun gefressen, und der zehnde stecke ihm noch im Halse.

Apol. Schweig; wofern er es hören solte, würd er Dich hencken lassen.

Pickel. Aber, was ist er denn, dieweil er sitzet, und ihr stehet? Setzt Euch auch nieder. Sagt, sol ich ihn den Stuhl wegnehmen.

Apol. So lieb Dir Dein Leben ist, so thue es nicht, es gebühret ihm zu sitzen.

Pickel. Es gebühret Euch auch zu sitzen, seyd Ihr nicht der Herzog von Venedig?

Apol. Das weis ich wohl, aber Er ist der Beherrscher dieses Landes.

Pickel. So ist er denn auch soviel als Ihr seyd?

Apol. Ja, und noch dazu ein König.

Pickel. Ein König? Aber Herr Hertzog, was ist er dann für ein König? über Läuse und Flöhe? So hat er über meine auch zu gebiethen. Denn in diesen Wamms, so alt als Ihrs ansehet, stecken so viel Läuse und Flöhe, das 10 Bauern ein Jahr davon zu fressen hetten.

Apol. Packe Dich von hier, unverständiger Esel, und verrichte was ich Dir befohlen.

Pickel. Ich wil gehen, aber ich muß auch erst wissen, was das vor ein König ist.

Apol. Es ist der König von Cypern.

Pickel. Ey Herr Hertzog, was ist es vor ein König, sagt es noch einmahl.

Apol. Der König von Cypern.

Pickel. Der König von der Citter.

Apol. Ich sage, der König von Cypern, Du Narr.

Pickel. Ja, ja der König von der Citter, der Narr. Aber Herr Hertzog, wer ist denn der junge Kerl, der bey ihm steht.

Apol. Es ist sein Sohn, Der Prinz von Cypern.

Pickel. Der Prinz von der Citter, kan er auch zittern? Ey Herr Hertzog, laß sie doch alle Beyde einmahl aufzittern, ich will ein Liedchen dazu singen. Zittert einmahl auf Herr König von der Cytter, Ich hab auch noch einen Schilling vor Euch zum Besten.

Apol. Schweige Schelm, und rede nicht mehr, gehe und verrichte, was ich Dir befohlen, oder ich wil Dich von hier führen.

Pickel. Ey Herr laßt mich doch erst mit dem Könige reden.

Apol. Was wilstu den mit ihm reden? Wohl, es sey Dir vergönnet wenn er nur mil Dir reden wil.

Pickel. (Gehet und setzet sich dem Könige auf den Schoß.) Strick zu, junker König, saget, kennet ihr mich wohl?

König. Gehe weg, grober knoll, Ich kenne Dich nicht.

Pickel. Herr Hertzog, ist das ein König?

Apol. Ja freilich.

Pickel. Ein Drek mag das ein König seyn von der Citter.

Apol. Und warum denn nicht?

Pickel. Ich fragte Ihn, ob er mich kente, da sagte er, weg Du grober Knoll, ich kenne Dich nicht.

Apol. Und so meinstu, weil er Dich nicht kennet, so ist er auch kein König?

Pickel. Ja freylich, denn da ist in ganz Venedig kein Schelm, kein Dieb, kein Schinder, kein Racker, kein Beutelschneider, der mich nicht kennet, unter allen diesen seyd Ihr der Vornehmste, der mich auch kennet, denn ich bin euer Diener.

Apol. Wofern Du mit Deinen Narrenpossen nicht wirst ein Ende machen und von hier gehen, so will ich Dich bei Deinen Haaren fortführen.

Pickel. Grossen Dank, ich wil Euch die Mühe sparen. (Laufft gegen die Princessin) Oho — gisch — gisch — gisch — gisch Herr Hertzog: Was ist das vor ein Vogel, es ist gewiß eine Wachtel, denn wie ich sehe, so hat sie keinen Schwantz.

Apol. Es ist die Princessin von Cypern.

Pickel. Oho! So kan sie auch zittern, aber warum nicht leyern? Ich wolte, das sie eine Floh wäre, und sässe in meinem Bette, ich wolte ihr das Stechen wohl vertreiben. Aber ich muß doch gehen, mein Herr möchte mir sonst Beine machen. Herr Hertzog, ich will zum Schiff gehen, und sagen, das ihr bald nachkommen wolt. Wänn ihr aber lange aussen bleibet, und der Wind und das Wetter gut ist, so wil ich mich in das Schiff setzen, und Hertzog von Venedig, und ihr mein Diener Pickelhering werden. Nun ihr liederliche Majestät adjeu (ab.)

Hierauf nimmt der Herzog Abschied, nachdem er dem König noch vorher gelobt, ihm in allen Feindseligkeiten mit 10,000 Mann zu Hilfe zu eilen, und einen Trompeter ausgeschickt hat, welcher ausrufen soll, wofern sich etwa arme Leute in Cypern fänden, die nach Venedig wollten, so sollten sie frei und ungehindert auf das Schiff genommen werden. Nachdem nun der Herzog weggegangen ist und der König mit dem Prinzen sich entfernt hat, endeckt die Prinzessin Silla ihrer Dienerin Petrona, daß sie in Apolonius verliebt sei und letztere gibt der Prinzessin den Rath, sich in Männerkleidern an Bord des nach

Venedig segelnden Schiffes zu begeben, um von des Herzogs Erlaubniß zur freien Ueberfahrt Gebrauch zu machen. Die Prinzessin willigt ein und der erste Act schließt.

Beim Beginn des zweiten Actes bringt der Prinz Silvius dem Könige, seinem Vater, die Nachricht, daß die Prinzessin Silla entflohen sei, der König erhebt heftige Klagen und der Prinz beschließt, seine Schwester aufzusuchen. Nach längerer Weigerung gibt der König endlich seine Zustimmung.

Darauf verändert sich die Scene und Silla nebst Petrona treten auf. Sie haben ihre Seereise beendet, sind unerkannt geblieben und hoffen nun die Stadt Venedig bald zu erreichen. Da kommt plötzlich aus dem Walde ein Satyr und ergreift trotz ihres Hilferufs und Jammers die Petrona, schleppt sie hinter die Scene und trägt sie gleich darauf mit zerrissenen Kleidern und blutend über das Theater, über welchen Anblick die Prinzessin in Ohnmacht fällt. Nun tritt Diana mit ihrem Jagdgefolge auf, um den Satyr zu verfolgen. Sie erblickt die ohnmächtige Prinzessin und nimmt sich ihrer an. Dann erscheint auch Venus mit ihrem Knaben und beide Göttinnen beschließen, der verirrten Silla beizustehen. Zuletzt erscheint der Petrona Geist und bietet sich der Prinzessin zum Führer nach Venedig an, worauf beide mit einander abgehen.

Zu Anfang des dritten Actes begehrt der Herzog Apolonius, seinen Diener Pickelhering zu sprechen. Dieser tritt auf und nachdem ihm mehrere schlechte Streiche, die er während der Ueberfahrt begangen, vorgehalten worden, worüber er sich in seiner Art entschuldigt, gibt ihm der Herzog den Auftrag, zu seiner Geliebten, „Madam Aggalanta, Fräulein von Arragonien,“ zu gehen und ihr einen Brief zu bringen. Der Name des Fräuleins gibt dem Pickelhering Veranlassung zu Wortspielen, die in ihrer Art komisch, dabei aber wieder so unflätig sind, daß wir nicht wagen dürfen, sie hier zu wiederholen. Kaum ist Pickelhering weggegangen, so tritt Aggalanta selbst auf und wir erfahren aus dem Gespräche, welches sie mit dem Herzoge führt, daß sie dessen Neigung nicht theilt, ihn aber auch nicht grade zurückweisen will. Beide verlassen darauf die Scene und Silla tritt in ihren Mannskleidern auf, mit der Absicht, einen Pagendienst zu suchen. Sie begegnet dem Pickelhering und es entspinnt sich, nachdem dieser die in den alten Komödien stereotype Anrede an die anwesenden heirathslustigen Mädchen gehalten, das folgende Gespräch:

(Pickelhering wunderlich geputzt)

Pickel. Bin ich nun nicht ein prav kerl worden, gelt Ihr Junfern ich fall euch jind der Zeit, daß meine Mutter die Seele ausgefahren, hab ich ihre Kasten eröffnet, und ein gantz hauffen Geld gefunden, das ich mich jetzt auch als ein dreckschaffener Cavalier halten kan. Jez bin ich nun willens worden, mir ein Weib zu nehmen, gebe derowegen auff Freyers Füssen. Ist nun ein Nabenäßgen hier, die mich haben wil, so sage sie ja, denn ich bin jetzt zu kauff. Nun wil sich keine melden? Jetzt ists noch Zeit, ehe michs wieder gereuet. (gehet spatzieren.)

Silla. Ist mir recht, so ist dieses des Hertzogs närrischer Diener, ich wil mich stellen, als ob ich ihn nicht kennte, sondern vor einen grossen Herren ansehe. Vielleicht kan er mir zu meinen Vorhaben dienen. Gnädiger Herr!

Pickel. (Sieht Sillam an.)

Silla. Gnädiger Herr!

Pickel. (Siehet Sillam an und lachet.)

Silla. Gnädiger Herr!

Pickel. Gnädiger Narr, dacht ich. Aber ich muß meinen respect in acht nehmen. Was wilstu Jung, wer hat Dir befohlen, mich anzureden. Und was machstu hier an diesem Ort? Weistu wohl, daß der Hertzog nägst hier sein Zimmer hat, und was begehrest Du von mir?

Silla. Gnädiger Herr, die Jugend, welche mich verleitet frembde Länder zu besuchen, hat mich auch, aber zu meinem Unglück in Venedig gebracht, und weil ich von etlichen leichtfertigen Dieben alles des meinigen bin beraubet worden, werde ich gezwungen, meine fernere Reise einzustellen, und mich bei einem vornehmen Herrn umb Dienst zu bewerben, und weil Euer Gnaden — — —

Pickel. Der Kerl macht mich bald toll mit dem quacken.

Silla. Ohne Diener eben hier an den Ort seynd kommen, und ich dieselbe vor einem wackern Cavalier ansehe. — —

Pickel. Ja das bin ich auch.

Silla. Als wüntsche ich von Hertzen, wenn Sie etwan eines Pagen von nöhten hetten, das Sie mich doch in ihren Dienst auffnehmen wolten. Es solte Euer Gnaden von mir so wohl bei Tag als Nacht fleissig auffgewartet werden. — — — —

Pickel. Ja, es ist wohl andem, ich bin willens etzliche Pagen und Laqueien anzunehmen, ich wil Dich probiren, wenn Du mir gefällst, kanstu leicht bey mir in Dienst kommen. Aber wie ist Dein Nahm?

Silla. Mein Nahme ist Silvius gnädiger Herr!

Pickel. Von wannen bist Du gebürtig?

Silla. Auß Cypern.

Pickel. Was kanstu aber, wormit Du einen grossen Herren als ich bin, dienen kanst?

Silla. Ich verstehe etwas von Musica.

Pickel. Auff was Instrumenten kanstu dann?

Silla. Ich verstehe etwas auff der Violodigamba, auff der Laute, auff der Zitter, auff der Harpffe, auff der Flöhte und hab auch ein gut Fundament auff den Spinet zu spielen.

Pickel. Was? Seynd das Instrument, einen grossen Herrn damit lustig zu machen? Weg mit

diesen Lapperenen, es seynd Bauren Instrument, und gehören in die Schencke vor die Bauren-Knechte. Aber kanstu nicht auff der Sackpfeiffen, auff den Rumpelpoth, auf der Strohfiedel, auff der Leyer, auff der Maultrommel, auff dem Polnischen Bock? Das seyend Instrumentis vor einen grossen Herrn.

Silla. In Cypern brauchen die Bauren solche Instrumenta.

Pickel. Und in Venedig die grossen Narren, ey Herr, potzelement, ich hette mich bald versprochen.

— — — — — — — — — —

Pickelhering nimmt hierauf Silla als Pagen in Dienst und gibt ihm Unterricht, wie man eine Reverenz mache; der Herzog kommt dazu und findet an der verkleideten Silla Wohlgefallen. Nachdem er seinen Narren fortgeschickt und erfahren hat, daß der vermeintliche junge Mensch aus Cypern gebürtig sei und Silvius heiße, nimmt er ihn in seine Dienste und übergibt ihm sogleich einen Brief nebst einem Ring, um diese Liebeszeichen im Namen des Herzogs an Madam Aggalanta, Fräulein von Aragonien, zu übergeben.

In der ersten Scene des vierten Actes kommt Silla's Bruder, in derselben Kleidung wie Silla, mit Julius, seinem Diener, dem er Verschwiegenheit anräth und dem er einen Wechselbrief gibt, auf den jener sich dreihundert Ducaten auszahlen lassen soll. Beide gehen darauf ab und Silla tritt auf, um sich in einem kurzen Monologe über ihre Lage und ihre hoffnungslose Liebe auszusprechen. Indem kommt Julius zurück, hält die Silla für seinen Herrn und spricht:

Julius. Mein Herr, hier ist der Beutel mit den 300 Ducaten richtig gezehlet, jetzt aber will ich alsobalden die Goldwage holen, zusehen, ob sie auch wichtig seynd. (abit.)

Silla. Was vor eine Schickung, dieser Mensch nennet mich seinen Herrn, überreichet mir einen Beutel mit Gold und gehet gleich wieder hinweg. Dieses ist ein Irrgarten, auß welchem ich mich nicht finden kan. Jedoch ich gehe, des Hertzogs Willen zu vollbringen. (abit.)

Scene 4. (Sylvius kombt.)

Silvius. Ueberall finde ich Venedig auffs herrlichste gezieret. Die Häuser sind den Tempeln gleich erbauet, und an allen Orten ist Verwunderung zu sehen, es scheinet alles göttlich zu seyn.

Scene 5. (Julius mit der Goldwage.)

Silvius. Was sagte der Kauffmann, war er willig das Gold aufzuzahlen?

Julius. Mit gutem Willen, mein Herr, und hier ist die Goldwage, zu sehn, ob die Ducaten auch wichtig seyndt.

Silvius. Es ist mir lieb, daß Du so sorgfältig bist. Nun so gieb her die Ducaten.

Julius. Wie? mein Herr, die Ducaten hab ich euch schon geben.

Silvius. Was sagstu? Scherze nicht, sondern gieb sie her.

Julius. Mein Herr, ich scherze nicht, es scheinet, das Ihr mit mir wollet scherzen, dann ich hab Euch die Ducaten ja schon geben.

Silvius. Wann, wo, und an welchem Ort?

Julius. Eben an diesem Ort, wo Ihr stehet, kurz zuvor, ehe ich ging die Goldwage zu holen.

Silvius. Ich glaub, Du bist Deines Verstandes beraubt. Hastu mir die Ducaten geben?

Julius. Ja, Euch mein Herr, es sehe dann, das ein anderer eure Gestalt an sich genommen, der sie von mir empfangen.

Silvius. Bistu voll gesoffen, so gehe und schlaff den Rausch aus, und komme alßdann wieder, zu sagen, wo Du das Gold hingethan?

Julius. Bey meinem Leben, ich schwöre, das ich es Euch geben.

Silvius. Fliehe mein Gesicht, und movire mich nicht ferner zum Zorn.

Julius. Ich gehe, und doch unschuldig bezüchtiget. (abit.)

Silvius. Were mir seine Treue nicht bekandt, ich solte einigen bösen Argwohn auff ihn setzen. Ich fürchte nur, das er etwan unter etzliche Spitzbuben geraten, welche hier in Venedig häuffig gefunden werden, die ihn darumb gebracht. Jedoch ich wil gehen in meinem Quartier den Außgang dieser Sachen zu vernehmen. (abit.)

Nun kommt Silla allein, um zu Aggalanta zu gehen.

Silla. Nun bin ich allein an dem Ort, allwo ich durch eine gute Antwort den Sententz meines Todes werde anhören müssen. Ach Himmel! Regire ihr Hertz, daß es nicht eben mit dem Feuer, alß das meinige entzündet ist. Laß doch Ihre Neigung der meinigen weichen, oder erlöse mich auß dieser Marterhütten.

Scene 7. (Julius von Ferne.)

Julius. Mein Herr!

Silla. Was ist dir?

Julius. Seynd dann die 300 Ducaten nicht richtig?

Silla. Sie seyend richtig und wichtig.

Julius. Nun dem Himmel seye Dank, der uns dieses Irrthums befreyet. Jetzt will ich denn gehen, und mit einem guten Trunk die falsche Beschuldigung eines Rausches wahrhafftig machen. (abit.)

Silla. Ich stehe erstarret, und kan mich in diesen Menschen nicht finden, erst bringt er mir Geld, hernach fragt er, ob es richtig, und letzlich gehet er darüber mit Freuden davon. Es sey ihm, wie ihm wolle, so wil ich das Geld ihm als ein getreuer Secretarius biß zu seiner Abforderung mit allem Fleiß verwahren, und sollte ich endlich meines Wunsches gewähret werden, so sol er es mit doppelter Interesse wieder von mir zu empfangen haben. Aber die Thür gehet auff, und kommt, o Himmel! Die Ursache meines Leidens recht auff mich zu. Nun Silla bereite deine Zunge, den Befehl deines Fürsten auß antrieb der Ehre nach Möglichkeit zu verrichten.

Hierauf folgt die Zusammenkunft der Silla mit Aggalanta. Letztere erklärt, daß sie den Herzog Apolonius nicht liebe, wogegen sie dessen Boten, der verkleideten Silla also selbst, ihre Liebe mit komischer Zudringlichkeit anbietet. Silla weist die Zärtlichkeit

der Aggalanta zurück und diese gibt ihr den Auftrag, dem Herzoge zu sagen, daß er ihr alle Tage, alle Stunden, ja alle Augenblicke schreiben solle, nur damit sie seinen Boten zu sehen bekomme. Nachdem Silla abgegangen ist, hält Aggalanta folgenden Monolog:

Agalan. Komme wieder bald, mein Auffenthalt? (sanffte Music, und wird die hintere Guardine auffgezogen, in welcher ein Bette stehet.) Ach ihr Götter! Warumb habt ihr doch diesem Menschen einen so schönen Leib und hingegen ein Diamantenes Herz gegeben? das er so gar keine Lieb erkennen, noch sich über mich Elende erbarmen kan. Nein, nein, Silvius, Du bist sonst ganz vollkommen, und warumb wolte dir dann der Himmel ein steinernes Hertz gegeben haben? Deine edle Seele ists, die mit mir den garaus machen wil. Aber allerliebster Sylvius gedencke, daß es Dir kein Lob sein wird, wenn man saget, Du hast ein schwaches Weibesbild getödtet, doch wil ich gerne sterben, wann Du es haben willst, alß das ich ohne Deine Geniessung länger leben solte. Dieser Mörder verwundet zuvor mit seiner Schönheit, und alßdann tödtet er erst mit seiner Unbarmhertzigkeit. O Ihr Götter! Warumb habt ihr ihm nicht seine Schönheit genommen, ehe ich Ihn gesehen oder seine Gestalt mit einem verliebten Herzen begabt, damit seine himmlische Schönheit auch zu genießen gewest were.

Hierauf kommt der wahre Silvius und Aggalanta ruft ihm entgegen:

Agalan. Aber! O Himmel! Hier kommt er schon wieder, vielleicht ist Ihm meine Liebe unterwegs zu Herzen gangen. Wilkommen Sylvius mein Lieb!

Silvius. (heimlich) O Himmel was höre Ich!

Agalan. Setze doch deine grausahme Umbarmhertzigkeit an die Seite, und empfange meine Liebe mit diesem Kuß. (küsset Ihn) O wehrtester Silvius!

Silvius. Was wil hieraus werden, dieser Kuß war annehmlich. Ich dörffte sie bald mit gleicher Müntze bezahlen. Aber Sie sage mir, woher ist Ihr mein Nahme wissend?

Agalan. Du selbsten lieber Sylvius hast mir denselben gesagt.

Silvius. Ich? schönstes Fräulein?

Agalan. Ich bitte, mein Kind, stelle dich doch nicht frembd gegen mich, und höre doch auff mich länger zu quälen! du allein kanst meine Liebes Wunde heylen, welche mir deine Schönheit geschlagen.

Silvius. (heimlich) Ist dieses ein Traum, was Ich höre, oder ist dieses Weibsbild ein Circe, welche mich trachtet zu bezaubern?

Agalan. Habe doch einmahl Mitleyden, mit meiner Quaal, und empfange dieses Hertz, welches sich so demütig gegen Dich stellet.

Silvius. Dieses Bild ist schön, ich bin ein Mann, und ihre liebliche Reden scheinen meine Sinnen zu verführen. Was begehren sie dann, schöne Göttin von mir?

Agalan. Wie fragestu solches noch, Unbarmhertziger, hab ich Dir es nicht schon gesagt, ehe Du von hier giengest.

Silvius. (heimlich) Ihr Götter, was wil hierauß werden?

Agalan. Deine Gegenliebe, mein Engel, begehre ich.

Silvius. Diese Reden machen mich entzücket Aber ist es Ernst, und schätzen Sie mich ihrer Liebe würdig?

Agalan. Weg mit solchen Reden. Hier in diesem Busen wohnt ein verliebtes Hertz, welches ich Dir zugleich mit diesem Ring verehre. Was stehestu? Nim ihn an.

Silvius. Mit Ehrerbietung nehm ich ihn an. Dieser Ring ist schön, und bei meinem Leben Sie ist noch schöner. Ist es Zauberey, oder was ists? Sie wuste meinen Namen, ehe sie mich gesehen hatte. Es wohnet allhier gewiß einer, der mir gleichet, und meinen Namen führet, und ohne Zweiffel von meinem Diener die 800 Ducaten empfangen. Dann mein Diener schwäret, das er sie entweder mir, oder einem, welcher meine Gestalt an sich genommen, gegeben, auch ist mir seine Treue allzuwohl bekant, und ist diese Dame in demselben verliebt. So schwäre ich, weil sie mir wohl gefället und er mich umb das Geld gebracht, ich wil Ihn wieder umb die Dame bringen. Schönstes Fräulein, weil ich die Standhafftigkeit Ihrer Liebe sehe, so erbiete ich mich, derselben zu begegnen.

Agalan. Nunmehr bin ich vergnügt.

Silvius. Und ich opfere Ihr auff ein treues und beständiges Hertz.

Agalan. Liebstes Bild.

Silvius. Weil Du wilt,

Agalan. Das ich soll,

Silvius. Liebens voll,

Agalan. Mit Dir scherzen,

Silvius. Mich auch hertzen.

Agalan. So seis gewagt,

Silvius. Nur unverzagt.

Agalan. Du bist dann mein

Silvius. Ja freilich Dein.

Agalan. Komm meine Freud, erquick uns beyd,

Silvius. Gieb ohn Verdruß, mir einen Kuß.

Agalan. Ach! was fühle ich!

Silvius. Lab ferner Dich.

Agalan. Vor einen Brand.

Silvius. Ich bin Dein Pfand.

Agalan. Komm dann mit mir,

Silvius. O meine Zier!

Agalan. Diese ganze Sommer Nacht, wollen wir in Lieb geniessen,

Silvius. Wärens auch zwey Winternächt, es solt mich gar nicht verdriessen. (abeunt.)

Der fünfte Act wird eröffnet durch ein verliebtes Zwiegespräch zwischen Silvius und Aggalanta. Darauf kommt eine höchst triviale Scene zwischen Pickelhering und einem Beutelschneider, wie sie sich in sehr vielen dieser alten Komödien wiederholt. Gemeine Scherze und viele Prügel spielen darin die Hauptrolle. Hierauf folgt die letzte Scene, in welcher sich die vier Hauptpersonen gegenseitig erkennen und erklären. Die Schlußworte des Apolonius lauten:

Apol. Solche Freude sol nicht allein bey unserm, jetzund bevorstehenden Beylager, sondern auch nach selben, unauffhörlich zunehmen, weil sich alles so verhoffend, glücklich zu einem guten Ende vollzogen. Nun spielet mit Music, Lasst Freuden-Lieder schallen. An allen Orten auch Carthaunen-Stücke knallen.

Laßt den Trompeten Klang auffs Beste stimmen ein.
Die Hochzeit gehet an, wir wollen fröhlich seyn. —

Es bedarf nach dieser ausführlichen Beschreibung für den Kenner der Shakspeare'schen Dramen keiner besonderen Hinweisung auf die unverkennbare Aehnlichkeit, welche dies Freudenspiel mit dem Lustspiel „Was Ihr wollt" des englischen Dichters hat. Die Prinzessin Silla ist dort Viola, ihr Bruder Silvius ist Viola's Bruder Sebastian; Shakspeare's Herzog Orsino ist hier Apolonius, und das Fräulein von Aragonien ist Shakspeare's Gräfin Olivia.

Beide Stücke scheinen nach einer und derselben Quelle behandelt zu sein, nämlich nach der Novelle des Barnaby Rich: Von Apolonius und Silla, welche 1581 in England erschien, und somit hätten wir hier das Beispiel einer ziemlich gleichzeitigen Behandlung eines und desselben Stoffes von Shakspeare und einem ungenannten deutschen Verfasser.

Es ist dies allerdings keineswegs der einzige Fall von Rivalität dieser Art, aber ohne Zweifel einer der interessantesten.

Die Komik geht in beiden Werken einen ganz verschiedenen charakteristischen Weg, daß jedoch dem deutschen Autor die Shakspeare'schen Lustspiele, wahrscheinlich durch die englischen Komödianten am braunschweiger Hofe, bekannt waren, beweist wohl der Umstand, daß er in der ersten Scene seines Stückes ganz unzweifelhaft die erste Scene von Shakspeare's „Wintermärchen" im Auge gehabt hat, denn die ganze Art, wie Leontes und Hermione im „Wintermärchen" den Polyxenes zurückhalten wollen, stimmt mit der ersten Scene unsres Freudenspiels ziemlich überein. Selbst die Stelle in dem deutschen Stücke, wo von den Tractamenten die Rede ist, erinnert lebhaft an folgende Stelle im Wintermärchen:

Worin unsre Bewirthung uns beschämen sollte,
das wird unsre Liebe entschuldigen.

Vielleicht gehen wir nicht zu weit, wenn wir in dem Satyr, der die Petrona zerreißt, sowie in den Erscheinungen der Diana und Venus Anklänge an den Caliban und die Göttinnen in Shakspeare's Sturm vermuthen.

Welch ein Abstand aber herrscht zwischen dem englischen und deutschen Lustspiele! Die zartsinnige Sprache der Liebe bei Shakspeare's Viola ist hier zu jener gespreizten Redeweise geworden, wie sie in den Haupt- und Staatsactionen Gebrauch war und worin von wahrer Empfindung keine Spur zu finden ist. Wo bei Shakspeare der unvergleichliche Humor die komischen Gestalten erhebt, begegnen wir hier den rohesten und plumpsten Späßen des Hanswurst, und alles dies am Hofe eines für die damalige Zeit kunstsinnigen Fürsten zur Geburtstagsfeier seiner Gemahlin! Von damals bis zu Schiller welch eine gewaltige Kluft! Daß diese überschritten wurde, darf uns bei der Betrachtung solcher rohen Anfänge mit Stolz erfüllen.

Literarisches.

Kaiser Napoleon III. Eine biographische Studie von Rudolf Gottschall. Liegnitz. Kuhlmey'sche Buchhandlung.

Es wird Napoleon III. in noch erhöhtem Maße das Schicksal seines Oheims widerfahren, noch bei seinen Lebzeiten in einer Reihe von Biographien besprochen zu werden. Freilich ist ja auch der Lebenslauf des Neffen bislang schon abenteuerlicher, reicher an Contrasten der seltsamsten Art. Und wer ermißt das Ende? Gottschall hat den moralischen Widerwillen gegen die betreffende Person nicht in so hohem Grade, wie der Verfasser der Schrift: Bonaparte oder die Sphinx auf dem französischen Kaiserthrone. Er findet die Erleichterung der Aufgabe des Biographen in der innern Consequenz im Leben des merkwürdigen Mannes, durch welches sich von Anfang an der Glaube an die Sendung zieht, die Idee des Napoleonischen Kaiserthums zum zweiten Male in das Leben zu rufen. Wir wollen damit indessen nicht sagen, daß Gottschall die ungeheuren Blutthaten nicht als solche anerkenne oder sie entschuldigen wolle. Dies ist nicht seine Absicht. Er sucht darzustellen, wie dieses politische Dogma der Napoleonischen Idee auf den jetzigen Kaiser von seiner Jugend an in allen und jeden Wechselfällen des Lebens bestimmend einwirkt. Dieser Gedanke führt nothwendig auf die vollständige Durchführung der Ideen des Oheims. Und dazu gehört denn vor allen Dingen schließlich auch die Rache für Waterloo. Indem der Verfasser diese am Schlusse erwähnt, tritt er dort mit seiner politischen Ansicht hervor, die sich ausspricht in den Worten: Preußen an Deutschlands Spitze ist der gefährlichste Gegner des Cäsarismus. Doch läßt er in den letzten Worten noch das „stammverwandte" England mit zu.



Neuestes aus der Ferne.

Der See Kossogol.

Petermann's Mittheilungen bringen einen sehr interessanten Bericht über die ältern und neuern Forschungen, deren Gegenstand der centralasiatische See Kossogol gewesen ist. Neuerdings sind der Kossogol und sein Gebiet von russischen Reisenden jedes Jahr besucht worden, 1857 von Permikin, 1858 von Kryschin, 1859 von Radde, der namentlich die russisch-chinesischen Grenzgebirge genau erforscht hat. Der See liegt im Süden des Sajanischen Gebirges, über dessen höchsten Kamm die russisch-chinesische Grenze läuft. Der nördliche Abhang dieser Kette ist sehr steil, aber mit riesenhaften Lärchen, Cedern und Fichten bewachsen, der südliche Abhang, der allmälig in die Ebene verläuft, ist von allem Graswuchs entblößt. Unten in der Ebene treten am nordöstlichen Ende des Kossogol wieder Bäume auf, während im Süden des Sees grasbewachsene Steppen sich ausdehnen. Die Länge des Sees wird auf fünfundzwanzig, die Breite auf sieben deutsche Meilen geschätzt. Zahlreiche Flüsse münden in ihn, so daß die große Tiefe, welche seine Anwohner ihm zuschreiben, wohl erklärlich ist. Seltsamer Weise sind Kähne auf dem See nicht im Gebrauch. Wollen die Urjanchen, denen die Ufer gehören, die im See liegende Insel besuchen, um dort Füchse, Hasen, Ziegen und Hirsche zu jagen, so müssen sie warten, bis das Wasser mit einer Eisdecke belegt ist. Das Nichtvorhandensein von Kähnen hat noch die Folge, daß die zahlreichen Fische des Sees, Bolegons, die mit den Häringen Aehnlichkeit haben, Weißfische, Aeschen, Lenok's (eine Lachsart) und Quappen nur an den Ufern und in den einmündenden Flüssen gefangen werden können. Uebrigens sind die Urjanchen gebildeter, verständiger und lebhafter als ihre mongolischen Brüder auf russischem Gebiete.

Der Kossogol ist für die Verbindung mit der mittlern Mongolei von großer Wichtigkeit. Mit den beiden in der Nähe lebenden Völkern, den Urjanchen und Darchaten, ließe sich ein vortheilhafter Tauschhandel treiben. Sie bedürfen vorzüglich Ziegelthee, Tuch, Zitz, Leinwand, Plüsch, Elfenbein, Eisen und Schwefel, lauter Gegenstände, die der russische Handel besitzt, und können dafür Felle, Talg und gedörrtes Fleisch geben. Ihre weiten Steppen ernähren zahllose Heerden, namentlich von Yaks oder tibetanischen Rindern. Je zahlreicher die Bevölkerung des russischen Grenzbezirks in Folge der dortigen Goldwäschen wird, um so wünschenswerther ist die Zufuhr von billigem Fleisch. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte Rußland am Kossogol bereits Niederlassungen, aber der Vertrag von 1727 überließ dieses Gebiet den Chinesen. Jetzt sieht man seine Bedeutung besser ein, und das häufige Erscheinen russischer Reisenden ist wohl als Vorspiel einer Einverleibung aufzufassen. Die Chinesen werden sich dieses Gebiet nehmen lassen wie das Land am Amur. Sie legen auf ihre Grenzbezirke im Norden wenig Gewicht und wissen sie nicht zu benutzen.

Die Mission Waya.

Unsere thätigen deutschen Glaubensboten können sich des Erfolgs rühmen, an der afrikanischen Goldküste eine Station gegründet zu haben, welche Erfolg verspricht. Es ist Waya, ein Ort am Todsiflusse. Ein Reisen-

der, der an das „Ausland" berichtet hat, fand dort ein Pfarrhaus, eine Schule und eine Anzahl Bekehrter, nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene. Leider liegt die Mission in einer niedrigen und sumpfigen Gegend. Bei einiger Sorgfalt ließe sich der ganze Küstenstrich, zu dem Waya gehört, zu einem blühenden Lande machen. Der Voltafluß hat zu beiden Seiten Lagunen, die durch eine schmale Landzunge vom Meere getrennt, vierzig bis fünfzig deutsche Meilen fortlaufen und auch mit dem Todsi in Verbindung stehen. Der letztere Fluß bedarf bloß einer Säuberung, um in der Regenzeit zwanzig deutsche Meilen weit schiffbar zu sein. Das Land erzeugt an der Küste Palmöl, Erdnüsse und Baumwolle, wozu im Innern noch Schibutter, Ochsenhäute, Elfenbein und Indigo kommen. Die langgestreckte Lagune gestattet eine lebhafte Küstenschifffahrt, doch bis jetzt hat der Verkehr wenig zu bedeuten, wenn auf der erwähnten Landenge auch einige „Seeplätze" erbaut worden sind. Neben ihnen erhebt sich auch eine Mission Anyako, deren Glaubensboten die Landzunge mit einem für Kähne schiffbaren Canal durchschnitten haben. Das ist Alles, was für den Verkehr von Menschen gethan worden ist.

Das Gefrieren des Schwarzen Meeres.

Die Klimatologie von Kleinasien bietet Sonderbarkeiten dar, welche die Naturforscher zu allen Zeiten lebhaft beschäftigt haben. Eine der auffallendsten ist das Gefrieren des Schwarzen Meeres. Dieses wurde schon von den Römern beobachtet und selbst von Dichtern (Ovid und Virgil) besprochen. Ovid lebte am Schwarzen Meere fünf Jahre als Verbannter, und in drei Wintern war dieses Meer in größerm oder geringerm Umfange mit einer Eisdecke belegt. Aelian, Ammianus Marcellinus und Pomponius Mela bezeugen dieselbe Thatsache. In späterer Zeit war der Winter von 762 ein besonders kalter. Der Patriarch Nicephorus erzählt, daß in jenem Jahre Eismassen von besonderer Ausdehnung und großer Dicke gegen den Bosporus trieben und seine Mündung so versperrten, „daß man zu Fuß leichter über die Straße kommen konnte, als sonst in einem Bote." Im Jahre 726 scheint das ganze Schwarze Meer eine Zeitlang mit Eis bedeckt gewesen zu sein. Von einem Gefrieren in großem Umfange sind nicht weniger als achtzehn Beispiele bekannt.

Eine solche Kälte im Gebiet einer Wasserfläche, die sich vom 41. bis zum 47. Breitengrade erstreckt, ist eine Ausnahme von den allgemeinen klimatologischen Regeln. Sie begreift sich indessen, wenn man die Erklärung liest, die P. von Tschihatscheff in dem jüngst erschienenen zweiten Bande seines Werkes über Kleinasien gibt. Er nennt drei Gründe, die das Gefrieren veranlassen:

1) Die Nordwinde, denen das Schwarze Meer völlig geöffnet ist. Sie streichen, ohne daß es auf ihrem ganzen Wege einen mildernden Einfluß gäbe, vom arktischen Pol über die ungeheuern Schneeflächen Rußlands.

2) Die äußerst geringe Einwirkung, welche das Mittelmeer auf die Temperatur eines Wasserbeckens übt, welches mit ihm bloß durch eine schmale Straße in Verbindung steht.

3) Die starke Auflösung des Meersalzes im Pontus durch das einströmende süße Wasser bedeutender Flüsse.

Das Werk, dem wir diese Erklärung entnehmen, schreitet langsam vorwärts. Der erste Band enthielt die physikalische Geographie Kleinasiens, der jetzt erschienene zweite bringt die Klimatologie und Zoologie. Es stehen noch vier Bände in Aussicht, die sich mit der Botanik, der Geologie, der Archäologie, der Statistik, der Geschichte und den jetzigen Verhältnissen Kleinasiens beschäftigen werden.

Ausgrabungen in Eleusis.

Ein Franzose Lenormand hat bereits vor längerer Zeit da, wo das alte Griechenland seine eleusinischen Feste feierte, Nachforschungen nach Kunstschätzen begonnen. An derselben Stelle, wo schon die Engländer 1814 ohne Erfolg gegraben haben, sind seine Arbeiten von so glücklichen Ergebnissen gekrönt worden, daß die griechische Regierung vier Häuser zum Einreißen gekauft hat, damit die Ausgrabungen noch weiter fortgesetzt werden können. In der Nähe des Tempels des Triptolemos sind vier neue Tempel entdeckt und von ihrer Schuttdecke befreit worden. Lenormand hat ferner den Cerestempel vollständig ausgegraben und Manches zu Tage gefördert, was mit ihm und den eleusinischen Festen geschichtlich zusammenhängt. Er hat unter Anderm die Propyläen bloßgelegt, deren Cicero in seinen Briefen erwähnt, und eine prachtvolle Marmorbildsäule des Antinous aufgefunden, an der bloß der linke Arm fehlt.

Während die in den europäischen Museen befindlichen Darstellungen dieses Günstlings Hadrian's in riesigen Verhältnissen ausgeführt sind, ist diese Bildsäule in Lebensgröße und wir haben in ihr wahrscheinlich ein Portrait erhalten.

Die Straßen über die Landenge von Panama.

Von Zeit zu Zeit hört man von Expeditionen, die zur Erforschung unbekannterer Theile des langgestreckten mittelamerikanischen Isthmus unternommen werden. Es liegt darin ein Beweis, wie wenig man mit den jetzt bestehenden Verbindungen von Meer zu Meer zufrieden ist, und daß man die Hoffnung, eine allen Bedürfnissen und Zwecken entsprechendere Straße aufzufinden, keineswegs aufgegeben hat. Eben jetzt rüsten die Vereinigten Staaten ein Schiff unter Capitän Engel aus, welches den Auftrag hat, den Chiriqui-Isthmus genauer zu erforschen, die Küsten und Buchten, aber auch das Innere zu untersuchen, eine zuverlässige Karte der Gebirgszüge, Thäler und Flüsse zu entwerfen und die Beschaffenheit der Kohlen zu prüfen, die in Menge vorhanden sind. Nach früheren Untersuchungen, die jetzt vervollständigt werden sollen, liegen sowohl an der Küste des Stillen Meers wie an jener des Atlantischen Oceans vortreffliche Häfen, und das Innere bietet Verhältnisse dar, welche die Anlage von Straßen erleichtern. Die Regierung von Costarica — zu dieser Republik gehört der Isthmus von Chiriqui — hat bereits einem Nordamerikaner, Thompson, unter sehr vortheilhaften Bedingungen das Privilegium zur Anlage einer Eisenbahn von der Chiriqui-Lagune am Stillen Meer quer durch die Landenge bis zum Golfo Dulce am Atlantischen Ocean ertheilt. Thompson hat die Verpflichtung übernommen, die Bahn binnen acht Jahren von Meer zu Meer zu bauen.

Die bereits fertigen Wege über die Landenge von Panama lassen viel zu wünschen übrig. Die Bahn von Aspinwall nach Chagres leistet allerdings gute Dienste, aber die Gesellschaft beutet das Monopol, das sie besitzt, durch sehr hohe Sätze für die Beförderung von Personen und Gütern aus. Die schöne Wasserstraße durch Nicaragua, die eine Zeit lang von californischen Reisenden so stark benutzt wurde, bis das Flibustiertreiben Walker's sie sperrte, ist verödet geblieben. Die Eifersucht der nordamerikanischen großen Rheder hindert die Benutzung derselben. Der Matador der Rheder, Vanderbilt, hat das beste Anrecht auf die Straße, aber die übrigen gönnen ihm die Vortheile nicht, die er davon haben würde. Die Landstraße von Tehuantepek, über die zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko lange Verhandlungen gepflogen wurden, liegt bereits wieder brach. Von der Hondurasbahn, über die die Zeitungen längere Zeit viel zu berichten wußten, schweigt Alles. Die früheren Pläne in Costarica, mit denen der französische Abenteurer Felix Belly die Welt beschäftigte, sind mit ihm selbst verschwunden. So scheint über den Transitstraßen ein eigener Unstern zu walten.

Joseph Wolff's Reisen.

Ein halb verschollener Mann, Dr. Joseph Wolff, hat durch eine Gesammtausgabe seiner „Reisen und Abenteuer," von der in London der erste Band erschienen ist, die Aufmerksamkeit wieder auf sich gelenkt. Der Zusatz: Abenteuer rechtfertigt sich in diesem Falle vollkommen, da Wolff's Leben in der Tha eine Kette romanhafter Ereignisse gewesen ist. Ursprünglich ein deutscher Israelit, dann ein römischer Katholik und schließlich ein englischer Protestant, hat Wolff in vier Welttheilen allen Arten von Gefahren, der Gefangenschaft, der Sclaverei, dem Hunger und dem Durst getrotzt und ist eben so oft Räubern und Mördern, als der Cholera und andern Seuchen entgangen. Seine Reisen in andern Welttheilen begann er damit, daß er von 1821 an Georgien, Palästina, Egypten, Mesopotamien und Persien besuchte. Sein Reisezweck war eine Schrulle, der wir bei frommen englischen Reisenden öfters begegnen. Er suchte nämlich nach den verlorenen zehn Stämmen, d. h. nach denjenigen Israeliten, welche aus der babylonischen Gefangenschaft nicht mit nach Jerusalem zurückkehrten und seitdem spurlos verschwunden sind. 1831 durchstreifte er Kleinasien, Armenien und Persien, ging nach Khorassan und bahnte sich glücklich den Weg durch die turkomanische Wüste nach Bochara, wo man ihm sagte, daß er die zehn Stämme in China finden werde. Die Reise durch die Wüste Gobi war ihm denn doch zu viel und er ging lieber nach Peschawer, in das Pendschab und nach Caschmir. Da er in diesen ausgedehnten asiatischen Landstrichen die zehn Stämme nicht gefunden hatte, so vermuthete er sie in dem östlichen Afrika und zwar in

dem mosaischen Staate des Falaschalandes. Diese Reise war die unglücklichste von allen, aber sie heilte ihn von seiner Manie so wenig, daß er bald darauf nach Amerika ging, um bei allen Indianern nach den zehn Stämmen Umfrage zu halten. Die letzte Reise, die wir von ihm kennen, hatte einen edlen Zweck. Er ging nach Bochara, um der Welt Gewißheit über das Schicksal der beiden Engländer Stoddart und Conolly zu verschaffen. Er nahm seinen Weg über Erzerum, Teheran, Mesched und Merw, gelangte glücklich nach Bochara, wo ihm die Hinrichtung der beiden Engländer bestätigt wurde, und eben so glücklich aus der Höhle des Löwen hinaus. Seit dieser Zeit hat er, so viel wir wissen, in einer einträglichen Predigerstelle von seinen Reisen ausgeruht.

Vom Hofe in Japan.

Als Japan sich dem Verkehr mit den Europäern öffnete, ließ es sich voraussehen, daß der plötzliche Uebergang zu einer der frühern entgegengesetzten Politik innere Erschütterungen zur Folge haben werde. Früher berichteten wir, daß eine Spaltung der Vornehmen in eine conservative und eine liberale Partei eingetreten sei. Davon hatten wir keine Ahnung, daß die Conservativen an Bürgerkrieg dächten und selbst vor dem Fürstenmorde nicht zurückschreckten. Als vor etwa zwei Jahren der Kaiser starb, entstand das Gerücht, daß er sich selbst den Bauch aufgeschlitzt habe. Jetzt glaubt man bestimmt zu wissen, daß er vergiftet worden sei. Der Lehnsfürst von Mito, der für den Mörder gilt, glaubte der rechtmäßige Erbe des kinderlosen Monarchen zu sein, allein die Großen sprachen die Krone einem unmündigen Prinzen aus dem Geschlecht Kinsen zu und übertrugen auch die Regentschaft einem Andern. Im vorigen Winter brannten die kaiserlichen Residenzgebäude unter Umständen nieder, die auf eine Brandstiftung schließen ließen. Am 24. März dieses Jahrs kehrte der Regent aus der provisorischen Residenz, die von drei Mauern umschlossen ist, in einer Sänfte zurück. Zwischen der zweiten und dritten Mauer standen 22 Männer, in Regenmäntel gehüllt, anscheinend das Gefolge eines hohen Würdenträgers. So wie die Sänfte sich zeigte, warfen sie ihre Regenmäntel ab, feuerten mit Pistolen auf den Regenten und griffen seine Begleiter mit Schwertern an. Der Regent ist an diesen Wunden gestorben, seine Mörder waren Soldaten des Lehnsfürsten von Mito, und dieser ist der Urheber des Mordes. Wegen seiner hohen Geburt hat man ihn nicht zum Tode verurtheilt, sondern ihn bloß aller seiner Würden entsetzt. Dieser Schonung wird die japanische Regierung einen Bürgerkrieg verdanken. Der Fürst hat in seinem Fürstenthum, das auf Nippon nordöstlich von der Hauptstadt liegt, seine Vasallen unter die Waffen gerufen, und ein kaiserlicher Bote, der ihn zur Unterwerfung auffordern sollte, ist von seinem Gefolge ermordet worden.

Von demselben Fürsten, einem mehr als siebzigjährigen Manne, sollen die gegen Europäer vorgekommenen Beleidigungen ausgegangen sein. Namentlich wird es ihm zur Last gelegt, daß zwei holländische Schiffscapitäne zu Yokuhama am hellen Tage und auf offener Straße ermordet worden sind. (Februar 1860). Um die Europäer zu Yeddo, Kanagawa und Yokuhama zu schützen, hat die Regierung ihnen doppelte und dreifache Schutzwachen gegeben und den Ortsbehörden beträchtliche Streitkräfte zur Verfügung gestellt. Yokuhama, wo die meisten Fremden wohnen, befindet sich in einer Art von Belagerungszustand. Die Thore sind stark besetzt, und in den Straßen erheben sich Verhaue, die Tag und Nacht von Soldaten bewacht werden.

Der Handel hat sich seit einigen Monaten sehr gehoben. Die Japaner kaufen mehr europäische und amerikanische Waaren als früher, vorzugsweise Musseline, Drells, Glaswaaren, mancherlei Luxusartikel und Uhren. Die Ausfuhr besteht in beträchtlichen Mengen von Rohseide, Rüböl, Seiden- und Sammtzeugen, lackirten Waaren, Fischthran, Bohnen, Erbsen und Mehl, welches letztere nach Schanghai geht.

Damaskus.

„Die Perle des Orients, das Eden der Moslime, das Thor der Kaaba, das Gefieder der Paradiespfauen, der farbige Kragen der Ringeltaube," diese und ähnliche, bald die Heiligkeit, bald die Schönheit des Orts preisenden Beinamen geben die arabischen Dichter der Stadt Damaskus. Ihre Heiligkeit beruht theils auf dem Ausspruche des Korans, daß die Engel Gottes ihre Fittige über sie ausgebreitet haben, theils auf Erinnerungen und Bauten aus den Tagen der Khalifen. In Damaskus beginnt auch die eigentliche Reise der großen Pilgerkarawane,

die alljährlich nach Mekka geht. Wegen der Heiligkeit des Orts hat der fromme Abdel Kader hier seinen Wohnsitz genommen und hat so zum Beschützer der Christen werden können. Die Umgegend von Damaskus ist des Lobes werth, das die Dichter ihr zollen. Rings um die Mauern, die einen Umfang von drittehalb Stunden haben, schlingt sich, durchströmt von dem Barraba, dem alten Goldstrom, und von zwei geringern Flüssen, dem Awadsch und dem Helbon, ein Kranz von Gärten, dessen Breite zwischen einer Stunde und drei Meilen wechselt. Hier wachsen Storax- und Dombäume neben lombardischen und Weißpappeln, der Lotus wechselt mit dem Myrtenbaum, und Mandeln, Feigen, Granaten, Pistazien, Oliven, Citronen und Orangen gedeihen eben so gut wie Äpfel und Birnen, Kirschen und Pflaumen, Pfirsichen und Trauben von sechs Pfund Schwere. Weiterhin gehen die Gärten in immergrüne Wiesen über, die bis zum See Bahret el Merdsch reichen. Seine Ufer sind immer von Wasservögeln belebt, aber man sieht auch schwarze Vipern, Scorpione, Taranteln und aus der nahen Wüste kommen Schakals und Gazellenheerden.

Die Damascener sind eben so berüchtigt als ihre Stadt berühmt ist. Schami Schuri, der Damascener ist ein Betrüger, sagt das Sprichwort. Sie sind unwissend, eingebildet und fanatisch. Obgleich die Hochschule (Medresse) von Damaskus wegen ihres alten Rufs von Söhnen angesehener Familien noch immer stark besucht wird, besitzt sie nicht einen nahmhaften Gelehrten. Unter den Einwohnern, deren Zahl man in der Regel zu 130,000 angibt, befanden sich in letzter Zeit etwa 12,000 Christen und 5000 Drusen. Christliche Kirchen gab es noch sieben, Klöster drei, eines der Lazaristen, eines der Kapuziner und eines der Terrasanta mit spanischen Mönchen. In dem Stadtrath saßen unter den Großen der Stadt auch zwei Christen und ein Jude. Daß für Handels- und Wechselgeschäfte ein eigenes Gericht bestand, spricht für den Umfang der Geschäfte, die von der nicht mohamedanischen Bevölkerung gemacht werden. Wie früher in Dschibba, wird ihr Wohlstand den Fanatismus der Türken geweckt haben.

Die Japaner in Nordamerika.

Zwei Monate lang hat die nordamerikanische Presse kaum einen andern Stoff gekannt, als die japanische Gesandtschaft. Von der Begeisterung für sie, die sich bei ihrer ersten Landung in San Francisco regte, hat sich in den Zeitungen bald nichts mehr spüren lassen. Im Gegentheil hat man die fremden Gäste scharf kritisirt und der Welt nicht vorenthalten, daß ihre glattgeschorenen schwarzschimmernden Schädel und ihre bartlosen Gesichter einen zu gleichförmigen Ausdruck haben, um die Unterscheidung des einen Japaners von dem andern zu einer leichten Sache zu machen, daß ihre blousenartigen Oberkleider Frauennachtjacken, ihre Beinkleider Unterröcken gleichen und daß die Griffe ihrer berühmten Degen nicht viel besser aussehen als die mit Bindfaden umwickelten Griffe von Florets. Trotz aller dieser Ausstellungen hat sich die Bevölkerung aller Städte um die Japaner auf eine fast gefährliche Weise gedrängt. Frauen und Kinder sind ohnmächtig geworden und es hat Stöße, Quetschungen und blutige Nasen gegeben. Die Japaner haben eine ganze Schiffsladung werthvoller Geschenke mitgenommen, die Gaben von Kaufleuten und Fabrikanten, welche aus Japan weitere Bestellungen zu erhalten hoffen. Für die Verbreitung richtigerer Ansichten über die christliche Welt in Japan wird die Reise jedenfalls von Wichtigkeit sein.

Die Besiedlung von Cayenne.

Die sittliche Verwilderung des heutigen Frankreichs tritt in manchen Zeichen hervor, unter denen die Zunahme der rückfälligen Verbrecher nicht das unbedeutendste ist. Der Kaiser hat nun den Plan entworfen, den Verbrechern, die sich im Gefängniß gut betragen, nach Ablauf der Haft Ländereien in Cayenne zu verleihen. Die große Mehrzahl von ihnen gehört der städtischen Bevölkerung an, ist an ländliche Arbeiten nicht gewöhnt und entbehrt überdies der Familie, ohne die nach uralter Erfahrung eine Ansiedlung nicht möglich ist. Cayenne wird also von diesen Menschen keinen Vortheil ziehen, wohl aber Frankreich insofern, als das mörderische Klima der Colonie jede Gefahr eines Rückfalls gründlich beseitigen wird.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 50. November 1860.



Furioso.

Novelle von Wolfgang Müller von Königswinter.

(Fortsetzung.)

Fünftes Capitel.

So wenig Frau von Breuning es sich auch merken ließ, so hatte sie doch für Alles, was in ihrem Hause vorging, ein sehr scharfes Auge. Dies war aber noch in erhöhtem Maße der Fall, wenn es sich um Angelegenheiten handelte, welche ihre Angehörigen betrafen. Nun strebte sie freilich dahin, sich die Herzen ihrer Kinder offen zu halten, was ihr auch, da sie nie eine zu große Strenge oder gar Schroffheit zeigte, in der Regel vollständig gelang. Es kommen indeß Zeiten im Jugendleben, wo es in der Natur des Menschen liegt, daß er sich verschließt und heimlich thut. Wer weiß nicht, daß hier jene Tage gemeint sind, wo der Knabe sich zum Jüngling und wo das Mädchen sich zur Jungfrau entwickelt. Tritt einmal die junge Liebe im Herzen auf, so ist es ihr Wesen, daß sie sich in ein scheues Geheimniß hüllt.

Die Hofräthin war auf diese Zeit vorbereitet und hatte sich gerüstet, sie bei ihren Söhnen gehörig zu überwachen. Was sie nicht selber beobachten und belauschen konnte, das suchte sie auf anderm Wege in Erfahrung zu bringen. Und hier war ihr der junge Wegeler von dem wesentlichsten Nutzen. Als ihre Söhne ihn vor Jahren zu fröhlichen Spielen in's Haus brachten, hatte ihr der Knabe sofort einen günstigen Eindruck gemacht, und sie war trotzdem, daß er einem geringen Stande entsprossen war, bemüht gewesen, ihn an ihr Haus zu fesseln, denn er erschien klug, verständig und zeigte ein braves grades Herz. Nach und nach wurde sie ihm sogar eine mütterliche Freundin, die er über Alles fragte, was ihn betraf, und die ihm mit Rath und That zur Seite stand. Was Wunder, daß er ihr über alle Maßen zugethan war. Zugleich aber besprach sie mit ihm das Wohl ihrer Kinder, als erhole sie sich Raths bei seiner Einsicht, was auch in gewisser Art der Fall war, denn er stand etwas höher im Alter und hatte überdies mehr Lebenserfahrung als Stephan und Christoph. Da er nun die Freundschaft der Breuning'schen Söhne besaß und um alle ihre Geheimnisse wußte, so diente er in dieser Beziehung der besorgten Mutter oft als vermittelndes Organ bei der Erziehung.

Und so hatte sie denn auch bald heraus, daß etwas im Hause vorgefallen sei, was nicht in der Ordnung war. Sie merkte einestheils

Stephan's Befangenheit, anderntheils schien es ihr auffällig, daß Beethoven plötzlich seine Stunden aussetzte und sich auch sonst nicht blicken ließ. Wegeler wurde in's Gebet genommen. Er lockte Stephan's Geheimniß heraus und theilte es der Mutter mit. Die Mutter sprach mit Jeanette, die den Vorfall wie ein gesetztes Frauenzimmer, das den Knaben eine Lection geben wollte, ganz offen und harmlos behandelte und darüber lachte. Dann redete die Mutter aber mit dem Sohne, als habe sie die Sache von Jeanette und meinte, er solle sich doch keine Einbildungen in den Kopf setzen, denn das Mädchen spiele nur mit ihm und halte ihn im Punkte der Leidenschaft schließlich doch für einen unreifen Schulbuben, über dessen Ideen man sich ungestraft lustig machen könne, worüber denn der Jüngling, der sich schon Wunders was dünkte, so erzürnt wurde, daß er seine erste Liebe für ewig abschwor und von diesem Augenblicke an Jeanette keines Blickes mehr würdigte.

Durch die Unterredung mit Jeanette hatte die Hofräthin natürlich auch Beethoven's erste leidenschaftliche Aufwallungen kennen gelernt. So lächerlich die Sache an sich war, so hielt sie doch schon so viel auf den jungen Trotzkopf, daß sie ihm ihre Leitung nicht gern entziehen wollte, wie sie denn überhaupt edeln weiblichen Gefühlen folgte. Es handelte sich also darum, die vorhandenen Unebenheiten auszugleichen und die frühern angenehmen Verhältnisse wieder zurückzuführen. Auch hier mußte ihr Wegeler als Mittelsmann dienen. Nach einer längern Unterhaltung sagte sie ihm: „Holen Sie den Jungen wieder in's Haus, denn er verdient unsere Theilnahme. So sind nun einmal die Künstlernaturen: Er hat einen Raptus."

Der Gesandte begab sich, da Jeanette in diesen Tagen zu ihren Eltern nach Cöln zurückkehrte, auf den Weg zu dem jungen Musiker, indem er lächelnd in die Worte ausbrach: „O irascibile genus poetarum!" (O zornmuthiges Geschlecht der Künstler.)

Als er in Ludwig's Zimmer trat, blickte dieser ihn mit einer düstern und höchst ernsten Miene an.

„Nun, hast Du wieder einen Raptus, Furioso?" fragte der Freund.

Keine Antwort erfolgte.

„Du bist mir ein sauberer Geselle," erhob nun Wegeler das Wort. „Ich biete Dir meine Freundschaft, Du nimmst sie mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit an, wir schwören uns auf dem Rheine einen Bund für's Leben, und ich meine, es ist nun keine Heimlichkeit und Verschlossenheit, sondern reine, grade, offene Wahrheit zwischen uns. Kaum aber sind einige Wochen darüber hingegangen, so hast Du wieder Alles vergessen. Du thust nicht allein fremd, als hätten wir uns lebenslang nicht gesehen, Du machst mir sogar ein entschieden feindliches Gesicht.

Ludwig sah ihn erstaunt an und fragte mit einer gewissen Verlegenheit: „Wie so?"

„Wie so?" fiel der Andere ein, „das ist grade die Frage, die ich Dir zu stellen habe. Ich meide Dich nicht, ich gehe Dir nicht aus dem Wege, ich zeige Dir kein übelwollendes Wesen. Grade umgekehrt thust Du Alles gegen mich. Also frisch heraus, was hast Du, damit ich sehe, ob wir uns gänzlich scheiden oder wieder zusammenkommen können."

Diese derbe und entschiedene Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht, zumal das freimüthige Wesen Wegeler's sein inneres Wohlwollen offenbarte. Gleichwohl schämte sich Ludwig, den Vorfall mit Jeanette, aus dem sein Zorn gegen Stephan von Breuning und das ganze Haus entstanden war, zu erzählen. So wies er denn mit der Hand nach der leeren Stelle, auf welcher das Bild seines Großvaters gehangen hatte und berichtete in abgebrochenen Sätzen den unangenehmen Vorfall.

Als Wegeler ihn mit ernster Theilnahme angehört hatte, sprach er: „Das ist in der That eine traurige Geschichte. Aber Du thust sehr Unrecht, wenn Du darüber den Kopf verlierst. Ist Dir der Besitz des verehrten Gemäldes wirklich so viel werth, wie Du sagst, dann thust Du doppelt Unrecht, in nutzloser Unthätigkeit darüber zu brüten. Wäre ich an Deiner Stelle, so würde es mein Bestreben sein, das Bild sobald als möglich wieder zurückzuerwerben."

„Aber wie ist das möglich?" fragte der Musiker.

„Wie ist das möglich?" rief der Freund. „Das nenn' ich eine praktische Frage. Durch Fleiß und Thätigkeit! Du sprichst ja grade, als verdientest Du noch kein Geld. Ich bin leider kein Krösus, der Dir mit Schätzen aushelfen kann. Wer weiß übrigens, ob ich es thäte, wenn ich ein reicher Mann wäre. Es ist gar keine so üble Sache, wenn man sich um das Leben mühen muß. Also suche Dir etwas von Deinen Unterrichtshonoraren

zu sparen. Ich will mit Dir zum Wirthe gehen und ihm vorschlagen, daß er gegen die spätere Rückgabe des Bildes Abschlagszahlungen annimmt.

Ludwig's Züge leuchteten auf. So weit hatte er nicht gedacht. Dann sagte er: „Ich sehe doch, daß Du es gut meinst."

„Freilich mußt Du es dann aber anders einrichten, wie jetzt," fuhr der Student fort. „Wenn Du auf der faulen Haut liegst und Grillen fängst, so wirst Du schlecht an's Ziel kommen. Ich höre, daß Du seit einigen Tagen keine Stunden mehr gibst. Warum warst Du nicht mehr bei Breunings?"

Der Musiker blickte scheu bei Seite.

„Ich muß mich ja vor den Leuten schämen," sprach Wegeler. „Auf Deine Freundschaftsversicherungen bauend, habe ich Dich dort als meinen Freund eingeführt. Was mögen sie von mir und meinen Ansichten über ein solches Verhältniß denken! Wie werden sie mich nach meinen Freundschaften abschätzen! Wer etwas übernimmt, der hat auch die Pflicht, es durchzuführen."

„Ich kann nicht mehr in das Haus gehen," sprach Beethoven, indem er über und über erröthete.

„Ei, was ist denn vorgefallen?" fragte Wegeler, als wäre er aus den Wolken gefallen.

„Das kann ich nicht sagen."

„Dann muß es ja ein entsetzliches Ereigniß sein."

„So ist es."

„Und Du weigerst mir die Mittheilung?"

„Ich weigere sie."

„Nun," sprach Wegeler mit kaltem Tone und erhob sich von seinem Stuhle, „ich sehe, daß wir nicht zusammen passen. Deine Freundschaftsversicherungen waren nichts wie leerer Wind. Wir wollen unsern Bund lösen. Mag es Dir wohl gehen."

Damit wandte er sich zur Thür.

Der Musiker sprang auf und sprach: „Halt und höre!"

„Ich will mich nicht in Dein Vertrauen drängen," rief der Student. „Nur eine freiwillige Mittheilung — —"

„Aber ich rede ja aus freiem Willen," rief Ludwig.

Wegeler nahm auf's Neue Platz und sah den jungen Menschen ernsthaft forschend an. Theilweise machte es ihm Vergnügen, daß derselbe mit schweren Worten nach der Darstellung des Ereignisses rang, theilweise aber hatte er auch einen Erziehungspunkt im Auge. Er wollte Beethoven reden lassen, dieser aber stotterte nun seine Begegnung mit Jeanette heraus, indem er schließlich die heftigsten Anschuldigungen auf Stephan von Breuning warf.

„Also das ist die Mordgeschichte?" sprach der Student, nachdem der Musiker geendet hatte. „Das weiß ich ja Alles."

„Warum läßt Du mich denn erzählen?" rief Ludwig mit einer neuen Aufwallung von Zorn.

„Aus verschiedenen Gründen," lautete die Antwort. „Zunächst, damit Du Dich übst, offen gegen einen Freund zu sein, und dann damit Du die Sache, die Dir das Herz mit Groll füllt, aus dem Herzen sprichst. Sag' selbst, ob Du Dich jetzt, nachdem Du gebeichtet hast, nicht leichter fühlst."

Beethoven konnte es nicht verneinen. „Du magst Recht haben," sprach er, „aber hat sich Stephan nicht schändlich benommen?"

„Wo ist denn die Schändlichkeit?" rief Wegeler erstaunt. „In der That, ich sehe bei ihm nicht im mindesten ein Verbrechen, wie ich es bei Dir nicht sehe. Mich dünkt, der Eine ist so schuldig oder so unschuldig, wie der Andere. Du spürst etwas von Neigung zu dem jungen Mädchen, er gleichfalls. Er macht Dich nicht zu seinem Vertrauten, Du ihn nicht, was Euch Beiden freisteht. Er erzählt Dir eine fingirte Geschichte, die ihn selbst betrifft, die er aber einem Andern aufbürdet, Du erzählst ihm gar keine Geschichte. Er liefert Dir ein Gedicht, Du lieferst ihm die Musik dazu. Ich finde, Ihr steht Euch in diesen Thatsachen ganz gleich."

„Aber er hat mich lächerlich gemacht," fuhr Beethoven auf, „indem er mir zuvorkam."

„Wärest Du ihm zuvorgekommen, so hättest Du ihn lächerlich gemacht," sprach Wegeler. „Hier hat nur der Zufall gespielt. Uebrigens habt Ihr Euch alle Beide lächerlich gemacht, der Eine etwas früher, der Andere etwas später. Wie könnt Ihr edle Jünglinge, die Ihr Euch erst eine Stellung im Leben gewinnen müßt, an Liebeleien denken? Das ist die wahre Lächerlichkeit von der Sache."

Beethoven sah verschämt vor sich.

„Und nun will ich Dir noch etwas sagen," fuhr Wegeler fort, „was Dir beweisen wird, daß Stephan doch kein so schändlicher Mensch, sondern ein viel besserer Freund ist, wie Du, denn ich habe die ganze Geschichte von ihm selber und zwar ganz freiwillig gehört."

Ludwig sah ihn groß an.

„Ich will Dir Deine Heimlichkeit indeß nicht länger vorhalten,“ sprach der Freund, Du wirst Dich bessern. Jetzt aber mach Dich fertig und komm mit zu Breunings.“

Beethoven ging zweifelhaft im Zimmer auf und ab. Dann fragte er: „Und ist Stephan mir nicht böse?“

„Dazu hat er nicht die geringste Ursache,“ lautete die Antwort. „Er wird Dir wie früher die Hand reichen, jedes andere Verfahren wäre ja auch Unsinn. Uebrigens hat er auch seine thörichte Leidenschaft zu Jeanetten, die zudem heimgekehrt ist, darangegeben.“

„Sie ist heimgekehrt und er hat sie darangegeben?“ rief der Musiker, dem eine neue Hoffnung aufflackerte.

„Vollständig,“ bekräftigte der Student.

„Und die Hofräthin? weiß sie —“ fragte Ludwig.

„Sie hat bessere Dinge zu thun, als sich um Eure Dummheiten zu kümmern. Du wirst Alles beim Alten finden,“ warf Wegeler leicht hin.

„So will ich mit Dir gehen,“ sprach Beethoven und begann sofort seine Kleider in Ordnung zu bringen, dann rief er plötzlich in einer leidenschaftlichen Erregung aus: „In was für einem abscheulichen Bilde hast Du mich mir jetzt gezeigt. O, ich erkenne es, ich verdiene Deine Freundschaft nicht.“ *)

Und er brach in helle Thränen aus, warf die Kleider auf die Erde und wollte wieder zu Hause bleiben.

Wegeler hatte alle Mühe, den neuen leidenschaftlichen Ausbruch zu beruhigen. Erst allmälig gelang es seiner Ueberredungskunst, den Freund zum Mitgehen zu bewegen.

Es war gegen Abend, als sie das Breuning'sche Haus betraten, wo sie die Mutter mit ihren Kindern in gewohnter Weise im Familienzimmer versammelt trafen. Beethoven war voller Befangenheit, die sich aber bald legte, weil er das frühere herzliche Entgegenkommen fand. Stephan, der dem Ankömmling sofort die Hand zum Gruß geboten hatte, bemühte sich, ihm mit doppelter Freundlichkeit zu begegnen. Und so entflogen ihm denn alle Zweifel über die Böswilligkeit, die allerdings auch nur in seinem eignen mißtrauischen Gemüthe als ein nichtiges Gespensterbild entstanden war. Es wurde wieder geplaudert und gescherzt, wie früher, man las sich schöne Stellen aus edlen Schriftstellern vor, und man hatte nun auch eben zu musiciren angefangen. Beethoven saß am Clavier, um den Bitten der Anwesenden folgend, eine freie Phantasie, wie er sie schon damals in überraschender Art vortrug, ertönen zu lassen, da trat der Graf von Waldstein rasch in die Thür und rief, nachdem er sich gegen Frau von Breuning verbeugt hatte: „Nur nichts Trauriges heute, ich bitte um etwas recht Fröhliches, denn ich bin sehr munter gestimmt.“

„So geben Sie mir ein Thema,“ sprach Beethoven.

„Nun, dann variiren Sie mir Mozart's: Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise.“

Ludwig griff muthig in die Tasten und ließ die wilden bacchantischen Töne dieser Melodie des üppigsten Lebensrausches unendlich frisch und muthig erklingen, und als er fertig war, da wiederholte er sie in den kühnsten Variationen, so daß ein Meer von vollen prächtigen Tönen durch den Raum auf- und niederwogte.

„Vortrefflich, vortrefflich, junger Meister,“ rief der Graf, als er geendet hatte. „Dafür sollen Sie aber auch eine Belohnung haben, die Ihnen, wie ich hoffe, Freude machen wird.“

Und zugleich griff er in eine Seitentasche seines Rockes und zog einen großen Brief hervor, den er dem jungen Musiker überreichte.

Beethoven betrachtete das Papier. Die Adresse auf der einen Seite trug seinen Namen, auf der andern erblickte er ein mächtiges Siegel. Aber einen so großen Brief hatte er kaum gesehen, geschweige denn erhalten. Er lächelte verlegen und wußte nicht, was er damit anfangen sollte.

„So öffnen Sie doch,“ ermunterte der Graf.

Der Musiker sah ihn von neuem ungläubig an. Fast vermuthete er einen Scherz und wollte die Schrift zurückgeben.

„So lassen Sie die Frau Hofräthin öffnen,“ sprach der Deutschordensritter.

Zugleich nahm er den Brief und überreichte ihn Frau von Breuning.

„Soll ich?“ fragte die Dame den Musiker.

„Thun Sie es,“ sprach dieser.

Sie erbrach nunmehr das Couvert, indem

*) F. G. Wegeler, Biograph. Notizen, S. 32.

sie sprach: „Das ist ja das kurfürstliche Siegel.“

Dann entwickelte sie ein Blatt, unter dem gleichfalls ein großes Siegel stand und las:

Wir Maximilian Franz von Gottes Gnaden Kurfürst und Erzbischof von Cöln p. p. ernennen durch diese Urkunde den Musiker Ludwig van Beethoven zu unserm Hoforganisten — — — —

Die Anwesenden sahen sich staunend an. Der Jüngling wußte nicht, wie ihm war. Es wurde ihm ganz taumelig im Haupte.

Alle schwiegen.

„Ja, es ist so,“ rief der Graf, „ich bin erfreut, sagen zu dürfen, daß ich zu diesem Entschluß mitgeholfen habe.“ Und dann nahm er das Blatt selbst in die Hand und las die ganze Urkunde, die wir hier in ihren herkömmlichen Formen nicht mitzutheilen brauchen, vor.

Dann reichte er Beethoven die Hand, um ihm zu gratuliren. Dieser ergriff sie leidenschaftlich. Heiße Thränen stürzten aus seinen Augen. Er hatte in der Fülle seiner Gefühle bei den Glückwünschen der übrigen Anwesenden kein Wort. Er stand starr und stumm.

Dann ergriff er plötzlich das Papier und rief: „Dank, tausend Dank!“ und stürzte ohne seinen Hut zu nehmen die Thür hinaus.

„Was mag er vorhaben?“ fragte der Graf.

„Er hat wieder einen Raptus,“ lächelte die Hofräthin.

„Ohne Zweifel will er zu seiner Mutter,“ sprach Wegeler. „Er wird der armen guten Frau ihren Kummer durch die fröhliche Botschaft erleichtern wollen. Ich eile ihm nach,“ fügte er hinzu und nahm Beethoven's Hut, der noch auf einem Stuhle lag.

„So bringen Sie ihn, wenn es möglich ist, nachher in den Zehrgarten,“ rief Waldstein dem Davoneilenden nach.

So sehr Wegeler sich auch beeilte, war er doch nicht im Stande, den Flüchtling einzuholen. Er fand ihn erst in seiner Wohnung. Dort lag er an der Brust der Mutter, welcher er eben sein Glück mitgetheilt hatte.

Die arme Frau weinte laut auf.

„Aber warum weinst Du denn noch, Mutter?“ rief der Sohn heftig, „lache doch, lache doch! Es ist ja jetzt Alles gut. Wir sind aus unsrer Noth und aus unserm Elende. Jetzt kann ich Dir und den Brüdern helfen. Jetzt kommen gute Tage.“

„Gott segne Dich, Du guter, guter Sohn!“ rief sie und lächelte durch Thränen und drückte ihn an sich und legte die Hände wie zum Segen auf sein dunkles Haar.

Wegeler konnte sich der Rührung nicht enthalten. Er blieb eine Weile ungesehen in der Thür stehen. Als Mutter und Sohn sich endlich beruhigten, trat er ein und erhielt auch seinen Dank, weil er Ludwig in das Breuning'sche Haus geführt und ihn auf diese Weise mit dem Grafen Waldstein, seinem Wohlthäter, bekannt gemacht hatte.

„Ich muß diese Anerkennung ablehnen,“ rief der Student, der eine muntere Stimmung hervorrufen wollte. „Unser Furioso verdankt seine Anstellung seinem Talente, das ihn hoffentlich noch zu andern Würden und Ehren leiten wird. Aber hier,“ fuhr er den Hut in die Höhe haltend fort, „er hat seinen Hut zurückgelassen, den bringe ich eben. Es wundert mich, daß er nicht auch den Kopf verloren hat, den ich wohl nicht so leicht zurückgebracht hätte.“

„Ja, so ist es,“ sprach die Mutter, ihren Sohn auf's Neue an sich drückend.

„Was liegt an dem Hut?“ fiel Ludwig ein.

„An dem Hute liegt viel,“ scherzte der Student, „denn Du mußt heute Abend noch in Gesellschaft. Man kann wohl ohne Kopf, aber nie ohne Hut zu anständigen Leuten gehen.“

„Ich bleibe bei meiner Mutter,“ rief der Sohn.

„Darüber soll Frau Beethoven entscheiden,“ wandte Wegeler ein. „Der Graf von Waldstein wünscht nämlich, daß ich ihn mit in den Zehrgarten bringe.“

„Wenn der Graf es wünscht, so mußt Du gehen,“ ermahnte ihn die Mutter.

Und so ward es denn auch beschlossen. Die jungen Leute begaben sich nach einer Weile auf den Weg.

Zum „Zehrgarten“ hieß in der damaligen Zeit und heißt noch jetzt eine auf dem Markte zu Bonn gelegene Schenke, die wenn man vom Schlosse kommt, zur linken Hand steht und eine alterthümliche Fronte mit einer Thür und drei Fenstern hat. Ist man eingetreten, so erstreckt sich rechts eine lange, schmale Stube, an welche sich nach dem Hofe hin noch eine kleine anschließt. Beide standen voll von Tischen, an welchen sich die gebildetsten Leute der Stadt Abends bei einem Glase Wein zu versammeln pflegten. Alle Stände

waren hier gleichmäßig vertreten, denn die humanistischen Anschauungen jener Tage hatten die Unterschiede zwischen hoch und niedrig, arm und reich in einem ungleich höhern Grade verbannt, als es heut zu Tage der Fall ist. Hier saßen die ersten Hofcavaliere und Beamte neben den Kaufleuten und Bürgern, und die Lehrer der Akademie neben den Musikern, die an der Capelle, und neben den Sängern, die an der Bühne angestellt waren. Zugleich fehlte es nie an einer Schaar von heitern Geistlichen, die sich hinter ihrem Schoppen Bleichart, den man in ihrem Stande am Rheine für besonders zuträglich hält, vergnügten. Dabei gab es in diesem Hause stets Scherz, Heiterkeit, Lachen bei einem unbefangenen und anregenden Gespräche, das nie ausging und wozu die Wirthin, Frau Koch, die stets für einen guten Keller und eine schmackhafte Küche sorgte, so wie ihre allerliebste kleine Tochter Barbara, welche die Gäste bedienen half, nicht wenig beitrugen. Ueberhaupt fand der einheimische und auswärtige Gast in dieser Schenke eine wahrhaft rheinische Musterwirthschaft.

Nach der Thür des Zehrgartens lenkten nun die beiden jungen Leute ihre Schritte. Ludwig machte große Augen, als er in die Gaststube trat, denn es war das erste Mal, daß er ein Weinhaus besuchte. Auf der einen Seite fühlte er sich durch den Eintritt in den Raum den Jahren der Männlichkeit näher gerückt, auf der andern Seite konnte er eine gewisse Scheu nicht bewältigen. Aber auch verschiedene Stammgäste machten große Augen, denn es wollte diesem und jenem nicht billig scheinen, daß ein so junger Bursche, der überdies von einem grade nicht sehr angesehenen Vater abstammte, schon das Wirthshaus betrete. Da ihm aber der schon anwesende Graf von Waldstein entgegenging und ihn an seine Seite nahm, so verstummte sofort aller Tadel. Der Deutschordensritter führte den neuen Organisten an den Tisch, an dem die Mitglieder der Bühne und Capelle saßen, ließ ihn dort mit Wegeler Platz nehmen und bestellte eine Flasche Champagner, indem er ihm zurief: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise, dann gibt's ein Leben herrlich und schön."

Zu der Tafelrunde, in welcher sie sich befanden, gehörte Ries, der Capellmeister, der Ludwig freundlich begrüßte, dann aber auch der Sänger Keller, der nebst einigen andern Musikern dem jungen Menschen keinen Blick gönnte, weil sie es ihrer künstlerischen Stellung nicht für würdig erachteten, mit einem Grünling der Musik anzubinden. Außerdem hatten sie auch wohl vernommen, daß der Graf von Waldstein ihn beschütze, und fühlten deshalb einen kleinen Neid auf den bartlosen Knaben. Der Deutschordensritter bemerkte nicht ohne eine gewisse schelmische Freude das seltsame Gebahren dieser Jünger der edeln Frau Musika.

Als deshalb der Wein perlend in den hohen Spitzgläsern funkelte, sagte er zu den Herren: „Ich will Ihnen eine Neuigkeit mittheilen. Sie haben einen Collegen erhalten und ich denke, Sie trinken mit mir auf sein Wohl. Der neu angestellte Organist soll leben!"

Die Anwesenden beeilten sich, mit dem Lieblinge des Kurfürsten anzustoßen, indem die Meisten den kleinen Beethoven wieder gründlich übersahen.

„Also wir haben einen neuen Organisten," fragte Ries. „Wer ist es?"

„Seine kurfürstliche Hoheit werden sicher einen gewiegten und würdigen Mann angestellt haben," bekräftigte Keller.

„O, das unterliegt keinem Zweifel," fügten einige Andere hinzu.

„Darf man denn nach der Persönlichkeit fragen, Herr Graf?" forschte jetzt Keller.

„Hier sehen sie ihn," sprach Waldstein, „es ist Ludwig van Beethoven."

Man konnte nicht leicht einen verschiedenartigern Ausdruck in den Gesichtern sehen, als es in diesem Augenblicke an dem musikalischen Tische der Fall war. Nur Ries sprang vor Freude auf und umarmte seinen Schüler mit den Zeichen der aufrichtigsten Freude. Auch einige andere gutmüthige und phlegmatische Mitglieder der Capelle schienen kein Arg bei der Anstellung zu haben, die Meisten aber zeigten bitterböse Mienen. Der Eine wurde blaß, der Andere roth, Dieser machte ein langes, Jener ein knolliges Gesicht, der Eine sah sauer, der Andere mindestens süßsauer drein. Rings erscholl es: „So, so! Ei, ei!"

Keller schaute nach der Wirthshausuhr und sprach: „Es ist Zeit, ein Sänger muß seine Stimme schonen," und ging von dannen. Dieser folgte unter dem Vorwande, daß seine Frau ihn erwarte, Jener, daß er noch in eine andere Gesellschaft müsse. Andere hatten andere Ausflüchte. Es dauerte nicht lange, so war der Tisch leer.

Die Kunde von der Anstellung eines fünfzehnjährigen Knaben war unterdeß auch zu den übrigen Gruppen des Raumes gedrungen und erregte überall die lebhafteste Verwunderung, die sich je nach den Leuten wieder sehr verschiedenartig äußerte. Die Philister sprachen sich mißbilligend über die überstürzenden Umwälzungen der neuen Zeit aus. Die Freunde eines frischen Lebens, wie es jene Tage zeigten, waren voll Vergnügen, daß das Talent sich Bahn breche und daß die Perrückenwirthschaft für immer ein Ende nehme. Frau Koch begrüßte den jungen Ludwig und erzählte ihm, daß sein Großvater oft in ihrem Hause gewesen sei. Zugleich bat sie ihn, ihrem Töchterchen, das den jungen Löwen des Tages aus seinen schönen Augen neugierig anschaute, Stunden im Clavierspielen zu geben, worauf er auch sofort einging.

Und so saßen denn der Graf, Ries, Wegeler und Beethoven noch lange fröhlich beisammen. Als sie schieden, fühlte sich der junge Musiker mächtig in das Leben gewachsen, und als er sich zu Bett gelegt hatte, schwebte ihm auch Jeanettens Bild wieder vor. Er stellte sich die Frage, was sie jetzt wohl von ihm, dem kurfürstlichen Organisten, sagen werde?

Sechstes Capitel.

So lange Menschen leben und mit einander verkehren, hat es Parteien unter ihnen gegeben, von denen die religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Fragen in verschiedener Art und Weise angeschaut und behandelt wurden. Die Einen sind die Anhänger der Vergangenheit, die Andern die Kämpfer der Zukunft. Man nennt die Ersten auch conservativ, die Andern liberal. Je nachdem die kirchlichen oder staatlichen Dinge bei diesen Streitigkeiten in den Vordergrund traten, sind ihnen noch viele andere Namen beigelegt worden, die auch wiederum nach den Zeiten und Völkern wechseln. Wer hat nicht von Deisten, Pantheisten und Atheisten auf dem Felde der Religion und von Altgläubigen und Protestanten im Gebiete der Kirchen gehört? Wer kennt nicht die Royalisten und Aristokraten, so wie die Constitutionellen, Demokraten und Republikaner in Sachen der Regierungsformen? Wer hörte nicht von den Vertheidigern der Standesunterschiede und den Socialisten und Communisten in Angelegenheiten der Gesellschaft? Und wie viel andere Bezeichnungen gibt es nicht für ähnliche Bestrebungen!

In den Tagen, von denen wir erzählen, herrschte aber grade ein Streit zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen, der mit Heftigkeit und Erbitterung von beiden Seiten geführt wurde. Der Grund solcher Kämpfe beruht zumeist in faulen und verrotteten Weltzuständen, in denen der Geist der freien Forschung auftritt und eine scharfe Kritik ausübt. Seine Anhänger sind anfänglich gewissermaßen philosophisch und theoretisch. Je verwirrter und verkommener aber die Welt ist, desto größer wird ihr praktischer Erfolg. Die Zuchtlosigkeit der in despotischen Formen erstarrten alten Welt verschaffte dem Christenthume einen so glänzenden und raschen Erfolg. Als sich im fünfzehnten Jahrhundert eine Menge von Mißbräuchen in der Kirche festgesetzt hatte, waren für die Reformation alle Wege geöffnet, so daß sie wenigstens bei den germanischen Völkern eine umfangreiche Theilnahme gewann. Ueberall aber hatte der Streit mit der philosophischen Kritik angefangen, die auf den Forschungen der Humanisten beruhte, welche die neue freie Forschung seltsamer Weise aus dem Alterthume entnahmen, gegen welche das Christenthum den Sieg erfochten hatte. In England waren mit den kirchlichen Kämpfen die staatlichen zusammengefallen. Die freien Formen des dortigen Lebens leisteten den Philosophen und ihrer weitern Forschung mächtigen Vorschub. Sie lehrten den Deismus und sogar den Atheismus. An sie schloß sich die philosophische Schule der Franzosen des vorigen Jahrhunderts. In jenem Lande lag ungeheuerer Stoff für die Kritik, zumal was die politischen Verhältnisse anging, deren Grundsatz das bourbonische Wort „l'état c'est moi“ war. So despotisch der Hof indessen auch an der Spitze aller Angelegenheiten stand, so hatte er doch Respect vor dem esprit. Der esprit war damals Mode. Man ließ ihn mit einer eigenthümlichen Galanterie gewähren, indem er beschäftigt war, den freilich in sich unterhöhlten Thron zu untergraben und zu stürzen. Die Leute des Absolutismus hielten sich mit ihrer Gottesgnadentheorie für unfehlbar und ewig.

Wie die Engländer auf die Franzosen gewirkt hatten, so wirkten die Franzosen auf die ganze Welt. Voltaire, Montesquieu, Diderot und J. J. Rousseau wurden überall gelesen und studirt. Es war eben Mode. Je höher die Lebenskreise lagen, desto mehr hielt man sich für verpflichtet, diese brillan-

ten Schriftsteller, die in Aller Munde lebten, zu berücksichtigen. Seltsame Gegensätze! Die Fürsten regierten despotisch, sie hielten Hofhaltungen mit unermeßlichem Luxus, bauten Schlösser von kolossalen Dimensionen, Alles nach dem Beispiele der Bourbonen, und zugleich lasen sie die Bücher, in denen die Gedanken keimten, welche dieses überschwengliche Dasein zerstören sollten. In Italien und Spanien fanden die Ideen der sogenannten Schule der französischen Encyklopädisten, wie sie nach ihrem philosophischen Lexikon genannt wurde, Eingang. Katharina von Rußland ward eine Freundin dieser Philosophen. Und auch in Deutschland bekannte sich dessen größter Fürst, Friedrich der Große, der als Staatsmann und Kriegsheld im allerhöchsten Ansehn stand, zu den Ideen dieser Schule.

Und alle andern deutschen Dynasten, ob sie nun Könige waren, wie der preußische Herrscher, oder Kurfürsten, Fürsten, Herzoge, Reichsgrafen und Reichsbarone, folgten der Strömung der Zeit. Neben Friedrich dem Großen übte später Kaiser Joseph II. den weitesten Einfluß, der mit einem Male die gosartigsten Neuerungen begann, indem er die Macht der Geistlichkeit beschränkte, deren Uebergriffe in staatliche und sociale Verhältnisse er hemmte, deren Güter er zum Theil einzog und von denen er verschiedene Genossenschaften sogar verbannte. In gleicher Weise änderte er den langsamen Gang der Gerichtsbarkeit, führte er ein anderes Steuerwesen ein, nach dem die größten Lasten nicht mehr auf dem gemeinen Mann ruhen sollten, und demüthigte er den stolzen Adel, indem er Ahnen und Wappen für mäßige Preise verkaufte und sich der liebenswürdigsten Bürgerfreundlichkeit befliß. Freilich zeigte er in all' diesen Bestrebungen, die sicherlich aus einem guten Herzen kamen, eine allzugroße Hast und Eile. Bei einem Volke, das für solche Reformen nicht vorbereitet ist, können ähnliche Ueberstürzungen nur ein schlimmes Ende nehmen. Joseph II. machte aber, wie Friedrich der Große sehr geistreich bemerkte, immer den zweiten Schritt, bevor er den ersten gemacht hatte. Die Reaction blieb nicht aus. Jeder Fortschritt mußte für ihn einen Rückschritt nach sich ziehen. Wenn er auch an die Freiheit gedacht hatte, so hatte er sie doch als Despot behandelt. Aber auch die Despoten der Freiheit taugen nicht. Widerruf folgte auf Widerruf. Er starb am gebrochenen Herzen.

Selbst die geistlichen Fürsten, die in den Kurstaaten Mainz, Trier und Cöln saßen, konnten sich der allgemeinen und sogenannten Aufklärung nicht entziehen. Sie machten alle Neuerungen mit, die sie nur eben mitmachen konnten. Es wurden sogar Protestanten zu den verschiedensten Aemtern verwandt. Georg Forster, der Naturforscher, war damals Professor, und Wilhelm Heinse, der Dichter, Vorleser des Kurfürsten von Mainz. Aehnliche Verhältnisse fanden sich am kurtrierschen Hofe zu Coblenz. Zu Bonn aber führte Max Franz das kurcölnische Scepter. Und Max Franz war ein Bruder Joseph's II. Er hatte dessen Neuerungen in Oesterreich mit eigenen Augen angesehen und den lebhaftesten Antheil an denselben genommen. Aber auch ohnedies hätte ihn der Gang der damaligen Ereignisse auf dieselbe Bahn gebracht. Da er nun außerdem in jungen Jahren mit frischem muthigen Herzen an die Regierung kam, so fehlte es nicht an Veränderungen im Staatswesen. Freilich ging er nicht mit dem maßlosen Ungestüm seines kaiserlichen Bruders vor. Er gehörte nicht zu den Encyklopädisten und Illuminaten, aber er war von der Humanität, welche trotz allen andern Auswüchsen das schönste Wahrzeichen jener Zeit ist, ganz und gar durchdrungen. In diesem Sinne sorgte er für Verbesserungen im Gerichtswesen; dann führte er eine redliche und sparsame Verwaltung der Finanzen ein. In einem seiner Briefe findet sich die Stelle: „Es mögen sich die drei geistlichen Kurfürsten mit Hintenansetzung der bis hierhin gehabten Prachtemulation auf eine ihrem geistlichen Stande und Einkünften angemessene eingeschränkte Haushaltung einrichten.“ Und dann spricht er sich dagegen aus, daß seine Collegen, um den Königen ähnlich zu sein, mit den Ihrigen alle Einkünfte verprassen. An einer andern Stelle sagt er: „Ich bin fest entschlossen, keine Land und Leuten verderbliche Schulden zu machen, sondern vielmehr nach Maßgabe der Einkünfte stets meine Ausgaben einzuschränken.“ Während er auf der einen Seite sparte, suchte er auf der andern die Einkünfte des Landes zu heben, indem er der Industrie, dem Handel und dem Landbau allen Vorschub leistete und Bürgern und Bauern die größte Achtung schenkte. Der Fleißigste und Rechtlichste galt ihm auch als der beste Mann. Von dem Adel, der in leeren Formen bestand und nicht auch das Herz auf der rechten Stelle hatte, mochte er wie Kaiser Joseph nichts wissen. Das alte

Feudalthum mit seinen Anmaßungen war ihm eine Lächerlichkeit. Der Kunst und Wissenschaft bewies er sich als ein eifriger Förderer mit stets offenen Händen, wie dies einerseits seine Capelle, in der er treffliche Musiker und andererseits die Akademie, in der er ausgezeichnete Professoren besaß, deutlich bewiesen. Diesen Männern ließ er aber stets die menschenfreundlichste Behandlung angedeihen. Der beste Beweis, daß es ihm in geistigen Dingen ernst war, liegt wohl in dem Umstande, daß er die im zweiten Stocke des Rathhauses befindliche Lesegesellschaft täglich besuchte. Er war übrigens auch die Seele seines Staates. Im Staatsrath führte er den Vorsitz, nahm Einsicht in alle Gerichts- und Verwaltungssachen und hatte für den geringsten seiner Unterthanen in täglichen Audienzen ein offnes Ohr.*)

Daß ein Geist, der überall im Sinne der neuern Zeit selbstthätig auftrat, auch eine neue Bildung heraufbeschwören würde, ließ sich mit Recht vermuthen. In der That wendete Max Franz eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Lehranstalten. Bekanntlich befand sich die Landesuniversität seit langen Jahrhunderten in Cöln. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert hatten an ihr Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Duns Scotus gelehrt. Damals ward sie als eine Leuchte des Wissens gepriesen. Im sechzehnten Jahrhundert aber saßen an ihr jene Männer, gegen die Ulrich von Hutten und seine Genossen die Epistolae obscurorum virorum d. h. Briefe der Dunkelmänner richteten. Seit jenen Tagen hatte sich die Universität der alten heiligen Stadt stets den Ruf der strengsten Orthodoxie erhalten. Sie war fast kirchlicher wie der Papst. Dieser Geist paßte nun wenig zu dem Wesen der jungen Zeit, das auch am kurfürstlichen Hof seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Unter dem Vorwande, daß die höhere Schulanstalt eingeschläfert sei, die Wissenschaft nicht mit der nöthigen Energie treibe, auch keine ausgezeichneten Lehrer mehr besitze, die anwesenden Professoren aber sich meist in nichtige und erfolglose Zänkereien verlören, weshalb denn die Jugend des Stiftes vielfach andere Hochschulen Deutschlands besuche, hatte schon Max Friedrich im Jahre 1777 eine Akademie gestiftet, die aus einer philosophischen, einer juristischen und einer theologischen Facultät bestand, und später auch eine medicinische erhielt. Die Fundationen der Anstalt wurden aus den Gütern der 1773 aufgehobenen Jesuiten gebildet. Außerdem forderte man die Klöster auf, entweder lehrfähige Männer anzustellen, oder deren Unterhalt zu bestreiten. Gegen diese letzten Punkte trat der Klerus auf, der mit der Cölner Universität hielt. Die Sache kam an den Reichshofrath in Wien. Dieser gab dem Kurfürst Recht, der nunmehr am 13. März 1784 bei Kaiser Joseph um ein Universitätsdiplom einkam. Allein Max Friedrich starb einen Monat nachher am 15. April 1784.

Max Franz war der Erbe dieses Gedankens und suchte ihn sofort nach seinem Regierungsantritt auszuführen. Nachdem die Bestätigungsurkunde der Bonner Hochschule von Wien eingetroffen war, ließ der neue Kurfürst sich angelegen sein, von allen Seiten her ausgezeichnete Lehrer nach Bonn zu berufen, was ihm auch in erwünschter Weise gelang. Als Curator der neuen Hochschule war ein Freiherr Spiegel zum Desenberg bestellt. Der Senat wurde gewählt. Es ergingen Einladungen an die meisten deutschen Universitäten, die sofort auch Deputationen zu senden versprachen. Nur Cöln hatte sich in bissigen Redensarten, aus denen verhaltener Haß und Neid gegen die neue Rivalin hervorging, entschuldigt. Zum Tage der Einweihung wurde nunmehr der 20. November 1786 bestimmt.

Für die kurfürstliche Residenzstadt und ihre Bewohner war dieser Tag ein großes Ereigniß. Man hatte Monate lang von der neuen Universität gesprochen, von welcher man sich die mannigfachsten Vortheile versprach. Und so ließ es auch die Bürgerschaft nicht an großartigen Vorbereitungen fehlen. Während der ganzen Woche, welche dem feierlichen Tage vorherging, wurde in allen Häusern gefegt und geputzt, gekocht und gebraten, geschmückt und geziert bis auf die Außenseite der Wohnungen hin, die mit Guirlanden von Tannengrün und Teppichen behängt erschienen, denn man erwartete von allen Seiten her eine Menge von eingeladenen und angesagten Gästen. So zeigte sich Bonn denn am Vorabende des Festes in einer wahrhaft pomphaften und glänzenden Stattlichkeit, denn nun wurden auch aus den Giebelfenstern Fahnen herausgehängt, die lustig in die Gassen flatterten. Auf dem

*) Vergl. Dr. L. Ennen, Frankreich und der Niederrhein, B. II. S. 19.

Markte aber hatte der Rath und die Bürger Bonns eine gewaltige Ehrenpforte errichtet, die reichlich mit Sinnbildern und Inschriften verziert war. Und nun begannen auch alle Glocken in den Thürmen der Kirchen ein mächtiges Geläute, und die Studirenden brachten mit klingender Musik dem edeln Kurfürsten, den Professoren und den im Laufe des Tages eingetroffenen hohen Fremden einen prächtigen Fackelzug.*)

An dieser Feierlichkeit nahmen auch die jungen Leute, die wir kennen gelernt haben, einen lebhaften Antheil. Wegeler und die beiden ältesten Breunning's, die an diesem Tage aus akademischen Schülern zu Studenten geworden waren, hatten den Zug mitgemacht. Der folgende Tag aber sah sie in dem sogenannten Thurmsaal des Schlosses, wo die Gründung der Universität verkündet werden sollte. Es war eine höchst ansehnliche und würdige Versammlung, die sich in den weiten und herrlich ausgeschmückten Räumen versammelte. Das Domcapitel in Cöln, der Grafen- und Ritterstand, die Städte des Erzstiftes, das Herzogthum Westfalen und die Grafschaft Vest hatten ihre Abgesandten hierher entboten. Außerdem waren eine bedeutende Anzahl von deutschen Universitäten, namentlich Bamberg, Heidelberg, Mainz, Münster, Trier und Würzburg vertreten. Viele andere hatten es nicht an verbindlichen Gratulationen fehlen lassen. Als alle versammelt waren, erschien von seinen Würdenträgern umgeben der Kurfürst im Festornate, bestieg den Thron und hielt eine Rede, in welcher er den Lehrern jeder Facultät ihre Pflichten an das Herz legte und alsdann dem Curator Freiherrn von Spiegel zum Desenberg das kaiserliche Diplom, die Statuten und die Insignien der Universität überreichte. Die Würde des Canzlers behielt der Kurfürst für sich.

Nachdem der Curator in einer kurzen Rede geantwortet hatte, begab sich die ganze Versammlung in die Hofcapelle, um dort dem Hochamte beizuwohnen, in welcher der junge Beethoven vor der Orgel saß und ihre vollen Töne durch den Raum klingen ließ.

Nach Beendigung der Messe läuteten alle Glocken und erdröhnte der Donner der Kanonen, und es begann nun der große Zug vom Schlosse nach der Universität, welcher damals die Gebäulichkeiten des jetzigen Gymnasiums angewiesen worden waren. Während die kurfürstliche Garnison im Paradeaufzug vor der Residenz stand und die Bürgerschaft ein doppeltes Spalier durch die Stockenstraße und über den Markt bildete, bewegten sich der Kurfürst mit seinen Würdenträgern und Beamten, die Deputationen, die Professoren und die Studenten durch die von der Stadt erbaute Ehrenpforte nach dem Sitz der Hochschule, wo der Rector und die Professoren in knieender Stellung dem Herrscher den Eid der Treue ablegten. Auch bei dieser Gelegenheit fehlte es nicht an verschiedenen Ansprachen. Dann folgte ein feierliches Te Deum in der Universitätskirche. Und nunmehr bewegte man sich wieder nach dem Schlosse, wo der Schöffenbürgermeister Kaufmann im Namen der Bürgerschaft dem Kurfürsten eine Dankrede für die Erhebung ihrer Stadt zum Sitz einer Hochschule hielt, die mit den Worten schloß: „Unvergeßlich wird dieser Freudentag dem glücklichen Bonn sein und heilig auf immer der theuerste höchste Name Maximilian Franz."

Zu den Gastereien, die sowohl des Mittags als des Abends am Hofe stattfanden, und die hauptsächlich für die hervorragenden Fremden und Professoren bestimmt waren, hatten unsre jungen Freunde natürlich keine Einladungen erhalten. Dafür spielten die Studenten aber am folgenden Tage auch ihre Rolle in den feierlichen Vorgängen. Während des Morgens fanden nämlich öffentliche Disputationen der vier Facultäten in den Räumen der Universität statt, bei denen die beiden Breunings sich an philosophischen und juristischen Fragen betheiligten, während Wegeler eine von ihm selbst verfaßte Dissertation de respiratione et usu pulmonum, das heißt: über das Athmen und den Gebrauch der Lungen, in so vortrefflichem Latein vertheidigte, daß er sich die allgemeinsten Lobsprüche erwarb und sogar die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf sich zog, der ihn vor sich kommen ließ und ihn aufforderte, in seinen Bestrebungen fortzufahren, indem er zugleich seine Freude ausdrückte, daß die Residenzstadt unter ihren Bürgerssöhnen so wackere Studenten besitze.

Am Abende desselben Tages fand ein großer Ball im sogenannten englischen Hause*) statt, an dem nicht allein der Hof, die Ab-

*) Vergl. Kaspar Anton Müller, Geschichte der Stadt Bonn. Cap. 12.

*) Jetzt die Weber'sche Buchhandlung.

geordneten und Gelehrten, sondern auch ihre Frauen, insofern sie solche besaßen oder mitgebracht hatten, so wie die ganze Bürgerschaft der Stadt mit ihren Gästen den lebhaftesten Antheil nahm. In dem großen Saale, der festlich aufgeputzt war, tönten die Geigen und Flöten, die Bässe und Clarinetten in lustig wogenden Weisen, nach deren Takt die beflügelten Paare leicht und fröhlich dahinschwebten. Ueberall sah man fröhliche und leuchtende Gesichter, welche die Freude und Lust des Tages wiederspiegelten.

Auch Wegeler, die beiden Breunings und Beethoven waren anwesend, aber sie tanzten nicht, denn sie hatten diese edle Kunst noch wenig geübt und glaubten sich ihrer jungen Jahre wegen zu diesem Vergnügen nicht berechtigt. So standen sie denn, bald den vorübersausenden Paaren nachsehend, bald mit eigenen Gesprächen beschäftigt in einer Ecke. Hin und wieder wurde namentlich Wegeler vom Einen oder Andern begrüßt und beglückwünscht wegen des Erfolges, den er am Morgen gehabt hatte.

„Wie bedaure ich," sprach Stephan von Breuning nun auch zu dem Mediciner, „daß ich während Deiner Disputation bei der Juristenfacultät aushalten mußte. Es hätte mir große Freude gemacht, Dich in Deiner Glorie zu sehen und zu hören."

„In der That, Du mußt bewunderungswürdig gesprochen haben," fügte Christoph hinzu. „Wärst Du nicht unser guter bewährter Freund, so würde ich Dich beneiden. Nun aber nehme ich den herzlichsten Antheil an Deinem großen Erfolge."

„Wahrhaftig," fiel nun Beethoven ein, „das Latein floß ihm wie Wasser aus dem Munde. Leider habe ich kein Sterbenswort davon verstanden. Und ich will es nur gestehen, daß ich recht ärgerlich war, denn ich bin ein Strohkopf, der nichts gelernt hat, und muß mich schämen, da ich nicht daran denken kann, die Versäumnisse nachzuholen."

„Es ist gar nicht so weit her," erwiederte Wegeler, dem gleichwohl ein zufriedenes Selbstgefühl auf dem Gesichte geschrieben stand. „Du Furioso, verstehst von der Sache nichts. Jeder nach seiner Art. Deine Art ist nun die Musik. Dazu bedarf man kein Latein und Griechisch. Ich meine auch, daß Du uns Alle in Deinem Fach dereinst übertragen wirst. Ihr aber, Stephan und Christoph, wollt Beamte werden, und habt gleichfalls keine lateinische Beredtsamkeit nöthig."

„Und brauchst Du sie etwa als Arzt?" fragte Stephan.

„Ja, ich möchte auch wissen, wozu so ein Menschenflicker sie anwenden will?" fügte Christoph hinzu.

„Höher hinaus, Ihr Jungen!" rief Wegeler, „höher hinaus! Wißt denn, ich habe beschlossen, Professor an dieser Universität Bonn zu werden."

„Hoho," riefen die Brüder Breuning.

„Bravo," sagte Ludwig.

In demselben Augenblicke hielt ein Paar vor der Gruppe, auf das sich die Blicke der jungen Leute wendeten. Sobald Stephan die Dame erblickte, entwich er in ein Nebenzimmer. Beethoven wurde purpurroth im Gesichte und schien wie an den Boden geheftet. Es war nämlich Jeanette d'Honrath, die in strahlender Schönheit und Jugend vor ihnen stand. Sie tanzte mit einem schmucken jungen Officier in hechtgrauer österreichischer Uniform. Das reizende Mädchen führte mit ihrem Tänzer eine lebhafte Unterhaltung. Als sie sich zufällig umsah und die jungen Leute erblickte, nickte sie ihnen harmlos und unbefangen zu, und legte die Absicht an den Tag, mit ihnen zu reden, aber der Officier hatte sie eben zu einem neuen Walzer umschlungen, und so stürzte sich das hübsche Paar denn auch rasch in die Wellen des Reigens.

Beethoven folgte ihr, wie erstarrt dastehend mit brennenden Blicken, bis plötzlich die Musik schwieg, die Tänzer einhielten und ein allgemeines Gewirre durch den Saal rauschte. Der junge Musiker war noch immer wie festgebannt. Er bemerkte nicht, daß Wegeler und Christoph von Breuning sich entfernten. Plötzlich stand Jeanette vor ihm.

„Ei, wo sind denn die andern Freunde?" rief sie. „Ich bin ganz zufällig von Cöln herübergekommen. Wir haben uns im letzten Augenblicke entschlossen, dem Ball in Bonn beizuwohnen und sind mit unsern Bekannten hierher gefahren. Nun fehlt es uns aber am Ende an Tänzern. Wo sind Stephan und Christoph? Wo ist Wegeler?"

„Sie werden schwer zu finden sein," stotterte der verlegene Ludwig.

„Auch Sie müssen mit mir tanzen, Beethoven," sprach sie weiter.

„Ich kann nicht," sprach der Musiker.

„Ei was, Sie können nicht," lachte das Mädchen. „Das wäre schön. Ich höre, Sie sind jetzt ein Mann in Amt und Würden.

Da müssen Sie auch in die Welt und in das Leben. Und dazu ist Tanzen das beste Mittel."

„Wenn ich es nur verstände!" war die Antwort.

„Denken Sie an das Lied," scherzte sie weiter:

„Mich heute noch von Dir zu trennen
Und dieses nicht verhindern können,
Ist zu empfindlich für mein Herz."

Sie sah ihn dabei aus ihren hellen Augen so schalkhaft an, daß es ihm heiß und kalt den Rücken hinunter lief.

Er konnte nicht antworten.

„Aber so geben Sie mir doch den Arm," fuhr sie fort, „Sie Bär."

Er gab ihr den Arm in unbehilflicher, stockiger Weise. Sie führte ihn, statt daß er sie führte.

„Wenn ich nur könnte!" wiederholte er.

„Nun so führen Sie mich wenigstens zu den Meinigen," sprach das Mädchen. „Und daß Sie mir bei nächster Gelegenheit keinen Korb geben! Es ist ja unerhört, daß eine Dame einen Herrn zum Tanz auffordert."

Sie war bei den Ihrigen angekommen, ließ Beethoven's Arm los und machte ihm einen neckischen Knix. Der blöde Musikus ging in den Saal zurück. Er sah die prächtige Gestalt noch oft mit dem Officier dahin schweben, und wiederholte sich nachdenklich ihre Worte: „Es ist ja unerhört, daß eine Dame einen Herrn zum Tanz auffordert."

Siebentes Capitel.

Das Verhältniß zu dem Grafen von Waldstein gestaltete sich für den jungen Beethoven von Tag zu Tag erfreulicher und erfolgreicher. Der edelherzige Gönner ließ dem jungen Musiker manche freundliche Einladung in seine Wohnung zukommen, wo derselbe ein treffliches Instrument und eine vorzügliche musikalische Bibliothek vorfand, welche alsdann gewünschte Gelegenheit zu mancherlei künstlerischen Versuchen und Aufführungen boten. In der That entwickelte sich Ludwig's Talent auch immer reicher und gewaltiger. So verschaffte er dem Grafen vielfache Genüsse, indem er ihm bald die Werke älterer Meister vorführte, und bald den eigenen Genius in freien Phantasien und Variationen gegebener Themas ergoß, in denen er sich mit Recht mehr und mehr die Bewunderung aller Derjenigen erwarb, die ihn hörten. Zugleich fand sich dann und wann auch Muse zu kleinern und größern Tondichtungen, welche dem Künstler aufgetragen und alsbald in's Werk gesetzt wurden.

Dies war nun besonders im Carneval des folgenden Jahres der Fall, wo der Adel zur Erhöhung der in dieser Zeit stattfindenden Lustbarkeiten ein Ritterballet*) bei Hofe zur Aufführung bringen wollte. Graf Waldstein, der sich, wie bereits erzählt worden ist, in allerlei Künsten versuchte, erfand die Handlung und holte bei der In-Scene-Setzung den Tanzmeister Habich aus Aachen zu Hilfe. Den musikalischen Theil mußte Beethoven übernehmen. Die Sache gelang denn auch ganz nach Wunsch, und machte als eine originelle Arbeit kein geringes Aufsehen. Ein Minnelied, ein Trinklied und ein deutsches Lied des jungen Künstlers, erfreuten sich des allgemeinen Beifalls.

Wenn nun das Ballet auch auf Beethoven's eigenen Wunsch als eine Arbeit Waldstein's angesehen wurde, so war doch die Kunde von der Beihilfe des jungen Componisten im Publicum nicht unbekannt geblieben. Gereichte ihm diese Theilhaberschaft bei allen andern vernünftigen Leuten zum Lob, so entstand bei vielen seiner Collegen in der Capelle, welche sich noch nicht über die Anstellung eines so jungen Burschen beruhigen konnten, neuer Neid und neue Mißgunst, die denn auch bei manchen Gelegenheiten, und namentlich in den gemeinsamen Proben zum Ausbruch kamen. Bekanntlich hat Beethoven in seinen Compositionen vielfach die bis zu seiner Zeit geltenden musikalischen Grundregeln umgeworfen. Er begann diese reformatorische Kühnheit aber schon in seinen frühesten Jahren und brachte, wenn er an der Orgel saß, Accorde zum Vorschein, welche von den andern Musikern des Instituts als Verstöße erklärt und in hämischer Weise verketzert wurden. Freilich ließ sich der Organist durch solche Einwendungen nicht irren, und fuhr, ohne sich einschüchtern zu lassen, auf dem Wege fort, den er sich in der Kunst bahnte.

Als er nun einmal in der Kirche an seinem Instrumente saß und einige reine Quinten ertönen ließ, die von den Meistern des Generalbasses verpönt waren, rief der Sänger Keller: „Falsch, falsch!"

„Und was ist denn falsch?" fragte Beethoven.

*) Siehe: Wegeler, Seite 16.

„Sie haben zwei reine Quinten gespielt,“ lautete die Antwort, „und die sind verboten.“

„Ja, ja, sie sind verboten,“ fielen mehrere andere Musiker ein.

Beethoven wiederholte den Satz und wandte sich an Ries: „Klingt er nicht gut?“

„Es klingt in diesem Zusammenhange vortrefflich,“ erwiederte der Capellmeister, „aber die reinen Quinten sind allerdings nach den ersten Grundregeln verboten.“

„Freilich sind sie verboten,“ rief nun Keller, „habe ich es nicht gleich gesagt?“

Die Andern stimmten auf's Neue ein.

„Nun, so erlaube ich sie,“*) rief der junge Mann, indem sein Auge blitzte, und indem er sein Haar schüttelte.

„Sie sind ein unverbesserlicher Trotzkopf,“ warf ihm Keller mit zornigem Gesicht entgegen.

„Und Sie verstehen nichts von der Sache,“ sprach Beethoven.

„Was, ich verstehe meine Sache nicht,“ fuhr nun der beleidigte Sänger in gewaltiger Wuth auf. „Ich verstehe meine Sache so gut, wie irgend Einer. Wenn ich mir auch nicht anmaße, eine neue Generalbaßschule zu schreiben, so kenne ich doch die vorhandenen Regeln. Und sonst bin ich meiner Sache auch sicher, und zwar sicherer wie Sie der Ihrigen sind. Ich gebe mich nur für einen Sänger aus, und rühme mich als solcher einer solchen Festigkeit, daß kein Mensch im Stande ist, mich aus Tact und Melodie zu bringen.“

„Das käme auf einen Versuch an,“ sprach Beethoven mit spöttischem Lächeln.

„Wer hat mir jemals einen Fehler nachweisen können?“ rief der Sänger und schaute sich um.

„Keiner, Keiner,“ stimmten die umstehenden Mitglieder der Capelle ein, die entschieden Partei für Keller nahmen.

„Was nicht ist, kann noch werden,“ meinte der Organist.

„Wie wollen Sie das behaupten?“ schrie nun der Sänger, bei dem die Leidenschaft, trotzdem daß sie heftig genug war, noch nicht auf den höchsten Gipfel gestiegen zu sein schien.

„Gilt's eine Wette,“ erwiederte Ludwig, „ich bringe Sie heraus.“

„Ich gehe darauf ein!“ tobte Keller. „Was setzen Sie ein?“

*) Ries, Seite 87.

„Zu Schaden will ich Sie nicht bringen,“ sagte der Andere, „denn ich bin meiner Sache auch gewiß. Wenn ich meine Aufgabe gelöst habe, so setze ich der gesammten Capelle einen Anker Wein. Dafür muß es mir aber frei stehen, dem sichern Mann vor einem ganzen Publicum zu zeigen, daß er sich überschätzt.“

„Ich bin es zufrieden!“ sprach der Sänger mit zitternder Stimme, als ihm seine Collegen zuriefen, er möge das Anerbieten annehmen.

Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. In der Hofcapelle zu Bonn wurden nämlich während der drei letzten Tage der Charwoche die Lamentationen des Propheten Jeremias gesungen. Diese bestehen aber bekanntlich aus kleinen Sätzen von vier bis sechs Zeilen und kommen nach einem gewissen Rhythmus als Choral zum Vortrag. Der Gesang besteht nämlich aus vier auf einander folgenden Tönen, wobei immer auf der Terz mehrere Worte, ja ganze Sätze abgesungen werden, bis dann einige Noten am Schluß in den Grundton zurückführen. Der Sänger, der diese Musik kurz nach dem erwähnten Vorfalle auszuführen hatte, war Keller. Beethoven aber begleitete ihn. Anfangs ging die Sache vortrefflich. Die Töne kamen rein und hell zum Vorschein. Der Vortragende war seiner Leistung um so gewisser, da sie nur wenige Schwierigkeiten bot. Nun aber, rief der Organist den nahestehenden Musikern zu: „Aufgepaßt!“ und begann plötzlich einige Ausweichungen im Accompagnement, und ungeachtet er den von Keller anzuhaltenden Ton mit dem kleinen Finger fortdauernd oben anschlug, so kam der Sänger doch plötzlich aus dem Ton, so daß er den Schlußfall nicht mehr finden konnte.*)

Das unverhoffte und unerwartete Ereigniß war eingetreten. Die Musiker sahen sich erstaunt an. Manche lächelten, Manche waren verstimmt. Keller stand mit zorngeröthetem Kopf. Es war ein Glück, daß Beethoven sich nicht stören ließ, sonst hätten auch die Besucher der Kirche den Unfall bemerkt. Er half dem armen Sänger sogar wieder in Text und Melodie, die denn auch, so gut es ging, zu Ende geführt wurden.

Als der Gottesdienst zu Ende war, stürzte Keller sofort mit der Drohung, daß er dem Kurfürsten eine Anklage gegen den nichtsnu-

*) Vgl. Wegeler, Seite 14.

tzigen Organisten überbringen werde, von der Orgel weg. Beethoven aber lud die Mitglieder der Capelle zu dem versprochenen Wein, den er diesen Abend im Zehrgarten setzen wollte. Welcher Musikant aber hätte jemals einen guten Trunk Wein verschmäht? Selbst die Gegner des jungen Organisten folgten einer so lockenden Einladung.

Und so gab es denn in der lustigen Schenke am Markte zu Bonn bald ein buntes und fröhliches Leben, zu dem Beethoven auch seine Freunde Wegeler und die Brüder Stephan und Christoph von Breuning herbeigeholt hatte. Während der duftige Wein in den grünen Römern perlte, wurde der Vorfall auf's Neue durchgesprochen, und man stellte sich die Frage, was der wüthende Sänger beim Kurfürst ausrichten würde, wobei die Einen die Sache sehr leicht nahmen, die Andern dagegen ernste und bedenkliche Gesichter machten.

„Ei was," rief Wegeler in die sich widerstreitenden Meinungen. „Der Kurfürst ist ein guter Herr, der bei vielfachen Gelegenheiten bewiesen hat, daß er Spaß versteht, und daß er stets einen einfachen, graden Sinn gegen Hochmuth und Ueberhebung zu vertheidigen weiß. Wenn die Herren es wünschen, so will ich Ihnen eine Geschichte erzählen."

Alle waren gespannt auf die Erzählung, und Wegeler begann:

Kurfürstliche Rechtspflege.

Herr Max Franz hält zu Bonn seinen Hof
Als Cölner Kurfürst und Erzbischof,
Führt Krummstab und Scepter dem Volk zum Dank,
Und liebte auch Lust und Witz und Schwank. —
Einst, da er eben Grillen fing,
Sah er durch's Fenster — das Fenster ging
Grad' in den breiten Schloßhof hinein; —
Dort erblickt' er ein armes Bäuerlein.
Das Männchen im blauen Kittel stand
Gar traurig und weinte und rang die Hand.
„Da möcht' ich doch wissen, meiner Seele,
Was diesem armen Teufel fehle!" —
Er öffnet das Fenster, so wie er sprach,
Und winkte den Bauer in sein Gemach.
Gar ängstlich und zaghaft trat er heran.
Der Kurfürst fragte: „Was fehlt Dir, Mann?"
Und Jener nahm sich bald ein Herz
Und klagte einfach mit bitterm Schmerz
Wohl über die Herrn auf der Canzlei,
Und wie dort kein Recht zu holen sei,
Wie sie ihn schon seit Jahren und Tagen
Vertrösteten, ohne Bescheid zu sagen. —
Max Franz der forschte nach dem Recht
Und sprach: „Ja langsam ist das Geschlecht,
Doch will ich ihnen Beine machen.
Sie sollen Dir ordnen Deine Sachen!
Sei nur im Herzen fröhlich und munter,
Und geh' gleich zu den Herrn hinunter
Und frage sie, wie das Urtel steh.
Und thun sie auf's Neu Dir mit Grobheit weh,
Dann rufst Du den Canzlisten: Marsch!"
Und er sprach vier Worte:
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einst durch das Fenster ließ erklingen;
Der Vater Goethe hat ihn geschrieben.
Ich thu's nicht, weil ihn die Damen nicht lieben. —
Ei, denkt der Bauer, was der Kurfürst sprach,
Das geb' ich den Herrn getrost auf's Dach. —
Er geht und traut schon seinem Siege. —
Max Franz folgt ihm hinab die Stiege. —
Blaukittel tritt in die Canzlei.
Bald hört der Herrscher drin ein Geschrei:
„Den frechen Schurken, haltet ihn fest!" —
Doch der gestochen in's Wespennest,
Der Bauer stürmt athemlos heraus,
Ihm folgen im ungezügelten Braus
Die Dintenfässer und Actenstöße,
Ihm folgen mit verletzter Größe
Die Herren in Talar und Perrücken,
Sie wollen den Frevler reißen in Stücken.
Doch wie sie stürmen, poltern, fegen,
Da tritt der Herrscher ihnen entgegen.
„Mein Gott," so ruft er, „welch ein Spectakel!
Gibt's Sündfluth, Erdbrand, Aufruhr, Mirakel?
Wohlan, Ihr Herren, gebt an den Grund!" —
Da starren sie, offen Nasen und Mund,
Der Zorn verrauchte, und Richter und Schreiber
Sie stehen da wie die alten Weiber.
Doch ernster fährt sie der Kurfürst an:
„Ich will jetzt wissen, was Ihr gethan!" —
Und stotternd erzählte Einer da,
Was ihnen für Schimpf vom Bauer geschah:
„Der freche Bauer war gar zu barsch,
Er sprach vier Worte: . . . ."
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einst durch das Fenster ließ erklingen;
Der Vater Goethe hat ihn geschrieben! —
Da hat der Kurfürst die Hände gerieben,
Und lächelnd sprach er gleicher Weile:
„Ihr Herrn, hat das denn solche Eile?" —
Er schaute herum gleich einem Luchse,
Doch ringsum schwiegen die Federfuchse.
Auch sagt man, es ließen die Genarrten
Den Bauer nicht auf sein Urtel warten.

Auf den Vortrag dieses Schwankes folgte ein allgemeines Gelächter. Da das Gedicht sich aber eines großen Beifalls erfreute, so bot sich Wegeler an, gleich eine andere gereimte Anekdote folgen zu lassen, mit welcher er auch sofort anhub:

Der Bauer und die Cavaliere.

Max Franz, der Kurfürst, macht einen Gang
Bei Poppelsdorf die Felder entlang,
Es folgen ihm im Sommerreviere
Die schön geputzten Cavaliere.
Es scherzet lustig die bunte Schaar,
Der Abend ist herrlich, der Himmel klar,
Warm geht die balsamvolle Luft,
Aus Korn und Klee steigt süßer Duft,
Die reifenden Saaten wogen wie Gold,
Und drüber singet die Lerche hold.
Da kommt des Weges ein Bauer gut
Im blauen Kittel, dreieckigen Hut,

Den hält der Kurfürst freundlich an:
„Nun sprich, wie ist's mit dem Feld gethan?
Wie steht es mit der Früchte Segen?
Gehn wir gedeihlicher Ernte entgegen?"
Da zieht der Bauer ein sauer Gesicht
Und meint: „Wie man's wünschet, ist es nicht,
Seht selber auf Roggen und Weizen hin,
Es stehen zu viel Cavaliere drin."
„Cavaliere?" so murmeln die Herren umher,
„Dem Dummkopf steht das Hirn wohl quer!
Das rechte Wort fällt ihm nicht ein!
Was haben wir mit der Ernte gemein?"
Doch lächelnd der lustige Kurfürst spricht:
„Mein Sohn, die Herren verstehen Dich nicht.
Willst Du nicht den Vergleich erklären?"
Da sagt der Bauer: „Seht nur die Aehren,
Wie sie allzu schlank und allzu grad
Die Häupter heben aus der Saat!
Sind ihrer zu viel, haben's hoch im Kopf
Und doch entsetzlich wenig im Schopf,
Drum nennt sie im rheinischen Reviere
Der Landmann allwärts Cavaliere!" —
Da lodert hell der Herren Zorn,
Als brennt' sie ein Feuer, als stäch' sie ein Dorn.
Sie wollen dem unverschämten Gesell
In Haar und Kittel, an Kragen und Fell.
Weh Bäuerlein, jetzt wirst Du geprügelt!
Doch hält sie der Blick des Fürsten gezügelt.
Er spricht: „Seht, daß vom geringen Mann
Der Adel noch etwas lernen kann!
Auf sorget dafür, es schadet nicht,
Wenn man Euch ein bessres Urtheil spricht.
Sind Aehren und Häupter gut geladen,
Wird nie dem gemeinen Wesen schaden."

Als auch diese Erzählung in gleicher Weise durchgeschlagen hatte, rief der junge Mediciner: „Wohlan noch eine Dritte.

Der Vicar von Wallportsheim.

Die Sommertage sind drückend schwül.
Max Franz, der Kurfürst, zog nach Brühl,
Um zwischen des Parkes dichten Bäumen
Die heiße Jahreszeit zu säumen.
Und wie er einst im Laubgang war,
Tritt ihm entgegen der Vicar.
Da ruft der Fürst: „Mein Gott, was ist
Mit Euch geworden zu dieser Frist?
Wo blieb das frischrothe Angesicht?
Wo blieb der Augen muntres Licht,
Die leuchtende Nase, der fette Mund,
Die stramme Wade, das Bäuchlein rund?
Ihr waret ja sonst so kuglig blank!
Sprecht doch, mein Liebster, seid Ihr krank?"
Wie ward das Pfäfflein so verlegen!
Es kann die Augen kaum bewegen,
Die Worte bleiben im Munde stocken.
So stottert er: „Das thun die Glocken!
Es macht mich krank das Brühler Geläute,
Drum lieber als morgen schickt mich heute
Auf meine alte kleine Stelle!
Dort läutet's so lieblich in der Capelle.
Laßt mich dort halten mein Lebenlang
Den Messen- und den Vespergesang!" —
„Ei," ruft der Fürst: „ein seltsamer Fall!
Wo ist denn so freundlich der Glockenschall?"
Doch noch verworrener spricht der Vicar:
„In Wallportsheim ist's an der Ahr!
Zwar bringt die Stelle wenig ein,
Die Leute sind arm, das Gehalt ist klein." —
„Jedoch," so nimmt Max Franz das Wort,
„Es wächst ein herrlicher Rother dort,
Den Wein, den könnt Ihr nicht entbehren,
Drum steht nach Wallportsheim Eu'r Begehren.
Heut aber verwechselt Ihr Glocke und Spunt,
Es thut's nicht das Ohr, es thut's der Mund,
Der Euch gebracht in diese Noth!
Mein Freund, ich will nicht des Sünders Tod,
Nein, Ihr mögt leben und Euch bekehren.
Auch sprach Sanct Paulus ja in Ehren:
Ihr sollt um Eurer Schwäche willen
Den Durst erquicklich mit Weine stillen!
Jetzt rüstet Eure Siebensachen,
Um Euch zu den alten Glocken zu machen."
War Keiner so froh, als wie der Vicar,
Er ging nach Wallportsheim an die Ahr:
Frisch roth ward wieder sein Angesicht
Und munter hell der Augen Licht,
Die Nase leuchtend, fett der Mund,
Die Wade stramm, das Bäuchlein rund.
Gefiel ihm das Glöcklein in der Capelle,
Viel besser schmeckt ihm der Rothe zur Stelle.*)

Und auch zum dritten Male erntete er den vollsten Beifall. Dann rief er aus: „Ja, so ist unsere Durchlaucht. Was soll der Furioso von einem so menschenfreundlichen Manne zu fürchten haben?"

Aber in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür der Wirthsstube. Ein kurfürstlicher Bedienter trat ein und fragte nach dem Herrn Organisten van Beethoven. Ludwig erhob sich und schritt auf ihn zu. Der Lakai übergab ihm ein Billet und sagte, daß er auf Antwort warten müsse. Der Musiker öffnete das Siegel und entfaltete das Papier, das folgende Zeilen enthielt: Ich ersuche Sie sofort, wie Sie stehen und gehen, zu mir zu kommen. Der Kurfürst will Sie sprechen. Waldstein.

Die Gesellschaft, welche rings an den Tischen saß und in ein plötzliches Stillschweigen versunken war, beobachtete den jungen Musiker scharf. Einige wollten ihn erbleichen sehen.

„Was ist's?" fragte Wegeler.

„Ich muß zum Kurfürsten," war die Antwort.

Dann griff Beethoven nach seinem Hute und folgte dem Diener, während die Zurückbleibenden sich den Kopf über die bevorstehenden Ereignisse zerbrachen, und ihre mehr oder minder besorglichen Meinungen auswechselten.

---

*) Diese drei Schwänke finden sich in Wolfgang Müller's Lorelei. Rheinisches Sagenbuch. 3. Aufl. Cöln 1856.

Es mochte schon neun Uhr sein, als der Musiker an der Wache vorbei in die hier und da erleuchteten Gänge des Schlosses trat. Er wollte nunmehr den Weg nach dem Zimmer des Grafen von Waldstein einschlagen. Der Lakai bedeutete ihn aber, daß der Deutschordensritter sich augenblicklich nicht in seiner Wohnung befinde, und daß der Organist sich deshalb seiner Leitung zu dem Grafen anvertrauen sollte.

Darauf führte er ihn durch mehrere Gänge und hieß ihn in ein Gemach treten und einen Augenblick warten, worauf er sich durch eine Seitenthür entfernte. Der Musiker befand sich in keiner geringen Spannung; da er diesen Theil des Schlosses nie betreten hatte, so wußte er nicht recht, wo er sich befand.

Nach einer Weile kam indeß der Bediente durch dieselbe Thür zurück, durch welche er verschwunden war, und bat ihn zu folgen, was Ludwig nicht ohne Zagen that.

Seine Befangenheit wuchs aber sofort zu keinem kleinen Schrecken. Als er in den hellerleuchteten Raum trat, sah er an einem Schreibtische den Kurfürsten Max Franz, dessen starke Gestalt, obgleich er ihm den Rücken zuwendete, unverkennbar und aus Hunderten von Menschen herauszufinden war. Der Diener entfernte sich. Der Regent schrieb weiter, ohne sich umzusehen. Beethoven stand wie auf heißen Kohlen.

Es mochte eine Weile von fünf Minuten vergangen sein, welche dem gepeinigten Musiker zu eben so vielen Stunden anzuschwellen schienen, ehe der Kurfürst sich umwendete. Als er endlich einen vor ihm liegenden Brief beendet und die Feder weggelegt hatte, sah er sich um, maß den jungen Mann mit einem langen Blicke und sprach: „Sie sind der Organist Ludwig van Beethoven."

„Ich bin es," sprach der Musiker.

„Der Sänger Keller hat Sie bei mir verklagt," nahm nun der Fürst das Wort. „Was ist zwischen Ihnen vorgefallen? Ihn habe ich gehört, ich will nun auch Sie hören, denn Eines Mannes Rede ist Keines Mannes Rede, man soll sie hören billig Beide."

Die wohlwollende Art, mit welcher diese Worte geäußert wurden, gaben dem jungen Manne seinen Muth zurück. Er begann mit einer ungewöhnlichen Sicherheit die Thatsache aus einander zu setzen.

Als er fertig war, fragte der Kurfürst, der ihn durch keine Zwischenfrage beirrt hatte: „Und halten Sie Ihr Verfahren für recht?"

„Dem herausfordernden Benehmen des Sängers gegenüber bin ich mir keines Fehls bewußt. Dagegen bedaure ich insofern meine Unvorsichtigkeit, als ich die Kirche nicht zu meiner Rache benutzen durfte."

„Es ist mir angenehm," sprach der Fürst, „daß Sie die Angelegenheit in dieser Weise ansehen. Hätten Sie Ihrem Gegner an jedem andern Orte gezeigt, daß seine Ruhmredigkeit übertrieben war, so konnte ich nichts dagegen haben. Daß Sie aber Ihrem Rachegefühl im Gotteshause den Lauf ließen, ist strafbar, und ich werde Ihnen die Strafe nicht ersparen."

Beethoven stand wie vernichtet. Max Franz überließ ihn eine Weile seinen Zweifeln. Dann sagte er: „Wie soll ich Sie strafen?"

„Euer kurfürstliche Gnaden werden gerecht sein," lautete die Antwort.

„Nun, ich werde Sie nicht zum Tode verurtheilen, und Sie auch nicht in's Gefängniß werfen lassen, aber ich werde Sie verbannen."

Ein neuer Schrecken fuhr dem jungen Musiker durch die Glieder. Er begann zu zittern und zu beben.

Der Kurfürst aber stand auf und trat mit freundlichem Lächeln auf ihn zu.

„Treten Sie näher," sprach er, „es ist so schlimm nicht, was ich mit Ihnen vorhabe. Ich verbanne Sie auf einige Monate nach Wien."

„Nach Wien?" athmete Beethoven auf.

„Wien ist die Heimath der heutigen Musik," sprach der Herrscher, „dort leben Gluck, Haidn und Mozart. Nirgend steht die schöne Kunst der Töne auf einer höhern Stufe und in besserer Achtung. Nun geht aber übermorgen der Graf von Waldstein in meinen Geschäften nach der österreichischen Hauptstadt. In seinem Wagen ist noch ein leerer Platz, den Sie benutzen können. Sie werden sich diesem Manne um so lieber anschließen, da er Ihr aufrichtiger Freund und wohlwollender Beschützer ist. Er hat mir viel Treffliches von Ihrem Talente gesagt. Auch der Abt von Heisterbach war gut auf Sie zu sprechen. So habe ich Ihnen denn schon früher trotz Ihrer Jugend die Organistenstelle verliehen. Heute aber biete ich ihnen Gelegenheit, den Mittelpunkt Ihrer Kunst zu sehen."

„Aber das ist ja keine Verbannung, das ist ja eine Belohnung," rief Beethoven begeistert.

„Gleichwohl sagen Sie Ihren Collegen,"

sprach der Fürst, „daß Sie verbannt sind. Und nun noch Eins," fügte er hinzu, indem er den Brief, den er eben geschrieben hatte, vom Tische nahm: „Hier ist ein Brief, der Sie meinem Bruder, dem Kaiser Joseph empfiehlt."

Der Künstler war außer sich vor Freude. Er ergriff die Hand des Kurfürsten und wollte sie küssen. Max Franz hinderte es. „Genug," sagte er, „wenn Sie zurückkommen, so lassen Sie sich bei mir melden."

Dann machte er eine Bewegung, daß Beethoven sich entfernen sollte.

Der Jüngling taumelte durch die Thür von dannen. Im Vorzimmer begegnete er dem Grafen Waldstein, der ihm lachend entgegenrief: „Nun, was sagen Sie von Ihrer Strafe?"

„Sie ist herrlich," erwiederte der Tonkünstler, „schöner konnte sie nicht ersonnen werden."

„Aber wie sieht es denn mit den Finanzen aus?" fragte der Graf, „ich hoffe, der Beutel ist tüchtig gespickt, denn Wien ist ein theures Pflaster."

Beethoven sah ihn mit verwunderten Augen an. Wie gewöhnlich hatte er wieder nicht an die Hauptsache gedacht. „Dann freilich!" murmelte er vor sich hin.

Waldstein ließ ihn einige Augenblicke in seiner Verlegenheit. Darauf sprach er: „Nun, wollen Sie denn nicht Ihre ausstehenden Gelder einziehen?"

„Ich und Gelder!" sprach der Andere kleinmüthig. „Ich habe nichts ausstehen."

„Kennt der junge Herr am Ende nicht einmal seine Schuldner?" meinte Waldstein wie mißbilligend.

Der Musiker schaute ihn groß an, um zu sehen, ob er im Ernst oder Scherz rede, aber Waldstein zog ein hübsches Röllchen Gold aus der Tasche und sagte: „Es ist ein Glück, daß Ihre Schuldner ehrliche Leute sind. Haben Sie uns nicht das Ballet componirt? Bis jetzt aber blieb Ihre Mühe noch unbelohnt. Hier ist das Honorar."

Beethoven wollte die Rolle nicht annehmen.

„Nein, das geht nicht," sprach er, „diese kleine Arbeit hat mir die größte Freude gemacht. Ueberdies war es mir lieb, daß ich Ihnen für die vielen Beweise Ihrer Güte und Ihres Wohlwollens einen geringen Dienst leisten konnte."

„Es scheint, daß Sie mich für den Spender halten," bedeutete ihn der Ritter. „Das ist nun keineswegs der Fall. Sie haben Ihre Composition freilich auf meine Vermittlung hier für den Kurfürsten gemacht. Der Kurfürst aber läßt sich nichts schenken. Er ist es, der Ihnen dieses Geld übersendet, das Sie also anzunehmen sich nicht zu scheuen brauchen."

Beethoven kamen die Thränen in die Augen, als er die Rolle in seiner Hand hielt. Er rief: „Der gute treffliche Herr!"

„Ja, das ist er," sagte der Ritter mit Nachdruck. „Umsonst war er nicht der Lieblingssohn der schönen, edeln, liebenswürdigen Kaiserin Maria Theresia, und umsonst ist er nicht der Bruder des herrlichen Kaisers Joseph. Nun aber leben Sie wohl und machen Sie, daß Sie am Ostermontag früh um sechs Uhr mit Ihren Reiseeffecten in meiner Wohnung eintreffen. Es heißt pünktlich sein und den Postillon nicht warten lassen, denn es ist eine weite Reise quer durch die deutschen Lande vom Rhein nach der Donau."

Der Künstler versprach ihm, seine Sachen so rasch wie möglich zu ordnen, dankte ihm nochmals und verließ das Schloß, in welchem der vor der Thür wartende Diener ihm viel bereitwilliger als vorher den Weg zeigte, denn er hatte wahrscheinlich ein wenig gelauscht und bei dieser Gelegenheit in Erfahrung gebracht, daß der junge Mensch sich einer sehr guten Gönnerschaft erfreute.

Ludwig's erster Weg war nach dem Zehrgarten, weil er dort seine Gäste sitzen hatte, die er anständiger Weise doch nicht ganz und gar im Unklaren über sein Schicksal lassen durfte. Er trat mit strahlendem Antlitz in die Stube. Alle sahen ihn an.

„Nun, es hat gut gegangen," sprach der Capellmeister Ries. „Er macht ein frohes Gesicht."

„Also Keller richtete doch nichts aus?" fragte Freund Wegeler.

„Allerdings hat er etwas ausgerichtet," antwortete Beethoven.

„Und was denn?" riefen Viele durch einander.

„Ich habe eine ganz gehörige Strafe erhalten," lautete die Antwort.

„Glücklicher Weise bist Du noch auf freien Füßen," sagte Stephan.

„Weder gefangen noch gehangen," setzte Christoph hinzu.

„Aber verbannt," erwiederte Beethoven ernst. „Macht nur keine große Augen, ich bin aus der Stadt verbannt und zwar für einen Monat."

„Unglaublich, er macht uns was weiß, er sieht gar nicht darnach aus," tönten mehrere Stimmen durch einander.

„Ich kann es Euch schwören, daß ich für diese Zeit nach Wien verbannt bin und zwar weil ich Keller in der Kirche gehänselt habe. Nicht das Hänseln, sondern der Ort macht das Verbrechen. Uebrigens thut es mir so weh nicht. Trinkt Euren Wein aus und wenn Ihr noch Durst habt, so bin ich bereit, einen neuen Anker anfahren zu lassen. Jetzt aber bitte ich um Entschuldigung, denn ich muß meine Mutter mit meinem Schicksal bekannt machen."

Und so rannte er wieder zur Thür hinaus und lief seiner Wohnung zu. Die Freunde und Bekannte aber ergingen sich noch in allerlei Vermuthungen, bis sie die Lösung des Räthsels am nächsten Tage vernahmen.

(Schluß folgt.)

Streifereien durch Westfalen.

Von

Levin Schücking.

(Schluß.)

Der Park zu Rheder. — Tienhausen. — Westfälische Edelhöfe und Landsitze. — Die Schlachtschwertirer von Horn. — Das Hermannsdenkmal.

Von dem Städtchen Brakel aus, dessen Marktplatz mit einer jener selten werdenden Rolandssäulen geschmückt ist, gelangt man das Nethethal hinauf in einer halben Stunde nach Rheder, einem in Wald und Bergen versteckten Dörfchen; aber schon eine bedeutende Strecke, bevor man es erreicht, blickt man zu seiner Rechten in den gräflich Mengersenschen Park hinab, der das kleine Flußthal mit seinen Wald- und Rasenpartien erfüllt.

Rheder ist seit unvordenklichen Zeiten der Sitz derer von Mengersen, die vielfach in den Geschichtsbüchern des alten Hochstifts Paderborn und Westfalens genannt werden; gegraft wurden sie im Jahre 1814 in der Person des vorigen Herrn, der kaiserlicher Kämmerer war; der Stammherr ist zugleich der „Erbthorwart" des Fürstenthums Paderborn. Das hübsche, um 1750 von Franz von Mengersen und seiner Ehefrau Antoinette von Spiegel erbaute Schloß, mit großen stattlichen Wirthschaftsgebäuden, lehnt sich an das Dorf; die hintere Fronte beherrscht den schönen, vierhundert Morgen umfassenden Park mit den prächtigen Durchsichten auf die rauschende Felsenmühle, die Bergrücken des Teutoburger Waldes und die „Karlschanze," wo einst Karl der Große seine Heereslager wider den Sachsenherzog Wittekind aufgeschlagen hatte. Die Natur hat durch die Gruppirung des Thales und der Höhen, und ganz besonders durch den Reichthum prachtvoller Waldvegetation, durch diese mächtigen alten Eichen und weithin sich streckenden Buchengipfel, dem Schöpfer des Parks viel entgegengetragen. Aber man muß sich sagen, daß nur ein seltener Geschmack und ein sinniges, echt poetisches Verständniß landschaftlicher Schönheit diese Baumschlaggruppen so ordnen, diese anmuthigen Pfade durch Wald und Rasenflächen so ziehen, diese ganze Blumen- und Laubwelt so gestalten konnte. In der That ist der Schöpfer des Parkes ein Poet; der Graf Josef Bruno Mengersen ist Verfasser eines von großem Talent zeugenden Romans: „Irma und Nanko" (Leipzig, 1845), und einer Sammlung „Gedichte" (Mainz 1855). Die waltende Hausfrau in unserm schönen und neidenswerthen Landsitz aber ist eine geistreiche Tochter des berühmten Diplomaten und Staatsministers Graf Münster, dessen Porträt Hormayr uns gezeichnet hat, mit einem Rahmen dazu, der freilich viel breiter ist, als das Bild selber. Der Park von Rheder hat auch seine Sage, die sich an eine abschüssige Bergwand knüpft, deren Fuß die Nethe bespült; ich lasse sie folgen, wie der Herr des Parkes selber sie erzählt, auf Seite 18 seiner „Gedichte:"

Wo bei Rheder sich die Nethe windet,
Steigt der Pfad empor zur Felsenwand,
Die den Fluß mit Wies' und Wald verbindet;
Oben droht des Ufers schroffer Rand.
Unten schäumt der Fluß in dunkler Wiege,
Schmal und grundlos — zur Erinnerung
Kühner That aus blut'gem Schwedenkriege
Heißt die Felswand: der Trompetersprung.
Vom Trompeter ward zur Felsenmauer,
Von dem Schweden, der nach Beute greift,
Hinter'm Roßschweif her ein alter Bauer
Blutbedeckt zu grausem Tod geschleift.
Doch der Greis hat kühn sich losgewunden,
Neu beseelt von Kraft und Jugendmuth,
Tief zum Abgrund stieß er, trotz der Wunden,
Roß und Reiter hin zur Wasserfluth. . . .

Der schwedische Trompeter hat dabei mit seinem Gaule den Hals gebrochen, was, wenn man den Ort der männlichen That be-

trachtet, eben nicht sagen- und fabelhaft erscheint. Und so wollen wir denn auch gern uns erzählen lassen, daß er wie ein riesiger dunkler Schatten oft im Vollmond durch das Thal schwebt und in den fernen Gründen, während der Nachtwind ein verhallendes leises Klingen seines Hornes herüberträgt, verschwindet. — Die Hauscapelle auf Schloß Rheder, deren Fenster mit Glasmalereien geschmückt sind, welche aus den kunstfertigen Händen der Dame vom Hause selber hervorgingen, besitzt ein Bild, welches eine Mengersen'sche Familiensage verewigt. Ein Vorfahr des Hauses, Johann Moritz, Obrister über ein Regiment Münster'scher Truppen, war bei Belgrad unter Prinz Eugen in die Gefangenschaft des Türken gerathen; er war schwer verwundet und der Moslem hatte die freundliche Absicht, ihn erst heilen, und ihm dann den Kopf abschlagen zu lassen. In seinem Kerker nun schreibt er an die Seinigen, um ihnen Kunde von seinem Schicksale zu geben und bittet den Sclaven seines Arztes um diesen Liebesdienst, den Brief zu bestellen. Erstaunt betrachtet der Sclave das Siegel des Gefangenen, die zwei Adlerflügel am Goldring, und dann fällt er dem Ritter zu Füßen und nennt ihn freudig seinen Herrn — er ist der tolle Küchenjunge, des Obersten Jugendspielgenoß, der wegen seiner bösen Streiche fortgejagt wurde aus des Gefangenen Vaterhause, dann auf die See ging, von den Piraten gefangen, und so Sclave wurde. Er rettet nun den Obersten, indem er ihn in der Kleidung des Arztes aus dem Kerker führt. Die Geschichte ist wohl ohne Zweifel wahr und hat obendrein eine Moral — die, daß es nicht unräthlich ist, seine Küchenjungen zeitig genug mit der Heraldik bekannt zu machen. —

Verfolgt man das Nethethal aufwärts von Rheder aus, so erreicht man sehr bald einen andern schönen Edelsitz, das Haus Riesen (Riehusen), welches eine höchst pittoreske Lage hat, und dem Grafen Bocholz zu Alme gehört. In entgegengesetzter Richtung, über Brakel und die Hindenburg hinaus, liegen die alten Haxthausen'schen Sitze und Gutscomplexe, Bökendorf, Abbenburg, und einige Stunden weiter Tienhausen, der jetzige Sitz des Seniors dieser Familie, des rühmlich bekannten Autors der Studien über Rußland, der Transcaucasia und mehrerer höchst bedeutsamer Schriften über Agrarverhältnisse und über wichtige sociale Tagesfragen, zumeist in dem früher von V. A. Huber herausgegebenen Janus.

Tienhausen ist eine stattliche im 17. Jahrhundert im Renaissance-Stil erbaute Wasserburg, die lange im Besitz einer in Dänemark lebenden gräflichen Linie der Familie war und während der Abwesenheit der Herrschaft auf's Traurigste verfiel und verödete. Nach dem Erlöschen jener dänischen Grafen kam die Burg an den Geheimenrath August von Haxthausen, des westfälischen freiherrlichen Zweiges Senior, der jetzt seit Jahren schon bemüht ist, sie in ihrer alten Stattlichkeit wiederherzustellen, und der dabei ihre zahlreichen, weiten Gemächer und Corridore mit allem dem ausschmückt, was sein lebhafter Sammlereifer irgend dazu Dienliches auffindet. So ist Tienhausen eine Art Museum von tausend merkwürdigen Dingen geworden — wenn Du es betrittst, lieber Leser, so wird Dir klar, weshalb aus unsern Städten die anziehenden und interessanten Bric-a-brac-Magazine, die Alterthümlerläden verschwinden, die früher, als sie noch bestanden, so angenehm zu durchstöbern waren — ihr gesammter Inhalt hat sich offenbar Rendez-vous in Tienhausen gegeben. Gemälde, alte Tapeten, gewirkte Teppiche, Majolika und Porcellan, Schreine, Haus- und Tafeluhren, Waffen, die curiosesten Nippsachen — wenn man zum ersten Male diese Gemächer, die mit allem dem gefüllt sind, durchschreitet, kann man fürchten, wirr im Kopfe zu werden, über all den kunterbunten Farben, Formen, Gestalten und curiosen Dingen, die hier auf unsere Phantasie eindringen. Einer der Säle ist ganz erfüllt von lebensgroßen Bildnissen in ganzer Figur der sämmtlichen Officiere eines dänischen Regiments, die ein Vorfahr der Familie, welcher Oberst desselben war, sich abconterfeien ließ. Ein anderer Saal zeigt bis hoch oben zur Decke hinan Porträts von alten Ritterpferden in Lebensgröße — vielleicht die einzigen, welche je irgendwo gemalt sind ... sie müßten ein angenehmer Besitz für eine Familie in einer großen Stadt sein, welche zur Miethe wohnt und mindestens einmal im Jahre umzuziehen genöthigt ist! — Unter den abgebildeten Pferden ist auch der berühmte „Kranich," der Schimmel des Grafen Günther von Oldenburg, welcher so langes Mähnen- und Schwanzhaar hatte, daß es weithin über die Erde schleifte und von Piqueurs nachgetragen werden mußte.

Der Schöpfer und souveräne Gebieter über

diese ganze merkwürdige Welt ist ein geistreicher Mann, dessen Kopf voll genialer Ideen steckt, die freilich in ihrer Anwendung auf die Gegenwart oft nicht ganz praktisch erscheinen mögen, die aber stets etwas haben, was wie mit dem Zauber einer großartigen Poesie gefangen nimmt. Seine Ueberzeugungen beruhen auf einer, aus patriarchalischen, mittelalterlich-ritterlichen, religiösen Ideen aufgebauten Anschauung und sind so sehr das Resultat eines durchweg poetischen Erfassens der Dinge, daß man sie von seinem Standpunkte aus ganz gerechtfertigt finden muß und sich gern dem hingibt, was Anregendes und den Gesichtskreis Ausspannendes darin liegt. Der Freiherr von Haxthausen begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit einem Werke über „die Agrarverfassung Norddeutschlands“ (Hannover, 1829). Er machte darin zunächst wieder aufmerksam auf den, früher nur von Justus Möser berührten, durchgehenden Unterschied aller ältesten Ansiedlungen, entweder in einzelnen Höfen, oder in geschlossenen Dörfern, welche letztern die Mark als ungetheiltes Eigen besitzen; er entwickelte die Folgerungen, welche sich aus dieser nach den Landschaften ganz verschiedenen Art der ältesten Colonisation ergeben und suchte den Zusammenhang der gegenwärtigen agricolen und socialen Zustände unsrer ländlichen Bevölkerungen mit dem ältesten, ursprünglichen Anbau des betreffenden Landestheils nachzuweisen.

In dieser Beziehung fällt Haxthausen das wesentliche Verdienst zu, jenen genetischen und innern Unterschied zwischen den beiden Arten des Anbaues eines Landes aufgedeckt zu haben, die man nach ihm unter den Bezeichnungen „Hofesverfassung“ und „Dorfsverfassung“ seitdem vielfach zum Gegenstande geschichtlicher Forschungen gemacht hat. Die Hofsverfassung wird von Haxthausen auf ein Volk zurückgeführt, bei dem die individuelle Freiheit und Unabhängigkeit vorherrschend war. In diesem Anbaue ist keine Spur einer Anordnung durch irgend eine Obrigkeit, sei sie priesterlicher, fürstlicher oder kriegerischer Natur, zu finden. Von dem einwandernden Volke scheint sich dort jede Familie angesiedelt zu haben, wo es ihr gefiel; von dem Boden nahm sie so viel in Besitz, wie ihr nöthig erschien.

Die zweite Anbauart, die Dorfsverfassung, wählte ein Volk, das in sich gegliedert, unter einer anordnenden Obrigkeit sich nach Genossenschaften auf der unbewohnten Fläche niederließ. Die Glieder oder Familien der Genossenschaft haben an einer Stelle, dicht gedrängt, ihre Wohnungen errichtet und der zugewiesene Landstrich wurde nach Gesetzen, welche das Bedürfniß des Ackerbaus an die Hand gab, unter die Einzelnen vertheilt. Die Genossenschaft bildete fortan eine Gemeinde.

Beide Arten des Anbaues sind seit ältesten Zeiten dieselben geblieben; wo Dörfer heute bestehen, waren sie immer; wo das Volk ursprünglich auf Einzelhöfen wohnte, thut es dies heute noch.

Ebenso ist die Theilung der Fluren in Hufen etwas Uranfängliches, und eben so alt erscheint auch die Feldordnung, nämlich der Wechselbau nach drei Feldern, und danach auch unsere Landwirthschaft.

Von den Fragen, die sich an diese Thatsachen knüpfen, ist die erste nun, welchem Volke die eine und welchem die andere Art des Anbaues zuzuschreiben sei? Haben wir es bei der Hofsverfassung mit Kelten und bei der Dorfsverfassung mit Germanen zu thun, wie Haxthausen glaubt? Oder ist das Umgekehrte der Fall?

Zu einem sichern Resultate sind die gelehrten Forschungen hierüber nicht gekommen. Diese letztern aber basiren alle mehr oder minder auf den von Haxthausen gegebenen Anregungen und ersten Entwicklungen, namentlich die Untersuchungen von Leo in dessen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs (Halle 1854), und die von Landau in dessen „Territorien“ (Hamburg und Gotha 1854).

Die beiden Anbauarten zeigen sich in Westfalen neben einander, geschieden durch eine, das mittlere Westfalen durchziehende Grenzlinie, an deren südlicher Seite wir die Dorfsverfassung, an deren nördlicher wir die Hofsverfassung finden.

Die Wichtigkeit der von Haxthausen gegebenen Thatsachen und Ideen veranlaßten die Staatsregierung, ihm die Mission zu ertheilen, in allen preußischen Provinzen die gesammten ländlichen Zustände, die bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse zu studiren und Materialien darüber zu sammeln. Die Resultate dieser Studien waren ein Werk Haxthausen's über die ländlichen Verhältnisse West- und Ostpreußens, das 1839 in Königsberg erschien; und ein Werk über die ländlichen Verhältnisse Pommerns, das später, im vo-

rigen Jahre ein junger Beamter im Auftrag des Ministeriums mit Beihilfe der von Haxthausen gesammelten Materialien ausarbeitete.*) Der letztere selbst nämlich war von der unternommenen Arbeit abgezogen worden durch die große Reise durch Rußland und durch Transkaukasien, welche er, ausgerüstet mit allen Förderniſſen, die Czar Nikolaus ihm dazu gewähren konnte, unternahm, und der wir die vortrefflichen „Studien über Rußland" und die „Transkaukasia" verdanken. Er hat auch hier ganz besonders die Agrarverhältnisse, die Dorf- und Gemeindeverfassungen in's Auge gefaßt, und nicht deutsche Gelehrte, sondern selbst russische haben ihm nachgerühmt, daß er der Erste gewesen, der ihr eigentliches Wesen erfaßt habe.

In neuester Zeit hat sich der Gebieter von Tienhausen lebendig erfüllt gezeigt von zwei Ideen, bei deren einer er den Prinzen Gagarin, der als Jesuit in Brüssel lebt, zum Mitstreiter hat: es handelt sich um die größte Aufgabe irenischer Theologie, um die Versöhnung und Vereinigung der beiden großen orthodoxen Kirchen, der des Morgenlandes, und der des Abendlandes. Diese Idee ist gewiß großartig genug ... aber was die beiden Männer dafür thun, wird wohl das Motto behalten: in magnis voluisse sat est! Die zweite Idee ist die Neubelebung der deutschen Zunge des alten ritterlichen Ordens vom heiligen Johannes von Jerusalem mit seinen Devotions-, Gnaden- und Justizrittern. Der Freiherr selbst ist Justizritter des Malteser Ordens, Erbhofmeister des Fürstenthums, und Feste Säule und Edler Meyer des Hochstifts Paderborn — das letzte sind Titel, welche ehemals von vier alten Familien des Landes geführt wurden, ohne daß die Historiker darüber in's Klare gekommen, was sie eigentlich bedeuten.

So viel vom Burgherrn, dem Senior einer uralten, weitverbreiteten und an eigenthümlichen Charakteren reichen Familie — in dem mächtigen, bis auf vierundsechzig Ahnen zurückgehenden Stammbaum finden wir schon viele Generationen aufwärts vermerkt, daß Junker Johann von Haxthausen für sein geistiges Wohlbefinden zu viel studirt habe, und die neue Preußische Zeitung versicherte unlängst, der Volksmund behaupte, die Haxthausen seien alle „übergeschnappt." — Außer dem Zweige, der sich in Dänemark zum Grafenrang und zu den höchsten Hof- und Ehrenstellen aufschwang, blühte früher ein andrer in Sachsen, und Christian August von Haxthausen, Chursächsischer Geheimerrath und Oberkammerherr, der 1696 starb, war es, welcher die denkwürdigen Memoiren in französischer Sprache hinterließ, die Vehse in seiner Geschichte des sächsischen Hofes vielfach benutzt hat.

In Parenthese bemerken wir noch, daß der eben erwähnte Stammbaum uns zeigt, wie die englische Sitte, den Kindern Familiennamen als Taufnamen beizulegen (z. B. Leigh Hunt, Bishe Shelley, Monkton Milnes u. s. w.) ursprünglich eine westfälische ist. Wir finden unter den Haxthausen z. B. den Taufnamen Elmerhaus regelmäßig wiederkehren und Vornamen wie Eschebrecht, Rave, Talckarendt. Zu den merkwürdigsten Vornamen ist auf diese Weise wohl die alte in Westfalen jetzt nicht mehr existirende Familie von Asbeck gekommen, in deren Stammtafel wir die Namen „Tzalling Minne und Watze Wytze von Asbeck" finden. — —

Nicht allein den geistreichen Gebieter aber beherbergt Schloß Tienhausen, sein gastliches Dach umfängt den größten Theil des Jahres hindurch Gäste der verschiedensten Art und der verschiedensten Lebensstellungen, eine Gesellschaft, die sich grade deshalb einander desto lebhaftere Anregungen bietet und in den schattig kühlen Räumen der alten Burg einen desto heiterern Humor entwickelt. Das Hauswesen, das Ceremoniel leitet dann mit vieler Würde ein Hofmarschall, der auf's Liebenswürdigste bei der Verwaltung seines Departements alle Wünsche berücksichtigt, der Hausherr aber sorgt mit tyrannischer Gewalt dafür, daß im Trubel der Zerstreuungen nicht Müßiggang aller Laster Anfang werde und zwingt mit seiner sanften, nöthigenfalls von einer kleinen russischen Nahaika unterstützten Ueberredungsgabe irgend eine Excellenz, die nicht das Mindeste davon versteht, ein altes Bild zu restauriren, oder einen unpraktischen Mann der Feder, ihm einen alten Kasten auf's Wundervollste mit rothem Seidendamast zu überziehen ... besonders willkommen aber sind die prononcirten speciellen Talente, wie z. B. das des berühmten Prestigiateurs Herrn A. Heimbürger, der in der neuen Welt so große Triumphe gefeiert hat und von dort zurückgekehrt ist, wie weiland Arion von „Tarents Gestaden."

*) Die ländliche Verfassung in der Provinz Pommern, herausgegeben von A. Padberg. Stettin. 1860.

So hat denn das alte Wassercastell auch seine eigenthümliche und interessante Staffage, sein buntbewegtes und anziehendes Leben, und wer es eine Zeitlang bewohnt, findet Stoff vollauf, nicht allein culturhistorische Studien an den todten Gegenständen, sondern auch psychologische an den lebenden, die es erfüllen, zu machen. Und will er sich zurückziehen zu einigen Stunden beschaulich ruhiger oder sinnig gelehrter Unterhaltung, so ist er gewiß willkommen, wenn er seine Schritte nach einem nahe benachbarten Edelhofe lenkt, der Grevenburg, wo der Freiherr von Oeynhausen still sein poetisches Einsiedlerleben führt. Betritt man den rings von mittelalterigen Bautheilen umschlossenen kleinen Hof dieser Burg, so glaubt man, der Gegenwart entrückt, sich innerhalb einer Eichendorf'schen Welt, eines Schlosses in märchenhafter Waldverschollenheit, zu befinden. Massige Steinmauern schließen sich pittoresk an Flügel aus Holzbau mit altem, geschnitztem Balkenwerk; eine hohe Treppe führt durch eine gothische Thür in einen Thurm, der in der Ecke wie der graue Wächter der Burg aufsteigt; und das erste Gemach, welches sich vor dem Eintretenden öffnet, ist ein großer weiter, in der Mitte von einer Säule gestützter Saal, dessen Wände ringsum mit Ahnenbildern bedeckt sind. Unter diesen Bildern ist eines, das den Beschauer vorzüglich fesselt — ein vortreffliches Porträt des berühmten Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg, des portugiesischen Generalissimus. Das Bild, welches in die Ahnengalerie der Grevenburg gehört, weil die Mutter des Grafen eine Oeynhausen war, zeigt den genialen Heerführer als jungen Mann, erfüllt von Lebensmuth und Geist, und aus diesen Zügen tritt uns klar entgegen, wie viel in der kühnen Jünglingsseele ruhte.

Der Besitzer der Burg und des dazu gehörenden weit ausgedehnten Wald- und Flurareals ist früher, bevor ihn die Verwaltung dieses Besitzes ganz in Anspruch nahm, literarisch thätig gewesen, er hat eine vortreffliche Uebersetzung von Dante's Vita nuova und von einigen Dramen des Aeschylus geliefert. —

Aus dem Ahnensaale der Grevenburg tritt man auf den in einen Garten umgeschaffenen Burgwall und erfreut sich der schönen Aussichten auf die ehemalige Benedictinerabtei Marienmünster, und auf die alte Burg Schwalenberg. Man erblickt ein schönes bewaldetes Stück des Teutoburger Gebirges vor sich. Will man dem Drange folgen, der in diese grüne Waldwelt lockt, so wendet man sich jedoch am besten dem nahen Thale der Emmer zu, die an dem nächsten Städtchen Steinheim vorüberströmt und sich von hier ostwärts der Weser zuwindet. Sie rollt ihren nur im Winter zu rauschenden Fluthen anschwellenden Wasserstrom durch ein freundliches Thal; die treffliche Chaussee, welche hindurchführt, berührt, nachdem die lippe'sche Grenze überschritten ist, zuerst Wöbbel, den Sitz der alten lippe'schen Familie von Donop, und an Bergwänden her, welche eine ausgezeichnete Waldcultur zeigen, erreicht man sodann Schieder, einen Ort mit Schloß und Park, den Sommersitz der fürstlich lippe'schen Herrschaften. Das Schloß, etwa in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege erbaut, ist nicht groß und das Ganze hat den Charakter eines modernen Landsitzes mit englischen Anlagen; schön sind die Berceaus und von alten Kastanien beschatteten Terrassen hinter dem Schlosse. Die fürstlichen Herrschaften sollen während der Sommermonate ein sehr eingezogenes Leben hier führen. Das uralte Adalingsgeschlecht der edlen Herrn und Junker zu der Lippe bietet in den letzten Jahrhunderten ein eigenthümliches geneanomisches Phänomen dar — sie haben als erbliche Eigenschaft nämlich einen bei den meisten Familiensprossen auffallend rasch endenden Lebensfaden. Im Gegensatz dazu sehen wir in den älteren Zeiten außerordentlich lange Regierungen der Grafen des Hauses. Bernhard VII. regierte gegen 70 Jahre — er wurde 82 Jahre alt. Simon I. regierte auch fast 70, Simon III. 50 Jahre lang seine Herrschaften. Seit 1613 aber, wo die Söhne Simon's VI., eines treuen Freundes Kaiser Rudolf's II., die Linien Detmold, Brake und Alverdissen bildeten, hat Lippedetmold schon elf Regierungen gehabt, und die Erbfolger sind fast immer Kinder oder Minderjährige. Von jenen elf regierenden Herren haben nur zwei ihr Alter auf 55 Jahre gebracht, die andern sind noch jünger gestorben. Simon VII., der erste Graf von Detmold, starb mit 39 Jahren. Ihm folgte sein Sohn Simon Ludwig, der mit 27 Jahren starb, und drei Söhne hatte, die mit 18 — 13 und 10 Jahren starben. Sein Bruder Johann Bernhard, welcher in der Regierung folgte, ward 39 Jahre alt — und diese Zahlen setzen sich fort bis in die neueste Zeit, wo

Leopold, der erste Fürst des Hauses 1802 mit 35 Jahren starb, während der vorige 1851 zu seinen Vätern versammelte Fürst sein Alter auf 55 Jahre brachte.

Jener erste Fürst des Hauses, Friedrich Wilhelm Leopold, der Gemahl der berühmten, geistreichen Fürstin Pauline von der Lippe, litt in seiner Jugend an Irrsinn, ein Zustand, an dem, wie es scheint, seine eigene Aufführung nicht ohne Schuld war. Eine Vormundschaft der Agnaten mußte statt seiner die Regentschaft führen. Dies war außerordentlich störend und unangenehm für einen gewissen Herrn Rottberg, welchen der Fürst vier Wochen vor seiner Erkrankung sich selber aus Worms geholt hatte, um ihn als Präsidenten seinen Dikasterien vorzusetzen, in ähnlicher Weise wie auch in späteren Zeiten so etwas erlebt ist und ein neuer Hannibal über die Alpen des Teutoburger Waldes stieg, um in dem lachenden Lande da unten seine Schlachten gegen die harmlos freisinnigen Quiriten von Detmold, Lemgo und Uffeln zu schlagen. In seinem Aerger spann jener in der ersten Blüthe seiner Entwicklung geknickte Präsident, dessen Hauptverdienst in seiner Verwandtschaft mit der Maitresse des Fürsten bestanden zu haben scheint, nun allerlei Intriguen an und bewies endlich in einer ausführlichen Schrift,*) daß die den Fürsten umgebenden Elemente, der Canzler Hoffman, der Obermarschall von Donop, ihn geflissentlich in seiner Verrücktheit erhielten und seine Krankheit zu verschlimmern suchten, um unterdeß ungestört ein Camarillaregiment führen zu können. Diese Vorwürfe zeigten sich aber vollständig aus der Luft gegriffen, mit so viel anscheinender bonne foi und biedermännischer Entrüstung sie auch vorgetragen waren, und so interessant sie sich auch heute noch lesen und in sittengeschichtlicher Beziehung bedeutsam scheinen. Der Fürst genas auch schon nach einigen Jahren wieder (1794), doch bevor ihm die Regierung wieder übergeben wurde, sorgten die Landstände und der interimistische Landesverweser dafür, daß Serenissimus nicht auf's Neue die vieseitigen Talente des Herrn Rottberg für die Landeswohlfahrt in Anspruch nehme. Ich erwähne der Angelegenheit, weil sie in meiner „Eisenbahnfahrt durch Westfalen“ anders dargestellt ist; eine genauere Untersuchung der ganzen Geschichte zeigte mir aber die völlige Unschuld der angeschuldigten Männer. —

*) Wahrhafte Krankheits- und Curatelgeschichte des regierenden Fürsten zur Lippe. (o. O. 1795.)

Auf der ziemlich steilen Bergkuppe, an deren Fuß Schieder liegt, hat der Fürst einen stattlichen Thurm bauen lassen. Man hat eine halbe Stunde unter dem Laubdach prachtvoller Buchen aufwärtszuklimmen, wird aber durch eine schöne Fernsicht — vorausgesetzt, daß man ein Liebhaber von Fernsichten ist, sehr reichlich belohnt — sonst freilich nur sehr nachdrücklich ermüdet. Man blickt über, weiß der Himmel, wie viel ehemalige Grafschaften fort, oder mindestens hinein — Schwalenberg, Stoppelberg, Stift Paderborn, Lippe-Detmold, Blomberg, Pyrmont.... und überschaut ein gutes Stück des schönen Teutoburger Waldes. Namentlich erhebt sich eigenthümlich, in nördlicher Richtung, der Hermannsberg vor uns, — so regelmäßig als seien seine Contouren von Menschenhänden geschnitten. Und das mag in der That der Fall sein, so weit es möglich ist; der Berg trug ja einst auch eine Burg — wahrscheinlicher die eines Grafen Hermann von Schwalenberg als die Hermann's des Cheruskers. — Rechts daneben zeigt sich Lügde, der Nachbarort von Pyrmont. —

Statt mich weiter in das Emmerthal zu vertiefen, zog ich vor, zurückzukehren, um den kleinen freundlichen Badeort Meinberg und das dicht dabei liegende Städtchen Horn mit seinen Externsteinen zu besuchen. Während Meinberg einen sehr modernen Eindruck mit seinem fürstlichen Curhause und seinen Badeanlagen macht — es ist ein Bad, welches man dem empfehlen kann, der sich aus buntem Badetreiben in eine ländliche Stille zurückziehen will — bot mir Horn einen höchst mittelalterlichen Anblick dar — nicht allein die Stadt selbst mit ihren aus Fachwerk aufgeführten Giebelhäusern, an denen regelmäßig im Schnitzwerk der Balken die lippe'sche Rose blüht, und der hölzerne Erntehahn über dem Einfahrtsthor Wache hält,*) sondern weil es eben einer kirchlichen Feierlichkeit wegen seine Schlachtschwertirer aufgeboten hatte. Schlachtschwertirer? was ist

*) Diese Sitte ist in jener Gegend allgemein. Der Hahn ist dem Donar heilig, und Donar ist auch Erntegott. Vergleiche J. W. Wolf's Zeitschrift für Mythologie, Band II. Seite 328. — Ich habe die Bemerkung gemacht, daß, wo der Erntehahn an den Häusern sich findet, die Pferdeköpfe am First fehlen.

das? fragst Du, lieber Leser, und ich antworte Dir: es sind die rechten Enkel der wehrhaften Cherusker mit den langen blonden Haaren und den schweren Keulen, welche in diesen Berg- und Waldgegenden die Truppen des armen Quintilius Varus todtschlugen; sie schreiten männlich und stolz einher mit einem stattlichen Dreimaster auf dem Haupte, an welchem ein schöner Blumenstrauß prangt, mit einem riesigen doppelschneidigen Ritterschwert in der Faust, und angethan mit einem langen blanken Panzerhembe, der echten Cotte de mailles des zwölften Jahrhunderts und der Kreuzzüge. Du darfst nämlich nicht glauben, daß sie diese schönen uralten Waffen etwa den todtgeschlagenen Römern abgenommen haben und daß der ehrwürdige alte Dreimaster, der jetzt das ehrliche silberlockige Haupt ihres Rottmeisters bedeckt, ehemals den Kopf eines Varus'schen Legionärs vor Wind und Wetter geschützt habe. Sie erzählen: vor undenklichen Jahren sei ein edler Herr und Junker von der Lippe von einem Feinde niedergeworfen und bestrickt und in ein fernes Land geschleppt worden, wo er in einem festen Thurme in Haft gehalten worden. Da hätten seine treuen Bürger von Horn sich aufgemacht, seien in des Feindes Land gezogen, hätten bei nächtlicher Weile männlich die Burg desselben erstürmt und ihren Herrn befreit. Die Waffen aber, welche sie erbeutet, hätten sie mit heimgebracht und als ehrende Erinnerungszeichen aufbewahrt. Die Vollbürger, welche diese Waffen besitzen, halten sie blank und schön und erscheinen damit an festlichen Tagen im Zuge, und nennen sich stolz „die Schlachtschwertirer von Horn." Die Waffen vererben nicht vom Vater auf Sohn; stirbt ein Schlachtschwertirer, so erhält der nächstberechtigte Bürger dieselben. Leider ist an jener historischen Sage nichts Wahres, vielmehr stammen die Waffen aus der glücklichen Schlacht, die Junker Bernhard VI. am Obernberge, 19. November 1404 dem Herzoge Heinrich von Braunschweig lieferte, und worin er ihn vollständig schlug und gefangen nahm. Der arme Herr wurde auf der nahe bei Horn liegenden ehemaligen Burg Falkenberg in so unritterlicher Haft gehalten, daß es in der Chronik heißt: „Anno Domini 1404, do wart Hinrick van Luneborch gefangen van Her Bernde van der Lippe unde wart gefort up den Valkenberg, dar helt en de Here strengliden ein jar umb, dat he na up Krücken moste gan, do he los wart."

In voller Galla glänzten die Schlachtschwertirer am 8. September 1841, als feierlich der Grundstein zum Hermannsdenkmal gelegt wurde. Ueber diesem Grundstein hat sich seitdem der mächtige Unterbau erhoben und weithin leuchtet er jetzt in die Lande und beherrscht einen Theil des Gebiets, in welchem sich unsere Reiseroute bewegt hat. Aber auch verwaist und beinah hoffnungslos, daß einst noch seine Höhe das große Heldenbild kröne. Beinah, sagen wir — denn alle Hoffnung ist nicht geschwunden, daß die schöne patriotische Idee durch die Zukunft ihre Verwirklichung finde. Und weshalb auch durch die Zukunft — wäre nicht die Gegenwart grade der richtige Augenblick, um dem deutschen Gemeingefühl, das sich so mächtig und energisch regt, die Ausführung eines Planes an's Herz zu legen, welcher einst, trotz manches unberechtigten und gehaltlosen Widerspruchs, mit so viel Eifer gefaßt wurde? Der Unterbau des Herrmannsdenkmals wurde dann in den Tagen eines erregtern öffentlichen Geistes, als die Thiers'sche Politik unsere Rheinlande zu bedrohen schien, wirklich begonnen und fertig gestellt — vollenden wir das Werk, indem wir das Standbild des Hermann auf diesen Bau stellen, zu einer Zeit, wo ähnliche Drohungen eine solche Antwort herausfordern. Dem Cäsar war in Rom der Neffe Augustus gefolgt und bedrohte Deutschlands Unabhängigkeit. Stellen wir den Sieger über die Legionen dieses Augustus, den Blick gen Westen gewendet, auf, als Antwort auf die Drohungen des neuen Augustus!

Es brauchen der allgemeinen Theilnahme keine großen Opfer angesonnen zu werden, um diese zeitgemäße Demonstration zu machen. Der Unterbau, auf welchen schon 43,000 Thaler verwendet sind, krönt bereits die „Grotenburg." Das Modell der Statue ist da. Der Künstler hat es in neuerer Zeit wesentlich verbessert; er hat namentlich durch eine andere Drapirung des bis zum Boden herabfließenden Mantels einen stärkern Halt für die Bildsäule gewonnen. Zur Ausführung derselben verlangt er außer den bereits ausgearbeiteten Theilen noch 14,246 Pfund Kupfer, mit dem Arbeitslohn zum Preise von 9900 Thlr. Für das innere Eisengerüst, welches die Figur stützt und das 110,660 Pfund Eisen erfordern würde, 12,266 Thaler; für die Aufstellung 4250 Thaler; für den ausführenden Künstler 3000 Thaler. Im Ganzen 28,416 Thaler.

Es würden also in runder Summe noch 30,000 Thaler zusammenzubringen sein, um das Standbild nach dem Plane des Herrn von Bandel auszuführen. Das Comitee für das Denkmal, gebildet aus fünf Mitgliedern, mit Corporationsrechten begabt, besteht noch in Detmold. Sollte es, wenn es seine Thätigkeit wieder aufnähme, nicht 5000 Menschen in Deutschland finden, welche sich anheischig machten, drei Jahre hindurch jährlich zwei Thaler für eine solche Idee zu opfern? Sollten unsere Fürsten nicht beisteuern für eine solche patriotische Demonstration auf dem neutralen Boden eines deutschen Kleinstaats, der dabei bethätigte, daß in seinen Grenzen eben so nachhaltig der warme patriotische Herzschlag pulst, wie in deutschen Großstaaten? —

In dieser Voraussetzung mögen uns die nachstehenden unmaßgeblichen Rathschläge verstattet sein. Die Idee des Hermannsdenkmals rührt von dem Künstler Herrn Emil von Bandel her. Nach seinen Plänen, unter seiner unmittelbaren Leitung ist der große Unterbau aufgeführt worden. Herr von Bandel ist der Schöpfer der Hauptsache, des fertig dastehenden Modells der Bildsäule. Damit ist von einem Manne genug für die Sache geschehen. Man sollte nicht, wie das Comitee es zu thun scheint, daran festhalten, daß Herr von Bandel nun auch noch die ganze technische Ausführung unmittelbar zu bewältigen und zu leisten habe. Für einen so hochstehenden Künstler ist das keine Aufgabe. Alle unsere modernen großen Werke der Plastik, die Standbilder von Thorwaldsen, Schwanthaler, Rauch, Rietschel u. s. w. u. s. w., sind vom Künstler modellirt, die technische Ausführung hat man andern Händen übergeben, in den großen Gießereien zu Stande bringen lassen. Das ist eine Theilung der Arbeit, welche allein praktisch ist, bei der allein man vom Fleck kommt.

Es ist die Frage aufgeworfen, ob das Hermannsstandbild so angelegt sei, daß es allen Stürmen und Orcanen, die im Laufe der Zukunft der Grotenburg durch das krause Wald- und Wipfelhaar fahren können, widerstehen werde. Die Stimmen darüber sind getheilt. Ueber die innere, den Bau stützende Eisenconstruction hat Herr von Bandel noch keine Pläne vorgelegt, welche man Technikern zur Prüfung übergeben könnte.

Sollte es sich nun nicht empfehlen, überhaupt den Gedanken der Kupferplattenconstruction fahren zu lassen und die einzelnen Theile durch Guß herzustellen?

Gewiß hat man auch bei der Bavaria die Frage nach der Art und Weise der Ausführung reiflich erwogen und sich nur aus guten Gründen für die Herstellung des Ganzen durch Erzguß ausgesprochen. Die Kosten würden sich wohl erhöhen — wir meinen aber, für 30,000 Thaler liefert Herr Burgschmied in Nürnberg eine Figur von ganz stattlicher Höhe — und die Zweifel wegen der Standhaftigkeit des Standbildes wären damit sofort erledigt und die Arbeit wäre am raschesten dadurch gefördert! —

Möchten wir hiermit etwas zur Wiederaufnahme eines Planes beigetragen haben, der einmal begonnen und deshalb auch zu einer Art Ehrensache der Söhne der rothen Erde geworden ist. Es ist Manches wider die ganze Idee gesagt worden und es ist ganz richtig, daß Hermann nicht mehr als Individualität im deutschen Volke lebt; daß wir keine bestimmten Fingerzeige haben, wie wir sein Standbild entwerfen, costümiren und ausstatten sollen. Aber diese Einwürfe sind offenbar unhaltbar, weil sie, consequent durchgeführt, die monumentale Sculptur in einen sehr engen Kreis bannen würden, auf den diese doch durchaus nicht zu beschränken ist. Ist es am Ende nicht ganz dasselbe bei den Standbildern der Jungfrau von Orleans, von der man am Ende eben so wenig weiß, wie sie aussah und wie sie sich kleidete, oder Karl's des Großen und seines tapfern Paladins Roland, mit denen unsere mittelalterlichen Städte ihre schönen Brunnen und Giebelbauten schmückten? Ist der Kaiser Augustus auf dem Brunnen zu Augsburg nicht ein edles, berechtigtes Werk der monumentalen Kunst? Will man der Bonifaciusstatue, ja den meisten Heiligenstatuen in unsern Kirchen das Recht künstlerischer Existenz absprechen?

„Die Idee, dem großen Cheruskerfürsten ein Denkmal zu errichten," sagten wir schon an einer andern Stelle, „tauchte eigentlich in einer sehr ungünstigen Zeit auf, in einer Zeit, wo man sich in Deutschland in einer ganz besonders kosmopolitischen Stimmung befand — nach der Julirevolution, die bei uns zu jedem Andern, nur nicht zur Erhöhung eines gesunden und tüchtigen Nationalgefühls führte. Das junge Deutschland beherrschte die Literatur und predigte Weltbürgerthum. Ihm, das sich durch Mangel an historischem Sinn

auszeichnete, schien der Mann, der am Thore der deutschen Geschichte steht, eine sehr „austrogothische“ Figur; der Gedanke, ihn zu verherrlichen, wurde als romantische Grille lächerlich gemacht.

Heute, Gott sei Lob, stehen wir auf andern Standpunkten — heute,

Wo zum eignen Geist
Das ganze Volk in seinem Drang sich wendet
Und huldigend in schöner Treue preist,
Was Großes in ihm selber sich vollendet —
Nicht knieend mehr vor fremder Götter Bilde,
Nicht fremder Größe träumend unterthan;

und heute, das ist unser bescheidener Wunsch, möge das reiche westfälische Land wieder der verschollenen unfertigen Säule gedenken und durch die vergleichungsweise geringen Opferspenden, welche noch nöthig sind, um die Vollendung zu erzielen, beweisen, daß es die großen Momente seiner Vergangenheit und die großen Namen seiner Geschichte in dankbarem Herzen trägt!“ —

Das Schulwesen in Schottland.

Von welchem Einflusse die Einrichtung des Unterrichtswesens auf den Bildungsgang bei den verschiedenen Nationen ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung, und wenn dieselbe auch in den meisten europäischen Staaten vielfache Uebereinstimmung zeigt, so gibt ein Blick in die französischen und englischen Lehranstalten doch manche auffallende und charakteristische Verschiedenheiten. Wir bemerken es selten bei unseren Reiseschriftstellern, daß sie Beobachtungen über derartige Dinge anstellen, und es ist daher mit Anerkennung zu erwähnen, wo es geschieht. So finden wir in dem Buche „Eine Frühlingsfahrt nach Edinburg von Karl Elze,“ außer manchen interessanten Mittheilungen über sociale Zustände in Schottland auch Einiges über die Schulen in Edinburg.

Unter den vier schottischen Universitäten zu Edinburg, Glasgow, Aberdeen und St. Andrews, ist die Edinburger zwar die jüngste, — sie ist in der That die einzige nach der Reformation gegründete — allein nichts desto weniger die bedeutendste. Sie entwickelte sich sehr langsam. Während der ersten vierzehn Jahre ihres Bestehens hatte sie nur einen einzigen Professor; noch 1685 waren es erst acht, und die medicinische Facultät wurde sogar erst 1720 hinzugefügt. Gegenwärtig zählt sie 31 Professuren und über 1000 Studenten, während es in Glasgow nur 22 Professuren mit etwa 850 Studenten und in dem kleinen St. Andrews, dem schottischen Rostock, gar nur 11 Professuren mit 150 Studenten gibt. Die Einrichtung und Verwaltung der hiesigen wie die aller englischen und schottischen Universitäten ist nach deutschen Begriffen ein vollkommener Wirrwarr. Die einzelnen Professuren sind nicht nur zu ganz verschiedenen Zeiten, sondern auch von ganz verschiedenen Behörden, Körperschaften, ja sogar Privatpersonen gegründet und werden daher auch von ganz verschiedenen Patronen besetzt. So wird hier beispielsweise der Rector (Principal), dessen im J. 1585 gegründete Stelle lebenslänglich und nicht nothwendig mit einer Professur verbunden ist, vom Stadtrath erwählt; die 1695 gegründete Professur der Kirchengeschichte wird von der Krone, und der 1839 errichtete Lehrstuhl der Musik vom Rector im Verein mit den Professoren besetzt. Die Neugestaltung der Universität, welche eben jetzt im Werke ist, wird ohne Zweifel auch diese Verhältnisse mehr dem Geiste unserer Zeit anpassen und den gegenwärtig vielleicht zu großen Einfluß der städtischen Behörden und Körperschaften einigermaßen beschränken. Freilich wird dagegen der Einfluß der Staatsregierung auf die Universität wachsen, wozu die vom Staate gewährte ansehnliche Beihilfe, ich glaube 20,000 Pfund Sterling, eine goldene Brücke bilden wird. Ich fürchte, es wird dem englischen Volke erst in Zukunft klar werden, wie sehr in diesem und in so vielen andern Punkten die Regierungsgewalt zum Schaden der freien Selbstverwaltung gegenwärtig im Wachsthum begriffen ist.

Während in England keinem Fremden ohne Ausnahme gestattet wird, dem Unterricht in irgend welcher Anstalt beizuwohnen, zeichnet sich Schottland in dieser Hinsicht durch eine edle Offenheit und rühmenswerthe Freisinnigkeit aus, von welcher ich nicht versäumt habe Gebrauch zu machen. Ich hatte mir zu diesem Behufe die griechische Vorlesung des Professor Blackie ausersehen, der merkwürdig genug weniger durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der classischen Philologie, als durch seine Uebersetzung des Goethe'schen Faust und seine Gedichte bekannt ist.

Das Universitätsgebäude ist großartig, geschmackvoll und allem Anschein nach zweck-

mäßig. Wäre es nicht zwischen die unbedeutenden Häuser und engen Gassen der Altstadt eingekeilt, sondern auf einem freien, wo möglich erhöheten Platze gelegen, so würde es ohne Zweifel zu den Zierden der Stadt gezählt werden müssen. Bereits im J. 1789 begonnen, gedieh es nach verschiedenen langen Unterbrechungen erst im J. 1834 zur Vollendung. Durch einen dorischen Portikus gelangt man von der Straße in einen länglich viereckigen Hof, der rings von einer geschmackvollen Terrasse umgeben ist, die sich an den vier Seiten des Gebäudes entlang zieht. Auf der langen Südseite befindet sich die ungefähr 100,000 Bände enthaltende Bibliothek; das besonders an Vögeln und Mineralien reiche naturgeschichtliche Museum nimmt die kürzere Westseite dem Eingange gegenüber ein. Außer dem anatomischen und dem Ackerbau-Museum soll jetzt auch ein Museum für nationale Industrie mit der Universität verbunden werden, für welches bereits vor einigen Jahren ein an die Westseite anstoßender Bauplatz angekauft worden ist. Die übrigen Räume, namentlich im nördlichen Flügel, sind den Hörsälen gewidmet. An den Auditorien steht meistens der Name des Faches angeschrieben, für welches sie bestimmt sind, und neben jedem ist ein Cabinet für den ausschließlichen Gebrauch des Professors angebracht. Die auf dem Hofe und in den Hallen auf- und abgehenden Studenten schienen mir theilweise kaum den mittlern Schichten der Gesellschaft angehörig und zum Theil noch äußerst jugendlich, ja manche sahen so schülerhaft aus, daß sich ein Hallenser Bursche von altem Schrot und Korn geschämt haben würde, mit ihnen auf die Mensur zu treten. Das Ganze ist überhaupt ein seltsames Mittelding zwischen Universität in unserm Sinne und Schule, was sich daraus erklärt, daß zum Besuche der Anstalt weder ein vorgeschriebenes Alter noch das Ablegen irgend einer Prüfung erforderlich ist. Das hat natürlich zur Folge, daß sich eine Menge völlig unreifer junger Leute herandrängen, welche die Freiheit des Studentenlebens der strengeren Schulzucht vorziehen, ein Uebelstand, welcher den Charakter der Universität bedeutend herabdrückt. Die Schotten betrachten es aber als eine glorreiche Einrichtung, daß ihre Universitäten Jedermann ohne Beschränkung, selbst ohne Rücksicht auf sein Glaubensbekenntniß, offen stehen, und im Vergleich mit Oxford und Cambridge, wo sich Wissenschaft und Gelehrsamkeit noch immer wie weiland der Schatz der überflüssigen guten Werke in Tetzel's berüchtigtem Kasten unter dem Verschluß der Staatsgeistlichkeit befinden, ist die schottische Einrichtung trotz ihrer Mängel ungleich menschlicher und der allgemeinen Bildung förderlicher.

Endlich kam der Professor mit hastigen Schritten an, und die Studenten stürzten in das Auditorium oder die Classe, wie der Ausdruck hier lautet. Mit dem grauen Schäferplaid schlüpfte der Herr Professor in sein Cabinet hinein und mit dem schwarzen Professoren-Mantel kam er wieder zum Vorschein; ohne diesen Mantel darf nämlich kein öffentlicher Lehrer das Katheder betreten. Während der Herr Professor einige ihm auf das Katheder gelegte Briefe las, ein Glas Wasser trank und noch einige Male nach seinem Cabinet ab und zuging, trieben die Herren Studenten, etwa 50 an der Zahl, allerlei knabenhaften Unfug, wie denn die Unruhe und Unterhaltung während der ganzen Stunde nicht aufhörte. Die Bänke erheben sich amphitheatralisch und sind wie überall in diesem Lande über alle Begriffe schmal — die Engländer verstehen in der That die Kunst, auf einem Stecknadelkopfe Platz zu finden, und nicht nur Zeit, sondern auch Raum ist ihnen Geld. Ein Gleiches gilt von den Tafeln, die schräg und zu nichts weniger als zum Schreiben eingerichtet sind. In vielen Schulen fehlen sie gänzlich, und wer sich etwas aufzeichnen will, muß es machen wie Alexander von Humboldt, d. h. er muß auf den Knien schreiben. Nach einigen Bemerkungen über eingelieferte Arbeiten und der Erkundigung nach einigen nicht anwesenden Zuhörern begann die eigentliche Vorlesung, oder richtiger der Unterricht über Homer's Odyssee III., 235 folgg. Der Professor forderte Herrn So-und-So — denn die Zuhörer werden natürlich mit Herr angeredet — auf, einige Verse zu übersetzen, machte dann einige Bemerkungen, that einige Fragen, ließ einen zweiten und dritten übersetzen, bis er endlich dies Geschäft selbst übernahm. Bei jedem Witze des Professors wie bei jeder guten Antwort eines Zuhörers trommelten die Studenten Beifall. Von wirklicher philologischer Erklärung und Kritik war keine Spur vorhanden; kein Wort verrieth eine Kenntniß der neuen deutschen Forschungen auf dem Gebiete der homerischen Poesie. Die bloße Erwähnung des Sängers bot dem Professor

eine günstige Gelegenheit zu einer längern Abschweifung darüber, daß bei den Alten die Sänger zugleich als Weise und Seher verehrt worden seien, während heutzutage die Poeten häufig sehr große Narren wären (großes Beifallsgetrommel), wobei er lang und breit die bekannte Geschichte erzählte, wie sich Sophokles durch die Vorlesung seines Oedipus auf Kolonos gegen die Anklage des Blödsinns vertheidigt habe. Frug er doch sogar seine Herren Schüler, was Sunium sei und beschrieb es ihnen dann aus eigener Anschauung. Er soll überhaupt der Ansicht sein, das untrüglichste Mittel Griechisch zu lernen sei, sich auf einige Monate nach Griechenland zu begeben; an ihm selbst scheint es keine besondern Früchte getragen zu haben. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß die Schotten das Griechische und Lateinische keineswegs wie die Engländer englisch, sondern in einer unserer Aussprache näher stehenden Weise aussprechen, ohne jedoch zu einer vollständigen Folgerichtigkeit hinsichtlich der Vocale durchgedrungen zu sein.

Den nächsten Rang nach der Universität nimmt unter den Bildungsanstalten Edinburgs die High School ein — Hochschule würde eine unrichtige Uebersetzung sein, da sie durchaus unsern Gymnasien entspricht. Sie ist die vornehmste gelehrte Schule Schottlands überhaupt und besitzt von allen Schulen der Welt vielleicht das prachtvollste und schönstgelegene Gebäude. Mit einem Kostenaufwand von 30,000 Pfund St. im edelsten griechischen Stile erbaut, liegt sie am südlichen Abhange des Calton Hill grade dem Arthurssitz gegenüber; nach Westen hin überblickt sie die Stadt, ein wenig nach Osten das Denkmal von Burns, weiter im Grunde Holyrood und darüber hinaus das Meer und die sanft geschwungene Küste von Haddingtonshire, auf welcher der Berwick Law wie ein einsamer Riese emporragt. Die Schule ist von einem fast zwei Morgen großen Spielplatze umgeben, auf dessen einer Seite ein bedeckter Gang angelegt ist, wo die Schüler auch bei ungünstigem Wetter freie Luft schöpfen können. Solche Gänge oder Hallen finden sich jetzt in den meisten Schulanstalten Schottlands. Die innere Einrichtung ist durchaus einfach, aber zweckmäßig. Die amphitheatralische Aula ist mit den Bildnissen früherer Rectoren geschmückt; die in einem geräumigen Saale aufgestellte Bibliothek zählt etwa 7000 Bände; die Zeichenclasse hat keine Fenster, sondern nur Oberlicht. Sogar ein Lese- und ein Unterhaltungszimmer sind seit Kurzem für die Schüler eingerichtet, ein Luxus, der sich z. B. auch in Heriot's Hospital findet, während deutsche Gymnasien dergleichen Annehmlichkeiten selbst den Lehrern wohl nur in den seltensten Fällen darbieten. Seit etwa fünfzehn Jahren ist ein vortrefflicher und liebenswürdiger Landsmann, der als Schulmann wie als Schriftsteller rühmlichst bekannte Dr. Leonhard Schmitz, Rector an dieser Anstalt, die er mit unermüdlichem Eifer und aufopfernder Liebe leitet und die er namentlich in Bezug auf Methode und Organisation des Unterrichts auf eine hohe Stufe gehoben hat.

Wie die englischen und schottischen Schulen überhaupt ist auch die High School keine Staatsanstalt. Das gibt ihr eine freiere und selbständigere Stellung, eine frischere Thätigkeit und einen mehr nationalen Charakter. Freilich sind damit auch Uebelstände verbunden. Die Schulen müssen mit einander wetteifern (die High School mit der jüngeren Academy) und überbieten sich manchmal in eifersüchtiger Weise, um eine möglichst große Schülerzahl herbeizuziehen, um so mehr als das Schulgeld den Lehrern zu Gute kommt, und jeder daher eine möglichst volle Classe zu erlangen strebt. Die Schulen bekommen dadurch etwas vom Charakter kaufmännischer Unternehmungen, bei denen die Frage der Einträglichkeit manchmal zu sehr in den Vordergrund gerückt werden mag. Der Wetterwerb hat aber auch sein Gutes; ihm verdanken die Schüler u. A. die vortrefflichen Spielplätze, welche hier einen nothwendigen Bestandtheil aller Schulen ausmachen. Für den Besuch einer Schule ist es keineswegs gleichgiltig, ob sie einen Cricketplatz hat oder nicht. Geht daher nur eine mit diesen und ähnlichen Verbesserungen voran, so müssen ihr bald alle übrigen folgen. Da an dem puritanisch gefeierten Sonntage den Knaben nicht erlaubt ist zu spielen, so ist jetzt bei den meisten Schulen der Sonnabend frei gegeben worden. Da spielen dann die Schüler der verschiedenen Schulen mit oder vielmehr gegen einander, und selbst die Lehrer pflegen sich an diesen Erholungen zu betheiligen. Im Winterhalbjahre ist Fußball das stehende Spiel, während im Sommer regelmäßig Cricket gespielt wird. Wenn auch die Jugend unter diesen Umständen der unsrigen an Wissen und Gelehrsamkeit nachstehen mag, so ist doch dies System ganz vorzüglich ge-

eignet, einen kräftigen und selbständigen Charakter in ihr zu entwickeln und auszubilden.

Es ist nicht zu verwundern, daß aus einer so angesehenen Anstalt, wie High School, im Laufe der Zeit eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorgegangen ist, von denen manche einen europäischen Ruf erlangt haben. Ich nenne vor allen Walter Scott, von dem noch ein eigenhändiges Erstlingsgedicht aus seinem zwölften Jahre in der Schulbibliothek aufbewahrt wird; ferner den großen Kritiker Lord Jeffrey, Lord Brougham, den Dichter Allan Ramsay und endlich die beiden aus dem Krimkriege bekannten Admirale Napier und Dundas. David Mallet, der Dichter des Nationalliedes Rule Britannia (das bisher mit Unrecht Thomson zugeschrieben zu werden pflegte), war als junger Mensch sogar eine Zeit lang Thürhüter (Janitor) der High School.

Wie die Schüler der großen englischen Nationalschulen Eton, Rugby u. s. w., so bewahren auch die Zöglinge der High School der Stätte, wo sie ihre Bildung empfangen haben, selbst in den fernsten Erdtheilen und in den verschiedensten Lebensstellungen eine lebenslängliche Anhänglichkeit und bestreben sich, zum Gedeihen und Ruhme derselben beizutragen, wogegen auch die Schule ihrerseits nie vergißt, theils aus mütterlichem Stolze, theils aus kaufmännischer Berechnung in ihren jährlichen Berichten die Ehren und Auszeichnungen zu verzeichnen, welche ihre Zöglinge in ihrer spätern Laufbahn errungen haben. Es besteht seit 1849 ein Club alter High-Schoolers, unter dessen Mitgliedern wir Grafen und Lords so gut wie Bäcker und Schuhmacher, Ansiedler in Canada so gut wie Beamte in Indien finden. Dieser Club betheiligt sich bei den Prüfungen der Schüler, theilt für verschiedene Fächer alljährlich Preise und Ehrenzeugnisse an die besten Schüler aus und macht die Erfolge in seinen gedruckten Berichten bekannt. Wie anders in Deutschland! Bei uns würde die Hauptthätigkeit eines solchen Vereins alter Schulkameraden oder Studiengenossen in geselligen Zusammenkünften und sogenannten gemüthlichen Kneipereien bestehen, und wenn er sich ja einmal zu dem Gedanken einer auf das Gemeinwohl gerichteten Thätigkeit versliege, so würde sich doch keine deutsche Regierung eine derartige Einmischung in die Angelegenheiten öffentlicher Schulanstalten gefallen lassen.

Während so die Universität ihrem ganzen Wesen nach einen besonderen schottischen Charakter trägt, und die High School den deutschen Einfluß nicht verleugnen kann, liegt die gymnastische Ausbildung der Jugend in französischen Händen, insofern fast alle öffentliche wie private Schulen ihre Zöglinge in den Fechtunterricht eines Franzosen, des Herrn Roland und seiner Söhne, schicken. Dieser Betrachtung hing ich nach, als ich in der überfüllten Musikhalle der von den Herren Roland veranstalteten öffentlichen Prüfung ihrer Zöglinge beiwohnte. Es ist merkwürdig, daß noch immer die Ausläufer der sogenannten großen Nation hauptsächlich Fecht- und Tanzmeister, Weinreisende und Putzmacherinnen sind, während wir Deutschen dem Auslande vorzugsweise als Lehrer und Lehrerinnen, als Kaufleute und Gewerbetreibende aller Art bekannt werden. Der alte Herr Roland, noch immer ein großer stattlicher Mann, zeigt noch in jeder Hinsicht den echten Franzosen, während seine drei Söhne dem Volke, in dem sie ihre zweite Heimath gefunden haben, schon ähnlicher geworden sind, und sein Enkel sogar in der Hochlandstracht einherging. Lehrer wie Schüler erschienen alle in einem eleganten Turneranzuge, wobei sich die verschiedenen Schulen durch verschiedene Farben und Muster unterschieden; überhaupt war das Ganze, wie gewöhnlich derartige Schaustellungen, nicht ganz frei von Spielerei. Die Hauptübung bestand natürlich im Stoßfechten, worin es die Zöglinge fast durchgängig zu einer anerkennenswerthen Fertigkeit gebracht hatten. Auch die Lehrer gaben einige Proben ihrer Kunst und sogar der Großpapa in seinen französischen Tricothosen, Schuhen und seidenen Strümpfen machte einige Gänge mit seinem hochschottischen Enkel. Kilt und Stoßdegen — bezeichnen sie nicht zwei verschiedene Welten? Du ahnst es freilich noch nicht, du kleiner Schelm, welchen blutigen Weg deine mütterlichen Vorfahren zurückgelegt haben, ehe sie von ihrem Breitschwerte bei deinem Floret angelangt sind. Es ist in der That unbegreiflich, wie die Engländer, welche so außerordentlich empfindlich sind gegen Alles, was ihre Volksthümlichkeit berührt, ihre Kinder statt in dem echt germanischen Hiebfechten in dieser uns so widerstrebenden romanischen Art des Kampfes unterrichten lassen können, welche uns unwillkürlich an Dolch und Meuchelei erinnert. Allerdings zeigte sich eine Anzahl der Schüler auch im

Hiebfechten, allein ihre Kunst entsprach ihren elenden hölzernen Schlägern; was bei unsern Studenten unter dem Namen der Sauhiebe so streng verpönt ist, war hier ganz in der Ordnung. Im Säbelfechten ging es etwas besser, doch steht dies hinter den vortrefflichen, hier wie es scheint unbekannten Kugel- oder Hantelübungen insofern weit zurück, als es nicht gleichmäßig beide Arme, sondern nur den rechten kräftigt und ausbildet. Die Leistungen am Barren und Reck endlich waren sehr einseitig und gingen nicht über die Anfänge hinaus. Ein deutscher Fecht- und Turnlehrer könnte hier in der That ein in jeder Beziehung fruchtbares Feld für seine Thätigkeit finden. Zum Schluß wurde nach guter englischer Sitte an die besten Schüler eine beträchtliche Anzahl Preise vertheilt, welche in Stoßrappieren, Reitgerten und Spazierstöcken bestand. Die begleitende Regimentsmusik erwarb sich den größten Anspruch auf meine Dankbarkeit durch ihre langen Pausen.

Literarisches.

Briefe und Dichtungen Friedrich's des Großen in biographisch geordneter Auswahl, von Dr. R. Schwalb. Essen, G. D. Bädecker.

Der Herausgeber hat sich bestrebt, eine Reihe von Briefen des großen Königs in chronologischer Folge zusammen zu ordnen, damit sie ein möglichst zusammenhängendes Bild seines vielbewegten, reichhaltigen Lebens und Geistes so darstellen, daß dasselbe mit dem anmuthigen Reize der Frische und Natürlichkeit den eigenthümlichen Werth einer unbewußten naiven Selbstbiographie verbindet. Der Gedanke erscheint uns nicht bloß für den Standpunkt des Verfassers richtig, der dem großen Könige sofort eine Fülle der edelsten Eigenschaften zuspricht, sondern auch für denjenigen, welcher sich der Ansicht zuneigt, daß die traditionelle Verehrung für den großen König ihm zu den außerordentlichen Eigenschaften, die er besaß, auch eine Menge anderer freigebig beimißt, an die der König selbst wohl nicht gedacht hat. Friedrich der Große ist für manche Historiker oder die es sein wollten, nicht der Mensch von Fleisch und Blut, wie er wirklich war, nicht bloß der mächtig eingreifende König von Preußen, sondern eine Art von Ideal, welchem man alle die Eigenschaften beilegt, in deren Besitz man ihn zu sehen gewünscht haben möchte. Und namentlich vergißt man dabei die weite Kluft, die Friedrich den Preußenkönig von Deutschland trennt. Ohne sich dessen wohl recht klar und bewußt zu werden, haben Manche den specifisch preußischen König als einen specifisch deutschen sich gedacht. Das mag einem preußischen Deutschen anstehen: uns Anderen aber, die wir nur Deutsche und nicht Preußen sind, kommt das manchmal etwas verwunderlich vor. Daß Friedrich nun nicht ein eigentlich deutscher König war, kennt man am besten aus seinem Briefwechsel selbst, der uns den innern Menschen enthüllt. Und in dieser Beziehung ist diese Sammlung verdienstlicher, als eine neue Biographie des großen Königs, nach dem bei vielen Preußen und hier und da selbst bei andern Deutschen feststehenden Muster gefertigt.

Die Berliner Akademie hat neuerdings die Werke Friedrich's des Großen wieder herausgegeben, und in dieser Ausgabe stellt allein die Correspondenz 13 Bände, einen mit deutschen, zwölf mit französischen Briefen. Aus den 13 Bänden ist das vorliegende Buch ein Auszug, so jedoch, daß auch einige Poesien mit aufgenommen sind. Diese versificirte Prosa hätte am ehesten wegbleiben können. Sie hat Niemanden jemals ergötzt und erfreut als den König selbst, und trägt zu seiner Charakteristik doch im Wesentlichen nicht mehr aus, als die einfache Notiz, daß Friedrich sich in seinen Mußestunden auch mit der Dichtkunst beschäftigte. Viel wichtiger dagegen ist die Aufnahme der Correspondenz mit Voltaire, und besonders der erste Brief Nr. 43 auf Seite 67 ff. Daß der König dem Franzosen einen Brief von solcher Art schreiben konnte, ist neben dem einen Lichtpunkte, daß die irdische Macht sich beugt vor der geistigen Größe oder vor dem was sie dafür hielt, doch demüthigender für uns Deutsche, als selbst die wegwerfenden Aeußerungen des Königs über die Nation, der er durch seine Geburt angehörte. Wir vergessen dabei nicht, was zur Entschuldigung des Königs spricht. Aber man sollte sich eben auch damit begnügen, daß der König entschuldigt, nicht aber gerechtfertigt werden kann, und zwar wie in diesem einen Punkte, so auch in vielen anderen Dingen. Wir können nicht der Auswahl im Einzelnen hier folgen; aber so viel wir ersehen, ist sie, abgesehen von den politischen Verwicklungen, die sich aus derselben nicht überschauen lassen, den 13 Bänden der Ausgabe der Akademie gegenüber als das zu betrachten, wofür sie sich gibt, als ein Miniaturbild, welches die wesentlichen Züge des Originals getreulich wiedergibt.



Die Bai von Corral.

Von

Freiherrn von Bibra.

Die Bai von Corral ist der Hafen von Valdivia, einer Provinz Chili's, und liegt unter 39 Grad 52 Minuten südlicher Breite.

Wir hatten uns rasch der Küste genähert und als ich auf Deck trat und plötzlich die bewaldeten Berge vor mir liegen sah, überkam es mich sonderbar. Das waren keine amerikanische Meeresufer! Alte, liebe Erinnerungen aus meiner Knabenzeit standen vor mir. Deutsche Berge und Wald. Der „Schöne Rain" bei Steinbach am Main schien mich zu begrüßen, mit seinen dunkelglänzenden Buchen und Eichen und mit ihm tausend Klänge aus jener glücklichen Zeit.

Vorbei! Und auch jene Täuschung schwand bald, denn hinter mir lag, statt des freundlichen jenseitigen Mainufers, das Stille Meer in endloser Ausdehnung und ein kolossaler Walfisch spritzte, keine sechzig Fuß von unserm Bord, seine salzige Fontaine.

Die Aehnlichkeit jener Küste mit manchem deutschen Flußufer ist wirklich auffallend, namentlich wenn man die übrigen nicht steilen und unwirthlichen Küsten Chili's vor Kurzem gesehen hat und sie vergleichend gegen die von Valdivia hält, aber in nächster Nähe merkt man wohl, daß jene bewaldeten Höhen aus andern Elementen bestehen als unsere deutschen Wälder, ein fremder Welttheil tritt wieder in sein Recht, und der Reisende sucht zu lernen statt zu schwärmen.

Schon auf jenen Küstenbergen tritt nicht selten die riesige Alerze auf, erreicht sie auch hier noch nicht die ungeheuren Dimensionen, welche sie weiter im Innern zeigt, denn dort hat ihr Stamm bisweilen 15 Fuß Durchmesser und ihre Höhe beträgt 150 Fuß und darüber. Auch die Rotheiche, el Roble in der Landessprache, wird dort getroffen, ferner Fagus procera Rauli der Einwohner, beide nicht selten mit 100 Fuß hohen Stämmen. Mitten unter diesen Kolossen der Pflanzenwelt und hoch von ihnen überragt hat sich dann häufig ein zierlicherer Baumschlag angesiedelt. Fuchsien mit 8—10 Fuß hohen Stämmen und mit Blüthen, die alle Abstufungen von Roth zeigen, weißblühende Myrthen und mehrere wohlriechende Lorbeerarten bilden ein reizendes Buschwerk, und ich bin später durch solche Waldpartien gekommen, in welchen stundenweit kein Baum ohne glänzende Blüthe oder Beere war.

Wie fast alle chilenischen Häfen liegt die Einfahrt des Hafens von Callao gegen Norden frei und offen und durch nichts geschützt. Nordstürme hausen deshalb in solchen Häfen sehr schlimm, während dagegen andere Winde, außen auf See tüchtig tobend, dort kaum die Wogen leicht kräuseln.

Gleich bei der Einfahrt in den Hafen bemerkt man, welche Wichtigkeit die Spanier früher auf diesen Platz legten.

Rechts ist die Gonzalobatterie und das Fort Carlos, links die Nieblabatterie und mehrere andere kleinere Forts, welche früher wohl drohend auf den kaum dreiviertel englische Meilen breiten Eingang herabgeblickt

haben mögen. Aber jetzt liegen sie in Trümmern. Schnell aufgeschossenes Strauchwerk und Bäume haben die Stelle der Kanonen eingenommen, und statt des Anrufens der Wachen erschallt aus ihnen nicht selten das betäubende Geschrei eines Zuges Papageien. Nur das einzige Fort Corral besteht noch im Innern des Hafens, mit rostigen Kanonen, schadhaften Mauern, und weniger ein Denkmal gefallener Größe, als das einer einfältigen Zerstörungswuth.

Die Revolution demolirte die Werke des Hafens und die Republik besitzt nicht die Mittel, sie wieder herzustellen.

Die Längenerstreckung der Bai geht fast vier englische Meilen in's Land und das zwar in grader Richtung nach Süden, indessen kann die Hälfte dieser Strecke, welche man die St. Johnsbai nennt, mit größern Schiffen nicht befahren werden und verflacht sich am Ende so, daß dort zur Zeit der Ebbe die Bai wohl eine halbe englische Meile lang füglich überschritten werden kann.

Von Osten her ergießt sich der Rio de Valdivia in die Bai und ein anderer Arm desselben Flusses mündet etwas weiter gegen Süden ebenfalls in dieselbe, wodurch eine Insel von zwei englischen Meilen Länge und Breite gebildet wird, die Isla del Rey. Diesen zweiten Arm des Valdiviaflusses nennt man Rio de poco comer, d. h. „Fluß von wenig zu essen." Aus welchem Grunde er diesen Namen erhalten hat, mögen die Götter wissen, die Leute im Lande wenigstens konnten mir nicht den mindesten Grund diese sonderbaren Benennung angeben.

Neben diesen beiden Armen des Rio de Valdivia ergießen sich noch mehrere andere kleinere Flüsse in die Bai, welche man auf querübergelegten langen und sehr unangenehm glatten Baumstämmen passiren muß. Der Valdiviafluß selbst aber ist ein schöner breiter Strom und ich habe kaum in meinem Leben reizendere und zugleich mehr pittoreske Flußufer gesehen als eben dort, indem ich einige Tage nach unserer Ankunft zu Bote nach der etwa vier Stunden weit entfernten Stadt Valdivia fuhr.

Meist schließen, wenigstens in der ersten Hälfte des Weges, Berge mit prächtigem Baumwuchs die Ufer ein. Bis dicht an das Wasser behaupten dort die mächtigen Riesen des Urwaldes ihr Gebiet, in einzelnen kräftigen Säulen himmelan strebend, während zwischen ihnen Bambuseen ein dichtes, oft undurchdringliches Geflecht bilden. Es sind dies vorzugsweise zwei Coliqueaarten, die Quila und die Coliquea der Eingebornen, von welchen die erste 20 bis 30 Fuß hoch wird, die andere aber oft die doppelte Höhe erreicht und darüber.

Sie ist deshalb besonders interessant, weil die auracanischen Indianer ihre langen, so sehr gefürchteten Lanzen aus ihren Stengeln verfertigen, Lanzen, welche länger als 25 Fuß sind und am Ende kaum die halbe Dicke eines kleinen Fingers haben, dabei aber die Elasticität einer Reitgerte besitzen. Der Araucaner, als Nachbar von Valdivia zur Zeit des Krieges dort mehr als irgendwo gefürchtet, fehlt nie mit dieser furchtbaren Waffe. Auf seinem ungesattelten Pferde hängend, stürmt er in rasender Eile gegen den Feind, den stärkern Theil der Lanze hält er fest in der Hand, während dessen stählerne Spitze am schlanken Ende mit Blitzesschnelle einen mächtigen Kreis beschreibt und den Feind durchbohrt, der an pariren nicht denken kann, da die rasche Bewegung ihn das Eisen kaum sehen läßt. Auch im Ricochet braucht der Araucaner seine Lanze, indem er die dünne Hälfte gegen die Erde schleudert und mit der aufschnellenden Spitze trifft und tödtet.

Einer Mauer gleich stehen bisweilen die Dickichte des Coliquea längs der Ufer des Stromes und glitzern mit ihren gelben Stengeln im Lichte der Sonne. Aber an andern Stellen hat sich das Strombett verengt und an den steilen Ufern stehen dichter gedrängt die Alerze, die Roble und der Pellin, die mächtige Rotheiche und andere Repräsentanten des chilenischen Urwaldes. Dann fällt kein Sonnenstrahl mehr auf die stürmisch und brausend dahineilenden Wellen des Flusses, es hat den Anschein, als sei es plötzlich Abend geworden. Die Stille des Urwaldes hat sich über die Wasser gesenkt.

Man muß dann vorsichtig sein im Bote und guten Auslug halten, denn eben an solchen Stellen sind häufig entwurzelte Stämme von den steilen Uferwänden herab in den Strom gestürzt und haben sich dort festgerannt, oft nur einen Fuß tief unter dem Wasser. Das Fahrzeug, welches auf sie stößt, ist meist unrettbar verloren.

Wenden wir uns aber nun auf's feste Land und blicken ein wenig auf die geognostischen Formen des Hafens von Corral und seine Umgebung, so weit ich im Stande war, sie zu verfolgen.

Glimmerschiefer ist das bei Weitem überwiegende Gestein. Wo es möglich war, die Humus- und Geröllschichten zu durchbrechen, habe ich denselben überall getroffen, und das zwar sowohl im Hafen selbst als auch in dem vier Stunden weit entfernten Valdivia und an allen Orten, wo ich tiefer in's Land drang. Auch weiter im Innern und im Gebiete der oder plattenförmige Massen. Aber diese Absonderungen folgen der allgemeinen Richtung der Schichten und sind weniger als Quarzfels, als ein sehr glimmerarmer Glimmerschiefer zu betrachten. An einigen Stellen geht das Gestein in Chloritschiefer über und an andern durch einen Feldspathgehalt in eine gneisartige Felsmasse. Alles dieses ist



Die Bai von Corral.

freien Araucaner soll dies Gestein stets das vorwaltende sein. Als untergeordnet und nur stellenweise verbreitet findet man eine secundäre Sandsteinform und an einigen Stellen des Hafens ein festes, nicht uninteressantes Conglomerat, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Geröllen der See und aus Fragmenten von Glimmerschiefer.

Der Glimmerschiefer selbst zeigt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Formen. Bisweilen treffen sich Lagen, welche als reines Glimmergestein zu betrachten sind, dünnschiefrige, aber mächtige Lagen eines tombakbraunen Glimmers, in welchem auf weite Strecken kaum ein Quarzkörnchen zu finden ist. Wieder aber trifft man Quarzlagen von mehreren Fuß Mächtigkeit in der Form krystallinischer Körner oder auch als compacte aber local und man kann sagen, daß die herrschende Form in der Umgegend von Valdivia, Corral und wohl des größten Theils der Provinz gut ausgeprägter Glimmerschiefer ist.

Nun ich dem freundlichen Leser von Bäumen und Felsen gesprochen, muß wohl auch des Lebenden gedacht werden und billig mag hier der Mensch obenan stehn.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Corral war es dort ziemlich lebhaft. Es hatten kurze Zeit vorher die araucanischen Indianer ein an ihrer Küste gestrandetes Schiff geplündert und man wußte nicht, ob die von chilenischer Seite deshalb gepflogenen Unterhandlungen sich friedlich endigen würden. Theils um Valdivia vor einem Ueberfall zu schützen, theils um den Indianern von vorn herein

Respect einzuflößen, hatte man eine Abtheilung chilenischer Truppen nach Corral gelegt. Sie waren auf der einzigen Kriegsfregatte Chili's, einem höchst ehrwürdigen alten Schiffe, welches man von den Nordamerikanern eingehandelt hatte, und von welchem man erst hinterher erfuhr, daß es nervenschwach war und das Schießen nicht vertragen konnte, dorthingekommen.

In der That sagte mir ein Officier der Fregatte, daß eine einzige Lage, welche man an Bord derselben abfeuern würde, höchst wahrscheinlich das Sinken des Schiffes zur Folge habe. Die kriegerische Bemannung des gebrechlichen Fahrzeuges gab sich aber, nachdem sie das Land glücklich erreicht hatte, hierfür auch der ungezwungensten Heiterkeit hin. Man sang, trank, scherzte und tanzte mit den Schönen von Corral, und ich mischte mich häufig unter jene heitern Söhne des Mars, um die Eigenthümlichkeiten, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung kennen zu lernen.

Nachdem aber die Soldaten zum größten Theil nach Valdivia gegangen waren und nur eine geringe Besatzung im Hafen zurückgelassen hatten, ward das Leben stiller und ich begann, so viel es mir meine Zeit erlaubte, mit den Einwohnern zu verkehren. Ich habe sie gefunden wie alle Chilenen und die meisten Abkömmlinge der Spanier auf der Westküste; das ist leicht erregbar, aber heiter und gutmüthig und ein großes Vergnügen an der Arbeit findend, wenn sie geschehen, das größte aber, wenn ein anderer dieselbe verrichtet. Man wohnt in netten, hölzernen Häuschen von dunklem Cedernholz und diese niedlichen Wohnungen sind zierlich und zweckmäßig zugleich construirt. Ohne Zweifel fand man es für nöthig, solche Häuser zu erbauen, welche einmal fertig, wenige oder nur leichte Reparaturen erfordern.

Hingegen findet man es nicht für nöthig, vielleicht einen ganzen Tag lang zu arbeiten, um das Brennholz für längere Zeit zu spalten. Der Valdivianer schleift statt dessen einen mächtigen Stamm, den er mit wenig Mühe vom benachbarten Walde erwerben kann, vor die Thür seines Hauses und arbeitet dann täglich mit der Axt den nöthigen Bedarf herunter. Freilich braucht er hierzu im Ganzen gerechnet gewiß mehr als die doppelte Menge Zeit, als wenn der Stamm regelrecht gespalten und gesägt worden wäre, aber der Chilene plagt sich lieber ein Vierteljahr lang täglich eine Viertelstunde, als daß er einige Tage lang anhaltende Arbeit vornimmt.

Nur noch ein Beispiel: Man kennt natürlich den Gebrauch der Karren und Wagen und solche existiren auch im Lande, aber häufig begnügt man sich, statt einen Karren zu zimmern, damit, die zu transportirenden Gegenstände auf eine rohe Pferdehaut zu legen und wohl oder übel auf solche Weise nach dem Orte ihrer Bestimmung zu schleifen.

Dagegen ist der Valdivianer, so wie der Chilene überhaupt, auf der andern Seite wieder höchst mäßig in Speise und Trank, und mit Ausnahme des oft sehr reich mit Silber geschmückten Sattelzeuges ist auch seine Kleidung, namentlich jene der Landbewohner, meist sehr einfach, indem der Poncho vielerlei ersetzen muß.

Unter den kleinern Jagdausflügen, welche ich in der Umgebung des Hafens machte, hatte die Jagd auf Papageien für mich viel Anziehendes. Es ist zwar nur eine einzige Species dort einheimisch, Enicognathus leptorhynchus, Gray (Psittacus rectirostris, King), von den Einwohnern Choi genannt, diese aber dafür zahlreich vertreten. Das roth und graue Gefieder dieser Thiere kann nicht glänzend genannt werden, sondern ist schmutzig und unscheinbar und ich habe das Gefieder dieser Choi stets mit der abgeschossenen und fadenscheinigen Livree eines Dieners verglichen, während ihre brasilianischen und afrikanischen Collegen die prachtvollen Uniformen hoher Würdenträger tragen.

Im Uebrigen aber besitzt das Thier viel Intelligenz, läßt sich sehr leicht zähmen und gibt einen trefflichen Braten, welcher aber des Tages über schwer zu erwerben ist, indem der Choi sich meist in Zügen von zehn bis zwölf Stück auf den höchsten Bäumen des Waldes aufhält und bei der geringsten Gefahr mit furchtbarem Geschrei das Weite sucht. Da die ganze Bai mit waldigen Bergen umgeben ist, die durch mehr oder weniger breite Thäler oder Schluchten getrennt sind und die Vögel, wenn sie aufgescheucht werden, meist auf einen benachbarten Berg streichen, so muß der Schütze, um sich ihnen auf's Neue nähern zu können, häufig einen Umweg von mehr als einer Stunde machen.

Des Abends hingegen ist die Jagd leichter, indem sich vor Sonnenuntergang die einzelnen kleinen Züge zu größeren vereinigen, welche dann unter furchtbarem Geschrei die

Runde auf den Bergen machen und häufig über die Thäler hinweg von einer Anhöhe auf die andere streichen. Ich habe so viele geschossen, indem ich mich mit einer sehr weit tragenden Doppelflinte, die mit grobem Hagel geladen war, auf etwa die halbe Höhe des Bergabhanges stellte, und kam nicht selten mehrmals an einem und demselben Abend zum Schuß, da Feuer und Knall und der Sturz eines Kameraden die Vögel zu dieser Zeit nicht viel zu stören scheint, im Falle nur der Schütze verborgen steht. Das Finden des erlegten Thieres in dem meist hohen Grase ist aber schwieriger. Hat man indessen den Vogel nur angeschossen, so verräth er sich selbst durch das furchtbare Geschrei, das er erhebt, sobald man sich ihm nur entfernt nähert.

Merkwürdig ist das fast unglaublich zähe Leben, welches dieser Papagei besitzt. Ich habe eines Tages einen derselben geflügelt und hierauf, um ihn zu ersticken, wie es gebräuchlich, mit voller Kraft unter den Flügeln gedrückt. Als er hierauf den Kopf hängen ließ und kein Lebenszeichen mehr von sich gab, verstopfte ich ihm, um das Blutigwerden der Flügel zu verhindern, die Rachenhöhle mit Löschpapier, wickelte ihn in eine Düte und steckte den auf diese Weise zum Abbalgen vollständig hergerichteten Vogel in eine Botanisirkapsel. Es begleiteten mich jedes Mal einige deutsche Landsleute, welche zufällig ein paar Tage nach uns in dem zu jener Zeit wenig besuchten Hafen von Corral gelandet waren, und als wir nach ein paar Stunden Rast hielten und zufällig die Kapsel öffneten, stieg zur allgemeinen Verwunderung der Vogel munter aus derselben und ergab sich so leicht in sein Schicksal, daß er bereits nach einigen Tagen aus der Hand Futter nahm und allenthalben an Bord frei herumlief. Leider brachte ich weder diesen noch einige andere, welche ich in Corral kaufte, lebend nach Europa, indem der in Rede stehende später, als wir Holz einnahmen, in's Wasser fiel und ertrank, die andern aber einige Monate darauf in Peru um's Leben kamen, da man sie, während ich abwesend war, in ihren Bauern in die Sonne gehängt hatte. Eigenthümlicher Weise können viele Papageien directen Sonnenschein nicht ertragen und am allerwenigsten in ein Bauer eingeschlossen, wo ihnen die freie Bewegung fehlt.

Ich habe so eben von Deutschen gesprochen, welche ich getroffen habe. Es waren dieselben auf der Barke Victoria aus Hamburg, welche der Bruder unsers Capitäns führte, nach Corral gekommen, um sich in Chili anzusiedeln. Zwei andere Deutsche, die Brüder F., waren schon länger eingewandert und hatten Ländereien erworben. Ich war bald mit ihnen näher bekannt geworden und jagte namentlich mit dem jüngern F., der mir tausend Gefälligkeiten erzeigte und dem ich interessante Aufschlüsse über Land und Leute seiner neuen Heimath verdanke.

Ich will eine solche Jagdstreiferei erzählen, welche, obgleich nicht ohne manche Beschwerlichkeit, doch ziemliche Beute an Vogelwild, Insecten und Pflanzen ergab.

Der Capitän der Victoria und sein Bruder, F. und ich, machten uns eines Morgens auf, um die Umgegend der St. Johnsbai zu durchsuchen. Wir fuhren von Bord aus auf F.'s trefflichem kleinen Segelbote und zwei Matrosen ruderten, wenn der Wind eben nicht günstig. Nebenher gesagt, wußte F. sein Bot mit fabelhafter Gewandtheit zu steuern und segelte so verwegen, daß ich mehrmals, als ich allein mit ihm im Hafen herumfuhr, die Stiefel auszog, um, da ich jeden Augenblick das Umschlagen des Botes befürchtete, besser schwimmen zu können.

Wir machten zuerst auf einer kleinen, mit hohem Grase bewachsenen Landzunge Halt, um auf Schnepfen zu jagen. Die Schnepfenart, welche sich dort vorzugsweise aufhielt, aber auch sonst allenthalben an den Ufern der Bai zu treffen war, ist heller gefärbt als unsre Waldschnepfe und etwas, jedoch unbedeutend, kleiner als jene. Es geschah aber dort, was ich für vollkommen unmöglich gehalten hatte, ich bekam ein gründliches Jagdfieber und wurde von der ungeheuren dort vorhandenen Menge dieses trefflichen Wildes vollständig betäubt. In Truppen von 50 bis 100 Stück spazierten diese Schnepfen vor uns im Grase, standen mit der bekannten geräuschlosen Leichtigkeit dutzendweise vor, neben und hinter uns auf, um einige Schritte weiter sogleich wieder niederzufallen und das Schießen bekümmerte sie anfänglich so viel wie gar nicht. Wir feuerten aber wie toll unter jene zutraulichen Thiere und thaten ihnen eben deshalb wenig Schaden, bis endlich sich unsere Hitze legte und wir regelrecht unsere Jagd machten. Ich erlegte zehn Stück, hätte aber bei ruhigem Blute jedenfalls die dreifache Menge schießen können.

Ich machte später fast täglich Jagd auf diese Schnepfen und brachte stets reichliche

Beute an Bord zurück, aber wegen der Häufigkeit, mit welcher sich jene Species dort fand, versäumte ich, einige Exemplare derselben abzubalgen, so daß die Bestimmung derselben unterbleiben mußte.

Von jenem Schnepfeneilande fuhren wir in eine reizende kleine Bucht, wo wir uns trennten, indem wir uns versprachen, des Nachmittags auf der andern Seite der Bai wieder zusammenzutreffen. Das Bot sollte sogleich über dieselbe fahren und wir nach bestem Ermessen und wie es eben ginge längs der Ufer den Weg zu Fuße machen.

Während die andern sich nicht weit vom Ufer entfernten, um zum Sammelplatze zu kommen, drang ich gegen Westen in den Wald.

Die glänzende und üppige Pracht des brasilianischen Urwaldes fehlt freilich dort unter 40 Grad südlicher Breite, aber nichtsdestoweniger sind auch dort wundervolle Partieen, Stellen, an welchen das Laubgewölbe den Waldesboden in eine ernste und wunderbar ergreifende Dunkelheit hüllt, Dickichte, welche ohne Axt nicht zu durchdringen sind, und riesige Baumleichen, welche den Weg versperren und über welche man hinweg klettern muß, wenn man nicht vorzieht, häufige Umwege von fünfzig und wohl noch mehr Schritten zu machen.

Eben an solchen Stellen des Waldes habe ich die prächtigsten Lianen gefunden, welche ich an der ganzen Westküste getroffen habe. Es war Dolichos funarius, Cogul der Einwohner. Mit fast gleicher, etwa zwei Finger starker Dicke steigt diese Pflanze an 80 Fuß hohen Stämmen aufwärts, fällt in den mannigfachsten Draperien den Stamm bekleidend wieder zu Boden, steigt an einem andern wieder in die Höhe, und nachdem sie sich oben über und durch mehrere Baumkronen geschlungen hat, sucht sie wieder die Erde, um vielleicht auf's Neue an einem dritten Baume aufwärts zu klettern. Häufig erreicht der Cogul eine Länge von 400 Fuß und darüber und er wird im Lande allgemein als Tau benutzt.

Die Insectenfauna ist in ganz Chili überhaupt verhältnißmäßig gering, doch machte ich an diesem Tage und in jenem Waldesgrün gute Beute und erwarb namentlich einige Novitäten, welche erst in der Heimath bestimmt und gehörig gewürdigt wurden.

Auch einige Scorpionen und Taranteln fing ich dort, was aber furchtbarer lautet, als es in der That ist. Der Scorpion, ein Androctonus, erreicht höchstens eine Größe von zwei Zoll und sein Stich soll bloß eine einige Tage andauernde Geschwulst verursachen. Die Mygale aber, die Vogelspinne, scheint trotz ihrer mächtigen Größe vollständig harmlos. Sie erreicht mit ausgespannten Füßen eine Größe von fünf Zoll, ist sehr behaart und hat ein martialisches Aussehen. Läßt man sie frei auf einem Tische laufen und hält ihr einen Gegenstand, etwa die Hand mit ausgestrecktem Finger, entgegen, so richtet sie sich auf und geht drohend dem Feinde entgegen. Bleibt man aber furchtlos in derselben Stelle oder geht ihr gar entgegen, so zieht sie sich mit mehr oder weniger Würde zurück.

Die Species Homo im Frack sowohl, wie in der Blouse, macht es häufig eben so.

Nachdem ich eine hinlängliche Anzahl von Steinen aufgehoben, um Insecten zu erwerben, und zu dem nämlichen Zweck manchen umgestürzten Stamm eines Theiles seiner halbvermoderten Rinde beraubt hatte, suchte ich den Rückweg zum Ufer der Bai.

Ich durchwatete den kleinen St. Johnsfluß und kam endlich an eine flache Stelle, wo ich das Ufer übersehen konnte. Aber ich sah weder das Bot noch eine Spur von den Gefährten. Nun ging ich weiter, um die Bai zu umschreiten und auf dem jenseitigen Ufer den Sammelplatz zu erreichen, indem ich nicht mit Unrecht schloß, daß das Bot unter irgend einem schattigen Felsenvorsprunge angelegt habe.

Mittlerweile war eine ziemliche Hitze eingetreten, indem unfern des Wassers die Sonne mit verdoppelter Heftigkeit aufbrannte, und zugleich wurde ich von einer Unzahl von Fliegen verfolgt. Es war vorzüglich Tabanus latus, eine schwarz- und gelbgefleckte Bremse, welche in Schwärmen zu Dutzenden über mich herfielen, und, wenn auch in geringerer Anzahl, zwei kleinere graue Tabanusarten. Die Folgen des Stiches der beiden kleinern Arten halten länger an, als jene der größern, welcher zwar anfänglich einigermaßen belästigt, aber in einigen Minuten nicht mehr gefühlt wird und keine Beulen hinterläßt, wie die Stiche unserer einheimischen Pferdebremse. Ich fand indessen bald, daß, je rascher ich mich fortbewegte, die verwünschten Fliegen mich um so heftiger verfolgten, und so ergab ich mich endlich in mein Schicksal, haschte eine gute Menge von

allen drei Arten und schritt langsam weiter, indem ich noch einige Vögel schoß, unter Andern den fast allenthalben in Chili vorkommenden **Pteroptochus albicollis** und **P. megapodius**, welche im Aeußern sowohl wie in der Lebensart sich sehr ähnlich und vom culinarischen Standpunkte aus höchlich zu schätzen sind, indem ihr Fleisch ganz den Geschmack des Haselhuhns hat. Der erstere wird in der Landessprache **Tapoculo**, d. h. bedecke deinen Steiß! genannt, weil er, wie auch die andere Species, die Gewohnheit hat, mit grade in die Höhe gerichteten Steißfedern von einem Gebüsche zum andern zu laufen.

Auch einen Kibitz schoß ich dort und eine Taube, die schöne große **Columba araucana, Lisson**, welche indessen hier selten ist und sich vorzugsweise an den Ufern des oben erwähnten Valdiviaflusses aufhält.

Endlich kam ich an menschliche Wohnungen, Hütten, welche aber leer standen, und zugleich an eine in den Wald sich fortsetzende Ausdehnung der Bai, denn für eine solche hielt ich das Wasser, an dessen Ufer ich stand. Leider aber fand ich, das Ende und eine überschreitbare Stelle suchend, daß ich einen Fluß vor mir hatte.

Ich mußte über denselben, denn abgesehen davon, daß ich ungern unser Rendez-vous versäumt hätte, war der Rückweg längs des Ufers kaum möglich, ohne endlose Umwege zu nehmen, da die Ufer häufig aus senkrechten Felsen bestanden.

Vorwärts also! Aber das Wie war eine andere Frage. Ich wußte nicht, waren die beiden Capitäne und F. schon hinüber, oder waren sie vielleicht, während ich im Walde Insecten fing, zu Bote über die Bai gefahren. Also suchte ich, dem Laufe des Flusses aufwärts folgend, nach menschlicher Fährte und fand auch bald im gefallenen Laube Spuren von Fußtritten, welchen ich folgte und endlich an die Brücke kam. Aber welch' eine Brücke! Man hatte über den etwa dreißig Schritte breiten Fluß einen jener Baumstämme gelegt, deren ich früher so anerkennend erwähnte, von dessen Anblick ich aber unter obwaltenden Verhältnissen nur wenig erbaut war.

Dieser Stamm war glatt und schlank und obgleich rings umher viele Stämme standen, welche mehr als hinreichend groß waren, um vollständig über den Fluß zu reichen, hatte man doch einen solchen gewählt, welcher einige Fuß zu kurz war und am Ende kaum einen Durchmesser von sechs Zoll hatte.

Indessen hatte ich keine Wahl und meine Freunde hatten ohne Zweifel auf demselben Wege bereits den Fluß überschritten. Ich steckte daher alle meine fahrende Habe und alles Gesammelte in die Jagdtasche, hängte diese über die Doppelflinte und trug letztere in der Hand, um im Falle eines Sturzes ungehindert schwimmen zu können. Aber ich war keineswegs gesonnen, über diesen heimtückischen, schmalen und glatten Stamm, der je länger ich ihn betrachtete, immer schlüpfriger zu werden schien, nach Art eines Negers oder Affen zu laufen, sondern ich beabsichtigte, mich hübsch vorsichtig auf den Stamm zu setzen und rittlings die verhängnißvolle Brücke zu passiren. Bereits saß ich und war im Begriff, die Reise anzutreten, als am andern Ufer des Flusses plötzlich ein lautes Hallo erschallte und F., aus den Gebüschen tretend, mir zurief, ich solle mich eilen, die beiden Capitäne seien schon voraus und wir müßten noch vor Eintritt der Ebbe beim Bote sein.

Da stand ich mit dem Muthe der Verzweiflung, und eines kalten Bades in den unangenehm grünlich unten vorbeifließenden Wassern gewiß, auf, und ging mit anscheinender Gleichgiltigkeit über den verwünschten Stamm, der immer dünner und glatter wurde und höchst unangenehme oscillirende Bewegungen machte, als ich mich heroischen Schrittes seinem Ende nahte. Zuletzt noch ein tüchtiger Sprung, dann war ich am Ufer und erzählte F. mein Bedenken, mein ersonnenes Auskunftsmittel und wie ich mich geschämt, in seiner Gegenwart zu kriechen anstatt zu gehen.

Er lachte mich aus und sagte, diese Brücke sei bequemer als tausend andere in der Umgegend, dann gingen wir weiter, um die Gefährten zu suchen. Unser Weg führte durch einen prächtigen, hochstämmigen Wald, wo es gelang, uns einige Papageien zu pirschen, und bald darauf kamen wir an die Hütte einer Cuncosindianerin. Diese Cuncosindianer sind aus dem Gebiete der freien Araucaner, welches zwischen Valdivia und Conception, von der See bis an die Cordillere, quer durch ganz Chili läuft, Vertriebene oder Uebergesiedelte. Sie sind meist getauft und leben, mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigt, friedlich unter den Chilenen und können eigentlich als halbgezähmte

„Wilde" betrachtet werden. Ich habe, obgleich die Araucaner oder Cuncosindianer kein übler Menschenschlag sind, nicht leicht ein häßlicheres, schmutzigeres Weib gesehen, als jene Person, welche in ihrer Bretterhütte, umgeben von einem halben Dutzend affenähnlicher Kinder, an einem Feuer saß und sich nebst ihrer Brut zu räuchern schien, denn nichts wurde gekocht und außen herrschte eine furchtbare Hitze. Mittlerweile hatten, durch unser Schießen auf die Papageien aufmerksam gemacht, unsere Jagdgenossen sich zu uns gefunden, und da wir Alle tüchtig hungerten, suchten wir von jener Hexe irgend etwas Eßbares zu erhalten. Ich zeigte Geld und da die Cuncos meist etwas Spanisch sprechen, und das Mutterherz bei allen Racen der Erde das zugänglichste sein soll, pätschelte ich einen der kleinen Kobolde und sagte, es sei das schönste Kind, was ich in ganz Chili gesehen.

Aber dies half zu nichts weiter, als daß die Alte uns Milch versprach. Einer der Jungen ging mit einer schmutzigen Kürbisschale und einem Lasso, um außen, weiß Gott wo, im Walde eine Kuh einzufangen, und kam auch wirklich bald mit dem gefüllten Gefäße. Trotz der Mühe aber, die ich mir gegeben hatte und der Heuchelei gegen den abscheulichen Sprößling der Alten, war ich doch jetzt am schlimmsten daran, da ich gegen Milch einen unüberwindlichen Abscheu hege; so ging ich denn an den außen vorüberfließenden Fluß, tauchte ein kleines Stückchen Zwieback, welches ich bei mir hatte, in dessen Wasser und war zufrieden mit dem, was sich nicht ändern ließ.

Nachdem wir jene Hütte der Unschuld und Unreinlichkeit verlassen hatten und längs des so eben erwähnten sich in die Bai ergießenden Flusses hingingen, um eine Furth oder eine sogenannte Brücke zu finden, kamen wir an eine ganz wundervolle kleine Waldpartie von Myrthen und Fuchsien, in deren Mitte ein kleiner See lag. Ohne Zweifel erhielt dieser sein Wasser von dem erwähnten Flusse durch einen im Gebüsch versteckten Zufluß, aber dieser war nicht bemerkbar und die Oberfläche des tief dunkelgrün gefärbten Wassers war eben und glatt wie ein Spiegel, der mit vollkommener Klarheit die das Ufer beschattenden Baumgruppen zurückgab, und in welchem die brennenden Blüthen der Fuchsien gleich Rubinen funkelten. Nur auf einer Seite öffnete sich dieser wunderliebliche Kranz von Zierpflanzen, um in einiger Entfernung wieder den mächtigen Baumschlag erblicken zu lassen, welcher dort nicht selten mit jenen reizenden, blühenden und duftenden kleinen Gebüschen wechselt.

Bald darauf kamen wir an die gesuchte Baumstammbrücke, welche aber mehr Bequemlichkeit als die erste bot, indem sie noch einen Theil ihrer Aeste hatte und zudem von überhängendem Gebüsch umgeben war, was einem ungeübten Kletterer bedeutende Beruhigung gewährte. Als wir aber kurz darauf eine Anhöhe gewonnen hatten und durch eine Lichtung den größten Theil der Bai überblicken konnten, sahen wir in einiger Entfernung unser Bot, etwa zweihundert Schritte vom Wasser entfernt, friedlich auf der Seite liegen. Wie dies gekommen, war unschwer zu errathen. Unsere Matrosen, welche nicht wußten, daß das Wasser der Bai in jener Gegend äußerst seicht war, hatten sich in einem nicht weit entfernten Gebüsche zur Ruhe niedergelegt und schliefen sanft, während die See bei beginnender Ebbe sich in aller Stille zurückgezogen und das Bot trocken gelegt hatte.

Es war nun vor Allem wichtig, zum Bot zu gelangen, die ohne Zweifel noch schlafenden Matrosen zu wecken und dann Kriegsrath zu halten, was zu thun sei, wollte man die Fluth nicht abwarten, welche, wie F. genau wußte, erst gegen neun Uhr des Abends das Bot flott machen konnte.

Wir stiegen nun von der Anhöhe abwärts, um jene Stelle zu erreichen, und kamen allmälig in so dichtes und verworrenes Buschwerk, daß wir bald nur auf Laubwerk und Aesten fußten und mit den Armen das dichte Gehege der Coliquea aus einander biegen mußten, um hindurchzukönnen. F., der voranging, hielt den Lauf seiner Flinte sorgfältig in die Höhe und wir Andern folgten seinem Beispiele, da durch ein fast unvermeidliches Hängenbleiben mit dem Hahn der Gewehre leicht ein Unglück hätte geschehen können. Aber neben dieser Vorsicht unseres Vorgängers fiel mir auf, daß er bedeutend langsamer ging als sonst und bisweilen die Stärke eines Astes prüfte, den er betrat oder mit den Händen gefaßt hielt. Allerdings vermuthete ich irgend eine Teufelei oder wenigstens etwas Ungewöhnliches. Wer beschreibt aber meine Verwunderung, als ich, zufällig abwärts blickend, die Sonne nicht zu meinen Füßen, sondern etwa dreißig

Schritte unter denselben die Erde bescheinen sah! Wir schlüpften durch das Dickicht, welches sich an die Seite des steilen Abhangs anlehnte, um allmälig auf den festen Boden zu kommen, und das zwar ohne alle Gefahr des Hinabstürzens, da die Aeste nur zu dicht standen und nur selten eine kleine Lücke zu sehen war, so wie jene, durch welche ich zufällig den Boden bemerkt hatte.

Anstatt an einem Baume vorsichtig abwärts zu klettern, stieg oder ging man vielmehr ohne viel Umstände durch ein Conglomerat von einigen hundert Bäumen. Die Sache machte sich ganz einfach und bot nichts Besonderes. Und doch schüttelte mancher liebe Philister bedenklich und ungläubig den Kopf. Ueber die Bäume hinwegzulaufen!

Einfache Gemüther (kann man sich artiger ausdrücken?) fürchten entweder das, was ihnen noch nicht vorgekommen, oder sie lachen darüber, oder sie glauben es nicht. Wollte doch ein solches Gemüth nicht glauben, daß es möglich sei, mit einem Pferde auf dem Eise einzubrechen. Begibt sich jener Herr Doctor einmal in allzu fröhlicher Laune auf's Eis, so macht er vielleicht traurige Erfahrungen.

Es ist eigentlich grade hier an dieser Stelle der Platz nicht gut gewählt, mit so eindringlichen Worten meine Glaubwürdigkeit zu betheuern, da ich sogleich gezwungen bin, ein ungeheuerliches und furchtbares Abenteuer zu berichten, welches mir unmittelbar nach jenem fabelhaften „Spaziergange durch die Kronen der Bäume" aufstieß.

Aber ich kann es dem Leser nicht schenken und war das Abenteuer in der That nicht so absonderlich, wie ich es so eben angekündigt, so schaffte es mir doch wenigstens Gelegenheit, die Puma, felis concolor, den sogenannten amerikanischen Löwen in nächster Nähe zu sehen.

F. hatte uns schon einige Tage vorher erzählt, daß sich eine Puma in der Nähe aufhielte und ihm sogar einen Besuch abgestattet hätte. Sie war durch ein Fenster in den untern Theil des Hauses eingestiegen und hatte dort befindliche Fleischvorräthe geraubt. F. nahm nun mit seinen beiden chilenischen Knechten Abrede, was im Wiederholungsfalle zu thun sei, obgleich er nicht glaubte, daß das Raubthier bald wiederkehren würde. Allein schon in der nächsten Nacht hörte er verdächtiges Geräusch im untern Stockwerk. Das Gemach, in welches die Puma eingestiegen war und welches als Vorrathskammer diente, hatte nur ein einziges Fenster. An dieses, so war man übereingekommen, sollten mit einer in Bereitschaft stehenden, verdeckten Laterne sich die beiden Knechte von außen schleichen und in dem Augenblick, in welchem F. die Thür aufstoßen würde, die Laterne auf das Fenster setzen. Die Puma, so glaubte man, würde nicht wagen, durch das beleuchtete Fenster zu springen und F. würde dann jedenfalls einige Augenblicke Zeit haben, sie mit seinem Doppelgewehre zu tödten.

Auf das eben erwähnte Geräusch hin, weckte nun F. leise seine beiden vor seinem Zimmer schlafenden Knechte, Jeder verfügte sich an seinen Posten und Alles wurde in bester Form ausgeführt, bis auf die Hauptsache, das Erlegen des Thieres. Denn in demselben Augenblicke, in welchem F. die Thür rasch aufstieß, sprang die Puma, ohne auf die Laterne die mindeste Rücksicht zu nehmen, von dem Tische, auf welchem sie Platz genommen hatte, mit einem gewaltigen Satze durch's Fenster, warf Knechte und Laterne über den Haufen und verschwand im Dunkeln. Des Tags darauf aber stahl sie unweit Corral ein Kalb. —

Nachdem wir das Bot erreicht hatten, ließ unser Capitän von den saumseligen Matrosen Hebel schneiden und das Bot so weit als möglich in die Bai schaffen, damit es bei beginnender Fluth einige Stunden eher flott werden möchte. Da wir, vorzugsweise durch unsere anfängliche Schnepfenjagd, fast all unser Pulver verschossen hatten, und kaum hoffen durften, auf dem Wasser etwas zu schießen zu bekommen, so hatten wir unsere Gewehre, die Jagdmesser und unsern sämmtlichen Schießbedarf in das von den Matrosen fortgewälzte Bot gelegt und dafür aus demselben das Segel genommen, welches wir aufspannten und uns in dessen Schatten legten.

Da kam auf einmal über den obern, jetzt gänzlich wasserfreien Theil der Bai ein großes gelbes Thier, welches anfänglich den Weg auf uns zu einhielt, als es uns aber erblickte, sich etwas gegen Rechts wandte, so daß es etwa zweihundert Schritte von uns entfernt den Wald erreicht hätte, war es einmal am Ufer.

Es war eine Puma, und sehr wahrscheinlich jene, welche F. den nächtlichen Besuch abgestattet hatte.

Hätte ich mein Gewehr gehabt und die stets in meiner Jagdtasche befindlichen Kugel-

patronen, so wäre es ein Leichtes gewesen, dem Thiere den Weg abzuschneiden, oder sich in dem bewaldeten Rande des Ufers bis an einen Fleck zu pirschen, wo es schußmäßig angelaufen wäre, und ich hätte wahrlich nicht bange gehabt, es mit zwei Kugeln unschädlich zu machen.

Aber ich und alle Andern waren vollständig waffenlos und anzugreifen war die Puma also nicht. Indessen wollte ich sie wenigstens genau betrachten, denn ich wußte, daß sie nur selten bei Tage einen erwachsenen Menschen anfällt, obgleich sie Tage lang einem einzelnen Reisenden in einiger Entfernung folgt, stehen bleibt, wenn er rastet, rückwärts oder beiseite in's Gebüsch tritt, wenn er auf sie zugeht; hat er sie aber nicht bemerkt, ihn des Nachts im Schlafe überfällt und erwürgt. Kinder hingegen fällt die Puma auch bei Tage an, und man weiß Fälle, wo sie, nach Art des Luchses, auf einem Baum gelauert und zum Wasser gehende Kinder geraubt hat.



Schädel der Puma.

Ich lief also dem Thiere den Weg ab, indem ich mich mit einem kurzen am Boden liegenden Prügel bewaffnet hatte, und war ihm etwa auf dreißig Schritte nahe gekommen, als es eben das Ufer erreicht hatte.

Die Puma blieb stehen, ich ebenfalls, und nun betrachteten wir uns beide anscheinend mit vielem Interesse und vollkommen harmlos und gemüthlich. Sie hatte die Größe eines sehr großen Fleischerhundes, schlanke, höchst zierliche Formen und der Kopf war, wie es bei dieser Species überhaupt der Fall ist, ausnehmend klein im Verhältniß zu der übrigen Größe und dem ziemlich starken Hals. Ihre Farbe war hellgelb, vollständig löwenähnlich.

Während ich diese Beobachtungen anstellte, blieb das Thier vollkommen ruhig und blickte mich unverwandt mit seinen grünen Augen an, dann aber fing es auf eine Weise an mit dem Schweife zu wedeln, welche mir einigermaßen unangenehm erschien. Zudem muß Alles auf der Welt ein Ende nehmen, mithin auch unsere Zusammenkunft, d. h. eines von uns beiden mußte den Rückzug ergreifen.

Eine andere Frage war aber die, wer zuerst laufen sollte, denn es stand Hundert gegen Eins zu wetten, daß, hätte ich den Rücken gekehrt, mich die Puma angegriffen hätte.

Es war also räthlich, *sie* zum Fliehen zu bringen.

Ich ging also, allerdings mit möglichst kleinen Schritten, aber desto heftiger schreiend, scheinbar höchst kampflustig und die Arme nach Art der Lassowerfenden schwingend, auf meine Feindin los, welche, ich gestehe es offen, zu meinem großen Vergnügen, sich langsam umwendete, dem Gebüsche zuschritt und mit vielem Anstande in demselben verschwand. Ohne Zweifel beobachtete die Puma von dort aus meine weitern Bewegungen und ich hütete mich daher wohl, mich sogleich umzuwenden oder gar zu laufen, sondern zog mich nicht weniger langsam und würdevoll zurück.

Zu F. kam die Puma nicht mehr, hingegen wurde in Valdivia einige Tage darauf eine getödtet, welches ohne Zweifel die von mir gesehene war. Ich erhielt den Schädel, welchen ich heute noch besitze, leider aber konnte ich das Fell derselben nicht erstehen.

Nach einiger Ruhe unter unserm improvisirten Zelte war das Wasser wieder so weit gestiegen, daß es möglich war, unser Bot flott zu machen, obgleich wir, um es zu erreichen, eine gute Strecke bis an die halben Schenkel in Schlamm und Wasser waten mußten. Dafür aber hatten wir eine treffliche Heimfahrt in abendlicher Kühle und wundervolle Beleuchtung der scheidenden Sonne und des aufsteigenden Mondes, bis wir ziemlich spät des Abends endlich unser Schiff erreichten. —

Geht man vom Hafen von Corral aus

landwärts, so trifft man bisweilen plötzlich und ohne daß man im Mindesten darauf vorbereitet gewesen wäre, die prachtvollsten Fernsichten und es tritt ein ganz anderer landschaftlicher Typus auf, als in der Nähe der Küste.

Man steigt z. B. bisweilen eine Zeit lang durch Schluchten, deren Seitenwände fast gänzlich mit natürlichen Gewinden des Lycopodium cernum geschmückt sind, welche fünfzehn Fuß und länger noch, sich manchmal von einer Wand zur andern ziehen und fast den Weg versperren. Eine steile Wand schließt die Schlucht und hat man diese erstiegen, so befindet man sich im Walde und trifft vielleicht etwas, was einem Wege ähnlich sieht. Allein während man diesen verfolgt, scheint er unter den Füßen zu verkümmern, wird stets schmächtiger und ist plötzlich gänzlich verschwunden.

Man bedurfte keines Weges weiter, denn man hat nach dieser Richtung keine Geschäfte mehr, die zu Wagen abgemacht werden, das heißt, es ist überflüssig viel Holz in der Nähe der menschlichen Wohnungen, daß man nicht tief in den Wald zu dringen braucht, um das Nöthige herbeizuschaffen.

Dann geht man weiter, indem man entweder sich durch ein Gebüsch von blühendem und duftendem Unterholz drängt, einem allzu dichten Gehege der Coliquea ausweicht, oder frei und unbehindert durch den hochstämmigen, dunkeln Urwald schreitet. Aber dieser lichtet sich plötzlich und bald steht man am Rande eines steilen Abhanges. Unter uns liegt ein endloses Waldrevier, wie ein grüner schwellender Moosteppich ausgebreitet und die Sonne beleuchtet mit ihren Strahlen weithin diese glänzende Waldespracht. Bisweilen zieht sich auch auf eine Strecke hin ein Fluß glitzernd und funkelnd durch die grüne Fläche, aber er verschwindet bald wieder, und seine Spur verräth sich nur durch einen Nebelstreif, welcher über den Bäumen schwebt, zwischen denen sich der Flüchtling verborgen hat.

Selten nur sieht man irgendwo auf eine kurze Zeit einen leichten Rauch sich emporkräuseln. Er kommt vielleicht aus der einsamen Hütte eines Cuncosindianers, welche versteckt unter den Kronen der Bäume liegt, oder ein streifender Jäger bereitet sich sein Mahl.

Eine großartige Ruhe ist der Charakter jener Waldesbilder, aber vorzugsweise ist es der unnennbare Zauber der Einsamkeit, welcher ihnen einen so wundervollen Reiz verleiht. Kein Mensch und keine Spur eines Menschen ist nahe oder fern und selbst andere lebende Geschöpfe sind selten oder verhalten sich ruhig. Vielleicht hört man einmal den fernen Ruf eines einsamen Adlers, oder ein kleiner Vogel schlüpft durch das hohe Gras, um bald wieder zu verschwinden, aber er ist stumm und lautlos. Bloß die Bäume sprechen ihre Sprache, denn die jungen flüstern mit dem Lufthauch, der ihre Kronen küßt, und die alten erzählen sich Geschichten und klagen, wie früher der Himmel blauer und der Wald grüner gewesen. —

Ach! ich bin manche schöne Stunde lauschend so gelegen und habe geträumt und geschwärmt, statt zu denken und zu thun. Aber wer lauscht nicht gern, wenn die Jungen kosen und die Alten plaudern von der für immer entschwundenen guten Zeit, welche vielleicht nicht einmal gut war, auf keinen Fall aber verschwunden ist, sondern stets wiederkehrt für jedes junge Geschlecht. — Auch in dem Hafen von Corral hat sich ein junges Geschlecht angesiedelt; denn nicht lange Zeit nach meiner Abreise räumte die chilenische Regierung einer Anzahl ausgewanderter Deutschen einen ziemlichen Theil des dortigen Gebietes ein. Ich wünsche ihnen Glück für ihre neue Heimath und nehme Abschied vom freundlichen Leser, dessen Geduld ich ohne Zweifel schon allzulange in Anspruch genommen habe.

Die Philippinen.

(Schluß.)

Kehrt man Abends aus der Umgegend nach Manila zurück, so begegnet man langen Zügen von Mädchen und Frauen. Es sind Cigarrenarbeiterinnen, die nach der Arbeit des Tages in ihre Dörfer heimkehren. In der größten der beiden Fabriken sind zehntausend von jedem Alter, bis zu zehn Jahren hinab, beschäftigt. In ihren Sälen herrscht trotz aller Bemühungen der Aufseherinnen ein ewiger Lärm, gegen den die Stille in den Arbeitszimmern der Männer sehr absticht. Man betrachtet in Deutschland die Manilacigarre häufig mit Vorurtheil und hält sie für ungesund, weil sie mit Opium versetzt sei. Was für Opium gilt, ist Gummi.

Opium zu verwenden, würde sich schon wegen des unverhältnißmäßig hohen Preises desselben verbieten. Auf den Philippinen schreibt man der Cigarre fast alle die heilkräftigen Eigenschaften bei, die man bei uns auf den Etiquetten des Schneeberger Schnupftabacks liest. Sie heilt aber nicht bloß, sie beugt auch vor, und insbesondere braucht man sich vor der Nässe und dem Morgenthau nicht zu fürchten, wenn man raucht.

ßig Kuttern die Aufsicht. Aller Taback, der gebaut wird, soll an die Regierung abgeliefert werden, und diese besorgt auch die ganze weitere Bereitung. Trotz aller Aufsicht werden große Felder mit Taback bebaut, ohne daß der Regierung ein Blatt abgeliefert wird. Dies geschieht besonders in solchen Bezirken, welche an die unabhängigen Gebiete des Innern angrenzen. Erfolgt Anzeige an die Behörde, so heißt es, die Felder



Majayjay.

Das Tabacksmonopol der Regierung, an dem diese hartnäckig festhält, ist auf den Philippinen 1780 eingeführt worden. Dama's kostete es nicht wenig Mühe, den Widerstand zu besiegen, den die höchst einflußreiche Ordensgeistlichkeit leistete. Später haben mehrere Aufstände gegen das Monopol stattgefunden, und Widersetzlichkeiten gegen die Steuerbeamten wie blutige Kämpfe mit ihnen fallen in jedem Jahre vor. Die Menge der überwachenden Beamten ist ziemlich groß. Zu Lande führen tausend Zollwächter, zur See die Mannschaften von drei-

gehörten den unabhängigen Stämmen und bei dieser Antwort beruhigt man sich in Manila unabänderlich. Allein von Cagayon, dessen Taback für vorzüglich gilt, gehen jährlich 300,000 Ballen Blätter nach Manila. Von den besten Sorten behält der Tabacksbauer für sich zurück, und auch die Beamten wissen viel auf die Seite zu schaffen. Das Monopol liefert der Regierung trotzdem den bedeutenden Ertrag von 1,886,000 Dollars jährlich. Der Werth alles Tabacks, den sie verkauft, ist 3,211,000 Dollars, so daß der Reinertrag nur 37, die Herstellungskosten dagegen 63 Procent betragen.

Ist die Macht der Geistlichkeit auch nicht mehr so groß, wie in der Zeit, wo der Widerstand der Mönche gegen das Tabacksmonopol der Regierung viel zu schaffen machte, so tritt sie doch selbst heute noch sehr bemerkbar hervor. Die Cabaceras oder Regierungsgebäude der Provinzen spielen häufig neben den benachbarten Klöstern eine bescheidene Rolle. Besonders prächtig haben sich die Mönche in Majayjay eingerichtet, einem Dorfe, von dem wir eine Ansicht mittheilen.

Dieses Dorf bietet geschichtliche Erinnerungen dar, auf welche die Geistlichkeit stolz sein darf. Von dem rauhen und unwegsamen Gebirge beschützt, leisteten die Tagals hier den Spaniern einen verzweifelten Widerstand. Da kamen die klugen Mönche und erreichten mit ihren geistlichen Mitteln das Ziel, an dem die Waffengewalt gescheitert war. Als 1762 eine englische Flotte Truppen an's Land setzte, erinnerten sich die spanischen Behörden von Manila an die feste Lage Majayjay's und beschlossen, die Schätze der Hauptstadt dorthin zu schaffen. Die spanische Langsamkeit war noch nicht mit den Berathungen fertig, als die Engländer landeten und sich der ganzen unermeßlichen Beute bemächtigten. „Es war ein Glück, daß es so kam," sagt ein spanischer Schriftsteller, „denn Majayjay hätte gegen die Engländer nicht vertheidigt werden können."

Wie bei der Unterwerfung dieses Dorfes, in dem jetzt 8500 Tagals rund um eine Kirche und einen Klosterpalast umherwohnen, ist es bei hundert Gelegenheiten geschehen. Die Soldaten sind mit ihren Angriffen abgewiesen worden, der mönchische Eifer hat den Sieg davongetragen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß die Mönchsorden die Philippinen als ihre Eroberung betrachten, und daß sie in frühern Zeiten der weltlichen Gewalt die Oberherrschaft über das Land nicht selten streitig gemacht haben.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts erreichten die Streitigkeiten zwischen den Mönchen und der weltlichen Gewalt ihren Höhenpunkt. Die Veranlassung gab ein Beamter Manuel de la Penna Bonifaz. Provisorisch mit der Regierung beauftragt, weigerte er sich, als der neue Statthalter Manuel de Leon eintraf, die Gewalt zu übergeben. Leon war aber ein so frommer Mann, daß die Mönche ihren Schützling Bonifaz bestimmten, seinen Widerstand aufzugeben und sich in einem Augustinerkloster beschaulichen Betrachtungen zu widmen. Leon regierte acht Jahre lang in Ruhe und vermachte sterbend sein ganzes Vermögen der Geistlichkeit. Kaum war er todt, so kam Bonifaz aus seinem Versteck hervor und nahm die Gewalt an sich. Die Regierung nahm auf ihn keine Rücksicht und ernannte Juan de Vargas Hortado zum Statthalter. In den alten Chroniken der Philippinen, welche lauter Mönche zu Verfassern haben, wird es Hortado zum schweren Vorwurf gemacht, daß er Bonifaz verfolgt und mit Verhaftung bedroht habe. Der Rechtspunkt scheint den herrischen Mönchen keine Bedenken gemacht zu haben. Sie schaarten sich, den Erzbischof Pardo an der Spitze, um ihren geliebten Bonifaz. Für den rechtmäßigen Statthalter Hortado waren die Jesuiten, die Richter des höchsten Gerichtshofs und die Truppen. Berichten die Mönchschroniken die Wahrheit, so brachte er gegen die Klöster das energische Mittel der Aushungerung zur Anwendung. Er umzingelte diese Gebäude mit Soldaten und ließ kein Stückchen Brot hinein. Wie die Belagerten es möglich machten, Lebensmittel zu bekommen, darüber schweigen unsere Quellen. Genug sie gaben ihren Widerstand nicht auf, und selbst als Bonifaz starb und der eigentliche Grund des Streits mithin wegfiel, loderte die Kampflust in den Herzen der Dominicaner wie der Franciscaner, der beschuhten wie der unbeschuhten Augustiner fort. Der Erzbischof vermaß sich, an die Gerichte Befehle zu erlassen und sie zu erinnern, daß die weltliche Gewalt der geistlichen unterthan sei! Zuletzt blieb nichts übrig, als ihn zu verhaften und zu verbannen. Truppen besetzten seinen Palast und führten Pardo in seinen erzbischöflichen Gewändern auf ein Schiff, das ihn nach Pangasinam brachte. Die Dominicaner, aus deren Orden der Erzbischof hervorgegangen war, setzten den Kampf fort. Sie sprachen gegen die Behörden geistliche Strafen aus, schleuderten gegen Hortado den Bann und würden einen Aufstand hervorgerufen haben, wenn sie nicht durch beständige Wachen verhindert worden wären, Sturm zu läuten. Auch der Pater Provinzial der Dominicaner, der mit gleicher Kampflust an Pardo's Stelle getreten war, wurde verhaftet und verbannt. Als er fortgeführt wurde, erhob sich der im Rang nächste Ordensgeistliche, befahl den Soldaten, die Füße des Provinzials zu küssen, und ertheilte den rebellischen Mönchen seinen

Segen. Mönche, in denen ein solcher Geist lebte, waren in einer solchen Zeit, unter frommen Spaniern und blindergebenen Tagals unbesieglich. Sie erkannten bald, daß die Wagschale sich zu ihren Gunsten neige, und bearbeiteten die öffentliche Meinung so unverdrossen, daß sie schließlich die Oberhand bekamen. Auch eine päpstliche Entscheidung zu ihren Gunsten half ihnen wesentlich. Nun wurde Hortado abermals in Bann gethan und ihm außerdem der Befehl ertheilt, an jedem Sonntag barfuß, mit einem Strick um den Hals, im Dom und in den Kirchen von Parcan und Binondo Buße zu thun. Da er sich einer solchen Erniedrigung nicht unterwarf, wurde er von Jedermann gemieden. Einsam lebte er in einer Hütte am Ufer des Pasigs, bis er von einem Schiffe nach Mexiko abgeholt wurde. Unterwegs starb er an gebrochenem Herzen. Sein Nachfolger ließ sich durch dieses tragische Schicksal warnen und nahm für die Geistlichkeit Partei. Nun kam die Reihe, verbannt zu werden, an die weltlichen Behörden, insbesondere an die Richter. Einer der Letzteren, der zu den Jesuiten geflohen war, wurde von Soldaten aus diesem Asyl herausgeholt. Die Leichen der bereits gestorbenen Richter wurden aus der Kirche der Jesuiten fortgeschafft und an nicht geheiligten Orten verscharrt. Diese abscheuliche Verfolgung dauerte bis zum Tode des unversöhnlichen Pardo fort.

In einzelnen Fällen übergab die Regierung selbst der Geistlichkeit, wenn auch nur auf Zeit, die Macht. So war es bei dem englischen Angriff auf Manila, wo ein Geistlicher, der sehr erlauchte Erzbischof Don Manuel Royo, vorübergehend mit der höchsten Gewalt über die Philippinen betraut war. Der Handel war in jener Zeit ein blühender und die Bevölkerung befand sich in Folge dessen sehr wohl. Manila verkehrte mit den Molukken, Borneo, den ostindischen Häfen, Malacca, Siam, Conchinchina, Japan und China, überhaupt mit allen Plätzen zwischen der Landenge von Suez und der Behringsstraße. 1762 erschienen die Engländer mit einer Flotte von dreizehn Schiffen, auf denen 6830 Mann Landungstruppen waren. Daß der Erzbischof von dem Kriege mit den Engländern nichts wußte, ist kein Vorwurf für ihn. Die Behörden des Mutterlandes und Mexiko's hatten vergessen, ihn davon zu benachrichtigen. Komisch ist aber, daß er die englischen Linienschiffe für chinesische Sampans hielt und bei ihnen anfragen ließ, was ihr Begehr sei. „Wir wollen Manila erobern," antworteten die Engländer. Ihre Landung in der Nähe der Stadt ließ sich nicht verhindern, denn die ganze Besatzung bestand aus 500 Mann Linie und 80 Artilleristen, lauter Tagals, welche erst lernen mußten, wie man mit einem Geschütz umgeht. Die Geistlichen leisteten wenigstens den guten Dienst, eine Menge Eingeborener in die Stadt zu rufen, so daß ein Widerstand möglich war. Die Belagerung dauerte vom 23. September bis zum 5. October. Am Tage vorher waren Breschen geschossen worden und ein Kriegsrath sollte nun entscheiden, ob man die Stadt übergeben müsse. Die Officiere sagten Ja, die Beamten Nein, und der Erzbischof ergriff den klugen Ausweg, keinem von beiden Theilen Recht zu geben. Weder sollte die Stadt übergeben, noch sollte sie weiter vertheidigt werden. Die traurigen Folgen kann man sich denken. Obgleich die Engländer am nächsten Tage keinen Widerstand fanden, behaupteten sie doch mit Recht, daß sie Manila mit Sturm genommen hätten und es als eroberte Stadt behandeln dürften. Sie plünderten vierzig Stunden lang und trieben dann noch eine ungeheure Brandschatzung ein: zwei Millionen Piaster baar und zwei Millionen in Wechseln auf den spanischen Schatz.

Wir müssen aus dieser Belagerung noch einen Zug hervorheben, weil er für die Spanier höchst charakteristisch ist. Am Tage des Kriegsraths wurde der Erzbischof-Statthalter überzeugt, daß, wenn Manila falle, die ganzen Philippinen darum nicht verloren seien. Man bat ihn, einen Beamten, Anda mit Namen, mit hinreichenden Mitteln an Menschen und Geld versehen, nach Bulacan zu schicken, damit er dort die weitere Vertheidigung organisire. Der Erzbischof willigte ein. Er hatte mehrere tausend Tagals und zwei Millionen Piaster zur Verfügung. Was er davon an Anda abgab, bestand in vier Ruderern, einem Bedienten, 500 Piastern in Silber und vierzig Bogen Stempelpapier. Dieses Stempelpapier war in den Augen des Erzbischofs die Hauptsache. Alle Erlasse und Befehle Anda's an eine Bevölkerung, die nicht lesen konnte, würden ungiltig gewesen sein, wenn sie nicht auf Stempelpapier gestanden hätten. Uebrigens organisirte der tüchtige Mann ohne Beihilfe der Behörden ein Heer, mit dem er die Engländer auf den Besitz von Manila beschränkte.

In jenen alten Zeiten ihrer Macht haben die Mönchsorden trotz der Gesetze, welche der Krone alles Grundeigenthum zusprechen, unermeßliche Besitzungen erworben. In der Regel sind es die schönsten, für den Handel bestgelegenen Ländereien, welche ihnen gehören. In ihren Klöstern findet der Reisende die gastlichste Aufmerksamkeit und sieht nie, daß sind folglich unentbehrlich, und so lange sie das bleiben, werden sie für ihren Einfluß wenig zu fürchten haben.

Daß Behörden, die es nicht der Mühe werth halten, die Sprachen der Eingeborenen zu erlernen, der Abstammung derselben keine Aufmerksamkeit schenken werden, liegt auf der Hand. Die Mönche könnten in dieser Be-



Gruppe von Eingeborenen.

etwas Nothwendiges fehlt, während die angenehmen Ueberflüßigkeiten dieser Welt stark vertreten sind. Die Weine sind die ältesten, die Schocolade, die Cigarren lassen nichts zu wünschen über und die Tafel strotzt von den Leckereien, welche die Natur der Tropen darbietet. Jeder Pfarrer thront in seinem Sprengel wie ein Fürst, aber seine Herrschaft ist in neuester Zeit keine unbestrittene mehr. Die Tagals haben sich gründlich unterrichtet, was die Geistlichkeit von ihnen zu fordern berechtigt ist, und erheben bei jeder unbefugten Zumuthung Klagen beim Gericht. „Wir leben in verdorbenen Zeiten!" ist ein Seufzer, der aus mancher Pfarre der Philippinen gen Himmel steigt. In einer wichtigen Beziehung ist Alles beim Alten geblieben. Noch heute wie vor dreihundert Jahren sind die Geistlichen ziemlich die einzigen Europäer, welche die einheimischen Sprachen verstehen. Sie ziehung besser unterrichtet sein, wenn sie nicht so träg und unwissend wären. Alle Ergebnisse der neuen Forschungen über den Ursprung und die Verwandtschaft der Völker sind für diese Geistlichen verloren. Wahrscheinlich wissen sie nicht einmal, daß die Wissenschaft gegenwärtig mit den polynesischen Stämmen angelegentlich beschäftigt ist. Die Summe der ethnographischen Kenntnisse der Mönche faßt sich dahin zusammen, daß auf den Philippinen zwei Völker leben, Neger und Indianer, und daß die letzten sich in zwei Stämme, Tagals und Bisayos, theilen. Die Namen Neger und Indianer brachten die ersten Spanier auf, und man ist bei ihnen geblieben, so unrichtig wenigstens der letztere auch ist. Näher interessirt die Mönche der Glaube dieser Wilden und Halbwilden. Sie zeigen mit Stolz auf die Früchte ihrer Bekehrungen, durch welche die Anzahl der

einheimischen Christen auf 3,560,000 gebracht worden, aber sie können zugleich nicht verschweigen, daß es auf der Inselgruppe etwa ebenso viel Heiden und Mohamedaner gibt. Bei den letztern ist jede Hoffnung auf Bekehrungen vergeblich. Der Islam hat das mit dem Christenthum gemein, daß er einen Glauben erzeugt, der keiner andern Ueberzeugung weicht.

Die äußere Erscheinung der heutigen „Neger und Indianer" zeigt vorstehendes Bild, eine Gruppe Eingeborener darstellend.

Die beste Quelle über den Zustand der Eingeborenen in den ersten spanischen Zeiten sind die Cronicas Franciscanas von Gaspar, einem Augustiner. Sie besaßen keine Schrift und kannten auch die rohen Bilderzeichen an Felsenwänden nicht, durch die andere Wilde die Erinnerung an denkwürdige Ereignisse erhalten. Es existirten Häuptlinge, Freie und Sclaven, das Land war zum Theil bebaut, einzelne Handwerke wurden getrieben, und dies Alles setzt eine gewisse Staatsordnung und überlieferte Satzungen voraus. Die Sclaven bestanden aus Kriegsgefangenen, Schuldnern und Verbrechern. Die Frau wurde vom Manne gekauft; wer arm war, konnte dadurch eine Frau bekommen, daß er dem Vater eine bestimmte Zeit diente. Nahm sich Jemand eine Frau aus einem andern Stamme, so wurden die Kinder zwischen den Stämmen des Vaters und der Mutter getheilt. Bei dem Tode des Vaters beerbten die Söhne ihn zu gleichen Theilen, ohne daß eine Bevorzugung des ältesten stattfand.

Alle Eingeborenen verehrten die Sonne und den Mond, einen blauen Vogel, den Hirsch, der von ihnen der Herr des Bodens genannt wurde, und das Krokodil, „den Großvater der Menschen." Der Banane wurden durch wohlriechende Harze, die man unter ihren Zweigen anzündete, Opfer gebracht. Böse Geister gab es viele, und man suchte sie von dem Hause zu verscheuchen, indem man auf dem Dache desselben bloße Schwerter schwang. Einer dieser Teufel quälte die Kinder, ein anderer nährte sich von den Lebern der Menschen, ein dritter legte jeden Abend seinen Kopf an einer versteckten Stelle ab und wanderte in der Nacht umher, um Unheil zu stiften. Wenn der Tag anbrach, setzte er seinen Kopf wieder auf. Wenn die Balken krachten oder in einem neuen Hause eine Schlange gesehen wurde, so bedeutete es Unglück. Auffallender Weise wurden die Opfer von Frauen dargebracht, die einen Orden von Priesterinnen bildeten. Von einer Priesterin wurde auch der Ehebund eingesegnet. Zauberer und Hexen gab es in jedem Orte und ihr Hauptgeschäft bestand im Bereiten von Liebestränken.

Die Aeltesten jedes Stammes entschieden die entstehenden Streitigkeiten nach überlieferten Rechtsgewohnheiten. Diese Schiedsrichter wurden für ihre Thätigkeit gut bezahlt. Ein Mord, den ein Sclave beging, wurde mit dem Tode bestraft, ein freier Mörder kam mit einer Entschädigung an die Familie des Erschlagenen davon. Wenn ein Diebstahl stattgefunden hatte, mußten Alle der That Verdächtigen ein Bündel Gras herbeibringen. Das ganze Gras wurde auf einen Haufen zusammengeworfen, und fand sich der gestohlene Artikel darin, so wurde er dem Eigenthümer zurückgegeben, ohne daß man nach demjenigen fragte, welcher die entwendete Sache in sein Bündel versteckt hatte. Kam man mit dieser Methode nicht zum Ziel, so warf man alle Verdächtigen in's Wasser. Für schuldig galt der, welcher zuerst wieder auf die Oberfläche kam. Man nahm nämlich an, daß seine Gewissensbisse ihm nicht erlauben würden, den Athem lange an sich zu halten. Viele sollen ertrunken sein, weil sie zu lange tauchten, um nicht für Diebe gehalten zu werden.

Auch auf den Inseln, wo der Islam keinen Fuß gefaßt hatte, war die Vielweiberei gestattet. Hie und da durfte der Mann nur eine Frau haben, aber neben ihr so viele Weiber unterhalten, als ihm beliebte. Keuschheit der Frauen scheint gänzlich unbekannt gewesen zu sein. Kein Indianer ging bei dem andern ohne einen Gruß und ohne eine Beugung des linken Knies vorbei. Ein Niederer, der das Haus eines Höhern betrat, setzte sich auf den Boden nieder und wartete auf die Erlaubniß, aufzustehen. Die Frauen, zuweilen auch die Männer, trugen Ohrringe. Die Häuptlinge bedeckten den Kopf mit farbigen Turbanen, mit einem purpurrothen, wenn sie einen Feind getödtet hatten, mit einem gestreiften, wenn mehrere Menschen von ihrer Hand gefallen waren. Bei einem Friedensschlusse mischten die Parteien Blut mit Palmwein und Jeder trank vom Blut des Andern. Auch bei einem Eide wurde dieser Gebrauch beobachtet, der für den heiligsten von allen galt.

Bei einem Todesfalle versammelten sich neben den Familiengliedern gemiethete Leid-

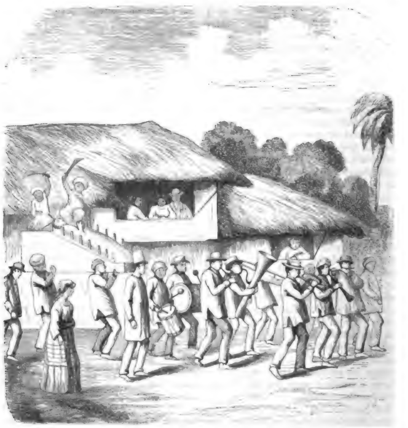
tragende um die Leiche des Verstorbenen und sangen zu seinem Lobe Lieder. Die Leiche wurde gewaschen, parfümirt, gekleidet und zuweilen auch einbalsamirt. Die Armen wurden unter ihren Hütten begraben. Die Reichen stellte man mehrere Tage, den Mund mit Goldblättern bedeckt, in einem starkgezimmerten Sarge aus und beerdigte sie an einer Stelle, die dem Verstorbenen theuer gewesen war. War der Begräbnißplatz an einem Flusse, so wurde das Vorbeifahren von Boten für einige Tage untersagt, damit der Todte durch das Geräusch des Lebens nicht gestört werde. Neben das Grab legte man die gewöhnliche Nahrung und die Waffen des Todten, oder, wenn eine Frau gestorben war, ihren Webstuhl. Starb ein vornehmer Häuptling, so errichtete man ein Gebäude, in das man zwei Ziegen, zwei Hirsche, zwei Schweine und einen gefesselten Sclaven einschloß. Der Letztere sollte seinen Herrn begleiten und war zu dem qualvollen Hungertode bestimmt. Es wurde für gewiß angenommen, daß der Verstorbene am dritten Tage nach dem Begräbnisse seine Familie besuchen werde. Man stellte ihm ein Gefäß mit Wasser vor die Thür, damit er sich waschen und vom Schmutz des Grabes befreien könne. Während des ganzen Tags brannte ein Wachslicht, und in den Stunden der gewöhnlichen Mahlzeiten wurden alle Thüren geöffnet, damit der erwartete Gast zu den reichlich aufgetragenen Speisen gelangen könne. Den Boden belegte man mit Matten, auf die man Asche streute, um die Fußspuren des Verstorbenen wahrnehmen zu können. Wie viel von diesen Gebräuchen sich erhalten hat, wird durch die umstehende Darstellung eines heutigen Begräbnisses deutlich werden.

Die Indianer des Südens trauerten in weißen, jene des Nordens in schwarzen Gewändern.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Stämme, welche die Spanier als Neger bezeichnen, Ureinwohner und die sogenannten Indianer eingewanderte Malayen waren. Die „Neger“ sind mit den Papuas von Neuholland eines Ursprungs. Sie sind so schwarz wie Neger und haben wolliges Haar, aber die vortretenden Backenknochen und die wulstigen Lippen der Neger fehlen ihnen. Sie werden höchstens 4½ Fuß hoch und sind in ihrer Jugend wohlgebildet. Im Alter werden sie durch das beständige Leben im Walde und durch den schroffen Wechsel zwischen langem Fasten und Ueberfüllen mit Speisen häßlich. Sie bekommen dann einen dicken Bauch und dünne Arme und Beine. Außer einem Gürtel von Baumrinde tragen sie keine Kleider, ihre Waffen bestehen in einer Lanze aus Bambus, einem Bogen von Palmenholz und vergifteten Pfeilen. Das Gift, mit dem sie die letzteren tränken, ist ein so starkes, daß die kleinste Wunde für Thiere tödtlich wird. Seine Wirkung äußert sich in einem brennenden Durst, dessen Befriedigung den augenblicklichen Tod zur Folge hat. Bowring (A visit to the Philippine Islands) sah einen solchen Ureinwohner von acht bis neun Jahren, der dem Statthalter von Zamboanga zum Verkauf angeboten wurde. Er hatte gelbe, aber lebhafte Augen, durchdringend wie Adleraugen, und zeichnete sich durch Verstand und schnelle Fassungsgabe vor den Tagals aus. Der Stamm, zu dem der Knabe gehörte, vermeidet allen Verkehr mit den Europäern und mit andern Wilden. Alle wilde Stämme sind in einer fortwährenden Wanderung begriffen, die sich jedoch auf einen kleinen Raum von vier bis fünf spanischen Stunden im Umkreise beschränkt. Sie leben halb auf der Erde, halb auf den Bäumen. Ihre Zehen sind außerordentlich beweglich und weiter als bei uns von einander getrennt; namentlich steht die große Zehe weit von den andern ab. Sie können sich mit diesen Zehen wie mit Fingern an Baumzweigen und Seilen festhalten. Beziehen die Ajetas, einer der wildesten dieser Stämme, ihr Lager von Zweighütten, so stellen sie auf den Bäumen Wachen aus. In ihrem Blätterdache unsichtbar, gewahren sie jeden herannahenden Feind und überschütten ihn mit einem Pfeilregen.

Die Tagals werden in den Werken über die Philippinen sehr verschieden geschildert. Ihre geistlichen Lenker und Herren sagen ihnen viel Böses und wenig Gutes nach. Die Schriften von Weltlichen fällen ein günstigeres Urtheil über sie, und namentlich ist de la Gironière (Aventures d'un gentilhomme Breton aux Iles Philippines) des Lobes der Tagals voll. Diese Meinungsverschiedenheit erklärt sich durch die Stellung der Tagals zu den Geistlichen. Abgesehen von der Abgabe von 1⅓ Piaster, zu der jeder Tagal verpflichtet ist, hat jeder im Jahr vierzig Tage lang Frohnden zu leisten. Nun ist aber die Trägheit die vorherrschende Leidenschaft der Tagals und sie suchen sich

daher der Arbeit für ihre Herren auf jede Weise zu entziehen. Sie machen Alles verkehrt und ärgern die Geistlichen wie sie wissen und können. Hält der Padre seinen Mittagsschlaf, so poltert sein Diener lärmend in's Zimmer, erhält er einen Befehl, so versteht litik gelehrt, bei der sich ihre Körper ebenso gut wie ihre Seelen schlecht befinden. Sie beichten sich ihre Irrthümer und Verbrechen unter einander und verhehlen sie sowohl dem Beichtvater als dem spanischen Alcalden. So feindlich sie sich gegenseitig sein mögen, gibt



Begräbniß.

er ihn nicht, läßt man ihn etwas tragen, so zerbricht er es. Er legt sich mit nassen Kleidern und schmutzigen Füßen auf jedes Sopha, er schielt, wenn der Padre ihn sieht, nach allen Mädchen, er trinkt und flucht, kurz er thut Alles, was er nicht thun soll und läßt sich gern prügeln, wenn er nach erstandener Strafe und vor gethaner Arbeit fortgeschickt wird. So fromm er ist, scheut er eine der größten Sünden nicht, um sich möglichst unabhängig zu erhalten. „Der teuflische Satan," klagt Vater Gaspar, „hat die Indianer eine Poes nach ihrer Ansicht doch keine größere Niederträchtigkeit, als wenn Einer dem Geistlichen oder dem Alcalden zuträgt, was im Dorfe vorgefallen ist. Sie nennen dies Mabibig und halten es für die abscheulichste aller Sünden, ja für das einzige Unrecht, das den Namen einer Sünde verdient."

Der Tagal kann fast für eine Amphibie gelten, da er einen großen Theil seiner Zeit im Wasser zubringt. Junge Mädchen baden täglich in großen Gruppen und man kann nicht am Pasig spazieren gehen, ohne ein

heiteres Gelächter aus dichtem Gebüsch hervorklingen zu hören. Gegen die brennende Sonne und den kältenden Regen ist der Tagal gleich unempfindlich. Alle Eindrücke, die er empfängt, sind vorübergehend, und die Vergangenheit haftet nicht in seinem Gedächtnisse. Fragt man nach seinem Alter, so vermag er keine Antwort zu geben, und von seinen Vorfahren weiß er nichts. Da er nie eine Gunst empfängt, so kann er auch nicht undankbar sein. Er hat wenig Ehrgeiz und kennt daher keine Unruhe, besitzt wenig Bedürfnisse, und ist also weder eifersüchtig noch neidisch, bekümmert sich nie um die Angelegenheiten seines Nachbars wie er gegen seine eigenen ziemlich sorglos ist. Die Arbeit, die ganz unumgänglich ist, verrichtet er murrend. Seine Gesundheit ist allgemein gut, und wird sie gestört, so heilt er sich mit Kräutern, deren Eigenschaft er aus Erfahrung kennt. Er braucht beim Waschen keine Seife, beim Rasiren kein Messer. Der Fluß ist sein Reinigungsplatz und die Haare entfernt er mit Hilfe einer scharfen Muschel. Er besitzt keine Uhr, keinen Tisch, keinen Stuhl, weder Tafelgeschirr noch Gabel und hält Stiefeln für eben so überflüßig als Handschuhe. Ein großes Messer und ein Sack, beide am Gürtel befestigt, bilden die ganze fahrende Habe der meisten Tagals.



Palankin.

Jedes Tagalhaus besteht aus hölzernen Pfeilern und Sparren, einem Fußboden von Blättern der Nigapalme. Vor einiger Zeit baute man in Manila für die Eingeborenen bessere Häuser und stattete sie mit verschiedenen europäischen Bequemlichkeiten aus. Die Speculation war aber eine schlechte, da die Tagals in solchen Gebäuden nicht wohnen

mochten. In ihren eigenen Häusern, die zu der besseren Classe gehören, hängen hübsche Lampen von der Decke nieder und die Wände sind mit Bildern geschmückt. Die Betten bestehen aus bloßen Matten, auf denen die ganze Familie schläft. Hier rauchen sie auch ihre Cigarren und kauen ihren Betel. Ihr Hausgeräth besteht in einem Mörser, zum Zerstampfen von Reis, in Bambusrohr, das zu allen möglichen Zwecken dient, in Löffeln von Cocosnußschalen, in Töpfen und Kesseln, in einer Bank, die sich an der Wand hinzieht, in einem chinesischen Oelgefäß, in baumwollenen Dochten, in einer Lampe von Thon, in Fackeln von einem harzigen Rohr, in einem Bilde der Jungfrau, in einem Crucifix, in einer Kiste mit Betelblättern und zuweilen in einer Flöte oder Guitarre.

Von Musik sind die Tagals leidenschaftliche Liebhaber. Wie eifrig sie Hahnenkämpfe veranstalten, wurde bereits erwähnt. Die Mädchen sind in der Regel sehr zurückhaltend. Es würde für überaus schimpflich gelten, wenn eine junge Schöne den Versuch machen wollte, die Gunst der Mutter eines Mannes, den sie heirathen möchte, zu erlangen. Ihren Kindern geben sie, wenn sie ihnen liebkosen wollen, die sonderbarsten Namen und nennen sie nicht bloß Sir und Madame, König und Königin, sondern auch Vater und Mutter. So bigott sie sind, verdienen sie weit mehr Glauben, wenn sie etwas unter Betheuerungen, die sich auf ihren alten Glauben beziehen, versprechen, als wenn sie Gott und die Heiligen zu Zeugen nehmen. Sie sind schlechte Diener, dagegen gute Soldaten. Im Innern sind sie gastfrei und stellen vor ihren Häusern immer Früchte und andere Lebensmittel auf Gerüsten von Bambusrohr aus. Jeder Vorübergehende kann davon nehmen. Von dem Reichen erwartet man, daß er eine Entschädigung zurücklasse, der Arme kann sich unentgeltlich sättigen.

Durch bedeutende geistige Fähigkeiten macht sich kein Tagal bemerklich. Einige sind in Handwerken nicht unerfahren und man weiß sogar von Tagals, die sich mit Bildhauerei beschäftigt haben. In ihrer Liebe für Musik liegt ein gewisser Geschmack, der so weit geht, daß sie sogar europäische Componisten zu würdigen wissen. Daß sie nicht weiter sind, liegt an den Spaniern. Geistliche und politische Motive wirken dahin zusammen, daß die Erziehung vernachlässigt wird. Zu Entwicklung der Fähigkeiten der Tagals geschieht unter diesen Umständen wenig oder nichts. Wirkt doch der doppelte Einfluß der Geistlichkeit und der Regierung selbst auf die Europäer zurück. Die Literatur findet wenig Pflege und die Zeitungen beschäftigen sich mehr mit den Lebensbeschreibungen von Heiligen und den Beschreibungen von Kirchenfesten, als mit den wichtigsten politischen Ereignissen. Es wird allgemein gesagt, daß die spanische Gesellschaft der Philippinen, die den Tagals zum Muster dienen muß, hinter jener des Mutterlandes weit zurückstehe.

Eine Hauptbeschäftigung der Tagals ist die Zubereitung der Ananasblätter zu Stoffen. Man zieht die jungen Triebe aus, die sich unter der Frucht entwickeln, pflanzt sie in leichten Boden, begießt sie und schützt sie so viel wie möglich gegen die Sonne. Nach vier Monaten entfernt man die Krone, damit keine Frucht entsteht, und damit die Blätter länger und breiter werden. Nach acht Monaten sind sie eine Elle lang und sechs Finger breit, worauf man sie pflückt und auf Brettern ausbreitet. Der Tagal erhält das Blatt mit seinem Fuße in seiner Lage, während er das Fleisch mit einem irdenen Scherben so lange abschabt, bis die Fasern erscheinen. Diese sind zart und weiß von Farbe, werden mehrmals in Wasser gereinigt, an der Luft getrocknet, darauf nach Länge und Feinheit gesondert, in Bündel gebunden und sind nun für den Webstuhl fertig. Bei dem Weben darf es weder zu kalt noch zu warm, weder zu feucht noch zu trocken sein. Die zartesten Gewebe werden unter dem Schutze eines Moskitonetzes gewoben. Der Weber arbeitet sehr langsam und fertigt zuweilen an einem Tage nicht mehr als einen halben Zoll dieser Nipis- oder Pinnastoffe. Das feinste Gewebe heißt Pinilean und wird bloß auf Bestellung gearbeitet. Die Stoffe sind gewöhnlich sehr schmal und werden mit 3 Thaler 10 Silbergroschen für die Elle bezahlt. In Manila werden sie gestickt und man zahlt dann fabelhafte Preise für sie. Auch das künstliche Ausbrüten von Enten ist ein Erwerbszweig der Tagals. Sie verstehen es, fortwährend den Wärmegrad zu erhalten, auf den Alles ankommt, und sind sorgsame Pfleger der ausgebrüteten Thierchen. In manchem Dorfe werden Zehntausende von Enten aufgezogen.

Beim Handel mit Europäern stellen die Tagals die unverschämtesten Forderungen. Es ist vorgekommen, daß für vier Eier hundert

Piaster gefordert worden sind. „Wenn ich einen Indianer," sagt der würdige Bruder Gaspar, „mit einem Geschenk zu mir kommen sehe, welches immer aus etwas Werthlosem und für ihn Unnützem, z. B. aus Blumen oder Früchten, besteht, so rufe ich mit den Worten, die Laokoon zu den Trojanern sprach: „Timeo Danaos et dona ferentes!" Dem Bischof von Treya brachte ein Tagal einst ein Taschentuch aus den Fasern der Guava und bat sich dafür fünfzig Piaster aus. Als der Marquis von Villasierra im Schloß von Cavite wohnte, schenkte ihm ein Tagal einen Hahn, für den er den sechsfachen Werth erhielt. Der Tagal sagte aber, er rechne auf achtzig Cavans Reis. Nun herrschte eben Theuerung und jeder Cavan war zwei Piaster werth.

Bei einem Handelsgeschäft zwischen einem Bauer und einem Kaufmann geht es nach der Beschreibung desselben Mönchs auf folgende Weise zu: „Der Tagal hat vielleicht zwei bis drei Centner Indigo zu verkaufen. Er kommt nicht allein, sondern mit seinen Verwandten und Freunden, vielleicht auch mit deren Weibern, denn der Indigo ist das gemeinschaftliche Eigenthum aller derer, welche sein Gefolge bilden. Jedes Gebot wird der ganzen Gesellschaft mitgetheilt, die auf den Fersen kauernd rund um den Händler herum sitzt. Ist das Gebot erwogen worden, so willigen die Tagals in eine Preisermäßigung um einen Piaster. Der Käufer will drei Piaster weniger geben, und dieser Punkt erledigt sich endlich. Nun beginnt eine zweite Erörterung. Einiger Indigo ist naß oder dumpfig, und für diesen soll ein Abzug gemacht werden. So geht die Unterhandlung ermüdend und endlos fort. Nur wenige Spanier ertragen die Langsamkeit und Unverschämtheit der Tagals auf die Länge und die Zusammenkunft endet gewöhnlich mit der trockenen Frage: „Wollt Ihr, oder nicht? Ja oder nein?" Läßt sich ein Nein hören, so werden die Tagals ohne Weiteres auf die Straße gejagt. Die geduldigeren Mestizen und Chinesen empfangen die Tagals als Gäste, lassen sie an ihrem Tische essen und geben ihnen Wohnung, wodurch sie dahin gelangen, selbst die Preise zu machen, denn der Tagal ist in Handelssachen ein ganz dummer Mensch."

Die Chinesen, deren der gute Mönch bloß nebenbei erwähnt, spielen eine große Rolle und sind auf den Philippinen dieselben, wie überall, wo sie als Auswanderer erscheinen. Auch auf den Philippinen wiederholt sich die Erfahrung, die man in Californien, Westindien, Java, Borneo, kurz aller Orten gemacht hat, daß die chinesischen Frauen durch nichts zu bestimmen sind, ihr Vaterland zu verlassen, während die Männer unbedenklich in's Ausland gehen, wenn sie dort Geld zu verdienen glauben. 1855 lebten in Binondo unter 5055 Chinesen bloß acht Chinesinnen, lauter Kinder, welche von ihren Vätern mitgenommen worden waren. Sieht man einmal eine erwachsene Chinesin, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß ihre Anwesenheit eine Folge der Seelenverkäuferei ist, zu der die Anwerbung von chinesischen Kuli's so oft geführt hat. Nicht wenige Chinesen verheirathen sich mit Christinnen und lassen sich vorher taufen, weil das Gesetz sie dazu zwingt. Da jeder Chinese, wenn er genug Geld verdient hat, in sein Vaterland zurückkehrt, so könnten diese auf den Philippinen Belehrten zu dem eigenthümlichen Christenthum der Mingleute einige Beiträge geliefert haben.

Man hat die Einwanderung der Chinesen in die Inseln von jeher begünstigt, weil man den Boden durch sie anbauen lassen wollte. Da man nicht, wie bei den heutigen Kuli's, Zwang anwendete, sondern ihnen Freiheit ließ, so gingen sie alle von der Landwirthschaft ab und zu andern Beschäftigungen über. Jetzt sind sie Schmiede, Zimmerleute, Wasserträger, Köche und Tagelöhner, vor Allem aber Kleinhändler. Neuerdings haben sich auch viele Chinesen dem Großhandel gewidmet und unterhalten Agenten auf allen Inseln.

Die Mischlinge oder Mestizen der Philippinen haben in der Regel nicht spanische, sondern chinesische Väter. Thätig und unternehmend, klug und beharrlich, werden sie von den Tagals, ihren Halbverwandten, als eine Art von Geldmachern angestaunt. Alle haben das schwarze Haar, das für den chinesischen Volkstypus so charakteristisch ist, die geschlitzten und schief stehenden Augen, das bartlose Kinn, die langen und zarten Finger der Chinesen und deren Vorliebe für Putz. Hat ein spanischer Mestize mit einer chinesischen Mestizin Kinder, so werden diese in ihrem Aeußern völlige Chinesen. Dieses Wiederhervortreten des ursprünglichen Bluts wird auch bei den Kindern von Mulatten so häufig beobachtet, daß man für solche Mischlinge einen besondern Namen hat. Man nennt sie „Tornatras," Rückläufer.

Die Mestizen fügen der gewöhnlichen Tracht der Tagals, welche auch sie angenommen haben, immer einige Verzierungen und Schmucksachen hinzu. Der Hauptbestandtheil dieser Tracht ist bei beiden Geschlechtern das Hemd, das von den Männern über den Beinkleidern getragen wird. Bei den Reichen ist es von Pinnastoff gewebt und so reich gestickt, daß sein Werth auf hundert Piaster und mehr steigt. In der Regel ist das Hemd nicht weiß, sondern farbig, besonders hellroth. Die Männer tragen als Gürtel ein Taschentuch, dessen Falten zu Taschen dienen. Die Kopfbedeckung besteht häufig in einem Taschentuche, das um den Kopf gewunden wird, oder in einem Strohhute. Festtracht ist aber ein hoher runder Hut von der Form eines umgekehrten Punschnapfes, der unter dem Kinn festgebunden wird. Dieser Hut ist zu schwer, wenn er auch gegen Sonne und Regen jeden wünschenswerthen Schutz gewährt. Die Frauen und Mädchen der Tagals gehen mit bloßem Kopfe, damit der Pusod bewundert werden kann. Es ist dies ein Knoten, in den das Haar zusammengebunden wird. Zu dem Knoten gehören ein kleiner Kamm, mehrere vergoldete Nadeln und eine duftende Blume. Außer dem Pusod ist der Stolz der einheimischen Damen ihr kleiner Fuß, dessen Zehen in einem mit Gold und Silber gestickten Pantoffel stecken. Sie haben einen wahrhaft anmuthigen Gang, aber sie rauchen nicht bloß, sondern kauen auch Betel, wodurch ihre Zähne schwarz werden.

Von Reisen sind sowohl die Tagals als die Chinesen und Mestizen keine Freunde, aber auch mancher Spanier verbringt sein Leben in der Hauptstadt, ohne von den landschaftlichen Schönheiten der Philippinen viel zu sehen. Höchstens besucht er einmal den Baisee, den größten See der Insel, zu dem der Pasig einen leichten Zugang gewährt. Hohe vulcanische Berge, von denen sich klare Bäche ergießen, umgeben ihn von allen Seiten, Inseln theilen seine Oberfläche und auf der Nordseite tritt eine große Halbinsel vor, auf der der abenteuerliche de la Gironière eine Art von Reich gegründet haben will. An den Ufern wechselt Urwald mit saftigen Grasebenen, auf denen viele Hirsche, Büffel, wilde Schweine, Hühner, Wachteln, Becassinen, zwanzig Taubenarten, Papageien und eine Unzahl anderer Vögel leben. Der See beherbergt außer einer Masse von ungefährlichen Fischen und Schalthieren auch Haifische und Kaimans von ungewöhnlicher Größe, welche den Menschen angreifen und häufig Bote umwerfen, um zu ihrer Beute zu gelangen.

Vom Baisee gelangt man zu dem Wasserfall des Botocans. Er ist so mächtig, daß man ihn einen Katarakt nennen kann. Die Wassermasse stürzt sich dreihundert Fuß hoch herab, und die Umgebung von hohen Felsen und malerischen Wäldern vermehrt die Majestät des Anblicks. Wählt man die rechte Zeit zum Besuch, so sieht man einen doppelten Regenbogen, den die Sonnenstrahlen in dem Dunst des zerstäubenden Wassers erzeugen. Eine nicht minder schöne Merkwürdigkeit der Philippinen ist die Höhle San Mateo bei dem Flecken gleichen Namens im Bezirk Tondo. Vor ihr strömt ein Bergbach schäumend zwischen Marmorblöcken von blendender Weiße hindurch. Hat man ihn durchwatet und das andere Ufer erklommen, so steht man vor dem Eingange der Höhle, der, von prächtigen Schlingpflanzen umwuchert, dem Portal einer gothischen Kirche genau gleicht. Man betritt nun einen Gang, von dessen gewölbter Decke Tropfsteingebilde in bald regelmäßigen bald seltsamen Formen niederhängen. Im Hintergrunde der Höhle fließt ein unterirdischer Bach. Hier schließt die Wanderung der Besucher gewöhnlich. Gironière ließ einen tiefer führenden Gang erweitern und kam in ein Gewölbe von wunderbarer Schönheit. „Der Fußboden, die Decke, die Wände funkelten und glänzten bei dem Schein der Fackeln, als wenn sie mit Bergkrystall von der reinsten Durchsichtigkeit bekleidet wären. An einigen Stellen schien es fast, als habe Menschenkunst den Zauberpalast verziert. Unzählige Stalaktiten und Stalagmiten, so durchsichtig wie gefrorenes Wasser, hatten die bizarrsten Formen angenommen. Bald stellten sie Säulenreihen dar, bald glänzende Draperien, Kronleuchter und Candelaber. An der einen Wand sah ich einen Altar mit Stufen, der bloß des Priesters zu warten schien. Keine Feder kann die Pracht schildern, welche mich rings umgab. Ich glaubte in einen der Zauberpaläste versetzt zu sein, von denen die arabischen Märchen der Tausend und einen Nacht erzählen."

Ueberall, wo der Pflug nicht seine Furchen gezogen hat, oder nicht Felsen oder Grasfluren den Boden einnehmen, stößt der Freund der Natur auf Urwälder. Die Bäume erreichen eine riesenhafte Höhe und ragen grade

und schlank wie Säulen empor. Die Aeste beginnen erst oben am Gipfel und bilden mit ihrem Laub eine Decke, durch die kein Sonnenstrahl hindurchzubringen vermag. Wie eine schöne Garbe steigt der Pandanus mit seinen Büscheln von großen Blättern aus dem Boden empor, Rattans und Lianen klettern zu den Baumkronen empor, senken sich von dort wieder herab, schlagen Wurzeln und steigen abermals in die Höhe. Das Unterholz dieses Riesenwaldes bilden große baumartige Farrenkräuter mit zarten Wedeln. Auf die fröhlichen Töne, die unsern Laubwald beleben, würde man in einem Urwald der Philippinen vergebens warten. Die Vögel sind in seiner Einsamkeit höchst selten und sogar die Affen meiden ihn. Was man hört, ist das Brausen des Windes in den Wipfeln oder das Rauschen eines Wildbachs, dessen Wasser in diesem Halbdunkel eine unheimlich schwarze Farbe annimmt.

Der Mangel an einigermaßen erträglichen Wegen ist der Hauptgrund, daß das Innere dieser schönen Inseln wenig bekannt ist. In der trockenen Jahreszeit benutzt man häufig das Bett von Waldströmen, das aber durch Felsblöcke, die mit den Wasserfluthen der Regenzeit herabkommen, halb verstopft ist. Auf den Wegen, die durch Urwald führen, erhält sich der Schlamm das ganze Jahr hindurch. Man muß hier auf Wagen verzichten und Palankins benutzen (s. S. 169). Die armen Träger haben eine schwere Arbeit. Bis über die Knie im Schlamm watend, müssen sie sich von den Schlingpflanzen und Wurzeln befreien, mit denen der Boden durchwachsen ist. Wird es ihnen zu arg, so biegen sie in den Urwald ab und bahnen sich mit ihren langen Messern einen Weg durch die Farrenkräuter, Rattans und Lianen.

Dieser Zustand der Wege allein genügt, die spanischen Vorhersagungen, daß Manila dereinst der Welthafen werden müsse, problematisch zu machen. Selbst an der Entwicklung der allerdings überreichen Hilfsquellen der Philippinen, die unter den gegebenen Verhältnissen leicht möglich wäre, fehlt noch viel. Was die Regierung in dieser Beziehung zu thun hat, besteht in der Herbeiziehung von Arbeitern, dem Bau von Wegen und Canälen, der Ausbesserung der Häfen, der Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt zwischen den einzelnen Inseln und dem Uebergang zu einer freisinnigen Handelspolitik. Die Eröffnung einiger neuen Häfen ist ein schwacher Anfang, auf den nicht viel zu geben ist, denn diese Häfen sind nicht der Art, daß sie stark benutzt werden können. Der Handel mit den Philippinen muß ganz und in jeder Beziehung frei gegeben werden, dann können die natürlichen Vortheile zur Geltung kommen.

Entwicklung, Ausbreitung und Gebiet

der französischen Sprache.

Von

Hermann Fritsche.

Ein Deutscher, Friedrich Diez in Bonn, hat das Verdienst, zuerst über die Abstammung und Entstehungsart der romanischen Sprachen vollständiges Licht verbreitet zu haben. Wir sehen ab von den zum Theil aberwitzigen Ideen, die auf diesem Gebiete von seinen Vorgängern aufgestellt sind und fassen das Resultat seiner Forschungen in wenigen Zeilen kurz zusammen. — Die Römer hatten dem eroberten Erdkreise, wo nicht eine ältere und höhere Cultur ihnen in Wege stand, mit ihren Gesetzen auch ihre Sprache aufgezwungen; aus dieser haben sich in den verschiedenen Ländern sechs Mundarten entwickelt, die italienische und walachische, die spanische und portugiesische, die französische und provenzalische. Man nennt diese Sprachen romanisch, weil sie von der römischen herstammen. Nun wurde den unterworfenen Provinzen aber keineswegs die Sprache der Cicero's und Virgile mitgetheilt, sondern die niedrigere Ausdrucksweise des gewöhnlichen Volkes, der Legionssoldaten, der Colonisten, der Handeltreibenden. Diese ordinäre Redeweise, lingua rustica, Bauernsprache genannt, wurde im Laufe von Jahrhunderten in den Provinzen die herrschende und nach dem jedesmaligen Sprachorganismus des unterworfenen Volkes in einen besondern Provinzialdialekt umgewandelt. Obwohl nun die Dialekte keine schriftmäßige Ausbildung hatten, trugen sie, weil ganze Nationen sich ihrer bedienten, den Sieg davon über die gebildete, echtrömische Sprache, die nur einem verhältnißmäßig kleinen Kreise vornehmer Leute angehörte. Ungefähr um 300 nach Christus gerieth das schriftmäßige Latein in Verfall und fing an, dem gemeinen Manne

unverständlich zu werden. Um dieselbe Zeit, muß man annehmen, waren die eingeborenen Sprachen der Provinzen, in Frankreich also die celtische, aus dem Verkehr verdrängt. Im Laufe der Zeit wurde also die Vulgärsprache nicht allein die herrschende, sondern auch die alleinige und das gute Latein mußte, als eine halbfremde, von den Literaten erst erlernt werden. Im sechsten Jahrhundert klagt der Bischof Gregor von Tours, daß die alte Römersprache kaum noch verstanden werde und im achten wurde es den Geistlichen verboten, sich auf der Kanzel derselben zu bedienen. Auf die Umwandlung hat die mit der Völkerwanderung eingedrungene deutsche Sprache keinen wesentlichen Einfluß gehabt, vielmehr sind die romanischen Idiome nach dem Urtheil aller competenten Forscher als selbständige analytisch-dialektische Fortbildungen des Römischen zu betrachten. Dem Umwandlungsproceß ist bis in's hohe Alterthum zurück nachzuspüren und er war bereits im vollen Gange, vielleicht in den Grundzügen schon vollendet, als die Völkerwanderung eintrat.

Das älteste Denkmal der französischen Sprache, das uns erhalten ist, möge hier zum Theil Platz finden, damit der Leser besser den weiten Weg ermessen könne, den sie zu durchlaufen hatte, ehe sie die Gestalt annahm, in der wir Alle sie kennen. Es ist der vom Geschichtschreiber Nithart uns aufbewahrte Eidschwur, den Ludwig der Deutsche Karl dem Kahlen von Frankreich im Jahre 842 zu Straßburg leistete. Ludwig schwor:*)

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Das heißt nach Villemain's Uebersetzung: Pour l'amour de Dieu et pour notre commun salut et celui du peuple chrétien, dorénavant, autant que Dieu savoir et pouvoir me donnera, je soutiendrai mon frère Charles, ici présent, par aide et en toute chose, comme il est juste que l'on soutienne son frère, tant qu'il fera de même pour moi; et jamais avec Lothaire ne ferai traité, qui, de ma volonté, soit préjudiciable à mon frère Charles.

*) Nach der Recension von Diez.

In dem Jahrhundert, in welchem obiger Eid geschworen wurde, war den in Frankreich eingewanderten Deutschen, Westgothen, Burgunden, Franken u. s. w. ihre heimathliche Sprache schon ziemlich abhanden gekommen. Sie waren die Besieger der Romanen, nahmen aber dennoch die Sprache der Besiegten an. Mag dies auch aus der höhern Cultur der Letztern und aus der verhältnißmäßig geringen Anzahl der Deutschen erklärlich sein, genug, die junge romanische Sprache hatte ihre erste Eroberung gemacht, der so manche andere folgen sollten. Nicht allein das französische Volk, auch seine Literatur, seine Sprache tritt kriegerisch auf und unterwirft sich Alles, dessen sie habhaft werden kann. Der Karolinger Ludwig IV. mit dem Beinamen d'Outremer, ungefähr 940, soll der letzte König gewesen sein, der Deutsch verstand, und auch dieser war, wie es heißt, von seinen Eltern nach Deutschland geschickt worden, um dort die Sprache der Vorfahren besser zu erlernen.

Unter den Römern entstanden, unter den Merovingern mit deutschen Elementen versetzt, unter den Karolingern Siegerin über das Deutsche und zum ersten Mal schriftlich aufgezeichnet, tritt uns die französische Sprache unter den Capetingern literarisch ausgebildet entgegen. Noch aber ist sie in viele Dialekte zerspalten, die erst im Laufe der Zeit dem der Normandie und von Isle de France weichen. Ein Vers in normännischer Mundart, der erste aus der Chanson de Roland, bezeichne diese Stufe:*)

Carles li reis, nostre emperère magne,
Set anz tuz pleins ad ested en Espaigne,
Tresqu'en la mer cunquist la tere altaigne;
N'i ad castel ki devant lui remaigne,
Mur ne citet n'i est remés à fraindre
Fors Sarraguce, ki est en une muntaigne:
Li reis Marsilie la tient, ki Deu n'en aimet:
Mahummet sert e Apollin recleimet.
Ne s' poet guarder, que mals ne li ateignet.

Zu derselben Zeit, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, verbreitete sich, zum Theil durch die Kreuzzüge, die Kenntniß des Französischen in fremden Ländern, worüber merkwürdige Zeugnisse vorliegen. Schon damals und nicht erst seit Louis XIV. wurde

*) La Chanson de Roland du XIIe siècle publiée p. Fr. Michel, Paris 1837.

an den Höfen viel Französisch gesprochen. Der altfranzösische Dichter Adenès le Roi, der ungefähr 1260 lebte, überträgt damals Geschehenes in eine längst vergangene Zeit, indem er in dem Romane Berte aux grands pieds sagt: „In der Zeit, von der ich hier Euch erzähle, bestand in Deutschland die Sitte, daß alle großen Herren, die Grafen und Fürsten, um sich französische Leute hatten, um ihre Töchter und Söhne französisch zu lehren. Der König und die Königin verstanden fast eben so gut das Pariser Französisch, als wenn sie in dem Flecken St. Dénis geboren wären. Auch der König von Ungarn war in Frankreich erzogen u. s. w." Daß unsere mittelhochdeutschen Minnesinger den Troubadours und Trouvères nacheiferten, daß sie schon viele Worte aus dem Französischen in's Deutsche herübernahmen, z. B. Abenteuer, Buckler (bouclier), parage (Adel), poisûn (Liebestrank), floriren u. s. w., daß selbst ein Eschenbach seinen Stoff zum Parzival aus französischen Heldenliedern holte, daß andere, wie der Pfaffe Konrad, französische Epen kaum mehr als übersetzten, ist hinreichend bekannt.

Einen noch größern Einfluß erlangte die französische Sprache, als unter den letzten Capetingern und den ihnen folgenden Valois die bis dahin unabhängigen oder in losem Lehnsverbande stehenden provenzalischen, englischen und burgundischen Gebiete dem Königreich einverleibt wurden. Auf der Westgrenze, dem Deutschen gegenüber, hat das Nordfranzösische im Laufe der Zeit überall den Sieg davongetragen; die letzten Spuren deutscher Sprache in Burgund gingen wohl schon früh unter. Im Süden sank das Provenzalische zum bloßen Patois hinab, das von den Gebildeten heutzutage nicht mehr durchgängig verstanden wird. Mit der politischen Selbständigkeit der Südfranzosen erlosch auch ihr Gesang, nachdem jedoch die Elemente ihrer Bildung und Literatur dem eigentlich Französischen einverleibt waren.

Nicht allein in Frankreich jedoch war während des Mittelalters das Französische die Sprache der Literatur; wir müssen auch noch England in Betracht ziehen, wo seit 1066 französische Herrscher regierten. Richard Löwenherz z. B. war seiner Gesinnung und Sprache nach durchaus Franzose und bediente sich, wie es scheint, mit gleicher Freiheit des nördlichen und südlichen Dialektes. Wenigstens ist uns das in seiner Gefangenschaft gedichtete Lied in beiden erhalten. Der erste Vers desselben lautet auf französisch:*)

Jai nuls hons pris ne dirait sa raison
Adroitement sensi, com dolans non;
Mais per confort puet-il faire chanson:
Moult ai d'amis, mais poure sont li don,
Honte en auront, se por ma reanson
  Seux ces deux ivers pris.

Und auf pronvenzalisch:

Ja nuls hom pres non dira sa razon
Adrechament, si com hom dolens non;
Mas per conort deu hom faire canson:
Pro n'ay d'amis, mas paure son li don,
Ancta lur es, si per ma rezenson
  Soi sai dos yvers pres.**)

Aus jener französischen Zeit stammt der englische Wappenspruch Honni soit qui mal y pense. Unter den normännischen Königen war die Hof- und Gerichtssprache französisch. Erst 1362 wurde den Tribunalen durch ein Gesetz der Gebrauch der Nationalsprache vorgeschrieben, aber sie blieben noch lange bei der alten Routine. Als Cromwell sie gezwungen hatte, die stereotypen Phrasen abzuthun und sich durchweg des Englischen zu bedienen, stellte die Restauration das Altfranzösische wenigstens für Berichte und Protocolle wieder her. Ganz ist selbst heutzutage dieser Zopf nicht geschwunden; bei der Sheriffswahl in London z. B. trat wenigstens bis vor kurzer Zeit der Herold mit den Worten vor: Oyez, oyez! Hört, hört! — Erst seit 1483 wird im Oberhause englisch gesprochen; bis dahin bediente man sich in Debatten, Protocollen und Gesetzen (statutes) der französischen Sprache. Eine ganze Anzahl von altfranzösischen Phrasen sind noch heute im Gebrauche. Wenn das Unterhaus den Pairs eine Bill zuschickt, so geschieht es mit den Worten: Soit bailé aux Seigneurs! und umgekehrt: Soit bailé aux communes. Die königliche Sanction erfolgt mit der Formel: La Reyne le voet, die Ablehnung mit den Worten: La Reyne avisera (wird in Erwägung ziehen). Sogar Pro-

*) Wackernagel, altfranzösische Lieder und Leiche, p. 38.

**) Kannegießer, Gedichte der Troubadours, p. 102 übersetzt:
Zwar redet ein Gefangener, übermannt
Von Schmerz und Pein, nicht eben mit Verstand;
Doch dichtet er, weil so das Leid er bannt.
Freund' hab' ich viel, doch karg ist ihre Hand.
Schon lieg' ich, Schmach! Weil sie nicht Geld gesandt,
  Zwei Winter hier in Haft.

tocolle über einzelne, bestimmte Angelegenheiten und Ernennungspatente zu gewissen Würden werden in denselben altfranzösischen Phrasen wie vor Jahrhunderten abgefaßt.

In einer Skizze wie diese können nicht alle Zwischenstufen, welche die französische Sprache zu durchlaufen hatte, aufgeführt und mit Beispielen belegt werden. Wir müssen uns beschränken, die vorzüglichsten kennen zu lernen. Man kann es fast bedauern, daß die Entwicklung der französischen Sprache durch die Renaissance von ihrem bisherigen Gange abgelenkt wurde. Ein äußerst verwickelter Proceß fand Statt. Mit dem Studium des Alterthums drangen eine Unzahl lateinischer und griechischer Worte, Wendungen, Satzfügungen ein und verunstalteten die natürliche Grazie des mittelalterlichen Französisch durch übelangebrachte classische Schnörkel. Dichter wie Ronsard konnten daher nur von Literaten verstanden werden, und selbst Rabelais' Popularität litt unter dem Drucke der Gelehrsamkeit.

Die Sprache verlor noch mehr an Reinheit, als mit den Religionskriegen und den Königinnen aus dem Hause Medici spanische und italienische Literatur in's Land drangen. Der Geschmack wurde namentlich durch den gesuchten italienischen Stil, die sogenannten Concetti, verdorben. Die Sprache strotzte von lateinischen, griechischen, italienischen, spanischen Worten und Wendungen. Eine solche Verwirrung wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht grade damals, in dem Kriegsgetümmel und Religionszänkereien, das Volk im Ganzen der Literatur entfremdet gewesen wäre und sich diese nicht fast allein auf den Hof gestützt hätte. Dies änderte sich sofort, als Hof und Volk in Uebereinstimmung traten, mit der Throngelangung der Bourbonen. Eine puristische Reaction trat ein. Sie war es, welche zunächst die Akademie in's Leben rief, sie war es aber auch, welche das Preciösenthum gebar. Man wollte, wie Campe von Schiller angeklagt wird, die Sprache mit Lauge und Salz reinigen. Man bestrebte sich gewählt zu sprechen, und wurde gesucht. Zuletzt wurde jeder natürliche Ausdruck bemäkelt und ein preciöser, d. h. kostbarer, ungewöhnlicher dafür eingesetzt. Ein Eingeweihter hat uns ein dickes Buch hinterlassen, in welchem die preciösen Phrasen erklärt werden. Der Spiegel hieß damals, nicht etwa in poetischer Umschreibung, sondern in der baaren Prosa der preciösen Conversation: der Rathgeber der Grazien, einen Maler nannte man den stummen Dichter, einen Stuhl ein Instrument zum Sitzen, tanzen hieß Liebesziffern zeichnen, und kämmen die Haare entlabyrinthisiren. Einige glückliche Ausdrücke, wie ein bitteres Lächeln, impertinentblonde Haare für rothe Haare kommen gegen diesen Unsinn nicht in Betracht. Den Einfluß des Preciösenthums auf die Sprache kann man nicht leicht zu hoch anschlagen, noch heute trägt sie sowohl wie die Literatur deutliche Spuren desselben. Gegen solche Unnatur erhob sich die nationale Dichterschule mit aller Macht, Molière und Boileau an der Spitze. Sie thaten alle die fremden und geschnörkelten Zierrathen ab, und bestanden in Composition und Stil hartnäckig auf Einfachheit und gesunder Vernunft. Leider war aber in der Geschmacksverwirrung des vergangenen Jahrhunderts die naive Grazie des Altfranzösischen verloren gegangen und Alles, was die classische Schule zum Ersatz bieten konnte, war nüchterne Klarheit und gewandte Verständigkeit.

Aber grade aus der einseitig verstandesmäßigen Ausbildung der Sprache sind der Literatur wie dem Volke unermeßliche Vortheile erwachsen. Diese traten hell zu Tage, als nach vollbrachter Einigung des Staates und Unterwerfung aller widerstrebenden Elemente Ludwig XIV. das politische Uebergewicht Frankreichs begründete. Auch andere moderne Staaten haben lange Zeiten vorgewaltet, Spanier, Engländer und Deutsche sind abwechselnd Herren der Welt gewesen, aber keine dieser Nationen hat ihre Sprache zugleich zur herrschenden gemacht. Ludwig führte im Frieden zu Ryswick 1697 trotz des Protestes der deutschen Gesandten die französische Sprache als die diplomatische ein, an Stelle eines verderbten Latein, das bis dahin als Dolmetscher gedient hatte, und von da an sind und werden noch heute alle internationalen Verhandlungen französisch gepflogen. Eben so herrschte und herrscht zum Theil wenigstens noch jetzt unter den höhern Ständen das Französische in der Conversation vor, wozu es vermöge seiner Gewandtheit, Eleganz und Zierlichkeit sich vorzüglich eignet. Und wie lange auch die französische Literatur geherrscht, weiß Jeder; weniger bekannt ist, wie viel wir ihr verdanken. Heut zu Tage schmäht man sie, nachdem wir auf ihren Schultern emporgeklommen. Denn es



- - - Grenzen der Staaten. ..... Jetzige Sprachgrenzen. ------ Grenzen der Bezirke, die früher nachweislich deutsch sprachen.

ist keine Frage, daß durch sie erst der Boden gereinigt wurde, auf dem eine neue vaterländische Literatur gedeihen konnte; bis dahin herrschte der Schwulst und der barocke Geschmack der Italiener und eine Pedanterie der classischen Sprachen sonder Gleichen. Hagedorn und Gottsched haben sich grade durch Nachbildung und Hinweisung auf französische Muster wesentliche Verdienste erworben, Wieland machte durch seine französische Schreibart die neue Literatur auch den höhern Ständen mundgerecht, und selbst unsere größten Dichter, namentlich Lessing und Goethe, sind durch die französische Schule gegangen und keineswegs ohne nachweisbaren Nutzen. Auch in England haben jene französirten Poeten, wie Pope, erst der elenden, sitten- und inhaltslosen Literatur der Restauration ein Ende gemacht und so der spätern naturalistischen Schule Bahn gebrochen.

Trotz ihrer scharf ausgesprochenen Nationalität, trotz vieler Einseitigkeiten hat also die französische Sprache und Literatur einen großen Einfluß auf die Entwicklung der mittelalterlichen wie modernen Welt geübt. Die kriegerische, erobernde Tendenz, die in ihr liegt, offenbart sich auch heute noch ungeschwächt. Grade auf dem Sprachgebiete, dessen Bewohner eine so lebhafte Abneigung gegen die französische Zunge hegen, dem deutschen, macht dieselbe leider täglich neue Erwerbungen. Betrachten wir, um uns davon zu überzeugen, das Gebiet der französischen Sprache. (Die beigefügte Kartenskizze der Ostgrenze, wo die Verhältnisse am verwickeltsten sind, wird die Uebersicht erleichtern.)

Zunächst ziehen wir natürlich die Länder und Inseln, wo französische Ansiedler Colonien gegründet haben, nicht in Betracht, obgleich die Anzahl der französisch Redenden außerhalb Europa's nach Coquebert de Montbret schon im Jahre 1831, als man Algier noch nicht mitzählen konnte, 1,400,000 betragen haben soll, in Canada, den Vereinigten Staaten, den Antillen, Guyana und einigen afrikanischen und ostindischen Niederlassungen verstreut. Auch Corsika wollen wir nicht mitzählen, weil dort die Hauptbevölkerung italienisch, und die normännischen Inseln im Canale nicht, obgleich dort die Meisten französisch sprechen. Es bleibt also nur das Festland von Europa übrig.

Innerhalb der politischen Grenzen Frankreichs kämpft die französische Sprache gegen vier andere an, gegen die catalanische, die baskische, die bretonische und gegen die deutsche. Sie erfüllt also nicht den ganzen Staat. An andern Stellen geht sie dagegen weit über denselben hinaus, indem sie Jahr für Jahr dem Deutschen und dem Italienischen Terrain abgewinnt. Am leichtesten wird ihr der Sieg über das Baskische. Ueberall im alten Baskenlande, so weit es Frankreich angehört, wohnen jetzt Franzosen und ihre Sprache wird von Jedermann verstanden. Nur die Bauern und Gebirgsbewohner reden noch unter sich baskisch. Die weiteste Grenze, innerhalb deren sich noch die Basken aufrecht erhalten, obwohl in den Ebenen und Städten schon sehr verstreut, wird etwa durch die Gave, einen Nebenfluß des Adour beschrieben. Im Ganzen soll es in Frankreich nur noch 120,000 Basken geben. — Im Roussillon dagegen soll die catalanische Mundart noch ziemlich allgemein herrschen; das Ländchen ist indessen nicht groß und 150,000 dürfte die höchste Zahl der catalanisch Redenden sein. — Sehr starke Fortschritte macht die französische Sprache in der Bretagne, wo sich ihres Andringens nur mühsam die bretonische (von den Leuten selbst Breizounac genannt, eine Verwandte des Wallisischen, Irischen und Schottischen) erwehrt. Zwar bedienen sich derselben immer noch fast eine Million Menschen, aber sie ist in ihrem eigenthümlichen Werthe dadurch gesunken, daß sie viele französische Wörter und Wendungen in sich aufgenommen hat; heutzutage dürfte es kaum mehr selbständige Geltung haben, als in Preußen etwa das Kassubische.*) Die Grenze läßt sich nicht genau angeben, doch geht sie etwa von Norden aus beim Dorfe Lanvollon anfangend über Quintin, dicht bei Rohan, dem Stammsitze des berühmten Fürstenhauses vorbei, nach einer östlichen Ausbiegung bei Questembert, bis nahe an die Mündung der Loire, so daß St. Nazaire der französische, Guérande der bretonische Grenzort ist. — Natürlich ist sowohl im Roussillon, wie im Baskenlande, wie in der Bretagne französisch die amtliche Sprache und ihr dadurch schon ein großer Einfluß gesichert.

Nach der italienischen Seite hin ist es schwierig, eine bestimmte Grenze anzugeben. Die südfranzösischen und norditalienischen Dialekte sind sich oft so ähnlich, laufen so in einander, daß man nicht immer weiß, wo

*) Doch soll nicht verschwiegen werden, daß es noch jetzt Dichter in dieser Mundart gibt und daß Einige die Verdorbenheit des Idioms leugnen.

das Französische aufhört und das Italienische anfängt. Auch verstehen in Piemont alle Gebildeten gut französisch. Indessen kann Folgendes doch im Ganzen als zutreffend angesehen werden. Westlich von dem italienischen Oneglia (dem ersten Orte des genuesischen Dialekts) geht die Sprachgrenze in schräger Richtung über den Col di Tenda, so daß der Ort Tenda noch zum französischen Gebiete gehört, an die Staatsgrenze, verfolgt diese eine kurze Strecke bis zum Mont Viso, biegt wieder nach Italien hinein, das Waldensergebiet umschließend, erreicht über Mont Cénis, in dessen Nähe, in dem Thale des savoyischen Flusses Arc, sich noch einige ladinische (rhätische) Gemeinden vorfinden, den Mont Iséran und läuft, rechts Locano und Ivrea, links das Fort Bard lassend, bis zum Südabhange des Monte Rosa; so daß also die Grafschaft Nizza mit Monaco, die vier Thäler der Waldenser mit Lucerne, Angrogne, La Tour, Pragelas, Perouse, St. Martin, Fenestrelles, Houlx, Exilles und wahrscheinlich auch Pignerol, das Herzogthum Aosta und natürlich Savoyen dem französischen Sprachgebiete anheimfallen.*) Vom Mont Rosa an, dessen Bewohner deutsch reden (Issime, nach Andern Fontanamora, soll das südlichste deutsche Dorf dort sein, aber schon mit italienischem Namen), grenzt die französische Sprache mit der deutschen, mit der sie überall im lebhaftesten Kampfe begriffen ist. Verfolgen wir die Vorpostenkette von Norden nach Süden.

Nahe bei dem deutschen Gravelingen, am Nordseestrande, zwischen Calais und Dünkirchen, wo einst Egmont siegte, beginnt die Grenzlinie, welche die französische Sprache von der niederdeutschen, speciell vlämischen trennt. Es ist bekannt, daß in neuester Zeit die Vlamänder durch Schulunterricht, Sprachgesellschaften, dichterische Preisbewerbungen und dergleichen ihren vor dem Französischen zurückweichenden Dialekt zu kräftigerm Widerstande aufzumuntern suchen. Ob ihnen ein dauernder Erfolg ihr patriotisches Streben lohnen wird, ist aber doch fraglich, wenn man die außerordentliche Verbreitung des Französischen selbst auf dem deutschen Gebiete Belgiens, namentlich als Geschäftssprache, ihre officielle Geltung und die französische Bildung der höhern Stände in Betracht zieht. Ueberall hält auch hier der gemeine Mann an ererbter Sitte und Sprache fester, als der vornehmere. In Brüssel z. B. redet die obere Stadt, der officielle, gebildete Theil, französisch, die untere mit 7/12 der Gesammtbevölkerung vlämisch. Man muß befürchten, daß in gar nicht langer Zeit die eingedrungene Sprache ganz Belgien überziehe. Bei ihrem Vorschreiten folgt sie den großen Verkehrsstraßen. Schon bedienen sich neben 2,600,000 in vlämischer und geldernscher Mundart Redenden, 1,600,000 Belgier der französischen als ihrer Muttersprache. Eine Anzahl deutscher Sprachinseln, namentlich in der östlichen Hälfte, z. B. in der Nähe des einst deutschen Lüttich, jetzt französischen Liège, zeugen für die einst größere Verbreitung unserer Zunge. Sofern also bei so durch einander gerüttelten und gerührten Sprachthümern von einer scharfen Sonderung die Rede sein kann, schneidet die deutsche Sprache die äußerste Nordspitze Frankreichs so ab, daß Gravelingen, Cassel und Hazebroek die deutschen, Calais, St. Omer, Aire und Armentières die französischen Grenzorte auf dem politischen Gebiete Frankreichs sind.*) Bei Commines, dem Geburtsorte des gleichnamigen Geschichtschreibers, überspringt dann die Sprachgrenze die staatliche und geht in ziemlich grader Richtung, aber mit vielen kleinen Krümmungen, von Osten nach Westen quer durch Belgien, so daß Ypern, Kortryk, Verghem, Steenkerk, Wavern und Tongern deutsch verbleiben. Die Entscheidungsschlacht zwischen Franzosen und Germanen, bei Waterloo, liegt hart auf der Völkerscheide, aber schon auf französischem Sprachgebiete. Südlich von Maestricht erreicht die Sprachgrenze die Maas und fällt auf eine kurze Strecke, immer in östlicher Richtung, mit der politischen zwischen Holländisch-Limburg und Belgien zusammen. Hart bei Aachen, zwischen Verviers und Eupen, nahe bei dem belgisch-deutschen Limburg, grade wo der niederdeutsche Dialekt aufhört und der mitteldeutsche beginnt, macht sie sodann eine scharfe Biegung nach Süden und

*) Die verschiedenen Quellen weichen in der Angabe der französisch-italienischen Sprachgrenze nicht unbedeutend von einander ab. Nur Studium an Ort und Stelle könnte die Zweifel lösen. Die Linie auf unserer Karte von Perouse nach Viatimiglia ist die von Berghaus angegebene Sprachgrenze. Die neuesten Veränderungen der französisch-italienischen Staatsgrenze sind in unserer Skizze noch nicht aufgenommen.

*) In Dünkirchen freilich sollen schon 1845 die Meisten französisch gesprochen haben. Siehe Ausland 1845, Nr. 82.

verfolgt bis Longwy die Grenze zwischen dem deutschen Bunde und Belgien, so jedoch, daß zwei kleine Stückchen bei Eupen und ein größeres, der Bezirk von Malmedy, französisch reden und zu Deutschland gehören und weiter südlich die deutsche Sprache zwei schmale Streifen Belgiens einnimmt. Danach sind Eupen, Büllingen, St. Vith, Urth, Klerf, Wilz, Esch, Arlùn und Luxemburg die deutschen, Verviers, Spa, Malmedy, Vielsalm, Houffalice, Bastogne, Etalle und Longwy die französischen Grenzorte.

Bei letztgenannter Stadt treten wir auf lothringischen Boden. Scham muß den Deutschen erfüllen, wenn er denkt, daß dies Land einst ihm gehörte, daß seine Zunge dort allein erklang, daß sie jedenfalls viel verbreiteter war, als heut zu Tage. Jetzt ist sie in dem größten Theile des entrissenen Gaues verstummt und selbst da, wo sie noch lebt, droht ihr die französische den Garaus zu machen. Daß in Lothringen einst viel deutsch gesprochen wurde, dafür zeugen die zahlreichen deutschen Ortsnamen, wie Nanzig (Nancy), Lünstedt (Lüneville), Marbach, Görz, Metz und Lungich (Longwy). Von Longwy aus in südöstlicher Richtung zieht sich die Sprachgrenze zur Mosel hin, überschreitet dieselbe südlich von Diedenhofen oder Thionville und nördlich von Metz, geht zwischen dem französischen Condé und deutschen Falkenberg hindurch, trifft unweit dieser Stadt auf die Scheidelinie des Mittel- und Oberdeutschen und erreicht südlich von Saarburg (nicht zu verwechseln mit dem preußischen bei Trier) an den Quellen der Saar den Kamm der Vogesen und den Elsaß. Das Gebirge verfolgend, gelangt sie bis zum Südende desselben, biegt zwischen Thann und Belfort ein wenig südöstlich und erreicht die Schweizergrenze. Es reden also die Städte Lüneville, Epinal, Belfort französisch, der ganze Elsaß aber mit Straßburg, Schlettstadt, Colmar und Mühlhausen ist noch deutsch und möge in Ewigkeit deutsch verbleiben. Zwar Präfecte und Oberste mögen sich unter einander der officiellen Sprache bedienen, im Verkehr mit der Bevölkerung und dem eingebornen Soldaten sind sie gezwungen, den Dolmetscher zu holen. Schmachvoll ist es, daß auch hier die sogenannten Gebildeten anfangen, ein erbärmliches Französisch zu radebrechen (ihre Aussprache ist dem echten Franzosen unerträglich) und ihre Kinder von französischen Bonnen erziehen zu lassen. — War doch jüngst auf einem schweizer Musikfest ein Straßburger Männergesangverein tactlos genug, vor zahlreichen deutschen Ohren das Béranger'sche Reine du monde, ô France, ô ma patrie zu singen. Aber Kleinbürger und Bauern halten noch fest an deutscher Sprache und Sitte und gehen in keine Predigt, als in die deutsche. Zornig erwiederte ein Bauer einem Reisenden, der ihn fragte, ob er in die deutsche Kirche ginge: „Na, das ist ja wohl kein Miß!“ (Unrecht), vermeinend, jene Frage enthalte einen versteckten Tadel. Jetzt, da sich alle Nationalitäten zu scheiden bestreben, wird vielleicht und möge die Zeit kommen, wo auch der Elsaß wieder mit dem großen deutschen Vaterlande sich vereinigt! *)

Viel größere Fortschritte als im Elsaß macht die französische Sprache in der Schweiz. Schon sprechen sie 25 Procent der Gesammtbevölkerung. Von den Vogesen, zwischen Thann und Giromagny, Damerskirch und Belfort hindurch geht die Grenze grade auf die Schweiz hin, erreicht sie zwischen Pfettershausen und Bournevoisin, verfolgt die politische Grenze östlich eine Strecke, springt von ihr ab und erreicht zwischen Lausen und Delemont die Birs; überschreitet dieselbe, nähert sich Solothurn und erreicht die Nordspitze des Bieler Sees, verfolgt den Ostrand desselben, gelangt das Flüßchen Ziel hinauf zum Neuschateller See und biegt südlich von Erlach in den Canton Freiburg, dem Laufe der Saane folgend. Murten spricht noch deutsch, aber Freiburg wird von der Sprachgrenze quer durchschnitten. Zwischen Teutlingen und Charmey, Saanen und Rougemont hindurch, erklimmt sie sodann den Pillon, verfolgt den Grat der Berner Alpen eine kurze Strecke nordöstlich, biegt wieder nach Süden und kreuzt zwischen Leuk und Sierre (Siebers) den Rhone. Nachdem sie dann quer die Penninischen Alpen durchschnitten und den Mont Rosa östlich hat liegen

*) Damit das Nationalitätsprincip nicht eines Tages auf Frankreich selbst angewendet werde, sucht man jetzt deutsche Sitte und deutsche Sprache im Elsaß systematisch zu unterdrücken. Die Klagen der Protestanten über Beeinträchtigung ihrer gesetzlichen, vertragsmäßig festgestellten Rechte sind groß. Die Regierung strebt, selbst aus dem Elementarunterricht die deutsche Sprache zu verdrängen; neuerdings hat dieselbe befohlen, die biblische Geschichte französisch zu lehren, unter dem Vorwande, dieser Gegenstand gehöre nicht in den (gesetzlich deutsch zu ertheilenden) Religionsunterricht.

lassen, tritt sie in das Königreich Sardinien ein und erreicht den südlichsten, schon oben angegebenen Punkt des deutschen Sprachgebiets, unweit des Einflusses der Lesa in die Dora Baltea, nördlich von Jorea.

Dies ist die französisch-deutsche Sprachgrenze jetzt; wie sie in frühern Jahrhunderten gewesen, darüber fehlen genaue Nachrichten. Viele deutsche Sprachinseln längs der jetzigen Grenze, zahlreiche deutsche Ortsnamen (ich erinnere nur noch an Mümpelgard — Montbéliard, Marienburg in Belgien, Doornik — Tournay, Mark bei Lille, Baienheim in der Nähe von Boulogne) zeigen aber deutlich, wie viel wir verloren haben. Im Wasgau (Dép. Vosges) war 1806 noch eine einzige deutsche Gemeinde von 600 Seelen vorhanden. Wären die Schriftsteller der vergangenen Jahrhunderte, namentlich des Mittelalters, in solchen Dingen nicht so nachlässig gewesen, so würden uns bestimmtere Nachrichten zu Gebote stehen. So aber steht es nur von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Landschaften und Orten urkundlich fest, daß dort früher die deutsche Sprache geherrscht habe. Es sind dies namentlich mehrere Streifen Landes in Lothringen und drei größere Stücke, eins im Departement du Nord und zwei in der Schweiz. Wir übergehen die kleinern und geben nur von diesen drei Landschaften die Grenze an. Nachweislich also und vor gar nicht langer Zeit zog sich die deutsch-französische Sprachscheide im Departement du Nord zwischen Amblethuse am Seestrande, Kolenberg, Maningheim, Bergenhuyse, Lillers und Aire deutscherseits, und Boulogne, Hesdin, Bethune und Armentières französischerseits hin. In der Schweiz sprach deutsch der nordwestliche Theil des Cantons Bern, etwa das Flußgebiet der Birs und das Dreieck, das zwischen dem Nordende des Neufchateller Sees, Yverdun und dem Pillon liegt, also der Canton Freiburg und ein nördliches Stück vom Waadtlande.

Alle diese Thatsachen beweisen eine außerordentliche Lebenskraft und Assimilationsgabe der französischen Sprache und somit Anschauungsweise. Vergessen doch Deutsche, die sich in Frankreich ansiedeln, schon in der zweiten, höchstens dritten Generation ihre Heimathssprache, während die französischen Réfugiés, in Berlin z. B., nach Jahrhunderten wenigstens ihren Gottesdienst noch heute französisch abhalten. Es ist die größte Thorheit, wie es oft geschieht, zu der berechtigten Abneigung gegen das Franzosenthum Verachtung desselben zu fügen. Der nächste Weg, vom Feinde empfindlichen Schaden zu leiden, ist, ihn gering zu schätzen.

Die ersten Colonisten von Florida.

Als die Spanier die neue Welt entdeckt und von der größten der westindischen Inseln Besitz ergriffen hatten, überließen sie die weniger verführerischen Gegenden des Nordens den Engländern und Franzosen. Bald jedoch wurden von diesen Gegenden aus gelegentlich Expeditionen nach den so vegetations- und goldreichen Tropenländern gemacht. So entdeckten die Franzosen, als sie die geheimnißvollen Gewässer des mexikanischen Meerbusens durchforschten, welcher damals der Mittelpunkt der Anziehung für die civilisirte Welt war, Florida und nahmen Besitz davon. Juan Ponce de Leon landete 1512 30 Grad 8 Minuten nördlicher Breite und nannte die Gegend Florida. Er gründete jedoch keine Colonie.

Sechzehn Jahre später ließ ein Spanier, Pamphilo de Narvaez, einige Leute dort zurück, von denen jedoch die Mehrzahl zu Grunde ging. Einige fristeten kurze Zeit ihr Dasein auf einer benachbarten Insel, welche sie von den Leiden, die sie während ihres Aufenthalts auf derselben zu erdulden hatten, Malhado nannten. Sie entwarfen verschiedene Pläne, um von dort wieder fortkommen zu können, allein bevor es möglich war, einen derselben in's Werk zu setzen, brach unter den Indianern der Gegend eine Krankheit aus, welche die Letztern der Anwesenheit der Spanier Schuld gaben. Zugleich aber hatten sie die feste Ueberzeugung, daß die Spanier die Macht besäßen, das von ihnen hervorgebrachte Uebel wieder zu entfernen und so zwangen sie dieselben, ihre Hand auf den Magen der Leidenden zu legen und den bösen Geist zu vertreiben. Die armen Spanier sahen sich genöthigt, die verlangte Ceremonie vorzunehmen. Sie thaten es im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und beteten das Vaterunser dabei. Mag nun der Glaube der armen Indianer, wie derjenige des mit Flechten Behafteten, welchen die Berührung eines englischen Königs heilte, ihre Wiederherstellung bewirkt haben oder nicht, die Spanier behaupten, daß sie in

fast allen Fällen ihren Patienten dadurch geholfen hätten.

Zu derselben Zeit wurden die Lebensmittel so selten, daß die Indianer sich nach verschiedenen Seiten zerstreuen mußten, um ihren Unterhalt zu finden. Bei dieser Gelegenheit vertheilten sie die Spanier unter sich, welche auf diese Weise von einander getrennt wurden und alle Hoffnung auf ein Entkommen aufgeben mußten. Einige Monate später trafen sie jedoch wieder zusammen und es ergab sich, daß noch vierzehn von ihnen am Leben waren. Nun entwarfen sie einen Plan zu ihrer Flucht, indeß wurden sie bald wieder getrennt und blieben es fast sechs Jahre hindurch. Ihre Kleider waren unterdessen gänzlich abgenutzt worden und sie gingen nun völlig nackend, gleichwie die Indianer. Endlich gelang es ihnen, spät im Herbst, ihre Flucht zu bewerkstelligen und sie zogen gegen Westen. Da sie nun zu einem indianischen Stamme gelangten, welcher von ihrer wunderbaren Begabung, Krankheiten zu heilen, gehört hatte, wurden sie mit so außerordentlichen Freudenbezeugungen und so zuvorkommender Gastfreundschaft empfangen, daß sie den Winter bei denselben zubrachten. Im Frühjahr machten sie sich jedoch wieder auf den ihnen gänzlich unbekannten Weg. Die Erzählung ihrer Abenteuer liest sich mehr wie ein Roman als wie eine Mittheilung wahrer Begebenheiten. Indem sie bald nur von Nüssen lebten, bald dem Hungertode nahe waren, wanderten diese nackten Flüchtlinge von Stamm zu Stamm und suchten dieser anscheinend endlosen Wildniß zu entrinnen, um irgend eine spanische Niederlassung an der Südsee zu erreichen.

Endlich gelangten sie zu einem Stamme, welcher nicht bloß von Nüssen und Wurzeln lebte, sondern Bohnen, Kürbisse und Zwiebeln anbaute. Männer und Weiber waren in Wildhäute gekleidet und schienen den übrigen Stämmen in der Civilisation voraus zu sein. Als die armen Spanier hier Anzüge aus Wildhäuten erhalten hatten, machten sie sich wieder auf den Weg durch die endlose Wildniß, drangen zwei Monate lang vorwärts und starben einer nach dem andern auf diesem Marsche, bis zuletzt nur noch vier von ihnen am Leben waren. Diese kamen endlich zu einem Stamme, in welchem Einer unter den Leuten ein Degengehänge und ein Hufeisen als Schmuck um den Nacken trug. Die Spanier stutzten nicht wenig beim Anblicke dieser ihnen so vertrauten Gegenstände und fragten den Indianer eifrig aus, wo er dieselben erhalten habe. Zuerst antwortete dieser, daß der Große Geist sie ihm gegeben habe, als er aber inständiger mit Fragen gedrängt wurde, gestand er, daß einige Spanier hier gewesen seien und diese Dinge zurückgelassen hätten. Voller Freude über diese unerwartete gute Neuigkeit forschten sie weiter, nach welcher Richtung hin die Spanier weggezogen seien, und nachdem sie sich darüber Gewißheit verschafft hatten, drangen sie eifrig vorwärts, in dem Glauben, daß sie sich in der Nähe einer spanischen Niederlassung oder einer Gesellschaft von Männern, die das Land erforschten, befinden müßten. Nach einigen Tagen stießen sie plötzlich auf vier Reiter. Diese waren so betroffen über die fremdartige Erscheinung dieser Männer, welche spanisch sprachen, daß sie eine Zeit lang außer Stande waren, die ersten Fragen derselben zu beantworten. Als dies endlich geschah, erfuhren die Wandernden, daß sie sich in Neugalizien und nur dreißig spanische Meilen von der Stadt St. Michael befänden.

Mit diesen Spaniern verschwanden die letzten Weißen aus Florida und es blieb wieder zehn Jahre lang in seiner früheren wilden Einsamkeit. Alsdann landete Fernando de Soto bei Espiritu Santo und begann seinen wunderbaren Marsch durch die Wildniß nach dem Mississippi, dessen Ende zu erleben ihm jedoch nicht vergönnt war.

Vierundzwanzig Jahre später (1562) ging von Frankreich eine Expedition unter der Leitung Ribaud's ab, welchen der König dazu beauftragt hatte. Nachdem er glücklich in Florida angekommen war, landete er am 14. August bei Port-Royal und begann, ein Fort zu erbauen. Die kleine Colonie zählte dreihundert Köpfe, von denen ein Theil Soldaten waren, um die Ansiedlung gegen die Indianer zu vertheidigen, während der Rest aus Handwerkern nebst ihren Frauen bestand, welche den Grund zu einem künftigen Staate legen sollten. Das Fort wurde nicht an der Mündung des Flusses angelegt, sondern eine kleine Strecke landeinwärts.

Die kleine Colonie bot eine der seltsamen, pittoresken und anziehenden Scenen, an welchen die frühere Besiedelung Amerika's so reich ist. In der alten Welt vertrieben Nationen in Masse andere Nationen; und auch bei der Eroberung des spanischen Amerika's bahnten sich starke und wohldisciplinirte Heere, wie

unter Pizarro und Cortez, mit dem Schwerte in der Hand ihren Weg durch die Haufen der Barbaren, von welchen sie überall umschwärmt wurden. Im nördlichen Amerika dagegen ließen sich schwache Colonien von Männern, Weibern und Kindern nieder, bloße Fleckchen am Saume der endlosen Wildniß und allein, vereinzelt, fochten sie und verfolgten ihren Weg zur Herrschaft über das Land.

Die Colonisten landeten am Maryflusse und begannen sofort ihre Arbeiten. Der breite tiefe Fluß ergoß sich mit majestätischem Schweigen in die See; große tropische Bäume standen in Reihen an seinen Ufern und warfen ihren Schatten auf die gebrechlichen Fahrzeuge, welche in den Buchten vor Anker schaukelten; und laut schallte das Klingen der Aexte und der grabenden Spaten, als die Ansiedler sich mit den Hilfsmitteln zur Vertheidigung zu umgeben begannen. Tag auf Tag verfloß, während welcher die Colonisten angestrengt arbeiteten, wobei die nahe See die tropische Hitze etwas mäßigte, bis ihre Vertheidigungswerke ein einigermaßen furchteinflößendes Aussehen gewannen.

Ungefähr drei Wochen waren auf diese Weise ruhig dahingeflossen, denn die Indianer verhielten sich freundschaftlich und Alles athmete Frieden rings um die kleine Colonie, da sahen sie eines Morgens zu ihrem Schrecken drei spanische Schiffe um den Wald biegen und ihrem Fort gegenüber vor Anker gehen. Der französische Befehlshaber sandte sofort einen Parlamentär ab, um sich zu erkundigen, was dieser Besuch zu bedeuten habe? Die Spanier antworteten hochmüthig, daß sie als Feinde erschienen seien, denn die ganze Gegend gehöre der spanischen Krone. Da der französische Befehlshaber keine andere Gefahr vermuthet hatte als nur die Verrätherei der Indianer und da die kleine Colonie zur Vollendung ihrer Vertheidigungswerke aller möglichen Hilfe bedurfte, welche nur zu beschaffen war, hatte er alle Leute an das Land geschickt, bis auf die wenigen Matrosen, welche zur Bemannung der Schiffe nothwendig waren. Da er die spanischen Verdecke mit Truppen angefüllt sah, versuchte er durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, denn er wußte, daß der erste Versuch, seine Mannschaft wieder einzuschiffen, das Signal zu einem Angriffe sein werde. Dies gelang ihm bis zum Einbruch der Nacht, wo er unter dem Schutze der Finsterniß geräuschlos den Fluß hinunterglitt, die Segel aufhißte und in See stach.

Bei Tagesanbruch merkten die Spanier den Streich, der ihnen gespielt war, und begaben sich sogleich auf die Jagd. Nachdem sie mehrere Tage gekreuzt hatten, ohne den Feind zu finden, beschlossen sie, sich wieder nach dem Fort zu begeben. Zu derselben Zeit hatte der französische Befehlshaber, nachdem er sich vom Lande entfernt, einen weiten Bogen gemacht, und segelte dann seinerseits gleichfalls nach dem Fort zurück, wo er früher ankam als die Spanier. In größter Eile schiffte er nun seine Soldaten und Alles, was nur Waffen führen konnte, wieder ein, tauschte darauf die Rolle des Verfolgten mit dem Verfolger und stach in See, um die Spanier aufzusuchen. Er traf sie in der Nähe der Flußmündung, woselbst sie eine starke Truppenzahl ausgeschifft hatten, um mit den Indianern zu unterhandeln und unter deren Hilfe das Fort mit List in ihre Gewalt zu bekommen. Am nächsten Morgen machten sich die beiden kleinen Flottillen zu einer Schlacht bereit. Als die weißen Segel der kleinen Geschwader am Morgen des 11. September von der sich erhebenden leichten Brise geschwellt wurden, ergoß sich eine zauberische Helle über Land und See, während kaum einzelne dunkele Schatten über die Tiefe dahinhuschten. Plötzlich aber änderte sich der Anblick des Himmels: die Sonne schien mit einem Male ausgelöscht zu sein und eine undurchdringliche Finsterniß verbreitete sich ringsumher. Die Gegner hatten bereits begonnen, sich einander zu nähern, als die furchtbar drohende Naturerscheinung ihnen Halt gebot. Selbst in einem bekannten Meere würde diese schweigende, feierliche und plötzliche Empörung der Elemente immer etwas Erschreckendes gehabt haben; aber hier, an der Küste einer unbekannten Welt, wo man fortwährend von geheimnißvollen Gefahren umgeben war, war es für diese abergläubischen Menschen noch weit fürchterlicher. Erschrocken blickten sie einander an und ihre Gesichter zeigten eine Todtenblässe in dem dunkeln Zwielicht, das dem glänzenden Sonnenscheine wie eine plötzliche Sonnenfinsterniß gefolgt war. Dieser Zustand ängstlicher Erwartung verwandelte sich bald in tiefen Schrecken, denn das schwarze Gewölbe über ihnen zerriß plötzlich und schleuderte Flammen nach allen Seiten. In einem Augenblicke war der ganze Himmel eine einzige Feuermasse, als ob das jüngste Gericht

herbeigekommen sei und selbst die See in ein Feuermeer verwandelt habe, die unter den unaufhörlich über sie dahinrollenden furchtbaren Donnerschlägen erzitterte. Dann stürzte eine wahre Sündfluth von oben herab, so daß sie die Wellen niederdrückte, welche der Sturm emporzuwühlen versuchte. Die Schiffe konnten einander nicht mehr erkennen, ausgenommen wenn ein Feuerstrahl vom Himmel zum Wasser herniederschoß. In solchen Momenten hob sich jede Stange und jedes Tau in scharfen Umrissen am Himmel ab, um einen Augenblick darauf wieder in tiefster Finsterniß zu verschwinden. Stunde auf Stunde blitzte, donnerte und stürmte es mit einer Gewalt und Wuth, wie sie ihnen bisher gänzlich unbekannt gewesen war. Endlich mäßigte sich das Unwetter, aber der Wind blies fort und hielt zwölf Tage an, indem er die halbzerschellten feindlichen Schiffe über der Tiefe hin und her schüttelte.

Während dieser Zeit blieb die spanische Macht, welche ausgeschifft worden war, nicht unthätig. Sobald der Sturm nachgelassen hatte, bestachen die Spanier die Indianer und recognoscirten das Fort. Obgleich außer den Invaliden, Handwerkern, Weibern und Kindern eine nur geringe Streitkraft in demselben zurückgeblieben war, so machte doch der Capitän Laudonnière, welcher dieselbe commandirte, Allen die größte Wachsamkeit zur Pflicht und versicherte, daß, wenn Jeder seine Schuldigkeit thue, es möglich sein werde, alle Versuche des Feindes, sich des Forts zu bemächtigen, zu vereiteln. Als aber Tag auf Tag verfloß, ohne daß ein Angriff gemacht wurde, ließ die Mannschaft in ihrer Wachsamkeit etwas nach und vergönnte sich, erschöpft durch die unaufhörlichen Anstrengungen, eine kurze Ruhe. Sogleich meldeten die Wilden, welche unablässig auf der Lauer standen, ohne selbst gesehen zu werden, den Spaniern die Abwesenheit der feindlichen Wachtposten. Diese beschlossen augenblicklich, von dieser Nachlässigkeit Nutzen zu ziehen und von den Indianern geführt, überfielen sie mit einem heftigen Feuer plötzlich die unvorbereiteten Colonisten. Es war grade vor Tagesanbruch, und mitten in der Finsterniß, dem Schrecken und der Unordnung war es unmöglich, eine regelmäßige Vertheidigung zu organisiren, so daß nach kurzem und hoffnungslosem Widerstande das Fort genommen war.

Dann folgte eine Scene, welche an Grausamkeit und Barbarei ihres Gleichen suchte. Als die Spanier sich gegen die Werke des Forts drängten, gelang es einigen Franzosen, über die Wälle zu entkommen und eins ihrer Schiffe, welches noch im Flusse lag, zu erreichen; Andere, und unter diesen der Capitän, kletterten über die Pallisaden und flohen in die nahen Wälder; der größte Theil jedoch wurde unmenschlich abgeschlachtet. Kein Pardon wurde gegeben, Männer, Weiber und Kinder wurden ohne Unterschied gemordet, so herzzerreißend sie auch um Erbarmen flehen mochten; und als nun die Septembersonne sich am Horizonte erhob, beschien sie ein Bild, welches entsetzlich genug war, um auch das Herz eines Wilden zu erschüttern. Gesunde und Gebrechliche, Alte und Junge lagen rings umher zerstreut, in blutige Stücken zerhackt, und die Indianer betrachteten mit Schauder dieses erste Beispiel christlicher Handlungsweise.

Einer von denen, welche sich in die Wälder retteten, erzählt, daß er bis zu Tagesanbruch in der Dunkelheit umhertappte, als er in seiner Nähe zwei Männerstimmen vernahm, welche über Hunger klagten, und eine dritte, welche betete. Er suchte sie auf, indem er Flüchtlinge gleich ihm vermuthete und sie setzten zusammen ihren Weg fort, ohne zu wissen wohin, und nahmen hier und da einzelne Flüchtlinge auf, bis sie einen kleinen Trupp bildeten. Nachdem sie sich Tag und Nacht ohne Nahrung durch die Dickichte der tropischen Wildniß hindurchgearbeitet hatten, ohne die geringste Idee davon zu haben, wohin ihr Weg sie führe, machten sie endlich Halt und beriethen, was nun anzufangen sei.

Einer unter der Gesellschaft, welcher den Muth bereits gänzlich verloren hatte, machte den Vorschlag, zurückzukehren und sich den Spaniern zu überliefern.

„Brüder," sagte er, „wir befinden uns am Rande des Verderbens. Alles ist gegen uns. Der Himmel, die Elemente (denn der Regen begann wieder zu fallen), die Spanier, der Wald — Alles hat sich gegen uns verschworen. Was sollen wir thun? Wenn wir uns ergeben, so werden wir wahrscheinlich erschlagen. Angenommen, dies geschieht, so sind unsere Leiden zu Ende. Aber es ist immerhin möglich, daß uns die Spanier nicht ermorden, sie sind Menschen, ihr Rachedurst ist vielleicht schon gelöscht, sie könnten uns Mitleid gewähren und uns als Kriegsgefangene behandeln. Sei

dem, wie ihm wolle, was können wir anfangen? Ist es nicht besser, in die Hände von Menschen zu fallen, als in die Klauen wilder Bestien, oder in den Wäldern vor Hunger zu verschmachten?"

Die Mehrzahl der Flüchtigen stimmten dem bei. Einer jedoch, welcher vorsichtiger war, widersetzte sich. „Was?" sagte er, „Ihr wollt den grausamen und hochmüthigen Spaniern trauen? Nimmermehr! Vertraut lieber auf Gott!" Er verwies sie dann auf die heilige Schrift und sagte, daß der Gott, dessen starker Arm einst den Daniel errettete, noch lebe und auch sie aus ihrer Noth befreien könne.

Diese Berufung an die religiösen Gefühle hatte ihren Erfolg; nur sechs von den Unglücklichen, welche gänzlich erschöpft und durch die Schrecken des Urwaldes in Furcht gesetzt waren, beschlossen, sich den Spaniern auszuliefern. Diese erfuhren dann, wie ihnen ihre Kameraden vorhergesagt hatten, daß es besser sei, auf alles Andere als auf die wilden und grausamen Spanier seine Hoffnung zu setzen, denn später wurde es bekannt, daß letztere kurzen Proceß mit ihnen machten.

Der Abschied dieser Sechs von ihren Unglücksgefährten war erschütternd. Alle fühlten, daß sie einander nicht wiedersehen würden. Diejenigen, welche in den Wäldern zurückblieben, waren der Ueberzeugung, daß der Tod das Loos ihrer Kameraden sein würde, die im Begriffe standen, sich den Spaniern zu überliefern; während diese nicht minder gewiß waren, daß dasselbe Schicksal der in der Wildniß Zurückbleibenden harre, nur verlängert und zehnfach verbittert durch Hunger und andere Leiden. Als sie sich nun zum letzten Male umarmt und einander Gott empfohlen hatten, trennten sie sich. Die Sechs wendeten sich dem Fort wieder zu und zogen langsam vorwärts, auf jedes Schicksal vorbereitet, welches ihrer warten möchte.

Als sie sich der kleinen Lichtung näherten, welche das Fort umgab, hörten sie das Geschrei und die Schüsse der Spanier, aber zitternd verfolgten sie ihren Weg. Sobald sie aus dem Gehölz getreten waren, wurden sie von den Spaniern entdeckt, die voll Uebermuth auf sie losstürzten. Die armen Franzosen hoben ihre Hände empor und baten, auf die Knie fallend, demüthig um Gnade. Ihre Worte wurden mit Hohn und spöttischem Gelächter empfangen. Die Spanier stürzten dann mit wildem Gebrüll auf sie los, ergriffen sie bei den Armen oder Haaren und schleppten sie in das Fort. Mit bestialischer Grausamkeit warfen sie sie dann auf die verstümmelten Leiber der Männer, Weiber und Kinder, welche in Stücken zerhackt umherlagen und lachten laut auf bei dem Ausdrucke des Entsetzens, der sich auf den Gesichtern der Armen malte. Alsdann ergriffen sie Einen nach dem Andern und hieben sie in Stücke, wie sie es mit den Andern gemacht hatten.

Zu derselben Zeit kehrte Ribaud mit einigen seiner Schiffe zurück und ankerte in einer Entfernung von einigen hundert Fuß von dem Fort. Die Spanier empfingen ihn sogleich mit seinen eigenen Kanonen, welche in der Zwischenzeit, seit er sie zurückließ, montirt worden waren. Da aber die Werke noch nicht vollendet waren, so waren auch die Kanonen noch nicht in Stellung gebracht und konnten daher nur wenig Schaden anrichten. Nachdem die Spanier eine kurze Zeit gefeuert hatten, sandten sie einen Trompeter an die Küste, um Ribaud aufzufordern, sich zu ergeben. Ribaud verweigerte dies hartnäckig. Der spanische Befehlshaber sandte darauf einen Officier an ihn ab mit dem Vorschlage, daß die Franzosen, wenn sie die Kriegsschiffe übergeben wollten, die Erlaubniß haben sollten, ihre noch im Flusse liegenden Transportschiffe zu benutzen und mit all ihrem Eigenthum unbelästigt abzuziehen. Ribaud antwortete, daß Frankreich nicht im Streit mit Spanien liege, sondern beide Nationen im Frieden lebten; daß er bereits vor sechs Monaten mit der ausdrücklichen Vollmacht seines Königs hierher gesandt sei, um eine Colonie zu gründen; daß er die strenge Weisung erhalten habe, nicht auf spanischem Gebiete zu landen noch einen Angriff auf dasselbe zu machen, ja sogar die Nähe einer spanischen Colonie zu vermeiden, um durchaus keinen Grund zu Zwistigkeiten zu geben. Diese Instruction, sagte er, habe er pünktlich eingehalten und nicht das Geringste gethan, die Spanier herauszufordern, geschweige denn dieses barbarische, gräuliche Gemetzel hervorzurufen. „Was die Schiffe betrifft, die Ihr verlangt," setzte er hinzu, „so werdet Ihr sie nicht bekommen, wenn Ihr nicht das Aeußerste versucht, denn ich werde alle Mittel, die Gott in meine Hände gelegt hat, aufbieten, um sie meinem König zu erhalten." Der Officier verabschiedete sich und meldete das Resultat seiner Sendung.

Die Wuth der Spanier über diese kalte

Abweisung überstieg alle Grenzen. Sie sprangen umher, schwangen ihre Waffen und stürzten mit gellendem Rachegeschrei an das Ufer. Als sie sahen, daß sie ihren lebenden Feinden nichts anhaben konnten, wendeten sie sich nochmals gegen die todten, und hielten die verstümmelten Glieder derselben mit hohnlachenden Mienen und schändlichen Spottreden empor. Die Franzosen, welche diesen empörenden schauderhaften Anblick nicht zu ertragen vermochten, wendeten ihre Augen nach der entgegengesetzten Seite.

Endlich wurden die Spanier dieser unnützen Entfaltung ihres Grimmes müde, und kehrten mit machtloser und unbefriedigter Wuth nach dem Fort zurück; die Septembernacht verhüllte diese ungeheuerliche Scene, mit welcher die Geschichte von Florida ihren Anfang nahm.

Während dessen setzten diejenigen Franzosen, welche in den Wäldern geblieben waren, unbekannt mit dem Schicksal ihrer Genossen, ihren Weg durch die Labyrinthe der Wildniß fort und versuchten, die Seeküste aufzufinden. Sie machten ihrer Meinung nach einen weiten Umweg, um dem Fort zu entgehen, aber ohne Führer oder Compaß, mußten sie bald hoffnungslos irre gehen. Endlich gelangten sie zu einem hohen Hügel, von dessen Spitze aus sie das Meer wahrnehmen konnten; aber es schien ihnen in ungeheurer Entfernung zu liegen und das dazwischen befindliche Terrain zeigte eine so trostlose Abwechslung von Hügeln, Strömen und Sümpfen, daß es fast unpassierbar erschien. Dennoch machte der Anblick des Meeres ihnen neuen Muth, als ob die unwirthliche Bucht ihnen Schutz und Unterkommen gewähren könnte.

Da sie nicht wagten, von einer graden Linie abzuweichen, weil sie keinen Compaß besaßen, nahmen sie ihren Weg gradeaus vorwärts. Als sie den Berg hinabzusteigen begannen, fanden sie ihre Route durch Abgründe und über einander umherliegende Felsen versperrt. Durch und über dieselben bahnten sie sich zerrissen, geschunden und blutend ihren Weg. Sie ergriffen Baumäste und suchten sich mit Hilfe derselben über Abgründe hinwegzuschwingen, und indem sie sich gegenseitig stützten und hoben oder bei den Händen emporzogen und herabließen, kletterten sie über die hohen Felsstücke hinweg. Oft mitten in der Luft hängend, konnten sie ihr Leben nur auf Kosten zerrissener Hände retten. Endlich kamen sie am Fuße des Berges an. Ach! da war das Meer nicht mehr sichtbar, während der Berg, ihre einzige Landmarke, gleichfalls unsichtbar wurde, sobald sie einige Ruthen weit in die dichte tropische Vegetation vorgedrungen waren, und selbst der Schatten war, mit Ausnahme einiger offenen Stellen, nicht wahrnehmbar, denn selbst zur Mittagsstunde wanderten sie unter den dichten Bäumen in fortwährendem Zwielicht.

Nach unendlichen Mühseligkeiten gelangten sie gegen Abend zu ihrer großen Freude aus dem Walde heraus auf eine wüste Ebene. Sie glaubten sich nun in der Nähe des Meeres und erschöpft und hungrig, wie sie waren, verschoben sie die weiteren Nachforschungen darüber auf den nächsten Morgen. Sie wagten sich nicht niederzulegen, sondern suchten sich jeder einen Baum, gegen den sie sich lehnten, um ein wenig Kräfte zu sammeln. So ermüdet sie auch waren, so ließ sie die Furcht doch nicht schlafen, denn aus dem benachbarten Walde ertönten ununterbrochen die fremdartigen Stimmen der wilden Thiere. Fast ganz nackend, kauerten sie sich in der nächtlichen Finsterniß an den feuchten Bäumen nieder und erwarteten angstvoll das Herannahen der ersten grauen Streifen des wiederkehrenden Tages.

Bald darauf brach die ersehnte Morgendämmerung an und nachdem sie niedergekniet und Gott für ihre Errettung in der vergangenen Nacht gedankt hatten, setzten die hungrigen Jammergestalten ihren Weg in der Richtung fort, wo sie das Meer vermutheten. Obgleich sie aber nun den Wäldern entronnen waren, so hatten sie doch wenig Ursache, sich Glück zu wünschen, denn die Gegend, über welche sie nun dahinzogen, war ein weites Moor, bedeckt mit Wasser und Schilf und an einigen Stellen so schlammig, daß sie kaum einen Fuß vor den andern zu setzen vermochten. Aber aufrecht erhalten durch die Hoffnung, daß sie sich der See näherten, drangen sie muthig vor trotz ihres leeren Magens und der schmerzenden Knochen. Da die See die einzige Hoffnung auf Entrinnen bot, so hatten sie alle ihre Gedanken auf diese gerichtet. Sie war der einzige Stoff ihrer Unterhaltung, der einzige Gegenstand ihrer Gedanken bei Tage und bei Nacht. Sie träumten von der See und strengten ihre Augen an, um das erste Schimmern ihrer blauen Gewässer zu entdecken, grade als ob die See ihnen Nahrung, Kleidung und Sicherheit gewähren könnte.

Bei ihrem Weitermarsche hielten sie jeden Augenblick an und lauschten, ob sie nicht das ferne Rauschen ihrer Wogen vernehmen könnten; aber immer dasselbe niederdrückende Schweigen herrschte über der unfruchtbaren Sumpfwüste, dieselbe eintönige Aussicht bot sich ihnen bei jedem Schritte dar.

In den späteren Stunden des Nachmittags entdeckten sie in der Ferne menschliche Gestalten, welche zwischen dem Schilfe dahinzogen. Sie beobachteten dieselben voller Angst und kamen endlich zu dem Schlusse, daß es Spanier oder Indianer sein müßten, die von jenen abgesendet seien, um ihnen den Weg zu verlegen. Aber hier war kein Rückzug möglich; sie mußten, es mochte daraus folgen, was da wollte, mit ihnen zusammentreffen, und beschlossen daher, ihren Weg fortzusetzen. Als sie nun näher herankamen, entdeckten sie zu ihrer großen Verwunderung und Freude, daß diese fast unbekleideten Gestalten Flüchtlinge wie sie selbst waren, welche in einer andern Richtung aus dem Fort entflohen waren, in den Wäldern Schutz gesucht hatten und nun gleich ihnen das Meer zu erreichen trachteten. Unter ihnen war der Capitain, und mehrere andere Männer und Frauen, zusammen sechsundzwanzig, fast entblößt und im höchsten Grade von Hunger und Anstrengungen erschöpft. Es war ein trauriges Zusammentreffen an einem traurigen und trostlosen Orte; aber dennoch flößte es frische Hoffnung ein und gab neuen Muth.

Als die ersten ungestümen Fragen ihre Erledigung gefunden hatten, beriethen sie darüber, welche Richtung sie nun einschlagen sollten. Da sie in einiger Entfernung ein paar hohe Bäume sahen, welche vereinzelt in dem Moore standen, so beschlossen sie, nach denselben hinzugehen und Einige der Kräftigsten hinaufzuschicken, um die weite Ebene zu durchspähen. So geschah es und Zwei von ihnen kletterten so schnell es ging an den hohen Stämmen hinauf, von wo sie in weiter Ferne den blauen Ocean sehen konnten, während sie in größerer Nähe, in einer Art Canal oder Fluß, eins ihrer eigenen Schiffe erblickten, welches, wie sich später herausstellte, hierhergekommen war, um einzelne Umherschweifende, welche die Küste zu erreichen versuchen möchten, aufzunehmen. Der Befehlshaber desselben ließ die Küste mit größter Aufmerksamkeit beobachten und kaum war von den Bäumen herab ein Signal gegeben, als es sofort vom Schiffe aus beantwortet wurde. Die Späher auf den Bäumen ließen einen Freudenschrei hören, der von den ausgehungerten Menschen unten mit Jubel beantwortet wurde. In wenigen Minuten sah man ein Bot aussetzen und nach der Küste zurudern. Als die beiden Männer herabstiegen und diese Nachricht mittheilten, brach die Freude der halbtodten Leute in leidenschaftlicher Weise aus; als sie aber hörten, daß zwischen ihnen und dem Boote ein weites Moor und zwei breite Wasserstreifen lägen, machte die Freude wieder der Verzweiflung Platz.

Auf Befragen hatte es sich herausgestellt, daß beide Parteien die Ströme, welche ihnen den Weg nach der Meeresküste versperrten, mit Hilfe eines Baumstammes passirt hatten, und da sie bei ihrem Austritt aus dem Walde fürchteten, daß sie noch auf andere Ströme stoßen würden, über welche sie auf andere Weise gleichfalls nicht hinüberkommen könnten, so hatten sie die Baumstämme, so erschöpft sie auch durch ihre Anstrengungen waren, mit sich geschleppt. Nun wurde vorgeschlagen, die Stämme zusammenzufügen, und ein leichtes Floß daraus zu machen, um mittelst desselben die Wasserflächen zu passiren, die zwischen ihnen und den Ihrigen lagen. Die Entfernung bis zu dem ersten Strome war groß und der Boden so ungangbar, daß es eine Zeit lang ihren vereinigten Kräften unmöglich schien, die Baumstämme fortzubringen; zuletzt aber gelangten sie doch zum Ziele.

Endlich erreichten sie das Bot, wo ihre Anstrengungen eine Ende fanden; sie bestiegen das Fahrzeug und wurden mehr todt als lebendig zu dem Schiffe gerudert. Hier wurde ihnen Brot und Wasser nebst Kleidung gereicht und allmälig kehrten sie zum Leben zurück und empfanden das freudige Bewußtsein ihrer Rettung. Alsdann versammelten sie sich auf dem Verdeck und dankten öffentlich Gott, daß er sie gegen ihre Erwartung aus unendlichen Gefahren und vor dem auf allen Seiten so lange sie umlauernden Tode errettet habe. So sehr sie sich nach Ruhe sehnten, konnten sie doch nicht zum Schlafen kommen, denn die Besatzung des Schiffes erhielt sie fast die ganze Nacht hindurch munter, indem sie sich ihre wunderbaren Abenteuer, Leiden und Gefahren erzählen ließ.

Nachdem der Capitän eine genügende Zeit gewartet hatte, um alle etwa in die Wälder Entflohenen aufzunehmen, vereinigte er sich

mit dem einzigen noch übrigen Schiffe, welches den Sturm überstanden hatte, und berief einen Rath, um über den zu nehmenden Cours zu entscheiden. Diese Wenigen, welche von den dreihundert Colonisten übrig gebliebenen waren, gewährten einen traurigen Anblick, als sie sich auf dem Verdecke versammelten und über ihre Lage beriethen. In geringer Entfernung von dem Flusse, der seine Gewässer friedlich in die See rollte, stand wie ein Hohn auf ihr Mißgeschick ihr erobertes Fort, wo das Blut ihrer Gefährten geflossen war. Nahe dabei war der Strand mit vereinzelten Bruchstücken eines ihrer gescheiterten Schiffe bestreut. Von den sieben Schiffen, welche mit so frohgemuther Mannschaft von den Küsten Frankreichs absegelten, blieben nur diese zwei noch übrig, um die Trümmer des vernichteten Glücks der Colonie zurückzubringen. Die unendliche Ausdehnung der Wildniß, welche der Horizont begrenzte, blickte sie trüber als je an und die weite See, die sie zu durchsegeln hatten, erschien ihren geängstigten Herzen grenzenlos. Es war übrigens der kleinen Versammlung kaum eine Möglichkeit gelassen, verschiedener Meinung zu sein. Das Fort war in der Hand ihrer Feinde, seine Bewohner niedergemetzelt, der größte Theil der Kriegsmunition ihnen weggenommen, die Flotte zerstreut, und so war keine Aussicht vorhanden, sich an der Küste wieder festsetzen zu können. Nur der Ausweg, ihre Fahrt über den weiten Ocean wieder zurückzumachen, blieb ihnen übrig. Nachdem dies beschlossen war, vertheilten sich die Uebriggebliebenen gleichmäßig auf die beiden Schiffe und am 27. September richteten sie ihren Lauf wieder der Heimath zu.

Nur etwa drei Wochen waren verflossen, seitdem sie an dieser Stelle angekommen waren, erfüllt mit Träumen von Gold und künftiger Größe; aber wenn sie auf diesen kurzen Zeitraum zurückblickten, so schienen ihnen die Ereignisse eines ganzen Lebens darin zusammengedrängt zu sein. Damals tönte der fröhliche Ruf „Land!“ von Schiff zu Schiff und Ausrufe der Freude unterbrachen die Stille der einsamen Gegend. Jetzt schlichen Worte des Kummers und trauriger Ahnungen leise über die Lippen und selbst in den Stimmen der Matrosen fehlte, als sie die Segel nach der Heimath zu richteten, der gewöhnliche freudige Ausdruck in dem Rufe „Heimwärts!“

Es schien, als habe das Schicksal beschlossen, diese kleine Gesellschaft zur Verzweiflung zu bringen, denn kaum hatten sie das Land außer Sicht, als ein wüthender Sturm ausbrach.

Aber als ob der heulende Sturmwind und die unerbittliche Tiefe noch nicht genug sei, um ihnen allen Muth zu benehmen, kam auch ein spanisches Schiff in Sicht, welches grade auf sie zu hielt, und bald brüllten dessen Kanonen lauter als der Sturm. Anstatt aber durch diese neue Gefahr entmuthigt zu werden, füllten sich die Herzen der Franzosen mit brennendem Rachedurst. Der Anblick des Feindes, welcher sie in solches Elend gebracht hatte, ließ sie alles Andere vergessen und sie fochten gegen die Spanier mit einer Wuth, welche die Letztern in Schrecken setzte. Sie richteten eine solche tödtliche Verwüstung auf dem Verdecke an, daß man in kurzer Zeit das Blut aus den Schiffsrinnen träufeln sah. Hätte sie das fürchterliche Gewoge des Meeres nicht gehindert, sie würden an der Seite des feindlichen Schiffes angelegt und Alles an Bord desselben niedergemetzelt haben. Als die Spanier sich so wüthend angegriffen sahen, setzten sie alle Segel auf und eilten davon. Die Franzosen verloren nur einen Mann, ihren Koch. Ohne anderweitiges Mißgeschick erreichten sie dann sicher ihr Vaterland.

So begann und endete die erste und einzige französische Colonie in Florida. Obgleich Frankreich von da an für immer alle Versuche zur Gründung einer andern Colonie daselbst aufgab, so dachte es doch an Rache.

Die Nachricht von dem Gemetzel und den damit verbundenen Scheußlichkeiten erregte in Frankreich eine ungeheuere Erbitterung und man erwartete, daß sofort eine Expedition abgehen werde, um die Spanier zu bestrafen und die beleidigte Ehre Frankreichs zu rächen. Allein außer den Unterhandlungen wurde aus Furcht vor einem Kriege drei Jahre hindurch nichts gethan.

Zuletzt nahm ein entschlossener Mann, der Capitän Dominique de Gourges, sich vor, auf eigene Faust seine Landsleute zu rächen und die Frankreich angethane Beleidigung zu bestrafen. Er hatte sich in Schottland und Piemont den Ruf einer vorzüglichen Geschicklichkeit und Tapferkeit erworben und war sowohl durch seine natürlichen Anlagen als durch seine Erfahrungen vorzüglich geeignet, eine solche Expedition anzuführen. Er erklärte seinen Freunden, daß er bereit sei, für

die Grausamkeit der Spanier Rache zu nehmen oder bei seinem Versuche zu sterben. Er besaß selbst keine Mittel und wollte auch nicht die Hilfe der Regierung in Anspruch nehmen, da er diese nicht in Verwicklungen zu bringen, vielmehr seine Unternehmung ganz im Geheimen auszuführen wünschte, denn er wußte, daß die Spanier eine Flotte zur Unterstützung der Ihrigen absenden würden, wenn er seine Vorbereitungen öffentlich träfe. Gourges wendete sich daher an seine persönlichen Freunde und diese brachten eine hinlängliche Summe Geldes auf, um drei Schiffe anzukaufen und auszurüsten zu können. Da er nicht wagte, seine wahre Absicht laut werden zu lassen, aus Furcht, keine Freiwilligen für eine so gefährliche und so gar keinen Gewinn versprechende Unternehmung auftreiben zu können, gab er vor, daß er nach der afrikanischen Küste segeln wolle, um Sclaven zu holen. So wurde es ihm möglich, eine verwegene Schaar, die ganz für die Ausführung seines furchtbaren Racheplans geschaffen war, zusammenzubringen.

Als er nun fünfhundert Freiwillige beisammen und die Schiffe für ein Jahr verproviantirt hatte, segelte er am 2. August von Bordeaux ab.

Es gehörte eine ungewöhnliche Entschlossenheit dazu, vorsätzlich eine Mannschaft von fünfhundert Köpfen zu täuschen. Als er nun Cuba erreichte, versammelte er die Mannschaft an der Küste und hier erst entdeckte er ihnen den Ort ihrer Bestimmung und den Zweck seiner Expedition. Zuerst waren die Leute sprachlos vor Schreck und Erstaunen. Anstatt an der afrikanischen Küste eine reiche Beute zu machen, hatten sie den Atlantischen Ocean durchsegelt, zu keinem andern Zwecke, als um ein spanisches Fort zu erstürmen.

Aber Capitän Gourges war auf diesen kritischen Augenblick vorbereitet und anstatt zu versuchen, sie mit schönen Worten und Versprechungen zu beruhigen, erzählte er ihnen die Geschichte des Gemetzels. Er beschrieb das Leben der Colonisten und sprach von ihren friedlichen Absichten und herrlichen Aussichten bis zur Ankunft der Spanier. Dann ging er zu der verderbenbringenden nächtlichen Erstürmung über. Die entsetzliche Scene, welche zwei Jahre lang in seiner Einbildungskraft stets lebendig geblieben war und sein ganzes Wesen in einem brennenden Rachedurste hatte aufgehen lassen, malte er ihnen mit glühenden Farben. Er ließ die Luft gleichsam nochmals von dem Geschrei der Weiber, dem Weinen der Kinder und den vergeblichen Bitten der Kranken ertönen. Er ging dann auf einzelne Scenen der Grausamkeit näher ein; er beschrieb ihnen mit schaudererregender Genauigkeit das fürchterliche Schauspiel, welches der Erdboden, überstreut mit den blutigen Fragmenten der zerrissenen und zerhackten Körper, dargeboten; und endlich schilderte er ihnen in einer Sprache, die das Blut in ihren Adern erstarren machte, die letzte Beschimpfung, als die Spanier mit Flüchen und Geheul Arme, Beine und Köpfe gegen die französischen Schiffe schleuderten. In einem Augenblick erfüllte er ihre Herzen mit schmerzlichem Mitleiden und im nächsten entflammte er ihren Rachedurst zu fürchterlicher Stärke. In ihrer Aufregung vergaßen die Männer den Betrug, der ihnen gespielt war, und als der Capitän seine Rede beendigte, durchzuckte ein Gefühl alle Herzen, dasselbe Feuer blitzte aus allen Augen, ein feierlicher Racheeid erscholl aus dem ganzen Haufen und sie schwuren dem Capitän mit lautem Zuruf, daß sie ihm in den Tod folgen wollten.

Indem Letzterer den Mondschein benutzte, um die Bahamainsel zu passiren, kam er bald in Sicht von Florida.

Die Spanier hatten außer dem französischen Fort, welches in einiger Entfernung landeinwärts aufgebaut war, noch zwei andere Forts auf beiden Seiten der Mündung des Flusses errichtet. Als die Spanier die Franzosen in Sicht bekamen, lösten sie, in der Meinung spanische Schiffe vor sich zu haben, einige Salutschüsse. Gourges erwiederte, um sie in ihrem Irrthum zu bestärken, diesen Gruß und segelte vorüber, bis er mit Einbruch der Nacht seinen Cours änderte, bis auf zwanzig oder dreißig Meilen von den Forts zurückkehrte und, um ihrer Beobachtung zu entgehen, in einen kleinen Fluß einlief. Am Morgen fand er die Ufer mit Wilden besetzt. Er hatte dies erwartet, und da er wußte, mit welcher Grausamkeit die Spanier fortwährend die Eingeborenen behandelten, so rechnete er darauf, sie zu seinen Verbündeten zu machen.

Zu Porto Rico hatte er einen Trompeter getroffen, welcher früher mit den Franzosen in Florida gewesen war, unter den Indianern Bekanntschaften hatte und ihre Sprache einigermaßen verstand. Diesen Mann hatte er als Dolmetscher angeworben und er mußte nun an's Ufer gehen, um mit den Indianern

zu sprechen. Diese erkannten ihn auf der Stelle wieder und begannen vor Freuden jubelnd zu tanzen. Sie fragten ihn über die Schiffe aus und über den Zweck ihrer Anwesenheit. Er antwortete ihnen, daß es Franzosen seien, welche ihre alte Freundschaft mit ihnen erneuern wollten und ihren Häuptlingen Geschenke mitbrächten. Einer der Häuptlinge, Namens Santerina, sandte einen Boten an Gourges, um sich zu erkundigen, ob dem so sei. Der Capitän antwortete, daß dies allerdings der Fall sei, verschwieg aber seine eigentliche Absicht noch, bis er Gelegenheit fände, ihn über seine Gefühle gegen die Spanier auszuforschen. Die Wilden begannen wieder zu springen und ihre Freude in lauten Ausrufen zu zeigen.

Nachdem der Capitän mit Santerina einige Höflichkeiten gewechselt, entließ er ihn mit dem Auftrage, am nächsten Morgen alle Häuptlinge, welche mit ihm verbündet seien, zu ihm zu führen. Sobald sich die Indianer entfernt hatten, ließ er den Fluß durch seinen Piloten weiter aufwärts untersuchen, um sich noch sicherer verbergen zu können. Am andern Tage meldete sich der Häuptling mit einer Anzahl seiner Verbündeten bei ihm an. Der Capitän ging mit seinen Soldaten an's Ufer, aber die Indianer wollten sich nicht nähern, bevor sie ihre Waffen abgelegt hätten, und steckten, um ihre eigenen friedlichen Absichten zu zeigen, ihre Bogen, Pfeile und Messer in den Boden. Der Capitän befahl seinen Leuten, Alles, bis auf ihre Schwerter, abzulegen, und der Häuptling kam nun zu ihm heran. Der Capitän und Santerina setzten sich neben einander auf einen mit Moos bedeckten Baumstamm, während die Indianer rund um sie her einen Platz reinigten, indem sie Gras und Unkraut ausrissen und den Unrath wegtrugen. Der Capitän begann darauf den Häuptling zu sondiren, konnte jedoch alle seine Diplomatenkünste sparen, denn der Letztere unterbrach ihn mit einer feindseligen Bemerkung gegen die Spanier. Er sagte ihm, daß die Indianer keinen guten Tag mehr gehabt, seitdem die Franzosen Florida verlassen hätten. Die Spanier hatten sie fortwährend bekämpft, aus ihrem Besitzthum vertrieben und sie wie wilde Thiere durch die Wälder gejagt. Sie hatten ihre Weiber ergriffen und geschändet, ihre Töchter am hellen Tage, vor ihren Augen, geraubt und die Wehrlosen mit Mißhandlungen und Beleidigungen maßlos überhäuft, und alles Dies nur aus dem Grunde, weil sie gegen die Franzosen freundschaftlich gesinnt gewesen waren.

Der Capitän war nun über die Sachlage völlig im Klaren und eröffnete Santerina ohne Umschweife, daß er gekommen sei, um die Spanier zu bestrafen und die den Eingeborenen angethanen Unbilden zu rächen. Santerina war außer sich vor Freude. Der Capitän bemerkte darauf, daß er hoffe, die Häuptlinge würden ihn freiwillig unterstützen und an dem Vergnügen und der Ehre, die Spanier zu züchtigen, Theil nehmen. „Gewiß wollen wir das!“ rief der Häuptling aus, „und wir Alle sind bereit, für Dich zu sterben!“

„Gut,“ erwiederte der Capitän, „so eilt denn, aber laßt mir drei von Euren besten Leuten hier, um mich bei der Recognoscirung der Forts zu unterstützen, während Ihr Euch vorbereitet.“ So geschah es und in wenig Minuten verschwanden die Letzten der Indianer mit weiten Sprüngen in dem umgebenden Walde, während der Capitän auf seine Schiffe zurückkehrte.

Drei Tage später brach Santerina, gefolgt von seinen bemalten Kriegern, um dieselbe Morgenstunde mit einem Kriegsgeschrei aus dem finstern Walde hervor und begab sich an das Ufer des Flusses. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, und der Capitän, welcher seine Recognoscirungen bereits gemacht hatte, bestimmte einen Ort an einem Flusse nicht weit von dem Fort zum Vereinigungsplatze und entließ sie dann.

Sobald sie sich entfernt hatten, versammelte er seine Mannschaft und hielt eine Ansprache an sie. Er sagte ihnen, daß es ein gefährliches Unternehmen sei, in das sie sich eingelassen, denn es seien hier drei mit vierhundert Mann besetzte und von Kanonen vertheidigte Forts, welche sie mit dem Schwert in der Hand erstürmen müßten auf Gefahr ihres Lebens. Die Leute antworteten ihm mit begeisterten Zurufen und verlangten, zum Fort geführt zu werden. Alsdann wendete sich der Capitän an die Matrosen, deren Obhut er die Schiffe anvertraute, und gab ihnen die letzten Anweisungen, indem er hinzufügte, daß sie ihn, wenn er binnen einer gewissen Zeit nicht zurückgekehrt sein sollte, für todt ansehen und sich so gut es gehe wieder auf den Weg nach Frankreich begeben möchten. Die Matrosen weinten und umarmten ihre Kameraden, als sollten sie dieselben niemals wiedersehen.

Der Capitän schiffte dann seine Leute in eine Barke ein und ruderte dem Vereinigungspunkte entgegen. Als er daselbst ankam, fand er seine Verbündeten, die bereits auf ihn warteten. Nachdem die Indianer über das Wasser geschafft waren, gab er Befehl, daß die Barke mit größter Vorsicht an der Seeküste entlang nach dem Maryflusse zu, an welchem die Forts lagen, segeln und sich dort verbergen sollte, bis das erste Fort genommen sei, um dann schleunigst herbeizueilen und die Truppen auf die andere Seite überzusetzen. Während die Wilden übergesetzt wurden, eilte der Capitän, obgleich er seit fast vierundzwanzig Stunden nichts genossen hatte, mit einem kleinen Trupp voraus, um zu recognosciren. Als er nun an einen kleinen Fluß kam, welcher mit jenem, an welchem die Forts standen, parallel und nicht fern davon dahinfloß, fand er zu seinem Verdruß, daß er der Fluth wegen nicht durchwatet werden konnte. Einer der Häuptlinge führte ihn daher an eine Stelle weiter stromaufwärts, wo er den Fluß seichter zu finden glaubte, da aber am Tage zuvor ein heftiger Wind die Fluth höher als gewöhnlich getrieben hatte, so konnte man auch an dieser Stelle nicht hindurchwaten. Gourges kehrte nun zu seinen Leuten zurück und befahl ihnen, an der Stelle, wo sie standen, bis zum andern Morgen zu warten. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit fiel ein heftiger Regen, welcher sie bis auf die Haut durchnäßte und den Boden hoch überfluthete. Der Capitän wurde hauptsächlich um die Waffen und Munition seiner Leute besorgt.

Die Stunden schwanden langsam dahin, endlich aber brach der Morgen hell und glänzend an. Der kühle Westwind, welcher durch die Baumkronen über ihren Häuptern säuselte, erfrischte die ermatteten Lebensgeister der Truppen und sie waren begierig, zum Kampfe geführt zu werden. Der Capitän recognoscirte nun wieder und fand jetzt den Fluß so seicht, daß er leicht zu passiren war. Die Spanier hatten den Boden zwischen sich und diesem in ihrer Nähe fließenden Flusse auf eine weite Strecke hin abgeholzt, an einer Stelle aber eine Gruppe Bäume, die sich von dem Fort nach dem Flusse hinzog, stehen gelassen. Der Capitän beschloß sofort, unter dem Schutze derselben vorzudringen. Er ließ nun seine Leute in den Fluß gehen und die Soldaten hielten ihre Flinten und die Wilden ihre Bogen über die Köpfe empor, als sie über die scharfen Austernbänke des Flusses hin nach der andern Seite hinüberzogen. Sobald Alle am andern Ufer waren, stellte der Capitän seine kleine Truppe hinter den Bäumen auf und machte sie mit seinem Angriffsplane bekannt, welcher jedoch durch das unvorhergesehene Benehmen der Spanier vereitelt wurde.

Als sie aus den Bäumen auftauchten, waren sie etwa noch siebzig Ellen von dem Fort entfernt. Es traf sich grade, daß zu derselben Zeit ein Kanonier auf dem Walle damit beschäftigt war, eine Kanone zu richten, und sie in demselben Augenblicke entdeckte, wo sie in's Freie traten. Augenblicklich schrie er: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" und feuerte die Kanone ab. Als das laute Echo durch die Wälder rollte, erfüllte es die Spanier mit Bestürzung und Alles war Verwirrung und Schrecken. Die Soldaten erstiegen die Wälle und als sie die französische Fahne in dem Morgenwinde flattern sahen, merkten sie, daß die Stunde der Vergeltung gekommen war. Die Franzosen beschleunigten in demselben Augenblicke, wo sie sich entdeckt sahen, ihren Marsch, und im Sturmschritt, mit gesenktem Kopf, eilten sie gradeaus nach dem Fort. Der Kanonier schoß sein Stück zum zweiten Mal ab, aber ohne Schaden anzurichten, da er nicht Zeit genug hatte, um es zu richten. Er war eben im Begriffe, zum dritten Male zu laden, als ein Indianerhäuptling mit der Behendigkeit eines Panthers den Wall hinaufsprang und seinen Tomahawk dem Kanonier in den Kopf schlug. Die Spanier, von panischem Schrecken ergriffen, fielen nun aus dem Fort aus und suchten das größere, weiter stromaufwärts gelegene Fort zu gewinnen. Da kam die Reihe an die Wilden. Diese schwärmten wie Bienen im Walde umher und indem sie nun vordrangen, trieben sie die Spanier auf die Franzosen zurück. Umzingelt und von Schreck erstarrt, vermochten diese keinen Widerstand zu leisten und wurden wie Schafe abgeschlachtet. Wildes Geschrei und Angstgeheul mischte sich mit Bitten um Erbarmen und den Schüssen der Feuerwaffen, während von Zeit zu Zeit der Kanonendonner herüberdröhnte, der von dem Fort auf der andern Seite der Flußmündung eröffnet worden war.

Nicht Einer entwischte und Gourges hatte viele Mühe, einige Gefangene aus den Händen der wüthenden Franzosen und der nicht weniger aufgeregten Wilden zu erretten, um sie für eine andere Rache aufzuheben.

Die Franzosen fanden in dem Fort drei Kanonen mit dem französischen Zeichen, deren Anblick sie in noch größere Wuth versetzte. Mit diesen erwiederten sie das Feuer aus dem gegenüberliegenden Fort, bis die Barke, welche an der Mündung des Flusses angelangt war, herankommen und die Truppen auf die andere Seite übersetzen konnte. Die Indianer, welche nach den Soldaten übergesetzt werden sollten, wollten ihre Ueberfahrt nicht abwarten, sondern stürzten sich in den Fluß und schwammen, indem sie ihre Bogen und Tomahawks über die Köpfe hielten, kühn nach dem andern Ufer hinüber. Die Spanier, welche die Barke mit Truppen vollgestopft und den Fluß von Schwimmenden wimmeln sahen, welche sie für Franzosen hielten, flohen voller Schrecken in die Wälder. Die Meisten von ihnen entgingen der Rache der Franzosen, aber nur, um ihren braunen Alliirten in die Hände zu fallen. Die Spanier waren diesen in den Wäldern eine leichte Beute und kaum waren sie noch vollständig umzingelt, als schon die Schlächterei begann. Wie bei der Wegnahme des andern Forts hatte Gourges ein hartes Stück Arbeit, um nur einige Gefangene für den Strick aus ihren Händen zu retten.

Als das Fort zerstört war, kehrte der Capitän nach dem andern Fort zurück, so daß er wieder an derselben Seite des Flusses war, an welcher das große Fort lag. Das noch übrige kleine Fort an der Mündung des Flusses begann er nun sofort zu befestigen, da er nicht berechnen konnte, wie viel Zeit mit der Eroberung des großen Forts hingehen werde. Hier rastete er zwei Tage lang und examinirte die Gefangenen scharf über die Verhältnisse und Vertheidigungsmittel des größeren Forts. Nachdem er alle gewünschte Auskunft erhalten hatte, beschloß er, dasselbe am folgenden Tage anzugreifen und nachdem er eiligst seine Vorbereitungen getroffen, rückte er mit Tagesanbruch aus. Um jeder Ueberrumpelung zuvorzukommen, ließ er eine Besatzung in dem Fort und stellte eine Wache an der Mündung des Flusses auf.

Sobald er in die Nähe des großen Forts kam, eröffneten die Kanonen desselben ihr Feuer auf ihn. Als er dieses besser gehandhabt sah als bei den beiden kleinern Forts, wendete er sich nach dem Walde, und als er hier in der Nähe des Forts einen kleinen mit Bäumen bewachsenen Hügel bemerkte, ließ er seine Leute dorthin marschiren und Schutz suchen. Indem er diesen Hügel wie einen Schirm benutzte, fand er, daß er nahe genug an das Fort herangehen könne, um es zu recognosciren, ohne selbst gesehen zu werden. Nachdem er seine Untersuchungen beendigt, beschloß er, am nächsten Tage einen Angriff zu machen. Er sah, daß der Graben an einer Stelle nicht flankirt war, und hier beschloß er ihn zu erstürmen, während im Versteck liegende Scharfschützen den Wall rein halten sollten. Zu derselben Zeit schickten die Spanier, die von all diesen Bewegungen nichts wußten, sechzehn ihrer besten Leute auf Recognoscirung aus. Diese schlichen am Graben entlang und nahmen ihre Richtung gegen den französischen Lagerort. Ihre Bewegungen wurden jedoch bemerkt und dem Capitän berichtet, welcher einige Leute in Hinterhalt legte, um Jenen den Rückzug abzuschneiden, wenn er selbst sie von vorn angreife. Er gab gemessenen Befehl, nicht zu feuern, sondern sich nur des Schwertes zu bedienen. Als die nichts argwöhnenden Spanier aus dem Graben hervorkamen, überfiel Gourges sie plötzlich. In höchstem Grade überrascht wandten sie sich zur Flucht, als sie auf die im Hinterhalt liegende Mannschaft stießen, und so von beiden Seiten angegriffen, fielen sie bis auf den letzten Mann unter dem Schwerte. Die Besatzung, welche durch diesen Verlust ihrer besten Leute äußerst erschreckt wurde, berieth nun, was am besten zu thun sei, und beschloß zuletzt, sich in den Wäldern zu verbergen, bis die Franzosen wieder abgezogen seien. Gourges, der dies vorausgesehen, hatte den Wald rings um das Fort mit Wilden angefüllt. In dem Augenblicke, wo die Spanier sich außerhalb ihrer Thore begaben, wurden sie daher umringt und mit den Tomahawks niedergeschlagen. Einige wurden jedoch, wie früher, aufgespart, um wie Diebe zu sterben.

In dem Fort fanden sich fünf Kanonen und ein Pulvermagazin. Die Kanonen brachte der Capitän an Bord seiner Barke und warf am folgenden Tage Feuer in das Pulvermagazin. Als sich der Rauch und Staub, welcher der Explosion folgten, verzogen hatten, war das Fort ein Trümmerhaufen.

Nachdem er alsdann die Gefangenen versammelt hatte, hielt er ihnen das Schändliche ihres Betragens vor. Er sagte ihnen, daß sie gegen allen Kriegsgebrauch unter civilisirten Nationen gehandelt hätten und noch dazu zu einer Zeit, wo zwischen Frankreich

und Spanien Friede war. Nachdem er ihnen nun über die Ungeheuerlichkeit ihrer Beleidigungen gehörig die Moral gelesen hatte, ließ er ihnen keine Zeit, die Nutzanwendung davon zu machen, sondern befahl, sie auf der Stelle an den umherstehenden Bäumen aufzuknüpfen und an der vereinsamten Küste baumeln und schwarz werden zu lassen. Alsdann kehrte er nach dem ersten Fort zurück und verfuhr mit den dreißig Gefangenen, welche er dort zurückgelassen hatte, auf dieselbe Weise.

Sobald der letzte Spanier gehenkt war, bereitete sich Gourges zu seinem Abzuge vor. Vorher jedoch hielt er eine Ansprache an die Häuptlinge, beglückwünschte sie zu ihrer Befreiung von den Spaniern und forderte sie auf, die zwei kleinen Forts gleichfalls gänzlich zu zerstören. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern begaben sich sofort an's Werk und bald stand kein Stein mehr auf dem andern.

Nachdem Capitän Gourges zu seinen Schiffen zurückgekehrt war, nahm er von seinen indianischen Verbündeten herzlichen Abschied.

Am 3. Mai lichtete er die Anker und stach in See. Auf seinem Heimwege ging ihm der Proviant aus, aber nach mehreren Tagen bitterer Entbehrungen kam ihm glücklicherweise ein Schiff entgegen, welches ihm aus der Verlegenheit half. Bei einer andern Gelegenheit verlor er ein Bot mit acht Mann. Am 6. Juni traf er endlich, nachdem alle diese Gefahren überstanden waren, in dem Hafen von Rochelle ein. Die Schilderung der summarischen Rache, die er an den Spaniern genommen, wurde der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung und Capitän Gourges war der Löwe des Tages.

Es liegt etwas Erhabenes in dem hohen Muthe und der festen Entschlossenheit, mit welchen dieser Mann seinen großen Vorsatz durchführte. Er wankt, er verzagt niemals, sondern geht durch jede Schwierigkeit, jede Gefahr grade hindurch seinem Ziele entgegen. Frankreichs Abschied von Florida wurde mit blutigen Buchstaben geschrieben.

Viele ähnliche traurige Vorfälle haben sich an den amerikanischen Küsten ereignet, von denen aber nur wenige jemals niedergeschrieben oder bekannt geworden sind.

Zur physischen Geographie.

Handbuch der Erdkunde. Von G. A. von Klöden. Erster Theil. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung.

Der würdigste Gegenstand für Erforschung des Menschen bleibt der Mensch; an diesem Ausspruche wollen wir nicht rütteln, denn seine Wahrheit mag den Meisten unantastbar scheinen: der Mensch in seiner Totalität, nach seiner leiblichen und geistigen Seite, wie diese beide von der Natur angelegt und ausgeführt und wie sie Gegenstand der Anthropologie und der Psychologie sind; eben sowohl aber auch der Mensch nach dem, was in den concreten und individuellen Gestaltungen unter Hinzutritt und Herrschaft seines Willens und unter dem Conflicte der äußeren Umstände aus ihm wird und geworden ist, und wie es Biographie und Geschichte zu ihrem Gegenstande der Ermittlung haben. Gewiß, dies sind Gebiete von fesselndem Interesse; die Wege durch sie hindurch laufen zusammen auf einer andern, diese Gebiete verknüpfenden und vereinigenden Region, welcher alle die ermittelten, allgemeinen Resultate angehören werden, nämlich zur Völkerkunde oder Ethnographie. Allerdings ist dies noch immer ein schwankender, fast unbegrenzt scheinender Begriff, dessen Weite eine solche Fülle des Inhaltes zu verrathen oder zu verlangen scheint, daß der einzelne Forscher mit seinen paar kurzen Lebensjahren, die ihm auf Erden gewährt sind, davor fast zurückschrecken muß. — Aber steigen wir auch nicht zu diesem Begriffe hinauf, sondern bleiben bei dem einfachen, naheliegenden: Erforschung des Menschen stehen, ohne noch an die Abrundung und Organisirung dieser Forschungsresultate zu einem wissenschaftlichen Ganzen zu denken: ist auch dann die Aufgabe nicht eine ungeheuerliche? Denn es handelt sich behufs derselben nicht bloß um die Erforschung des normalen und abnormen Wesens in der geistigen und leiblichen Gestaltung des Menschen; es muß, wenn die Erforschung nicht an der Oberfläche stehen bleiben will, nothwendig auf alle die zahllosen Einflüsse eingegangen werden, welche sich in jeder besondern Stellung von Seiten der äußern, natürlichen Bedingungen geltend machen, um (wenn auch nicht einen Causalnexus für das Hervorgehen der einzelnen Typen) den unverkennbaren Nexus aufzudecken, der doch unzweifelhaft zwischen ihnen und der Geschichte der Racen und Nationen vorhanden gewesen ist und noch vorhanden ist. Und wenn wir in solcher Weise eine gründliche, wissenschaftliche Erforschung anstreben, so hat dieselbe in's Auge zu fassen: die Weltstellung der einzelnen Regionen der

Erdoberfläche und deren gegebene oder zu ermöglichende Relationen zu einander; die Oberflächenform einer jeden derselben und die daraus sich ergebende Herstellung von Communication zwischen ihren Theilen unter sich; die Sicherheit des Grundes und Bodens, insofern dieselbe abhängig ist von dem Walten der elementaren Kräfte, welche in ihrem Kampfe unter einander die Oberfläche gestaltet haben; die Fülle und Vertheilung der lebenschaffenden Feuchtigkeit durch die einzelnen Länderstrecken; die nach physikalischen Gesetzen geregelten klimatischen Bedingungen, die für das Werden und Entwickeln aller Organismen, somit auch des Menschen, von dem allerweitesten und tiefreichendem Einflusse sind; die Bedingungen der Erhaltung und Ernährung des Menschen, welche von dem Reichthum oder der Armuth der Länder an pflanzlichen und thierischen Nahrungsmitteln, kurz von der Vertheilung und Verbreitung dieser Organismen abhängig sind. Kurz, eine solche Erforschung beschäftigt sich unausweichlich oder wird identisch mit dem, was Gegenstand der Geographie ist; und diese selbst ist somit die unentbehrliche Grundlage und der Anfang zur Erreichung dessen, was oben als der würdigste Gegenstand für die Erforschung des Menschen überhaupt hingestellt ward.

Schlagen wir nun einen Weg ein, welcher dem so eben genommenen entgegengesetzt ist. Nicht für jeden Forscher hat das Wesen und Treiben des Menschen eine gleich starke Anziehungskraft; es zeigen die Gebiete, auf welchen er weniger als ein Geschöpf Gottes, vielmehr als ein willensthätiges Wesen erscheint, (die der Biographie und Geschichte), neben aller ameisenartigen Regsamkeit, Geschäftigkeit und Klugheit des Menschen, so viel des Abstoßenden, dem idealen Willen einer ewigen sittlichen Macht gewaltsam Widerstreitenden, daß ein ausschließliches oder doch vorherrschendes Hinwenden zu der sündelosen Natur und dem freien Walten der ewigen Kräfte in ihr gemäß den nachweisbaren, unendlich weisen Zwecken, welche keine atheistische oder pantheistische Anschauung hinwegzuleugnen oder hinwegzudeuten vermag, — daß, sagen wir, ein solches ausschließliches Hinwenden zur Natur wohl begreiflich wäre. Aber wenngleich dieses gewaltige Gebiet der Erforschung eine unvergleichliche Befriedigung in der Seele des Forschenden zu erzeugen mag; eine Harmonie der Seelenkräfte in ihm herzustellen im Stande ist, wie es vielleicht nur das edelste künstlerische Schaffen vermag; wenngleich der Gesichtskreis wahrlich ein genügender, ja ein ungeheuer weiter ist: so wird doch immer das Schlußglied mangeln; und es wird auch widerwillig der Forscher zu demjenigen Objecte sich hingedrängt fühlen, nach welchem, als dem den Zweck alles Sichtbaren haltenden und tragenden, die ganze anorganische und organische Natur hinweist, nämlich zu dem Menschen. — Wer also, nach dem oben Gesagten, sich heimisch macht auf den Gebieten der Geologie, Geognosie und Mineralogie, auf dem der Hydrographie, der Klimatologie und Meteorologie, auf dem der verschiedenen Theile der Physik der Erde, auf dem der Botanik und Zoologie nach ihren allgemeinen Ergebnissen: — der kann die Anthropologie und Racenkunde, die Sprachenkunde und Psychologie, die gesammte Ethnographie nicht zur Seite lassen, und wird endlich auch unvermeidlich zu dieser letztern, wie sie in ihrer Bewegung erscheint, d. h. zur Geschichte hingedrängt. Und damit hat er das Gebiet der Geographie vor sich ausgebreitet. Ihr gehören alle Resultate aller dieser erst in unserer Zeit mächtig aufstrebenden Wissenschaften an; alle die zahllosen Arbeiter auf den unzähligen Gebieten dieser einzelnen Zweige der Naturwissenschaften sind, außerdem daß sie Meister an ihrem Baue sind, integrirende Werkleute an dem Bau der Geographie; und ihre Resultate erhalten erst ihren ganzen Werth, indem diese Wissenschaft dieselben verknüpft und zum Ganzen verbindet. Wenngleich also eine jede

Zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur zum Sandkorn reicht,

so kann doch allein durch diese Theilung der Arbeit so Großes zu Stande kommen, wie die Geographie es ist. Noch vor weniger als fünfzig Jahren, war die Geographie nicht viel mehr als ein Aggregat von Namen und Zahlen; nur diese schienen der Wissenschaft würdige Objecte. Heut zu Tage ist dieses Chaos geordnet, und die Wissenschaft, welche das Ergebniß dieser Ordnung ist, nennen wir die physische Geographie. Sie ist das Resultat eines langen, der Wissenschaft geweihten Lebens, eines scharfblickenden, weitumfassenden Geistes; eines Mannes, wie ihn die Jahrhunderte uns selten vorführen — Alexander's v. Humboldt. Mit seiner Reise beginnt die Geographie zur Wissenschaft zu werden; mit seinem wissenschaftlichen Scharfblicke erfaßte er das Gesetzmäßige in dem Bau der Erdrinde in beiden Hemisphären, erforschte er die Wirksamkeit der unterirdischen Gewalten, erkannte er die Bedingungen in der Vertheilung der Wärme und der Feuchtigkeit über die Erde, dieser Lebensquellen alles Organischen, faßte er die unendliche Mannigfaltigkeit der pflanzlichen Gestalten zu geographisch-charakteristischen Typen zusammen und wies ihre Abhängigkeit von den physikalischen Bedingungen nach; verfolgte er die Gesetze der räthselhaften magnetischen Thätigkeit unseres Erdkörpers. Ohne A. v. Humboldt's rastloses und beispielloses Wirken; ohne seinen universellen Geist, der in

den weitschichtigsten Gebieten der Naturwissenschaften heimisch war und sie beherrschte; ohne sein unerlöschliches Interesse für ein freies, reines, wissenschaftliches Wirken; ohne seine belebende, liebreiche Ermunterung nach den erdenklichsten Seiten hin, wäre die physische Geographie auch heute noch bei Weitem nicht, was sie unter seiner Fürsorge geworden ist.

Das „Handbuch der Erdkunde von G. A. v. Klöden, Erster Theil: Physische Geographie, mit 274 Holzschnitten, Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1859" geht von dem oben dargelegten Gesichtspunkte aus und betrachtet die Wissenschaft der Geographie aus diesem. Das Werk ist A. v. Humboldt gewidmet. Humboldt war es, welcher den Verfasser zu dieser Arbeit veranlaßt und ihn aufgefordert hat, „seinen Abriß der Geographie zu einem Handbuch der Erdkunde dergestalt wissenschaftlich zu erweitern, daß sich das Hauptmaterial des jetzigen geographischen Wissens darin reflectire." Dieser Aufforderung ist der Verfasser nachgekommen.

Indem wir nun etwas näher auf das Werk eingehen, bedauern wir uns kurz fassen zu müssen, da der karge Raum diese Beschränkung fordert.

Das gesammte Gebiet der physischen Geographie behandelt der Verfasser in zehn Abschnitten, von denen der erste die astronomische Geographie umfaßt, während der Gegenstand des zweiten Abschnittes die Erdoberfläche nach all ihren mannigfaltigen Formen ist, veranschaulicht durch 34 zum Theil treffliche Holzschnitte.

Der dritte Abschnitt, die Vulcane und Erdbeben, oder die Reaction des Erdinnern gegen die Erdoberfläche, fesselt uns mit nicht geringerem Interesse.

Der vierte Abschnitt behandelt die Erdrinde. Das Gezimmer der Erde, wie es in den Schichten und den Lagerungsverhältnissen derselben zu erkennen ist, wird uns dargelegt; mit den Arten der Gesteine, den großartigen Massen, welche die Erdkruste zusammensetzen, werden wir bekannt gemacht, und über die Entstehungsweise derselben, sowie über ihre Umbildung belehrt, was in ihre Lagerungsverhältnisse störend eingegriffen hat und woran diese Störungen ersichtlich, kommt uns zur Anschauung.

Der fünfte Abschnitt, einer der reichhaltigsten (150 S.), hat das Wasser zum Gegenstande, und zwar, wie es in den Quellen, Flüssen, Seen und Meeren, auf Organisches und Unorganisches umgestaltend wirkend, im Haushalte der Natur als einer der wichtigsten Hebel erscheint.

Der sechste Abschnitt beschäftigt sich mit der Luft, den Bestandtheilen, der Gestalt, der Höhe der Atmosphäre, dem Drucke der Luft und den barometrischen Höhenmessungen, den Schwankungen der Barometersäule; darauf mit der bewegten Luft, dem Winde (den Passaten, Monsuns und Stürmen), mit Darlegung des Gesetzmäßigen, was namentlich durch Dove's bewunderswerthe Bemühungen ermittelt worden ist. Nächst dem ist die Feuchtigkeit der Luft, ihr Dampfgehalt, die Ausscheidung desselben als Thau, Wolken, Regen, die Regenverhältnisse aller verschiedenen Zonen Gegenstand der Betrachtung, an welche sich eine ausführliche Regentabelle, nach monatlichen Angaben, für die verschiedensten Punkte der Erdoberfläche schließt, wie wir sie ebenfalls Dove's Bemühungen verdanken. Die Meteore machen darauf den Uebergang zu den elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre (Gewitter, Tromben, Hagel). Zum Schluß werden die Lichtverhältnisse besprochen: die Farben der Luft, die Dämmerung, das Alpenglühen, die Strahlenbrechung, Luftspiegelung, die Regenbogen, Höfe, das Funkeln der Sterne ꝛc.

Gegenstand des siebenten Abschnittes ist die Verbreitung der Wärme. Wir lernen die Ursache der verschiedenen Klimate, das Verhalten der Bodentemperatur nach ihren periodischen Aenderungen, die Bedingungen der Quellentemperatur, die Temperatur der Gewässer (auch der Meeresströmungen) u. A. kennen.

Eine der interessantesten Abtheilungen ist die achte, die Verbreitung der Pflanzen enthaltend. Nachdem der Einfluß des Bodens und der physikalischen Agentien auf die Vegetation erörtert ist, werden die Zonen und Regionen aufgeführt; die geselligen Pflanzen, die Vertheilung der Wälder, der Urwald (nach Burmeister bearbeitet) kommen zur Behandlung, und das interessante Capitel der ursprünglichen Pflanzenvertheilung, zum Theil nach Martius, wird zu unserer Kenntniß gebracht.

Die Verbreitung der Thiere ist Gegenstand des neunten Abschnittes, zum großen Theile nach Schmarda's trefflichem, dreibändigem Werke gearbeitet, hie und da mit manchem interessanten Zusatze.

Die Verbreitung des Menschen nach Racen und Sprachen behandelt der zehnte und letzte Abschnitt. Agassiz's Darlegung eines Zusammenhanges zwischen Fauna und Racen (von 1857) macht den Uebergang zwischen beiden Abschnitten. Wenngleich auf so beschränktem Raum nur in kurzen Andeutungen, werden doch die neuen Ansichten, besonders der Nordamerikaner Nobb und Gliddon durchgeführt, so weit sie stichhaltig zu sein scheinen, nebst dem, was deutsche und französische Forscher in neuester Zeit auf diesem Gebiete gefördert haben, mitgetheilt. Herrig.



Frühere Tage.

Erinnerungen aus der Heimath

von

Heinrich Smidt.

III.

In derselben Straße stand ein Haus, das mir nimmer aus dem Gedächtniß will. Es war einstöckig und die Fenster lagen so niedrig, daß jeder Vorübergehende hinein blicken konnte. Allein es geschah nicht, und wenn ja einmal ein leichtfertiger Bube durch die Scheiben blinzelte, geschah es nur, um den Bewohnern des Erdgeschosses eine Fratze zu schneiden, oder sie sonst zu verhöhnen.

Es war auch äußerst schwer, sich des Lächelns zu enthalten, wenn man die beiden trübseligen Gestalten sah, die es bewohnten. Sie waren klein und unscheinbar, mit breiten, gleichgiltigen Gesichtern, ohne alle Theilnahme für das, was um sie her vorging. Stumm gingen sie neben einander her und außer einem Guten Morgen oder Guten Abend Fritz und Auguste, wurde in dieser Wohnung kein Sterbenswort gesprochen.

Fritz und Auguste waren Geschwister, und einige ganz alte Leute ausgenommen, wußte Keiner etwas Anderes von ihnen, als daß sie in diesem Hause wohnten, ohne mit irgend Einem von der Nachbarschaft in Berührung zu kommen. Zwar ging die Sage, daß sie in früheren Jahren einen Kleinhandel betrieben hätten, und gegen ihre Kunden äußerst gesprächig und zuvorkommend gewesen wären. Aber dies war eben nur eine Sage und etwas Zuverlässiges wußte Niemand.

Waren die Geschwister in ihrem Aeußern schon mehr abstoßend als anziehend, wurde ihre Erscheinung durch die Kleidung, welche sie trugen, noch abenteuerlicher. Nicht genug, daß ihre Tracht aus einer Zeit stammte, dessen Alter nur der Culturhistoriker zu bestimmen vermöchte, waren auch die dazu verwendeten Stoffe so einander widersprechend, daß dadurch die schreiendsten Gegensätze hervorgebracht wurden und die Caricatur stand leibhaftig da, zur Jedermanns Ergötzen. Da eine alte, taube Magd, die Niemandem Rede stand, die Bedienung der einsamen Geschwister übernahm und alle auswärtigen Gänge besorgte, kamen diese selbst nie auf die Gasse hinaus. Nur manchmal, spät am Abend und auch nur dann, wenn der Mond schien, schlüpften sie aus ihrer Behausung und begaben sich auf die mit Bäumen bepflanzte Promenade. Schweigend, wie immer, setzten sie ihren Weg fort, aber nur bis zu einem gewissen Punkte. Dort kehrten sie, wie auf ein gegebenes Zeichen um und eilten, so schnell sie es vermochten, nach ihrem Hause zurück, dessen Thür fest verschlossen wurde.

Das große Zimmer, welches Fritz und Auguste gemeinsam bewohnten, hatte nur einen Schmuck. Dieser bestand in zwei Brustbildern. Die Rahmen waren verschossen, die Wasserfarben verblichen. Das Eine stellte einen jungen Herrn, das Andere eine junge Dame vor. Beide waren festlich gekleidet. Der Herr trug einen Strauß im Knopfloch, die Dame einen Kranz im Haar. Die alten Geschwister standen oft still vor diesen Portraits. Sie hatten sich nichts mitzutheilen;

aber sie fuhren mit der Hand über die Augen und gingen Jedes in seine Kammer.

Was hat es nur mit diesen Geschwistern für eine Bewandtniß und wen stellen die Bildnisse vor, die einen so trüben Eindruck auf die Beiden machen?

Fritz und Auguste waren die Kinder eines ehrsamen Bürgers. Der sorgende Vater hatte Alles aufgewendet, sie zu brauchbaren Menschen zu erziehen und seine Bemühungen wurden gesegnet. Fritz war ein geschickter Kaufmann geworden und stand dem Detailgeschäft des Vaters mit großer Umsicht vor, als dieser das Zeitliche gesegnete. Auguste war eine vortreffliche Wirthin, ökonomisch, umsichtig, heiter und gesprächig. Es ging ihr Alles rasch von der Hand, ohne daß Jemand die Mühe merkte, welche es ihr verursachte. Da die Geschwister zugleich in ihrer Art für wohlhabend galten, fehlten weder offene, noch versteckte Anträge. Aber sie wichen einer deutlichen Erklärung aus. Ihre Stunde war noch nicht gekommen.

Da stellte sich eines Tages ein junger Mann ein. Er hieß Eduard und brachte ein Empfehlungsschreiben von einem auswärtigen Geschäftsfreunde. Fritz nahm ihn freundlich auf und bot ihm seine Dienste an. Aber die Dienste, welche Fritz zu leisten im Stande war, konnten dem Gaste nichts nützen. Dieser war weder Kaufmann noch trieb er irgend ein bürgerliches Gewerbe. Eduard nannte sich Künstler. Die Musik war das Element, darin er athmete. Er besaß nichts; allein mit seiner Flöte zauberte er eine Welt von Harmonien um sich her. Fritz lächelte verlegen, als er den Stand seines Gastes erfuhr. Er wußte mit Menschen dieser Art nicht umzugehen; ihm fehlte der Anknüpfungspunkt. Indessen bot er dem jungen Manne gastfreundlich sein Haus an und ließ ihn im Uebrigen gewähren.

Eduard benutzte die ihm gewordene Erlaubniß. Er hatte die Absicht, sich in dem Städtchen niederzulassen und durch seine Kunst zu ernähren. Schüler, meinte er, würden ihm nicht fehlen und er werde sich eine behagliche Stellung schaffen, wenn auch nur langsam, und nach und nach. Zunächst schien es ihm genug, in dem Hause des jungen Kaufmanns eine heimische Stätte gefunden zu haben.

Fritz hatte bei seinen mannigfachen Geschäften wenige Zeit, sich um den Gast zu bekümmern, der seine Besuche immer länger ausdehnte. Desto mehr fand die Schwester Gelegenheit, sich des Gastes anzunehmen. Auguste wurde das Orakel Eduard's. Bei ihr erkundigte er sich nach Allem, ihrem Rathe folgte er und ehe sie selbst es dachte, hatte sie ihm seinen ganzen Haushalt geordnet. Er war für diese Aufmerksamkeit dankbar und suchte sie durch Vertrauen zu vergelten. Wenn er einen neuen Schüler fand, erfuhr sie es zuerst und als ihm Hoffnung gemacht wurde, den Unterricht in der Musik an der öffentlichen Stadtschule zu leiten, verkündigte er es ihr mit triumphirendem Gesichte. Auguste hörte ihn gern. Sie freute sich seiner lebhaften, ungezwungenen Unterhaltung und wenn er in stillen Abendstunden auf der Flöte phantasirte, empfand sie ein Gefühl, von dessen eigentlichstem Wesen sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Die öftere Anwesenheit des hergewanderten Musikers in dem Hause des jungen Kaufmannes erweckte bald die Aufmerksamkeit der gut- so wie der übelgesinnten Nachbarn. Die Erstern meinten, sie müßten den Hausherrn auf das Ungehörige solcher Besuche aufmerksam machen, weil durch diese nicht nur die Solidität des Geschäftes leide, sondern auch der Ruf seiner Schwester gefährdet werden könne. Die Uebelgesinnten aber sagten gradezu, das Flötenblasen habe dem Hause mehr Schaden gethan, als weiland die alttestamentlichen Posaunen den Mauern von Jericho und der gute Ruf der Mamsell Auguste sei mit jenen Seufzertönen in alle Winde geflogen. Man würde an dem eigenen Renommé leiden, wenn man nicht schleunigst mit einer solchen Familie den Verkehr abbreche und auch Andern anrathe, diesem Beispiele zu folgen.

Fritz wurde unruhig bei den vielen versteckten und offenen Anspielungen, welche er zu hören bekam, und beschloß, seinen Gast zu einer Erklärung aufzufordern. Eduard gestand ohne Rückhalt, daß er eine innige Neigung für Auguste empfinde und daß er nicht zu irren glaube, wenn er ein gleiches Gefühl bei der Dame voraussetze. Der Stand eines Künstlers sei ein eben so ehrenvoller, als der eines Kaufmannes, und er warte nur auf seine Bestallung als öffentlicher Lehrer, um mit seiner Bewerbung hervorzutreten. Bis dahin erklärte er sich damit einverstanden, das Haus des Kaufmannes zu meiden, soviel ihm dies irgend möglich sei.

Eduard ging. Noch an demselben Abend sprach Fritz lange und ernsthaft mit seiner Schwester. Diese entgegnete nichts, sondern

warf sich in die Arme des Bruders und weinte still vor Schmerz und Seligkeit.

Nun trat ein Wendepunkt ein, den Keiner vorhergesehen hatte. Fritz hatte sein Geschäft nach und nach ausgedehnt und war dadurch nah und fern mit Personen in Verbindung getreten, deren nähere Bekanntschaft er zu machen gezwungen war, wollte er mühsam errungene Vortheile nicht wieder fahren lassen. So entschloß er sich denn zu einer längeren Reise, deren Dauer sich im Voraus nicht bestimmen ließ. Die Leitung des Geschäftes übergab er ziemlich beruhigt einem älteren, schon zu Lebzeiten des Vaters bewährten Gehilfen. Mit schwerem Herzen trennte er sich von der Schwester. Eduard suchte er nicht auf. Er begnügte sich damit, ihn schriftlich von seiner Abreise in Kenntniß zu setzen.

Anfänglich trafen von ihm regelmäßig Briefe ein. Sie lauteten kurz und bestimmt, wie es dem bewährten Geschäftsmann eignete und stets lagen einige brüderlich-wohlwollende Zeilen für Auguste darin. Aber nach einiger Zeit wurden die Briefe nicht nur seltener; auch der Inhalt war flüchtig und ungenügend; für Auguste kam keine Zeile; manchmal nur ein Gruß, oft fehlte auch dieser. Der Gehilfe war außer sich und zermarterte sich den Kopf, was mit dem Principal vorgegangen sei. Auguste wußte sich in ihrer Angst nicht zu lassen. Sie fühlte sich vereinsamt und unglücklich. Da erschien mitten in ihrer Herzensangst Eduard und verkündete eine Freudenbotschaft. Seine Berufung sei bereits unterzeichnet, und müsse in den nächsten Tagen eintreffen. Wenn Auguste ernstlich wolle, stehe ihrer endlichen Vereinigung nichts mehr im Wege. Hingerissen von der feurigen Bewerbung des jugendlich aufbrausenden Künstlers, der seiner Beredtsamkeit freien Lauf ließ, um das schöne Mädchen sich für immer zu gewinnen, sank sie gewährend in seine Arme.

„Der Bruder muß es wissen!“ sagte sie am andern Morgen zu sich selbst. „Er muß es sofort wissen. Ich habe keinen ruhigen Augenblick, bis es geschehen ist.“

Sie setzte sich sofort hin und offenbarte ihm in wenigen Zeilen ihr ganzes Gefühl. Sie sagte ihm, was geschehen sei, und daß er, wenn irgend möglich, erscheinen und ihr als ein treuer Helfer zur Seite stehen möge.

Schon mit der umgehenden Post empfing sie die nachstehende überraschende Antwort:

„Dein Geständniß erleichterte mir das meine. Wer weiß, wie lange ich sonst noch gezögert hätte, es zu offenbaren. Nun aber vernimm Alles. Von einem meiner Geschäftsfreunde wurde ich bei dem Geheimen Commerzienrath Langner eingeführt. Dieser Herr ist ein Mann, der glänzende Gesellschaften um sich versammelt, die sehr in Gunst stehen. Man lernt dort die interessantesten Persönlichkeiten kennen. Künstler strömen bei ihm aus und ein. Künstler und Künstlerinnen mit einer bezaubernden Stimme. Theodore besitzt eine solche Stimme. Der Eine nennt sie eine goldene; der Andere sagt, sie klänge silberhell; ein Dritter vergleicht ihren Gesang mit dem der Nachtigall. Ich glaube, sie haben alle drei Recht, oder vielmehr Unrecht, denn es ist in ihrem Tone etwas so Herrliches, das weit über alle dem steht, womit man denselben zu vergleichen wagt. Theodore ist eine Künstlerin. Bis vor Kurzem hatte ich keinen Begriff von der Bedeutung dieses Wortes. Aber sie ist auch eine Jungfrau in dem edelsten Sinne. Sie fühlt menschlich und wahr; ich habe unumstößliche Beweise dafür. Nur wenige Male hatten wir uns gesprochen, als sie mir erlaubte, sie bei einer Verwandten zu besuchen. Seit jenem Tage, welcher der glücklichste meines Lebens ist, sind wir unauslöslich mit einander verbunden. Der Freund, welcher mich bei dem Commerzienrath einführte und den die unerwartete Wendung der Dinge überraschte, äußerte seine Bedenken. Er machte einige mich verletzende Bemerkungen und ich wies ihn kurz ab. Seit dem Tage habe ich Ruhe vor ihm. Mit Theodoren bin ich völlig einig. Sie wird mir zur Liebe dem Theater entsagen und das Glück ihres Lebens einzig und allein von mir erwarten. Daß ich es ihr so verschönern werde, als es nur irgend in meiner Macht steht, habe ich mir feierlichst gelobt. Theure Schwester! Du liebst einen Künstler! Ich verweise Dir Deine Unbedachtsamkeit, reise in eine andere Stadt und verliebe mich in eine Künstlerin. Welch ein Fingerzeig für uns Beide! Gott segne Deinen Eduard und mögt Ihr mitsammen so glücklich sein, als Theodore und ich es zu werden hoffen.“

Das war der Inhalt des Briefes, den Auguste so schnell als möglich dem Geliebten mittheilte. Beide brannten vor Neugier, Theodorens Bekanntschaft zu machen.

Fritz kam im Anfange der nächsten Woche und allein. Theodore sollte einige Tage später folgen und bei einer entfernteren Be-

kannten Wohnung nehmen, die für diesen Zweck gewonnen war. Von dort aus wurde es dann leicht, die interessante Fremde unter dem Schutze einer würdigen Matrone bei den Geschwistern einzuführen. Es geschah. Theodore erschien in dem Hause ihres Verlobten und fühlte sich dort heimisch. Die wohl- und übelwollende Nachbarschaft, die schon bei dem Erscheinen Eduard's einen Heidenlärm erhob, verdoppelte denselben, als sich zu dem Flötenbläser nun auch eine Sängerin einfand und das Musiciren und Singen in dem sonst so stillen, ehrbaren Hause kein Ende nehmen wollte. Bald hatten es auch die Klatschbasen in der Umgegend herausgebracht, daß Theodore eine Theaterprinzessin sei und ein geheimer Correspondent hatte ausgeklügelt, daß die Dame einem namhaften Theater verpflichtet sei und die Bühne gar nicht verlassen könne, selbst wenn sie es ernstlich wolle, woran man aber zweifele. Das ganze Haus gerieth bei solchen Nachrichten in Aufruhr. Der alte Gehilfe schlug hinter dem Ladentisch ein Kreuz und die Magd forderte mit Ungestüm ihren Abschied, da sie nicht länger in einem Hause ausdauern könnte, worin es so unchristlich hergehe.

Das Verhältniß in dem Hause der Geschwister nahm eine seltsame Gestalt an. Es war ein durch und durch verkehrtes, wie überall, wo widerstrebende Elemente sich gegenüberstehen. Eduard und Theodore waren künstlerische Naturen; begeistert für die Kunst, der sie sich weihten. Sie waren leicht erregt und hielten die flüchtige Aufwallung, welche sie mit sich fortriß, für ewig dauernd. Sie waren bald getröstet, wenn sie von ihrem Irrthum zurück kamen, sofort bereit, einer neuen Strömung zu folgen und von ihr sich forttragen zu lassen. Fritz und Auguste trugen nichts von einer solchen künstlerischen Begabung in sich. Sie liebten die Musik und den Gesang nur, um der Menschen willen, welche diese Kunst übten. An diese beiden Wesen hatten sie sich mit aller Kraft der Seele geschlossen. Diese Liebe war ihr eigenstes Leben; es endete, wenn dieselbe aufhören mußte. Und diese Katastrophe drang mit aller Macht auf sie ein.

So war es natürlich, daß die eigentlichen Herren des Hauses in die zweite Reihe traten und die Gäste desselben die erste Stelle einnahmen. Sie bestimmten, sie ordneten an. Was ihnen gefiel, geschah; was ihnen unliebsam war, mußte unterbleiben. Bescheidene Widersprüche wurden anfangs obenhin widerlegt, dann achselzuckend entgegen genommen, endlich gar nicht beachtet, oder kurz abgewiesen. Die Geschwister sahen sich an und seufzten. Sie wagten es nicht, offen zu gestehen, was ihr Herz bedrückte, aber ihre traurigen Mienen sagten deutlich, daß sie sich einem Geschicke beugten, dem sie sich nicht zu entziehen vermochten.

Fritz nahm endlich alle seine Energie zusammen und drang auf eine sofortige Verbindung. Unauflöslich mitsammen vereinigt, hoffte er, werde das Spiel dem Ernste, die Romantik der Wirklichkeit weichen. Seine dringende Mahnung fand entschlossenen Widerstand. Theodore wollte nichts übereilen. Sie verlangte Aufschub, um sich noch mehr sammeln und auf ihr neues Verhältniß vorbereiten zu können. Eduard erklärte, es sei noch zweifelhaft, ob er die ihm gebotene Lehrerstelle wirklich annehme. Er habe Aussicht, zum Director einer fürstlichen Capelle ernannt zu werden. Bis dies entschieden sei, könne er über sich nicht verfügen. Und während auf diese Weise die Kinder des Hauses immer mehr zurücktraten, wurden die Gäste zu wirklichen Herren, die keine Laune unterdrückten und jedem flüchtig aufsteigenden Wunsche die sofortige Befriedigung gewährten.

Da trat ein neues, folgenschweres Ereigniß ein. Eduard verabschiedete sich eines Abends mit der Bemerkung, daß ein Ausflug in die nächste Stadt ihn auf einige Tage entfernt halten werde. Anstatt der von Fritz heimlich ersehnten Theodore erschien eine Magd mit der Nachricht, das Fräulein sei unpäßlich und werde nicht kommen. Erschrocken eilte Fritz in ihre Wohnung. Er wurde nicht angenommen und kehrte in der größten Unruhe nach Hause zurück. Dieselbe Scene wiederholte sich am zweiten und dritten Tage. Da brach der stumme Schmerz gewaltsam hervor und machte sich in lauten Ausrufungen Luft. „Wir sind verrathen! Schändlich verrathen!" tönte es im schmerzzerreißenden Aufschrei von ihren Lippen.

Sie waren es.

Weder von Theodoren, noch von Eduard war eine Spur zu erlangen. Sie waren verschwunden und blieben es. Auguste vermochte die ihr aufgebürdete Last nicht zu ertragen. Sie brach zusammen und schwebte eine Zeit lang am Rande des Grabes. Fritz nahm sich ihrer brüderlich an. So lange

er an ihr Unglück dachte, wurde ihm das seinige leichter zu tragen. Er war Tag und Nacht um sie beschäftigt. Endlich unterlag auch er den vielfachen Stürmen. Eine Zeit lang rang er zwischen Tod und Leben.

Ein neues Unheil trat zu den übrigen. Fritz hatte sich in der letzten Zeit um das Geschäft wenig oder gar nicht bekümmert. Der alte treue Diener hatte versucht, das sinkende Schiff so lange als möglich über Wasser zu erhalten, aber endlich mußte er ablassen. Es blieb nur noch der Verkauf übrig, um die letzten Trümmer aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten.

Von diesem Tage an verarmte das Haus, das sonst nur zufriedene Menschen sah. Verschwunden war alles Glück und alle Freude. Die Bilder Theodorens und Eduard's, die an der Wand hingen, waren die einzigen traurigen Wahrzeichen des kurzen Sonnenblickes, der einst diese öde gewordenen Räume erhellte. Die Bewohner desselben zogen sich von Allen zurück; sie vereinsamten immer mehr und mehr. Es kümmerte sich Keiner um sie. Nur am Abend pflegten sie auf kurze Zeit ihre Wohnung zu verlassen und auf der Promenade zu erscheinen.

Es dämmerte schon, als sie in den ersten Tagen des Herbstes unter den Bäumen auf- und abgingen. Es war ein milder, freundlicher Abend und die Promenade belebter, als sonst um diese Zeit. Der Mond schien hell. Die Geschwister fühlten sich beengt und wendeten sich zur Heimkehr. Da flog ihnen ein offner Reisewagen entgegen. In dem Fond desselben saßen Eduard und Theodore. Die jungen Neuvermählten begaben sich nach der fürstlichen Residenz, woselbst er als Musikdirector, sie als Sängerin angestellt waren. Das Vorüberfahren dauerte nur einen Moment, aber er war ausreichend zum gegenseitigen Erkennen. Auguste schrie verzweiflungsvoll auf und sank in die Arme des erstarrten Bruders. Alles Volk lief zusammen. Man hatte die Vorüberfahrenden auch bemerkt. Man fragte und errieth, bedauerte, zuckte mit den Achseln und vermochte ein hervorbrechendes Lachen nur mühsam zu unterdrücken.

Seit jenem Abende wurden die Geschwister noch menschenscheuer. Nur mit der einbrechenden Nacht wagten sie sich in das Freie. Und so ist nun das verkehrte Menschenherz. Seit jenem unseligen Zusammentreffen scheuten sie den Promenadenweg, wo die Begegnung stattfand, und doch eilten sie demselben, von einer unsichtbaren Macht unwiderstehlich fortgetrieben, entgegen. Hatten sie aber dann den verhängnißvollen Platz erreicht, wandten sie sich um und kehrten eilends nach Hause zurück.

So verstrichen die Jahre. Die Menschen, die mit ihnen jung gewesen waren, verließen entweder den Ort, oder starben hin. Die Jugendgeschichte der Geschwister wurde allmälig zur Sage und auch diese ward von dem jungen Nachwuchs vergessen. Man sah in ihnen nichts als zwei verkommene, verwitterte Gestalten in einer altmodischen, abenteuerlichen Tracht, mit absonderlichen Gewohnheiten und von närrischem Gebahren, das nur zur Verhöhnung und zum boshaften Spotte Anlaß gab.

Wenig bekümmerten sich die Nachbarn um die Vereinsamten. Aber endlich fiel es doch auf, als drei Tage nach einander die Hausthür dicht verschlossen blieb. Es wurde eine Anzeige gemacht und das Haus von Polizeiwegen geöffnet.

Man fand zwei Leichen. Die Geschwister, die so tiefes Leid gemeinsam erduldeten, waren — vielleicht an demselben Tage und zu derselben Stunde — selig verschieden.

IV.

Ein wunderlicher alter Herr wohnte in jenem grau angestrichenen Hause, dessen Fenster fast den ganzen Tag mit dichten Rouleaux verhängt blieben, so daß ein Sonnenstrahl nicht durchdringen konnte. Es war Herr Lestang. Die Nachbarn nannten ihn den kleinen Justizrath. Der Pöbel nannte ihn den Krummen. Er war von Kindesbeinen an blaß und schmächtig. Eine unachtsame Wärterin ließ den Knaben vom Schooße fallen. Seitdem war er ein Krüppel. Er zog sich vor dem Gespötte seiner Gespielen zurück und gewöhnte sich zeitig an die Einsamkeit. Die Aeltern hatte er früh verloren und ein mürrischer alter Vormund war nicht dazu geeignet, seine trübe Jugend sonderlich zu erhellen. Die Liebe zur Einsamkeit nahm er mit in seine Studentenzeit hinüber. Selten hatte wohl die alma mater einen schweigsameren Schüler, als diesen.

An sich selbst empfand er zuerst, wie weh es thut, unverdientes Unrecht zu dulden. Das weckte den Gedanken in ihm, ein Vorkämpfer des Rechtes zu werden und in diesem Sinn

begann er seine Studien. Der Erfolg übertraf die kühnste Erwartung. Was die Natur dem Körper versagte, das schenkte sie dem Geiste in verschwenderischer Fülle. Lestang wurde für die Universität ein Phänomen und als er sein letztes Examen bestanden hatte, galt er für den Ersten in seinem Fache. Die Klugen beugten sich vor dem Klügeren. Man machte ihm die glänzendsten Anerbietungen. Es hing nur von ihm ab, binnen kürzester Zeit eine der hervorragendsten Stellen im Staatsdienste einzunehmen. Bescheiden lehnte er Alles ab und begnügte sich mit dem stillen Amte, das ihn an meine Vaterstadt fesselte, wo er in dem grau angestrichenen Hause mit den düstern Rouleaux wohnte, worin er geboren wurde.

Zur selbigen Zeit kam ein junger Mann in die Stadt, der bei der städtischen Verwaltung angestellt werden sollte. Er wurde an den Justizrath empfohlen und dieser nahm sich seiner an. Durch das thätige Bemühen des alten Herrn wurde eine nothwendige Cautionsbestellung ermöglicht und Friedheim war einer der Vielen, die dem kleinen Justizrath für einen wichtigen Dienst zu danken hatten.

Aber wie es mit der menschlichen Dankbarkeit zu gehen pflegt: sie ist träge und läßt sich oft lange nöthigen, ehe sie ein Lebenszeichen von sich gibt. Bei Friedheim war dies in noch größerem Maße, als bei vielen Andern der Fall. Er nahm die ihm erwiesene Wohlthat hin, als müßte es so sein und glaubte Wunder, welche Opfer er brachte, indem er seine dienstlichen Obliegenheiten erfüllte. Aber auch dies geschah nicht immer. Friedheim war ein junger, lebenslustiger Mensch. Er liebte die heitere Geselligkeit. Mit dem Talente begabt, leicht und angenehm zu unterhalten, von leiblichem Aeußern und bereits zu einer Stellung im bürgerlichen Leben gelangt, öffneten sich ihm leicht die Thüren, wenn er so gefällig war, an dieselben zu klopfen. Aber die Geselligkeit in den geschlossenen Familienkreisen war nicht nach seinem Geschmack. Er liebte das Freie, Ungebundene und fand bald die Gleichgesinnten in der Menge.

Die Folgen einer Lebensweise, die immer weiter über die gewöhnlichen Schranken hinaus ging, blieben nicht aus. Der Justizrath ließ den jungen Mann kommen und ermahnte ihn zur Ordnung. Das half nur kurze Zeit. Die Ausschweifungen wurden immer bemerklicher und die Verweise strenger. Man drohete mit einer Disciplinaruntersuchung und wies auf eine Entlassung hin.

Friedheim war bei dem Allen nicht wohl zu Muthe. Er kam zur Erkenntniß und wollte gern umlenken. Aber diese Umkehr war schwer. Er saß zu tief darin. Böse Gläubiger stellten sich ein. Wechsel liefen um, die jeden Tag präsentirt werden konnten. Es fehlte an jeglicher Deckung für dieselben.

Da fiel der junge Mann auf einen teuflischen Gedanken. Die Verzweiflung gab ihm denselben ein. Es geschah an dem Tage, da ihn der Justizrath mit einer letzten, strengen Ermahnung entlassen hatte. Zu Hause angelangt, fand er einen seiner dringendsten Gläubiger vor, der sofortige Befriedigung verlangte und im Weigerungsfalle mit dem Aeußersten drohte. Kein Beschwichtigen half. Nur mit Mühe erreichte es Friedheim, daß der stürmische Mahner sich bereit erklärte, bis zum Mittage des folgenden Tages zu warten.

Der Mittag kam und die nicht unbeträchtlichen Wechsel wurden eingelöst. Ein zweiter und dritter Gläubiger kam. Auch sie fanden gleiche Befriedigung. Friedheim und seine Zahlungsfähigkeit waren in aller Leute Mund. Er selbst ward von einer innern Unruhe ergriffen, die Jedem auffiel, der in seine Nähe kam. Er ging, um Ruhe zu finden, in den Wald, an welchen die Stadt sich lehnte.

Dort ging der Justizrath Lestang auf und ab. Dieser hatte auch von den umlaufenden Gerüchten gehört und bangte um das Geschick seines Schützlings. Da trafen Beide zusammen. Als Friedheim seinen Wohlthäter so unerwartet vor sich sah, blieb er, keines Wortes mächtig, mit schlotternden Knieen vor ihm stehen. Das Bekenntniß der Sünde war mit scharfen Zügen der Stirn des Sünders aufgeprägt. Lestang verstand das stumme Bekenntniß und rief ihm zu:

„Unglücklicher! Was hast Du gethan?"

„Verloren! Verloren!" stammelte Friedheim. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und schwankte dem nahen Gebüsche zu.

„Du bist es!" sagte Lestang kalt, und kehrte nach Hause zurück.

Der entscheidende Schlag blieb nicht aus. Zu den Amtspflichten des jungen Friedheim gehörte auch die Verwaltung einer nicht unbedeutenden öffentlichen Casse, weswegen der Justizrath die nöthige Caution größtentheils aus eignen Mitteln hergegeben hatte. So-

fort wurde eine Revision angeordnet und der ansehnliche Defect entdeckt. Die Untersuchung folgte auf dem Fuße und der Justizrath Lestang ward mit der Führung derselben beauftragt.

Friedheim zermarterte sich in seiner Untersuchungshaft mit Plänen zu seiner Rettung. Er sann lange vergebens. Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Nach dem Gange des strengen Rechtes war nicht das Geringste zu erwarten. Nur im Wege der Gnade konnte an eine Milderung gedacht werden. In der Hand des Richters lag es, diese Milderungsgründe aufzufinden und zu vertheidigen. Der Justizrath und Niemand als der Justizrath war der ersehnte Helfer in der Noth. Friedheim schrieb an ihn. Ein Brief folgte dem andern. Umsonst. Lestang fühlte sich durch das Betragen seines Schützlings, der sein Vertrauen so schwer gemißbraucht hatte, auf das Aeußerste verletzt. Er gab auf alle schriftlichen Eingaben keine Antwort. Die Gerechtigkeit sollte ihren Gang gehen.

Viele billigten diese Strenge. Es wären früher manche Ungehörigkeiten stillschweigend beseitigt worden und nothwendig sei es, wenn einmal ein Exempel statuirt werde. Andere waren anderer Meinung, vorzüglich diejenigen, die unter Umständen dem Schicksal Friedheim's nicht entgangen wären. Diese meinten, die Strenge kleide demjenigen schlecht, der sich noch nicht geprüft habe, wie es sei, wenn der Versucher an ihn heranträte. Vielleicht wäre es auch geschehen und man wisse es nur nicht, weil der Betroffene schlau genug gewesen sei, das Spiel künstlich zu verdecken. Man habe auch Manches gehört und gesehen. Jedem Gerüchte liege irgend etwas Wahres zum Grunde und wenn sich Jemand berufen fühle, dem Lebenslaufe des tugendsamen Justizrathes nachzupüren, werde man gewiß mancherlei Menschlichkeiten begegnen.

In diesem Tone ging es fort. Es war bekannt, daß der Justizrath öfters verreise. In Geschäften, heiße es. Aber man wisse schon, was dahinter stecke. An der Spielbank in dem nahen Badeorte sei er öfters gesehen worden. Wenn er in seinem Kämmerlein sitze, spreche er der Flasche mehr zu, als billig, während er öffentlich zu allen Mäßigkeitsvereinen beisteuere. Er sei auch durchaus kein Feind von hübschen, flinken Bauerdirnen, oder Jungemägden und wenn die Wände in den abgelegenen Dorfkrügen reden könnten. . . .

In dieser Weise ging es fort. Lestang hatte keine Ahnung von diesen Gerüchten. Er wußte auch nichts von dem letzten Gedanken Friedheim's, den die Verzweiflung zur That werden ließ.

An dem Orte, wo Friedheim lebte, bevor er die Anstellung erhielt, wohnte seine jüngere Schwester Adolfine; ein wähliges, junges Ding, voll Ansprüche an das Leben und nicht allzu wählerisch in der Wahl der Mittel, wenn es einen Zweck zu erreichen galt. Sie stand im engen Bunde mit ihrer Freundin Doris, welche alle ihre schlimmen Eigenschaften, nur in noch höherem Maße, theilte. Es waren ein Paar reizende, aber gefährliche Geschöpfe, denen nur einige Anleitung und der geeignete Schauplatz fehlte, um eine Rolle in der Welt zu spielen, die gewiß war, das allgemeinste Aufsehen zu erregen.

An diese Schwester wandte sich Friedheim. Er glaubte an die Gerüchte, welche über den Justizrath im Umlauf waren. Er baute auf die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit Adolfinens und beschwor sie, sobald als möglich herzukommen und den Justizrath um Hilfe anzuflehen. Adolfine fand diese Idee allerliebst, und theilte sie der Freundin mit. Beide machten sich sofort auf den Weg.

Lestang war nicht zu Hause. Er sei in Geschäften über Land und werde erst spät am Abend zurückkommen, hieß es. Die Damen möchten ihren Besuch am Morgen wiederholen.

Die Damen hielten sich zurückgezogen. Sie kannten Niemand in dem Orte und hatten keine Veranlassung, sich bekannt zu geben. Gegen Abend machten sie einen Spaziergang in dem benachbarten Wäldchen, um die Rollen, welche sie morgen zu spielen gedachten, nochmals mit einander durchzugehen. Sie waren von dem Gelingen des Unternehmens so überzeugt, daß Doris, die Muthwilligste von Beiden, sich einer ausgelassenen Lustigkeit überließ, und die Freundin unwillkürlich mit sich fortriß. Adolfine hatte in diesem Augenblicke die ernste Lage, worin sich ihr Bruder befand, gänzlich vergessen.

Da rollte ein Wagen heran und hielt vor der Baumallee, worin die Damen auf und ab wandelten. Ein kleiner Herr stieg aus demselben, befahl dem Kutscher, vollends nach der Stadt zu fahren und ging, vor sich niederschauend, die Allee entlang.

Zwei junge Bursche, mit eingekniffener Lorgnette und Cigarren im Munde, streiften an ihm vorüber.

„Da ist der Krumme!“ sagte der Eine.

„Krumm und Dumm reimen sich,“ entgegnete der Andere.

„Ein geborenes Fragezeichen, aber ohne Punkt!“

„Morgen ist schlechtes Wetter.“

Die Bursche zogen lachend weiter. Ihre Unterhaltung war nicht allzuleise geführt. Der kleine Herr machte eine Bewegung. Seine Arme zuckten, doch bezwang er sich und ging anscheinend ruhig weiter.

Die leichtsinnigen Reden waren nicht ungehört verhallt. Adolfine und Doris hatten sie vernommen und ihre Aufmerksamkeit ward dadurch auf die Person gelenkt, welcher sie galten.

Die Verführung war zu groß. Sie konnten dem Kitzel nicht widerstehen, ihr oft gepriesenes Talent zu üben. Die possirliche Gestalt, welche vor ihnen herging, bot zu viel Verlockendes dar. Sie konnten keine bessere Gelegenheit finden, ihren sogenannten Witz zu üben.

Adolfine redete ihn an, indem sie höflich nach dem Wege fragte. Doris unterstützte sie und fragte, ob zwei Damen, welche sich zufällig verspäteten, auf dieser einsamen Straße nichts zu befürchten hätten? Der Herr, an dergleichen Unterhaltungen nicht gewöhnt, murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin und suchte sich loszumachen. Aber die Beredtsamkeit der beiden Damen ließ sich sobald keinen Zügel anlegen. Sie trieben ihren unfreiwilligen Begleiter immer mehr in die Enge, bis dieser endlich sich gewaltsam aufraffte und indem er sie mit zornglühenden Augen anblitzte, in die Worte ausbrach:

„Hütet Euch, daß wir uns nicht irgendwo zum zweiten Male begegnen. Es könnte schlimm für Euch ausfallen; sehr schlimm!“

Mit schnellen Schritten entfernte er sich. Die beiden jungen Damen wollten über den possirlichen Alten, der mit den Füßen stampfte, lachen, allein sie vermochten es nicht. Sein Zornesblick war tief in ihr Inneres gedrungen. Ohne ein Wort mit einander zu wechseln, kehrten sie nach der Stadt zurück.

Lestang hatte die Nacht wenig geschlafen. Das Ereigniß im Wäldchen hatte ihn zu sehr aufgeregt. Der gerechte Zorn beherrschte ihn völlig. Sein Herz war der bittersten Empfindung voll. Mit dem anbrechenden Morgen ging er in sein Arbeitscabinet und trat an den Schreibtisch. Das Erste, was ihm in die Augen fiel, waren die Friedheim'schen Acten, die ihm zu einer letzten Begutachtung eingesandt waren. Auf ihn kam es an, ob die Angelegenheit einen mehr oder minder finstern Ausgang nehmen sollte.

Die Stimmung, worin sich der Justizrath befand, war dem Angeklagten nicht günstig.

„Er ist auch Einer von denen, die ich mit Wohlthaten überhäufte und die es mir mit Undank lohnten!“ sprach er grollend vor sich hin. „Er hat das Schicksal, das ihn trifft, dreifach verdient, und es soll ihm daran nicht das Geringste erlassen werden. Er hat es verdient.“

In dieser Stimmung setzte sich der Justizrath zum Schreiben nieder. Gleich darauf erschien ein Diener und meldete zwei Damen, die ihn zu sprechen wünschten. Mürrisch wies er sie ab. Der Diener kehrte nach einiger Zeit mit der erneuerten Bitte zurück, den Besuch anzunehmen, da es sich um eine höchst dringende Angelegenheit handle. Zögernd gab Lestang die erbetene Erlaubniß und die Damen traten ein.

Das Erkennen war gegenseitig. Adolfine schrie laut auf und stützte sich auf die nicht minder erschrockene Freundin. Vor dem Justizrath schlug es blitzartig nieder. Seine Kniee zitterten. Er streckte die Arme wie abwehrend von sich und stöhnte:

„Fort! fort!“

Die Mädchen warfen sich ihm zu Füßen. Sie flehten ihn um seine Verzeihung für ihren Leichtsinn an. Sie nannten sich ihm und welche Absicht sie zu ihm führe. Sie hätten alle Hoffnung auf sein menschenfreundliches Herz gesetzt, aber nun sei durch ihre eigene Schuld jede Gunst verscherzt und das Geschick des Unglückseligen ein entsetzenvolles. Seine Verurtheilung werde lebenslang ihr Gewissen belasten und ihnen für immer jeden Frieden rauben.

Dies sprachen sie und vieles Andere, wie es sich Gemüthern aufdrängt, die sich in einer solchen Lage befinden.

Lestang verstummte. In einer Aufregung, wie man sie bei ihm selten gewahrte, verließ er das Zimmer, ohne die Bittenden weiter zu beachten. Nach einiger Zeit erschien der Diener und erklärte, sein Herr befinde sich sehr unwohl und könne Niemand sehen. Die Damen möchten sich nicht weiter bemühen.

Der endliche Ausfall ihrer Angelegenheit werde ihnen seiner Zeit kund gethan werden. In tiefer Zerknirschung verließen Beide die Wohnung des Justizrathes.

Dieser hatte sich in sein innerstes Gemach zurückgezogen und ließ Niemanden vor sich. Er hatte einen schweren Kampf mit sich auszukämpfen:

„Ich darf ihn nicht fallen lassen; ich darf nicht. — Wenn ich es thäte, würden meine Gegner sagen: der junge Mensch wäre vielleicht zu retten gewesen, allein der Lestang hat es nicht gewollt. Er wollte sich rächen für die empfangenen Beleidigungen und der unglückliche Bruder muß für die Vergehungen einer leichtsinnigen Schwester büßen. Das werden sie sagen und wer kann wissen, ob sie nicht ein Recht haben, es zu sagen?"

„Ich weiß es, daß es geschehen wird," fuhr er nach einer Pause fort. „Man wird diesem Worte glauben und das wird ein Flecken auf meiner Ehre sein. Ich weiß aber auch, daß ihre armselige Voraussetzung eine Verleumdung ist. Mein Herz ist rein von jeder unedeln Empfindung. Ich will keine Rache für empfangene Beleidigungen. Es hat mich nur stets tief im Innern betrübt, wenn die Menschen, für die ich eine so aufrichtige Liebe in meinem tiefinnersten Herzen trage, mir diese Liebe stets mit dem schwärzesten Undank lohnen. O über diese Leichtsinnigen, die nur glücklich sind, wenn sie Andern Schmerz und Kummer bereiten. Es hat mich diesmal tiefer getroffen, als jemals. Aber ich muß es vergessen, ich muß es thun, weil sonst meine Verleumder Recht behalten und ich mich nicht mehr am eigenen Bewußtsein erheben kann."

Mit diesen leise vor sich hin gesprochenen Worten setzte sich Lestang an den Schreibtisch, den er, trotz der mehrfachen Ermahnungen seines treuen Dieners, erst um Mitternacht wieder verließ.

Die Angelegenheit des jungen Friedheim nahm eine überraschend günstige Wendung. Die von demselben veruntreuten Gelder wurden vollständig ersetzt. Man wollte Milderungsgründe gefunden haben. Es wurden Aeußerungen laut, wonach es zweifelhaft erschien, daß überhaupt ein eigentlicher Cassendefect stattfand. Dagegen hob man hervor, daß der betreffende Beamte sich Vernachlässigungen im Dienste zu schulden kommen ließ, die leicht sehr üble Folgen hätten nach sich ziehen können und es werde derselbe wohl seine Entlassung nehmen müssen. Man hatte dies so oft gehört, daß es Keinem auffiel, als die Angelegenheit wirklich so endete. Sie ward an höchster Stelle vorgetragen und der Befehl ertheilt, die ganze Sache niederzuschlagen.

Als Friedheim die Stadt zu verlassen im Begriffe war, in welcher er eine kurze und wenig ehrenvolle Rolle gespielt, erschien er vor dem Justizrath. Er wollte eine lange Entschuldigung über das Benehmen seiner Schwester und seinen eignen Leichtsinn beginnen, aber Lestang schnitt ihm das Wort ab und sagte:

„Das Vergangene ist todt. Wandeln Sie auf der neuen Bahn, welche Sie einschlagen, mit festerm Schritt und machen Sie auf diese Weise das frühere Verbrechen wieder gut. Das ist das einzige Mittel, die Achtung vor der Welt zu gewinnen und zu behaupten. Gehen Sie! Ich kann, ich will Sie nicht mehr sehen."

Von jenem Tage an kränkelte der Justizrath. Es nagte ein Wurm an seinem Leben. Hätte er dem strengen Rechte seinen Lauf gelassen, wäre Friedheim zu einer entehrenden Strafe verurtheilt und die Welt würde gesagt haben, er hätte es gethan, um eine persönliche Beleidigung zu rächen. Um dieser neuen Verleumdung zu entgehen, wandte er zum ersten Male alle seinen Einfluß an, um eine mildere Wendung der Dinge zu erreichen. Es gelang. Aber er konnte es nicht verwinden, daß er, als ein Träger des Gesetzes, Veranlassung ward, daß diesem Gesetze Gewalt geschehen sei. Er legte sein Amt nieder und war, trotz aller Bitten und Vorstellungen, nicht zu bewegen, es wieder anzunehmen. Sein Leben wurde noch einsamer, als vorher. Keiner bekümmerte sich um ihn. Ich aber habe oft zu ihm hinübergeblickt, wenn er am Fenster erschien, was wohl zu geschehen pflegte, wenn die Abendsonne ihren Scheideblick durch die Scheiben warf. Das blasse, mit Zügen des Grames durchfurchte Gesicht und die tief eingesunkenen Augen bleiben mir unvergeßlich.

V.

Auf dem Markte, dem alten Stadtbrunnen gegenüber, wohnten drei Schwestern. Sie waren an Jahren weit aus einander, in Herz und Sinn vollkommen Eins.

Der Vater war ein fleißiger und geschickter Handwerker gewesen. Als er das Zeitliche

gesegnete, hinterließ er so viel, daß die drei Schwestern sich nothdürftig durchbringen konnten, auch wenn sich keine sogenannte Versorgung für sie fände.

„Ich stürbe gern,“ sagte er zu Friederiken, der Aeltesten, „wenn nur die Jüngern nicht noch so hilflos wären. Sie hätten gar sehr der Mutter bedurft und sollen nun auch noch den Vater missen.“

„Das muß Dir Deine letzte Stunde nicht schwer machen, lieber Vater,“ entgegnete Friederike beruhigend. „Wenn Gott der Herr Dich zu sich ruft und mich bei den Schwestern läßt, will ich ihnen eine treue Pflegerin sein.“

Der Vater schlummerte hinüber mit einem Segenswunsche für seine Kinder auf den Lippen.

Friederike machte das dem Vater gegebene Wort wahr. Sie sorgte mit mehr als mütterlicher Liebe für die beiden ihr anvertrauten Geschwister; sie leitete ihren Unterricht und war die Seele ihrer Spiele.

Die älteste Tochter des Handwerkers war ein tüchtiges, gescheutes Frauenzimmer, offenen Herzens und von einem lieblichen Aeußern. Ihre Sanftmuth und Gefälligkeit waren sprichwörtlich und sie stand in großem Ansehen bei der Nachbarschaft.

Einem solchen Mädchen konnte es an Anträgen nicht fehlen. Sie hörte erröthend an, was man ihr sagte und entgegnete:

„Dank für die erwiesene Ehre, aber ich kann sie nicht annehmen. Ich müßte Pflichten eingehen, die ich nicht im vollen Maße erfüllen könnte, da ich für meine unmündigen Geschwister zu sorgen habe. Ich würde sie oder meinen Mann, wenn nicht gar Beide, vernachlässigen und das darf ich mir nicht zu schulden kommen lassen. Deutet meine Worte nicht übel, die Euch vielleicht verletzen, aber ich kann nicht anders.“

Man mußte das Mädchen gewähren lassen. Mehrfache gutgemeinte Ermahnungen wollten nichts fruchten. Es half nichts, daß eine alte Muhme sagte: Eine solche Pflichterfüllung sei eine alberne. Jeder vernünftige Mensch denke zuerst an sich. Wer es nicht thue, begehe **auch** eine Sünde. Friederike hörte die Predigt gutmüthig an, zuckte mit den Achseln und fuhr fort, ihre Pflicht zu thun.

Jahr um Jahr ging hin, die jüngern Schwestern wuchsen nach und nach heran. Friederike begann zu altern. Aber ihr innerstes Leben blieb dasselbe.

„Sie bleibt sitzen und das ist dem hochmüthigen Dinge ganz recht. Früher war ihr Keiner gut genug. Jetzt kann sie es haben.“

Die Leute sagten es.

Friederike hörte es und hatte nur Sorge, daß ihre Schwestern es nicht vernehmen möchten, da ihnen der Sinn dieser Worte nicht fremd mehr sein konnte. Das gute Herz. Es dachte nur an Andere und nie an sich selbst. Ihre Aufgabe war, Freude zu verbreiten, so oft sie konnte. Jedes Fest, jeder Geburtstag gab ihr dazu einen willkommenen Anlaß und hauptsächlich war es der Weihnachtsabend, wo sie alle ihre Erfindungsgabe daransetzte, um den Glanz, der ihr so nothwendig erschien, mit den geringen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, in Einklang zu bringen.

Auch als die zwei jüngern Schwestern allmälig heranwuchsen, blieb das mütterliche, kindliche Verhältniß zwischen den Dreien in Kraft. Sie hatten es nie anders gekannt. Wenn der Weihnachtsabend nahe war, hatte Friederike in der entlegenen Kammer Tage lang zu sorgen und zu schaffen. Geschäftig ging sie hin und her. Die Jüngern ließen sie gewähren. Sie sprachen Hoffnungen und Vermuthungen aus und hielten sich von dem Heiligthume fern. Kam dann endlich der ersehnte Abend heran und Friederike sah, bei dem Scheine der Kerzen, daß ihr die Ueberraschung gelungen war, dann freute sie sich herzinnig, und mit einem Gefühle, für das ein profanes Wort eine Entweihung ist, schlossen sich die Drei in stets wachsender Liebe an einander. Der Weihnachtsabend war der eigentliche Glanzpunkt in dem Jahreslaufe der Schwestern. Von diesem Tage aus ging ihre Zeitrechnung. „Seit Weihnachtsabend haben wir . . . .“ oder: „von heute ab, bis zum heiligen Weihnachtsabend wollen wir . . .“ waren die Formen, welche alle wichtigen und unwichtigen Ereignisse ihres umschränkten Lebens bezeichneten.

Der Tag war für sie bisher ein Lust- und Freudentag gewesen. Er sollte ihnen zu einem Kummertage werden. Friederike begann bald nach dem letzten Feste zu kränkeln. Mit dem Frühjahr wurde das Uebel ärger und ließ sich nicht länger verbergen. Der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht, das bei den wiederholten Besuchen immer ernster wurde, bis er sich endlich still entfernte. Die Schwe-

stern, welche ihn wohl verstanden hatten, warfen sich wehklagend neben dem Bette der Sterbenden in die Knie. Friederike tröstete und sagte mit matter Stimme:

„Liebe Wilhelmine, Du bist nun die Aelteste und trittst an meine Stelle. Halte Dich aufrecht und sorge für unsre Jüngste."

Sie ging mit einem Lächeln heim.

Es kam ein neues Weihnachtsfest. Trübe und melancholisch brach es für die Schwestern an. Aber in ihrem Zimmer brannten die Kerzen auf dem Weihnachtsbaum. Die Verstorbene hatte es so angeordnet. „Es soll nach meinem Tode nichts geändert werden," hatte sie vor ihrem Hinscheiden gesagt. „Alles bleibt, wie es von Vaters Zeiten her hier gewesen ist." Und der letzte Wille war den Hinterbliebenen heilig.

Als die Jüngste in das festlich aufgeschmückte Zimmer trat, sagte sie erschreckend:

„Um Gott, Wilhelmine, was hast Du gemacht? Du bautest auf für Drei!"

Und Wilhelmine entgegnete schmerzlich lächelnd: „Es soll nichts verändert werden in unserm Leben, hat sie angeordnet. Und dann ist es mir immer, als müßte sie bei uns eintreten. Laß nur. Wir sind ja doch unser Drei."

Und innig bewegt schlossen sich die beiden Schwestern in die Arme.

Lange Jahre waren verstrichen und hatten die braunen Locken weiß gefärbt. Wilhelmine schlummerte auch hinüber. Die Jüngste blieb allein.

Abermals brach der Weihnachtsabend heran. Der Weihnachtstisch prangte in dem gewohnten Glanze. Die rothen, blauen und gelben Kerzen beleuchteten drei Gedecke. Die Jüngste, im schwarzen Kleide und mit schneeweißem Haar, blickte wehmüthig lächelnd auf die ausgebreiteten Herrlichkeiten, und sprach mit kaum hörbarer Stimme:

„Wir bleiben doch unser Drei!"

* * *

Die Dämmerung bricht mit Macht herein. Von der See her frischt der Wind auf und fegt das welkende Laub im nachbarlichen Wäldchen vor sich her. Meine Augen schmerzen von dem vielen Sehen. Ich schließe das Fenster meiner Dachkammer.

Vielleicht, daß wir es bald einmal wieder öffnen und hinausschauen.

Literarisches.

Friedrich Gentz. Eine Biographie von Schmidt-Weissenfels. 2 Bände. Prag. Kober und Markgraf.

Es ist ein altes Wort, daß der Biograph sich gar leicht zum Apologeten umwandele. Die Absicht des Verfassers ist es nicht. „Grade Gentz gegenüber," sagt er, „an dessen Namen mancher blinde Haß eine unwürdige Tradition gehaftet hatte, war Gerechtigkeitsliebe und Unbestechlichkeit des Urtheils vielleicht mehr, als bei jedem Andern geboten, und zur Unterstützung dieser Pflicht konnte wohl kein besseres Mittel dienen, als die einfache und unverfälschte Sprache der Thatsachen." Es ist wahr, diese sind uns hier geboten, und der Verfasser hat keineswegs die Fehler und Gebrechen dieser berühmten Persönlichkeit verschwiegen. Er führt uns von der Jugend desselben durch das ganze Leben, zeichnet in wenigen gewandten Strichen die allgemeine Situation und das Verhalten von Gentz gegen dieselbe. Bei dem Allen fürchten wir dennoch, daß er manche Dinge in einem günstigern Verhältnisse sieht, als die Thatsachen es gestatten. Wir wollen nicht das heftig herbe Wort von Stein urgiren, welches Stein im Jahre 1814 zum Kaiser Alexander äußerte: Gentz sei ein Mensch von vertrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen. Wir geben gern zu, daß dies Urtheil übertrieben war. Aber es bleibt nichts desto weniger die Thatsache, daß das frühere Leben von Gentz auf ihm lastete mit dem Bewußtsein schwerer sittlicher Schuld. Gentz hat einen großen Theil seiner jugendlichen Manneskraft in Ausschweifungen aller Art vertobt. Schmidt-Weissenfels verschweigt dieselben nicht, wenn er auch freilich die sittliche Bedeutung derselben nicht scharf betont. Gentz so wenig wie irgend ein Anderer hat den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit ohne Verlust und Einbuße an dem Kerne seines Wesens Trotz bieten können.

Wir wollen mit dieser abweichenden Ansicht den Werth der Biographie nicht beeinträchtigen. Fassen wir zum Schlusse das Urtheil des Biographen zusammen: „Gentz," sagt Schmidt-Weissenfels, „war ein durchaus fester, ehrlicher und redlicher politischer Charakter. Der Conservatismus, dem er von Jugend auf huldigte, war sein Grundsatz bis an das Ende seines Lebens, freilich nicht stagnant und hartnäckig, sondern je nach den Verhältnissen mit einem liberaleren oder strengeren Colorit."



Culturgeschichtliche Briefe

über Fragen der deutschen Literatur.

An Prof. Dr. Hrm. Hettner in Dresden

von

Karl Biedermann.

III.

Lessing.

Mit Lessing geht es der culturgeschichtlichen Auffassung grade umgekehrt, wie mit Gellert und den andern Dichtern der Empfindsamkeit. Bei letztern hatte sie die dankbare und verhältnißmäßig leichte Aufgabe, der literargeschichtlichen Auffassung zu Hilfe zu kommen, und das zu erklären, was diese nicht zu erklären vermochte; Lessing's Wirksamkeit dagegen, lediglich nach ihren einzelnen literarischen Ergebnissen, literargeschichtlich betrachtet, ist leicht zu erklären und auch schon vielfach erklärt (wenngleich vielleicht doch auch hier die culturgeschichtliche Betrachtung noch einiges nicht ganz Unwichtige möchte hinzuthun können); die Schwierigkeit des Erklärens beginnt erst da, wo es sich um die Totalität des Lessing'schen Wesens und Wirkens, um den Einheitspunkt seiner so mannigfaltigen und zum Theil scheinbar so weit aus einander gehenden Thätigkeitsrichtungen handelt.

Was mir wenigstens an dem Bilde Lessing's, wenn ich es mir vergegenwärtige, immer zuerst und am meisten in's Auge fällt, das ist die Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit des Mannes, der Drang des Anregens, Bahnbrechens, Leitunggebens, Nachhelfens und Verbesserns nach den verschiedensten Richtungen hin und auf den verschiedensten Gebieten. Die fachwissenschaftliche Betrachtung nun mag sich damit begnügen, aus dieser Vielseitigkeit das, was ihr eignet, auszuscheiben und zu beleuchten: der Literarhistoriker das Literarische, der Theolog das Theologische, der Antiquar und Philolog das ihm Nächstliegende. Dem Culturhistoriker kommt es darauf an, den ganzen Mann in seiner Einheit und Ganzheit zu erfassen. Und das eben ist die eigenthümliche Schwierigkeit, welche ich in der Auffassung und Darstellung dieses merkwürdigen Mannes finde, das noch ungelöste Problem, welches, nach meiner Ansicht, grade die culturgeschichtliche Betrachtung zu lösen hat.

Eine derartige Vielgeschäftigkeit eines einzelnen Mannes, wie wir sie bei Lessing finden (gestatten Sie mir diese kleine Abschweifung in's Allgemeinere, die dasjenige, was ich später über Lessing speciell zu sagen habe, vielleicht am besten einleiten und verdeutlichen wird) — ist immer das Anzeichen ganz besonders gearteter Zustände des geistigen und namentlich auch des öffentlichen Gemeinwesens, dem ein Solcher angehört. Wir finden sie gewöhnlich da, wo ein Volk oder eine Zeit auf dem Uebergange in eine neue Culturphase begriffen, wir finden sie dagegen entweder gar nicht, oder nur sehr selten da, wo das Culturleben eines Volkes bereits zu einer gewissen Durchbildung und Befriedigung in sich gelangt ist. In diesem letztern Falle nämlich tritt auch im Geistigen eine Art von durchgeführter Arbeitstheilung ein, indem die allgemeine Culturströmung so mächtig ist, daß

sie jedem Einzelnen seine bestimmte Stelle anweist, und alle, auch die mannigfaltigsten, individuellen Thätigkeiten unwiderstehlich nach einem gemeinsamen Ziele fortreißt. Wo dagegen eine solche allgemeine Strömung noch nicht zum Durchbruch gekommen ist, da fühlt jeder etwas höher Begabte in sich den Drang und Beruf, von möglichst vielen Seiten anregend, fördernd, bestimmend in das Allgemeine einzugreifen, ihm den Stempel seines Geistes und seiner Anschauungsweise aufzudrücken.

Es fallen mir eben drei berühmte Beispiele solcher Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit ein, mit denen man Lessing vergleichen könnte, eines aus der Zeit Lessing's selbst, zwei aus frühern Epochen, alle drei aber verschiedenen Nationalitäten angehörend. Ich meine den Engländer Baco, den Deutschen Leibniz und den Franzosen Voltaire. Da zeigt sich denn sogleich der maßgebende Einfluß der Verschiedenheit dieser drei Nationalgeister. Dem Engländer gab der praktische Geist seiner Nation, der sich auf politischem und materiellem Gebiete damals bereits bethätigt und befestigt hatte, auch für sein wissenschaftliches Streben alsbald den bestimmten Zielpunkt an die Hand, wonach dieses, wenn schon an den verschiedensten Punkten anknüpfend, mit unwandelbarer Sicherheit gravitirte, nämlich die Hinlenkung aller Wissenschaften auf das erfahrungsmäßig Feststehende, Greif- und Brauchbare, Praktische. Bei dem Franzosen findet sich ebenfalls ein sehr bestimmter Mittel- und Schwerpunkt seiner Thätigkeit, wenn auch etwas abweichend hinsichtlich seiner Art, gemäß dem Charakter und Bildungsgange dieser Nation: nämlich der Gedanke der Aufklärung, der bürgerlichen und religiösen Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit und Duldsamkeit. Sie selbst haben in Ihrer „Geschichte der französischen Literatur" dies auf eine, wie mir scheint, vollkommen überzeugende Weise nachgewiesen. — Bei dem Deutschen, Leibniz, ist eine solche Einheit und Stetigkeit seiner vielartigen Beschäftigungen schon weit weniger zu finden. Wie der ganze Culturzustand seiner Nation zu der Zeit, wo er auftrat, ein zwiespaltiger war, getheilt zwischen einer praktisch realistischen Richtung, die aber schon im Verschwinden begriffen ist, und einer theoretisch idealistischen, die von da an immer ausschließlicher das Feld behauptet, so schwankt auch die Thätigkeit dieses großen Mannes zwischen den beiden genannten Polen unstet und unruhig hin und wieder. Ich habe dies ausführlicher in meinem „Deutschland im 18. Jahrhundert" (zweiter Band, 1. Abtheilung, Seite 211 ff.) nachgewiesen und komme hier nur deshalb darauf zurück, weil grade mit Leibniz Lessing bisweilen verglichen worden ist, z. B. von Gervinus. Freilich gibt es der Verschiedenheiten zwischen diesen beiden Männern eben so viele, als der Aehnlichkeiten. Leibniz war im Allgemeinen mehr eine weibliche, Lessing eine durch und durch männliche Natur; des Erstern Thätigkeit erweist sich vorzugsweise als eine organisatorisch constructive, die des Letztern als eine kritisch reformatorische; in seinen Mitteln der Ausführung, wie in seiner ganzen Lebensrichtung und Sinnesweise, ist Leibniz durchaus aristokratisch monarchisch; Lessing dagegen war seinem tiefsten Wesen nach so sehr Demokrat, daß er sogar eine feste Lebensstellung — aus Furcht, seine Unabhängigkeit dadurch zu gefährden — den größten Theil seines Lebens hindurch in demselben Maße von sich abwies und mied, wie Leibniz eine solche eifrig suchte, um dadurch einen beherrschenden Einfluß auf das Culturleben seiner Zeit und die Mittel zur praktischen Durchführung seiner großen Pläne zu gewinnen.

Gemeinsam dagegen ist Beiden eben jener schon erwähnte Drang der Vielgeschäftigkeit, des Eingreifens nach allen Seiten hin und auf den verschiedensten Gebieten des Lebens. Aber auch hier zeigt sich alsbald ein wichtiger Unterschied in der Art dieser Thätigkeit, bedingt durch die Verschiedenheit der allgemeinen Culturverhältnisse, unter denen der Eine und der Andere auftrat.

Beide, Lessing sowohl als Leibniz, waren vom Haus aus und ihrer Bildung nach Gelehrte. Beide fühlten aber auch schon früh das Bedürfniß, eine Wirkung auf's Leben zu erzielen und die Gelehrsamkeit selbst für's Leben brauchbar zu machen. Wie Leibniz sich den Kreisen fachgelehrten Wissens entrang, um in die Welt hinauszutreten, um Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen und auf beide zu wirken, so erfaßte auch den jungen Lessing in seinem Dachstübchen zu Leipzig die Ahnung, „daß seine Bücher ihn zwar gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden," und so stieg er, rasch entschlossen, hinab in die Straßen jener Stadt, „wo man die Welt im Kleinen sehen kann," trieb allerhand ritterliche Künste, wie Fech-

ten, Reiten, Tanzen, um seinen Körper geschmeidig und seine Manieren geschickt für die Gesellschaft zu machen, besuchte nebenbei fleißig die „Komödie," in der er „eine gezwungene von einer natürlichen Aufführung unterscheiden lernte."

Aber schon hier, am Eingange der Laufbahn dieser beiden großen Männer, macht sich die so ganz verschiedene Signatur ihrer beiderseitigen Zeitalter bemerkbar. Was Leibnitz suchte und, wenigstens zum Theil, auch wirklich fand, worauf er ein sehr wesentliches Stück seiner rastlosen Thätigkeit verwandte, das war jene „große Welt," wie Goethe sie im Faust nennt, die Welt der äußern Thaten und Ereignisse, der Schicksale der Völker und der Fürsten. Für Lessing war diese große Welt in solcher Weise nicht mehr zugänglich. Im Laufe der nicht ganz drei Menschenalter, die zwischen seiner und seines großen Vorgängers Jugend mitten inne lagen, war auch der letzte Rest unmittelbar praktischer, auf das äußere und namentlich das öffentliche Leben gerichteter Thätigkeit der deutschen Nation und insbesondere den sogenannten gelehrten oder gebildeten Kreisen verloren gegangen; das geistige Leben hatte sich tief in das Innere des Individuums zurückgezogen, war durch und durch idealistisch und subjectiv geworden. Es galt schon für ein Großes, wenn man ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem einseitig gelehrten Treiben und den nächsten Anforderungen des äußern Lebensgenusses und der Geselligkeit herzustellen bemüht war, wie wir dies hier von Lessing praktisch an sich selbst geübt, bald auch dichterisch zum Vorwurf mancher seiner kleinen Schauspiele, z. B. des „jungen Gelehrten," gemacht sehen.

Allerdings erhielt eben damals, in Lessing's Jugend, das äußere, politische Leben der Nation wieder einen neuen, bedeutsamen Anstoß. Auf der Fürstenschule zu Meißen vernahm der junge Lessing den fernen Kanonendonner der Schlacht von Kesselsdorf, erblickte er in unmittelbarster Nähe auf ihren Durchmärschen durch die Stadt Sieger und Besiegte, sah wohl auch den jugendlichen Monarchen Preußens selbst, oder hörte doch vielfach den schon damals weit verbreiteten Ruf seiner Thaten und seines Herrschergeistes.

Indeß, von der Bewunderung des großen Feldherrn und Regenten, zu welcher wahrscheinlich schon hier der Keim in des Knaben Brust gelegt ward, den wir später bei dem Jüngling Lessing zu voller Blüthe aufgehen sehen — bis zu einem selbstthätigen Eingreifen in die Verhältnisse dieser großen Welt der politischen und nationalen Ereignisse war noch ein weiter Weg, und grade Friedrich's II. Persönlichkeit und Regierungsweise war wenig dazu angethan, derartige Entschlüsse in einem Geiste, wie Lessing, wachzurufen oder zu ermuntern. Einen wirklichen Einfluß auf politische, nationale oder sociale Angelegenheit im größern Maßstabe (wie dies Leibnitz seiner Zeit wenigstens versuchte) ansprechen zu wollen, durfte im Bereiche der Macht des großen Königs auch dem Begabtesten nicht einfallen. Mußte doch sogar der, in jeder andern Beziehung von Friedrich so hochgestellte Voltaire, als er diplomatische Velleitäten verrieth, sich eine spöttisch demüthigende Abfertigung gefallen lassen. Lessing selbst klagt einmal darüber, daß so Vieles in dem Staate des großen Friedrich trotz aller gerühmten Denk- und Preßfreiheit für den Unterthan ein Noli me tangere sei. Daß ein Geist wie Lessing unter solchen Umständen das dem Schriftsteller allein offen gelassene, wie auch immer dankbare Feld publicistischer Thätigkeit doch als etwas seiner Begabung und Bestimmung nicht Ebenbürtiges betrachten mochte, als Etwas, „womit er sich nicht die Zeit verderben wolle," begreift sich wohl.

Hier war die Grenzscheide zwischen Lessing und jenen Berliner Kreisen, welche sich, wie namentlich Nicolai, wirklich mit voller Hingebung in das durch Friedrich den Großen entfesselte Culturleben in seiner ganzen Breite und selber nach seinen scheinbar trivialen Richtungen hineinwarfen; welche neben der schönen Literatur und der Gelehrsamkeit auch das Staatsleben in seinen zum Theil materiellsten Aeußerungen, in seinen Wirkungen auf physisches und moralisches Wohlbefinden der Völker, Aufklärung und Gesittung, Gesetzgebung und Verwaltung studirten, und nach ihren bescheidenen Kräften an dem Aufbau einer neuen Cultur in allen diesen Beziehungen mit arbeiten halfen. Dazu herabzusteigen, konnte einem Lessing nicht zugemuthet werden, da, wie gesagt, eine selbständige und ausschlaggebende Wirksamkeit auf diesem Felde, eine Wirksamkeit, welche großartigere Erfolge wenigstens als möglich hätte hoffen lassen — wie dies doch noch einigermaßen zu Leibnitzens Zeit der Fall war — jetzt nirgends und in keiner Weise in Aussicht stand.

So war und blieb denn Lessing mit seinem Drange nach gemeinnützig eingreifender Thätigkeit immerfort auf das ideale Gebiet der Wissenschaft und Kunst, höchstens des religiösen und sittlichen Lebens, beschränkt. Wohl aber nahm er in dieses Gebiet aus der Anschauung des wieder kräftiger sich regenden realen — politischen und nationalen — Lebens gewisse Eindrücke mit hinüber, welche auf die Richtung und Gestaltung seiner idealen Thätigkeit einen unverkennbaren Einfluß äußerten.

Das geistige Leben des deutschen Volkes gipfelte eben damals in derjenigen Art von idealer Thätigkeit, welche unter allen am meisten der wirklichen That und dem äußern Leben nahe kommt — in der poetischen Production, welche, indem sie das Leben mit seinen Ereignissen und den daraus resultirenden Empfindungen abbildet, gleichsam ein Leben aus zweiter Hand darstellt. Ich habe in meinem vorigen Briefe auszuführen versucht, wie der deutsche Geist damals in diesen poetischen Thaten und der damit verbundenen Empfindungswelt sein ganzes Genüge und gewissermaßen einen Ersatz für die ihm mangelnde Gelegenheit wirklicher Thaten im Leben und für's Leben fand, wie aber eben daraus jene krankhafte Verbildung und Ueberspannung des Empfindungslebens entsprungen war, die wir in unserer Literaturgeschichte unter dem Namen der Empfindsamkeit (angeblich eine von Lessing erfundene Bezeichnung) kennen. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß von dieser Empfindsamkeit in Lessing's eignem Leben, Wesen und Wirken auch nicht die geringste Spur anzutreffen ist. Ich finde diesen Umstand in den meisten unserer Literaturgeschichten viel zu wenig beachtet. Zwar haben Gervinus und nach ihm Andere auf den Mangel an Empfindsamkeit bei Lessing hingedeutet, aber nach meiner Ansicht weder den Grund dieser auffallenden Erscheinung, noch die Bedeutung derselben hinlänglich betont. Wie es scheint, hat man diese Seite der Verdienste Lessing's zu sehr über der andern übersehen — seiner siegreichen Opposition gegen die conventionelle Roccocomanier der Gottsched'schen Schule — vielleicht um deswillen, weil Lessing selbst in seinen kritischen Arbeiten das größte Gewicht auf diese letztere legte, wennschon er, bei aller schonenden Rücksicht und schuldigen Verehrung für die Koryphäen der Empfindsamkeit, namentlich Klopstock, die Schwächen und Gefahren dieser Richtung ebenfalls mit vernichtender Schärfe bloßlegt. In seinen eigenen poetischen Productionen dagegen steht er dieser Empfindsamkeitspoesie und ihrer verschwommenen Gestaltlosigkeit mindestens eben so fern, ja noch ferner, als dem steifen Formalismus der französirenden Classicität. Von dieser letztern behielt er wenigstens eine gewisse Regelrechtigkeit und Strenge der Formen bei (zum Theil mit einer, wie Manche meinen, fast zu großen Aengstlichkeit), und namentlich in seinen frühern Arbeiten kann er den durch die Schule der Franzosen hindurchgegangenen Dichter ebenso wenig verleugnen, wie z. B. auch Gellert. Dagegen hatte er von der krankhaften Empfindsamkeit, welche damals in Deutschland grassirte, gleich vom Hause aus auch nicht eine Faser. Es fehlte ihm zwar nicht an Sinn für Naturempfindung, wohl aber gänzlich an jener Naturschwärmerei, wie sie grade damals durch die Gleim-Klopstock'sche Schule Mode geworden war. Lessing erklärte diese für das Anzeichen einer naturwidrigen Bildung und verwies zum Beweise dessen auf die Alten, denen eine solche Naturschwärmerei gänzlich fremd gewesen sei. Im Allgemeinen tritt das lyrische Element bei Lessing weit zurück hinter dem dramatischen, und was er in jener Gattung dichtete, enthält von Klopstock'scher Ueberschwenglichkeit, Gleim'scher oder Gellert'scher Empfindelei keine Spur. Außer einigen heitern Trink- und Gesellschaftsliedern sind es zumeist satirisch oder epigrammatisch zugespitzte Sinngedichte, Erzeugnisse mehr des Verstandes, als des Gefühls. In seinen Freundschaften war er ausdauernd und zuverlässig, aber niemals krankhaft reizbar, wie Gleim, schönthuend, wie Gellert, oder pathetisch, wie Klopstock, vielmehr verständig nüchtern, scheinbar fast kalt, und nur bei besondern Ereignissen, welche die tiefste menschliche Empfindung herausforderten (wie bei dem Tode seines geliebten Kleist) von starker, dann um so mehr ergreifender Gefühlswärme. Sein Briefwechsel mit den Freunden und Gesinnungsgenossen ist nicht, wie der Gellert'sche oder Gleim'sche, auf Befriedigung oder Zurschaustellung des innern, individuellen Gefühlslebens, um so mehr aber auf gegenseitige Förderung der geistigen Entwicklung und auf die gemeinsame Pflege großer allgemeiner Interessen — der Wissenschaft, der Kunst, der Menschheitsbildung — gerichtet.

Das Dichten selbst war bei Lessing nicht eine Sache des bloßen Gefühlsimpulses, wie

bei den Dichtern der Empfindsamkeit, namentlich der Klopstock'schen Richtung, sondern eine Sache kunstmäßiger Behandlung, eine Angelegenheit des „Geschmackes." Nicht als ob Lessing in den Fehler der Gottsched'schen Schule zurückverfallen wäre, welche das Dichten zum Product einer fast mechanischen Manipulation nach äußern Regeln und Schablonen herabgesetzt hatte — das Genie oder die ureigene Schöpferkraft des Dichters stand ihm über allen abgezogenen Regeln —, aber er sah nur dasjenige für ein wahres Genie an, welches in sich selbst Maß und Regel der Schönheit trüge. Darum bahnte er sich selbst den Weg zur eigenen dichterischen Production durch die strengste und allseitigste Kritik. Darum legte er so großen Werth auf die klare Durchsichtigkeit und plastische Abrundung aller seiner dichterischen Gestalten, auf den strengen Fortschritt der Handlung, vor Allem auf die individuellste Wahrheit und Bestimmtheit in der Entwickelung der Charaktere.

Die Literaturgeschichte pflegt in dieser und andern Abweichungen Lessing's von seinen Vorgängern und Zeitgenossen gewöhnlich nur die Wirkungen eines richtiger gebildeten Urtheils- und Geschmacksvermögens, oder des, mehr oder minder zufälligen, glücklichen Umstandes zu erblicken, daß Lessing von früh an auf bessere Muster, als jene, oder doch auf eine bessere Benutzung dieser Muster hingeleitet worden sei, daß er die Alten gründlicher und vorurtheilsfreier studiren gelernt, daß er zeitig Bekanntschaft mit Shakspeare gemacht habe, und dergleichen mehr.

Die Culturgeschichte, welche jede einzelne Erscheinung soviel möglich aus der Totalität des Culturlebens einer Zeit zu erklären bestrebt ist, muß (ohne diesen Momenten individueller Begabung und zufälliger, persönlicher Bildungseinflüsse ihre verhältnißmäßige Berechtigung absprechen zu wollen), doch etwas tiefer hinabsteigen und wenigstens den Versuch wagen, ob sich diese besondere Richtung des Lessing'schen Geistes nicht auf gewisse allgemeinere Cultureinflüsse zurückführen lasse.

Und ein solches allgemeines culturgeschichtliches Motiv für die Lessing'sche Geistesrichtung läßt sich allerdings, glaube ich, nachweisen. Die empfindsame Stimmung, welche sich, von Gellert anfangend, der Literatur und der gebildeten Kreise in Deutschland bemächtigt hatte, war eine Folge der Disharmonie, in welche das übermäßig gesteigerte und um jeden Preis nach Bethätigung ringende innere Geistesleben der Deutschen mit dem gänzlich interesselosen und verkümmerten äußeren Leben der Nation gerathen war. Zur Beseitigung dieser Disharmonie war jetzt wenigstens ein Anfang gemacht. Durch Friedrich den Großen erhielt das deutsche Nationalleben — ich bediene mich des bekannten Goethe'schen Ausspruchs — nach langer Zeit zum ersten Male wieder einen bedeutendern Gehalt; das Interesse und die Thätigkeit der strebsamen Geister fand sich unwillkürlich wieder mehr nach Außen, auf das Oeffentliche und Allgemeine hingelenkt, und wer auch nicht unmittelbar mitwirkend in den Gang der großen Ereignisse, die sich jetzt entwickelten, eingriff, nahm doch mittelbar, gleichsam aus zweiter Hand, daran Theil als Zuschauer und Beobachter, mit dem Herzen oder der Phantasie. Nicht genug, daß die Thaten des großen Königs, die durch ihn veranlaßten gewaltigen Begebenheiten und der von ihm ausgegangene neue Geist des ganzen öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens der Poesie fruchtbare Stoffe lieferten — wie sich dies bekanntlich am glänzendsten an Lessing's „Minna von Barnhelm" zeigt — eben so wichtig, ja vielleicht noch wichtiger, als dieser stoffliche Gewinn, war die Umbildung, die Neubelebung, die Kräftigung der ganzen Anschauungs- und Empfindungsweise der Nation.

Ich habe mich über diesen höchst wichtigen culturgeschichtlichen Einfluß der Persönlichkeit, der Regierungsweise und der Thaten Friedrich's des Großen schon in einem frühern Aufsatze der Illustrirten Monatshefte (Bd. 6, S. 478 ff. 603 ff.: „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens") eingehender ausgesprochen, und kann mich daher hier auf kurze Andeutungen beschränken.

Schon im Allgemeinen mußte das wenigstens einigermaßen mehr hergestellte Gleichgewicht zwischen äußerm und innerm Leben, zwischen dem praktischen Handeln und dem bloß idealen Weben der Empfindung oder Phantasie einen höchst günstigen Einfluß auf jeden kräftigen und strebenden Geist ausüben. Grade das war es ja, was dem Leben und Thun der Alten einen so glücklichen Vorzug gab, daß bei ihnen That und Empfindung, Handeln und Denken sich in schönster Harmonie und Gleichmäßigkeit bewegten,

daß sie nicht bloß Denker, Philosophen oder Dichter, sondern auch Männer der That waren. Wo immer dieses Ebenmaß und Gleichgewicht von Innerm und Aeußerm, Idealem und Realem, Geist und Stoff sich findet, da wird das Resultat für das Culturleben eines Volkes ein dem Wesen nach ähnliches, wenn auch vielleicht den äußern Formen und Bedingungen nach anders gestaltetes sein, wie in jener antiken Welt. So sehen wir einen dem Antiken verwandten Geist im Reformationszeitalter aufleben, der sich eben daher auch für die äußerliche Befruchtung durch den wissenschaftlichen Nachlaß des Alterthums höchst empfänglich erweist; wir sehen aber auch diesen antiken Geist, diesen Geist wahrer Menschenbildung, wahrer Humanität, wieder zurücktreten und verkümmern — trotzdem, daß die wissenschaftlichen Befruchtungselemente dieselben bleiben, wie vorher — in dem Maße, wie jenes Gleichgewicht wieder aufgehoben wird durch die Verkümmerung und Verbildung des äußern, öffentlichen, nationalen Lebens, womit alsbald eine Verknöcherung und Vereinseitigung des geistigen Lebens Hand in Hand geht. Wir sehen (um speciell ein Beispiel von dem Gebiete dichterischer Production anzuführen) aus ähnlichen Voraussetzungen, wie bei den Alten, obschon auf einem im Uebrigen vielfach anders gearteten Boden, zu einem ähnlichen Gleichgewicht des idealen und realen Elementes und daher zu gleicher vollendeter Naturwahrheit und Tüchtigkeit aller seiner Gestaltungen den Genius Shakspeare's sich entwickeln.

Schon lange vor Lessing hatten deutsche Dichter mit großem Fleiß und Eifer den Alten nachgestrebt, hatten deutsche Kritiker dieselben als Muster des guten Geschmackes gepriesen. Aber es war fast immer bei einer bloß äußerlichen und darum unwahren, kraft- und saftlosen Nachahmung geblieben. Lessing erkannte sehr richtig, daß es sich nicht darum handle, grade solche Zustände, wie Jene sie erlebt und daher auch geschildert, zu reproduciren, sondern vielmehr darum, die gleiche Unmittelbarkeit und Naturwahrheit des Anschauens und Empfindens wiederzugewinnen — wenn auch unter andern stofflichen Voraussetzungen und Anregungen. Daß aber Lessing diese Erkenntniß nicht bloß kritisch aussprechen und geltend machen, sondern auch selbstschöpferisch, dichtend, bethätigen konnte, das hatte er jedenfalls zu einem großen Theile der Gunst der Zeitverhältnisse zu verdanken, unter deren Einfluß er sich entwickelte, eben jener oben geschilderten neuen Kräftigung und Vergeistigung des äußern Lebens durch die Fridericianische Aera.

Hier lernte er in der unmittelbaren Gegenwart Männer, Helden, Charaktere kennen (statt der Hofschranzen, die anderwärts eine Rolle spielten), nicht unähnlich jenen, von denen ihm seine griechischen und römischen Classiker erzählten, Patrioten voll hingebender, aufopfernder Begeisterung für ihr Vaterland und ihren König. Hier bot ihm nicht bloß eine reflectirte Nachahmung fremder Muster, hier bot ihm die Wirklichkeit selbst Stoff, Anreiz, Anleitung für dramatische Gestaltungen, für die Schilderung von Handlungen und Charakteren. Hier bildete sich in ihm jene im besten Sinne realistische Anschauungs- und Darstellungsweise aus, die immer nur darauf ausging, jede Gestalt und jede Situation in ihrer eigensten Individualität herauszuarbeiten — ohne irgend welche fremde und überflüssige Zuthat — jener knappe, prägnante Stil, der eben so fern ist von der rhetorischen Phrase des französirenden Gottschedianismus, wie von der vagen Ueberschwenglichkeit der Empfindsamkeitsdichter, das Straffe, Präcise, fast Militärische in dem Auftreten der Personen wie in dem Gange der Handlung seiner Dramen. — Wenn Gottsched (verzeihen Sie mir, daß ich ihn nochmals und in solcher Gesellschaft nenne) seine Helden, die er dem Alterthume entnahm, in französische Allongeperrücken und galonnirte Kleider steckte und mit modernen Empfindungen und Redensarten ausstaffirte, so lag der Grund davon mindestens ebenso sehr, wie in seiner eignen Unfähigkeit zum Schaffen naturwüchsiger Gestalten, in dem ganzen Geiste der Zeit, unter deren Einflüssen er aufgewachsen war, einer Zeit, welche ihm jede Möglichkeit der Anschauung eines großartigen nationalen Lebens, wahrer Heldengröße und Vaterlandsliebe vorenthielt, einer Zeit, wo, wie Goethe treffend bemerkt, „das Lustlager von Mühlberg der einzige würdige, wenn nicht nationelle, doch provinzielle Gegenstand war, der vor einem Dichter auftrat.“ Lessing's Helden waren (den einzigen Philotas ausgenommen) keinem fernen Zeitalter abgeborgt: seine Tellheims, Odoardos und Appianis bewegten sich vollständig auf dem Boden der modernsten Wirklichkeit — und doch sind sie, ihrem ganzen Denken, Empfinden und Handeln nach, „antike

Charaktere" im besten Sinne des Worts, d. h. Männer aus dem Ganzen und Vollen, kräftig, tüchtig, ohne angekränkelte Empfindsamkeit, wie ohne äußerlich aufgetragene Schminke von Heldenmäßigkeit oder Großherzigkeit. Und nach eben diesem, einmal sicher gewonnenen Maßstab wahrer Größe bildete Lessing dann auch leicht und zuversichtlich jene andern Charaktere, welche den männlichen und tüchtigen gleichsam als Folie dienen, einen Marinelli, einen Prinzen, den Deutschfranzosen Riccaut. Denn das grade ist der große Vorzug jenes realistischen Standpunktes künstlerischer Darstellung, auf welchen Lessing sich stellte, oder auf welchen er vielmehr durch den Geist seiner Zeit selbst, dem er sich unbefangen, wahrheitsliebend hingab, gestellt ward, daß er dem Dichter für alle Gestalten und für alle Situationen den rechten Maßstab und die richtigen Verhältnisse an die Hand gibt, während der idealistische nur zu leicht zu willkürlichen Ausschmückungen und Uebertreibungen nach der einen oder andern Seite hin verleitet.

Indem ich so den Versuch mache, Lessing's Eigenthümlichkeit aus den allgemeinen Culturbedingungen seiner Zeit zu begreifen und zu erklären, bin ich weit entfernt, dem persönlichen Verdienste oder dem Genie dieses großen Mannes im Geringsten Eintrag zu thun. Denn immerhin gehörte ein Geist wie der seinige dazu, um jene Eindrücke so zu nützen, wie er es that, und von den Millionen Menschen und den vielleicht mehr als hundert Dichtern, welche gleich ihm die Fridericianische Aera erlebten, war es doch nur der einzige Lessing, welcher derselben so köstliche poetische Früchte abgewann. Aber eben so gewiß ist es mir, daß Lessing mit all seinem Genie dennoch grade der, welcher er war, nur unter den geschilderten Verhältnissen und mit deren Hilfe werden konnte.

Die ganze Bedeutung dieses Satzes — selber in bloß literargeschichtlicher Hinsicht — tritt unter Anderm dann hervor, wenn man sich Rechenschaft darüber zu geben sucht, wie es doch gekommen sei, daß die von Lessing eingeschlagene Richtung so bald wieder verlassen ward, und daß unsre nationale Dichtung immer wieder zum großen Theil in Subjectivismus, Ueberschwänglichkeit, Empfindsamkeit zurückfiel. Diese Frage finde ich von unsern Literarhistorikern so gut wie gänzlich übergangen, und doch scheint mir ihre Lösung für das Verständniß der ganzen nachfolgenden Literaturperiode, ja auch für die praktischen Literaturbestrebungen unsrer Gegenwart, von dem allerprägnantesten Interesse zu sein.

Ich gedenke mich in einem nächsten Briefe grade mit dieser Frage eingehender zu beschäftigen, will daher für heute mich darauf beschränken, auf eine merkwürdige Wendung in Lessing's eignem Entwicklungsgange hinzudeuten, die, wenn ich recht sehe, ebenfalls mit gewissen allgemeinen culturgeschichtlichen Wandlungen in dem ganzen Geiste der Zeit auf's Engste zusammenhängt.

Der Erregung und Erhebung der Gemüther durch den siebenjährigen Krieg folgte allmälig theils eine Erschöpfung, theils wenigstens eine Ablenkung nach andern Zielen hin. Der Geist Friedrich's des Großen selbst befand sich nun schon nicht mehr in der aufsteigenden Bewegung; durch die geistigen und körperlichen Leiden dieses langen und unheilvollen Krieges war er vor der Zeit gealtert, mürrisch, zum Theil menschenfeindlich geworden. Seine bedeutendsten Reformen, diejenigen, welche am meisten die Begeisterung der ganzen Nation, ja der ganzen civilisirten Welt erregt hatten, wie die Herstellung der Denk- und Glaubensfreiheit, so wie einer für Alle gleichen Gerechtigkeit lagen schon weit dahinten und hatten ihren ersten, frischen Eindruck verloren. Was Friedrich jetzt mit vorzüglichem Eifer betrieb, die Wiederherstellung der Finanzen seines Staates und der materiellen Wohlfahrt seiner, durch den Krieg tief zerrütteten Länder, war zwar nicht weniger lobenswerth, wirkte aber doch viel weniger auf die Phantasie und das Gefühl der Menschen, namentlich der ferner stehenden Kreise ein, ja erregte zum Theil sogar Mißbehagen und Widerspruch durch manche davon untrennbare Maßregeln theils einer einseitig despotischen Regierungsweise, theils einer zu ausschließlich dem preußischen Sonderinteresse zugewendeten, die allgemeinern deutschen Interessen mißachtenden oder gar verletzenden Verwaltungspolitik. Dies waren überhaupt die zwei schwachen Seiten an dem Regierungssysteme Friedrich's des Großen, um derentwillen dasselbe, trotz aller seiner sonstigen glänzenden Vorzüge, dennoch einen nachhaltigen und durchgreifend umbildenden Einfluß auf das gesammte Geistesleben der deutschen Nation nicht gewinnen konnte: ich meine der zu despotische und der zu specifisch preußische Charakter dieser Regierung. Damit soll kein

Vorwurf gegen den großen König ausgesprochen sein, der nach den gegebenen historischen Voraussetzungen und nach dem ganzen politischen Bildungsstande seines Volkes nicht wohl anders regieren konnte und unter den gegebenen Verhältnissen so vortrefflich regierte, wie nur immer möglich war; allein die Thatsache darf weder geleugnet, noch unbeachtet gelassen werden, daß, in Folge jener bezeichneten Umstände in Bezug auf die Wirkungen, welche die Regierung Friedrich's des Großen anfangs in so überraschender Weise auf das ganze Geistesleben der Nation geäußert hatte, später ein Rückschlag eintrat, welcher jene Wirkungen, wenigstens nach manchen Seiten hin, beinahe völlig wieder zu paralysiren schien. *)

Auch an Lessing — um zu diesem zurückzukehren — glaube ich Spuren eines solchen Rückschlages zu bemerken. Ich rechne dahin seine immer wachsende Entfremdung von Berlin und jenen Berliner Kreisen, die (wie ich schon früher erwähnte) die herabsteigende Bewegung des preußischen Wesens von dem höhern Schwunge, den es im Anbeginn von Friedrich's Regierung genommen, auf das Niveau nüchtern praktischer Verständigkeit und materieller Betriebsamkeit unbeirrt und von ganzer Seele mit durchmachten. Ich rechne dahin seine, sogar noch aus der Zeit hochgehender preußischer Begeisterung datirende Verwahrung gegen seines Freundes Gleim allzuspecifischen Patriotismus. Ich rechne endlich dahin seine spätern mißmuthigen Aeußerungen über die „gerühmte Denkfreiheit" in Berlin, welche, wie er meinte, zwar die größten Sottisen über die Religion, nicht aber eine wahrhaft freimüthige Kritik des dortigen Staats- und Verwaltungswesens gestatte. Auch wäre zu fragen, ob nicht, wenigstens indirect, mit dieser Herabstimmung der preußischen und speciell der Fridericianischen Sympathien Lessing's seine, wenn auch nur vorübergehende und ohne weitere Folgen gebliebene, Hinwendung zu dem im Süden aufgehenden neuen Gestirn Deutschlands, dem Kaiser Josef II., zusammenhänge, worin er bekanntlich mit Klopstock zusammentraf.

Ungleich bedeutsamer, als diese, doch nur mehr äußerlichen Symptome einer veränderten Gedankenrichtung Lessing's, würde es mir erscheinen, wenn die Vermuthung Grund hätte, von der ich mich nicht losmachen kann, daß auch der Uebergang Lessing's von der vorzugsweise productiven (dichterisch gestaltenden oder doch kritisch bahnbrechenden) Richtung seiner Thätigkeit zu einer mehr speculativen (theologisch-philosophischen), welcher wir ihn während des letzten Jahrzehnts seines Lebes huldigen sehen, ebenfalls kein zufälliger, sondern ein durch tiefer liegende culturgeschichtliche Motive bedingter gewesen sei. Zwar hatte diese vorwiegende Beschäftigung Lessing's mit theologischen Problemen während des letzten Jahrzehnts seines Lebens scheinbar einen äußern Grund in seiner Stellung als Bibliothekar in Wolfenbüttel und den ihm dadurch gegebenen Anlässen zur Herausgabe und Bearbeitung theologischer Schriften. Allein schon die Annahme jener Bibliothekarstelle und die Art, wie er sich in diesen neuen Beruf — einen wesentlich abstract gelehrten — zurückzog, indem er allen andern, mehr in die Weite strebenden Richtungen gleichsam planmäßig absagte (worüber höchst bezeichnende Aeußerungen von ihm vorliegen), scheint mir auf mehr als einen bloßen Zufall, scheint mir auf eine innere Krisis seines ganzen Wesens hinzudeuten. Lessing war früher von der abstracten Gelehrsamkeit und Speculation, auf welche ihn seine Jugendbildung und der Wunsch seines Vaters hindrängte, übergegangen zu einer solchen Art von Thätigkeit, durch welche er, wenn auch immer nur mit idealen Mitteln, doch verhältnißmäßig noch am unmittelbarsten eine Wirkung auf's Leben

*) Wie die Regierungsweise Friedrich's des Großen (aus den letzten Jahren seines Lebens) nach den oben angeführten Momenten selber auf einen nichts weniger als empfindsamen, kaum specifisch poetisch zu nennenden, vielmehr sehr praktisch angelegten, aber allerdings warmblütigen und vor Allem deutschnational gestimmten Geist wirkte, davon fand ich grade in diesen Tagen, bei wiederholtem Durchblättern von E. M. Arndt's „Geist der Zeit." einen interessanten Beleg. Bei aller Anerkennung der großen Thaten und Wirkungen Friedrich's spricht doch Arndt ziemlich hart ab über den Geist und die Folgen des Fridericianischen Regiments. „Der strengste Eigensinn," sagt er unter Anderm, „der wildeste Despotismus, das erbarmungsloseste Zertreten der zarten Keime der menschlichsten Gefühle ist allenthalben." — „Doch," setzt er hinzu, „that dieser das möglichste Gute. Er theilte künstlich, wie er konnte, Leben und Kräfte Allen mit, baute Städte, pflanzte Dörfer, trocknete Sümpfe, suchte Handel und Fabriken mit dem möglichst künstlichen Leben in einem Despotenstaate lebendig zu machen. Fremd war der Sinn dieser Monarchie Allem, was deutsch heißt. — An deutsche Begeisterung für diesen Staat war nie zu denken." u. s. w. (Siehe „Geist der Zeit," 1. Band, Seite 309 ff.)

und einen lebendigen Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu gewinnen hoffen durfte. Eine Nationalliteratur — wie sie offenbar seinem Geiste (mit ganz andrer Klarheit und Energie, als weiland Gottsched) vorschwebte — insbesondere aber ein wahrhaft nationales Drama steht allzeit (wie wir dies z. B. bei den Griechen sehen) in lebendigster Wechselwirkung mit allen realen Aeußerungen des Nationalgeistes. Eine solche Wirkung in's Große, auf den Gesammtgeist der Nation, hatte unstreitig Lessing bei seinen kritischen und poetischen Bestrebungen für Schaffung einer wahrhaft nationalen Literatur, vor Allem aber einer nationalen Schaubühne, im Auge. Für das Gelingen dieser Bestrebungen war aber erste Lebensbedingung das Vorhandensein und die immer kräftigere Ausbildung und Befestigung eines wahren Nationalgeistes. Die Anfänge eines solchen hatten sich im Strahle der neuen Sonne, die mit Friedrich über Deutschland aufging, entwickelt, und die Lessing'sche Muse hatte auch an ihrem Theil die befruchtende Kraft dieser Strahlen mächtig empfunden. Allein, um nicht nur ihm selbst Anreiz und Ermunterung zu immer fortgesetzter und vermehrter Thätigkeit in dieser Richtung zu geben, sondern auch um ihn herum nacheifernde und unterstützende Kräfte dergestalt zu sammeln, daß ein wirklich nachhaltiger und dauernder Einfluß auf das ganze Geistesleben und speciell die Literatur des deutschen Volkes gesichert erschiene, dazu hätte es einer stetig fortdauernden und immer gesteigerten Wirksamkeit eben jener Kräfte bedurft, welche zuerst wieder dem Geiste des deutschen Volkes einen frischern und freiern Aufschwung verliehen hatten. Das nun aber geschah, wie oben gezeigt, nicht, und so war es nur natürlich, daß nicht allein andere, der Lessing'schen mehr oder weniger entgegengesetzte Geistesströmungen wieder die Oberhand gewannen, sondern daß auch er selbst in jenem Streben ermattete, sich mit Unlust oder doch verstimmt und am Erfolg verzweifelnd davon abwendete. Es würde mir leicht sein, zur Bewahrheitung dieser Andeutungen Kundgebungen von Lessing selbst anzuführen — wie jenen bekannten, schmerzlichen Ausruf, welchen ihm der äußere Mißerfolg seiner dramaturgischen Bestrebungen in Hamburg abpreßte: daß ein Nationaltheater da unmöglich sei, wo es noch an einer Nation fehle, jene mißmuthigen Aeußerungen über seine Emilia Galotti und über seine dramatischen Arbeiten im Allgemeinen, Aeußerungen, welche darauf hindeuten, daß Lessing seine eigentliche Absicht bei diesen Bestrebungen für gescheitert oder doch nur halberreicht ansah; allein ich muß mit diesem Briefe, der fast schon zu lang geworden ist, zum Ende eilen. Und überdies ist ja mein Zweck hier nicht eine erschöpfende Abhandlung, sondern nur eine andeutende Anregung gewisser literar- und culturgeschichtlichen Fragen.

Fragen Sie mich nun schließlich, was ich denn also für den eigentlichen Mittel- und Schwerpunkt der Gesammtthätigkeit Lessing's halte, so antworte ich: sein Streben nach einer im besten Sinne *realistischen* (oder, um den Schiller'schen Ausdruck zu gebrauchen, *naiven*), d. h. einer auf dem Boden der *Wirklichkeit* und in lebendigster Wechselwirkung mit dem *Gesammtleben* der *Nation* stehenden *Dichtung*. Diesem Streben diente seine *Kritik*, dienten seine eignen dichterischen Hervorbringungen sowohl durch den Geist, der sie beseelte, durch die darin herrschende lebens- und charaktervolle, echt dramatische Behandlungsweise, als auch durch die Bearbeitung und typische Gestaltung solcher Formen der Dichtung, welche am meisten jenem realistischen Zuge entsprechen, des bürgerlichen Trauerspiels und des bürgerlichen Lustspiels. Seine *gelehrten* Arbeiten waren ihm theils Mittel oder Studien zu dem gleichen Zwecke, theils dienten sie ihm zur Befriedigung seines vom Hause aus auf gelehrtes Forschen angelegten Geistes. Die philosophischen und theologischen Arbeiten aber, denen seine letzten Lebensjahre vorzugsweise gewidmet waren, schoben sich ihm nur gleichsam unter, nachdem ihm zu der dichterischen Production und Kritik der rechte Anreiz — aus dem allgemeinen Culturleben der Nation — ausgegangen war. Mit wie großem Eifer er sich auch in dieselben warf, zumal als durch die Polemik sein Geist des Widerspruches und der Dialektik gereizt war, so glaube ich doch aus seinen eignen Aeußerungen und seinem ganzen Behaben in dieser Zeit zu entnehmen, daß er selbst bei diesen Arbeiten die rechte volle Befriedigung nicht fühlte, daß er aber, wie dies seine Art war, nachdem er einmal sich auf dieses Thema geworfen, dasselbe mit der ganzen Schärfe seines Geistes und der ganzen strengen Consequenz seiner unbeugsamen Wahrheitsliebe bis auf den Grund durcharbeitete. Die großen religiösen Lebensfragen von Gott, Unsterblichkeit, mensch-

licher Freiheit, Offenbarung bewegten damals so sehr alle denkenden Geister (in Folge der theils von England und Frankreich her, theils von der deutschen Philosophie, von Leibnitz und Wolf gegebenen Anregung), daß selber ein Friedrich der Große mitten unter seinen nach ganz andern Seiten hin gerichteten Studien, mitten unter den mannigfachsten geistigen Erregungen und Zerstreuungen seiner Jugend sich vielfach mit solchen Fragen beschäftigte und dieselben eingehendst sowohl in Briefen als in besondern Aufsätzen abhandelte. Auch von Lessing haben wir einzelne Anläufe dieser Art schon aus seinem früheren Leben, aber doch nur mehr vorübergehende und vorzugsweise in der Richtung, daß er an der Religion das Praktische, die Wirkung auf Gemüth und Sittlichkeit, ferner das Allgemeinmenschliche, Humane, sammt der dadurch bedingten Duldsamkeit gegen Andersglaubende, betonte, wie dies alles am Entschiedensten in seinem herrlichen Gedichte „Nathan" zu Tage tritt, dessen erste Idee bekanntlich in eine frühere, als in die specifisch theologische Zeit Lessing's fällt. So lange er jedoch selbstschöpferisch, bahnbrechend auf dem Felde weltlicher, wennschon sehr idealer Interessen (der Literatur und allgemeinen Geistesbildung) thätig war, trat die eigentlich speculative, theologische Richtung bei ihm mehr zurück (so namentlich in der Zeit seines dramatischen Wirkens in Hamburg), wie wir dies denn in der Regel sowohl bei Einzelnen, als bei ganzen Völkern und in ganzen Culturperioden finden. Erst als ihm diese Wirksamkeit für's Leben, für allgemeinmenschliche Culturinteressen verleidet war, warf er sich nicht allein ausschließlich auf theologische Speculationen, sondern nahm auch bei diesen selbst einen Standpunkt ein, der mir ebensowohl zu seiner frühern, so einfachen und klaren Ansicht über religiöse Dinge, als zu seiner ganzen übrigen Geistesrichtung in einem schwer zu lösenden Widerspruche zu stehen scheint. Von seiner Vertheidigung der Trinitätslehre, welche sein Freund Mendelssohn gradezu als eine geistvolle „Spielerei" bezeichnete, so wie von seiner etwas geschraubten Rechtfertigung und Erklärung der Leibnitz'schen Ansicht von den ewigen Höllenstrafen will ich dabei ganz absehen; aber auch seine Freimaurergespräche lassen sich schwer mit seiner sonstigen Abneigung gegen alles Geheimnißvolle, Mystische, besonders aber gegen alles Bündniß- und Coteriewesen vereinbaren, und ebenso ist es mir wenigstens unmöglich, in der „Erziehung des Menschengeschlechts," trotz vieler geistvollen Wendungen darin, den einfachen, durchsichtigen, consequenten Geist Lessing's allerwärts wiederzuerkennen. Daß ich hiermit nicht ganz im Unrecht bin, schließe ich daraus, daß selbst der geistvollste und scharfsinnigste Beurtheiler Lessing's als Theolog, Schwarz, nicht im Stande gewesen ist, die theologische Thätigkeit des großen Mannes auf eine einfache und zugleich erschöpfende Formel zurückzuführen, und daß ein anderer sehr tüchtiger Bearbeiter des gleichen Stoffes, Hagenbach, gradezu eingesteht, es sei schwer, ein zusammenhängendes theologisches System Lessing's aufzustellen, indem er hinzusetzt: „Er hatte wohl selbst keins."

So, verehrtester Freund, habe ich mir bis jetzt, von meinem culturgeschichtlichen Standpunkte aus, Lessing's Eigenthümlichkeit und seine so vielgestaltige Thätigkeit, seinen Einfluß auf das allgemeine Culturleben seiner Zeit, wie dieses letzteren auf ihn, zurechtgelegt und zu erklären versucht. Das Bild einer strengen Einheit seines Wesens und Wirkens — gleichsam aus einem einzigen Gusse — geht dabei freilich verloren, und an seine Stelle tritt das Bild eines gewissen, durch die Einwirkungen der allgemeinen Culturverhältnisse in sein Leben und Streben gekommenen Zwiespalts. Aber haben wir nicht schon aus dem Munde von Gervinus gehört, daß es „schwer scheine, alle die verschiedenartigen Beschäftigungen Lessing's sämtlich auf ein einziges Ziel zu beziehen?" Und was ist am Ende gewonnen mit einer so abstracten Formel wie die, worin Danzel den Lessing'schen Geist einzufangen sich vermißt, wenn er (mit einer so unverständlichen Definition, daß der klare Lessing dawider gewiß entschiedenen Widerspruch eingelegt hätte) für die „Urthat" des Lessing'schen Geistes die „Reflexion auf das menschliche Thun in seiner eignen Geistesthätigkeit" erklärte? Indessen gebe ich zu, daß diese hier versuchte Beurtheilung Lessing's und seiner Wirksamkeit vielleicht manches neu Gewagte enthält, daß sie zu Anzweiflungen und Einwendungen mancherlei Art Anlaß geben mag. Ich sehe daher auch von Ihren künftigen Erwiederungen auf meine Briefe keiner mit so großer Spannung entgegen, als der auf den vorstehenden.

Marozia.

Die Zeiten großer Umwälzungen in der Weltgeschichte bringen die gewaltigen Contraste, welche sich in den hervorragenden Persönlichkeiten darstellen, zur charakteristischen Geltung. Sei es nun, daß es sich um den Untergang von Nationalitäten oder um die Bildung neuer Elemente in der allgemeinen Entwicklung handelt; jedes derartige große Ereigniß ist von einem heftigen Kampfe begleitet, in welchem die Parteien schroff gegenübertreten und einzelne Gestalten zur Riesengröße emporwachsen. Reich an solchen Zügen ist die Geschichte des Kampfes, den das Christenthum in Oberitalien nach dem Untergange Roms mit den kühnen longobardischen Geschlechtern, in denen selbst nach dem Uebertritt zur neuen Lehre noch Jahrhunderte lang der heidnische Trotz sich bäumte und zu wüsten Gräueln führte, zu bestehen hatte. Die wilde Größe einzelner Frauengestalten aus jener Zeit, die als Nachfolgerinnen der Messalinen des Alterthums und als Vorbilder der Lucretien späterer Zeit erscheinen, rief eine Kette abschreckender Gräuel hervor, deren Mittelpunkt Rom mit der erwachenden Macht des Papstthums war. Bevor Otto der Große dem Hilferufe der schönen Adel-



Marozia läßt Johann X. im Kerker ersticken.

heid Folge leistete und die bedrängte Wittwe das reiche Italien ihm zur Morgengabe brachte, waren die blühenden Fluren unter der Herrschaft der niedrigsten Leidenschaften zum Schauplatz der Zerrüttung geworden und namentlich am Hofe zu Rom ein Weiberregiment eingerissen, dessen Willkür eher den Untergang als das Aufblühen der christlichen Lehre erwarten ließ. Bekannt ist die fabelhafte Geschichte von der Päpstin Johanna, die im neunten Jahrhundert, zwischen Leo III. und Benedict IV. als Papst Johann VIII. auf dem Stuhle Petri geherrscht haben soll. Wahrscheinlich hatte diese Fabel erst zur Zeit Johann's X. ihren Ursprung, da ein energisches Weib, Teodora, die Geliebte des Markgrafen Adalbert von Toscana, die päpstliche Würde an einen ihrer Günstlinge brachte, der dann als Johann X. dem Namen nach herrschte, während Teodora selbst vom Volke Päpstin genannt wurde. Die Tochter der Teodora hieß Marozia und war von eben so unbändiger Leidenschaft beherrscht wie diese. Durch üppige Schönheit übte Marozia eine dämonische Gewalt aus, und verschmähte kein Verbrechen, um sich in Rom die Herrschaft zu sichern und ihren unbändigen Leidenschaften fröhnen zu können. Anfänglich die Geliebte ihres Halbbruders, des Herzogs Alberich von Toscana, vermählte sie sich nach dessen Tode mit Guido, dem Sohne des Herzogs, so daß ihr Gatte zugleich ihr Stiefsohn war. Bald darauf wünschte Marozia den Papst Johann X., der nach dem Tode der Teodora sich aufgerafft hatte und mit Verstand und Gerechtigkeit regierte, ja sogar selbst gegen die Saracenen siegreich zu Felde gezogen war, zu beseitigen. Sie veranlaßte daher seine Verdächtigung, ließ ihn gefangen nehmen und im Jahre 928 im Kerker ersticken; worauf sie einen ihrer Günstlinge als Sergius III. zum Papst erheben ließ. Unterdessen war Graf Hugo von Provence durch Tausch in Besitz der Königswürde von Italien gekommen. Marozia wußte sich rasch ihres Gatten zu entledigen, und den größeren Herrscher in ihre Schlinge zu locken. Guido starb durch Meuchelmord und sein ehrgeiziges Weib erreichte die Absicht, den neuen König zu gewinnen. Als Hugo's Gemahlin hielt Marozia dann die Zügel der unumschränkten Herrschaft über Staat und Kirche in ihren verbrecherischen Händen. Bald aber erwuchs in ihren eigenen Kindern die Rache für ihr gräuelvolles Leben. Ein Sohn von ihr bestieg als Johann XI. in seinem achtzehnten Jahre den päpstlichen Stuhl, nachdem Sergius III. beseitigt war. Ihr ältester Sohn, der Fürst von Toscana, der die Vorliebe der Mutter für Johann mit neidischen Augen sah, erregte einen Aufstand gegen den jugendlichen Kirchenfürsten, ließ diesen in's Gefängniß werfen und daselbst ermorden. Die Mutter, welche den Tod ihres Lieblings furchtbar zu rächen gedachte, ward in ein Kloster gebracht, woselbst sie ebenfalls bald darauf, wahrscheinlich an Gift, starb. Ein dritter Sohn, aus ihrer Ehe mit dem König Hugo von Italien, war Lothar, der unglückliche Gemahl Adelheid's. Als dieser ebenfalls durch verbrecherische Umtriebe das Leben verloren hatte, schien das wüste Treiben auf's Neue beginnen zu sollen, denn ein Enkel der Marozia bestieg als Johann XII. den päpstlichen Stuhl, und Berengar, Herzog von Ivrea, der Mörder Lothar's, wollte die Hand der Wittwe und die Königskrone des Gemordeten durch Zwang für seinen Sohn Adalbert erwerben. Da aber rief die königliche Wittwe den deutschen König Otto zu Hilfe, der als siegreicher Held den Gräueln bald ein Ende machte, sich mit Adelheid vermählte, und in der Folge vom Papste Johann XII. zum römisch-deutschen Kaiser gekrönt wurde.

Literarisches.

Land und Leute der Moldau und Walachei. Von W. Derblich. Prag, Kober und Markgraf.

Der Verfasser berichtet aus mehrjähriger eigener Anschauung. Seine meistens pikante Schilderung verbreitet sich über die politischen, socialen und bürgerlichen Verhältnisse der vereinigten Fürstenthümer; man kann in der Gesellschaft des Autors Land und Leute ziemlich genau kennen lernen. Der gesammte Inhalt vertheilt sich auf achtzehn Capitel; die Anordnung und Gruppirung des Stoffs sind übersichtlich und angemessen. Ein besonderes Interesse dürfte das dreizehnte Capitel gewähren, welches von den Schulen, Bildungs- und Unterrichtsanstalten handelt; man erfährt da Dinge, die man kaum für glaublich halten sollte.



Der Süden und Norden Islands.

Von

Dr. G. G. Winkler.

Die bevölkertsten Striche auf Island befinden sich im Süden und Norden der Insel. Dort ist es ein Tief-, hier ein Gebirgsland.

Das Tiefland breitet sich vom Ostabhange des wüsten Vulcanenplateaus, welches östlich Reykjavik herabzieht, bis an den Fuß des Hekla und Eyjafiallajökul über einen Flächenraum von ungefähr siebzig Geviertmeilen aus.

Der Boden dieses Landes bildet der Südküste entlang weite Ebenen. An seiner nordöstlichen Grenze treten größere zusammenhängende Hügelmassen auf, aus welchen flache Thäler in die Ebenen münden. Am Fuße jenes großen Gebirges, welches von der Westküste gegen die Mitte der Insel hereindringt, zehn Meilen von der Küste, am Quellenreviere des großen Geysir und Strokkr, findet es mit einer Höhe von 330 Fuß über der Meeresfläche die Grenze der Bewohnbarkeit.

In seinem mittlern Theile treten aus den flachen Gründen isolirte schanzenartige Hügelstöcke hervor, an deren steilen Seiten des Trappes dunkle Felsringe und mächtige Schutthalden der Vegetation nur wenig Platz übrig lassen.

Die größten Flüsse der Insel, die Thiorsau (Stierachen) und die Hvitau (Weißachen) eilen durch dieses Tiefland zum Meere hinab. Im obern Theile werden ihre Ufer meistens von den abgebrochenen Bänken einer alten Lava eingesäumt, und wenn sie von denselben quer durchsetzt werden, entstehen hohe Stromschnellen. Im untern Theile vor ihrer Mündung in den Ocean breiten sie sich seeartig aus und bilden mit ihren Armen große Deltas.

Ueber das ganze Land wechseln weite, mitunter üppige Wiesen und Weidegründe mit ebenso weitgedehnten Moorflächen. Nur einige kleinere Strecken sind von jüngeren Lavaergüssen bedeckt.

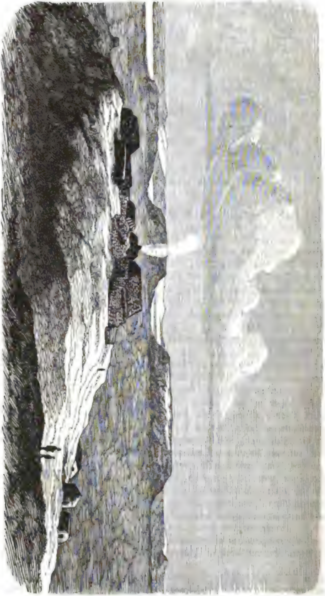
Die Bevölkerung wohnt am dichtesten bis drei bis vier Meilen einwärts von der Küste, wo das Land am niedersten und flachsten ist. Da stößt man alle Viertelstunden auf eine Niederlassung. Weiter einwärts findet sich nur in einzelnen durch die Terrainverhältnisse begünstigten Strichen eine dichtere Bevölkerung. Meistens messen aber doch die Entfernungen zwischen einzelnen Gehöften auf Stunden.

Auch in südlicheren Himmelsstrichen vermögen Tiefländer keine reizenden Landschaftsbilder zu bieten. Dem isländischem mangelt aber auch der Ersatz, welchen die Cultur, der Verkehr auf großen Flüssen, reiche Getreidefluren, Gartengelände, Wälder und Auen jenen gewähren.

An den Ufern der mächtigsten Ströme dieser Insel ist es so einsam, wie in deren weiten Berggefilden.

Doch sind es Seen und Flüsse, welche auch in seine Einförmigkeit Abwechslung, ja selbst Reize weben.

Bei dem kurzen Lauf der Flüsse in der Ebene, und weil sie auch da noch Lavabänke nöthigen, sich über sie abzustürzen, oder an ihrem Grunde verborgen, sie tosend auf-



Storinupr an der Thiorsau, Südland.

schäumen lassen, geht ihre wilde Bergnatur nicht verloren.

Es macht einen ebenso großartigen Eindruck, in der Nähe zu sehen, wie sie mit wildem Ungestüm an uns vorüberrauschen, als aus der Ferne von einer Höhe herab, wie ihr silberglänzender Spiegel sich meilenweit in der Ebene oder im flachen Thale hinbreitet, bis er endlich zwischen den fernen Felshügeln, wie innerhalb der Mauern einer Stadt verschwindet.



Steinstadir im Öxnadalr. Nordland.

Von zwei Seiten umgeben das Land hohe Gebirge, zu kühnen, schneefreien, dunklen Kuppen, oder in mächtige Gletscherdome aufgethürmt. Manche Punkte gewähren herrliche Aussichten auf dieselben, und wenn der Blick über jene Eiswüsten hinschweift, wie erfreut Einen dann das nahe Weidegrün, und wie zufrieden naht man sich dem gastlich winkenden Dache der isländischen Hütte.

Selten aber vermag es seine Reize und

Schönheiten vor dem Reisenden zur Geltung zu bringen. Nebel und finstere Wolken, von welchen man nicht weiß, ob sie von den Sümpfen hinauf zu den Jökuln oder umgekehrt wandern, halten da fast beständig ihren Hexensabath und verdüstern oder versperren jede Aus- und Ansicht.

Uebrigens enthält dieser Landestheil das Großartigste und Seltenste, was die Insel von vulcanischer Natur bietet, und zugleich die ältesten, in der Geschichte ihrer Bewohner ausgezeichnetsten Stätten.

Im Norden der Insel läßt ein in mannigfache Thäler, welche in langen engen Meeresbusen endigen, gegliedertes Gebirge ein eigenes und wohlbevölkertes Ländchen entstehen.

Das Gebirge bietet da der Vegetation eine entwickeltere, größere Oberfläche, als es an irgend einem andern Theile der Insel der Fall ist. Auch die Formen der Berge zeichnen sich vortheilhaft aus. Die Plateaus, welche sonst in Island mit so großen Maßen herrschen, werden beschränkt, und machen zuweilen selbst Gipfel- und Kammformen Platz.

Nur ein kleiner Theil, an der Grenze gegen das Hochland der Mitte, ist vulcanisch, aber diese Thätigkeit ruht hier, außer in den Schwefel erzeugenden Quellen am See Myvate (Fliegensee) schon seit Jahrhunderten.

Wenige Höhen überschreiten die Grenze des ewigen Schnees, die meisten sind bis an die bizarren Trappgalerien, in welche sie endigen, mit Weiden bedeckt, während die Thalsohlen fette Wiesen bilden.

Bis tief hinein in's Innere sind die Thäler und die breiten Säume der Meeresbusen mit Niederlassungen besetzt, so daß hier im Norden der Reisende wider sein Vermuthen ein Gebirgsländchen findet, welches die bevölkertsten und cultivirtesten Districte der Insel enthält.

Ein grüner Teppich liegt in leichte Falten geworfen über einen engen Thalgrund hingebreitet. Von beiden Seiten schauen dunkle Felsmauern herein. Es schlängelt sich keine Straße durch das Gelände herab, man vernimmt kein Wagengerassel, noch eilt ein Wandrer flüchtigen Schrittes einer nahen Stadt zu. Der Hirsch erscheint nicht am Waldessaume, um aus des Baches klarer Fluth zu trinken. Aus dem Hollunderstrauche tönt kein süßes Locken der Nachtigall, noch Drosselschlag vom hohen Wipfel.

Das isländische Gehöfte, einer Gruppe von Grabhügeln ähnlich, liegt schweigend da, nur von der Rauchsäule, welche in die Abendluft aufsteigt, verrathen.

Vom Berge treibt der Hirt die dichtgedrängte Heerde nieder, es glänzt das Vließ, die Euter strotzen, aber Hirt und Heerde schweigen, nur die losen Steine rasseln.

Dort am Pferche stehen noch lebende Wesen, zwei blondgelockte Mädchen, welche, die Augen mit den Händen vor dem Licht der untergehenden Sonne verdeckend, zum Berg hinaufschauen, die Heerde erwarten, und auch schweigen.

Das ist die Stimmung und das Colorit jener idyllischen Thäler des Nordlandes, welche ein ruhiges und zufriedenes Hirtenvölkchen bewohnt.

Robert Stephenson und Isambert Kingdom Brunel.

Von

Paul Ingwersen.

Man hat den Verlust, den England in den beiden obengenannten Männern erlitten, vergleichen zu dürfen geglaubt mit dem, was Deutschland in Ritter und Humboldt verloren. Das heißt, um es kurz zu sagen, Zahl und Idee gleichstellen. So viel die Wissenschaft höher steht, das Durchdringen der Dinge und des Organismus derselben mit dem Geist und dem Gedanken, als das mechanische Schaffen im Bereich der Mittel der Förderung der materiellen Interessen; so viel deutsches Sinnen und Streben überhaupt sich erhebt über britisches Dichten und Trachten: so groß ist die Kluft, die die Stellungen scheidet der Einen und Andern.

Wir beginnen mit Stephenson diese flüchtige Skizze über Leben und Wirken der unlängst verschiedenen beiden namhaftesten Ingenieure Englands und unserer Zeit, weil so viel für die Zwecke der Civilisation ungleich mehr als das Dampfschiff doch die Eisenbahn leistet, und so viel wie an Ruhm und Verdienst doch der Begründer des Werkes dem Andern voransteht, der hilfreiche Hand leistet, soviel der Name Stephenson vor dem Brunel's hervorragt. Zu den „Heroen der Menschheit" zählte unlängst die Times, das Orakel der öffentlichen Meinung in England,

„angesichts dessen, was er zu leisten gewußt" habe, „angesichts seiner Kämpfe und Triumphe" George Stephenson, der 1848 verstorben, erst neuerdings in Smiles einen Biographen gefunden hat, dessen trefflichem Werke wir in den Notizen gefolgt sind, die wir in diesen Blättern (December 1858, Seite 333) zusammengestellt haben. George's einziger Sohn, unser Robert, wurde ihm geboren, da er zu Willington lebte, bei Newcastle am Tyne, den 16. December im Jahre 1803. Von dem Mangel der eigenen Erziehung durchdrungen, sandte er Robert schon früh in die Schule von Benton, von seinen Nebenverdiensten den Unterricht zahlend, und später alsdann, von seinem Killingworther Gehalt, in die Schule des Mr. Bruce zu Newcastle am Tyne, unter dessen Leitung der Knabe von seinem elften Jahre an einen gesunden praktischen Unterricht genoß. Robert zeigte bald die entschiedenste Neigung für das Gebiet der Mechanik, und als Mitglied des Newcastler literarischen und philosophischen Instituts ward er dann weiter insbesondere durch einen der Secretäre desselben, den Rev. Will. Turner, dessen Aufmerksamkeit er auf sich gelenkt hatte durch seinen ausgezeichneten Fleiß, in jeglicher Weise in seinen Studien gefördert. Wie auch dem Vater dann wieder und dessen theoretischer Ausbildung Robert's Aufenthalt zu Newcastle besonders zu Gute kam, haben wir s. Z. in unsern Notizen über den Alten erwähnt. Als Mitglied jenes Instituts hatte Robert die Gelegenheit, die Bibliothek zu benutzen, und Bücher aus derselben, oder was er die Woche über aus ihnen entnommen hatte, brachte er Sonnabends mit nach Haus zu dem nicht fern wohnenden Vater, zu dem dann auch Turner wohl selbst mit hinüberging, um dem Grubenwerkmanne die Wissenschaft aufzuthun. Unter der Leitung des Vaters — und auch ohne dieselbe, wie gelegentlich früher in jenen Notizen bemerkt — war dann der Sohn stets bereit, wieder was er theoretisch gelernt hatte auch praktisch zur Anwendung zu bringen. Und so existirt noch zur Zeit an der Mauer über der Thür von Stephenson's Hause zu Killingworth z. B. eine von Vater und Sohn verfertigte Sonnenuhr, auf die stets noch der Alte mit Stolz später hinwies.

Bis zu dessen fünfzehnten Jahre ließ George Stephenson seinen Robert auf der Schule zu Newcastle. Dann gab er ihn in die Lehre, als Unterschauer zunächst, bei seinem Freunde Nicholas Wood, dem Oberschauer der Westmoorgrube auf den Killingworth-Kohlenwerken. Hier machte Robert sich praktisch mit den Minenmaschinerien bekannt, und mit dem Grubenwesen überhaupt und allen Verrichtungen in demselben. Mit diesem unterirdischen Betrieb war er auch schon früher vertraut geworden. Mit dem Vater und Wood hatte er, kaum zwölf Jahre alt, besonders auch an den Experimenten mit der Sicherheitslampe Theil genommen, und dabei die ganze Entschlossenheit seines Charakters schon an den Tag gelegt, mit seinem ganzen Eifer der Menschheit zu dienen. Und so befand sich Robert von früh auf in seinem eigensten Element. Nachdem er bei Wood seine praktische Ausbildung erlangt hatte, ließ ihn für die Zeit eines Semesters, damit er auch in der Wissenschaft weiter käme, sein Vater die Universität zu Edinburg besuchen.

Um diese Zeit war der Vater mit der Vollendung des Tramroad der Hetton-Coal-Company beschäftigt, deren Gruben in der Nähe von Killingworth lagen. Er zog seinen Sohn zu den Arbeiten hinzu und übergab ihm alsbald die Leitung derselben als resident engineer. Unter Robert's persönlicher Aufsicht ward das Werk dann zu Ende geführt und endlich der Schienenweg eröffnet, den 18. November 1822, mit fünf von dem Vater erbauten Locomotiven.

Neben dem älteren und kürzeren Killingworth-Tramroad war dieser der Hetton-Coal-Company nun der zweite und größere beständig und regelmäßig mit Locomotiven befahrene, zum Transporte der Kohlen von der Mündung der Gruben nach den Lade- und Einschiffungsplätzen bestimmte eiserne Schienenweg, der in England eröffnet wurde. Der ältere Stephenson hatte die Locomotiven für beide nach dem Vorgange Trevithik's und den Killingworthweg nach dem Muster der alten, mit Pferden befahrenen, gewöhnlichen Tramroads der Kohlenwerke erbaut. Robert der Sohn hatte den Hetton-Coal-Weg vollendet. Der Beweis war geliefert, dem heftigsten Widerspruch gegenüber, von der praktischen Anwendbarkeit der Schienenlocomotive. Um zur „Eisenbahn" zu gelangen, war nur ein Schritt noch zu thun: die Uebertragung der Sache auf den großen und allgemeinen Landespersonen- und Waarenverkehr. Dieser Schritt ward gethan auf der

Stockton-Darlington-Bahn, der ersten Eisenbahn Englands und überhaupt in der Welt, wofür man irrig gemeinhin die Liverpool-Manchester-Bahn ausgibt.

Den Plan jener Bahn hatte ein Einwohner Darlingtons, Robert Pease, gefaßt. Der Zweck war zunächst wieder nur Kohlentransport. George Stephenson, der Vater, zur Ausführung des Werkes von dem Comitee engagirt, betrieb mit Erfolg neben der Leitung des Baues auch die Aufnahme der Personenbeförderung in den Plan; und Robert, der Sohn, der sich praktisch zunächst bei seinem ersten selbständigen Werke, jenem Hetton-Coal-Road besonders mit dem Baue des eisernen Schienenweges beschäftigt hatte, ward nunmehr vom Vater, erst unter Aufsicht desselben, dann in selbständiger Leitung, speciell mit dem Baue der Locomotiven betraut. Die Kräfte nämlich, die bis dahin der Vater verwandt hatte zum Baue seiner Maschinen, waren die der Mechaniker auf den Kohlenwerken im Norden. Diese erwiesen sich für den Bedarf nicht genügend und mit den 1000 Pfund Ehrengeschenk von den Grubenbesitzern für seine Sicherheitslampe und mit weiteren von Pease dazu eingeschossenen 1000 Pfund, errichtete Stephenson jetzt in der Umgegend von Newcastle eine eigene Locomotivenfabrik, die erste ihrer Art überhaupt in der Welt und eine geraume Zeit hindurch auch die einzige ihrer Art und die einzige praktische Schule für Eisenbahningenieure, aus allen Ländern Europa's, aus Amerika und aus Indien vielfach besucht in der rasch riesenhaft anwachsenden Ausdehnung der Anstalt, die — wenn auch überflügelt in späterer Zeit durch deutsche Industrie, durch Borsig's Fabrik, die im Jahre 1847, dem regsten freilich an Thätigkeit im Eisenbahnwesen in Deutschland, mit ihren 1200 Arbeitern in ihren 67 Maschinen mit Tendern, mehr als je in einem Jahre irgend eine englische Werkstatt geliefert hat — doch noch gegenwärtig in England, von ihren Leistungen für die Marine und an stationären Maschinen abgesehen, jährlich mehr Locomotiven



Robert Stephenson.

als irgend eine andere Fabrik herstellt, und die, im Anfang ausschließlich für Locomotiven bestimmt, allein längere Zeit England mit dessen ganzem Bedarf und dann auch das Ausland versah. Robert trat ein, wie gesagt, in die Fabrik nach Vollendung des Hetton-Coal-Road im Jahre 1822. Er übernahm dann die Leitung und führte dieselbe, die ihm übrig bleibende Zeit den weiteren Plänen des Vaters widmend, bis zum Jahre 1824. Da verließ er die Heimath und begab sich nach Südamerika, mit dem Auftrage der Untersuchung der Gold- und Silberminen daselbst. Die zwei Jahre angestrengtester Arbeit in der Newcastler Fabrik, sagt man, hätten ihn körperlich geschwächt, und die Reise über's Meer führt man auf Gesundheitsrücksichten zurück. In Brasilien traf Robert mit Trevithik zusammen, der dorthin übergesiedelt und in die bedrängteste Lage gerathen, erst durch Stephenson's Unterstützung in den Stand gesetzt wurde, nach England zurückzukehren, wo es ihm aber nun eben so wenig wie früher gelang, in die, wie er meinte, verkehrte Welt sich hineinzufinden; und sein Name wird jetzt selbst in seinem Vaterlande kaum mehr genannt, obwohl, wenn überhaupt von der „Erfindung der Locomotiven“ die Rede sein soll, kein Anderer berechtigter ist auf die Ehre derselben als er. Robert Stephenson verweilte dann in Ausführung seines Auftrages noch einige Zeit in Amerika, wo er die Silberminengesellschaft von Columbia gründete, ward dann aber von seinem Vater nach England zurückberufen, wo er nach dreijähriger Abwesenheit 1827 wieder eintraf. Im Jahre vorher trat Brunel zuerst hervor, unser Isambert Kingdom.



Isambert Kingdom Brunel.

Isambert Kingdom Brunel, nicht im Jahre 1805, wie irrthümlich die Nekrologe in deutschen Blättern berichteten, und nicht zu London geboren, sondern zu Portsmouth im folgenden Jahre, im Jahre 1806,

war zwar Engländer von Geburt, gehörte der Abstammung nach aber dem Lande nicht an. Denn sein Vater, Marc Isambert, geboren 1769 zu Hacqueville im Department de l'Eure, hatte seine Heimath in Frankreich, und war nach England erst übergesiedelt im Jahre 1799.

Im Jahre 1806, als er beschäftigt war mit der Errichtung der von ihm erfundenen Blockmaschinerie im Dockyard von Portsmouth, ward ihm hier, wie erwähnt, unser Isambert Kingdom geboren. Bei den veränderten Verhältnissen in seiner ursprünglichen Heimath schickte der Vater den Knaben der besseren sowohl wie der weniger kostspieligen Erziehung halber nach Frankreich, nach Paris, und später in's Colleg Heinrich's IV. zu Caen. Neigung und Anlage Isambert Kingdom's waren dieselben wie bei dem Vater, und dieser, statt wie es ihm selber geschehen war, seinen Sohn zu behindern, seinem Berufe zu folgen, ließ ihm die sorgfältigste Ausbildung werden zur Vorbereitung auf denselben. Zwanzig Jahre alt trat Isambert Kingdom Brunel zuerst öffentlich auf in diesem seinem Beruf, und zwar unter Anleitung seines Vaters bei dessen berühmtestem Werke, dem Baue des Themsetunnels. Im Jahre 1819 hatte der Vater den Plan vollständig ausgearbeitet; im Jahre 1825 wurde der Bau in Angriff genommen und im Jahre 1842, freilich nach unsäglichen Schwierigkeiten aber doch glücklich, beendet, nachdem der Erbauer, der die Vollendung des Werkes sieben Jahre überlebte — er starb den 12. December 1849, anderthalb Jahre nach dem Tode des älteren Stephenson — eben vor der Vollendung, im Jahre 1841, von der Krone zum Baronet und früher bereits, in der That „für einen Ausländer eine seltene Ehre," von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zum Vicepräsidenten ernannt worden war.

Der Bau des Themsetunnels gab also dem Sohn Sir Marc Isambert's die erste Gelegenheit zur öffentlichen Thätigkeit in seinem Lebensberufe. Isambert Kingdom ward dabei resident engineer, d. h. er erhielt die Oberaufsicht über die Ausführung des Baues an Ort und Stelle. Bei den unermeßlichen Fortschritten, die die Mechanik gemacht hat und das Geniewesen insbesondere in dem letzten Vierteljahrhundert, erscheint uns zwar heute, wo man ja ernstliche Pläne hegt, quer unterm Canal durch England mit dem Continente durch eine Eisenbahn zu verbinden, das Project einer Passage unter der Themse hinweg in einem anderen Lichte als in den zwanziger Jahren. Eben damals indeß bestritt noch ganz England sogar die Ausführbarkeit nur der gewöhnlichen Eisenbahnanlagen; und während der vieljährigen Arbeiten zur Herstellung des Weges unter dem Strombette der Themse schienen die häufigen Durchbrüche des Wassers auch das Unternehmen immer von Neuem wieder vereiteln zu wollen. Schon hier aber zeigten die Brunel, der Sohn wie der Vater, jene Energie ihres Wesens, die, den Schwierigkeiten zu weichen in keiner Weise gesonnen, vielmehr alle Schranken durchbrach, die sich ihrem Wirken entgegenstellten. Und den sich bietenden Hindernissen trotzte zumal der jüngere Brunel unter beständiger Lebensgefahr: 600 Fuß vom Ende des Tunnels überraschte ihn die letzte Irruption vom Jahre 1828; er rettete sich durch Schwimmen, fortgetragen vom Strom an die Oberfläche nahe beim Eingange des Schachts. Zugleich freilich bewahrheiteten auch hier schon die Brunel in ihren Unternehmungen, das was unlängst die Londoner Blätter in ihrer „plutarchischen" Parallele, wie sie sie nennen, zusammengefaßt haben: „Die Brunel, Franzosen von Herkunft und Abstamm, waren sehr ingeniös, kühn fast ohne Beispiel, aber nicht sehr praktisch in ihren Resultaten, soweit der Gelbertrag wissenschaftlichen Succeß repräsentirt; die Stephenson waren kühn, sehr praktisch in ihren Resultaten, wie Engländer es sind, und soweit der wissenschaftliche Succeß vom Gelbertrage abhängt, sehr reich an Erfolgen."

Der Tunnel gibt hierfür, was die Brunel betrifft, ein schlagendes Beispiel. Als neues Wunder der Welt unter unsäglichen Schwierigkeiten und mit ungeheuren Kosten erbaut, zur Verbindung der City oder des untern Theiles derselben mit der gegenüber liegenden Vorstadt jenseit des Wassers auf der Strecke der Themse unterhalb der New London Bridge, wo der so lebhafte Schiffsverkehr eine Ueberbrückung nicht duldet, liegt die Passage zur Zeit so gut wie unbenutzt da und hat ihr Bedürfniß als rein imaginär sich erwiesen bei der kurzen und bequemen Verbindung zu Bot. Ja, sie zählt kaum noch mit zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, und Jahr und Tag kann man als Fremder in

London weilen, ohne nur vom Interesse der Neugier in den Tunnel geführt zu werden. Und so wenig Erfolg dies Unternehmen gehabt hat, gegenüber z. B. dem der Britanniabrücke, so charakterisirt in der That auch ganz allgemein jener Gegensatz, d. h. was das Eisenbahnwesen betrifft, denn der Erfolg des Great Eastern steht doch wohl jetzt außer Zweifel — das ganze Wirken und Schaffen der Stephenson und der Brunel.

Der Gegenstand dieses Wirkens, des beiden Theilen gemeinsamen, war eben das Eisenbahnwesen, dessen Begründung die Lebensaufgabe der Stephenson war, in dessen weiterer Entwicklung dann doch aber auch Probleme gelöst sind — und gelöst werden mußten, um es allgemein nutzbringend zu machen — die doch nur eine „Kühnheit" wie die der Brunel, wie die des „fast engineering" sich überhaupt nur zu stellen vermochte. Die Aera der Eisenbahn hatte eben begonnen mit der Eröffnung der ersten, der Stockton-Darlington-Bahn, im Herbst 1825. Jede Aussicht indeß auf den Fortgang der Sache war fast völlig entschwunden. Die Bahn lag im Norden, im entlegenen Winkel an der Küste des Meeres, fern von den Wegen des großen Verkehres, der öffentlichen Aufmerksamkeit völlig entzogen, kaum als verbesserter Tramroad von der Nachbarschaft nur beachtet. Das größere Project aber, das von Liverpool-Manchester, hatte sich den heftigsten Widerspruch allerseits zugezogen. Das zeigte sich schon bei dem ersten Versuche, den man den ältern Stephenson machen ließ, die Bahnlinie aufzunehmen. Zu Knowsley ward er verjagt mit sammt seinen Gehilfen, sowie er sich blicken ließ, die Messungen vorzunehmen, mit der Drohung, ihn aufzuknüpfen im Wiederbetretungsfalle; es blieb ihm nichts übrig als „so viel Kräfte zu concentriren," um es mit den Leuten Lord Derby's aufnehmen zu können; und so erreichte er seinen Zweck nicht ohne dem Strafgesetze zu verfallen wegen Betretung fremden Gebiets wider den Willen der Eigenthümer. Die Leute Lord Sefton's verhinderten dann im Knowsley-Moor die Vornahme der nöthigen Bohrungen, und Bradshaw, der Canalagent des Herzogs von Bridgewater, trat nicht minder entschieden auf an der Spitze der Bridgewater-Clans. Stephenson ward bedroht mit einer Taufe im Moore, wo man immer ihn fassen würde auf den Gründen des Herzogs; er stahl sich hinein da der Clan beim Mittagsmahle war; mit Flinten schossen die Pächter dann unter seine Mannschaft hinein und so ging es so ziemlich die ganze Linie entlang. Zugleich aber wandten sich die Gegner der Bahn, insbesondere die großen Canaleigenthümer, in unzähligen Flugschriften an das englische Publicum, um die öffentliche Meinung dem Unternehmen feindlich zu stimmen. Pamphlete wurden geschrieben, das eine über das andere, und Zeitungen eigens gekauft zur täglichen Opposition gegen die „Höllenmaschine" und die Anwendung derselben. George Stephenson aber, auch von der Liverpool-Manchester-Compagnie zum Bahningenieur engagirt und von seinem Sohne seit dessen Rückkehr beim Bau unterstützt, überwand allen Widerspruch und vollendete das Werk, das die ersten Männer von Fach für unausführbar erklärt hatten. Dann, eine Reihe von Jahren hindurch, in denen, im Lande der Widersprüche, eine wahre Eisenbahn-Bau-Manie wiederholt alle Welt ergriff, ward kein Bau unternommen oder ausgeführt, ohne daß die Stephenson bei der Sache betheiligt gewesen wären. Ueberdies aber gründeten sie, lehrten und bildeten zu dem, was er ward, jenen eigenen Stand der aus allen Theilen der britischen Inseln, zumal aber aus Irland, zu den in Bau genommenen Bahnlinien bald in Massen herbeiströmenden, den untersten Classen der Bevölkerung angehörenden und von ihrer natürlichen Rohheit zwar wenig nur ablassenden Eisenbahnarbeiter, die, unter dem Namen der „Navvies" bekannt, unter sich freilich in Zuständen oft ärgster Verwilderung lebten, an ihr Tagewerk aber in strengster Disciplin eine Summe von Kraft und Energie heranbrachten, die in ihren Leistungen sie höher stellt als selbst die Erbauer der Pyramiden.

Die London-Birmingham-Bahn war der erste großartige Bau, den selbständig für sich Robert Stephenson übernahm, dessen Name dann immer mehr vor dem seines Vaters hervortrat. Zwar sein Vater war es, nicht er, wie man irrig berichtet hat, der zu Rathe gezogen bei der Anlage des belgischen Bahnsystems im Jahre 1844 den Leopoldsorden erhielt. Auch Spanien besuchte dann später, um über das Project der königlichen Nordbahn seine Meinung abzugeben, der ältere Stephenson, nicht lange vor seinem Tode, der 1848 erfolgte. Weiter aber

im Auslande dehnte seine Wirksamkeit sich nicht aus, wogegen der Sohn, was zunächst den europäischen Continent betrifft, so ziemlich in allen Ländern desselben für den Eisenbahnbau thätig gewesen. So in Norwegen für die Linie zwischen Christiania und dem Mjösesee, wofür er im Jahre 1846 das Großkreuz des Olusordens erhielt; so in Dänemark und in Deutschland für einzelne Linien; so in Frankreich und der Schweiz, wo er länger sich aufhielt zur Ermittlung des zweckmäßigsten Bahnsystems für das Land; so in Italien für die Bahn von Florenz nach Livorno. Außerhalb unseres Welttheils aber war es in Asien Britisch-Indien, in Amerika Canada und in Afrika Egypten, wo er besondern Antheil hatte an den bedeutendsten Bahnunternehmungen. In Canada steht sein Hauptwerk, wie man es gewöhnlich bezeichnet: auf der zur Verbindung von Westcanada mit dem Westen der Vereinigten Staaten erbauten Grand-Trunk-Bahn, die große Victoria-Brücke über dem St. Lorenzstrom bei Montreal, die im December vorigen Jahres dem Verkehr eröffnet ward, die größte Brücke des Erdballs. Als Muster für sie diente die von ihm erbaute Britannia-Brücke, die bis dahin berühmteste der Welt, die die Chester-Holyhead-Bahn über den Conwaybusen und die Menaistraße hinüberführt, als Röhrenbrücke bekanntlich die erste ihrer Art, die jemals errichtet worden, und gegen deren Erbauung in Anbetracht ihrer so bedeutenden Länge und des enormen Gewichtes das sie zu tragen hat, die Schwierigkeiten den Kühnsten fast unüberwindbar erschienen waren; indeß nach den gründlichsten Experimenten betreffs der Form der verschiedenen Theile des wunderbaren Baues wurden alle Schwierigkeiten überwältigt in weniger als vier Jahren, und ward die Brücke eröffnet den 17. März 1850. Zwei Tubular-Bridges baute Robert Stephenson dann auch später auf seiner vor nicht lange vollendeten egyptischen Bahn von Alexandria nach Cairo, die eine über den einen, den Damiettearm des Nils, die andere über den großen Canal bei Berket al Saba, und zwar läuft außerhalb hier der Zug, über die obere Deckplatte der Röhren, nicht innerhalb derselben wie bei der Britannia-Bridge. Eben als der Erbauer der Bahn über den Isthmus von Suez aber war, wie deutsche Nekrologe gleich nach seinem Tode ihm nachgerühmt haben, Robert Stephenson „der Erste, der dem Humbug“ d. h. dem Concurrenzunternehmen, „entschiedenen Widerspruch entgegensetzte!“ — Grade durch seine Brückenbauten hatte Stephenson viel Renommee sich erworben: so durch die Highlevel-Bridge, aus Holz und Eisen gefertigt bei Newcastle über den Tyne (1846 — 1849), und durch den Viaduct über des Tweedthal in der Nähe von Berwick, aus Backsteinen und Ziegeln, „supposed,“ wie es in England hieß, „to be the greatest of the world.“ „Supposed“ d. h. vorausgesetzt — und man bewegt sich in England eben gern in solchen „Voraussetzungen“ — daß Robert Stephenson nichts größeres als diese Bauten geschaffen hätte, wäre es richtig ihn vorzugsweise, wie auch wohl Engländer gethan und man es in Deutschland dann nachgesprochen, den „gigantischen Brückenerbauer,“ und die „magnificente Conception mit der vastness der Ausführung“ dieser allerdings Staunen erregenden Unternehmungen als das besonders Charakteristische in seinen Leistungen zu nennen. Allein die Victoriabrücke ward zwar ausgeführt von dem Manne, der einmal den Ruf dazu besaß; sie war aber längst projectirt und im Entwurfe fertig, ehe Stephenson überall nur mit der Sache zu thun bekam, und zwar durch seinen früheren Schüler und Lehrling, den Civilingenieur Roß, neben dem der Herr und der Meister dann noch schließlich hinzugezogen ward, um die Ehre davonzutragen, wie das ja häufig so geht. Und die ganze Idee — wie denn überhaupt die Ideen den echtenglischen Stephenson's weniger reich zu Gebote standen als die Kraft energischer Durchführung, wenn auch fremder Gedanken — die ganze Idee schon der Tubular-Bridges rührte von einem Andern her, von dem Civilingenieur Fairbairn, der mit Hodgkinson, dem Professor, und Mr. Edward Clarke sowie mit Brunel, Stephenson's „Nebenbuhler,“ dann auch hauptsächlich betheiligt war an den obengedachten Experimenten und den Erfolgen derselben. Nichts destoweniger ist Robert Stephenson der Erbauer der Brücken. Er ist aber mehr als das, er ist wirklich Titane, als unter den allerschwierigsten Umständen, die allerseits sich entgegenstellten, mit seinem Vater der Schöpfer des englischen Eisenbahnwesens, und Schöpfer damit zugleich des Eisenbahnwesens überhaupt, dieses unermeßlichen Fortschritts auf der Bahn der Entwicklung der Menschheit.

In jene Entwicklung des englischen Eisenbahnwesens, wie die Stephenson, Vater und Sohn, deren Mittelpunkt bildeten, trat Brunel hinein, unser Isambert Kingdom, mit seinen vom Vater übernommenen fast engineering's Ideen.

Was Brunel's einzelne Leistungen betrifft, und zwar zunächst für das Eisenbahnwesen, war sein bedeutendstes Unternehmen der Entwurf und der Bau der Great-Western-Bahn, „deren Brücken, Tunnel und Viaducte allein schon genügen würden, seinen Namen unsterblich zu machen," wie man mit Recht behauptet hat. Unter seiner persönlichen Leitung wurden alle die Riesenwerke erbaut auf der Hauptlinie selbst und den vielfachen Anschlußbahnen, einschließlich Bristol und Exeter, South Devon, West Cornwall, Oxford-Birmingham u. s. w. Auch hier sind es die Brückenbauten, begreiflicher Weise, die vor Allem insbesondere das Augenmerk auf sich ziehen. So die Brücken über die Themse nicht weit von London bei Maidenhead, die längste und flachste von allen, aus gewöhnlichen Backsteinstücken. So der Chestower Bau über den so schwer zu passirenden Wye. So in Cornwall die Brücke, die über den Tamar führt, fast genau von derselben Spannung und genau von derselben Höhe wie die Britanniabrücke, mit einem Centralpfeiler aus einer Tiefe wie bei keiner Bahnbrücke sonst, nämlich von 80 Fuß Wasser. Auch nahm Brunel dann Theil an der Aufrichtung der Britanniabahnbrücke, an jenen neuen und eigenthümlichen und großartigen Operationen, die grade auch durch das einträchtige Zusammenwirken so vieler verschiedener Kräfte sich so erfolgreich erwiesen. Seine Thätigkeit sonst für das englische Bahnwesen ist, wie erklärlich bei seinem Systeme, dem der „breiten Spur," das bald allgemein verworfen ward, nicht von Bedeutung gewesen. Und im Auslande waren es wohl nur die sardinischen Bahnen, die er theilweise aufnahm und zur Ausführung brachte. Von seinen Brückenbauten indeß nennen wir noch die Londoner Hungerford-Bridge, die bekannte nur für Fußgänger eingerichtete Hängebrücke, die vom „Hungerford Market" am „Strand" nach dem Waterloobahnhof hinüberführt. Sie hat die längste Spannung, wie man behauptet, von allen gegenwärtigen Brücken in England.

Der Krieg in der Krim führte Brunel nach dem Oriente, zur Herstellung und Einrichtung des großen Reinkioihospitals, freilich nur nicht in „Constantinopel," wie in deutschen Nekrologen zu lesen; denn bekanntlich ist Reinkioi an den Dardanellen belegen, und zwischen ihnen und dem Bospor liegt doch noch immer das Marmarameer! In England war Brunel im Uebrigen vielfach beschäftigt an den Docks insbesondere der größeren Außenhäfen, und die Bristol-, die Cardiff-, die Old North Sunderland Docks haben ihm manche und wesentliche Verbesserungen zu danken. Der Schifffahrt überhaupt wandte er, besonders nach seiner Eisenbahnniederlage, seine Hauptaufmerksamkeit zu, und war es Brunel bekanntlich, der den Great Western erbaute, das erste und große atlantische Dampfschiff, das freilich wohl weniger mit den „Interessen der großen Westbahn" zu thun hatte als man dies hat voraussetzen wollen, aber wirklich wohl „doppelt so groß und von doppelt so viel Pferdekraft als irgend einer der damals auf der See schwimmenden Dampfer war." Von wieder doppeltem Tonnengehalte, erbaute er dann den Great-Britain, von dem man mit Recht gesagt hat, daß er „grade durch das Unglück, das ihn auf den Klippen der Dundrumbucht ereilte, den Beweis lieferte, wie richtig seines Erbauers Grundsätze in Betreff der Anwendung von Eisen beim Schiffsbau waren." Diese Riesenbaue entsprachen Brunel's allgemeinen Principien, die hier wohl richtige Anwendung fanden: denn mit der Größe der Schiffe mehrte sich die Sicherheit, der Ertrag und die Schnelligkeit zugleich. Und so kam er denn endlich, zuerst im Jahre 1851, zu seinem letzten und größten Lebenswerke, zu dem, an welchem er starb, zu dem Bau des Great-Eastern.

Die britische Admiralität hat zwei Formulare herausgegeben, um die relative Tüchtigkeit von Dampfschiffen festzustellen. Das eine der Formulare rechnet nach der Schnelligkeit, der Midshipsection und der indicirten Kraft, das andere setzt statt der Midshipsection das Gewicht. Mechanic's Magazine hat hiervon Anwendung gemacht auf Brunel's Great Eastern. Die indicirte Kraft, wenn die Maschinen ihr Bestes thaten, war im Ganzen ungefähr 7,200 Pferdekraft. Die Midshipsection ungefähr 1,600 Quadratfuß. Das Gewicht beträgt wenigstens 17 — 18,000 Tonnen, etwa 17,500; denn das bloße Eisen der Hülle wiegt 8000 Tonnen, Maschinen und Kessel 2000 Tonnen, (3/4 Tonne

per nominelle Pferdekraft) und 6000 Tonnen Kohlen an Bord. macht 16,000 Tonnen, so daß nur 1500 Tonnen gerechnet sind für das Holzwerk, die Masten, die Schraube, die Räder, das Kesselwasser und Alles was sonst sich noch am Bord befindet. Die Schnelligkeit, bei der Probefahrt, war im Durchschnitt 15 Knoten. Hiernach ergeben jene Formulare für den Great Eastern die Zahlen: 750 und 316. Keins der Schiffe der Admiralität erreicht diese Zahlen. Nach dem ersten Formular nämlich zählt: Agamemnon 664, Miranda 680, Tribune 686, Algiers 687, Simoom 688, Desperate 697, St. Jean d'Acre 701, Prinzeß Royal 725 und Cruiser 728; nach dem zweiten Formulare: St. Jean d'Acre 201, Tribune 202, Prinzeß Royal 203, Cruiser 220, Desperate 224, Simoom 240 und Miranda 247.

Auch nur dieses günstige Zeugniß hat Brunel nicht mehr erleben sollen. Und so lebhaft sich Robert Stephenson für den Great Eastern interessirte, so rasch ist er dem Erbauer in den Tod nachgefolgt. Beide verstarben noch fern vom Greisenalter, beide in den fünfziger Jahren, Robert Stephenson drei Jahre nur älter als Brunel. „Es ruhen gar große Männer in jenem großen Begräbnisse von Königen und Dichtern," sagten die Londoner Blätter, als Stephenson beigesetzt war in der Westminsterabtei; „allein ein Mann, der seiner eigenen oder irgend einer Generation größern Nutzen gebracht hätte, als Robert Stephenson es gethan, ist nicht unter den großen Verstorbenen zu finden." Und „Brunel," meinten sie weiter, „gehört an Stephenson's Seite!"

Brunel, aus „guter," nicht mittelloser Familie, hinterließ seiner Wittwe und seinen drei Kindern (zwei Söhne und eine Tochter) ein Vermögen von etwas über 90,000 Pfund Sterling. Robert Stephenson, in der Hütte des Kohlenwerkmannes geboren (und ohne Familie verstorben) hinterläßt seinen Seitenverwandten, allein an unbeweglichem Vermögen, 500,000 Pfund Sterling. Freilich, die Kosten der Eisenbahnlinien, an deren Bau er engagirt gewesen, beliefen sich, wie er selbst kurz vor seinem Tode gesagt hat, auf nicht mehr und nicht weniger als 800,000,000 Pfund Sterling, d. h. über 5000,000,000 Thaler preußisch Courant, oder 8000,000,000 Gulden österreichischer Währung.

Literarisches.

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von H. Hettner. Zweiter Theil: die französische Literatur im 18. Jahrhundert. Braunschweig, Verlag von Vieweg und Sohn.

Hermann Hettner hat die Geschichte der großen Aufklärungskämpfe im achtzehnten Jahrhundert zu seiner jüngsten Aufgabe gemacht. Er vertheilte den Stoff auf ein dreibändiges Werk. Der erste, früher erschienene, enthielt die Geschichte der englischen Literatur von der Restauration der Stuart's bis zu der Zeit, in welcher die englischen Aufklärungsideen ihren Weg nach Frankreich finden, und Voltaire, Rousseau, Diderot und die Encyklopädisten den englischen Schriftstellern den Rang ablaufen. Die Entwicklung dieser neuen französischen Literatur und deren umgestaltenden Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker stellt der zweite, uns vorliegende Theil dar, während der dritte, noch zu erscheinende, sich mit der deutschen Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen beschäftigen soll. Die beifällige Aufnahme, welche allseitig der erste Band des Unternehmens gefunden hat, wird sicher auch dem zweiten zu Theil werden. Das Buch ist in der That ein gutes Buch, und ein solches Urtheil kann heute ein gewissenhafter Recensent eben nicht oft aussprechen. Es bedarf nur einer flüchtigen Vergleichung dieser Literaturgeschichte mit Villemain's berühmten tableau de la literature au XVIII siècle oder mit dem zweiten Band von Eduard Arnd's Geschichte der französischen Nationalliteratur, welcher ganz und gar aus Villemain's Anschauungen hervorgegangen ist, um sofort zu ersehen, wie durchaus selbständig der Verfasser sich in die von ihm geschilderte Schrift- und Kunstwelt eingelebt hat. Indem alle einzelnen Erscheinungen in ihrem Wesen und Ursprung durchgängig auf die Grundlage des allgemeinen Volkslebens zurückgeführt werden, darf diese Darstellung den Anspruch machen, in Wahrheit eine Vorgeschichte des französischen Revolutionszeitalters zu sein. Ein Geist milder Gerechtigkeit, das Maßvolle und Versöhnliche charakterisirt durchweg Hettner's Urtheile. Aufgefallen ist uns die eigenthümliche Art des Verfassers, Noten und Citate nicht in Noten und Anmerkungen zu geben, in dem ganzen stattlichen Bande findet sich keine einzige Note. Hettner nimmt die Belegsstellen und Citate stets in den Text selbst auf. Die Darstellung ist von einer erquickenden Frische.



Neuestes aus der Ferne.

Besteigung des Berges Demawend.

An der Südseite des Caspischen Meeres zieht die Kette des Elbrusgebirges, dessen höchste Spitze der Demawend ist. Sein vulcanischer Kegel erhebt sich zehn Meilen nordöstlich von Teheran und ist nach allen Seiten hin weit sichtbar. Der preußische Gesandte am persischen Hofe, von Minutoli, hat diesen Berg im Juli dieses Jahres mit Dr. Brugsch und mehrern Engländern erstiegen. Das Unternehmen war ein sehr schwieriges und zugleich gefahrvolles, da man oft am Rande tiefer Abgründe gehen mußte. Am 29. Juli, nach einem dreitägigen Steigen, war die Spitze des Berges erreicht, und die Reisenden standen nun am Krater, in dem eine Schwefelhöhle sichtbar wurde. Schon die Beschwerden, denen ihre Athmungsorgane unterlagen, hatten ihnen bewiesen, daß die Angaben, nach denen der Demawend bloß 13,700 Fuß hoch sein soll, unmöglich richtig sein könnten. Nach ihren eigenen hypsometrischen Messungen erhebt sich seine Spitze fast 20,000 Fuß über den Meeresspiegel.

Die Mingleute.

Ueber den sittlichen Charakter und die eigentlichen Ziele der Revolution, die seit 1851 das Reich der Mitte durchzieht, sind die verschiedensten Urtheile laut geworden. Nachdem man im Anfange in den Rebellen Christen und patriotische Chinesen, die der verknöchernden Fremdherrschaft ein Ende machen wollten, gesehen hatte, kam eine Zeit, in der man sie für gemeine Räuber und Brandstifter erklärte, deren Christenthum in weiter nichts bestehe, als daß dieser oder jener Führer sich für den Sohn Gottes oder für den heiligen Geist halte. Auch ein Erlöschen des Aufstandes, wenn er die reichsten Provinzen mit Blut und Asche bedeckt haben werde, sagte man mit Bestimmtheit voraus. Inzwischen haben sich die Mingleute, wenn sie auch eine Zeit lang in Nanking hart bedrängt wurden, immer weiter ausgebreitet. Neuerdings haben sie die Provinz Kiangsu, in der siebenunddreißig Millionen Menschen leben, in unglaublich kurzer Zeit erobert und die beiden Hauptstädte Sutscheu und Hangtscheu mit Sturm genommen. In Sutscheu hat Crawford mit zwei andern amerikanischen Glaubensboten sie besucht. Er fand in ihnen nichts weniger als die zerlumpten Barbaren, die sie nach andern Berichten sein sollen. Sie sind gut bewaffnet und haben ein vortreffliches Regierungssystem eingerichtet, das sie mit Strenge handhaben. Opiumrauchen wird z. B. mit dem Tode bestraft. Von Duldung wissen sie freilich nichts; die Straßen von Sutscheu waren mit Götzenbildern bestreut, welche sie in ihrem christlichen Eifer zertrümmert hatten. Sie feiern den Sonntag gewissenhaft und halten zweimal täglich, Morgens und Abends, Gottesdienst. Daß ihre Glaubenslehre mit Irrthümern gemischt ist, geben sie zu, entschuldigen sich aber damit, daß sie bisher keine bessern Lehrer gehabt hätten.

Der Torrenssee in Australien.

Als wir früher unsern Unglauben an die Entdeckungen von ausgedehnten, wohlbewässerten Ländereien im Innern von Südaustralien aussprachen, gründeten wir unser Urtheil auf ältere, ganz anders lautende Berichte von Reisenden. Die Erzählungen der Au-

stralier, welche das Torrensgebiet neuerdings durchforscht haben, bestätigen unsere Ansicht. Jenes Gebiet ist eine Bodensenkung, durch welche, als das mehr nördliche Innere aus dem Meere gehoben wurde, der Abfluß der Gewässer erfolgte. In den Salzseen des Torrensbeckens sieht Hauptmann Sturt Ueberreste des frühern Meeres. Der angebliche See erweist sich als ein salziger Sumpf. Sanddünen und Steingerölle herrschen vor, und die weit verbreiteten Salicornien bezeugen den Salzgehalt des Bodens. Vom October bis zum März regnet es nie, in den Zeiten, die bei uns Frühling und Sommer sind, bloß dann und wann, aber immer bloß strichweise. So kann sich auf den Stellen mit fruchtbarem Boden, die allerdings vorhanden sind, kein kräftiger Pflanzenwuchs bilden. So wie die Hitze eintritt, verdorrt Alles. Am östlichen Ufer des salzigen Sumpfes, in den Greybergen, hat Sturt folgende mittlere Temperaturen beobachtet:

December	+ 30²/₃	Grad Reaumur
Januar	+ 32	" "
Februar	+ 30²/₃	" "

Mehrmals stieg das Quecksilber im Schatten auf 43 Grad, in der Sonne auf 55 Grad. Der Boden wurde bis auf vier Fuß Tiefe durchhitzt, und es war schwierig, zu schreiben und zu zeichnen, so schnell trocknete die Dinte in der Feder. Ueber die Thierwelt berichtet Gryder (Petermann's Mittheilungen): „Wild ist selten, nur einige kleinere Marsupialien und hier und da ein Känguru gibt es hier. Emus sind häufig, aber so mager, daß wir bloß ein paar Unzen Oel von einem Exemplar erhielten. Es gibt eine Menge Tauben und Truthühner, sie sind aber außerordentlich scheu. Die Dingos oder wilden Hunde haben alle die Räude; sie sind zahlreich, aber so elend und dürr, daß es ein Liebeswerk ist, sie zu tödten und von ihrem Elend zu befreien. Ich habe nur zwei Arten von Schlangen gesehen: eine braune von 7 Fuß Länge und 3¹/₂ Zoll Umfang wurde getödtet, als sie einem der Leute den Zugang zu der Quelle verwehren wollte, und eine schwarze von 2 Fuß Länge, welche auf einen Ameisenhügel gekrochen war, wo diese kleinen tapfern Insecten sie für ihre Verwegenheit bestraften."

Albert Roscher und Freiherr von Heugelin.

Die Trauernachricht, daß Albert Roscher in Afrika in der Nähe der großen Seen ermordet worden sei, scheint sich leider zu bestätigen. In den letzten Octobertagen des vorigen Jahres war er am großen Nyassasee angekommen und hatte seine Gesundheit vollständig wieder hergestellt. Im März dieses Jahres wollte er zum Fluß Ruvuma zurückkehren, um seine dort gebliebenen Sachen nachzuholen. Am 17. März aß er in einem Dorfe Hisonguny zu Mittag und legte sich dann zum Schlafen nieder. Sein einer Diener blieb bei ihm, der andere ging zum Flusse, um Wasser zu holen. Als der letztere zurückkehrte, sah er, wie sein Genosse von einem Haufen Menschen angefallen und mit einem Pfeil erschossen wurde. In der Hütte lag Roscher, mit einem Pfeile in der Brust, todt auf seinem Lager. Auch dieser zweite Diener sollte ermordet werden, flüchtetete aber in ein Maisfeld und gelangte glücklich zum Nyassa, von wo er mit Bewaffneten zurückkehrte und die Mörder verhaftete. Vier derselben sind nach Zanzibar gebracht worden und erwarten ihr Urtheil. Die sämmtlichen Habseligkeiten Roscher's, namentlich sein Tagebuch und seine Zeichnungen, sind gestohlen worden. Grade das Werthloseste seines Besitzes, einige gedruckte Bücher, hat man gerettet.

Während so wieder ein deutscher Reisender im Dienste der Wissenschaften den Tod gefunden hat, bereitet sich ein Unternehmen vor, das uns über das Schicksal des Dr. Vogel endlich Gewißheit verschaffen soll. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß die nöthigen Gelder, für die man gegenwärtig sammelt, zusammen kommen werden, hoffentlich in dem Maße, daß mit dem nächsten Zweck, in Wadai Erkundigungen einzuziehen, noch Entdeckungsreisen verbunden werden können. Die geeignetste Persönlichkeit, der man eine solche Reise auftragen kann, hat sich in Theodor von Heugelin gefunden. Dieser deutsche Gelehrte lebt seit sieben Jahren als österreichischer Generalconsul in Khartum, hat sich an das Klima gewöhnt und kennt die Sprachen Centralafrika's. Er ist bereits durch drei Reiseberichte vortheilhaft bekannt. 1852 erschienen von ihm Reisen im nordöstlichen Afrika und später haben Petermann's Mittheilungen noch zwei Aufsätze von ihm über die Habebländer am Rothen Meere und über die Bajudalandschaft gebracht. Glückt sein Unternehmen, so erhalten Barth's und Overweg's Entdeckungen, die durch Vogel fortgesetzt wurden, nach Osten hin ihren Abschluß.

Druidische Denkmäler in Indien.

In England und andern Theilen des westlichen Europa's stößt man auf Alterthümer, denen ein keltischer Ursprung beigelegt wird und die deshalb druidische heißen. In Indien, im Bezirk Coimbatore, hat man jetzt ziemlich gleiche Ueberreste gefunden. Es sind wie in England Cromlechs, Grabhügel, Pfeiler und Steinkreise. Die Cromlechs bestehen aus drei oder mehr aufrecht stehenden Steinen, über die ein flacher Stein gelegt ist, so daß ein hohler und geschützter Raum entsteht. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die indischen Cromlechs sorgfältiger gebaut sind. Die Grabhügel sind über den ganzen Bezirk verbreitet und man findet sie sowohl in den angebauten Ebenen, die seit Jahrhunderten künstlich bewässert werden, als in den Sumpfdickichten und den tiefen Schluchten der Gebirge. Ihre Form und ihr Inhalt ist ganz derselbe wie in England. Um jeden Hügel zieht sich ein Kreis von Steinen und auf seiner Spitze liegt immer ein großer flacher Stein. Im Innern findet man einen hohlen Raum, in dem eine Urne oder eine sitzende Leiche enthalten gewesen sein muß. Die aufgefundenen Urnen wechseln in der Größe sehr, indem sie bald 4 bis 5 Zoll, bald 2 bis 3 Fuß im Durchmesser haben. An manchen Stellen stehen die Grabhügel dicht neben einander und bedecken einen Raum von 10 bis 12 Ackern. Die Pfeiler bestehen aus rohen unbehauenen Steinen und haben mit den Leagans von Irland eine unverkennbare Aehnlichkeit. Die Steinkreise unterscheiden sich dagegen von den englischen. Die Uebereinstimmung besteht bloß darin, daß beide rundförmig, aus unbehauenen Steinen errichtet sind und Aschenkrüge und menschliche Gebeine einschließen. Die indischen sind aber kleiner und mehrere Steine liegen auf einander, welches letztere im westlichen Europa niemals der Fall ist. Die Steingänge, welche in der Bretagne von einem Kreise zum andern führen, fehlen in Indien gänzlich.

Clavigo's Reise an Timur's Hof.

Die Halluytgesellschaft hat sich das Verdienst erworben, den Reisebericht Clavigo's, der 1403 als spanischer Gesandter zum Großmogul ging, in englischer Uebersetzung wieder abdrucken zu lassen. Clavigo reiste über Constantinopel und Trapezunt, wo es noch griechische Reiche gab, und durch Armenien und Persien. In Samarkand traf er den furchtbaren Khan. Timur war damals ein alter Mann und namentlich seine Augen hatten sehr gelitten. Er entfaltete übrigens noch den ganzen Pomp seiner jüngern Jahre und gab sich allen Genüssen hin. Er war ein starker Trinker und nöthigte seine Gäste, mit ihm Schritt zu halten. In Folge davon war der Säuferwahnsinn bei den Großen seines Hofes eine sehr häufige Krankheit. In die Pracht seines Schlosses mischte sich viel Barbarei. Die Ausschmückung der Zimmer war eine märchenhaft verschwenderische. Da sah man Tapeten und Vorhänge von der schwersten, mit Stickereien bedeckten Seide, Divans von auf einander gehäuften seltenen Pelzen, Tische von gediegenem Gold oder Silber und überall Perlen, Smaragden, Türkisen und Rubine. Wenn der Großmogul aber speiste, so wurden ganze gebratene Schaf- und Pferdeviertel auf große Leder gelegt und zur Tafel herangeschleift. Die Vorschneider knieten auf dem Leder nieder und schnitten Fleischstücke ab, die den Gästen auf Tellern von Gold, Silber, Glas und Porcellan überreicht wurden. Neben jedem Gaste kniete ein Diener mit Wein und ermahnte ihn, des Getränks nicht zu schonen, da er eine schlechte Erziehung verrathen werde, wenn er das Beispiel des Khans nicht nachahme. Es war Regel, daß die Großen beim Schlusse solcher Mahle nicht gingen, sondern bewußtlos fortgetragen wurden. Dieselbe Mischung von Pracht und Barbarei verrieth sich in dem großen Lager, das Timur im October bezog. Es war für ihn ein seidenes Zelt erricht worden, groß wie ein Schloß, aus dem Timur den Spielen seiner Krieger zusah. Die Hauptbelustigung bestand darin, daß ihnen Berge von gebratenem Fleisch vorgesetzt wurden, um welche sie kämpfen mußten. Dieses geistreiche Spiel verlor indessen bald seinen Reiz und es wurden nun Verbrecher herbeigeschafft und hingerichtet. Irgend einen Erfolg hatte die Gesandtschaft natürlich nicht, aber Clavigo's Erzählungen vermehrten den romantischen Drang der Zeit, sich über die Ferne zu unterrichten, und waren insofern immerhin von Wichtigkeit.

Singende Fische.

In Sir Emerson Tennent's Buche über Ceylon findet sich folgende Stelle über die musikalischen Töne, die man zuweilen auf dem Chilka, einem Salzwassersee auf der östlichen Küste von Ceylon, hört: „Ich ver-

nahm die fraglichen Töne sehr deutlich, sie kamen aus dem Wasser herauf gleich den Schwingungen einer Saite oder gleich den schwachen Schwingungen eines Weinglases, wenn man mit nassem Finger über seinen Rand hinstreicht. Es war nicht ein einziger Ton, sondern eine Menge von schwachen Tönen vom höchsten Sopran bis zum tiefsten Baß. Legte man das Ohr an die hölzerne Wand des Botes, so hörte man die Töne noch viel deutlicher. Während wir über den See hinfuhren, wurden sie bald schwächer, bald stärker, als ob die Thiere, von denen sie herrührten, an bestimmten Stellen zahlreicher versammelt seien.“ Tennent sprach die Ansicht aus, daß die Töne nicht von Fischen, sondern von Muscheln kämen. Auch Ward, der jüngst verstorbene Statthalter von Ceylon, hörte sie an derselben Stelle. „Andere,“ sagte er, „mögen die Sache erklären. Ich bin kein Naturforscher und kann bloß erzählen, was ich sah und hörte. Das Volk behauptet allgemein, daß es Fische sind, welche diese Musik machen.“

Die englischen Zeitungen theilen jetzt verschiedene Fälle mit, bei denen die räthselhaften Töne aus dem Wasser auch anderswo gehört wurden. In der Nähe von Bombay liegt ein See mit Salzwasser, den einst eine Gesellschaft besuchte. Der Abend war hereingebrochen, als aus dem Wasser Töne aufstiegen, die dem langgezogenen Laute einer fernen Glocke oder einer Aeolsharfe glichen. Die Schiffer erklärten sogleich, daß die Urheber der Töne Fische seien, die in den schlammigen Buchten und Untiefen der Küste zahlreich lebten und ihnen wohl bekannt seien. Am andern Tage brachten sie solche Fische, welche mit dem europäischen Barsch viel Aehnlichkeit hatten. Dieselben Töne wurden zu Vizagapatam an der Küste Coromandel gehört, wo es ebenfalls viele seichte Buchten gibt. Dr. Adams fand die musikalischen Fische auch in einer Flußmündung der Insel Borneo. „Als ich am Bord des Ariels war,“ erzählt er, „hatte ich das Glück, ein feierliches Wasserconcert des berühmten Orgelfisches, einer Art von Pogonias, zu hören. Diese eigenthümlichen Fische bringen einen lauten singenden Ton hervor, der steigt und fällt, zuweilen erstirbt und dann wieder wie ein sehr dumpfes Trommeln klingt. Ich hörte diesen unterseeischen Chor wohl eine Viertelstunde lang, worauf die Musik plötzlich aufhörte, als ob die Musiker gestört worden wären.“ Ein Seeofficier theilt im Athenäum mit, daß auch der Platafluß singende Fische in Menge besitze. Bald läßt sich eine einzelne Stimme hören, bald fallen mehrere Stimmen ein und zuweilen ist der Ton ein sehr lauter. Hier waren es immer Baßstimmen, die sich hören ließen und ein Geräusch wie das Rollen einer Trommel machten. Wahrscheinlich ist der Musikant ein Fisch von 40 bis 60 Pfund Schwere, der dem Pogonias gleicht. Dieselbe englische Zeitschrift enthält eine Notiz, nach der auch an der portugiesischen Küste singende Fische vorkommen. Sie heißen Corvinas und sind große Fische mit schwarzen Flossen, die auf dem Markte von Lissabon zuweilen verkauft werden. Dürfte sonach die Existenz von singenden Fischen bewiesen sein, so bleibt es doch ein Räthsel, wie ihre Töne unter dem Wasser entstehen können.*)

*) Professor Schmarda leugnet die Existenz singender Muscheln oder Fische und gibt eine andere Erklärung der Töne. Siehe Seite 822 des so eben erschienenen 1. Bandes von: „Ludwig K. Schmarda's Reise um die Erde in den Jahren 1853—1857. Braunschweig, Westermann, 1861.“ Die Red.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 51. December 1860.



Furioso.

Novelle von Wolfgang Müller von Königswinter.

(Schluß.)

Achtes Capitel.

Als Beethoven am folgenden Morgen aufgestanden war und sich angekleidet hatte, fiel ihm seine Geldrolle in die Hände, die er nunmehr öffnete, was ihm aber in so ungeschickter Weise gelang, daß die verschiedenen Stücke seiner Hand entglitten und nach allen Richtungen durch das ganze Zimmer rollten. Im ersten Verdruß stieß er einen Fluch aus und hatte gute Lust, das eitle Metall liegen zu lassen, wo es lag. Daran hinderte ihn indeß seine Mutter, welche eintrat und mit schreckhaftem Erstaunen die blanken Münzen auf der Erde verstreut sah. Die gute Frau hatte, nachdem sie ihrer Verwunderung Luft gemacht, nichts Eiligeres zu thun, als die Thür abzuschließen und zwar wohl aus dem Grunde, daß ihr Mann sie nicht bei einem in diesem Hause ebenso seltenen wie gefährlichen Anblick überrasche, und sich alsdann an ein emsiges Auflesen der Kostbarkeiten zu begeben, wobei Ludwig ihr zu helfen sich alsbald bequemte, denn für seine Mutter war er im Stande, alles Mögliche zu thun, mochte es ihm auch noch so lästig sein.

Dieses Geschäft dauerte übrigens eine ganze Weile, denn manches Stück hatte sich unter Bett, Schrank, Tisch und Clavier und sogar in die etwas allzubreiten Ritzen des Holzbodens verlaufen. Als das sämmtliche Geld endlich auf dem Tische lag, zählte Frau Beethoven dreißig Carolinen. Einen solchen Haufen Gold hatte sie nie zusammen gesehen. Dann lächelte sie und blickte ihren Sohn mit einem unbeschreiblichen Blick voll Bewunderung und Liebe an und fragte: „Und das hast Du verdient, Ludwig?"

„Verdient?" antwortete der Sohn, „das glaub' ich kaum, aber ich hab's."

„Du bist ein reicher Junge!" machte sie ihre weitern Betrachtungen.

„Halb und halb," sprach Ludwig.

„Bist Du noch nicht zufrieden?" fragte die Frau.

„Ueber alle Maßen," war die Antwort, „aber ich bin halb reich und Du sollst es auch sein."

Damit theilte er das Geld, ohne es zu zählen, in zwei gleiche Haufen, von denen er den einen der Mutter hinschob und den andern für sich nahm.

„Ich würde Dir Alles lassen, Mutter," sagte er dann, „aber ich mache eine Reise und das Reisen kostet Geld, wie mir der Graf von Waldstein sagte. Mit der Hälfte habe ich indeß genug. Ich hoffe sogar noch ein gutes Theil mit heim zu bringen. Die andere Hälfte brauche für Dich und die Brüder."

Die Mutter hielt weinend einen Zipfel der Schürze vor die Augen: „Du gutes Herz," sagte sie.

„Freilich habe ich noch ein Anliegen," fuhr nun der Sohn fort, „es betrifft das Bild des Großvaters, ich möchte es gern auslösen. Heute geht es leider nicht, denn es ist Ostersonntag, aber morgen oder übermorgen. Im Fall das Geld sonst reicht, wäre es mir lieb, wenn Du Dich darum bekümmern wolltest. Wie gern ginge ich selbst zu dem Karpfenwirth, aber ich muß morgen fort."

„Ich werde Deinen Wunsch erfüllen," sprach die Mutter, die noch immer weinte. „Gewiß, gewiß, geh ohne Sorgen, wenn Du zurückkehrst, soll das Bild wieder über Deinem Clavier hängen."

„Wie werd' ich mich freuen," rief der Sohn, der Mutter die Hand reichend. „Und nun noch Eins: Ich habe noch verschiedene Abschiedsbesuche zu machen und werde über Mittag ausbleiben, vielleicht sogar bis spät in die Nacht. Du wirst es mir nicht übel nehmen."

„Thu' wie Du willst," sprach die Mutter, die nunmehr seine Kleidung musterte, den Rock bürstete, die Haare ordnete und ihn dann mit erneuter Zärtlichkeit entließ.

Ludwig verließ das Haus, und er verließ auch die Stadt durch das Thor, das nordwärts liegt und auf die Straße nach Cöln führt. Während er sich in den Gassen von Bonn überall scheu umgesehen hatte, ob er auch einem Bekannten begegne, der seinen Gang verrathen könne, setzte er sich draußen in eine ungewöhnlich rasche Bewegung. Weder nach rechts noch nach links schauend rannte er an den Leuten und Gefähren vorbei, die ihm begegneten, und durch die Dörfer, die auf dem Wege lagen. Hätte Frau von Breuning ihn auf diesem Gange zu Gesicht bekommen, sie würde lächelnd ausgerufen haben: „Er hat wieder einen Raptus." Endlich nach einem fast fünfstündigen Laufe, auf dem er kein einziges Mal gerastet hatte oder eingekehrt war, lagen die Thürme der alten Reichsstadt Cöln vor seinen Blicken. Und so betrat er denn durch das Severinsthor den Bann der heiligen Stadt.

Und hier machten sich nun die Rechte des irdischen Menschen geltend. Der junge Mann bedurfte einer kurzen Ruhe, sein Leib forderte eine Stärkung durch Trank und Speise. Er trat in ein Wirthshaus, das an der Straße lag, forderte ein Glas Wein und ein Stück Brot und genoß beides mechanisch an einem Fenster stehend und in die Luft hinausstarrend. Als er seinen Imbiß zu sich genommen hatte, erfragte er vom Wirth den Weg nach dem Neumarkt und lief wieder in die Gassen hinaus.

Cöln hatte damals noch ein anderes Ansehen wie heutigen Tages. Um den Kern der Stadt, in dem sich auch noch in der Gegenwart der Mittelpunkt des Geschäftslebens befindet, legte sich ein Gürtel von weiten Gärten, in denen sich einzelne weitläufige und hier und da mit Thürmen versehene Patricierhäuser, sowie Klöster mit Kirchen und Capellen erhoben und zwischen denen einsame und öde Gassen hinführten. Solche Wege hatte er von der Severinsstraße nach dem Neumarkte zu durchschreiten. Er gerieth mehrere Male in die Irre und es kostete ihm Mühe bei der Verlassenheit dieser Gegenden, in denen ihm nur dann und wann eine menschliche Gestalt zu Gesicht kam, die Richtung inne zu halten.

Es war in den Nachmittagsstunden, als er denn doch an das gewünschte Ziel kam, zu dem schließlich die hochaufragenden Thürme der herrlichen Apostelkirche ihm als Leiter gedient hatten. Und so wandelte er denn unter den Bäumen des schönen und großen Platzes umher und beschaute sich mit brennenden Blicken die anliegenden Häuser, von denen hauptsächlich die größern Gebäude seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Augenscheinlich ließ er seine Blicke zumeist an den Fenstern umherschweifen, ohne daß seine Begierde gestillt wurde.

Da öffnete sich an der Seite, die gegen Norden sieht, plötzlich das Thor eines stattlichen Hauses*) und verschiedene Gestalten traten hervor. Es waren ältere und jüngere Leute. Und eine Frauengestalt erkannte er sogleich. Die Art, wie sie das Haupt trug, so daß die blonden Locken um die Schultern fielen, die volle schöne Büste, die stolz dahin-

*) Das jetzige Haus des Herrn Baurath Bircher, Neumarkt Nr. 19. Siehe Wegeler, S. 42.

wandelnde Figur, das Alles war nur das unveräußerliche Eigenthum Jeannette d'Honrath's. Ludwig's Herz klopfte hoch auf.

Die Gruppe schritt der Schildergasse zu und nahm dann den Weg über die Hochstraße nach dem Dom hin. Der junge Musiker folgte unbewußt, er folgte auch in die hohen Räume des herrlichen Chors der mächtigen Kathedrale, der damals der einzige fertige Theil der unvergleichlichen Kirche war. Sicherlich gab sich hier die beste Gelegenheit zur geistigen Erhebung. Aber was sah Beethoven von dem kühnen zierlichen Säulenbau, der schlank gegliedert das Spitzbogengewölbe trug? Was sah er von den Heiligenbildern, die von den Pfeilern herabsahen, von den Bischofsgräbern, die in den Capellen standen, von den Bildern, welche die Altäre schmückten? Was sah er endlich von den bunten Fenstern, durch welche die Sonne eben ihre letzten Strahlen hineinsandte, welche ein seltsames Licht durch die Hallen gossen? Er hatte nur Augen für das schöne Mädchen, das vor ihm dahinging. Selbst ihre Umgebung übersah er, sonst hätte er auch wohl den schlanken österreichischen Officier bemerkt, der in Bonn so eifrig mit der jungen Dame getanzt hatte und der sich auch jetzt wieder viel mit ihr zu schaffen machte.

Die kleine Gesellschaft, in welcher sich Jeannette befand, wohnte eine Weile der Vesper bei, denn während die ersten Klänge der Orgel die Räume durchtönten und die Domherren und Chorknaben ihre Responsorien sangen, trat eine kleine Ruhe ein, in welcher die Unterhaltung aufhörte. Indeß rüstete man sich bald wieder zum Aufbruch. Als Beethoven bemerkte, daß die Zeit der Andacht vorüber sei, stellte er sich an der Thür auf.

Jeannette sah ihn und nickte ihm lächelnd zu. Er erröthete über und über. Dann sprach sie eine Weile mit den Ihrigen. Das Gespräch mußte ihn betroffen haben, denn sie trat ihm nun rasch entgegen und sprach: „Sie sind hier, Herr Ludwig? Wie kommen Sie denn nach Cöln?"

Er murmelte etwas zwischen den Zähnen, daß er morgen nach Wien gehen werde, daß man ihn dort nach Cöln und dem Dom fragen werde, wo die heiligen drei Könige begraben seien, und daß er die Fahrt nicht antreten wolle, ohne die alte heilige Stadt mit eigenen Augen gesehen zu haben.

„Aber Sie werden uns doch auch besuchen?" fragte ihn das Mädchen.

Ein neues verlegenes Murmeln, das aber eine unverkennbare Zustimmung enthielt, folgte.

Im Heraustreten aus der Kirche stellte Jeannette nun den jungen Musiker ihren Eltern und einigen andern Leuten des kleinen Kreises vor. Vater und Mutter des Mädchens luden ihn ein, sie nach Hause zu begleiten. Wie gern war er dazu bereit!

Man begab sich auf den Heimweg nach dem Hause auf dem Neumarkte und trat in einen breiten Thorweg. Es öffneten sich hübsche und große Zimmer, in denen die gediegene Wohlhabenheit einer angesehenen Patricierfamilie in Geräthen und Bilderschmuck sichtbar wurde. Ueberdies wehte in diesen Räumen der Hauch einer angenehmen Gastlichkeit, denn als die Gesellschaft Platz genommen hatte, wurden durch die Sorgfalt der Hausfrau sofort verschiedene Erfrischungen geboten. Gleichwohl verlor der junge Organist sein scheues und blödes Wesen nicht. Es war ihm nicht gegeben, ein Gespräch herbeizuführen, es hielt sogar schwer, Antworten von ihm zu erhalten. Nur seine Augen sprachen und sie sprachen nur zu der schönen Tochter des Hauses. Er kam den neuen Bekannten wie ein recht curioser Gast vor. Es schien nicht an scharfen Bemerkungen zu fehlen, die indeß Jeannette zu widerlegen suchte, indem sie flüsterte: „Er muß nur Musik machen, dann werdet Ihr anders urtheilen."

„Wollen Sie uns nicht etwas zum Besten geben?" rief sie dann auf Beethoven zutretend.

„Mit Vergnügen," antwortete ihr dieser. Sie gingen an den Flügel, den Beethoven öffnete, während sie ein Blatt heraussuchte. Als er sich gesetzt hatte und auf das Pult sah, lag sein Lied auf demselben. Es wurde ihm schwarz und blau vor den Augen.

„Ich kann es jetzt besser und werde es gut singen," sprach das Mädchen. „Hoffentlich haben Sie mir doch meine Unart verziehen?"

Der junge Künstler griff in die Tasten und präludirte. Dann sang Jeannette mit leidenschaftlichem Ausdrucke:

Du pochst so heiß, Du junges Herz,
O Herz, was soll das geben?
Du bist voll Lust, Du bist voll Schmerz,
O Herz, welch' neues Leben!

Alle Hörer waren entzückt, als die Beiden geendet hatten. Man fragte nach dem Componisten. Das Mädchen zeigte mit Befriedigung auf Ludwig. Es fehlte nicht an den vielfachsten Beifallsbezeugungen. Jeannette

aber rief: „Sie müssen ihn erst spielen hören. Nicht wahr, Herr van Beethoven, Sie phantasiren uns jetzt über das Thema des Liedes."

Der junge Musiker begann auf's Neue und ließ die Melodie in den reichsten Variationen bald mild und sanft, bald heiß und wild in den vielfachsten Harmonien erklingen. Alles war erstaunt über die hinreißende Kraft und Gewalt, die der Jüngling in diesen Tönen entfaltete. Jedermann drückte ihm seine Bewunderung aus. Selbst der junge, hübsche Officier, der sich bis jetzt fern gehalten hatte, reichte ihm die Hand, Jeannette schien äußerst erfreut, daß das Eis gebrochen war. Sie erlebte einen wahren Triumph mit ihrem Schützling.

Und bald brach auch das Eis in der Unterhaltung. Beethoven begann nunmehr hin und wieder ein kühneres Wort. So wurde es später und später. Da streifte plötzlich sein Blick die Uhr, die eben neun schlug.

„O Gott, ich muß nach Hause," rief er und stand auf.

„Sie können jetzt nicht mehr nach Bonn zurück," sprach man ringsum.

„Sie bleiben die Nacht bei uns, Ihr Bett ist schon bereit," fügte die Hausfrau hinzu.

„Ich kann nicht, der Graf von Waldstein erwartet mich morgen früh sechs Uhr, um die Reise nach Wien anzutreten."

Man redete noch viel hin und her. Beethoven blieb bei seinem Entschlusse, dankte für die Gastfreundschaft und schickte sich an, das Haus zu verlassen.

Der Hausherr und die Hausfrau, so wie Jeannette begleiteten ihn an das Thor. Man nahm Abschied. Das Mädchen flüsterte ihm zu: „Glückliche, glückliche Reise! Leben Sie heitere Tage und wenn Sie zurückkehren, dann singen wir erst recht:

O Herz, welch' neues Leben!"

Und dann stürzte er in die dunkle Nacht hinaus und erreichte mit Hilfe eines Knaben, den er als Führer warb, das Thor der Stadt. Bald war er draußen auf dem Felde. Der kalte Hauch kühlte ihm nicht das heiße Haupt, in dem es von wirren Gedanken gährend tobte. Er hatte einen glücklichen Tag gehabt, der ihm den Traum zukünftigen Ruhmes in die Seele gab. Aber weit darüber hinaus ragte der Gedanke, daß seine junge Leidenschaft zu Jeannette gekrönt werde. Er dachte an ihre Abschiedsworte:

O Herz, welch' neues Leben!

Hochfahrende Pläne wogten ihm im Geiste. Ueber den Raum, den er durchschritt, hatte er kein Bewußtsein. Was that es, daß er sich an Steine stieß und in Löcher trat. Er schwamm in einem Meere von Seligkeit.

So kam er mitten in der Nacht nach Bonn. Seine Mutter erwartete ihn an der Thür. Sie zitterte und bebte voll Aufregung und Kälte. Bei der kleinen Lampe, die im Flur stand, sah er kaum, daß sie blaß und bleich war.

„Bist Du endlich da? Es ist Dir doch kein Unfall begegnet?" fragte sie.

„Ich bin froh und glücklich," antwortete er mit leuchtendem Gesichte.

„Gottlob!" sprach sie.

Sie stiegen die Treppe hinauf. Oben in der Wohnung angekommen, sah er sie an und merkte, daß sie sich geängstet hatte. „Du bist doch nicht in Sorgen gewesen," rief er, sich an sie schmiegend.

„Es ist jetzt Alles gut. Aber wo warst Du denn so lange?" fragte sie, ihn liebevoll anblickend.

„Ich erzähl' es ein andermal," antwortete er, „ich bin so müde und möchte gern noch eine Stunde schlafen. Aber ich habe ja noch nicht gepackt."

Die Mutter zeigte auf einen kleinen Koffer und sprach: „Alles ist besorgt. Geh jetzt zu Bette."

Er warf sich über sein Lager und genoß bald eines tiefen Schlafes. Die arme gute Frau setzte sich neben ihn und betrachtete ihn voll Glück und Wonne. Gegen sechs Uhr mußte sie ihn wecken. Als er aufstand, fand er sein Frühstück gerüstet. Es war nicht viel Zeit mehr zu verlieren. Eine Unterhaltung kam kaum mehr zu Stande. Als er seinen Kaffee getrunken hatte, nahm er zärtlichen Abschied, lud seinen kleinen Koffer auf und eilte zu Waldstein's Wohnung.

Und bald saß er mit seinem Gönner im bequemen Reisewagen. Der Postillon blies, die Pferde zogen an. So ging es zum Thor hinaus durch die schönen Auen, Berge, Thäler, Dörfer und Städte des deutschen Vaterlandes. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Fahrt zu beschreiben und den wechselnden Eindrücken zu folgen, welche der Jüngling, der an Waldstein einen trefflichen Interpreten aller merkwürdigen Dinge und Vorkommnisse hatte, in sich aufnahm. Er sah viele Menschen, Städte und Länder und empfand, wie es die Gelegenheit mit sich brachte, allerlei Anregungen, bis er nach einer längern Reise munter und heiter durch die Thore der alten und berühmten Kaiserstadt an der Donau einfuhr.

In Wien gab es für den Componisten viel zu sehen und zu hören. Der edle Graf von Waldstein machte auch hier wieder den Schützer und Leiter. Da er aber wegen seiner Geschäfte nicht im Stande war, den jungen Mann selber zu führen, so sorgte er, daß Ludwig entweder die gehörige Anleitung erhielt, um sich umzusehen, oder daß er ihm einen Diener an die Hand gab, welcher ihm im Gewirre der großen Stadt Wege und Stege zeigte. Und so lernte der Musiker nicht allein die Residenz, ihre Schlösser, Kirchen, Gärten und ihre Umgebungen kennen, er erhielt auch allmälig eine genaue Uebersicht in ihre künstlerischen Leistungen, denn er besuchte Concerte, Opern und Theater, und war nicht wenig erstaunt und entzückt über die Mittel, welche bei musikalischen Aufführungen verwendet werden konnten. Wie pries er Gluck, Haidn und Mozart, welche hier ihre Werke aufführen ließen! Wie beneidete er Salieri, der ein solches Orchester leitete! Und welch ein trefflicher Geschmack machte sich in dem durchweg gebildeten Publicum geltend! Er hörte hier zuerst die Opern von Gluck und Mozart. Und wie vollendet traten sie durch Sänger und Orchester getragen zur Erscheinung! Die Haidn'schen Symphonien hatte er nie mit solcher Feinheit und Meisterschaft aufführen gehört. Es war bald sein sehnlichster Gedanke, in Wien zu leben.

Wie gern hätte er nun auch jene Meister kennen gelernt, die der Musik einen so mächtigen Aufschwung gegeben und die Stadt zum Mittelpunkt der damaligen Kunst und Töne gemacht hatten! Waldstein, der mit Gluck, Haidn und Mozart bekannt war, hätte ihm gern beigestanden, Gluck war aber leider krank und Haidn verreist. Dagegen vertröstete ihn der Graf auf einen Besuch bei Mozart, der indessen wegen verschiedener Hindernisse immer wieder hinausgeschoben werden mußte. Der Deutschordensritter ermahnte Beethoven dagegen jetzt sehr dringlich, daß er sein Empfehlungsschreiben an Kaiser Joseph abgeben solle. Der Musiker versprach es, obgleich er eigentlich lieber die Fürsten im Reiche der Tonkunst kennen gelernt hätte.

Und so begab er sich denn eines Tages in seinem besten Anzuge und mit dem Briefe des Kurfürsten Max Franz nach der Hofburg, um sich beim Kaiser melden zu lassen. Wenn er seit jener Zusammenkunft mit seinem Herrscher zu Bonn auch einigermaßen die Furcht vor einer Unterhaltung mit hohen Herren verloren hatte, so blieb doch der Gedanke, daß er dem Haupte des deutschen Reiches begegnen solle, nicht ohne Wirkung auf sein Gemüth. In der That war es keine Kleinigkeit, mit dem deutsch-römischen Kaiser zusammenzutreffen.

Als er in das Thor, das zu der Wohnung des Kaisers führte, trat und sich überlegte, was er denn eigentlich der Majestät sagen sollte, trat ihm ein Mann in einfacher Kleidung entgegen, dem die seltsame Kopfbildung des jungen Musikers, welcher überdies seinen Brief offen in den Händen hielt, auffallen mochte.

„Wohin wollen Sie?“ fragte der Heraustretende sehr freundlich.

Beethoven betrachtete den Frager, um zu erforschen, ob derselbe sich vielleicht einen Scherz mit ihm machen wolle. Aber der ganze Ausdruck im Wesen des schönen, schlanken, nicht über die Mittelgröße gebauten Mannes war freundlich ernst. Sein längliches Gesicht gewann durch ein helles himmelblaues Auge, aus dem geistvolle, heitere und einnehmende Blicke schossen und durch einen lieblichen Zug um den Mund eine eigenthümliche Anziehungskraft. Die Stirn war hochgewölbt, die Nase etwas gebogen. Hin und wieder sah man Pockennarben, die aber das Gesicht nicht im mindesten entstellten. Offenbar gefiel der Mann dem Künstler. Er antwortete: „Zum Kaiser!“

„Haben Sie eine Bittschrift?“

„Nein, einen Empfehlungsbrief.“

„Von wem, wenn ich fragen darf?“

„Von des Kaisers Bruder, dem Kurfürsten Max Franz zu Bonn.“

„Lassen Sie doch einmal sehen!“

Beethoven zeigte den Brief. Der Fremde fand Adresse und Siegel richtig.

„Und was sind Sie?“ fragte der Herr weiter.

„Ich bin Musikus.“

„Musikus,“ sprach der Fremde nach einigem Nachdenken. Dann fuhr er fort: „Der Kaiser ist nicht zu Hause. Aber Sie können ihn diesen Abend um sieben Uhr in seinem Häuschen im Augarten treffen.“

„Kennen Sie den Kaiser?“ fragte Ludwig.

„O ja,“ sprach der Andere.

„Sie bekleiden vielleicht ein Amt bei ihm?“ meinte der Künstler.

„Ich rasire ihn bisweilen,“ lautete die Antwort.

„Ist er gut oder streng?“ fragte nun der Künstler zutraulich.

„Er ist nicht so übel," lächelte der Andere. „Aber als Musiker ist er freilich streng. Fürchten Sie nicht, daß er Sie in's Gebet nimmt?"

„Ich weiß, daß er recht gut Clavier spielt, auf dem Violoncell nicht ungeschickt ist und sogar Sonaten componirt," antwortete Ludwig, „aber mit der Musik der großen Herren ist's gewöhnlich nicht weit her. Neulich hat er dem Mozart eine Sonate gezeigt und ihn gefragt: Wie er sie fände? Der Mozart hat darauf gesagt: „Die Sonate ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist doch noch viel besser." *)

„Das ist ja eine hübsche Geschichte," lachte der Fremde, „aber ich muß fort. Gehen Sie also um sieben Uhr nach dem Augarten."

Als Beethoven Waldstein von dieser Begegnung erzählte, lächelte dieser und gab ihm den Rath, dem Fremden zu folgen, was denn auch, als es Abend geworden war, geschah. Mit dem Glockenschlage befand der Künstler sich im Augarten, der sich mit dem ersten Grün des Frühlings zu schmücken begann und schritt rüstig auf das Häuschen zu. Vor der Thür ging ein Diener auf und ab, dem er sein Begehren meldete und der ihn sofort mit einem eigenthümlichen Lächeln die Stufen hinauf in den kleinen niedlich ausgemalten Salon führte, dessen Wände über und über mit illuminirten Kupferstichen, Ruinen und Landschaften, bedeckt waren. Links daran stieß ein langes schmales Zimmer mit zwei Canarienhecken in den Ecken und einem dazwischen liegenden Stufenabsatz voller Vasen, in denen duftige Blumen standen. Rechts von diesem Zimmer lagen zwei Zimmer von mittlerer Größe, von denen das eine als Wohn-, das andere als Schlafstube diente.

In das erstere wurde Beethoven geführt. Dort standen zwei Herren. In dem einen erkannte er den Mann, der Kaiser Joseph zuweilen barbierte. Der andere hatte eine kleine Statur und ein überaus gutes und wohlwollendes Gesicht, in dem die freundlichen Augen und eine hervorragende Nase besonders hervorstachen. Sollte das der Kaiser sein? Beethoven hatte sich denselben nach der Beschreibung viel größer gedacht. Wahrscheinlich war's Keiner von Beiden, denn der Barbier konnte es natürlich nicht sein. Sollte er die Beiden anreden? Doch das war nicht gleich thunlich, denn die Männer befanden sich mitten in einer Unterhaltung. So blieb er denn in der Thür stehen.

„Das ist mir eine schöne Geschichte," sprach nun der größere Herr zu dem kleinern. „Also ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Preußen. Es handelt sich freilich diesmal nicht um Land und Leute, aber doch um einen Mann, der uns fast eine Provinz werth ist. Man bietet Ihnen in Berlin dreitausend Thaler Gehalt, während Sie in Wien nur achthundert Gulden erhalten. Freilich der König Friedrich Wilhelm II. ist ein prachtliebender Herr, gegen den Kaiser Joseph in seiner Einfachheit und Aermlichkeit nicht auftreten kann, denn er muß für sein Volk sparen und deshalb auf den Kreuzer sehen, weil in früherer Zeit zu viel Luxus getrieben worden ist. Nun, ich kann's Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie den Ruf annehmen wollen. Jeder ist sich selbst der Nächste. Auch haben Sie ja für Weib und Kind zu sorgen. Ihr Ruhm wird überdies keine Einbuße erleiden, er wird im Gegentheil wachsen, wenn Sie sich auch im Norden der deutschen Lande zeigen. Gehen Sie also mit Gott! Ich kenne Ihr Herz und weiß, daß Sie doch eine treue Anhänglichkeit für Ihre Heimath bewahren werden. Ja, das treuherzige Volk von Oesterreich, seine Lust und Heiterkeit, die es in den Städten, auf dem gesegneten Lande und in seinen schönen Bergen in Lied und Wort ausdrückt, werden Sie nicht vergessen."

Die Worte wurden mit einer solchen liebenswürdigen Wärme gesprochen, daß dem kleinen Mann die Thränen in die Augen kamen und daß er gerührt ausrief: „Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich bleibe!" *)

„Ew. Majestät?" hatte der kleine Mann gesagt. Beethoven zuckte bei dem Worte zusammen. Also das war nicht der Barbier des Kaisers, sondern der Kaiser selbst. Er dachte an das Gespräch von heute Morgen und daß er ihm die Anekdote von Mozart mitgetheilt hatte. So sah er kaum, daß der Herrscher von Oesterreich dem kleinen Mann herzlich die Hand schüttelte und ihm mit liebevollen Worten für seinen Entschluß dankte.

Nun aber wandte sich Joseph zu dem jungen Musikus und sprach mit derselben Leutseligkeit: „Da sind Sie ja!"

Beethoven suchte nach einigen Worten der Entschuldigung, die ihm indeß kaum über

*) Vehse, Geschichte des österreichischen Hofes. VIII. S. 302.

*) Vehse a. a. O. VIII. S. 303.

die Lippen gingen: „Ew. Majestät — ich bitte um Verzeihung — Majestät sagten mir, daß Sie bisweilen den Kaiser — —“

„Ja, ich rasire mich selbst,“ lachte Joseph und erzählte dem kleinen Herrn seine Begegnung mit dem Künstler. Dann fuhr er fort: „Nun geben Sie mir den Brief!“

Er las das Schreiben und sprach wiederum zu dem kleinen Herrn gewendet: „Mein Bruder Max Franz in Bonn empfiehlt mir den jungen Mann als einen talentvollen Musiker, der besonders trefflich phantasiren soll. Ich denke, wir lassen ihn gleich die Probe ablegen.“

Der kleine Mann nickte.

„Sind Sie einverstanden, Herr van Beethoven?“ fragte der Kaiser.

„Mit Vergnügen!“ antwortete der Musiker. So gingen sie zu dem Flügel, der im Zimmer stand und bereits geöffnet war.

„Haben Sie schon Musik von Mozart gespielt?“ fragte jetzt Joseph, indem er dem kleinen Manne mit den Augen nickte.

„Wie sollte ich nicht!“ antwortete der Jüngling.

„Und was halten Sie von ihm?“

„Daß er der melodischste, anmuthigste und unerschöpflichste Meister ist, den die Welt jemals gesehen hat,“ sprach Beethoven. „Vielleicht steht Johann Sebastian Bach höher in der Kirchenmusik, Händel im Oratorium, auf der Bühne überragt der Salzburger Componist aber selbst Gluck an Vielseitigkeit und charakteristischer Darstellung von Individuen und Situationen.“

„Kennen Sie seine Sachen auswendig?“ forschte der Kaiser, der vergnügt mit dem Kopfe nickte.

„Verlangen Ew. Majestät, was Sie wollen,“ erwiederte der Musiker.

Joseph bedachte sich einen Augenblick, dann sprach er: „Spielen und variiren Sie mir die Arie des Sarastro:

In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht.“

Der Bonner Organist setzte sich an den Flügel und spielte die Weise mit einer Klarheit und Fülle des Ausdrucks, daß sowohl der Kaiser wie der kleine Herr in ein sichtliches Erstaunen geriethen, welches sich noch mehr steigerte, als er nach Beendigung des Themas in eine freie und selbständige Behandlung der Variationen überging, in denen er einen unglaublichen Formenreichthum und eine fast dämonische Kraft der Harmonien entfaltete.

„Bravo, Bravissimo,“ rief der kleine Herr mit plötzlichem Feuer, als Ludwig geendet hatte. „Vortrefflich, aber jetzt bitte ich auch um eine eigene Composition.“

Der junge Rheinländer willfahrte dieser Aufforderung sofort und spielte eine Claviercomposition, über welche sich der kleine Herr dahin aussprach, daß sie nicht allein ausgezeichnet, sondern auch durchaus neu und ursprünglich in originellem Melodiengange und in ungewöhnlichen, fast unerhörten Harmonien sei.

„Und was halten Sie denn schließlich von dem jungen Bonner Musiker?“ fragte der Kaiser den Kleinen.

„Er wird zu den ersten Meistern der Kunst gehören,“ sprach dieser ernst und getragen und reichte Beethoven die Hand.

„Und wissen Sie auch, wer Ihnen dies Urtheil spricht?“ wandte der Kaiser sich an den Jüngling.

Ludwig betrachtete den kleinen Mann. Er kannte ihn nicht und antwortete: „Nein!“

„Es ist Wolfgang Amadeus Mozart!“ sagte der Kaiser mit Nachdruck.

In Beethoven's Seele jauchzte es laut auf. Und nun folgte noch eine Unterhaltung, bei welcher der Kaiser Mozart und Beethoven auf den im Gemach stehenden Stühlen Platz nehmen ließ. Joseph fragte den Jüngling, ob er nicht Lust habe nach Wien überzusiedeln. Freilich fehlte es ihm nicht an Lust, aber die Pflicht rief ihn zurück. Er sprach mit Rührung von seiner guten Mutter und seinen kleinen Brüdern und mit Dankbarkeit von seinem edeln Gönner und Herrn, dem Kurfürsten Max Franz. Zugleich dachte er auch der Jeannette d'Honrath, aber von ihr sprach er nicht. So zog ihn der Rhein zurück.

Als der Kaiser seine beiden Gäste verabschiedete, schenkte er dem Bonner Organisten einen Ring zum Andenken. Es war einer der schönsten Tage in Ludwig's Leben. Er hatte den größten Herrscher im deutschen Lande und den größten Herrscher im Reich der Töne gesehen.

Neuntes Capitel.

Es war gegen Ende des Frühlings, als Beethoven mit dem Grafen von Waldstein wieder in die Thore von Bonn einfuhr. Welch eine reiche Fülle von Erinnerungen brachte er in die Heimath zurück! Wenn er an die Zeit dachte, wo er seine Reise ange-

treten hatte und sie mit der gegenwärtigen verglich, so war er damals ein armer Junge gewesen und jetzt ein reicher Mann geworden. Er hatte eine Reihe der schönsten Landschaften gesehen, er war durch Hunderte von Städten und Ortschaften gefahren, viele deutsche Volksstämme gingen ihm an den Augen vorüber und was die Hauptsache war, auch in der Kunst hatte sich ihm eine Menge von neuen Einsichten erschlossen, die ihm für seine zukünftigen Bestrebungen förderlich sein mußten. Wer erwirbt nicht, wenn er hinausgezogen ist, um Land und Leute zu sehen, den vielfachsten Gewinn von seinen Fahrten? Und das war auch bei dem jungen Componisten der Fall. Seine beste Errungenschaft bestand aber in der Klarheit, die er über seine Kunst erlangt hatte. Er maß nicht mehr mit dem Maßstabe seiner Vaterstadt, er maß mit dem Maßstabe der kaiserlich österreichischen Metropole, wo die Musik grade auf ihrer höchsten Höhe stand. Allerdings wurde in Wien ungleich bessere Musik gemacht, wie in der kurfürstlichen Residenz. Und er selbst? Trotz den ungleich weitern Gesichtspunkten, die sich zur Vergleichung boten, fiel die Messung zu seinen Gunsten aus. Er fühlte dabei ein wohlthuendes Selbstbewußtsein, daß sich gleichwohl von jeder eiteln Ueberhebung frei hielt. Er war reifer, aber darum nicht stolz oder gar eingebildet geworden.

Und so stürzte er sich auch als treuer liebender Sohn an das Herz seiner guten und frommen Mutter. Die kleinen Brüder überschüttete er mit Herzlichkeit. Sein Vater war wie gewöhnlich nicht zu Hause, aber er hätte auch nur die Freude des Wiedersehens gestört, denn Ludwig war gewöhnlich kalt und gemessen gegen ihn, während er selber den Sohn zu vermeiden schien, sei es, daß er kein gutes Gewissen hatte, sei es, daß er den kühn aufstrebenden und allerwärts gepriesenen jungen Mann beneidete.

Bald war eine lebendige Erzählung im Fluß, bei welcher Mutter und Sohn bis in die späte Nacht um die bescheidene Lampe der Wohnstube saßen, während die Brüder im Nebenzimmer zu Bett gebracht worden waren. Wie freudig nahm die gute Frau die Kunde ihres Lieblings entgegen! Sie hatte mit starren fast unheimlich leuchtenden Blicken und mit fieberhaft gerötheter Wange ihm gegenüber Platz genommen, und konnte sich nicht satt sehen und hören. Es ging aber wie ein Lächeln seliger Verklärung über ihre Züge, als er nun auch von seiner Zusammenkunft mit Kaiser Joseph und Mozart berichtet hatte. Mozart's Worte über ihren Sohn wiederholte sie nach dem Himmel schauend, fast wie prophetisch: „Er wird zu den ersten Meistern der Kunst gehören."

Ludwig war aufgestanden um zu Bette zu gehen. Seine Mutter aber blieb in der eben angenommenen Stellung sitzen, sie faltete die Hände, ihre Lippen bewegten sich, es war, als ob sie betete. Der Sohn, der es in seiner Seele fühlte, daß ihr Gebet seinem Lebenswege galt, schaute sie mit inniger Liebe an. Plötzlich aber zuckte es ihm durch alle Glieder. Mit einem Male schien es ihm, als sei die Mutter ganz entsetzlich verändert. Ihre Gestalt dünkte ihm viel schwächlicher, ihre Züge magerer, ihr Blick geisterhafter. Hatte er das Alles nicht beachtet? Ach nein, durch die Freude des Wiedersehens wurden ihr nur für wenige Momente Rosen der Freude auf das Gesicht gepflanzt.

„Mutter, es ist spät, wir wollen zu Bette gehen," rief er aus, „das lange Wachen ist nicht gut für Dich."

„Das Wachen?" lächelte sie schmerzlich, „ich bin daran gewöhnt. Der Vater ist auch noch nicht zu Hause."

„Der Vater," seufzte Ludwig in sich.

Sie nahm die Lampe und leuchtete Ludwig in sein Zimmer, das er bis jetzt noch nicht betreten hatte.

Der Sohn sah sich in dem schlichten aber trauten Raume um, dann heftete er die Blicke auf die Stelle, wo das Bild des Großvaters gehangen hatte.

„Und das Bild?" fragte er mit gerunzelter Stirn aber sanfter Stimme.

„Der Karpfenwirth hat es nicht herausgegeben," erwiederte Frau Beethoven mit niedergeschlagenen Blicken.

„So hast Du das Geld anderwärts nöthig gehabt," sprach der Sohn.

„Ach nein," antwortete die Frau, deren Gesicht todtenblaß geworden war, „Der Wirth nahm es für die neuen Schulden in Anspruch. Es stand dort wieder eine große Rechnung für Getränke — —"

Ludwig stampfte mit dem Fuße und stieß einen unarticulirten Laut aus.

Frau Beethoven weinte.

„Genug, genug," rief der Sohn und nahm sie in die Arme. „Genug, genug! Ich werde schon andere Mittel zu finden wissen."

Dann führte er die Mutter an ihr Bett, nöthigte sie sich niederzulegen und setzte sich zu ihr, indem er ihr sanfte Tröstungen zusprach. Später aber öffnete er selber seinem Vater, der aus dem Wirthshause kommend, an der Thür klopfte. Der Empfang war kalt wie immer. Der Tenorist befand sich überdies nicht in einem Zustande, um ihm besonders freundlich zu begegnen. Die Nacht war schon weit vorgerückt, als es endlich still im Hause wurde.

Ludwig konnte trotz der Müdigkeit, die er nach einer wochenlangen Reise im Wagen mitbrachte, nicht den gewünschten Schlaf finden. Je heller und reiner er draußen in Welt und Menschen geblickt hatte, desto mehr betrübte ihn das Bild der jetzt wieder unmittelbar vor seine Blicke tretenden gestörten Häuslichkeit. Wie ein Alp legte sich der Gedanke, daß er seinen Vater nicht achten könne, auf seine Seele. Zugleich aber durchzitterte ihn eine entsetzliche Angst über die arme Mutter, deren gebrochene Gestalt und deren kranke Gesichtszüge ihm eine jähe und unerwartete Besorgniß einflößten. Dunkle, trübe Bilder umflatterten ihn, in denen er endlich einen peinigenden und unruhigen Schlaf fand, der mit denselben wüsten Vorstellungen, die ihm vor dem Einschlafen gekommen und die sich zu Träumen gestalteten, verwebt war.

Es schien ihm, er habe schon lange geschlafen, als er sich plötzlich heftig gerüttelt fühlte. Und doch war er eben erst entschlummert. Ringsum herrschte noch tiefe Nacht. Sein Vater aber stand mit einem Stümpfchen Licht im Nachtkleide vor ihm, und rief: „Ludwig, Ludwig, steh auf.“

Der Sohn fuhr erschreckt empor über die ungewohnte Störung, aber erschreckte noch mehr über das blasse Gesicht des Vaters, der mit entsetzten Zügen und stieren Augen ihn zu ermuntern suchte.

„Was ist?“ rief Ludwig.

„Du mußt rasch zum Doctor,“ erwiederte der Tenorist, „Deine Mutter ist sehr krank.“

Der Sohn sprang auf und fuhr so rasch es möglich war, in die Kleider. Darauf ging er für einen Augenblick an das Bett der Kranken, die schwer athmend auf dem Kissen lag, ihm aber trotz ihrer Leiden ein mildes Lächeln entgegensandte. Und dann stürzte er in die Straße, über welche jetzt der Morgen des hohen Sommertages hereinbämmerte. Der Arzt war bald herausgeklopft und zu der leidenden Mutter geführt, wo er sein Krankenexamen begann. Ludwig hing mit peinlicher Angst an den Zügen des Mannes, der hier ein Urtheil über Tod und Leben abgeben sollte, aber er vermochte den entscheidenden Spruch nicht zu lesen. Fast schöpfte er Fassung und Muth, denn er hörte die Beruhigung, daß es wohl bald besser gehen werde. Dann kamen Verhaltungsmaßregeln an die Reihe und ein Recept wurde geschrieben, mit dem Ludwig sofort in die Apotheke laufen wollte.

„Noch ein Wort,“ rief da der Doctor, der zugleich seinem Vater winkte, ihm in das andere Zimmer zu folgen.

Als sie sich in der Wohnstube befanden, sagte der Arzt: „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß der Zustand der Kranken gefährlich ist. So viel ich weiß sind Sie katholisch. Ich bitte Sie also den Geistlichen kommen zu lassen.“

Ludwig wäre vor Schrecken fast zu Boden gefallen. Der Vater sah stier und öde drein. Der Arzt forderte den Tenoristen auf, zu seiner Frau zurückzukehren und ihr mitunter einen Trunk zu reichen. Dem Sohne trug er die beiden Sendungen zum Pfarrer und Apotheker auf, die derselbe denn auch in eiliger Hast vollbrachte.

Aber weder die Arznei noch der geistliche Zuspruch brachte eine Aenderung in dem Zustande der armen Frau hervor. Das Fieber stieg zu einer mehr und mehr bedenklichen Höhe, während zugleich die Kräfte von Stunde zu Stunde abnahmen. Die Kranke lag bald todtenblaß, bald mit geröthetem Gesichte auf dem Lager, von dem sie sich nicht mehr zu erheben vermochte. Dabei flog ihr Geist in wirren Phantasien dahin, in denen sie bald ihren Mann zur Nüchternheit mahnte und von ihren Kindern sprach, und bald mit dem Karpfenwirth und dem Bildniß des alten Capellmeisters zu thun hatte. Zuweilen aber murmelte sie auch den Namen Ludwig's mit wohlgefälligem Lächeln, und flüsterte dann wie still zufrieden: „Er wird zu den ersten Meistern gehören.“

Ihr Mann schien den traurigen Anblick nicht ertragen zu können. Es waren wohl Gewissensbisse, die ihn aus der Nähe seines Weibes, dem er fast nichts wie Kummer und Aergerniß bereitet hatte, vertrieben. Er ging bald unstät durch die Stuben und verließ bald das Haus, wo er nie längere Zeit auszudauern vermochte. Ludwig dagegen wich nicht vom Lager der kranken Mutter, welcher

er trotz seiner Ungelenkheit alle Dienste zu versehen strebte, und die für ihn stets selige Blicke hatte. Er verließ sie nur für kurze Stunden, in denen der besorgte Arzt ihn Luft schöpfen hieß, und in denen freundliche Nachbarinnen die Pflege der Leidenden übernahmen.

Auf den verordneten Spaziergängen fand er indeß auch keine Ruhe. Als er den ersten Ausgang machte, der grade nicht den Zweck hatte, seiner Mutter eine Hilfsleistung zu verschaffen, eilte er den treuen Wegeler aufzusuchen, der ihm schon in manchen trüben Lagen sein wackeres Herz bewiesen hatte und bei dem er auch jetzt wieder Trost zu finden hoffte. Leider aber traf er den Freund nicht mehr in Bonn. Die Eltern desselben theilten ihm mit, ihr Sohn habe durch seine vorzüglichen Fortschritte in den Wissenschaften die Aufmerksamkeit einiger hohen Gönner auf sich gezogen, durch welche er mit reichlichen Mitteln und den besten Empfehlungen ausgestattet, nach Wien gesandt worden sei, um dort seine medicinischen Studien fortzusetzen und die Doctorwürde zu erlangen. So war er denn, aus der österreichischen Hauptstadt heimkehrend, an dem besten Freund seiner Jugend vorbeigereist. In gleicher Weise fand er das Breuning'sche Haus leer, in dem er sonst so oft eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Die Hofräthin war nämlich mit ihren Kindern nach Kerpen an der Erft gegangen, wo die Familie ein Landgut besaß. Nur der treffliche Capellmeister Franz Ries vermochte ihm in seiner Verlassenheit einigen Trost zuzusprechen.

Unterdessen verschlimmerte sich der Zustand der kranken Mutter mehr und mehr. Die geringen Hoffnungen, die in einzelnen Momenten auftauchten, schwanden eben so schnell, wie sie kamen. Empfand der Sohn nun über die gefahrdrohenden Erscheinungen, die sich vor seinen Augen entwickelten, oft eine entsetzliche Angst, so beschlich ihn auch zugleich mitunter der Gedanke, er selber habe, wenn auch ohne Schuld, eine jähe Entfaltung des Uebels veranlaßt. In solchen peinigenden Grübeleien machte er sich Vorwürfe, daß er sie überhaupt verlassen, daß er ihr während seiner Abwesenheit die Sorge für das Bild aufgetragen, und daß er sie bei seiner Rückkehr zu sehr aufgeregt habe. Nach all den herrlichen Genüssen in der Fremde erlebte er in der Heimath schreckliche Tage.

Endlich kam der armen Frau der Augenblick, der Jedem einmal kommen muß. Sie hauchte ihre letzten Athemzüge langsam und still aus. Ein vielfach geängstetes Leben war zu Ende gegangen, und auf dem Gesichte der Todten lag mit einem Male ein Frieden, der im Leben dort keinen Platz gefunden hatte. Der Mann brach in ein lautes Weinen und Schreien aus. Was half es? Er konnte der Geschiedenen nimmer gut machen, was er ihr an Unbill und Pein zugefügt hatte. Ludwig saß stier und stumm an der Leiche, die er wie versteint betrachtete. Es hielt schwer, ihn aus der Stube zu bringen, als man der Todten die Leichenkleider anziehen wollte.

Und so ging er auch bleich und starr hinter der Leiche, als die Freunde und Nachbarn sie zur letzten Ruhestätte brachten. Sein Vater hatte Thränen vollauf. Mit ihm weinten die andern Kinder, der dreizehnjährige Karl und der zehnjährige Johann. Und doch warf Niemand mit tieferm Schmerz die letzte Scholle auf den tönenden Sarg der lieben, treuen, frommen Mutter als Ludwig.

Auf dem Heimwege vom Friedhofe nach der Stadt traten mit einem Male Stephan und Christoph von Breuning an ihn heran und sprachen ihm ihre herzliche Theilnahme über seinen harten Verlust aus, indem sie ihm zugleich mittheilten, daß Ries an ihre Mutter geschrieben, und daß diese sie in die Stadt gesendet habe, um an dem Begräbniß Theil zu nehmen und ihr den mutterlosen Sohn nach den schweren Tagen zur Erholung mit auf das Land zu bringen. Ludwig dankte, aber er konnte sich doch nicht gleich entschließen, dieser Einladung zu folgen. So begleiteten ihn die Freunde nach Hause, wo er sich auf Zureden von Ries und einigen guten Nachbarsleuten, die ein Auge auf die Brüder zu halten versprachen, zu der kleinen Fahrt entschloß.

Der Empfang, den er in Kerpen fand, wohin der bereitstehende Wagen die jungen Leute in einigen Stunden trug, konnte nicht herzlicher und freundlicher sein. Frau von Breuning bot sich an, dem mutterlosen Jüngling den herben Verlust, so gut es ihr möglich sei, zu ersetzen. Sie bat ihn um ein stets offenes Vertrauen, und versprach ihm in allen Lebenslagen zur Seite zu stehen. Hatten Stephan und Christoph schon unterwegs das zarteste Benehmen an den Tag gelegt, so kamen ihm die jungen Geschwister Lenz und Leonore nicht minder theilnahmvoll entgegen. Und so wehte ihn denn unter

den alten bewährten Bekannten auf's Neue ein Gefühl des Behagens an, das ihm äußerst wohl that.

Ein herber Schmerz läßt sich nicht besprechen. Nur die Zeit ist im Stande, ihn allmälig zu beschwichtigen und auszuheilen. Deshalb wirkte die Hofräthin dahin, den jungen Mann mit wohlthuender Freundlichkeit zu umgeben, ihn aber im Uebrigen seinen Gefühlen und Gedanken zu überlassen. Die guten Wirkungen einer solchen Behandlung ließen nicht auf sich warten. Ludwig machte bald einsame Spaziergänge in der freilich sehr einfachen und ebenen Gegend, die indeß im Schmucke grüner weiter Wiesen und reicher üppiger Fruchtfelder der sommerlichen Reize nicht entbehrte. Bald aber saß er auch am Clavier, und strömte alles, was ihm das Herz bedrängte, in Tönen aus, die ihn offenbar erleichterten. Unter solchen Beschäftigungen fühlte er sich allmälig wohler und zufriedener. Die Natur war immer seine tröstende Freundin gewesen. In der Kunst aber weinte er sich gewissermaßen seinen Schmerz aus der Seele.

Nach und nach wich denn auch die Schweigsamkeit, die ihm Lippen und Zunge gefesselt hielt. In den heitern Zusammenkünften, welche Morgens, Mittags und Abends die verschiedenen Familienglieder an der gemeinsamen Tafel versammelten, folgte er dem allgemeinen Drange der Mittheilung und erzählte von seiner Reise und ihren Erlebnissen, die natürlich von dem größten Interesse für die Freunde waren; man sprach auch wieder von dem Leben in Bonn, von dem guten Kurfürsten Max Franz, von dem edlen Grafen von Waldstein, von der neuen Universität und von — Jeannette d'Honrath. Und Jeannette, deren Name, wenn er nur erwähnt wurde, immer eine tiefe Röthe auf Ludwig's Gesichte hervorrief, fing plötzlich an, einen neuen Zauber auf das Gemüth des Jünglings auszuüben.

Freilich hatte er seit jenem Abend in Cöln oft genug an sie gedacht. Ihr Bild geleitete ihn auf seiner ganzen Reise nach der großen Donaustadt. Fast jedesmal, wenn er etwas Neues, Schönes oder Großes sah und hörte, war der Wunsch in ihm aufgestiegen, daß sie das Alles mit ihm sehen und hören möge. So war es gewesen, wenn die Natur ihm einen erhabenen Genuß bot, wenn das Leben ihm neue unerwartete Seiten eröffnete und wenn er in den Geheimnissen der Kunst schwelgte. Auf sie hatte er ja auch seine Gedanken gelenkt, als er von der Zusammenkunft mit Kaiser Joseph und Mozart zurückkehrte. Und so war er auch mit ihrem Bilde beschäftigt wieder in die Heimath eingekehrt. Allerdings verdrängte die Krankheit und der Tod der theuren Mutter alle diese heitern Vorstellungen. Je mehr aber die verlorene Ruhe in sein Herz einzog, desto mehr kam das geliebte Bild wieder zum Vorschein.

An sie gedenkend saß er auch an einem schönen Sommermorgen vor Tisch in der sonnigen Stube am Clavier und ließ eine heitere Phantasie erklingen, welcher die versammelten Freunde mit Vergnügen horchten. Alle waren dermaßen in seine Töne vertieft, daß sie nicht hörten, wie draußen vor der Thür ein Wagen anfuhr.

Als Ludwig aber geendet hatte, öffnete sich die Thür. Alle, außer dem Musiker, der noch in seine Klänge vertieft schien, sprangen auf. Vielleicht hätte ihn auch dieses Geräusch kaum aus seinen Phantasien geweckt; da aber hörte er mit einmal eine Stimme, deren Ton ihm tief durch das Herz zuckte.

Es war Jeannettens Stimme welche, die Hofräthin begrüßte.

Er sah sich um. In der That, sie stand in der Thür voll Jugend, Schönheit, Lebenslust. Welch ein lachendes helles Bild! Es wurde ihm ganz schwindlig vor den Augen.

„Seien Sie mir herzlich gegrüßt, meine liebe Frau Hofräthin," rief sie aus. „Ich habe mich gestern verlobt und bringe Ihnen hier meinen Bräutigam, den königlich kaiserlichen Hauptmann Karl Greth."

Zugleich trat der junge, schmucke Officier, den wir schon kennen, neben Jeannettens Mutter in das Zimmer Alle bewillkommnend, von Allen bewillkommt.

Auf Ludwig's Seele fiel die Nachricht wie ein Donnerschlag. Er war wieder wie versteint und hörte nicht, wie man sich die Geschichte von der Liebe der schönen jungen Cölnerin und dem kräftigen österreichischen Officier, der in der alten Reichsstadt Soldaten anwarb, erzählte. Zerschmettert und geschlagen schlich er bei Seite. Frau von Breuning entschuldigte ihn mit der Trauer über den Verlust seiner Mutter.

Der arme Junge hatte aber noch einen andern Verlust zu beklagen: Es war vorbei mit seiner ersten Liebe!

Zehntes Capitel.

Wer den jungen Musiker im folgenden Winter in Bonn wiedersah, der kannte ihn kaum wieder. Von dem stark gegliederten, trotzigen und auffahrenden Jünglinge, den seine Bekannten einst Furioso zu nennen pflegten, war keine Spur mehr vorhanden. Alle die traurigen Erlebnisse des letzten Sommers hatten ihm tief in das Leben geschnitten und seine jugendlichen Blüthen für eine lange Zeit geknickt. In der That war er auch körperlich leidend. Er konnte oft ganze Nächte nicht schlafen, denn es hatten sich asthmatische Anfälle bei ihm eingestellt, die ihm das Dasein nicht selten unerträglich machten. Seine Freunde fürchteten sogar ein ernstliches Brustleiden und gemahnten ihn, sich zu schonen. Aber wie konnte er an Schonung denken? Da sein Vater trotz der erlittenen Schicksale nach wie vor der Leidenschaft zum Trunke fröhnte und den geringen Verdienst in den Schenken und Krügen vergeudete, so lag es ihm ob, für seine kleinern Geschwister zu sorgen. Mochte es auch noch so unangenehm sein, er gab Stunden, so viel er konnte, und verwendete den ziemlich kärglichen Erwerb für die Nahrung und Erziehung der Kinder, welche ihre Mutter leider zu früh verloren hatten. In diesen edeln Bestrebungen bestärkte ihn aber vorzüglich Frau von Breuning, in deren Hause er nach wie vor fast täglich verkehrte, und die er seinen Schutzengel nannte. Uebrigens hatte die Hofräthin auch in dieser Zeit selten Gelegenheit, von Beethoven zu sagen: „Er hat wieder einen Raptus."

Zugleich versenkte er sich auf das lebhafteste in die Studien und Arbeiten der vielgeliebten Kunst. Allzu große Aufregungen wirken allerdings zerstörend auf den Geist. Ein gewisses Maß aber regt ihn zu neuen Gefühlen und Gedanken an. Und ist nun der Geist ein solcher, der zu künstlerischen Schöpfungen drängt, so erwächst ihm grade aus fröhlichen und traurigen Erlebnissen, so wie aus leidenschaftlichen Begegnungen vielfacher Stoff, der sich trefflich bearbeiten läßt. In diesem Sinne war die Seele des jungen Musikers durch die heitere Reise nach Wien, durch den jähen schmerzlichen Tod seiner Mutter und durch die plötzliche Zertrümmerung einer ersten Liebe befruchtet worden. Und so entstanden denn in der Stille und Zurückgezogenheit seiner heimlichen Stube eine Menge von Compositionen, welchen er Schmerz, Freude, Pein, Sehnsucht, verlorene Liebe in den verschiedensten Formen einhauchte und in denen sich seine Meisterschaft mehr und mehr entfaltete.

Zu seiner großen Freude und Genugthuung erhielt auch das öffentliche musikalische Leben durch die Fürsorge des Kurfürsten Max Franz einen lebendigern Aufschwung. Zu den vorhandenen wurden neue Kräfte geworben. Neben dem trefflichen Franz Ries waren auch die beiden Romberg, welche früher nur zuweilen von Münster aus zum Besuch kamen, für das Bonner Orchester gewonnen worden. Andreas Romberg war am 27. April 1767 zu Vechte im Niederstifte Münster geboren, und hatte zum Vater den Gotthard Heinrich Romberg, der als Musikdirector und Virtuose auf der Clarinette zu Münster wohnte. Der Sohn aber war ein glücklicher Componist und vortrefflicher Violinspieler, während sein Vetter Bernhard sich ausschließlich dem Violoncelle gewidmet hatte, auf dem er sich vor allen Zeitgenossen als Meister auszeichnete. Auch dieser, geboren am 11. November 1770 zu Dingkloge in Westfalen, stammte von einem auf dem Fagott berühmten Künstler Namens Anton Romberg, dem Bruder des obengenannten Musikdirectors. Ueberhaupt stand die Familie damals in großem künstlerischem Ansehen.

Mit diesen Männern zusammenzuwirken war aber eine Hauptfreude für den jungen Mann. Wenn das Sprichwort sagt: Die Künstler verderben die Kunst, so kann dieses Wort nur von den schlechtern gelten, denn die guten werden sie stets heben. So war es auch hier. Man übte die Meisterwerke Haidn's und Mozart's, um sie in öffentlichen Concerten aufzuführen, und man spielte die Quartette und Trios der besten Musiker in den kleinen Gesellschaften des Kurfürsten, bei welchen Gelegenheiten denn auch einzelne Versuche Beethoven's zum Vortrag kamen, und nicht selten durch ihre Eigenthümlichkeit und Neuheit die größte Ueberraschung hervorbrachten. Der Graf von Waldstein aber erwies sich allezeit als besonderer Gönner und Beschützer des jungen Musikus, der es diesem edeln Mann auch vorzugsweise verdankte, daß er zum Kammermusikus ernannt wurde und eine beträchtliche Erhöhung seines Gehaltes erhielt.

Nicht mindere Fortschritte machte Ludwig im Laufe solcher ruhigen Tage in Betreff

seiner allgemeinen humanen Bildung, die fast unbewußt durch den Umgang mit den genannten Männern, mit den Freunden im Breuning'schen Hause und in den Zusammenkünften mit verschiedenen Mitgliedern der Universität wuchs, deren abendlicher Versammlungsort die fröhliche Schenke des Zehrgartens war. Wenn er auch daheim seine Lectüre in Homer's Odyssee und den Lebensbeschreibungen Plutarch's fortsetzte und in diesen schönen Büchern Trost und Erhebung für das Leben schöpfte, und wenn ihm bei seinen Freunden Stephan und Christoph die Literatur der Gegenwart näher trat, so kamen bei der gelehrten Gilde der jungen Hochschule namentlich jene Bestrebungen der deutschen Wissenschaft und Kunst zur Rede, welche den damaligen humanistischen Anschauungen entsprachen.

Unter den jungen Gelehrten, welche den Zehrgarten besuchten, war einer der lebhaftesten und begeistertsten der Professor des Natur- und Völkerrechts Bartholomäus Fischenich, welcher vorzugsweise für Friedrich Schiller, den großen Dichter, der damals das deutsche Volk in Flammen setzte, schwärmte, und mitunter dessen neue Arbeiten vortrug. Mit welcher Wonne erfüllte aber Beethoven das in jener Zeit in der Thalia erschienene Gedicht: „An die Freude." Als er diesen prächtigen Gesang zum ersten Mal hörte, schien aller alter Kummer aus seinem Herzen gewischt und zum Trost und zur Stärkung seines Herzens rief er oft vor sich hin:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunken,
Himmlische, Dein Heiligthum!
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo Dein heil'ger Flügel weilt.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein.
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Doch wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Freude trinken alle Wesen
An dem Busen der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben
Und der Cherub steht vor Gott.

Ihr stürzt nieder, Millionen,
Ahnest Du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen!

Froh wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, Eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunken,
Himmlische, Dein Heiligthum.

Das waren die Lieblingsstellen der Schiller'schen Hymne, die in einer Weise mit den Gefühlen und Gedanken der damaligen Zeit zusammentrafen, daß sofort eine Menge von Componisten sich daran wagte, sie in Musik zu setzen. Auch Beethoven kamen diese Versuche zu Gesichte, aber er schüttelte den Kopf und rief: „Nichts wie eitle Stümperei. Ich werde dieses erhabene Lied auch in Töne bringen, aber ich will warten bis ich auf der Höhe meiner Kunst stehe."

Unter solchen Umständen klärte sich allmälig die verdüsterte Stimmung, die auf dem Gemüthe des jungen Tonkünstlers gelastet hatte. Er konnte sich sagen, daß er gewissenhaft für das Haus und wacker für die Kunst geschaffen, und also seinen Pflichten mit Treue nachgekommen war. Und auch in allgemeiner menschlicher Bildung fühlte er sich mächtig gefördert. So kehrte ihm denn auch die Gesundheit, die durch die erlebten Aufregungen gelitten hatte, zurück, und er sehnte sich wieder einmal hinaus in andere Gegenden und unter andere Menschen.

Nun traf es sich aber, daß der Kurfürst Max Franz, als Hochmeister des deutschen Ordens, seine Residenz, das Schloß Neuhaus bei Mergentheim, einem Städchen im würtembergischen Jaxtkreise, besuchen, und bei dieser Gelegenheit seine geistlichen Brüder, den Kurfürsten von Trier, der zu Coblenz, und den Kurfürsten von Mainz, der zu Aschaffenburg residirte, begrüßen wollte. Diese Reise, die einen repräsentativen Charakter haben sollte, beschränkte sich indeß nicht allein auf den Fürsten und seine nächste Umgebung, es ward im Gegentheil beschlossen, daß der ganze Hofstaat ihn begleite, wozu denn auch die Capelle gehörte. Es wurden alsbald umfassende und großartige Vorbereitungen ge-

troffen, von denen man in Bonn mit dem größten Interesse sprach. Besondere Aufmerksamkeit erregten namentlich einige Jachtschiffe, die am Ufer des Rheins lagen und die reichlich mit Wein und Speisen verproviantirt wurden, indem sie den hohen Herrn mit seinem Gefolge aufzunehmen bestimmt waren; denn in der damaligen Zeit kannte man noch nicht die rasche Art und Weise des Reisens, wie heutigen Tages, man war im Gegentheil gewohnt, es mit der Zeit nicht so scharf zu nehmen und ließ sich, wenn es stromaufwärts ging, gemüthlich auf Schiffen, die von Pferden gezogen wurden, alle Krümmungen des Flusses entlang ruhig hinaufbefördern. Eine der bereitliegenden Jachten aber wurde für die Bonner Capelle bestimmt.

Es war ein wundervoller Sommertag, als sich die kleine Flotte in Bewegung setzen sollte. Tausende von Menschen eilten an das Ufer des Rheins, um sich den Anblick der bewimpelten und mit Segeln ausgestatteten Schiffe zu verschaffen. Hier und dort nahmen Freunde und Bekannte Abschied von einander. Und als nun alle Mitreisenden an Bord waren und die Anker gelichtet wurden, ertönte noch ein lauter Ruf, der dem Kurfürsten und seinen Begleitern eine glückliche Fahrt wünschte. Die Pferde zogen an, und die Bote fuhren gemach den Strom hinauf, indem sie sich freundlich und heiter gegen das rheinaufwärts gelegene Siebengebirge absetzten.

Mochte nun auch auf allen Fahrzeugen eine fröhliche Stimmung herrschen, wie diese denn stets in der Umgebung des heitern und lebensfrohen Max Franz zu finden war, so erreichte sie doch sicherlich ihren höchsten Gipfel in dem Schiffe, das die lustige Musikanten-Compagnie trug. Auf seinem Deck erhob bald der eine, bald der andere Sänger die fröhliche Stimme, daß sie weit über den Strom ertönte. Galt es an einem Berge oder Felsen ein Echo zu wecken, so mußte der Hornist sein Instrument zur Hand nehmen, um ihm getragene Klänge zu entlocken, welche alsdann das Thal doppelt oder dreifach wiedertönte. Mitunter gab es auch eine gemeinsame Musik, bei welcher Einzelne oder Alle mitwirkten, denn selbst der Capellmeister Ries, die beiden Romberg und Beethoven schlossen sich nicht aus, wenn es darauf ankam, sich und allen Andern eine Freude zu bereiten.

Allmälig organisirte sich auf dem Fahrzeuge der Capelle sogar ein kleiner Staat, zu dessen König der damals bekannte und beliebte Sänger und Komiker Lux einstimmig ernannt wurde, weil er sich durch seinen lustigen Humor am besten zu dieser Rolle paßte. Das Sprichwort sagt: Cantores amant humores, das heißt auf deutsch: Die Musikanten lieben die Feuchtigkeiten, aber es kann auch, wenn man es als Küchenlatein betrachtet, heißen: Die Sänger lieben den Humor. Humor und gute Leibesgenüsse sind Schwester und Bruder. In diesem Sinne wurden von dem König Lux die Hofämter und Würden erwählt und vertheilt. Da er aber selber neben dem Könige zugleich den Hofnarren machte, so war es ihm zumeist um solche Leute zu thun, welche gute Tafel-, Teller-, Flaschen-, Keller- und Küchenmeister abgeben konnten.

Beethoven und Bernhard Romberg schienen nicht geschickt genug, um gleich zu den höhern Aemtern emporzusteigen. Sie erhielten deshalb auch nur das Amt als Küchenjungen. Als indeß in der Gegend von Oberwesel einer der ernannten Köche den Erwartungen, die man auf ihn gesetzt hatte, nicht entsprach, wurde ein Reichsrath gehalten, welcher die Absetzung des untauglichen Speisekünstlers zur Folge hatte und die Beförderung eines neuen Aspiranten in Aussicht stellte. Und so faßte man denn Beethoven in's Auge, der sich gerühmt hatte, daß ihm ein ausgezeichneter Eierkuchen gelingen würde.

Wenn man sich nun auch noch so sehr in die Reize der Fahrt vertiefen wollte, so fehlte es doch keineswegs an verwendbarer Zeit, denn die Pferde zogen die schweren Schiffe grade nicht, als ob sie mit einem leicht rollenden Wagen über eine gut geebnete Straße galoppirten. Es handelte sich also darum, eine vernünftige Probe anzustellen. Man fragte Beethoven, ob er sich einem Examen aussetzen wolle, und als er auf diese Zumuthung einging, wurde ihm der Ofen der Cajüte zu Gebote gestellt, und Eier, Milch, Mehl und Butter nach Bedürfniß überwiesen, damit er auf diese Weise sein Meisterstück machen könne.

In der That stand denn auch der junge Musiker bald zum Koch umgewandelt vor den Augen des Lux'schen Hofstaates. Auf seinem struppigen dunklen Haar saß eine weiße leinene Mütze, er trug ein weißes leinenes Camisol, weiße leinene Beinkleider und eine

weiße leinene Schürze wurde ihm vorgebunden. Und nun war es auch bald merkwürdig zu sehen, wie er die schon ausgeführten Ingredienzien eines Eierkuchens in gewaltig großer Schüssel vermittelst eines großen Besens durch einander rührte und klopfte, so daß sich allmälig ein gelber Brei bildete, den er auf die mit Butter versehene Pfanne brachte, um ihn zu einem regelrechten Gebäcke zu gestalten.

War es nun Zufall oder tiefere Combination, so viel ist gewiß, daß der Kuchen zum größten Erstaunen der Zuschauer über alle Maßen gerieth. Er hatte ein so gutes Ansehen, wie sich dessen je ein Eierkuchen rühmen konnte. Und auch die herbeigerufenen Sachverständigen, welche König Lux zu Rathe zog, erklärten sich dahin, daß niemals eine ansehnlichere Omelette aus Hühnersamen verfertigt worden sei, so daß der Herrscher im Reiche der Musikanten voll tiefer Rührung ausrief: „So ist es denn wahr, daß oft ein blindes Huhn eine Perle findet. Wer hätte unserm Furioso solche Ueberlegung zugetraut? Er phantasirt und componirt nicht allein gut in Tönen, sondern auch in Eierkuchen. Wir ernennen ihn hiermit zum wirklichen geheimen Küchenrath unsers Reiches und werden ihm die Urkunde zusammt dem Siegel kostenfrei zustellen lassen."

Wie es schon hin und wieder an schönen Orten geschehen war, so ging die Gesellschaft auch bei Rüdesheim an das Ufer. Von hier aus wurde der Niederwald bestiegen, der jene herrliche unvergleichliche Aussicht auf das Land bietet, in dessen Boden die duftreichsten Weine der ganzen Welt wachsen. Welcher Anblick für unsere lustigen Musikanten! Rings umher boten die Rüdesheimer Hügel, der Johannisberg, Marlobrunn und Steinberg ihre Weingärten dem Kuß der warmen Südsonne. Da wurde denn am Rande des herrlichen Buchenwaldes, von dem man das Thal des Rheines, der zwischen smaragdenen Ufern und Inseln dahinfließt und sein weitgestrecktes Thal, das mit Städtchen, Dörfern, Kirchen und Schlössern übersät ist, ein wackeres Fäßlein, dessen Inhalt in diesen Bergen gewachsen war, angestochen und ausgeleert. Und bei dieser Gelegenheit erhielt unser Beethoven auch ein gewaltiges Diplom, das ihn zum Koche erster Classe ernannte, und dem das im Deckel einer Schachtel in Pech abgedrückte Siegel, welches durch einige aufgetrennte Fäden eines Schiffseils befestigt war, ein gar ehrenfestes Ansehen gab.*)

Man kann sich denken, daß solche heitere Spiele des Scherzes einen überaus wohlthätigen Einfluß auf den jungen Componisten ausübten. Aber auch die Kunst gab ihm hin und wieder große Befriedigung. Dies war namentlich der Fall, als Max Franz zusammt dem Gefolge in Aschaffenburg an das Land stieg, um dem dort in seinem Sommerschlosse residirenden Kurfürsten von Mainz einen Besuch abzustatten. An dem Hofe dieses geistlichen Herrn verweilte einer der berühmtesten Clavierspieler der damaligen Zeit, der sich Sterkel nannte. Beethoven war natürlich sehr neugierig, diesen Meister in einer Kunst, die er selber übte, zu hören. Ries, Simrock und die beiden Romberg aber erboten sich, ihn zu demselben hinzuführen, wobei ausgemacht wurde, daß Beethoven vorläufig nicht mit dem Virtuosen bekannt gemacht werden sollte, was auch um so leichter thunlich war, als eine Menge von Mitgliedern der Capelle sich den Besuchenden anschlossen. Sterkel war offenbar sehr geschmeichelt durch die Anerkennung, welche ihm die Bonner Gäste aussprachen, und setzte sich, den vereinten Bitten willfahrend, an sein Instrument, indem er ihnen vorher die Mittheilung machte, er werde ein höchst schwieriges Stück vortragen, von dem er glaube, daß der Componist, den er übrigens nicht kenne, kaum im Stande sei, es mit gleicher Fertigkeit zu spielen. Wie wunderbar aber wurde es Beethoven zu Muthe, als mit einmal seine eigenen Variationen über Vieni amore, ein Thema von Righini aus den Saiten emporrauschten! Der Pianist spielte in der That sehr leicht, höchst gefällig, aber wie die Bonner sich innerlich sagten, etwas damenartig. Beethoven stand in der gespanntesten Aufmerksamkeit neben ihm. Als Sterkel geendet hatte, erhielt er von allen Seiten die lebhaftesten Lobeserhebungen. Aber die Bonner forderten nun auch ihren Collegen auf, sich an das Clavier zu setzen. Der junge Componist weigerte sich zuerst, als aber der Aschaffenburger in seiner Eitelkeit behauptete, er fürchte keinen Concurrenten, nahm Beethoven den Platz am Instrumente ein, und trug aus dem Kopfe nicht allein die bereits gespielten Variationen vor, sondern phantasirte auch sofort noch eine

*) Vgl. Wegeler, S. 17. 18, der dieses Diplom 1796 bei Beethoven sah.

Anzahl neuer und womöglich noch schwierigerer hinzu und setzte dadurch seine Zuhörer um so mehr in Erstaunen, als er zugleich ein ungleich mächtigeres und hinreißenderes Feuer entwickelte, so daß sich selbst Sterkel von dem jungen Meister besiegt erklären mußte.*)

In Mergentheim erlebte Beethoven einen noch größern Triumph. Max Franz, der es auf seiner Reise überhaupt darauf abgesehen hatte, sich als einen der ersten Fürsten des deutschen Reiches zu zeigen, ließ an diesem höchsten Sitze des deutschen Ordens eine Reihe von Festen veranstalten, zu welchen die vornehmsten Familien der umliegenden Gegenden und viele angesehene Fremde eingeladen wurden. Außer den üblichen Mahlen und Bällen gab es auch dann und wann ein Concert. Zu einer dieser musikalischen Aufführungen hatte Beethoven auf den Wunsch seines Herrn und des Grafen von Waldstein eine Cantate componirt, welche wegen einer Menge von Schwierigkeiten zahlreicher Proben bedurfte, so daß die Musiker fast an der Ausführbarkeit zweifelten, welche endlich aber doch in einer Weise gedieh, daß der Vortrag beschlossen werden konnte. Am Abend, wo das Concert stattfinden sollte, trafen eine Menge von Gästen im Schlosse Neuhaus ein, die sich denn auch vor dem Anfange des Concertes in dem festlich geschmückten Saale versammelten. Beethoven war in keiner geringen Aufregung, daß sein Werk vor einer so stattlichen Gesellschaft zuerst in das Dasein treten sollte, aber der Erfolg erwies sich über alle Maßen günstig. Ein rauschender Beifall schallte durch den Raum und wollte kein Ende nehmen. Der Kurfürst, der die Mitte der ersten Reihe der Zuhörer einnahm, ließ den jungen Componisten vor sich bescheiden und fragte, ob kein Kranz zur Stelle sei. Waldstein wandte sich an die in der Nähe sitzenden Damen. Und nun trat eine wunderschöne junge Dame heran, welche ein Gewinde von frischen Blumen in den dunkeln Haaren trug, das sie sofort vom Haupte löste, um es dem Kurfürsten zu reichen. Max Franz aber meinte, daß der Künstler von keiner schönern Hand geschmückt werden könne, als von der reizenden Spenderin. Wie sehr sie sich auch weigerte, sie mußte zuletzt den bringenden Bitten nachgeben und dem Componisten den Kranz auf das glühende Haupt setzen. Wie hoch ging die Seligkeit, die der jugendliche Meister in diesem Augenblicke fühlte! Wie groß aber auch sein Entzücken war, daß er seine Kunst anerkannt und gekrönt sah, so machte ihm der Anblick des reizenden, anmuthvollen Mädchens doch noch einen größern Eindruck. Er empfand wieder jenes süße, wilde Beben des Herzens, das er einst bei dem Anblicke Jeannetten's empfunden. Hätte er doch diesen hellen Moment festhalten können, der leider mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahles kam und verschwand. Gleichwohl füllte er ihm die Seele noch lange, lange Zeiten. Selbst als er gegen den Herbst wieder in der Vaterstadt angekommen war, konnte er die wundervolle Kranzspenderin nicht vergessen.

*) Vgl. Wegeler, S. 16. 17.

In Bonn lachte ihm aber auch noch eine andere Freude. Als er wieder einmal nach gewohnter Weise das Breuning'sche Haus besuchte, fand er dort unverhofft seinen geliebten Wegeler, der nach langer Abwesenheit von Wien zurückgekehrt war. Derselbe hatte dort am 1. September 1789 die medicinische Doctorwürde erlangt und darauf vom Kurfürsten eine Anstellung als Professor der Arzneiwissenschaft an der heimathlichen Universität erhalten, die er auch sofort im November antrat. Ludwig umarmte den Freund, den er oft so sehr entbehrt hatte, mit leidenschaftlicher Wärme. Es folgten die herzlichsten und umfangreichsten Mittheilungen von beiden Seiten. Es herrschte das fröhlichste Behagen. So war denn der alte vertraute Kreis wieder zusammen.

„Kann ich nun endlich auch ein Wort anbringen," fragte Frau von Breuning, als das lebhafte Gespräch gar keine Pause zulassen wollte.

Alle lauschten und fragten: Was es gebe?

„Ich habe," sagte nun die Hofräthin, „ein Billet vom Grafen Westphal, dem österreichischen Gesandten erhalten. Er theilt mir mit, daß eine junge Verwandte von ihm angekommen sei, für welche er den Unterricht Beethoven's wünscht."

„Das hat aber doch wohl Zeit," fiel ihr der Musiker in's Wort.

„Im Gegentheil," erwiederte die Dame, „die Sache eilt. Wenn es lohnende Arbeit gibt, so muß der Mann immer zur Hand sein."

„Sie lassen mich ja nicht einmal des eben heimgekehrten Freundes froh werden," murrte der Musiker, indem der alte Trotz auf seine Züge trat.

„Dafür wird es später nicht an Zeit und Gelegenheit fehlen," meinte die Hofräthin.

„Ich muß Ihnen gestehen," rief dann Beethoven mit einiger Heftigkeit, „daß ich das Stundengeben ganz und gar satt habe. Es macht mich müde und verödet mir den Geist, so daß ich darüber an meinen Compositionen einbüße, die doch am Ende die Hauptsache in einer echten künstlerischen Laufbahn sind."

„Mit den Compositionen verdienen Sie aber vorläufig nicht Ihren Lebensunterhalt," lautete die Antwort. „Wenn Sie einmal als Tonsetzer zu großer Geltung gekommen sind, dann können Sie machen, was Sie wollen. Bis jetzt war es Ihnen recht, daß ich Mutterstelle an Ihnen versah und Ihnen in allen Dingen meine Herzensmeinung sagte. Soll dieses Verhältniß aufhören?"

Beethoven sah sie groß an.

„Reden Sie!" sprach die Hofräthin mit dringlichem Ernst.

„Nein," rief jetzt der Musiker, ihr die Hand reichend. „Bleiben Sie mir gut."

„Wohl, so denken Sie an Ihre Brüder und machen sich auf den Weg!" gemahnte die Dame.

„Sie sollten mir doch Zeit bis morgen lassen," bat jetzt Ludwig.

„Ich gebe Ihnen keine fünf Minuten mehr," schloß sie bestimmt und fest.

Beethoven griff, wenn auch widerwillig, nach seinem Hut und verließ die Stube.

„Wir wollen doch sehen, was er thut," lächelte nun die Hausfrau und trat an's Fenster. Die Ihrigen und Wegeler folgten ihr. Man sah von diesem Platze aus das an der westlichen Seite gelegene stattliche Haus des Grafen Westphal.*)

Wirklich hatte Beethoven die Breuning'sche Wohnung verlassen und schritt auf den Münsterplatz hinaus. Er wandte sich nach rechts, aber an seinem ungleichen, schwankenden Gange konnte man bemerken, daß sein Entschluß keineswegs feststand. Indem er weiter ging, machte er verschiedene Kreuz- und Querzüge, die immer größer wurden, je mehr er sich dem Westphal'schen Palaste näherte.

Die Hofräthin mit den Ihrigen mußten über die seltsame Irrfahrt lachen.

Wegeler sprach den Horazischen Vers: Ut iniquae mentis asellus (Wie ein übellauniges Eselein).

„Jetzt ist er am Thore," rief Stephan.

„Und jetzt greift er an die Klingel," fügte Christoph hinzu.

Aber nein, er machte plötzlich Kehrt, drückte den Hut in den Kopf und begab sich auf den Rückweg.

„Er hat wieder einen Raptus," erhob nun die Hofräthin ihre Stimme. „Geschwind, Wegeler, Stephan, Christoph, fangt ihn auf und führt mir den Gesellen dahin, wohin ich ihn geschickt habe!"

Die drei jungen Leute stürzten ohne Kopfbedeckung hinunter auf den Münsterplatz und eilten dem Musiker entgegen.

„Furioso, Furioso," rief Wegeler, „was machst Du wieder für dummes Zeug?"

„Zurück, zurück!" sprach Stephan.

„Nolens, volens!" fügte Christoph hinzu.

Beethoven mußte selber lachen über die komische Scene und erwiederte: „Laßt mich, laßt mich, ich will dem Willen der Mutter folgen."

Und dann eilte er mit festen Schritten dem Hause des Grafen Westphal zu, wo er jetzt einen starken und raschen Zug an der Klingel that. Die Freunde aber blieben in einiger Entfernung stehen und bewachten ihn, bis ein Bedienter geöffnet hatte und der Musiker in der Pforte verschwunden war.*)

Beethoven ließ sich nun bei dem österreichischen Gesandten melden, der ihn auch sofort empfing und, nachdem er einige Worte mit ihm gewechselt hatte, in das Familienzimmer eintreten ließ, wo er die Gräfin von Westphal fand. Die edle Dame entsandte sofort einen Diener, um ihre Nichte zu bescheiden und knüpfte dann eine Unterhaltung mit dem jungen Musiker an.

Da öffnete sich plötzlich eine Thür. Ein wundervolles Mädchen trat in das Gemach. Beethoven wäre schier der Athem vergangen, denn vor ihm stand die Kranzspenderin aus Mergentheim.

Elftes Capitel.

Im Jahre 1789 tobte ein Sturm in die Welt, wie er kaum jemals im Leben der Völker vorgekommen ist. Die fürchterlichste Gewalt des Unwetters entlud sich über Frankreich, wo Blitz und Donner sich Schlag auf

*) Jetzt dem Grafen von Fürstenberg-Stammheim gehörig.

*) Vergleiche Wegeler, Seite 18, 19.

Schlag folgten. Wer zweifelt noch daran, daß wir hier von der französischen Revolution reden, die in ihren Folgen auch verhängnißvoll für alle benachbarten Länder und für alle Nationen Europa's wurde und allerwärts die gewaltigsten und gewaltsamsten Umwälzungen hervorbrachte? Wie aber jedes Gewitter sich durch gewisse Vorboten ankündigt, die, wenn sie auch der Leichtsinnige übersieht, dem scharfen und gewissenhaften Beobachter nicht entgehen können, so war dies auch in ganz Europa der Fall gewesen. Gegenüber dem herrschenden Absolutismus, der allerwärts auf den Thronen saß, hatte sich die Lehre von der Freiheit des Menschen in religiösen und politischen Dingen erhoben und einen Kampf veranlaßt, der ihren glorreichen Waffen einen allgemeinen Sieg verhieß. Daß die Einflüsse der neuen Lehre, welche von Humanisten, Rationalisten und Encyclopädisten ausging, auch am Rheine ihre unverkennbare Macht geltend machten, haben wir bereits bei Gelegenheit der Stiftung der Bonner Universität gesehen, welche grade dem strengen orthodoxen Glauben der Cölner Hochschule entgegenwirken sollte. In dem benachbarten Cöln hatten aber schon vorher vielfache Streitigkeiten zwischen dem Rath und der Bürgerschaft Statt gefunden, in denen die letztere größere Rechte in Anspruch nahm.

Als nun an der Seine der Kampf unverholen ausbrach, wirkte derselbe auch mächtig an die Ufer des Rheins herüber. Die kleinen Fürsten in Deutschland hatten die Bourbonen so trefflich nachgeahmt, daß nun auch ihre Unterthanen nicht zurückblieben, sondern ein ähnliches Spiel trieben, wie es jetzt die Franzosen begannen. Daß es in allen Schichten der Gesellschaft gährte, konnte keinem klaren Auge verborgen bleiben. Hier und dort setzte es sogar Unruhen ab, die gefährlich zu werden drohten. Da jener Zeit der Gedanke des Vaterlandes fast ganz und gar abhanden gekommen war und da ein seichter Kosmopolitismus die Oberhand in der Weltanschauung gewonnen hatte, so dachte man bei vielen deutschen Stämmen sogar an einen Anschluß an Frankreich, wobei es nicht einmal Jemandem einfiel, daß man damit dem schmählichsten Verrathe an dem uralten deutschen Volke fröhnte. So wurde denn laut und leise, offen und geheim für den Umschwung der Dinge in Frankreich geredet, gelärmt und geschwärmt. Wer weiß, ob sich nicht schon von vorn herein Volksaufläufe und Aufstände gebildet hätten, wenn nicht eine große Armee von Oesterreichern, Preußen und andern Deutschen gesammelt worden wäre, welche die Bewegungen in Frankreich beobachten sollte, und deshalb in der Nähe des Rheins aufgestellt wurde.

In Bonn herrschte im Verhältniß zu andern Orten keine besondere Unzufriedenheit. Jedermann hatte die Ueberzeugung, daß auf dem kurfürstlichen Throne ein Mann sitze, der das Beste aller Unterthanen, gleichviel ob sie hoch oder niedrig waren, wollte und wünschte. Bürger und Bauer waren dem edeln Max Franz ganz besonders zugethan. Die größte Aufregung herrschte ohne Zweifel bei den gebildeten Classen, deren Geister durch die Ideen der damaligen Zeit mehr oder weniger angesteckt wurden. Die unruhigsten Köpfe befanden sich jedenfalls unter den Gelehrten und besonders unter den Mitgliedern der Universität, an denen die Lehren der Freiheit und Gleichheit nicht unbeachtet vorübergingen. Im Ganzen aber machte sich doch mehr ein ideales wie praktisches Bestreben geltend, um die alten überlebten Zustände der menschlichen Gesellschaft in neue und bessere Bahnen hinüberzulenken. Jeder Idealismus pflegt seine edeln Seiten zu haben. Es gibt nur selten einen gemeinen Schwärmer. Freilich kam es auch hin und wieder zu ärgerlichen Auftritten, die von nichtswürdigen Menschen, welche immer vorhanden sind und in unruhigen Zeiten zumeist auftauchen, angezettelt wurden.

Zu den wahrhaft edeln und begeisterten Freunden einer freien menschlichen Entwicklung gehörte aber der Kreis, dessen einzelne Mitglieder unsere Erzählung aufgeführt. Sie versammelten sich unter der Fahne des schönen Schiller'schen Liedes, in dem das herrliche

Alle Menschen werden Brüder

vorkommt, nicht selten im Zehrgarten und besprachen dort an einem gemeinschaftlichen Tische die Begebenheiten der Zeit. Außer Ries, Wegeler, Beethoven und den beiden Breuning's, die nun zu Männern herangereift waren, saß hier auch der Professor Fischenich, der durch seine milde schöne Erscheinung, so wie durch seine höchst anziehende, warme und geistvolle Redeweise die Aufmerksamkeit aller Menschen, mit denen er in Berührung kam, auf sich zog. An demselben Tische aber nahm auch zuweilen Barbara Koch, die zu einer wunderschönen Jungfrau

herangewachsen war, ihren Platz, um dem stets lehr- und inhaltreichen Gespräche der jungen Männer zu lauschen. Da dieselben aber sämmtlich unverheirathet waren, so wählte sie ihren Sitz gewöhnlich an der Seite des bereits verheiratheten Grafen Belderbusch, der kurfürstlicher Rath war und sie in seinen besondern Schutz nahm, worüber denn nicht selten gescherzt wurde, indem der Graf sich ihren Ritter und Hüter nannte.

Es mochten wohl noch viele Besucher der Schenke den stillen Wunsch hegen, dieser Tafelrunde anzugehören. Indeß die Gäste des Zehrgartens waren meist höchst anständige Leute, die sich nicht aufzudringen pflegten. Nur der Professor der griechischen Sprache und Grammatik, Eulogius Schneider, machte eine nicht im Mindesten lobenswerthe Ausnahme, denn er versuchte zu verschiedenen Malen, sich in die Tischgesellschaft zu fügen. Er war aber Allen eine so widerwärtige Erscheinung, daß sie ihn stets aus ihrer Nähe fortzuschweigen pflegten.

Dieser Eulogius Schneider war 1756 zu Wipfeld bei Würzburg geboren. In der letztern Stadt hatte er auch die Universität besucht und schon früh ein unverkennbares Talent für die Poesie an den Tag gelegt, das er indeß nur zu leichtfertigen Versen auf Mädchen und in Trinkliedern benutzte. Da er sich zugleich anstößigen Ausschweifungen hingab, so traf ihn in Würzburg die akademische und in seiner Heimath die polizeiliche Ausweisung. Er trat darauf, anscheinend um Buße zu thun, mit zwanzig Jahren zu Bamberg in den Franciscanerorden und erhielt einige Zeit später die Stelle als Lector für die jüngern Brüder. Zugleich trieb er Schriftstellerei, in welcher indeß der Geist des frivolsten Indifferentismus wehte, so daß er sich mehrfache Zurechtweisungen von Seiten seiner Obern zuzog, das Kloster verließ und als Weltgeistlicher nach Augsburg ging. Sein offenkundiges Talent für mündlichen Vortrag verschaffte ihm später eine Anstellung als Hofprediger in Stuttgart, wo er den Ruf nach Bonn erhielt. In diesem neuen Amte schloß er sich sofort der äußersten Partei an, welche in einem steten Kampfe mit der orthodoxen Universität begriffen war. Gleich in seiner Antrittsrede, welche die Hindernisse der schönen Literatur in Deutschland behandelte, ergoß er sich in Hohn und Spott über die katholische Kirche. Dann gab er seine Gedichte heraus, die von Schlüpfrigkeiten strotzten, weshalb sie denn auch vom Kurfürsten verboten wurden. Ganz vor Kurzem aber hatte er einen Katechismus erscheinen lassen, der unter dem Vorgeben, das Christenthum zu lehren, diese Religion gradezu bekämpfte und deshalb eine Untersuchung über sein Haupt verhängte. Nach dieser neuesten Publication wurde er sogar von seinen Freunden und Vertheidigern preisgegeben und verlassen. Schneider's cynische, sinnliche und verderbte Natur war nachgrade Jedem zum Ekel geworden.*)

Gleichwohl trat er grade in diesen Tagen an den Tisch, den unsere Freunde einnahmen und an dem auch die schöne Wirthstochter saß, die er längst mit gierigen Augen verfolgt hatte und wandte sich an das Mädchen:

„Es scheint," rief er mit einem spöttischen Blick auf die Anwesenden aus, „daß unsere anmuthige Hebe sich ganz der platonischen Schule ergeben hat."

„Was ist das?" fragte Barbara.

„Die platonische Schule lehrt, daß man Alles auf geistigem Wege abmacht," antwortete der Professor.

„So ist es eine schöne Lehre," meinte das Mädchen, „der ich mein ganzes Leben folgen will."

„Es gibt aber noch viel schönere Schulen," sprach der Gelehrte. „Für ein hübsches Mädchen taugt die Philosophie nichts. Die Poesie gedeiht schon besser, denn bei ihr kommt nicht allein der Geist, sondern auch der Leib in's Spiel. Warum wenden Sie sich nicht der Schule des Anakreon zu?"

„Und was lehrt Anakreon?" fragte die Wirthstochter.

„Trinken," rief Schneider und leerte sein Glas, „und dann lehrt er das Küssen."

Zugleich neigte er sich und machte Miene, ihr einen Kuß zu rauben, wobei sich sein Gesicht in widerwärtiger Weise verzerrte.

Barbara wurde über und über roth und wandte sich an den Grafen Belderbusch, indem sie ausrief: „Sie sind mein Ritter, also schützen Sie mich vor diesem Menschen."

Der Graf sprang auf, stellte sich vor das zitternde Kind, das er mit der Linken umschlang, indem er die Rechte drohend gegen den frechen Gelehrten erhob und donnerte: „Sie sollten sich als Geistlicher schämen, solche

*) Vergl. Dr. L. Ennen, Zeitbilder, Cöln 1857, Seite 157 u. f.

zuchtlose Redensarten vor einem unschuldigen Mädchen hören zu lassen."

"Unschuldig?" lachte Schneider höhnisch, "warum nicht gar. Ich denke, ich bin hier nicht unverschämter, wie Sie selber, da Sie als verheiratheter Mann der jungen Dame wahrscheinlich noch ganz andere Dinge in die Ohren flüstern. Ich trete wenigstens öffentlich auf. Was Sie geheim treiben, das wissen die Götter. Ihrer Frau Gemahlin werden Sie es auch nicht sagen."

Belderbusch konnte seine Wuth nicht bezwingen.

Unterdeß aber waren alle Gäste der kleinen Tafelrunde aufgesprungen und es schallte ein allgemeines: "Heraus mit dem unflätigen Menschen!"

In der That griffen auch die jungen Leute zu. Es gab einen kurzen Tumult, in dem der freche Professor in wenigen Augenblicken aus der Stube und dem Hause auf die Straße geworfen wurde.

So klar und offen dieser Auftritt auch gewesen war, so hatte er doch bereits in den folgenden Tagen seine schlimmen Folgen. Durch die ganze Stadt ging das Gerede, der Graf Belderbusch mache der schönen Wirthstochter im Zehrgarten den Hof. Was half es, daß Schneider, der Urheber solcher Klatschereien, sich wegen seiner Zuchtlosigkeit den schlechtesten Leumund erworben hatte und daß er sogar an einem der nächsten Tage bei nächtlicher Weile entfloh, weil er nach Cöln in das geistliche Correctionshaus abgeführt werden sollte, um dort die verdiente Strafe für seine leichtfertige und freche Schriftstellerei abzubüßen; die elenden Schwätzereien dauerten fort, zumal da der Graf ein hochgestellter Mann und da Barbara ein wunderschönes Mädchen war. Dazu kam aber auch noch, daß Belderbusch's Frau, eine geborene Walpurgis von Wamboldt aus Mainz, sich nach nicht gar langer Zeit von einem in Bonn weilenden Freiherrn von Lichtenstein entführen ließ. So wenig dieses Verhältniß auch mit einem Fehltritt des Gemahls zu schaffen hatte, denn es war von den leichtsinnigen Menschen, deren es damals viele gab, ganz auf eigene Faust eingefädelt worden, so warf es doch einen neuen Schatten auf den Vorgang, der im Zehrgarten stattfand. Man redete wieder laut und leise von einem ungebührlichen Verhältniß zwischen dem Grafen und der schönen Wirthstochter.

Und dennoch war Barbara's Ehre so rein, wie das Licht der Sonne. Unter den Mitgliedern der kleinen Tafelrunde befand sich Keiner, der dies im Mindesten bezweifelte. So galt es ihnen denn insgesammt, dem liebenswürdigen und weit über seinen Stand hinaus gebildeten Mädchen eine Genugthuung zu verschaffen. Diese aber bestand darin, daß Barbara auf Veranlassung der gemeinsamen Freunde in das Haus der Frau Hofräthin von Breuning eingeführt wurde, denn wer im Kreise dieser edeln, sittenreinen Frau verkehrte, der mußte selber edel und sittenrein sein. Das wußten der Hof, der Adel, die Beamten, die Gelehrten und die ganze Stadt. Als deshalb die schöne Wirthstochter aus dem Zehrgarten öffentlich mit Frau von Breuning erschien, schwiegen mit einmal alle trüben und beleidigenden Gerüchte.

Barbara wurde aber auch in den höhern Schichten, welche sie jetzt betrat, eine wahre Zierde der Gesellschaft. Frau von Breuning erkannte sofort ihren edeln und feinen echt weiblichen Charakter und freute sich nicht wenig, ihrer Tochter Eleonore, die nunmehr zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen war, eine an Gemüth und Geist gleich treffliche Freundin geben zu können. In der That knüpfte sich zwischen den jungen Mädchen sehr bald ein trauliches und inniges Verhältniß. Fast noch mehr interessirten sich die Männer, welche den Kreis des Breuning'schen Hauses bildeten, für das liebenswürdige Kind. Christoph und Stephan, die Söhne des Hauses, die beiden Romberg, die Zwillingsbrüder Kugelchen, welche als junge talentvolle Maler noch Bonn gekommen waren, Professor Fischenich und viele andere Männer, die schon damals in Ansehen standen oder später zu Rang und Würde gelangten, schwärmten in ihrer Art für Barbara, die eigentlich alle Köpfe verdrehte und alle Herzen bewegte. Nur der junge Professor Wegeler machte eine Ausnahme, denn es hatte sich allmälig zwischen ihm und Eleonore ein zartes Verhältniß entsponnen, das seine wie ihre Augen für alle andern Menschen blind machte.

Und Ludwig van Beethoven? Stand er schon den beiden Mädchen als Lehrer besonders nahe, so wurde er auch ihr Freund, mit dem sie plauderten, lachten und scherzten, wenn er frohen Sinnes war, und dessen trübe Launen, wenn sie sich geltend machten, sie gleichfalls ertrugen und so gut es ging zu verscheuchen suchten. Wer wüßte sich auch besser in die wechselnden Stimmungen eines

aufgeregten Künstlers zu fügen, als zarte Frauennaturen? Und die waren Barbara und Eleonore im höchsten Grade. Außerdem aber fühlten sie auch gleichsam unbewußt die Wucht des Geistes, der in dem jungen Musiker waltete und der durch sein oft störrisches und gewaltsames Wesen dennoch stets in unverkennbarer Größe hervorbrach. Wie aber edle weibliche Seelen stets einen besänftigenden und mildernden Einfluß auf den rauhesten Mann, wenn er innerlich tüchtig und brav ist, ausüben, so war es auch hier der Fall. Beethoven mochte noch so eingenommen und widerspenstig in ihre Gesellschaft treten, es fanden sich stets Mittel und Wege, den aufgestürmten und rastlosen Geist zur Ruhe zu bringen.

Diesen Freundinnen trug er auch am liebsten seine Compositionen vor. Während er sich aber früher meistens mit Instrumentalmusik beschäftigt hatte, kamen in der letzten Zeit auch dann und wann Lieder zum Vorschein, die sich durch eine seltsame Leidenschaftlichkeit auszeichneten. Einst saß er am Clavier und machte sie mit dem Goethe'schen Liede bekannt, das er herrlich in Töne gesetzt hatte:

Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget Dich so schwer?
Welch' ein neues fremdes Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr!
Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg, warum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh'!
Herz, wie kamst Du nur dazu?

Ein ander Mal sang er ihnen die Adelaide von Mathisson:

Einsam wandelt Dein Freund im Frühlingsgarten. —

Und dabei hatte er jedesmal ein eigenthümlich hingerissenes und versunkenes Ansehen.

Er war offenbar durch eine neue Leidenschaft erfaßt worden. Wem aber galt diese neue Liebe? Daß er weder Eleonore noch Barbara im Herzen trage, wußten die Mädchen, die er niemals verlangend und sehnsüchtig betrachtet hatte. Sein ganzes Verhalten gegen sie war stets das Verhalten eines Freundes gewesen. Um so mehr durfte sich bei ihnen die weibliche Neugierde kund geben, welche gern sein Geheimniß errathen hätte. Und so fehlte es denn hin und wieder nicht an kleinen Ausforschungen und Neckereien.

„Aber wer hat denn „das neue fremde Leben" in Ihnen hervorgerufen?" fragte einst Barbara.

„Sie müssen uns Ihre Adelaide nennen," fügte Eleonore hinzu.

Beethoven wurde blutroth im Gesichte und murmelte: „Dummes Zeug!"

Die jungen Mädchen ließen ihn indeß so rasch nicht los. Sie nannten ihm alle die jungen Schönen der Stadt, auf die er vielleicht ein Auge geworfen haben könnte. Bei dem einen Namen brach er in ein helles Gelächter aus, bei dem andern machte er eine wegwerfende Miene oder Bemerkung. Die Freundinnen waren nicht im Stande, den Gegenstand seiner Leidenschaft, die er überhaupt ganz und gar in Abrede stellte, zu errathen.

„Laß ihn doch," rief endlich Eleonore, „dem Beethoven ist nicht zu rathen und nicht zu helfen."

„Und wie gut könnten wir ihm rathen und helfen," schloß Barbara schelmisch die Unterhaltung.

Der Musiker entfernte sich in tiefen Gedanken. An einem der nächsten Tage aber, wo er die Mädchen allein fand, zog er plötzlich eine sauber geschriebene Notenrolle und einen versiegelten Brief aus der Tasche und murmelte in der höchsten Verlegenheit: „Sie wollten mir helfen?"

„Und was haben Sie," fragte Barbara. „Am Ende erklärt sich jetzt doch „das neue fremde Leben."

„Was bedrängt Sie so sehr?" lachte Eleonore.

Beethoven aber gab die stotternde Erklärung: „Ja, ich liebe — die Adelaide ist die Nichte des Grafen Westphal. Schon seit mehr als zwei Jahren trage ich diese Leidenschaft im Herzen, aber ich habe keine Gelegenheit gehabt, mich zu erklären. Das Mädchen ist nie allein. Wenn ich ihr Stunde gebe, sitzt stets die Gräfin oder die Gouvernante im Zimmer, deshalb —"

Da er stockte, fragte Barbara ermuthigend: „Nun deshalb?"

„Sie wollten mir helfen," fuhr der Musiker fort, „deshalb bringe ich die Lieder und den Brief, damit Sie ihn übergeben."

„Ich kenne das Mädchen nicht und habe auch keine Gelegenheit, sie zu sehen," antwortete Barbara.

„Aber Fräulein Leonore —" stotterte Ludwig. —

„Was denken Sie," rief diese aus. „Wir haben gesagt, daß wir Ihnen auch rathen wollten. Haben wir Ihnen aber einen solchen Rath gegeben? Nimmermehr! So können wir Ihnen auch nicht helfen. Ueberdies bedenken Sie Ihre Stellung und die Stellung der jungen Dame. Die Familie des Grafen ist vom höchsten Adel und überaus stolz."

Beethoven stampfte mit dem Fuße auf den Boden und zerknitterte voller Wuth die Rolle und den Brief in seinen Händen. Dann rief er: „Hochmuth, nichts wie Hochmuth. Ihr seid Alle von demselben Stoff!"

Und dann stürzte er im hellsten Zorne zur Thür hinaus, lief nach Hause und schloß sich in seiner Stube ein, wo er Schmerz und Enttäuschung in raschen lauten Schritten hin- und herwandernd austobte.

In dieser Stimmung kam ihm das wiederholte Klopfen, das sich erst leise, dann stärker und immer stärker an seiner Thür hören ließ, nicht zu Ohren. Endlich trommelte dort Einer mit beiden Fäusten, indem er zugleich rief: „Beethoven, so machen Sie doch auf."

Es war die Stimme des Capellmeisters Franz Ries, dem der Musiker denn auch mit dem düstersten Gesichte, das er aufzusetzen vermochte, öffnete.

„Rasch, rasch," rief Ries, „kommen Sie, kommen Sie!"

„Ich bin nicht in der Laune."

„Unten vor dem Hause hält der Graf von Waldstein in der kurfürstlichen Equipage. Der Dienst ruft."

„Sagen Sie, daß ich krank sei."

„Der Graf wird sich selbst davon überzeugen wollen und sehen, daß Sie die Unwahrheit sprechen. Also keine Widerworte. Die Sache eilt."

„Aber was haben Sie denn?"

„Das werden Sie von Waldstein erfahren."

Diese Unterredung wurde so eilig und stürmisch geführt, daß jedes Nachdenken unmöglich war. Der Capellmeister zog den Hofmusikus willenlos mit sich und drängte ihn in den Wagen, aus welchem Graf Waldstein dem Kutscher jetzt zurief, er möge so rasch wie möglich fahren.

Es ging zum Coblenzer Thore hinaus. Beethoven, der noch immer übelgelaunt und zornig aussah, erhielt auf seine Fragen ausweichende Antworten, bei denen der Graf und Ries seltsam lächelten, weshalb er sich denn endlich verdrossen in eine Ecke setzte und in die Luft stierte, während sich seine Gefährten heiter unterhielten. Endlich hielt der Wagen in Godesberg, wo der Kurfürst Max Franz seit wenigen Jahren eine reizende Anlage geschaffen hatte, die noch heutigen Tages den Kern aller jener eleganten Häuser bildet, welche seit jener Zeit an diesem herrlichen Orte erbaut worden sind. Wer den Rhein kennt, der hat auch sicherlich die Burg gesehen, welche sich an seinem linken Ufer auf der letzten aus dem Gebirge ragenden Basaltkuppe erhebt und welche vor Jahrhunderten eine starke Veste des Kurstaates war. Man genießt von ihrer Höhe eine weite Aussicht in die nördlich sich erstreckende Ebene, in der man die Thürme von Cöln und Bonn erblickt, und nach Mittag einen noch reichern Blick in das herrliche Rheinthal, das einerseits von dem Rolandseck und andererseits von der schönen Linie des Siebengebirges geschlossen ist. Südlich unterhalb des Godesberges hatte nun Max Franz Grundstücke angekauft, die er zu hübschen Gärten gestalten ließ und in die er ein Gesellschaftshaus baute, welches die Redoute *) hieß und außer einem mächtigen Saale eine Menge von andern Räumen enthielt. Daran schloß sich ferner ein kleines Theater. **) Zugleich wurde die westwärts entspringende stahlhaltige Quelle Draisch gefaßt. In diesen Umgebungen aber fanden meistens die Sommervergnügungen der Bonner und Cölner Statt, die sich an dem reizenden Orte zu Bällen, Bühnenaufführungen und Spiel einfanden.

Als die drei Ankömmlinge den Saal der Redoute betraten, fanden sie dort bereits die ganze Capelle versammelt, auf dem gedeckten Tische war aber ein trefflicher Imbiß bereitet, der aus kalten Speisen und feinen Weinen bestand. Dabei erblickte man rings im Saale kurfürstliche Bedienten zum Serviren bereit. Daß es sich hier um eine Gasterei handeln sollte, machte Beethoven noch verdrießlicher. Er wünschte sich jetzt zweifach und dreifach in seine häusliche Einsamkeit zurück. Als man sich zu Tische setzte, hatte er sich kaum umgesehen, wer zugegen sei, und noch viel weniger gefragt, was denn dieses improvisirte Fest bedeuten solle.

Wie erstaunt aber war er, als der Graf Waldstein nach einiger Zeit an sein Glas

*) Jetzt Besitzthum des Herrn Victor Wendelstadt aus Cöln.

**) Jetzt Besitzthum des Herrn Karl von der Heidt aus Elberfeld.

klingelte, sich erhob und das Wort nahm, indem er aus einander setzte, daß der Kurfürst diese Mahlzeit angeordnet und die Mitglieder der Capelle eingeladen habe, um einen Gast zu feiern, der von einer Reise nach London, wo er den höchsten Ruhm erworben, nach seiner jetzigen Heimath Wien zurückkehre und der gegenwärtig als der gefeiertste Meister im Reiche der Tonkunst gepriesen werde, und daß dieser Gast Niemand anders sei, als der in diesem Kreise weilende treffliche, liebenswürdige, große Joseph Haidn.

Während alle Anwesenden die Gläser erhoben und ein lautes Hoch anstimmten, sah Beethoven mit einem Gefühl freudigen Erstaunens auf und erblickte, sich grade gegenüber an Waldstein's Seite in der Mitte des Tisches, ein kleines graues Männchen mit einem überaus freundlichen und wohlwollenden Gesichte und äußerst muntern und lebendigen Augen, in dessen ganzem Wesen sich Wohlwollen, Scherz, Schelmerei und Kindlichkeit paarten. Die trüben Gedanken des jungen Musikers machten nun doch, wie schwer sie ihm auch das Herz belasteten, einer freundlichen Stimmung Platz, und Waldstein fand auch bald Gelegenheit, den ältern Meister mit dem jüngern bekannt zu machen und Beide in ein längeres Gespräch zu verwickeln.

Als die Mahlzeit aufgehoben wurde, hatten sich Haidn und Beethoven durch eine lange Unterhaltung über die Kunst, welche Beider Ziel und Ende war, befreundet und der junge Meister zeigte sich sofort bereit, sein Clavierspiel auf einem im Nebenzimmer stehenden Flügel hören zu lassen. In der That entwickelte er auch diesmal wieder eine Kraft und Fülle von phantastischen Gedanken, daß der alte Musiker in die lebhaftesten Lobsprüche ausbrach.

„Gott sei gedankt," rief er aus, „die Kunst ist ewig. Gluck, der herrliche Meister, ist todt. Mozart, der Liebling der Götter, ging den Weg alles Fleisches. Ich bin ein alter Mann, dessen Tage sich zu Ende neigen. Aber es ist ein neues Genie aufgestanden, das uns, wenn es will, Alle in den Schatten stellen wird."

Und dann umarmte und küßte er den jungen Mann.

Beethoven konnte tiefgerührt, wie er war, nicht antworten.

Als das Fest spät am Abend zu Ende ging und Haidn, der schon in der Frühe des andern Tages abreisen wollte, Abschied von dem jungen Meister nahm, sprach er: „Kommen Sie zu uns nach Wien! Wenn ich Ihnen noch mit meinen alten Kräften nützen kann, so stehe ich herzlich gern zu Dienst. Musik kann ich Sie nicht lehren, denn Sie haben die Musik. Aber in Betreff der Form bin ich doch im Stande, Ihnen nützliche Anweisung zu ertheilen. Wir bedürfen nach den großen Verlusten, die wir erlitten haben und wenn ich selbst einst scheide, neue und frische Kräfte. Also auf Wiedersehen in Wien!"

Und dann gingen sie aus einander. In Beethoven's Seele aber hatte diese Begegnung eine Menge von neuen Gedanken angeregt. Er grübelte um so mehr darüber nach, seine Heimath mit der österreichischen Kaiserstadt zu vertauschen, als die Zustände im Kurfürstenthum immer bedenklicher und zweifelhafter wurden. Die Revolution, welche schon im dritten Jahre das benachbarte Frankreich nicht zur Ruhe kommen ließ, hatte von Tag zu Tag eine drohendere Wendung genommen. Man war nicht bei der neuen Verfassung von 1789 stehen geblieben. Die Girondisten hatten sich der Herrschaft bemächtigt. Ihnen folgten die Republikaner. Der Adel Frankreichs war ausgewandert und saß in den rheinischen Städten, wo er Verschwörungen gegen die Heimath anzettelte. Oesterreich, Preußen und andere deutsche Staaten waren mit einem Heere in's Feld gezogen, um die neue Ordnung der Dinge zu stürzen. König Ludwig XVI. hatte seine Hauptstadt verlassen, war aber auf der Flucht eingeholt und mit seiner Familie in den Kerker geworfen worden. Und nun entbrannte der Kampf der deutschen Verbündeten gegen die junge Republik. Im Osten Frankreichs und in den Niederlanden tobte der Schlachtlärm und drohte sich an den Rhein zu verziehen. Unter diesen Umständen wurde es auch in Bonn äußerst unruhig. Der Kurfürst hielt sich nicht mehr für sicher in seiner Residenz und beschloß, sich nach dem Bisthum Münster, wo er ebenfalls die Herrschaft führte, zurückzuziehen, um dort den Ausgang der Ereignisse abzuwarten. So wurde denn im Schlosse, in den Archiven, in den Canzleien gepackt. Die Wagen und Pferde standen bereit, um in jedem Augenblicke den Rhein überschreiten zu können. Die Beamten hegten allerwärts eine nur zu wohl begründete Besorgniß über ihre Stellung. Wie viel mehr hatte also die Capelle, die man als ein Luxusinstitut betrachtete, zu fürchten!

Außerdem machte sich eine stets wachsende Gährung in den Gemüthern geltend. Je näher die Ereignisse des Westens an das Rheinufer rückten, desto unruhiger wurden jene Geister, die von der Zukunft mehr erwarteten, als die Gegenwart ihnen bot. Man sprach überall von den gleichen Rechten aller Menschen, man wollte nichts mehr von bevorzugten Ständen wissen, man sehnte sich danach, den Adel wie in den Nachbarländern abgeschafft zu sehen. Was Wunder, daß auch unser junger Componist von diesen Ideen, die er allerwärts besprechen hörte, angesteckt wurde. Hatte doch auch schon der herrliche Schiller gesungen:

Alle Menschen werden Brüder!

Sollte er, der Tonkünstler, dem Mozart und Haidn das glänzende Zeugniß einer großen Zukunft gegeben, in einer Zeit, welche die neuen Anschauungen der Welt auch in das Leben hinüberführten, nicht das Recht haben, um ein junges Mädchen aus dem Adel zu werben? Es tauchten kühne, verwegene Gedanken in seiner Seele auf, die ihm, so oft er sich damit beschäftigte, das Blut in die Stirn jagten, Feuer in den Blick gaben und einen wilden Trotz um den Mund legten.

In einer solchen Stunde begab er sich einst in das Westphal'sche Haus zu seiner Schülerin, die ihm „ein neues fremdes Leben“ eingehaucht und die er in dem wunderschönen Liede „An Adelaide“ besungen hatte. Als er in das Zimmer trat, in welchem er seine Stunden zu geben pflegte, fand er dasselbe gegen die sonstige Gewohnheit leer. Weder das schöne Mädchen, noch die Gräfin, noch die Gesellschaftsdame waren im Raume. So setzte er sich an den Flügel und vertiefte sich in ein Meer von Melodien und Harmonien, die bald sehnsuchtsvoll, bald zornig, bald klagend, bald tobend erklangen und ein getreues Spiegelbild seiner aufgestürmten Seele boten. Fast schien es, als wisse er nicht mehr, wo er sei. In der That, er hatte den Ort und die Ursache, warum er ihn betrat, vergessen. Er war ganz in seiner Kunst aufgegangen.

Endlich hörte er in einem schrillen, wehvoll-schmerzlichen Accord auf. Seine Hände fielen von den Tasten. Er sah düster vor sich hin.

Da erklang eine süße Stimme: „Das war schön.“

Er sah um sich. Das Mädchen stand neben ihm. Er blickte sie mit einem unaussprechlichen Blicke an. War sie nicht das Ziel all' seiner Gedanken. Und sie war allein. Sein Herz klopfte, daß ihm der Athem vergehen wollte.

Er sprang hocherröthend auf und faßte mit der Hand nach der Stirn, als wollte er sich auf das rechte Wort besinnen. Aber Zunge und Lippe versagten ihm den Dienst. Alle seine Glieder zitterten. Dann stürzte er vor ihr nieder auf die Knie, griff die Hand des Mädchens, die er mit Küssen bedeckte und stieß in dumpfen Tönen ein einziges Wort aus. Das Wort hieß: Liebe!

Die junge Gräfin schrie vor Schrecken laut auf und wollte ihm die Hand entziehen, die er in der Raserei der Leidenschaft festhielt, wie sehr sie sich sträubte.

Da öffnete sich plötzlich die Seitenthür. Der Graf und die Gräfin traten ein und sahen die Scene, die sie in schlimmster Weise deuteten.

Der Graf donnerte dazwischen: „Rasender, fort, fort aus diesem Hause!“

Beethoven raffte sich auf. Er war todtenblaß. Kein Wort der Vertheidigung kam aus seinem Munde. Sein sittliches Gefühl und sein Stolz waren zu sehr beleidigt, als daß er eine Verantwortung für nöthig gehalten hätte. Er warf noch einen leidenschaftlichen Blick auf das Mädchen, das er geliebt hatte. Dann eilte er hinaus. Er begrub eine neue junge Liebe.

Von diesem Augenblicke an dachte er nur daran, der Mahnung Haidn's zu folgen und nach Wien zu gehen. Es dauerte auch nicht lange, so stand sein Plan fest. Und so begab er sich denn eines Tages zu seinem alten Freunde Wegeler, den er in der letzten Zeit auffallend vernachlässigt hatte und theilte ihm die gefaßten Entschlüsse mit.

Der Freund hörte ihn voller Erstaunen an, konnte aber nichts gegen sein Vorhaben sagen. Die Zustände des Kurfürstenthums befanden sich eben in einer großen Verwirrung.

„Und nun mußt Du mir noch einmal mit Deiner alten Freundschaft helfen,“ sprach Beethoven, indem er dem jungen Professor herzlich die Hand reichte.

„Was ich thun kann, soll Dir nicht fehlen,“ lautete die Antwort.

„Ehe ich fortgehe, muß ich für meine Brüder sorgen,“ sprach der Musiker. „Diese Sorge ist ein Erbe meiner guten todten

Mutter. Karl ist jetzt achtzehn Jahre alt und ein tüchtiger Clavierspieler geworden. Ihm werde ich meine Stunden übergeben. In Betreff des fünfzehnjährigen Johann rechne ich aber auf Deinen Beistand. Er hat Lust, Apotheker zu werden. Du bist Arzt. Du weißt vielleicht Mittel und Wege, seinen Wünschen entgegenzukommen."

„Ich werde mich nach einer Stelle umsehen," erwiederte Wegeler, „und kann Dir schon heute einen sichern Erfolg versprechen."

Darauf nahm der Componist eine Rolle Geld aus der Tasche und bat Wegeler, mit diesem Ersparnisse das Bild des Großvaters bei dem Karpfenwirth einzulösen.

Auch das versprach der Freund.

„Und dann noch eins," fuhr Beethoven mit unterdrückter Stimme fort. „Versöhne mich mit Breuning's!"

„Ich weiß nicht, daß Breuning's Dir zürnen," entgegnete der Freund.

„So hat Eleonore nichts gesagt?" fragte der Musiker erstaunt.

„Kein Wort!" sagte Wegeler. „Was hast Du denn mit ihr?"

„Ja, es sind gute Leute," rief Beethoven gerührt aus.

Und dann erzählte er in seltsamer Offenheit die Geschichte seiner zweiten Liebe. Wegeler hörte ihn mit Theilnahme an, er konnte sich aber nicht enthalten zu sagen: „So hat Leonore doch schließlich Recht gehabt, als sie Dich vor den stolzen Adligen warnte."

„Das hat sie!" erwiederte der Künstler mit gesenktem Blick.

Sie gingen nun Beide zu Breuning's, wo sie die Hofräthin im Kreise der Ihrigen und auch Barbara Koch trafen. Es wurde kein Wort über die vorangegangenen Irrungen und Mißverständnisse gewechselt.

Schon nach einigen Tagen hatte Wegeler Beethoven's Bruder Johann als Lehrling in der Hofapotheke untergebracht und beim Karpfenwirth das Porträt des Ahnen eingehandelt. Der Musiker, der diese Kunden voll Dankbarkeit vernahm, führte darauf selbst seinen Bruder Karl als seinen Stellvertreter in alle diejenigen Häuser ein, in denen er Stunde gab. Und dann rüstete er sich zur Fahrt nach der deutschen Kaiserstadt, nachdem er sich vorher noch mit seinem Vater, der in der letzten Zeit kränklich war, in der herzlichsten Weise versöhnt hatte.

Als er sich bei seinem edlen Herrn, dem Kurfürsten, und bei seinem Gönner und Beschützer, dem Grafen von Waldstein, so wie den übrigen Freunden verabschiedet hatte, brachte er die letzten Stunden, die er in seiner Vaterstadt verweilte, im Breuning'schen Hause zu, wo seine engern Freunde bei einem kleinen Mahle versammelt waren.

Gegen Leonore äußerte er, indem er sie bei Seite nahm: „Wie verabscheuungswerth erscheint mir jetzt mein Betragen gegen Sie und wie viel gäbe ich dafür, wäre ich im Stande, meine damalige mich so sehr entehrende, sonst meinem Charakter zuwiderlaufende Art zu handeln, ganz aus meinem Leben tilgen zu können. Ihr guter und edler Charakter, meine liebe Freundin, bürgt mir dafür, daß Sie mir vergeben haben. Aber man sagt, die aufrichtigste Reue sei diese, wo man sein Vergehen selbst eingesteht. Dieses habe ich gewollt." *)

Das Mädchen antwortete mit Rührung: „Sie bitten immer mehr ab, als Sie gefehlt haben."

Als er sich von Frau von Breuning verabschiedete, sprach er mit Thränen in den Augen: „Sie haben es verstanden, die Insecten von den Blüthen abzuhalten." **)

An Wegeler, Stephan und Christoph von Breuning, die ihn mit seinem Vater und seinen Brüdern an die Post begleiteten, wandte er sich mit den Worten: „Mein Vaterland, diese schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, bleibt mir immer deutlich vor Augen. Ich werde die Zeit, die ich mit Euch verlebte, nie vergessen und den Augenblick als einen der glücklichsten meines Lebens betrachten, wo ich unsern Rhein wieder begrüßen kann. Wann werden diese Tage kommen? So viel will ich Euch nur sagen, daß Ihr mich nur recht groß wiedersehen sollt. Nicht als Künstler sollt Ihr mich größer, sondern auch als Mensch sollt Ihr mich besser, vollkommener finden, und dann soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen." ***)

Darauf umarmte er seine sämmtlichen Begleiter heftig und leidenschaftlich und stieg in den Wagen. Als der Postillon blies, brachte ein Diener noch einen Brief von Waldstein. Dann ging es fort. Ludwig's

*) Vergleiche Wegeler, Seite 55. Briefe an Eleonore von Breuning.

**) Vergleiche Schindler, Seite 17.

***) Vergleiche Wegeler, Seite 22.

Augen standen voller Thränen. Er hing in langen Träumen an der Heimath. Später öffnete er den Brief des Deutschordensritters und las folgende Zeilen:

„Lieber Beethoven! Sie reisen jetzt nach Wien zur Erfüllung Ihrer so lange bestrittenen Wünsche. Mozart's Genius trauert noch und beweint den Tod seines Zöglings. Bei dem unerschöpflichen Haidn fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung, durch ihn wünscht er noch einmal mit ihm vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozart's Geist aus Haidn's Händen.

Ihr wahrer Freund
Bonn, 29. October Waldstein." *)
1792.

Nach einer langen Fahrt zog in die Thore von Wien der einundzwanzigjährige Ludwig van Beethoven.

Zwölftes Capitel.

Es war im August des Jahres 1845, also fast dreiundfünfzig Jahre nach der Zeit, von welcher wir erzählt haben, als die Stadt Bonn ein Fest feierte, wie sie seit Menschengedenken kein ähnliches gefeiert hatte. Von allen Seiten strömten die Gäste in hellen vollen Schaaren herbei, indem sie bald die Eisenbahn benutzten, welche von Cöln aus die Stadt erreichte, bald auf den Dampfern, die den Strom auf- und abwärts befahren, heranbrausten, und bald auf Wagen, die aus der Umgegend kamen, in die Thore fuhren. Wohin man sah, erblickte man lauter fröhliche und heitere Mienen. Aber auch der anmuthige Musensitz hatte sein freundlichstes Feiertagsgesicht aufgesetzt.

Man brauchte nur die Bewohner von Bonn anzuschauen, um allwärts ihre Freude und ihren Stolz zu gewahren. Außerdem aber waren sie auch bemüht gewesen, Straßen und Plätze in der heitersten Weise auszuschmücken. Rings an den Häusern hingen Fahnen, Teppiche und Kränze heraus und überdies erschienen noch hier und da nach Gelegenheit oder Gutdünken Ehrenpforten errichtet. Und wem galten denn all' diese festlichen Anstalten? Hätte man ein Kirchenfest gefeiert, so würde es wohl der eherne Mund der Glocken berichtet haben. Wäre ein hoher Fürst triumphirend eingezogen, so hätte man mehr Uniformen und officielle Gesichter gesehen. Wäre eine politische Demonstration gemacht worden, so würde die Aufregung und Verwirrung größer gewesen sein. Aber von solchen Dingen war keine Rede. Es handelte sich darum, den größten Sohn der Stadt zu feiern, der einst als ein Kind armer Eltern in ihren Mauern geboren wurde, hier in dürftigen Verhältnissen seine Jugend verlebte, und später ein erster Meister in der Kunst wurde. Es handelte sich um nichts anders, als um eine Feier für den großen Tondichter Ludwig van Beethoven.

Ludwig van Beethoven war am 24. März 1827 in Wien gestorben. Hatte er sich schon während seines Lebens einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen gehabt, so fiel ihm nach seinem Tode eine noch größere Verherrlichung zu, die überdies von Jahr zu Jahr stieg. Schon gegen Ende der dreißiger Jahre dachten seine Verehrer daran, ihm ein Denkmal zu setzen. Es entstanden Vereine, die sich nicht umsonst an das deutsche Volk wandten. So kam allmälig die benöthigte Summe zusammen. Franz Liszt war einer der vorzüglichsten Beförderer der Sache gewesen. Bei einer für die Anfertigung der ehernen Statue angefertigten Concurrenz, trug der Bildhauer Hähnel in Dresden den Preis davon. Im Frühjahre 1845 war aber das Werk so weit gediehen, daß man im Sommer an eine Aufstellung des Erzbildes denken konnte.

Natürlich durfte diese Aufstellung nicht in der Stille bewerkstelligt werden. Am Rheine liebt man laute und große Festlichkeiten und ist in ihrer Zurichtung geübt. So nahm man also um so lieber die Gelegenheit wahr, als es sich hier um einen wahrhaft großen und mächtigen Geist handelte, der überdies an den Ufern des schönsten deutschen Stromes das Licht der Welt erblickt hatte. Und auch die Mittel, vermöge deren das Fest gefeiert werden konnte, waren naturgemäß zur Hand, indem man nur zu den musikalischen Werken des Meisters zu greifen brauchte, deren Aufführung schon an und für sich eine Menge von Menschen herbeilocken mußte. Darum wurde der Entschluß gefaßt, mit der Aufstellung der Statue ein großes Musikfest zu verbinden, zu dessen Leitung Franz Liszt um so eher die Anwartschaft erworben hatte, als er mehr wie irgend ein Anderer für das Denkmal bemüht gewesen war. Er begab sich denn auch sofort nach Bonn und ließ dort, da ihm das für die Concerte gewählte

---

*) Vergleiche Schindler, Seite 18.

Local nicht gefiel, in der größten Eile eine neue basilikenartige Tonhalle aus Holz bauen, leitete die Proben und machte die ganze Angelegenheit bis zur bestimmten Stunde, wo das Fest beginnen sollte, fertig.

Und so wurde denn am 11. 12. und 13. August das Beethovenfest mit einigen mächtigen Concerten gefeiert. Da eilten schon früh die Sänger und Sängerinnen so wie Musiker aller Art, um ihre Plätze auf dem Orchester einzunehmen, worauf sich auch bald die ganze Halle mit Einheimischen und Fremden füllte, unter denen sich eine Menge der ersten Namen der deutschen Heimath und der Nachbarländer befand.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

Sogar fürstliche Häupter verschmähten es nicht, dem Feste beizuwohnen, das einem Fürsten auf dem Gebiete der Kunst galt. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte damals die Freude, die britische Königin Victoria und ihren Gemahl, den Prinzen Albert, in seinen rheinischen Schlössern zu Brühl und Stolzenfels zu bewirthen. Beide Regenten aber nahmen die Einladung nach Bonn an. Wie konnten sie auch einer sinnigeren Feier beiwohnen, als der Verherrlichung eines Genius, der seine Kunst zur Ehre des Vaterlandes geübt und dadurch dem deutschen Namen einen neuen Glanz verliehen hatte? So rauschte die Feier dahin im Sinne des Schiller'schen Liedes und der in herrlicher Weise zur Aufführung kommenden Beethoven'schen Symphonie:

Freude, schöner Götterfunken!

Gleichwohl verlassen wir auf eine Weile den Strom, in dem Alles in Lust und Jubel zu schwimmen schien und folgen einem kleinen Kreise von Leuten, unter denen sich zwei Gestalten durch ihr hohes Alter auszeichneten. Der eine war ein kleiner Greis mit schneeweißen Haaren und einem sehr gerunzelten aber doch frischen Gesichte, der andere dagegen hatte eine hohe Gestalt mit länglichem Gesichte, in dem die Habichtsnase, der scharfe Mund und die selbst unter der Brille noch suchenden und forschenden kleinen Augen besonders hervorstachen. Alle andern waren mehr oder weniger jüngere Leute, von denen die Einen Künstler und die Andern Gelehrte sein mochten. Die ganze Gesellschaft aber nahm ihren Weg zu der uns bekannten Weinschenke zum Zehrgarten, wo sie sich niedersetzte, den besten Rheinwein forderte und dann mit einem gewissen heiligen Ernst auf das Angedenken Ludwig van Beethoven's trank.

Nunmehr aber baten die jüngern Leute die beiden alten Herren, ihnen doch von der alten Zeit zu erzählen, in der sie mit Beethoven zusammen gelebt hatten, denn der kleine Greis war der frühere kurfürstliche cölnische Capellmeister Franz Ries, welcher sein fünfundachtzigstes Jahr erlebt hatte, und der große war der frühere Professor an der von Max Franz in's Leben gerufenen Universität, Franz Gerhard Wegeler, der jetzt in seinem achtzigsten Jahre stand. Sie hatten den Jugendfreund lange überlebt und sahen nun noch im hohen Alter seine Glorification in der gemeinsamen Vaterstadt. Und so tauchten denn nach und nach alle jene Erinnerungen auf, die wir in unserer Erzählung mitgetheilt haben.

„Und Sie haben Beethoven nicht mehr gesehen, nachdem er den Rhein verlassen hatte?“ fragte einer der Anwesenden den alten Wegeler.

„Allerdings haben wir noch zwei Jahre lang zusammen in Wien gelebt,“ lautete die Antwort. „Ich kam in Folge der politischen Ereignisse der damaligen Zeit nach der österreichischen Hauptstadt. Es waren nämlich keine leere Befürchtungen, die zur Zeit von Beethoven's Abreise alle Gemüther in die lebhafteste Bewegung setzten. Ich war im Jahre 1794 Rector der Universität und unterschrieb als solcher einen Senatsbeschluß, welcher den Studenten verbot, die von den Oesterreichern nach Bonn geführten französischen Gefangenen persönlich zu besuchen, weil sie den Ansteckungsstoff des Typhus mit sich brachten, und welcher sie anwies, die den Kriegern bestimmten Almosen durch namentlich zu diesem Geschäfte bezeichnete Geistliche zu überschicken. Dafür wurde ich nach zehn bis zwölf Tagen im Moniteur als ein wüthender Feind des Volkes und der Freiheit geächtet. So blieb mir nichts übrig als beim Einbruch des französischen Heeres im October auszuwandern, was mit Erlaubniß des Kurfürsten geschah. Ich ging wie gesagt nach Wien und sah Beethoven fast alle Tage, ohne daß ich mich eines hervorragenden Erlebnisses erinnere. Es war eben für ihn wie für mich eine ernste Zeit der Arbeit und der Studien. Später habe ich mit ihm in einem stets herzlichen aber ziemlich seltenen Briefwechsel gestanden.

schrieb er mir doch selbst mitunter, daß die Correspondenz nicht seine Sache sei. Auch hat er mir mehrfach sein Bildniß und manchen Pack seiner Musik geschickt, die ich noch als theure Angedenken bewahre."

„Erzählen Sie uns doch auch etwas von den übrigen Mitgliedern Ihres Kreises."

„Um galant zu sein, muß ich mit den Damen beginnen," antwortete der alte Herr. Jeannette d'Honrath wurde die Frau des Werbehauptmanns Karl Greth, der als kaiserlich österreichischer Feldmarschall-Lieutenant und Commandant von Temeswar am 14 October 1827 starb. Von Beethoven's Adelaide, wie er die Nichte des Grafen von Westphal nannte, weiß ich nichts zu berichten, denn sie ist mir aus den Augen gekommen. Barbara Koch wurde später die Gattin ihres Hüters und Schützers, des Grafen von Belderbusch. Sie war eine Dame, welche von allen Personen weiblichen Geschlechtes, die ich in einem ziemlich bewegten Leben kennen lernte, dem Ideal eines vollkommenen Frauenzimmers am nächsten stand.*) Der Breuning'schen Familie aber bin ich selbst durch innige Verwandtschaft nahe getreten. Eleonore habe ich als Weib an den Altar geführt und durch lange schöne Jahre in Freud und Leid als dasselbe treffliche Wesen erkannt. Die alte gute Hofräthin ist 1838 in Coblenz in unsern Armen aus dem Leben geschieden. Stephan von Breuning ist 1800 Beethoven nach Wien gefolgt und lebte bis zu seinem Tode mit ihm in treuester Freundschaft. Er ging kurz nach ihm als kaiserlich königlicher Hofrath zur Ruhe. Christoph von Breuning lebt und ist geheimer Revisions- und Cassationsrath in Berlin. Lenz starb früh nach beendigten ärztlichen Studien im Jahre 1798. Ich besitze noch ein Stammblatt, das Beethoven ihm schrieb, und auf dem die Worte stehen:

> Die Wahrheit ist vorhanden für die Weisen,
> Die Schönheit für ein fühlend Herz.
> Sie beide gehören für einander.

Ich selber kehrte 1796 nach Bonn zurück und nahm, da die erste Revolutionswuth vorüber war, meine Stelle wieder ein. Allein schon im folgenden Jahre wurde die Universität aufgelöst, und eine Centralschule nach französischem Muster trat an ihre Stelle. Ich fungirte an ihr als Lehrer der Geburtshilfe. Im Jahre 1807 wurde ich nach Coblenz versetzt als referirender Arzt bei der Verwaltung. Als aber die Deutschen wieder den Rhein gewannen, ernannte mich die preußische Regierung im Jahre 1816 zum Regierungsmedicinalrathe und 1825 zum Geheimrath, was ich dem Titel nach noch bin, denn ich habe aus Altersrücksichten schon längst meinen Abschied genommen. Ries mag selbst über sich die gewünschte Auskunft geben."

„Was soll ich von mir sagen," sprach jetzt das alte Männchen. „Ich bin ein einfacher Mann, der wenig mehr erlebt hat. Nachdem der kurfürstliche Hof Bonn verließ, war es mit der Capelle am Ende. Ich blieb aber in der Heimath und lebte dort von Stundengeben. Indeß wir sprechen ja von Beethoven. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, aber ich habe ihm später im Jahre 1800, da er schon als der erste und größte Musiker galt, meinen Sohn Ferdinand in die Lehre geschickt, dem er die Stunden, die ich ihm selber ertheilte, reichlich vergolten hat. Auf meinen Brief, den ich dem Sohne mitgab, erhielt ich keine Antwort von seiner Hand, aber er ließ mir sagen, daß er nicht vergessen hätte, wie ich mit seiner Mutter gewesen wäre. In der That hat er dem Ferdinand, der ein tüchtiger Musiker geworden und leider nun auch schon seit dem 13. Januar 1838 todt ist, nichts wie Güte und Liebe und Freundlichkeit bewiesen."

Eine kleine Pause folgte den Mittheilungen der beiden Greise, welche darauf einen Wiener, der sich der kleinen Gesellschaft angeschlossen hatte, um Beethoven's Leben in Bonn kennen zu lernen, aufforderten, nunmehr auch seinerseits über den Aufenthalt des Meisters in der österreichischen Hauptstadt zu berichten.

Derselbe begann: „Beethoven ist ganz und gar derselbe geblieben, wie er mir aus dem Bilde entgegentritt, das uns seine ersten Bonner Freunde entworfen haben. Wahrheit und Schönheit waren, wie jenes Stammblatt für Lenz von Breuning offenbart, die Ziele seines Strebens. Wahrheit im Leben, Schönheit in der Kunst, sie haben ihn sein Dasein entlang begleitet. Vielleicht wurden sie mitunter durch eine allzugroße und mächtig dahinstürmende Leidenschaft getrübt, die sich mitunter sogar zur Leidenschaftlichkeit verzerrte. Aber auch selbst im Drange der aufgeregten Gefühle zeigte sich stets eine große, edle, herrliche Seele. Erschien er auch oft schroff, ja mißtrauisch, zornig, im Grunde

*) Vgl. Wegeler, S. 58.

seines Gemüthes offenbarte sich der beste Mensch. Naturen von solchem Gefüge sind selten glücklich im Leben. Indem sie alles auf ihre Ideale beziehen, finden sie fortwährend Störungen und Hemmnisse. Menschen und Umstände entsprechen selten ihren Erwartungen und Hoffnungen. Sie ziehen sich immer mehr auf das enge Gebiet zurück, auf dem sie sich glücklich fühlen. Dies Gebiet war bei unserm Meister die Kunst. Er wurde eigentlich, worauf seine Individualität schon von vorn herein angelegt war, ein Einsiedler in der Kunst.

Was kann aber ein Einsiedler viel erfahren. Er lebt und webt nur in sich und in seinen Gedanken. Seine Welt ist die Welt, die er sich selbst in der Phantasie aufbaut und welcher die wahre Welt wenig oder gar nicht entspricht. In dieser Weise sahen wir ihn seine Jugend verleben. Als er nach Wien gekommen war, ist er nicht anders geworden. Von großen Erlebnissen und interessanten Begegnungen kann kaum die Rede sein. Wo er mit den Menschen zusammenkam, ist er immer originell und seltsam gewesen. Er hat nie seinen Charakter verleugnet. Aber seine hauptsächlichen Thaten sind und bleiben doch immer seine Werke. Er ist ein Einsiedler in der Kunst gewesen.

Gewiß hat es ihm auch außer jenen Männern, die ihm von seiner Heimath her nahe standen, nicht an Freunden gefehlt. Selten wurde ein Genie so früh und allgemein anerkannt, wie das Seinige. In der österreichischen Hauptstadt gewann er sich sofort die Herzen aller wahrhaft edeln Musiker. Daß ihn neidische Künstler verfolgten und zu verkleinern suchten, ist nicht zu verwundern, denn elende Menschen gibt es überall. Selbst in den höchsten Ständen gewann er sich die größte Anerkennung. Fürsten und Grafen bemühten sich gleichsam um seine Freundschaft, luden ihn in ihre Häuser und gaben ihm Jahrgehalte, so daß die sonst immerhin precäre Laufbahn des Künstlers sicher gestellt war. Fürst Lichnowsky setzte ihm schon früh ein Jahrgehalt von sechshundert Gulden aus. Als er im Jahre 1809 einen Ruf an den Hof des Königs Jerome nach Cassel erhielt, traten sogar der Erzherzog Rudolf und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky zusammen und gaben ihm ein Jahrgehalt von viertausend Gulden. Selbst seine beste Freundin gehörte dem hohen Adel an. Es war die Gräfin Marie Erdödy, die er seinen „Beichtvater" zu nennen pflegte. Aber auch das große Publicum, dem er seine Werke zur Erhebung und zur Erheiterung übergab, nannte bald seinen Namen mit der unbedingtesten Achtung. Mochte hier und dort eine ungerechte Kritik als ein falsches Verständniß der einen oder andern Composition sich geltend machen, die Summe aller Urtheile fiel stets zu seinen Gunsten aus. Dennoch fühlte er sich nie auf die Länge wohl unter den Menschen, mochten es auch die besten sein. Bald war ihm hier eine Persönlichkeit und dort ein Erlebniß zuwider, daß er im Zorne aufbrauste und sich ganz und gar in die Kunst flüchtete. Er war eben ein Einsiedler.

Nicht anders verhielt es sich, wenn sein Herz in's Spiel kam, denn seine Liebschaften in Bonn sind keineswegs seine letzten gewesen. Er sah überhaupt sehr gern schöne Frauengestalten und war fast niemals ohne eine kleine Neigung. Mitunter soll seine Leidenschaft sogar heftig angefacht gewesen sein. Klare Thatsachen liegen keine vor. Es ist in dieser Beziehung viel phantasirt und gefabelt worden. Man weiß nur, daß er eine Gräfin Guilietta Guicciardi liebte, die aber einen Grafen Gallenberg heirathete. Er hat sogar hin und wieder, wie das ja auch aus seinen Briefen hervorgeht, an das Heirathen gedacht, ohne daß etwas daraus geworden ist. Seine eigentliche Geliebte war ja auch die Kunst, zu der er sich immer wieder von allen irdischen Geliebten, die ihn nur für Augenblicke fesselten, zurückwandte. Auch hier finden wir den Einsiedler wieder.

Was ihn aber noch mehr zur Einsamkeit stimmte, das waren die Verdrießlichkeiten, welche ihm seine Brüder bereiteten. Er hatte diese Menschen, denen er die uneigennützigste Liebe widmete, nach seines Vaters Tode, der bereits 1792 im December erfolgte, nach Wien gezogen. Karl war Cassenbeamter an der österreichischen Nationalbank, Johann Apotheker und später Speculant geworden. Beide benutzten den Künstler in der unzartesten Weise, indem sie sich in seine Geldangelegenheiten mischten und beträchtliche Summen seiner allerdings bedeutenden Einnahme für sich in Anspruch nahmen. Nicht mindern Kummer bereitete ihm sein Neffe Karl, der Sohn seines ältern Bruders, der nach dem Tode desselben unter Beethoven's Vormundschaft stand. Der arme Künstler wurde in Beziehung auf diese Angelegenheit

von seiner Schwägerin, die ihm den Knaben entziehen wollte, in einen Proceß verwickelt, der ihm Jahre lang das Leben verbitterte. Trotz dieser und anderer Mißhelligkeiten brach oft die größte Zärtlichkeit seines Gemüthes gegen die keineswegs liebenswürdigen Verwandten an den Tag, die sich noch heute in einem Testamente, das an seine Brüder gerichtet ist, und in Briefen, die er seinem Neffen geschrieben hat, in der rührendsten Weise offenbart. Man sieht hier den einsamen Menschen, der sein volles, reiches Herz so gern an einen geliebten Gegenstand klammert und der das Gefühl der Blutsverwandtschaft mit eigenthümlicher Leidenschaft geltend macht. In der That ist es nicht verwunderlich, wenn er, mißhandelt und zurückgestoßen, noch mehr zum Einsiedler wurde.

Dazu kam noch, daß ihn schon in frühen Jahren ein Uebel befiel, welches von Jahr zu Jahr wachsend, leider auch die ihm inwohnende Natur noch mehr zur Abgeschlossenheit drängte. Beethoven fing nämlich schon mit siebenundzwanzig Jahren an, das Gehör zu verlieren. Alle angewandten Mittel, dieses Leiden zu entfernen, schlugen fehl. Es steigerte sich von Jahr zu Jahr, so daß er allmälig nicht mehr im Stande war, seine eigenen Werke zu hören. Welches tragische Schicksal! Ein Tonkünstler, dem das Organ, welches seine Kunst mit der Außenwelt vermittelt, mangelt! Je höher aber der Meister steht, desto empfindlicher ist der Fehler! Man kann sich seine Angst, seine Noth, seine Pein bei diesem sich stets mehrenden Zustande denken. Wie rührend sind die Klagelaute, die er 1802 in seinem Testamente an seinen Bruder richtet! „O Ihr Menschen, ruft er aus, die Ihr mich für feindselig, störrisch und misanthropisch haltet oder erklärt, wie Unrecht thut Ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was Euch so scheint. Mein Herz und mein Sinn waren von Jugend an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenkt nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen. Mit einem feurigen lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich mich früh absondern, einsam mein Leben zubringen. Ich bin taub! — Aber wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, den ich einst in einer Vollkommenheit besaß, wie ihn wenige von meinem Fache gehabt haben! O ich kann es nicht! Darum verzeiht, wenn Ihr mich da zurückweichen seht, wo ich mich gern unter Euch mischte. Ganz allein fast, nur so viel als es die höchste Nothwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Aengstlichkeit, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. Welche Demüthigung, als neulich Jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte klingen und einen Hirten singen hörte und ich nichts vernahm! Es brachte mich zur Verzweiflung, es fehlte wenig, und ich endigte mein Leben. Nur sie, die Kunst hielt mich zurück."*) In dieser Weise ungefähr drückt er sich aus, der arme Meister, der also immer mehr und mehr zum Einsiedler werden mußte.

Erwägt man alle diese Umstände im richtigen Zusammenhang, so findet man in ihnen, wie ich glaube, den Schlüssel zu den vielen Absonderlichkeiten des Meisters, die in zahlreichen Anekdoten wieder erzählt werden. Wer weiß nicht, wie oft Beethoven seine Wohnungen wechselte. In der Regel besaß er ein Quartier in der Stadt und auf dem Lande. Es gab aber eine Zeit, wo er sogar vier verschiedene Wohnungen gemiethet hatte und bezahlen mußte. Natürlich fehlte es nicht an Gründen, warum ihm die eine oder andere nicht gefiel. Hier schien ihm die Sonne nicht freundlich genug in die Stube, dort war ihm der Flur und die Treppe zu dunkel, hier schmeckte ihm das Brunnenwasser nicht, dort mißfielen ihm die Leute. Eines Sommers bewohnte er die reizende Villa von Pronay in Hetzendorf, er verließ sie aber, weil der adlige Besitzer ihn jedes Mal, wenn er ihn sah, mit tief abgezogenem Hute grüßte, was ihm den Fluß der musikalischen Gedanken hemmte. Ein ander Mal verließ er seine Stuben in Penzing, weil die Fremden, die unter dem Hause über die Wienbrücke gingen, neugierig nach seinen Fenstern hinschauten, wodurch er gleichfalls gestört wurde. Es ließen sich hier noch viele ähnliche Dinge erzählen, in denen uns wieder der alte Einsiedler entgegentritt.

Gleichwohl liebte er es, zuweilen mit Freunden zusammen zu sein, denn man durfte ihn nicht grade menschenscheu nennen. Die Menschen waren ihm nur nicht jederzeit angenehm.

*) Vgl. Schindler. S. 86 u. f.

Er konnte bei solchen Gelegenheiten sogar in die ausgelassenste Munterkeit verfallen und Scherze und Possen treiben, die er mit einem unauslöschlichen Gelächter begleitete. So liebte er es auch, mitunter Freunde zu Tische bei sich zu sehen, namentlich des Freitags, denn er aß gern Fische und ließ sie vorzüglich zubereiten. Als aber einst seine Köchin schlecht gekocht hatte, stellte er sich selbst an den Herd und machte mit vorgebundener Schürze, wie einst bei der Fahrt nach Mergentheim, den Speisekünstler. In Betreff des Mittagsmahles verstand er übrigens keinen Spaß. Als Ferdinand Ries einst mit ihm im Schwan speiste, brachte der Kellner ein Gericht, das der Musiker nicht bestellt hatte. Es fehlte nicht an Vorwürfen, die der Bursche in grober Weise beantwortete. Da warf ihm Beethoven den Braten in's Gesicht, daß ihm die Brühe den Kopf und Leib herunterlief. Der Anblick war so lächerlich, daß der Meister lachen mußte und den Kellner durch ein gutes Trinkgeld besänftigte. Ein anderes Mal schickte er einer Dame, die eine Locke von ihm zu besitzen wünschte, ein Büschel Haare aus dem Barte eines Bockes, das sofort wie eine Reliquie aufbewahrt wurde. Natürlich kam die Wahrheit bald an's Licht. Die Dame war sehr erbittert, ihr Gemahl schrieb heftige Worte, worauf Beethoven den Fehler gut machte und sie durch eine wirkliche Locke von seinem Haupte versöhnte.

Aehnliche Vorfälle stehen aber sehr vereinzelt da. Meistens lebte Beethoven sehr zurückgezogen von aller Welt, zumal je älter er wurde und je mehr sein Gehörleiden zunahm. Dafür war er aber ein desto größerer Freund der Natur, die er tagtäglich und ohne je zu ermüden, durchschwärmte. Für die Schönheiten in Berg und Thal so wie in Feld und Wald hatte er ein feines Auge. Er kannte und liebte die Spiele aller Jahreszeiten über der Landschaft. Dabei waren ihm Licht und Luft Bedürfnisse, die er nicht entbehren konnte. In der freien Gotteswelt kamen ihm auch stets die besten Gedanken zu neuen Tonwerken. Bei seinen sich täglich wiederholenden Promenaden an den Nachmittagen trug er stets ein Skizzenbuch in der Hand, in dem er seine Ideen aufzeichnete. Freilich vertiefte er sich oft dermaßen in seine Arbeit, daß er nicht auf Wind und Wetter merkte. Man sah ihn nicht selten mitten im Gewitter dahinrennen und durchnäßt und ohne Hut heimkehren. Solche Unbill nahm er der Natur nicht übel. Sie war und blieb seine beste Freundin. Er war ihr Einsiedler.

Und er war auch ein echter treuer Freund der Freiheit. Wie sein Charakter sich gegen jeden Zwang sträubte, so liebte er gleichfalls die Völker und Menschen, die sich zu freier Größe entfalten. In politischer Beziehung ging ihm keine Nation über das englische Volk. Als Helden hatte er einst Napoleon Bonaparte geliebt. Ihm wollte er auch seine Sinfonia eroica widmen. Als der erste Consul aber den Kaisertitel annahm, zerriß er die Dedication und trat sie mit Füßen. In dem damaligen Oesterreich war die freie Rede gefährlich, denn sie konnte Kerker und Verbannung nach sich ziehen. Beethoven hat sich nie gescheut, als freier Mann freie Wahrheit zu sagen.

Ja, er liebte die Wahrheit und die Schönheit, dieser wunderbare Einsiedler der Kunst. Was er aber in der Kunst geleistet hat, das weiß Jedermann im deutschen Vaterlande, wo er als einer der größten Geister gilt und noch weit darüber hinaus. Und wer es nicht weiß, der kann es in diesen Tagen in seiner Heimath sehen."

Der Wiener hatte geendet. Da erhob sich ein junger Rheinländer und sprach folgende Strophen:

Beethoven, großes Herz! Das ist Dein Haupt,
Das Deine Züge, die sich hier entrollen,
Dein Bild urmächtig, wie ich's stets geglaubt:
Gewitterdrohend ist die Stirn entquollen,
Das Auge wie von dunkelm Blitz erhellt,
Auf trotz'gen Lippen ein verweg'nes Grollen,
Und jedem Zug die Liebe doch gesellt!
Sei mir gegrüßt, der Töne größter Meister,
Der im Gesang erfaßt die ganze Welt,
Und im Gesang sie gießt in unsre Geister!

Es haben Andre wohl vor Dir gelebt,
Getränkt durch der Natur gewalt'ge Brüste,
Daß sie in Anmuth, Fülle, Kraft gestrebt;
Doch suchend nach der sel'gen Insel Küste,
Erreichten nimmer sie den gold'nen Strand:
Sie waren nur wie Stimmen in der Wüste.
Du bist der Heiland, der das Ufer fand,
Dir flüsterte der Geist geheime Kunden,
Du führtest uns, die Leier in der Hand:
Der Töne Himmel ward durch Dich gefunden!

Beethoven, großes Herz! Des Dankes Zoll,
O nimm ihn hin, der mir die Brust erweitert!
Wenn himmeljauchzend mir die Seele schwoll,
Die hellste Lust hast heller Du erheitert:
Du gabst mir Trost, wähnt' ich auf ödem Meer
An Schmerzensklippen meinen Geist gescheitert;

Du löstest jedes Leid, wenn scharf und schwer
Die Leidenschaft durch meine Seele brannte,
Weil ich in Deinen Liedern, brausend hehr,
Das größ're Leid, die größ're Lust erkannte.

Oft sucht' ich sie, die treue Mutter, auf,
Die göttliche Natur, in Lust und Schmerzen,
Die jede Wonne spornt zu rascherm Lauf,
Die Balsam gießt in alle wunde Herzen.
Ihr gleicht Dein Geist, sie spiegelt drin mit Lust
Ihr ernstes Zürnen und ihr jauchzend Scherzen,
In Dir ist sie sich froh und stolz bewußt
Des gluthbeseelten mächtigen Propheten,
Dem Gottes Urhauch einst belebt die Brust
Als noch des Paradieses Lüfte wehten.

Drum kommt's bei Deinen Liedern über mich
Wie süßer Lenz! Ich fühl' ihn froh erschrocken:
Die Schwalbe schießt, die Lerche hebet sich,
Es streut der Frühlingsbaum mir Blüthenflocken,
Mailieder weh'n, es prangt die tiefste Kluft,
Die breiten glanzbestreuten Ströme locken,
Wo fern die Landschaft schwimmt im leisem Duft;
Du bauest vor des Geistes inn'res Fühlen
Gebirge, Eb'nen, Seen in die Luft. —
Fata Morgana, komm, die Glut zu kühlen!

Bald ziehst Du durch der Länder hellen Glanz,
Der Liebe bist Du hold und süß verfallen,
In Deiner Hand erglüht ein Blumenkranz,
Dein Herz durchklingen tausend Nachtigallen;
Bald schwimmt Dein Lied in tiefen Seufzern fort,
Wir hören Deine Thränen schluchzend fallen;
Bald jauchzest Du des Zaubers Lösungswort,
Du schwärmst auf Bergeshöh'n in Rosenlauben
Mit Deinem Lieb'; wir seh'n Dich hier und dort
Umarmungen besteh'n und Küsse rauben!

Dann streifest Du in der Genossen Schaar. —
Hinaus, hinaus! Es gilt ein freud'ges Leben!
Wie sind die Stirnen frei, die Augen klar!
Es strotzt Eu'r Lockenhaar von Sommerreben!
Ihr setzt Euch an der Freude vollen Tisch:
Wir seh'n Euch schäumende Pocale heben.
Den sprudelnden Humor erhebst Du frisch,
Den Saal durchklingt ein Lachen, Jubeln, Singen;
Doch oft ist's mir, ich hörte träumerisch
Hinein ein stillverhalltes Weinen klingen.

Und wieder stimmst Du unsr'e Seelen um:
Wir hören plötzlich Elemente toben.
Seht der Natur umfriedet Heiligthum
Von Wetternacht getrübt, vom Sturm umstoben!
Die zack'ge Alpe trotzt den Himmel an,
Der Blitze Feueraugen leuchten oben,
Laut durch den Urwald peitschet der Orcan,
Hoch im Gebirge kracht die Eiche fallend,
Wild um die Klippen heult der Ocean,
Als wollt' er alles Land verschlingen wallend.

Doch tief durch diesen wilden Marterschrei
Ertönt wie eines Donnergottes Stimme
Dein eig'ner Schmerz: Du rasest wild und frei,
Als flöhest Du die Welt in wirrem Grimme,
Als triebest Du in finsterm Menschenhaß,
Auf daß es scheiternd in dem Meer verschwimme,
Dein Lebensbot. Wir seh'n Dich bleich und blaß,
Ein riesig Bild am finstern Abgrund ringen;
Die Angst durchzittert uns ohn' Unterlaß,
Es möchte Dich die tiefe Kluft verschlingen.

Doch nein, die Sühne folgt! Es siegt Dein Geist,
Du kehrest um in holden Melodien:
Wie Gott im Hauche ob der Schöpfung kreist,
So hören flüsternd wir im Lied Dich ziehen.
Wie nach der Fiebernacht ein süßer Traum,
Nach Winterstarre Frühlingsphantasien,
Erquickst Du uns. Bald unterm Blüthenbaum
Ruh'n wir bei Dir, bald unter Märchenzelten,
Bald schweben wir mit Dir im Aetherraum
Wie sel'ge Geister zwischen Sternenwelten.

Dort stimmst Du plötzlich an das Siegeslied,
Das schwillt, als wollten alle Gräber klüften;
Ha! wie ein Bacchuszug, so rauscht und zieht
Es lebenweckend über allen Grüften!
Dämonen fliehen in der Tiefe Schlund,
An dem Du stand'st; es jubelt in den Lüften:
Der Haß, der Zorn, der Neid stürzt in den Grund,
Du läßt die Liebe ob den Welten thronen,
Begeistert tönt es wie aus einem Mund:
Triumph! o „seid umschlungen, Millionen!“

Der Päan ist's der neuen gold'nen Zeit,
Das tausendjähr'ge Reich weissagt sein Tönen;
Wir haben überlebt den alten Streit,
Die Völker nah'n, die Wahrheit hell zu krönen.
O hört: die Welt ist Gott und Gott die Welt,
Die alten und die neuen Zeiten söhnen
Im Bruderkuß sich aus, und glanzerhellt
Ersteht das letzte Reich in lichter Klarheit.
Wir bauen auf, was keine Macht zerschellt,
Die ew'ge Welt der Liebe, Freiheit, Wahrheit!

Stürmst Du uns so zur stolzen Liederschlacht,
Die wogt im Formenwechsel tausendfluthig,
Wie fassen uns die Weisen stets mit Macht,
Wie wächst der Geist so stark, so fest, so muthig!
Du treibest rings die bleiche Selbstsucht aus,
Und ist das Herz von hundert Wunden blutig,
Dir jauchzt es taumelnd zu im Tönebraus;
Entflammt von Liebe, lernt es groß entsagen,
Für Freiheit fordert es den Tod heraus,
Kühn wie von Adlerfittichen getragen.

Beethoven, großes Herz, siegstolzer Held,
Du Bannerträger künft'ger edler Zeiten,
Folgt heut' ein kleines Häuflein Dir in's Feld,
Einst werden sich die Völker um Dich breiten.
Du eiltest unsrer Bildung mächtig vor:
So hilfst Du stolz an's Ziel die Menschheit leiten,
Ich hör' prophetisch schon vom Völkerchor
Dein „Alle Menschen werden Brüder!“ sausen! —
Mein Lied, mein Lied, wie wagst du dich empor?
Des Meisters Lob laß seine Lieder brausen!

„In diesem Gedanken,“ schloß er, „wollen wir noch einmal die Gläser füllen und rufen: Heil, Ruhm, Ehre dem Unsterblichen!“

Und Alle stießen mit einander an und tranken aus. Dann gingen sie in ernster, heiliger Stimmung von dannen.

Am andern Tage aber fanden sich die beiden Greise Ries und Wegeler mit ihren Bekannten auf dem Münsterplatze ein. Die Sommersonne lachte hell vom Himmel über die stolze Kirche, die benachbarten Häuser und

die grünen Linden. Nirgendwo prangten die Fahnen und Blumengewinde reicher, wie hier. Auf dem Platze standen Tribünen, welche die Chöre und das Orchester einerseits und die Gäste andererseits aufnahmen. Rings umher wogte eine zahllose Menge, während alle Fenster und Dächer bis in die höchsten Höhen hinauf von Männern und Frauen strotzten. Auf dem Balcon des gräflich Fürstenbergischen Palastes, wo einst der Graf von Westphal gewohnt hatte, erschienen der König Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin, die Königin Victoria und der Prinz Albert mit reichem Gefolge.

Alle Blicke aber waren auf einen Punkt gerichtet. In der Mitte des Münsterplatzes erschien, umgeben von den beschriebenen Zurichtungen ein Gerüst, um welches lange Tücher flatterten.

Franz Liszt, der Dirigent des Festes, erhob den Stab, und Chor und Orchester führten nun eine Hymne aus, die zu Ehren Beethoven's gedichtet und in Musik gesetzt war.

Und dann verhallten die Töne.

Die flatternden Tücher sanken und aus ihnen enthüllte sich, blinkend im hellen Sonnenlicht, ein ehernes Standbild:

Beethoven, großes Herz! Das ist Dein Haupt,
Das Deine Züge, die sich hier entrollen,
Dein Bild urmächtig, wie ich's stets geglaubt:
Gewitterdrohend ist die Stirn entquollen,
Das Auge wie von dunkelm Blitz erhellt,
Auf trotz'gen Lippen ein verweg'nes Grollen,
Und jedem Zug die Liebe doch gesellt!
Sei uns gegrüßt, der Töne größter Meister,
Der im Gesang erfaßt die ganze Welt
Und im Gesang sie gießt in unsre Geister.

Und ringsum füllte ein lauter jauchzender Jubelruf die Lüfte. —

Henriette.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert

von

Adolf Glaser.

Die nachfolgenden Blätter enthalten die Geschichte einer unglücklichen Liebe, bei welcher die edelsten Empfindungen mit den Vorurtheilen der Welt im Kampfe liegen. Es sind Briefe, welche der längstverstorbene Ebert, der in der Literaturgeschichte bekannte Freund Klopstock's, bis zu seinem Tode als ein Heiligthum verwahrte, und die hier so zusammengestellt wurden, daß sie einen vollständigen Einblick in ein Verhältniß gewähren, welches nicht nur durch die Gewalt einer wahren Empfindung, die sich darin zu erkennen gibt, sondern auch durch die Persönlichkeiten selbst und die Natur der ihrer Neigung entgegenstehenden Zustände von tiefer Bedeutung ist. Die Schicksale berühmter Männer werden in unserer Zeit häufig zum Gegenstand romanhafter Schilderungen gewählt, wobei die Theilnahme der Leser durch erdichtete Umstände irregeführt wird; hier liegt einmal eine vollständig wahrheitsgetreue Herzensgeschichte vor, die so ergreifend und von so erschütterndem Ausgange ist, daß man dabei unwillkürlich darauf hingewiesen wird, wie das wirkliche Menschenleben doch immer die reichste Fundgrube für den Denker und Dichter bleibt.

In seinem fünfundzwanzigsten Jahre war Ebert nach Braunschweig als Lehrer der englischen Sprache am dort neu gegründeten Collegium berufen worden. Der Abt Jerusalem, welcher vom Herzoge den Auftrag erhalten hatte, tüchtige Lehrer für die neugegründete Anstalt zu gewinnen, zog einen ganzen Kreis von begabten Männern dahin, unter denen Ebert sich befand. Ihm ging der Ruf eines geistvollen und aufgeklärten Mannes voraus und nur die Frömmler, denen der Aufschwung der Poesie verhaßt war, nahmen an seiner, für die damalige Zeit etwas weltlichen Richtung, die er in mehreren Arbeiten zu erkennen gegeben hatte, Anstoß. Die definitive Anstellung als Professor sollte erst nach einiger Zeit erfolgen, Ebert wurde jedoch unter den Honoratioren der Stadt bald als Privatlehrer gesucht und man kam dem interessanten, lebhaften Fremden, dem intimen Freunde bereits berühmter Dichter, mit Achtung entgegen.

Das Erlernen fremder Sprachen war damals bei den höhern Ständen sehr in Aufnahme gekommen und man schwelgte namentlich in den empfindsamen Romanen und Dichtungen der Engländer.

Ohne Zweifel dachte die adelstolze Hofräthin von Töpffer, die als Wittwe mit zwei Töchtern in Braunschweig lebte, nicht an die Gefahr, welche für die heranwachsenden Mädchen darin lag, durch einen jungen gefühlvollen Mann die Schwärmereien der englischen Poeten kennen zu lernen. Vielleicht auch

glaubte sie, daß es schon zu niedrig gedacht wäre, wenn sie überhaupt eine Annäherung zwischen diesem Sohne eines Hamburger Stadtsoldaten, der in ihren Augen allerdings Kenntnisse besaß, aber doch von ganz untergeordnetem Range war, und ihren Töchtern für möglich hielt.

Aber die Jugend denkt und empfindet anders. Die englischen Unterrichtsstunden erhielten für die beiden Fräulein bald einen großen Reiz und unmerklich schlich sich bei Henrietten, der ältern der beiden Schwestern, mit dem Interesse für den Unterricht auch das für den Lehrer ein. Als die Einladung zur Vermählung eines seiner Freunde Ebert für kurze Zeit von Braunschweig entfernte, verabschiedete er sich von den beiden jungen Mädchen mit einigen Zeilen, die von der Innigkeit seiner Freundschaft für sie Zeugniß geben und worin die Stelle vorkommt:

„Der Himmel weiß, mit welcher Sehnsucht ich mich von Ihnen losreißen muß. Ich werde Sie beide dort vermissen; könnte ich Ihnen doch meine genossene Freude hernach in ihrer ganzen Größe mittheilen! Leben Sie tausendmal wohl. Machen Sie, daß ich Sie gesund, das ist munter wiederfinde."

Henriette, deren reiches Gemüth ohnehin unter dem Verhältniß zu ihrer stolzen und frömmelnden Mutter litt, erfuhr durch diese kurze Trennung zum ersten Mal, wie werth ihr der Freund bereits geworden, und die wenigen Worte seines Abschiedsbriefes blieben ihr unvergeßlich.

Ein Ereigniß, die Besorgniß gänzlicher Trennung, löste den Liebenden die Sprache. Der Kammerjunker von Seckendorf hielt nämlich um Henriettens Hand an und obgleich sie diesen Freund ihrer Familie schätzte, so erkannte sie doch den Unterschied zwischen ihren Empfindungen für ihn und Ebert. Die drohende Gefahr führte die Liebenden bald zum innigsten Verständniß, aber Henriettens Verhalten bei dem erwähnten Heirathsantrag weckte Verdacht. Die Unterrichtsstunden mußten aufhören und die Liebenden sahen sich genöthigt, auf Gelegenheit zu sinnen, um sich heimlich sehen und sprechen zu können. Hier nun tritt der Briefwechsel in sein Recht und ich überlasse es der seelenvollen Henriette selbst, den Leser weiterzuführen.

Henriette an Ebert.

„Sie werden mich sehen, mein lieber Ebert, und auf eine so reizende Art, die Sie für alle verlorenen Stunden seit unserer letzten Zusammenkunft entschädigen soll. Ich erwarte Sie zwischen den blühenden Feldern des Frühlings, mein lieber Freund. Dort werden Sie mit mir Blumen pflücken und wir kosten auf's Neue alle die glücklichen Augenblicke, die wir mit einander durchlebt haben. Wie glücklich bin ich! Seien auch Sie es, mein lieber Ebert! Wie angenehm verträumte ich diese Nacht, die mir Ihr Brief versüßte, Ihr Brief, den ich auf so entzückende Weise erhielt. Wenn es nicht regnet, erwarte ich Sie in Gesellschaft meiner lieben Mutter vor dem Steinthore, immer auf der rechten Seite weitergehend. Sie werden bald den Kirchhof erblicken und ein großes Haus nahebei; dort wird man Ihnen sagen, wo Sie den Garten des Herrn Wagner finden. Erwarten Sie mich daselbst und verbergen Sie diesen Plan so viel als möglich. Adieu, mein Freund!"

Henriette an Ebert.

„Ich bin noch nie so glücklich — so unverhofft glücklich gewesen als heute. Durch wie viele Angst habe ich mir die süßen Augenblicke erkauft; durch wie viele Hindernisse bin ich durchgedrungen, die meine unendliche Sehnsucht, Dich zu sehen, zehnfältig verdoppelte. Ach Gott, wie wenig hat meine ganze Liebe, mein schmachtendes Verlangen mir das abzumalen gewußt, was ich empfand, da ich von fern Dein geliebtes Auge erreichte und Deine Gegenwart mit der kleinen Welt, die uns zujauchzte, zugleich empfand. O, warum mußte meine Zunge durch die Gegenwart Anderer gebunden sein, da Dir Alles Glück wünschte, die kleinen Sänger Dich um die Wette bewillkommten und die verschönerte Natur uns tausend Freuden zulächelte! O, Ebert, wie folterte mich die Nothwendigkeit, Dir von meiner Liebe nichts sagen zu dürfen! In meiner Verzweiflung zeigte ich Dir endlich eine Nachtigall und bat sie, Dir meine Liebe in jedem schmelzenden Tone, in jedem empfindungsvollen Liede zu verkünden; aber die Furcht, die uns natürlich geworden ist, schien Dir meinen Wink ganz anders zu erklären! O wann soll ich ohne Furcht alle Freuden der Liebe und alle Süßigkeiten des Frühlings mit Dir unvergällt und ungestört empfinden? Wann wird Dein Herz und das meinige nicht mehr umsonst so voll Empfindung und so vergeblich so elend reich sein?

Henriette an Ebert.

Endlich ist es wieder ruhig genug, um an Dich schreiben zu können, mein liebster Ebert, und ich erstaune darüber. In der That, meine Mutter bedarf während ihres Unwohlseins außer ihrer Wachsamkeit keine Erfindungen und Künste mehr, um mich vom Schreiben abzuhalten und Du wirst wenig Briefe bekommen, wenn unsere Lebensart so fortwährt. Soll ich sie Dir einmal schildern? Warum nicht? Wer weiß, wo Du das einmal brauchen kannst, wie Mutter immer sagt. Des Morgens — Du mußt aber wissen, daß es spät Morgen wird — des Morgens also, wenn ich ein paar Stunden lang den Schlaf nachgeahmt habe, um zu verhüten, daß man nicht muthmaßt, ich wäre durch tausend Projecte und vielleicht auch durch Dich geweckt, stehe ich endlich um sieben auf — sobald mein Gesicht traurig genug aussieht, gehe ich hinein, und sobald ich ihre vorwurfsvolle Miene erblicke, so sinken meine Augen auf die Erde; ich fange an, meinen Gruß herzustottern und höre, daß man zwar geschlafen hat, daß aber der Schlaf nicht erquickt, wenn man das Unglück hat, Kinder zu haben. Jetzt trinken wir Kaffee. „Nun, wie ist es gegangen?" Ich habe recht gut geschlafen. „Aber vielleicht wohl nicht in der Gesellschaft Gottes?" Ich habe viel gewacht. „Es mögen wohl schöne Gedanken sein, die Dich so munter machen." Nun ist das Aergste vorbei. Man spricht von gleichgiltigen Sachen und endlich fängt man an zu lachen und von Herzen munter zu sein. Zum Unglück geht die Hausthür auf. Alle Mienen verändern sich; ich eile, um zu erfahren, was die Ursache ist, und wie ich eben im Begriff bin, eine Gärtnerfrau oder so Jemand anzumelden, steht meine Mutter schon hinter mir, die aus dem Bette gesprungen ist und Dich abhalten will, denn sie sieht lauter Gespenster von Dir im Wachen und Schlafen. Während ein paar Stunden wenigstens darf ich nicht aus dem Zimmer, weil aber doch die Küche versorgt werden muß, so bekomme ich endlich Urlaub; aber Mutter steht auf, um Alles beobachten zu können. Wenn Jemand herein kommt, wird gefragt: „Kam nicht eben Jemand herein? Wer war's?" Sobald wir am Tische sitzen, legt sie sich hin, macht die Gardinen auf und dann — lächelt Jemand — „Was war das?" Spricht man ein paar Worte — „Lisabeth, was sagten meine Kinder, daß ihnen so wohl ist?" Schweigen wir still — „Die Consilia werden draußen wohl genommen sein, daß Ihr nichts mehr zu sagen habt." Du kannst Dir vorstellen, daß die Tafel bald aufgehoben wird — „was mag draußen vorgehen, daß die so eilen?" Sie steht wieder auf. Nun pflege ich von Argwohn und Müßiggang ermüdet zu sein und Dank sei es dem gütigen Himmel, daß er mir am Hause ein hinlänglich verschlossenes Gärtchen gegeben hat, wo ich ohne Verdacht *arbeiten* kann, denn damit ich darin nicht schreiben soll, hat sie alle Federn und Tinte unter ihr Bette versteckt. Sobald ich im Gärtchen bin, bekomme ich einen Besuch von ihr und zwar auf die freundschaftlichste Art. „Das hast Du ja wohl von mir gelernt, Henriette, daß Du gern gärteln magst; nun Gott gebe, daß Du Alles, was gut ist, von mir erben magst." Sie besieht jede Pflanze. „Spielereien! der liebe Gott wird mir helfen, daß ich wieder ganz genese, damit reelle Arbeiten vorgenommen werden. Und dann bin ich wieder mit meinem Lottchen und Dir allein, mein Schatz, und genieße recht erquickliche Stunden."

So vertändele ich jetzt meine Tage — ohne Furcht, aber auch ohne Hoffnung:

> Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth!

Der Himmel gebe, daß die folgende Zeile keine Beschreibung meines Schicksals werden mag:

> Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod!

Henriette an Ebert.

Das war ja ein recht festlicher Namenstag, den Du mit mir zugebracht hast! O Himmel! wer hätte das denken können, daß uns Gott in meiner Tante eine Beschützerin senden werde! und ich sollte so undankbar, so argwöhnisch gegen die Vorsehung sein und nicht noch weit festlichere Tage von Gott hoffen — Tage, die ich in Deinen Armen zubringen werde! Wie begeistert mich dieser selige Gedanke, indem ich so vor Dir stand und bei Dir saß und so nah ich konnte mich zu Dir drängte, um die ganze Seligkeit dieser Nähe zu fühlen. O laß mich doch meine Eloise wieder einmal lesen, mein süßer Freund; ich kann nichts von ihrer Liebe mehr lernen, aber sie ist doch meine erste Lehrmeisterin gewesen und sie ist das einzige Wesen, das mir gleich liebt und mit dem ich mich gern vergleiche. Wie glücklich sollst Du noch sein,

wenn ich Dich einmal lieben darf, mein Ebert, wenn Gott selbst mir den unschätzbaren Segen zuerkennt, wenn ich unwiderruflich Dein bin! Und ich werde es sein. Siehst Du nicht die Vorbereitungen, die die Vorsehung schon dazu macht? Wie sie das Ziel unserer Leiden und Hoffnungen nähert und unsere Bescheidenheit und Verleugnung so sichtbar, so exemplarisch belohnt? Ich habe den Abend nach dem festlichen Tage noch auf dem Garten mit meiner Tante gespeist. Wir sprachen sehr viel von meines Vaters Charakter, von meiner ersten Kindheit, die mir sein zärtliches Herz an Deiner Statt verschönerte. „O," sagte sie endlich, — „was hätte der Mann mit Dir für eine Freude gehabt, Henriette! Du bist sein leibhaftes Ebenbild; das Gesicht und das Herz sind ebendieselben. Gottlob, daß Ihr nun so erwachsen seid, daß Eure Mutter Euch nicht mehr irre leiten kann und daß ich einmal offenherzig mit Euch sprechen darf. Ihr habt Euren Waisenstand bitter empfunden, das weiß ich; ich habe wohl tausendmal für Euch gebetet und geweint." Sie weinte vor Freuden darüber, daß Mutter unsere Herzen nicht hätte verderben können und sagte, sie hätte auch meine Schwester einmal zu sich genommen, weil diese das empfindlichste Gemüth gehabt hätte. Da ich wußte, daß die Tante zu allen Thorheiten, aber nicht zur Verstellung geschickt ist, so erzählte ich ihr, daß ich oft auf die grausamste Weise traitirt worden wäre; ich hätte Magddienste thun müssen und meine Schwester wäre so ausschweifend verzärtelt worden, bis diese in ihrer zarten Kindheit schon die Unverantwortlichkeit dieses Verfahrens eingesehen, mir ihre Unterdrückung auf den Knien abgebeten und darauf allezeit meine Partei genommen hätte. Darauf hätte Mutter ihren Haß gegen sie gekehrt und ihr alle Tage so entsetzlich begegnet, daß sie ohne meinen Umgang unfehlbar melancholisch geworden wäre. Wir hätten oft ganze Nächte dazu angewendet, uns aufzumuntern und zu beten. Die Tante weinte sehr heftig während dieser Erzählung und unterbrach mich wohl hundertmal aus Ungeduld und Wehmuth; sie wollte endlich wissen, ob ich oder wir beide nicht von Herzen unserer Mutter feind wären. Davon, sagte ich, hätten wir nichts zu befürchten; wir hätten Gott unaufhörlich angefleht, daß er unser Herz recht kindlich gegen sie machen möchte, ich glaube aber, daß ich meine Mutter ewig lieben würde, wenn es auch keinen Gott gäbe, der es beföhle. Sie erzählte mir darauf, wie viel mein Vater mit ihr ausgestanden hätte, der sie aber stets unverändert lieb gehabt und mit der größten Weisheit regiert hätte. Sie bat uns, für unsere Mutter zu beten, daß Gott sie noch bekehren möchte; ich sagte ihr aber, meine Mutter hätte gewiß sehr viel Gutes und ich würde ihre Asche noch heilig halten; ich betete um nichts als ihr Leben, denn ich wüßte wohl, daß es Gott ein Geringes wäre, ihr Herz zu lenken. Eben so hätte mein Vater gesprochen, sagte sie; er hätte alle ihre Fehler gekannt, aber er hätte dabei doch immer gesagt, Gott solle ihn nicht so strafen, daß er ihren Tod erleben müsse, er wüßte wohl, daß sie sich viel eher in den seinigen finden würde. O Gott, wie bedaure ich den rechtschaffenen Mann; mein Herz blutete recht, wie ich so viel Edles von ihm hörte!

Die Tante wird noch einige Zeit bei uns bleiben und ihr Mädchen allein auf den Sonnabend zurückschicken. Du siehst daraus, daß aus unserer Abreise sobald noch nichts wird und also werde ich noch sehr oft Abschied nehmen.

Henriette an Ebert.

Vom Geiste des Morgens beseelt und durch Deine Liebe geweckt, durch den himmlischen Ton, den bisher meine Zärtlichkeit unaufhörlich nachgebildet, umsonst nachgebildet, durch eben die zitternde Stimme, die mir gestern durch die Seele drang, durch den geistigen feierlichen Blick, den ich trotz alles Neides ganz gesehen habe und den köstlichen Brief, der zu nahe an meinem Herzen ruht, um mich gedankenlos und schlafend liegen zu lassen. O ewig gelobt sei Gott! gelobt von jenem jauchzenden kleinen Heer, das ihm mit meinem erwachenden Lobe zugleich seine Opfer bringt, von der kleinen Erde und von Morgensternen und jubilirenden Engeln zugleich gelobt, aus einerlei Trieb, aus einerlei Ursache gelobt.

O mein Freund, wie kann ich dankbar genug sein für einen so köstlichen Morgen, für eine solche Heiterkeit der Seele, für ein so jauchzendes, glückliches Herz, als mir Gott mitten in allen Verwirrungen, mitten in den dringendsten Gefahren schenkt. Und noch dazu hat er meine Gesundheit wieder so gestärkt, daß sie meinen Geist und meine Liebe ertragen kann. Ja, mein Alles, ich darf

Dich ganz wieder denken, ich darf, ohne Furcht, mich dadurch zu tödten, Dich entzückt an's Herz drücken, meine ganze vergangene und gegenwärtige Liebe zu Dir, Alles das darf ich jetzt denken! Wie oft dachte ich in meiner Krankheit: O wenn Du vor meinem Bette nur einen Augenblick sitzen und mein erneuertes Leben genießen könntest! Ich bin in der Kirche gewesen und habe Gott dort gedankt für meine Genesung. Meine Krankheit hat mir ganz neue Arten von angenehmen Empfindungen erworben. Nie hätte ich früher vor meiner Mutter knien und ihre Hände mit Thränen baden dürfen, nie hätte ich erfahren, daß man so ruhig, so glücklich in dem Wirrsal des Lebens sein und in seiner Brust den Himmel tragen könnte. Mit ganz andern Empfindungen gehe ich jetzt unter die Augen der Welt, nicht mehr mit Zittern, sondern mit der ganzen Beruhigung der bewußten Tugend.

Als ich von der Kirche zurückkam, mußte ich die alten Vorwürfe hören. Meine Mutter sprach von nichts als vom Tode; sie wolle sterben, sie fühle es auch. Sie hat aber die Zeit meines Fortseins mit Schreiben zugebracht und einen Brief mit Geld geheimnißvoll zur Post geschickt. Ich besorge, daß sie vielleicht daran denkt, mich zu ihrer Familie nach Regensburg zu schicken und wenn sie mich erst von sich entfernt, so bin ich verloren. Dürfte ich denn in einem solchen Falle mich nicht widersetzen, oder darauf bringen, daß meine Schwester Lottchen mitkäme? Es würde unvermeidlich mein Tod sein, wenn ich allein so weit weg müßte.

Henriette an Ebert.

Wenn ich doch nur recht oft und lange an Dich schreiben dürfte, beständig an Dich schreiben! Aber ach Gott! Du bist ja fast auch aus meiner Seele verbannt, denn in Gegenwart meiner Mutter unterstehe ich mich nicht einmal, an Dich zu denken als nur um desto mehr zu zittern. O Ebert, was ist das für ein Schicksal! Seckendorf's Gegenwart allein gibt mir die Freiheit, an Dich zu denken, mit aller Zärtlichkeit an Dich zu denken, denn den Gedanken, daß Du mein bist, o den soll selbst der Tod mir nicht entreißen. Bei ihm denke ich und spreche ich mein ganzes Herz aus und das verdient er auch. Er fordert die ganze Offenheit von mir; sie kränkt ihn bis zu Thränen und sie allein entzückt ihn auch und entschuldigt mich. O Gott, wie freue ich mich, daß ich edel gegen ihn gehandelt und seine Besserung bemerkt und belohnt habe. Wie freue ich mich selbst über den Eifer, womit er seine ehemalige Wuth gegen Dich und mich leugnet! Wie schwarz muß sie ihm vorkommen, da er den Gedanken daran nicht ertragen kann. Wie offenherzig hat er mir Alles gestanden! er hätte mich Dir wohl gegönnt, aber er hätte bis vor drei Tagen, in denen er mehr als sein ganzes übriges Leben gelernt, sein Herz gar nicht gekannt und er könnte sich auch jetzt nur dunkel erklären, denn er möchte vor Gram und Entzückung sterben. Er versprach mir, so ruhig zu sein als er könnte, und ich versprach, ihn für jedes Opfer durch alle meine Hochachtung zu belohnen. „O," rief er und es ist unmöglich die Miene nachzuahmen mit der er es sagte, „Gott weiß, daß ich nicht mehr ertragen könnte, wenn Sie mir mehr geben könnten! Wie soll ich mein Herz ertragen? Soll ich mich von Ihnen reißen oder bleiben?" Wahrhaftig, ein Herz, das ich recht im Sturm erobert habe, und der Sieg macht mir mehr Ehre als eine halbe Welt voll Anbeter. Der Himmel gebe, daß er von seiner Liebe völlig heil wird, dann soll er auch noch werth werden, Dein Freund zu sein. Aber, ach Gott, mein Ebert, was soll ich Dir denn zuerst schreiben? Ich weiß, daß Du nach meinen Briefen schmachtest; ich weiß, ja ich weiß es, daß Du mich unendlich liebst, aber was hilft es mir nun? Ich sterbe vor Sehnsucht, Dich endlich wiederzusehen, ich fühle Deine Wünsche — und Alles umsonst! Hoffe nur, liebe mich und bete. —

Henriette an Ebert.

Ich gestehe es, mein süßer Freund, Deine ganze Zärtlichkeit, die Du bisher gegen mich gezeigt hast, so unendlich glücklich sie mich auch gemacht hat, kann doch kaum ein lebhafterer Beweis von der Erhabenheit Deiner Liebe zu mir sein, als das großmüthige, edle Vertrauen, das Du zu einer Zeit auf mich setzest, da ich von den Drohungen einer aufgebrachten Mutter und der Liebe eines Menschen umringt bin, den ich wohl zum Freund, aber nicht zum Liebhaber wünschen konnte. Was für eine Beruhigung ist Dein Vertrauen für mich, denn ich habe in der That davor gezittert, da ich in alle diese Verwicklungen kam, daß so viele mißliche Umstände, so viel seltsame Erzählungen und

verstümmelte Ausdrücke, die Du von allen Seiten von mir hören würdest, Dich unruhig machen und mich verkleinern möchten. Und statt dessen machen mich alle die Gefahren Dir noch theurer und Du scheinst mir nur noch mehr zuzutrauen, je mehr Muth oder Vorsicht ich brauche. Aber ich will Dir eine kleine Geschichte ganz kurz erzählen. Seckendorf war bei uns zu Tische; nach dem Essen wollte er in den Garten gehen; ich versprach, nachzukommen und sagte zugleich, ich sähe ohnebem sonst keine Gelegenheit, nur ein paar Worte an Dich zu schreiben. Als ich darauf zu ihm kam, war ich über Deinen Brief ganz außer mir vor Entzückung; er schien es auch aus andern Gründen zu sein und so gingen wir einige Mal die Alleen auf und nieder, ohne eine Silbe zu sagen oder einander anzusehen. Endlich brach ich mit tiefen Seufzern das Stillschweigen und mit Thränen in den Augen sagte ich: Um Gottes Willen bringen Sie ihn zu mir, ich muß, ich muß ihn sehen oder ich sterbe, und darauf brach ich in die feurigsten und lebhaftesten Ausdrücke meiner Zärtlichkeit gegen Dich aus. „Sie wenden Alles an," sagte er, „was Sie können, um mir meine Liebe zu nehmen und ich werde Sie doch ewig fort lieben." Ich hoffte, sagte ich, daß Sie mir Ihre Liebe aufopfern sollten und das habe ich verdient. „Kann ich denn? Gewiß länger als drei Jahre habe ich Sie geliebt." Darauf bin ich stolz. „Darauf will ich denn ebenfalls stolz sein, wenn Sie es sind." Ich erstaunte über die zärtliche edle Art, womit er das zu sagen schien und sah ihn, wie ich glaube, sehr gütig an. Er ließ meine Hand fahren, als wolle er mir recht vollkommene Freiheit lassen zu antworten, und fragte: „Haben Sie mich denn nicht ein wenig lieb?" Nein, wahrhaftig nicht, auf die Art nämlich, wie ich Ebert liebe. Gott weiß es, daß ich es nicht thue, ich würde die verächtlichste Creatur auf dem Erdboden sein, ich würde Ihre Verachtung verdienen, wenn ich das könnte. „Göttliche Henriette! unvergleichliche Henriette, ja freilich, so sollen Sie ihn auch lieben; nur einmal —" er stotterte, aber sein bittender Blick verrieth mir, was er dachte. Beileibe nicht! sagte ich und eilte der Gartenthür zu und er mir nach. Mit einem Gesichte, darauf die Verzweiflung und Reue abgemalt war, ergriff er meine Hand, die er mit einer so rührenden Wehmuth küßte und mich um Vergebung bat, daß ich es bereute, so ernsthaft über einen vergeblichen Wunsch ihn bestraft zu haben und mit einem freundlichen Gesichte zurückkam. „Um Gottes Willen, Fräulein," sagte er, — „opfere ich Ihnen denn nicht genug auf, daß Sie mir eine solche Bitte abschlagen können, die ich in seiner Gegenwart an Sie thun wollte." Dann sollte es auch geschehen, sagte ich, bedenken Sie, was ich mir selber schuldig bin. Er wagte es, mich noch einmal darum zu bitten, ich sagte ihm aber, daß seine Heftigkeit und der Affect, womit er es wünschte, mich nur immer mehr von ihm entfernten und als er mich so ansah als wenn er mich nicht begreifen könnte, sagte ich ihm sehr ernsthaft, er möchte doch einsehen, daß ich nicht anders handeln könne. Darauf nahm er denn auch sehr ernsthaft Abschied. Als er wieder von Dir zurückkam, bat er sich mit einem feierlichen Gesichte meine Aufmerksamkeit aus, weil er nur einige Minuten von den wichtigsten Dingen mit mir zu sprechen hätte. Er fürchtete, ich würde bald von hier weggeschickt und bot mir seine Hilfe und Geld an. Ich antwortete ihm, daß ich von Niemand etwas annehmen werde als von Dir. Darauf erwiederte er, er wünsche nichts mehr, als daß ich wissen möchte, wie wenig ich Ursache hätte, gegen ihn grausam zu sein und er werde ruhig sein, sobald er glaubte, meine abschlägige Antwort sei nicht in der Absicht gegeben, ihn zu kränken. Ich versicherte ihn vor Gott, daß ich nie einen solchen Gedanken hegen würde. Für dieses Geständniß dankte er mir auf's Zärtlichste und küßte mir mit einer solchen Ehrfurcht die Hand, daß ich es für den rechten Augenblick hielt, das freiwillig zu thun, was er jetzt im Geringsten nicht mehr erwartete. Zugleich aber nahm ich eine so ernsthafte, gebietende Miene an, die mir in dem Augenblicke sehr natürlich war, daß er gewiß mit der ganzen Empfindung wegging, darin ich ihn setzen wollte. Vergib es mir, mein Leben, daß ich Dir ein ganzes Blatt voll Thorheiten geschrieben habe. Ich kann mir den Trost nicht versagen, Dir so viel als möglich von meinen Handlungen Nachricht zu geben. Das nächste Mal denke ich sehr ernsthaft gegen ihn zu sein und alle Discurse von der Art zu vermeiden. Lebe tausendmal wohl, mein theurer Ebert. —

Henriette an Ebert.

Dein frommes Gebet, mein theuerster Freund, hat mich der Hölle und den Händen

der Furien entrissen. Als ich heute meine Morgenandacht verrichtet und bemerkt hatte, daß Alles im Hause noch in tiefem Schlafe lag, begann ich an Dich zu schreiben. Da plötzlich schreckte mich ein gräßliches Geschrei auf — zwei Frauen erschienen; meine Mutter packte mich bei beiden Händen und meine Tante, deren Falschheit ich jetzt erkenne, ergriff mich bei den Haaren, um mich hinwegzuzerren. Aber Liebe und Verzweiflung gaben mir noch Kraft genug, Deine theuren Briefe, die sie ergreifen wollten, zu retten. Ich warf mich auf das Bett und rief zu Gott um Beistand. Hier will ich sterben, rief ich, als ein Opfer der Liebe und Unschuld. Ich zerfloß in Thränen und meine Gegnerinnen hatten nicht den Muth, mir ferner Gewalt anzuthun. Was soll nun aus uns werden? Man hat beschlossen, daß ich mit meiner Tante auf ein Jahr von hier fort soll; aber ich hoffe zu Gott, dies soll nicht geschehen! Lebe wohl, mein süßes Leben. Sobald als möglich hoffe ich Dich zu umarmen. Lebe tausendmal wohl! Du allein sollst meine Liebe, meine Küsse, mein Herz, mein ganzes Sein besitzen — oder Niemand außer Dir!

Schmid an Ebert.

Hannover, 31. Juli 1753.

Mein lieber Ebert!

Ich muß Ihnen in der größten Eile einige Nachrichten geben. Durch einen ganz besondern Zufall bin ich von Ihren bedauernswerthen Umständen benachrichtigt. Ich will Ihnen schreiben, was ich weiß, was ich in der Geschwindigkeit kann. Der hiesige Pastor Volkmar hat von der hier anwesenden Frau von Töpffer alle Briefschaften von beiden Seiten bekommen. Ihren letzten englischen Brief habe ich übersetzen müssen. Ich habe eine Abschrift davon genommen und werde ihn, wenn's irgend möglich ist, noch heute gehörigen Orts zu Marienwärder, einem adligen Stifte, eine Meile von hier, wo sich Ihre Fräulein Braut befindet, selbst auf irgend eine Weise bestellen, weil ich nicht glaube, daß er zurecht gekommen ist. Ich habe mir Mühe gegeben, in einer dreistündigen Unterredung dem Herrn Volkmar eine bessere Idee von Ihnen beizubringen als er hatte, sowohl von Seiten Ihres Herzens als der Hoffnung, daß Sie Ihr Glück einmal gewiß in der Welt machen würden (ein großes Argument in diesem Falle für diese Leute), daß Sie Gelehrsamkeit und Geschick genug dazu hätten u. s. w. Man ist wirklich darauf bedacht, Sie zu stürzen und von Braunschweig wegzuschaffen. Volkmar wird der Mutter andere Gesinnungen beizubringen suchen, davon bin ich überzeugt, wenn er nur Herzhaftigkeit genug hat, es auf eine große Art durchzuführen. Er ist eine wichtige Person in der ganzen Sache, das glauben Sie. Wenn ich Ihnen rathen sollte, so schreiben Sie an ihn. So viel ich habe schließen können, haben Sie Feinde unter denen, die Sie für Freunde halten, dies hat mir Volkmar mit ausdrücklichen Worten gesagt. Von Grund der Seele diene ich Ihnen. Gott gebe, daß es Ihnen nützt. Leben Sie wohl.

Schmid an Ebert.

Mein lieber Ebert!

Ihre Angelegenheiten gehen einer erwünschten Lösung entgegen. Auf Ihre Bitte hat sich der Herr Pastor Volkmar der Sache angenommen. Ihre Fräulein Braut ist bei ihm im Hause und da die Mutter auf das Zureden des Herrn Pastor ihr Unrecht einzusehen scheint und nachzugeben sich geneigt zeigt, so wird Alles ein gutes Ende nehmen.

Henriette an Ebert.

Hannover, 23. August 1753.

Ich vergebe es Dir von ganzem Herzen, mein süßer Freund, daß Du mir nicht geschrieben hast, aber, ach Gott, was wird Dein zärtliches Herz fühlen, wenn Du hörst, daß ich, bis Du diesen Brief empfängst, 70 Meilen weit von Dir gerissen bin und daß Du dadurch alle Hoffnung verloren hast, an mich zu schreiben und von mir Briefe zu erhalten! Aber seufze nur nicht über dieses Schicksal, mein Leben, Du sollst Dich nur freuen und die seligen Folgen meiner kleinen Verbannung ernten. Freue Dich nur recht ruhig, mein Schatz. Endlich ist die Zeit gekommen, da Dein Mädchen Dir einmal auch etwas Erfreuliches zu sagen hat, obgleich unter traurigen Bedingungen. Meine Entfernung ist die nahe Vorbereitung zu Deinem Glücke! Du lächelst und glaubst, daß ich Dich nur dadurch über Deinen Verlust zu beruhigen suche. Nein, mein Freund, ich bin mit meiner Mutter Bewilligung Dein, ganz Dein! Wirf nur meinen

Brief hin bei dieser Zeile. O könnte ich doch in diesem unbeschreiblich süßen Augenblicke bei Dir sein und Deine dankbaren Thränen sehen, sie mit Dir theilen, mit Dir in den Staub sinken und Augen und Hände erheben zu ihm, der unsere kindliche Treue selbst über unsere Wünsche zu belohnen gewußt hat. Laß uns ihm danken mit allen Seelenkräften, durch seine Liebe wird auch die unserige geheiligt und glücklich sein. Nicht wahr, mein Ebert? Hand in Hand wollen wir der Ewigkeit entgegeneilen und die irdische Glückseligkeit nie so lieb gewinnen, daß wir sie nicht als etwas Vorübergehendes, als eine bloße Zugabe ansehen sollten. Dadurch soll unsere Liebe erst recht unendlich werden und dadurch können wir alle Prophezeiungen von Elend, die uns gemacht werden, am sichersten widerlegen. Wie kann etwas in Deinem Umgange bitter sein, mein Leben? Und wenn Du mir entrissen wirst, so sollen alle meine noch übrigen traurigen Stunden Deinem Andenken gewidmet sein und dem Seufzer nach der Ewigkeit, die Dich mir wiederschenkt. Vielleicht bin ich dann so glücklich, Dir bald nachzufolgen, und wenn es nicht geschieht, was ist ein Jahr gegen die Ewigkeit. Das ist das Schrecklichste, was uns treffen kann, und wir haben es doch schon oft überdacht. Alles Andere ist Glück, ist Seligkeit für eine Liebe wie die unserige. Ich reise nach Regensburg und meine Mutter reist mit, um sich dort zum Schein von den Vormündern zwingen zu lassen, das zu thun, was sie versprochen hat, denn sie will ihre Ehre noch retten, wenn sie kann. Lieber Ebert! erhalten Sie mir Ihr kostbares Leben zum Unterpfand Ihrer künftigen Liebe, die nun bald meine einzige Glückseligkeit werden soll, so wie die meinige, die ich Ihnen mit meiner ganzen Ehrfurcht und Unterwerfung auf's Neue bis zu meinem Tode verspreche, bald meine einzige süße Pflicht ausmachen wird. Leben Sie tausendmal wohl.

Volkmar an Ebert.

Einliegend finden Sie eine Erklärung von der Fräulein, nebst einem Revers, den Sie gefälligst mit Ihrer werthen Unterschrift versehen zurücksenden wollen. Ich habe gethan, was ich konnte, um Ihrer gerechten Sache den Sieg zu verleihen und doch auch die Rechte der Mutter zu wahren. Der Himmel verleihe weiter seinen Segen.

Einlage.

Heute, den 23. August 1753, habe ich in Gegenwart Sr. Hochehrwürden, des Herrn Pastor Volkmar und in dessen Behausung, darein derselbe mich aus einer besonderen Freundschaft auf Ersuchen meiner Mutter und auf meine eigne Bitte aufgenommen, auf Befragen meiner Mutter, ob ich meine Neigung zu meinem Verlobten, Herrn Ebert, aufzugeben oder fortzusetzen gesonnen wäre, als dieses als meine letzte Entschließung gefordert wurde, meine oft gethane Erklärung wiederholt und auf's Feierlichste versichert, daß ich meiner Neigung nimmer entsagen würde, und eben daher habe ich mir ihre Einwilligung ausgebeten und nach heftigem Widerstande und Vorstellungen von Seiten des Herrn Pastors wiederholt. Als derselbe mir seinen ferneren Schutz versagte und ich bedroht wurde, nach einem sehr entfernten Ort verschickt zu werden, bat ich mir von denenselben einen Rechtsgelehrten zum Curator aus, welcher mir den Schutz der Obrigkeit erhalten solle, um dadurch meine Ehre, Gesundheit und Leben, welche durch gewaltsame Unternehmungen bereits in Gefahr gebracht waren, in Sicherheit zu setzen. Meine Mutter machte mir hierauf den Einwurf, daß ihr Schutz der natürlichste wäre, darunter ich stünde; ich antwortete ihr aber durch den Hinweis auf den geschehenen Mißbrauch ihrer rechtmäßigen Gewalt und bestand auf meiner Bitte. Nachdem sie sich weitläufig über die Art unsrer künftigen Erhaltung eingelassen, so versprach sie mir ihre Einwilligung unter der Bedingung, daß wir beide uns verpflichten sollten, kein Geld von ihr zu fordern, wozu ich mich anheischig machte. Nach sehr vielen gemachten und beantworteten Schwierigkeiten erklärte sie dieses als ihre letzte Entschließung:

Sie müßte, um den Ruhm einer rechtschaffenen Frau zu behaupten, die ganze Sache den Vormündern erst vortragen; sie zweifle nicht, daß diese Männer ebenso wie sie selbst überzeugt werden würden, wenn ich ihnen die Sache so vortrüge, wie ich hier gethan. Um also die Einwilligung desto leichter zu erhalten, möchte ich die Reise zu meinem Herrn Onkel nach Regensburg übernehmen, weil dieser ohnehin ein Verlangen bezeigt, mich zu sehn. Ich wäre dies insonderheit der Ehre meiner Mutter schuldig, welche sehr darunter leiden würde, wenn nach der ungemein großen Heftigkeit, mit der sie vor der ganzen Welt sich dawider erklärt, die Ein-

willigung von ihr erzwungen zu sein scheinen würde; ich möchte also den letzten Schritt in der Sache ihr überlassen, sie verspräche mir dort eine gütige Aufnahme, sie würde dadurch den Vortheil haben, sich auf den Ausspruch der Vormünder berufen zu können und ihre eigne Einwilligung dadurch zu rechtfertigen. Meine eigne Ehre würde dadurch gerettet werden, wenn ich durch meine Mutter und Vormünder den Händen meines künftigen Beschützers übergeben würde. Die Absicht dieser Reise sei nur, wie sie nochmals versicherte, um mit Ehren aus der Sache zu kommen. Ich sollte den Winter mit meiner Schwester dort bleiben und mein Herr Onkel würde mich im Frühjahr zurückbringen oder sie werde mich selbst holen. Ich bezeugte meine Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen alle die vorgelegten Punkte. Alles dieses geschah unter den Augen und in Gegenwart Sr. Hochwürden des obbemeldeten Herrn Pastors, welcher alles dieses der Wahrheit zu Steuer betreffenden Falles zu attestiren und zu bestätigen freiwillig erklärt hat. So geschehen Hannover, 22. August.

Maria Henrietta Augusta von Töpffer.

Daß dieses Alles, wie von der Fräulein es beschrieben, also wirklich zugegangen, verabredet und beschlossen worden, in meinem Hause auf der kleinen Stube in der obersten Etage und in meinem Beisein, solches bezeuge mit meiner Hand und Unterschrift.

Hannover, den 23. August 1753.

H. C. Volkmar.

Revers.

Wir beiderseits Endesunterschriebene bekennen hiermit vor dem allerheiligsten Angesichte Gotttes, daß im Falle die unter uns abgeredete Eheverlobung durch priesterliche Einsegnung nach dem Willen unserer Frau Mutter vollzogen werden sollte; wir dennoch 1) die unsrer lieben Frau Mutter schuldige kindliche Hochachtung, Liebe und für alle treu erzeigte mütterliche Wohlthat gebührende Erkenntlichkeit niemals außer Acht lassen, 2) sie in keiner Weise, weder an ihrem Vermögen kränken, noch durch Erregung irgend eines Processes Verdruß und Bekümmerniß derselben verursachen, 3) dieselbe nach ihrem Wohlgefallen in dem ruhigen Besitz sowohl ihres eignen, als weiland unseres seligen Vaters Vermögen lassen, mithin außer dem, was selbige aus bloßer Gefälligkeit und nach deren mütterlichen Geneigtheit uns etwa zur Einrichtung unsrer Haushaltung freiwillig geben würde, weiter nichts, so wenig von ihren Capitalien an Schmuck, Silbergeräthe, noch sonst irgend von dem in Besitz habenden Vermögen etwas fordern oder Anspruch machen, auch so lange ihr Gott das Leben fristet, sie auf keinem Wege mit Ausgaben beschweren, von ihr etwas erpressen, oder in Ansehung der Erziehung unserer jüngsten Schwester ihr einige Einrede oder Verdruß verursachen wollen; vielmehr geloben und versprechen wir vor dem Angesichte des allwissenden Gottes, durch unveränderten Gehorsam, zärtliche Liebe und kindliche Ehrfurcht uns des Segens Gottes und unserer herzlieben Frau Mutter beharrlichen Wohlwollens eifrig zu bestreben. So wahr uns Gott helfe und sein heiliges Wort. Zur Urkunde dessen haben wir dieses eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

Pastor Volkmar an Ebert.

Ein neuer Auftritt schlägt unsere Freude nieder. Gestern Abend zeigte sich's, daß alle vorhergehenden Versicherungen der Frau von Töpffer nur eine Lockspeise gewesen, das gute Kind aus meinem Schutz zu locken. Der heutige Tag war zur Reise nach Regensburg angesetzt. Der Koffer war schon hinweggeschickt und als dies geschehen war, da hieß es: die Entfernung soll das Beste thun. **Dies war genug gesagt. Nun sank alle Hoffnung auf einmal dahin. Allein bald lebte sie wieder auf. Henriette entschloß sich, der Mutter nicht zu folgen; sie schied von uns, aber nur auf einige Schritte, und fand einen neuen Beschützer an dem belobten Advocaten Herrn Wellner. Dieser wird sie nicht fahren lassen, bis die Sicherheit ihres Lebens, ihrer Ehre und Wohlfahrt auf einen festen Fuß gesetzt ist. Fräulein Henriette hat ihrer Frau Mutter sogleich selbst von diesem Schritte Kenntniß gegeben und mich, ihren bisherigen Beschützer, von aller Schuld losgesprochen. Ich erwarte ein Gleiches von Ihnen und beschwöre Sie nach den Gesetzen der Freundschaft zu einer ewigen Verschwiegenheit. Frau von Töpffer hat diesen Mittag ihren Koffer der Fräulein wieder abfolgen lassen, und sie selbst wird nach Marienwärder und von da nach Braunschweig zurückgehen. Seien Sie indessen wegen Ihrer**

Henriette unbesorgt. Sie ist in guten Händen. Fahren Sie fort, den Allmächtigen inbrünstig anzurufen und gedenken Sie voll Vertrauen an das, was der ewig Treue seinen Anbetern versprochen.

Frau von Töpffer an Henriette.

Meine noch etwas liebe Tochter!

Ich zittere, wenn ich an Dich gedenke, doch Deine Unternehmungen werden einen desperaten Ausgang finden. Gott wird mit Dir schon fertig werden, weil Du mich gezwungen hast, in eine Sache aus großer Noth einzuwilligen, die ich nimmermehr abrevire. Ich thue Dir zu wissen, daß mein Haus Dir nie und nimmermehr offen stehet; ich wollte tausendmal lieber in den Tod gehen, als so wieder mit Dir leben. Du bist meinem Schutz entlaufen und ich habe den Abend an Deinen wollüstigen verzogenen Mienen schon alle Deine Unternehmungen gesehen, weil ich aber nicht Gott bin, der allein die Herzen ändern kann, so ließ ich Dich laufen. Bei meiner ewigen Ungnade befehle ich Dir, nicht hierher in's Kloster zu kommen. Keine verrufene Magd wird hier geduldet; der ganze Adel, insonderheit unsere theure Aebtissin haben einen Horeur vor Dir. Deiner theuren Tante laß kein Compliment mehr sagen, denn sie will auf ewig nichts von Dir wissen; sie hat bei meiner letzten Ankunft fast den Tod gehabt und drei Tage und Nächte geweint über Deine an ihr verübte Untreue. Diese Seufzer alle fühlest Du jetzt nicht, aber die Stunde ist auf dem Wege, die Dir Gottes Majestät zeigen wird in seinen heiligen Geboten. Darum besinnet Euch Beide. Ich beklage Euch. Wer mich anfangs nicht fragt, dem kann ich bei schlimmen Dingen hernach nicht rathen. Herr Ebert mögen in der Stille ihrem Beruf nachgehen und Du vielunternehmende Weibsperson suchst ein Logis, wozu ich Dir die geringen Mittel vorschießen will. Meide Braunschweig, bis Du mit Honeur oder gar nicht heirathen kannst. Advocatenanschläge heilen Dein verwundetes Gewissen nicht, sondern vermehren Deine Strafe. Verflucht sei das Kind, das solche Gedanken heget und Alles Volk wird sagen Amen!

Deine äußerst betrübte Mutter.

Marienwärder, 6. September.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Deutsche Geschichte für das deutsche Volk von Prof. Carl August Mayer. Zweiter Band. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer.

Die Anerkennung, welche wir bei der Anzeige des ersten Bandes von Mayer's deutscher Geschichte für die wackere Arbeit gehabt, soll bei der Besprechung des zweiten Bandes, der in zwei Halbbänden das ganze Werk abschließt, weder vorenthalten sein noch vermindert werden. Die Vorzüge und Verdienste, welche wir beim Beginn des Unternehmens demselben nachgerühmt, sind die nämlichen in der Fortsetzung geblieben. Ein historisches Kunstwerk zu schaffen, lag außer dem Plane des Verfassers; er schrieb weder als Gelehrter noch als Kritiker. Nicht um neue Forschungen war es ihm zu thun, sondern um die praktische Verwerthung der bereits vorhandenen Forschungen. Von jenem Satze Stein's ausgehend, daß die Geschichte eines der wirksamsten Mittel sei, Vaterlandsliebe zu erregen und zu erhalten gegen die Einreißung der Selbstsucht, bestimmte Mayer seine Darstellung für das Volk, d. h. er machte von vornherein bei der Behandlung seines Stoffes, die Concessionen, welche die Durchschnittsbildung und das Durchschnittsbedürfniß der Masse erheischte. Mit sehr glücklichem Griff ist die Auswahl des Materials getroffen. Auf Vollständigkeit verzichtend, wird das Untergeordnete und Nebensächliche in Kürze erledigt oder ganz ignorirt, um desto gründlicher und ausführlicher bei denjenigen Handlungen und Personen, bei denjenigen Ereignissen und Zuständen zu verweilen, welche für die nationale Entwicklung von wirklich hervorragender und einschneidender Bedeutsamkeit gewesen sind. Die Gefahr eines Auseinanderfallens der Composition, welche sich leicht bei dem befolgten Princip verwirklichen konnte, ist mit Umsicht und Geschick vermieden; die Schilderung hat durchaus nichts Fragmentarisches oder Genrehaftes, vielmehr sind die einzelnen Theile in sich wohlgerundet und fügen sich gut zu dem Ganzen. Als besonders gelungen heben sich die meisten Charakteristiken ab; die Darstellung der einzelnen Persönlichkeiten wird in der Regel äußerst wirksam mit Originalaussprüchen und mit einer Menge pikanter, veranschaulichender Züge durchflochten. Wie die gesammte Entwicklung sich durch Klarheit und unbefangene Ruhe vortheilhaft auszeichnet, so halten sich auch die vorgetragenen Urtheile von jeder Leidenschaftlichkeit fern, sie sind bei aller Wärme und sittlichen Strenge, die dem Verfasser eigen, unparteiisch, bestimmt und faßlich.



Ueber einige

auf der Insel Ceylon erworbene singhalesische Manuscripte.

(Aus dem Tagebuche eines Erdumseglers.)

Von Dr. Karl Scherzer.

Obschon es mir bei dem so flüchtigen Besuche der Fregatte Novara auf der herrlichen Palmeninsel nicht möglich war, umfassendere Mittheilungen über die Sprache, die religiösen Gebräuche und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Eingebornen Ceylons, dem Taprobane der Alten, machen zu können, jener merkwürdigen Abkömmlinge der Singh's oder Radschputen in Hindostan, welche vermuthlich ungefähr 500 Jahre vor Christi Geburt nach Ceylon kamen und ihre Herrscherweise, ihre Kasteneintheilung, ihre Künste, ihre Sprache und Religion aus dem Continent auf diese Insel mitbrachten, so befand ich mich doch in der angenehmen Lage, eine Anzahl von einheimischen Handschriften und Druckwerken für die Zwecke der kaiserlichen Expedition zu erwerben, welche das Interesse des Linguisten, wie das des Geschichtsforschers in gleichem Maße in Anspruch zu nehmen berechtigt sein dürften.

Als am werthvollsten unter diesen verschiedenen literarischen Erwerbungen erscheint eine Sammlung einheimischer Annalen, welche durch ihren Reichthum an historischen Daten über die innern Verfassungen und Zustände, sowie über die Kämpfe der Insel nach Außen höchst wichtige Beiträge zur genaueren Kenntniß dieses Eilandes und seiner Bevölkerer enthalten.

Diese historischen Erinnerungen sind sämmtlich mit eisernem Griffel auf Blätter der Talipotpalme (Corypha umbraculifera) geschrieben, und zerfallen in fünf getrennte Teile:

1) Mahawanso (Abbreviation von Mahantaman Wanso, Genealogie des Großen), welcher in 100 Capiteln und 9175 Versen in der Palisprache die wichtigsten Daten über die Geschichte der Insel von 543 vor Christo bis 1758 A. D. enthält. Die ersten 36 Capitel dieser historischen Reliquie (aus 2900 Versen, auf 119 Talipotblättern geschrieben, bestehend, und die Geschichte Ceylons vom Jahre 543 vor Christo bis zum Jahre 310 A. D. umfassend) sind von Mahanama aufgezeichnet, dem 59. König von Ceylon, welcher im Jahre 410 A. D. (dem 953. der buddhistischen Zeitrechnung) den Thron seiner Vä'er bestieg und 22 Jahre hindurch in Anuradhapura regierte. Diese 36 Capitel, aus den Annalen der damaligen nationalen Sprache geschöpft, wurden zwischen den Jahren 459 und 477 A. D. unter der Mitwirkung des Neffen des Königs, Dasen Kelliya, in der alten Königsstadt Anuradhapura in der vornehmen Palisprache verfaßt. Mahanama hatte zu diesem Geschichtswerke auch einen Commentar oder Tika auf 329 Blättern geliefert, von welchem 25 Blätter allein der Erklärung der „Invocation Buddha's" gewidmet erscheinen. In Bezug auf den Inhalt des Mahawanso heißt es darin im Stile und Pathos der orientalischen Schriftsteller: „Möge es ein Jeder wissen, daß Mahawanso von Allem, was groß ist, die Genealogie zu

schildern bezweckt; von den Buddha's und ihren ausgezeichneten, frommen Jüngern sowohl, wie von den großen Monarchen, mit Mahasammato beginnend. Dieses Werk ist gleichzeitig von tiefer Bedeutung insofern, als dasselbe erzählt von dem Besuche Buddha's auf Ceylon. Darum ist dieses Werk groß (mahá). Dasselbe enthält ebenfalls alles Dasjenige, was frommen Männern einer längst vergangenen Zeit entweder persönlich bekannt, oder durch dieselben aufgezeichnet worden war, in Bezug auf die erhabene und genau beschriebene Geschichte jener unerreichten Dynastie (wanso). Ich will zu erläutern suchen den Mahawanso, voll Belehrung über jeden Gegenstand und umfassend die reichsten Details über alle wichtigen Ereignisse, gleich einem großen schimmernden Blumenkranz, geschmückt und geziert mit jeder Art von Blumen reich an Farben, Schönheit und Wohlgeruch!“ — —

Von der Zeit, wo Mahanama's Werk schließt (A. D. 301) bis zur Regierung des berühmten Prakrama-Bahu, d. i. bis zum Jahre 1266, wurde der Mahawanso unter der Aegide des genannten Fürsten durch Dharma-Kirti zu Dambedeniga fortgesetzt. Unbekannt ist es bis zur Stunde, durch wen jener Theil des Mahawanso verfaßt wurde, welcher die Geschichte der Dynastien der Insel Ceylon vom Jahre 1267 bis zur Regierung von Prakrama-Bahu von Kurunaigalla behandelt, dagegen wird Tibbotuwewe als derjenige genannt, welcher auf Befehl von Kirti-Sri-Rajasingha (dem 163. König von Ceylon, welcher im Jahre 1748 A. D. den Thron zu Kandy bestieg), die wichtigsten historischen Ereignisse der Insel von 1319*) bis 1758, theils aus den Werken, die während seiner Regierung siamesische Priester nach der Insel brachten, theils aus den einheimischen Historien, welche der allgemeinen Zerstörung geschichtlicher Ueberlieferungen, unter der Regierung Rajasingha's I. (1581 bis 1591 A. D.) glücklich entgangen waren, verfaßte.

Was meine Erwerbung des Mahawanso noch erfreulicher macht, ist der Umstand, daß dieses sehr wohlerhaltene, zwischen reich verzierten Deckeln aus kostbarem Calamanderholz (Diospyrus hirsuta L.) verwahrte Palimanuscript von Turnour's schätzenswerther Uebersetzung in englischer Sprache begleitet ist. Dieselbe führt den Titel:

„The Mahawanso in Roman Characters, with the translation subjoined and an introductory essay on Pali Buddhistical literature. In two volumes. — Vol. I Containing the first thirty-eight Chapters. By the H. George Turnour Esq. (Ceylon Civil Service) Cotta-Church Mission-Press. 1837.“

Dieses schöne Resultat einer vieljährigen ebenso mühevollen als beneidenswerthen Thätigkeit enthält zugleich unter dem bescheidenen Titel „Introductory Essay“ eine sehr anziehend geschriebene Abhandlung über die Palisprache und Literatur, ferner ein chronologisches Register der sämmtlichen Könige von Ceylon und endlich auf 262 Quartseiten die ersten 38 Capitel des Mahawanso, oder der Geschichte der Dynastien Ceylons.

Leider ist Turnour's Lieblingsgedanke, auch den Rest des Werkes in englischer Uebersetzung zu veröffentlichen, niemals verwirklicht worden. Doch soll gegenwärtig, wie mir von Männern der Wissenschaft während meines Aufenthaltes in Colombo, der Hauptstadt Ceylons, versichert wurde, einige Aussicht vorhanden sein, die Uebersetzung des Mahawanso durch James de Alwis vollendet zu sehen, im Falle diesem gründlichen Kenner der Palisprache durch die Municifenz der Regierung oder wissenschaftlicher Institute die nöthigen Mittel zur Ausführung eines in speculativer Beziehung so prekären Unternehmens geboten würden.

Die wichtigsten, im Singhalesischen auf Talipotblätter geschriebenen Urkunden, welche Turnour, theils bei seiner Uebersetzung des Mahawanso berieth, theils zu seinen andern Arbeiten über Sprache, Geschichte und Literatur der Bewohner Ceylons benutzte, und diesem Forscher zahlreiche, interessante, im Mahawanso nicht mitgetheilte Details lieferten, sind:

Pujawalliya, verfaßt von Mairupada, während der Regierung von Prakrama Bahu, zwischen 1266 und 1301 A. D.

Nikáyoisangraha oder Saisanáwatára, verfaßt von Daiwaralhita-Jaya-Báhu, während der Regierung von Bhuwaneka Báhu, A. D. 1347.

Bájaratnaikara, verfaßt von Abhayaraja von Walgampáye-Wiharé. (Die genaue Zeit, wann dieses Werk geschrieben wurde, konnte Turnour nicht ermitteln, indeß steht fest, daß dasselbe einer spätern Periode als das vorhererwähnte angehört.

*) Der angeblichen Zeit der Thronbesteigung Prakrama-Bahu's von Kurunaigalla oder Hastisiallapura.

Rajawallaya, ein Manuscript, verfaßt von mehreren Autoren in verschiedenen Zeitabschnitten, welches nach Turnour sowohl aus dem Mahawanso Stellen entlehnte, als auch zu diesem Geschichtswerke Material geliefert hat.

Ein Zusammentreffen ungewöhnlich günstiger Umstände setzte mich in den glücklichen Besitz dieser sämmtlichen literarischen Schätze, nachdem ich mich sowohl bei dem so ungemein gefälligen Colonialsecretär Sir C. J. Mac' Carthy, als auch in wissenschaftlichen Kreisen, ja sogar durch eine Insertion im Tageblatte vergeblich bemüht hatte, ein Exemplar der so selten gewordenen Uebersetzung des Mahawanso zu erhalten. Durch die gütige, eifrige Verwendung des österreichischen Consularagenten, Herrn David Wilson, gelang es mir nämlich, für einen verhältnißmäßig billigen Preis, die erwähnten einheimischen handschriftlichen Annalen nebst einem Exemplar der englischen Uebersetzung des Mahawanso von Turnour aus der Verlassenschaft des gelehrten W. J. Fraser an mich zu bringen, welch letzteres zugleich mit zahlreichen interessanten Noten und Randglossen von Fraser's Hand versehen ist.

Diese Manuscripte erhalten dadurch noch ein erhöhtes Interesse, daß es die nämlichen Copien sind, welcher sich Turnour zu seinen verschiedenen literarischen Arbeiten bediente, und es muß eine gar glückliche Fügung genannt werden, die es der Novaraexpedition gestattete, diese seltene, nur nach Jahren eifriger Bemühung zu Stande gebrachte Sammlung von Manuscripten dem mit gewinnsüchtiger Hand geführten, gleichgiltig zersplitternden Auctionshammer für immer zu entreißen und der schönen Handschriftensammlung der kaiserlichen Hofbibliothek anbieten zu können.*)

Außer dem Fraser'schen Nachlasse habe ich noch die nachfolgenden, singhalesischen Manuscripte und Druckwerke theils zum Geschenke erhalten, theils käuflich an mich gebracht:

1. Bana-potta (von bana, Gottheit, und potta, Buch) eines der heiligen Bücher der Buddhisten, welches in drei verschiedene Theile zerfällt und zwar:
   a) Behaselára (die höchsten Worte der Buddhistenlehre),
   b) Ortamále (Combination vieler Dinge),
   c) Pratehasataka (hundert Sprichwörter).

Dieses sehr gut erhaltene singhalesische Manuscript, auf Talipotblätter geschrieben, wurde mir von dem ehrwürdigen Pater Miliani, einem katholischen Missionär, verehrt, mit dem ich während einer Fahrt von Point de Galle nach Colombo, in St. Sebastian, einer reizenden katholischen Missionskirche in erbauungsvollster Naturumgebung, zufällig zusammentraf.

2. Nam-potta
3. Ganadewihalla
4. Waddan-Kawi

} kleine Lesebüchlein religiösen Inhaltes für die Jugend,

5. Bedda-potta, Doctorbuch, eine Art singhalesische Pharmakopöa, die Bereitungsweise und Anwendung gewisser Pflanzen, Wurzeln u. s. w betreffend.
6. Mandara-potta, Teufelsbeschwörungsbüchlein, das von den abergläubischen Volkskasten hoch in Ehren gehalten wird und nicht leicht zu erhalten ist.
7. Waddan-Kawi, religiöse Traditionen der Buddhisten.
8. Kawi-Potta, religiöse Gesänge.
9. Sipotta-potta, Volksgesänge.
10. Kasatschatele-potta, Religionsgeschichte der Buddhisten.
11. The Sidath-Sangarawa, a grammar of the Singhalese language, translated into Englisch with introduction, notes and appendices by James de Alwis, member of the Ceylon branch of the Royal Asiatic Society. Colombo 1852. —

Ich glaube diese Mittheilungen nicht schließen zu dürfen, ohne noch einer sehr werthvollen Sammlung von Palimanuscripten (Pitakattaya und Atthakathá) zu gedenken, welche sich gegenwärtig in einem der größten Buddhistentempel Ceylons, in Dabála-Wiharé in der Umgebung von Point de Galle befinden, wo sie, eingehüllt in zahlreiche bunte Tücher, von den dortigen Buddhistenpriestern in kolossalen geschnitzten Holzschränken mit sichtbarer Pietät bewahrt werden. Dieselben wurden erst im Jahre 1812 durch Kapagamathéro (das damalige Haupt der Priester der Chiliaskaste) nach Ceylon gebracht, welcher in der Absicht nach Siam gereist war, um von dem Monarchen jenes buddhistischen Staates die Macht zu erwirken, auch Männern anderer Kasten, als jener der Wellas, auf welche die kandy'schen Könige in ihrer strengen, intoleranten Beachtung der Kastenunter-

*) Diese Handschriften, sowie der größte Theil der nachstehend verzeichneten befinden sich bereits im Besitze der k. k. Hofbibliothek.

schiede allein das Recht des Priesterstandes beschränkt hatten, die Weihe verleihen zu können.*) — Diese singhalesischen Annalen, welche zwischen den Jahren 302 — 459 unserer Zeitrechnung von den Buddhistenpriestern des Utáru-wiharé zu Anuradhapura niedergeschrieben wurden und von denen sich blos diese einzige Copie gegenwärtig in Ceylon befindet, dienten dem wissenschaftlichen Mahanáma bei der Abfassung des ersten Theils des Mahawanso. Dieselben bilden nebst einer großen Anzahl von Werken (hauptsächlich religiösen Inhaltes) einen Schatz von handschriftlichen Urkunden auf Talipotblättern, wie ihn schwerlich ein anderer Buddhistentempel der Insel aufzuweisen im Stande ist. Bemerkenswerth scheint es, daß die wichtigsten Manuscripte buddhistischer Autoren in der Palisprache sowohl wie im Singhalesischen nicht auf Ceylon, sondern in Siam gesucht werden müssen, mit welchem Reiche nicht blos in vergangenen Jahrhunderten durch religiöse Missionen ein beständiger Austausch stattfand, sondern mit dem bis heute die Buddhistenpriester einen lebhaften Verkehr unterhalten. Ja, noch gegenwärtig übt der Herrscher von Siam einen größeren Einfluß auf die religiösen und socialen Verhältnisse der Eingebornen Ceylons als der Lordbishop der englischen Hochkirche oder der Premierminister in Downingstreet.

Der gegenwärtige Oberpriester des Dabála-Wiharé, ein hinfälliger Greis von mehr als achtzig Jahren, dessen Namen auszusprechen einige Anstrengung kostet, der würdige Nanalangara-Serisumána-Mahdamaradjigurú-Ganatschári-Naikunánzi, ließ mir, umgeben von einigen zwanzig Priestern (Hamaduruh's) mit sichbarer Freude und Genugthuung die verschiedenen Geschenke zeigen, welche er vom König von Siam erhalten hatte, und legte mir zugleich eine Anzahl von Correspondenzen vor, die auf einen ziemlich häufigen Briefwechsel mit diesem Buddhistenstaate schließen lassen.

Wie aber diese Beziehungen zu Siam den Forschungen des Philologen und Geschichtskundigen manche interessante Anhaltspunkte bieten, so gibt die große religiöse Regsamkeit, die fortwährend zwischen den Buddhistenpriestern der verschiedenen Länder Ostasiens herrscht, dem Politiker und Culturhistoriker zugleich Anlaß zu Betrachtungen über die geringe Ausdehnung, welche das Christenthum, trotz der hundertjährigen Anstrengungen katholischer Mönche und protestantischer Missionäre, in diesem vermeintlichen Eden, der angeblichen Wiege des ersten Menschenpaares, gewonnen hat! — —

*) Kapagama, der seither durch die Missionäre Twisleton und Bisset zum Christenthum bekehrt und auf den Namen George Nadoris de Silva getauft wurde, ist gegenwärtig Sectionschef im sogenannten Zimmtdepartement.

Das Vigilancecommitee
in Californien.

Von Fr. Lichterfeld.

Das summarische Verfahren gegen die „Hounds“ im Jahre 1849 setzte deren verbrecherischem Treiben wohl eine vorübergehende Schranke, war aber keineswegs im Stande, das Uebel bei der Wurzel auszurotten. Die massenhaften Einwanderungen und die sie begleitende Verwirrung ermuthigte bald zu neuen Gesetzwidrigkeiten, zumal die Executive des Landes, welche kaum für eine Population von 20,000 bis 30,000 Köpfen ausreichte, es nun mit einer zehnmal größern Zahl zu thun hatte.

Fühlten sich Verbrecher an bestimmten Plätzen oder in Städten nicht mehr sicher, so flohen sie in die gegen 700 Meilen sich erstreckenden Minengegenden und kehrten von da unter anderm Namen und verändertem Aussehen in einigen Monaten wieder. Eine Controle war bei dem steten Wechsel der Einwohnerschaft, bei dem unaufhörlichen Kommen und Gehen nicht möglich. Während diese Mißstände den Verbrecher einerseits vor Haft schützten, so erleichterten sie andererseits dessen Bekanntwerden mit andern Schurken seines Gelichters und machten das Uebel nur um so ärger.

An Ueberführung irgend eines Mitgliedes dieser weit verzweigten Verbrecherkameradschaft war kaum mehr zu denken, denn an den nöthigen falschen Eiden zur Herstellung des Alibibeweises war selbstverständlich niemals Mangel. Reichte Meineid und falsches Zeugniß nicht aus, den Verbrecher vor der wohlverdienten Strafe zu schützen, so schritt man zu gewaltthätiger Hilfeleistung und war des Erfolgs um so sicherer, als einerseits die Executive zum Widerstande zu schwach, andererseits aber die Bürgerschaft zu sorglos

oder ängstlich war vor der Rache des Gesindels in den „Sydney Coves." Diese Höhlen lagen um Clarks Point, in der Broadway und Pacificstraße und deren Nachbarschaft, und waren das offenkundige Sydney von San Francisco. Kneipen und Tanzplätze nebst Spielhöllen der gemeinsten Art gab es in diesem Viertel in Ueberfluß, und Tag und Nacht Scenen der Ausschweifung, Trunkenheit und Streit. Kein Mensch konnte ohne Lebensgefahr die Grenzen dieses Stadttheils überschreiten und selbst die Polizei wagte nicht, den Fuß hineinzusetzen, es sei denn, unter bedeutender Bedeckung. Selten jedoch wurde eine Verhaftung versucht oder ausgeführt, im Gegentheil, die bewaffnete Macht in der Regel mit blutender Nase wieder heimgeschickt. Während der verheerenden Feuersbrünste, die zum Theil den „Sydney"-Bewohnern zur Last fallen, ergossen sich aus diesen Höhlen des Verbrechens und der Ausschweifung ganze Banden von Plünderern und Dieben durch die Straßen der Stadt, und mit Beute beladen kehrten sie wieder zurück in ihre vor Nachstellung sichern Zufluchtsstätten. Mitternächtige Angriffe, die mit Mord und Todschlag endeten, waren etwas Gewöhnliches. Aber nicht allein im Dunkel der Nacht, selbst bei hellem Tage, auf offener Landstraße, in den Straßen der Stadt, in Kaufläden, Spielsälen und Logirhäusern kamen fort und fort Verbrechen vom schreiendsten Charakter vor.

Kein Mensch zweifelte, daß mit diesem Zustand der Dinge, der Ende 1849 begonnen und bis 1851 fortgedauert, nun endlich gewaltsam gebrochen werden müsse. Die gesetzlich eingesetzte Executive reichte nicht aus, die Pestbeulen der menschlichen Gesellschaft in den „Sydneyhöhlen" unschädlich zu machen, und so sah man sich denn zur Creirung einer außergesetzlichen gezwungen. Diese war das gefürchtete „Vigilancecommitee."

Der Mangel einer schon vollständig organisirten Volksjustiz stellte die Nothwendigkeit der Herstellung einer solchen zur Evidenz fest, und so trat denn im Juni 1851 eine Anzahl der gewichtigsten Bürger als „Vigilancecommitee" zusammen; welchen Namen sie sich im §. 1 ihrer Constitution beilegen. Diese Constitution enthält außer einer einleitenden Rechtfertigung der Organisation einer Volksjustiz im Ganzen fünf Paragraphen. Hiernach sollen Tag und Nacht in dem bestimmten Versammlungs- und Berathungszimmer ein oder mehrere Commiteemitglieder anwesend sein, um die jeweiligen Meldungen von Gesetzwidrigkeiten entgegenzunehmen und nöthigen Falls mittelst der Alarmglocke das Signal zu einer Commiteeversammlung geben. Stimmenmehrheit der Anwesenden ist bindend für Alle und Alle verpflichten sich durch ihre Ehre zu gegenseitigem Schutz mit Gut und Blut. Die Leitung des Ganzen und die laufenden Geschäfte liegen einem allmonatlich zu erwählenden Präsidenten, Secretär und Treasurer (Cassenführer) ob, denen ein Executivbeamter (sergeant-at-arms) beigegeben ist. Nur ehrenwerthe Bürger konnten, nachdem das Commitee ihre Qualification geprüft und für gut befunden, in die Gesellschaft aufgenommen werden.

Bald ergab sich eine Gelegenheit, Charakter und Verfahren dieser außerordentlichen Association kennen zu lernen. Am Abend des 10. Juni 1851 schlich sich ein gewisser John Jenkins heimlicher Weise in ein Magazin auf dem Long Wharf und beging daselbst einen Diebstahl. Man sah ihn bald darauf mit einer bedeutenden Last auf dem Rücken; es entstand Lärm, und Jenkins wurde verfolgt. Er flüchtete in ein Bot und ruderte hinaus in die Bay. Ein Dutzend anderer Bote waren dicht hinter ihm her, und überholten bald den Dieb, der nun in die Räume des Vigilancecommitees in der Batterystraße an der Ecke der Pinestraße gebracht wurde. Sofort ertönte das Alarmsignal und in Kurzem eilten gegen achtzig Mitglieder des Commitee's an Ort und Stelle. Zwei Stunden dauerte das Verhör des Angeklagten, der trotz alles Leugnens schließlich für schuldig befunden und zum Strange verurtheilt wurde. Um Mitternacht ertönte die Glocke vom California-Engine-House (Spritzenhaus) und erfüllte die Gemüther der Masse durch den feierlichen Klang zu so ungewohnter Stunde mit unheimlicher Scheu. Man fragte den Verurtheilten zur selben Zeit, ob er noch etwas für sich auszusagen habe, worauf er entgegnete: „Nein, ich habe nichts mehr zu sagen und wünschte nur noch eine Cigarre. Diese wurde ihm gegeben und darauf auf sein Verlangen ein wenig Branntwein und Wasser. Er war vollständig ruhig und scheinbar sorglos, da er zuversichtlich, wie man annimmt, auf einen Befreiungsversuch seiner Spießgesellen rechnete.

Kurz vor ein Uhr kam Mr. S. Brannan aus dem Versammlungszimmer und hielt als

Abgeordneter des Commitee's eine Ansprache an das Volk betreffs der über den Verurtheilten gepflogenen Verhandlungen, indem er schließlich die Frage stellte, ob die Bürgerschaft den Urtheilsspruch des Commitee's vollzogen wissen wolle. Ein lautes „Ja, Ja," war die Antwort, die nur geringe Opposition fand. In der Zwischenzeit hatte man nach einem Geistlichen geschickt, dem Verurtheilten die letzten Tröstungen der Religion zu spenden.

Vor zwei Uhr trat das Commitee aus dem Hause, den Gefangenen in seiner Mitte. Alle waren bewaffnet, und eines etwaigen Befreiungsversuches halber, dicht um den Verurtheilten geschaart. Es bildete sich ein Zug und vorwärts gings nach der Plaza. Dort wurde Jenkins an einem Gebäude der nordwestlichen Ecke des Platzes gehängt. Vergebens suchten einige Mitglieder der Autoritäten sich in's Mittel zu legen; man ersuchte sie höflich, bei Seite zu treten und nicht zu verzögern, was doch geschehen müsse. Der Strick, welcher dem Verurtheilten schon vorher um den Nacken geschlungen und nun rasch über einen vorspringenden Balken des oben bezeichneten Gebäudes geworfen worden war, wurde angezogen und erst nach einigen Stunden von denen, die das Henkeramt freiwillig übernommen, mit Jenkins' Leichnam wieder losgelassen. Der Hingerichtete gehörte notorisch den Sydneyhöhlen an, und war ein Mann von verzweifeltem und in Verbrechen geübtem Charakter.

In Folge des eben geschilderten Vorgangs wurde am 11. Juni in Betreff des Erhängten eine Untersuchung des Coroners (ein öffentlicher Beamter, dem die Untersuchung aller unnatürlichen Todesfälle obliegt) abgehalten, und am 12. im Zusammenhange damit ein Geschworenengericht, dessen Verdict das Geschehene bekräftigte.

Da die gedachte Untersuchung nur gegen die speciell bei dem Act betheiligten Mitglieder des Vigilancecommitees gerichtet war, so remonstrirte dieses unter Berufung auf die solidarische Verantwortlichkeit sämmtlicher Mitglieder gegen jenes Verfahren, und ließ sich in seiner Thätigkeit auch durch das fernere Vorgehen der Autoritäten nicht beirren, publicirte im Gegentheil in Form einer Adresse an das Volk einen Gesetznachtrag, demzufolge jedes notorisch berüchtigte Individuum innerhalb fünf Tagen den Hafen zu verlassen hatte, wenn es sich nicht Zwangsmaßregeln ausgesetzt sehen wollte: während die ankommenden Schiffe auf's Strengste controlirt und keinem Passagier von schlechtem Leumund der Zutritt an's Land gestattet sein sollte.

Diese Verordnung und das an Jenkins statuirte Exempel blieben nicht ohne Erfolg. Massenweise nahmen die Angehörigen der „Sydney-Coves" Reißaus. Wer es nicht freiwillig that, wurde trotz Rachedrohung ergriffen und im Zweck der Transportation gewaltsam an Bord gebracht. Die gesetzlichen Autoritäten und in deren Gefolge die Advocaten tobten und wetterten gegen diese Geschäftsconcurrenz und die Illegalität des ganzen Verfahrens. Ungesetzlich war es allerdings, aber was blieb dem tagtäglich bestohlenen, beraubten, von Mord und Brandstif-



Jenkins' Verfolgung.

tung bedrohten Volke anders übrig, als Selbsthilfe? Die Vorwürfe der Männer des Gesetzes blieben deshalb unbeachtet und das Werk der Purification wurde fortgesetzt.

Fast ohne Ausnahme stand auch die Presse und selbst die Canzel auf Seiten des Vigilancecommitees, welches sich im August wiederholt zu halspeinlichem Einschreiten veranlaßt sah. Dasselbe hatte die des Diebstahls, Raubes und der Mordbrennerei angeklagten und geständigen Samuel Whittacker und Robert Mc. Kenzie zum Strange verurtheilt, und es sollte die Hinrichtung, einem allgemeinen Gerüchte nach, am 21. August stattfinden. In Folge dessen versuchte der Staatsgovernor John Mc. Dougal, durch eine Proclamation an das Volk, die Selbsthilfe des Vigilancecommitees, dessen Wohlthat er übrigens privatim anerkannte, im Interesse der gesetzlichen Autorität zu verhindern, aber ohne Erfolg seitens der „guten Bürger," an die er sich gewendet.

Ausgerüstet mit einer Vollmacht des Governors, trat der Sheriff Col. John C. Hayes am Morgen des 21. August vor Tagesanbruch in das Commiteezimmer, gefolgt von einem seiner Angehörigen und Polizeimannschaft für den Nothfall. Obgleich eine hinlängliche Anzahl Commiteemitglieder beisammen war, um Widerstand leisten zu können, so zog man es trotzdem vor, Thätlichkeiten und Blutvergießen zu vermeiden und ließ die Gefangenen hinwegführen. Der Eindruck dieses Schrittes war ein höchst peinlicher und den Behörden selbst unheimlich dabei zu Muthe. Das Vigilancecommitee, weit entfernt, die Früchte seiner Anstrengungen so leichten Kaufs aufzugeben, ging übrigens bald wieder aus der Passivität der Ueberraschung zu seiner gewohnten Energie über, drang am Sonntag Nachmittag, den 24. August, in das Gefängniß und eilte mit den Gefangenen Whittacker und Mc. Kenzie nach einem unbedeutenden Widerstande des Gefangenwärters und der Wachen nach der Commiteehalle, wo man unter dem Geläute der Armensünderglocke, die eine große Menschenmenge herbeirief, die nöthigen Anstalten zur Hinrichtung traf. Innerhalb siebzehn Minuten nach der Ankunft der Gefangenen waren dieselben schon Leichen.



Jenkins' Erhängung.

Dies war das letzte Mal, daß das Com-

mitee in Function trat; von da an wurde die Rechtspflege wieder in die Hände des ordentlichen Richters gelegt. Die Stadt war jetzt gehörig von Verbrechern gesäubert. Das Schicksal von Jenkins, Whittacker und Mc. Kenzie zeigte, daß Schurken und Schurkereien keinen Schlupfwinkel mehr in San Francisco zu finden hoffen durften. Viele Verdächtige oder vom Commitee Vermahnte hatten sich in andere Länder, in die Minengegenden und Städte im Innern verzogen.

Schon vorher war das Lynchverfahren (ein Name, der von einem unter Vorsitz eines gewissen Lynch abgehaltenen Gerichte mehrerer Gutsbesitzer über einen zu dreißig Hieben verurtheilten Dieb herrührt) in den Golddistricten in Ausübung gekommen, aber es waren dies vereinzelte, durch die Scheußlichkeit des jeweiligen Verbrechens veranlaßte Fälle. Ein vollständig organisirter Ueberwachungs- und Sicherheitsausschuß that sich zuerst in San Francisco auf und bald folgten Sacramento, Stockton, San José und andere Städte der volkreichern Minengegenden dem gegebenen Beispiel. Die verschiedenen Commitees traten mit einander in Verbindung und erleichterten sich so das Werk der Purification.

Das Vigilancecommitee San Francisco's, obgleich niemals förmlich aufgelöst, blieb außer Thätigkeit bis zum Jahre 1856; dagegen wurde in den Minendistricten, an der Grenze und überhaupt da, wo der Arm der Justiz zu kurz, nach wie vor „gelyncht;" und auch heutzutage ist diese Art Selbsthilfe, welche sich von jener des Vigilancecommitees übrigens wesentlich unterscheidet, noch immer in Uebung, noch immer ein nothwendiges Uebel.

Ueber

die Werthbestimmung der Kartoffeln.

Von

August Vogel.

Eine wichtige Rolle auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen und technischen Chemie bildet eine große Reihe von Untersuchungen, welche man gewöhnlich mit dem Namen „technische Proben" bezeichnet, wie z. B. die Bier-, Essig-, Braunstein-, Mehlprobe u. s. w. Diese Art der Untersuchungen hat durch die Bemühungen hervorragender Männer, welche es nicht verschmäht haben, diesem Theile der wissenschaftlichen Technik ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders in der neuesten Zeit einen so hohen Grad von Ausbildung gewonnen, daß sie einen ganz entwickelten, für sich stehenden Theil der praktischen Chemie ausmachen. Und das mit vollem Rechte! Heutzutage genügt es dem Fabrikanten, dem Gewerbtreibenden nicht mehr, sich ausschließlich auf die Untersuchungen Anderer zu stützen, d. h. seine Materialien untersuchen zu lassen, sondern er kann und darf es beanspruchen, seine landwirthschaftlichen und technischen Producte selbst prüfen zu lernen. Die Wissenschaft bietet aber der Praxis jetzt schon so einfache, leicht zu erlernende und zugleich sichere Methoden, daß bei einiger Uebung einem Jeden, — auch ohne alle Vorkenntnisse — die Möglichkeit eröffnet ist, die Werthbestimmung seines Materiales selbst vorzunehmen. Daß sehr viele dieser Untersuchungsmethoden noch nicht allgemeiner in die Praxis übergegangen sind, liegt wohl zumeist an der Art ihrer Veröffentlichung, indem sie fast nur in rein technischen Journalen zu finden sind, welche natürlich vom größeren Publicum gar nicht gelesen werden, einem großen Theil der Praktiker aber theils unzugänglich, theils unverständlich sind. Wenn es dagegen gelingt, Kenntnisse in dieser Richtung populär zu machen, d. h. auch das gebildete Publicum durch ein gelesenes Organ für diesen Theil der Technik zu interessiren, so dürfte es nicht unerreichbar sein, auch den reinen Praktiker durch eine rückwirkende Bewegung auf manche ihm Vortheil und Sicherheit gewährende Werthbestimmung seiner Materialien aufmerksam zu machen. In diesem Sinne versuche ich es, hier einige der einfacheren Untersuchungen dieser Art vorzulegen, und beginne zunächst mit einem anerkannt wichtigen Materiale, der Kartoffel.

Im Allgemeinen entscheidet über den Werth der Kartoffeln die Menge trockener Substanz, welche sie geben. Dieser Trockengehalt hängt mit dem Gehalte an Stärkmehl, welches doch die Anwendung der Kartoffeln zur Branntweinbrennerei bedingt, nahe zusammen. Das Verhältniß der Kartoffelbestandtheile ist aber sehr verschieden nach der Beschaffenheit des Bodens, auf welchem die Kartoffeln gebaut wurden, nach der Witterung des Jahres und

nach dem Grade der Reife. Es ist einleuchtend, daß diese Umstände von wesentlichem Einflusse auf den Gehalt des Wassers und mit diesem natürlich auch auf die Menge des Stärkmehls sein müssen. Während man von einem leichten, mäßig gedüngten Lande die mehlreichsten Kartoffeln erntet, gewinnt man von schwerem Boden, besonders in nassen Jahren sehr wässrige Kartoffeln. Durch vorgeschrittene Reife wird der Wassergehalt der Kartoffel verringert und bei gleicher Reife zeigen die kleineren Kartoffeln einen geringeren Wassergehalt, als die größeren. Nicht minder ist das längere Aufbewahren der Kartoffeln auf diese Verhältnisse von dem größten Einflusse, indem durch Aufbewahrung an einem trocknen Orte die Kartoffel austrocknet und somit der Wassergehalt vermindert wird, während andrerseits bei zu langem Liegen die Keimung auf Kosten des Stärkmehls beginnt und die Kartoffeln dadurch ärmer an diesem Hauptbestandtheile werden müssen.

Die Erfahrung hat ergeben, daß der Stärkmehlgehalt der Kartoffeln zwischen 10 und 26 Procent wechselt; es ergibt sich hieraus, daß es für den Landwirth, den Stärkmehlfabrikanten, den Branntweinbrenner u. A. wohl von Interesse sein müsse, den eigentlichen Werth seines Materials vor dem Ankaufe oder vor der weiteren technischen Behandlung doch wenigstens annähernd kennen zu lernen.

Um die Menge des Stärkmehls in Kartoffeln zu bestimmen, hat man sich bisher ziemlich allgemein der sogenannten mechanischen Methode bedient. Sie besteht darin, daß man mehrere wohlgereinigte Kartoffeln wägt und auf einem gewöhnlichen blechernen Reibeisen feinreibt. Die geriebene Masse wird mit oft erneuertem Wasser so lange auf einem feinen Haarsiebe ausgewaschen, bis daß das ablaufende Wasser nicht mehr milchig ist. Aus den vereinigten milchigen Flüssigkeiten setzt sich nach einiger Zeit das Stärkmehl ab. Man läßt die überstehende klar gewordene Flüssigkeit abfließen, bringt den Stärkmehlbodensatz auf einen flachen Teller und trocknet bei einer Temperatur, welche den Kochpunkt des Wassers nicht erreichen darf. Das getrocknete Stärkmehl wird gewogen.

Den Gesammttrockengehalt bestimmt man in der Weise, daß mehrere gewogene Kartoffeln in dünne Scheiben geschnitten und diese auf einer flachen Unterlage so lange getrocknet werden, bis bei wiederholten Wägungen sich keine Gewichtsverminderung mehr zeigt.

Es ist wohl nicht nöthig, besonders hervorzuheben, daß diese Methoden sehr zeitraubend sind und doch nicht absolut genau sein können. Nasses Stärkmehl bei einer verhältnißmäßig niederen Temperatur zu trocknen, so daß sich kein Kleister bilden kann, nimmt natürlich mehrere Tage Zeit in Anspruch. Andrerseits liegt in der mechanischen Operation des Zerreibens und Auswaschens eine bedeutende Fehlerquelle.

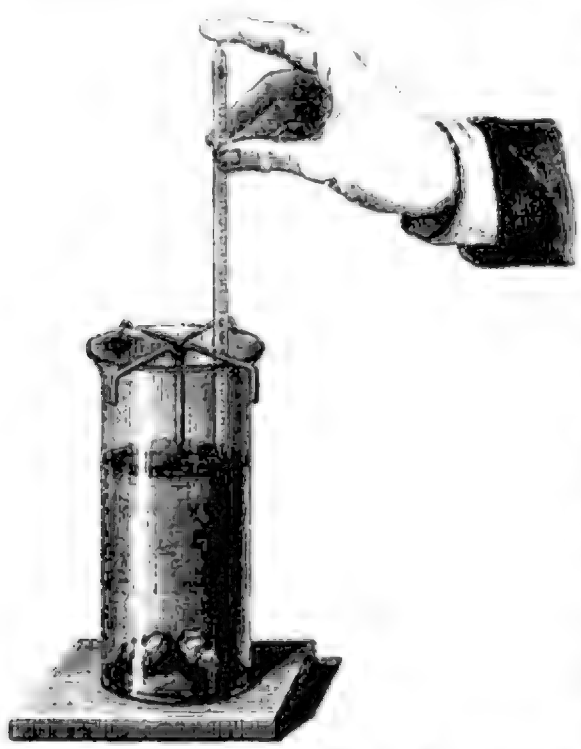
Eine Methode, welche allerdings genaue Resultate ermöglicht, nämlich das Stärkmehl erst in Zucker zu verwandeln und diesen durch Gährung oder auf irgend eine andere Weise quantitativ zu bestimmen, liegt natürlich wegen der Schwierigkeit ihrer Ausführung außer dem Bereiche des Praktikers.

Es darf somit als ein wesentlicher Vortheil betrachtet werden, daß man gegenwärtig das specifische Gewicht der Kartoffeln benutzt, um deren Werth kennen zu lernen. Da das Stärkmehl ein größeres specifisches Gewicht besitzt, als das Wasser, so entspricht ein größeres specifisches Gewicht der Kartoffel auch einem größeren Stärkmehlgehalte. Je mehr das specifische Gewicht steigt, um so mehlreicher ist sie. Es handelt sich also nur darum, das specifische Gewicht der auf ihren Gehalt zu prüfenden Kartoffeln zu bestimmen. Zu diesem Zwecke sind bereits mehrere Verfahrungsarten in Vorschlag und wohl auch in der Praxis mit Vortheil zur Ausführung gebracht worden. Ohne demnach im mindesten den bisherigen Vorschlägen ihre Zweckmäßigkeit absprechen zu wollen, möchte ich hier auf die von mir etwas modificirte Mohr'sche Methode aufmerksam machen, welche, wie sich aus ihrer Beschreibung ergeben wird, leicht ausführbar und daher einem Jeden zugänglich ist.

Zur Bestimmung des specifischen Gewichtes eines festen Körpers hat man bekanntlich zwei Zahlen nöthig, einmal das Gewicht des festen Körpers und dann das Gewicht eines gleich großen Volumens Wasser. Offenbar wird es auch genügen, wenn man das Volumen des Wassers in Cubikcentimetern kennt, weil dies mit dem Gewichte in einem bekannten Zusammenhange steht.

Der Apparat, dessen ich mich zu dieser Probe bediene, ist, wie aus der umstehenden Zeichnung hervorgeht, ein sehr einfacher.

Er besteht aus einem länglichen Cylinder-



glase von ungefähr anderthalb Litre Inhalt, auf einem horizontal stehenden festen Tische, mit etwas Klebwachs befestigt. An einer Stelle des Glasrandes ist eine Vertiefung eingefeilt, in welcher der eine durch einen schwarzen Glastropfen markirte Arm des sogenannten Index genau einpaßt. Dieser Index ist nichts weiter, als ein unten in eine geschwärzte feine Spitze auslaufender Glasstab, an welchen vier horizontale Glasarme angeschmolzen sind; mittelst dieser ruht der Index fest auf dem oberen Rande des Cylinders. Man gießt nun Wasser in das Cylinderglas und läßt zuletzt aus einer Pipette ganz langsam Wasser in das Glas einlaufen, bis die Wasseroberfläche den schwarzen Stift eben berührt. Dies kann mit großer Schärfe beobachtet werden; denn indem sich der helle Himmel auf der Oberfläche des Wassers spiegelt, erscheinen gegen diesen weißen Untergrund die schwarze Spitze und ihr im Wasser gespiegeltes Bild sehr scharf, so daß man den kleinsten Zwischenraum, der durch die Spiegelung doppelt so groß erscheint, wahrnimmt. Im Augenblicke, wo das steigende Wasser die schwarze Spitze berührt, ist die glatte Oberfläche des Wassers gestört. Man hebt nun den Index ab, versenkt zwei oder drei gewogene Kartoffeln in das Wasser und setzt den Index wieder auf das Glas. Das durch die Kartoffeln in die Höhe gedrängte Wasser wird mit einer nach Zehntel Cubikcentimetern graduirten Pipette herausgenommen, bis daß die Oberfläche des Wassers genau wieder die Spitze des Index berührt. Das mit der Pipette herausgehobene Wasser ist nothwendig dem Volumen der Kartoffeln gleich. Dividirt man die Anzahl der Cubikcentimeter in das Gewicht der Kartoffeln, so hat man ihr specifisches Gewicht.

Es haben z. B. zwei Kartoffeln 53 Gramm gewogen, das in die Höhe gedrängte, mit der Pipette herausgenommene Wasser betrug 49,4 Cubikcentimeter.

$\frac{53}{49{,}4} = 1{,}073$, d. h. das specifische Gewicht der Kartoffeln ist 1,073.

Für die Berechnung der Trockensubstanz und des Stärkmehls aus dem gefundenen specifischen Gewichte der Kartoffeln dient folgende Tabelle.

(Colonne I. gibt das specifische Gewicht an, II. die Ziffer zur Berechnung des Trockengehalts, III. zur Berechnung des Stärkmehlgehalts.)

I.	1,061-1,068	1,069-1,074	1,075-1,052	1,083-1,96	1,097-1,106	1,107-1,114	1,115-1,119
II.	16	18	20	22,5	24	26	27
III.	9	11	13	15,5	17	19	20

Der Gebrauch der Tabelle besteht ganz einfach darin, daß man die gefundene Zahl des specifischen Gewichtes mit den darunter befindlichen Ziffern, Colonne II für den Trockengehalt und der Colonne III für den Stärkmehlgehalt multiplicirt.

In dem oben aufgeführten Beispiele ist das specifische Gewicht der Kartoffeln zu 1,073 gefunden worden. Es wird daher 1,073 mit 18 für den Trockengehalt, mit 11 für den Stärkmehlgehalt multiplicirt.

II. $1{,}073 \times 18 = 19{,}31$ Proc. Trockensubstanz.

III. $1{,}073 \times 11 = 11{,}18$ Proc. Stärkmehl.

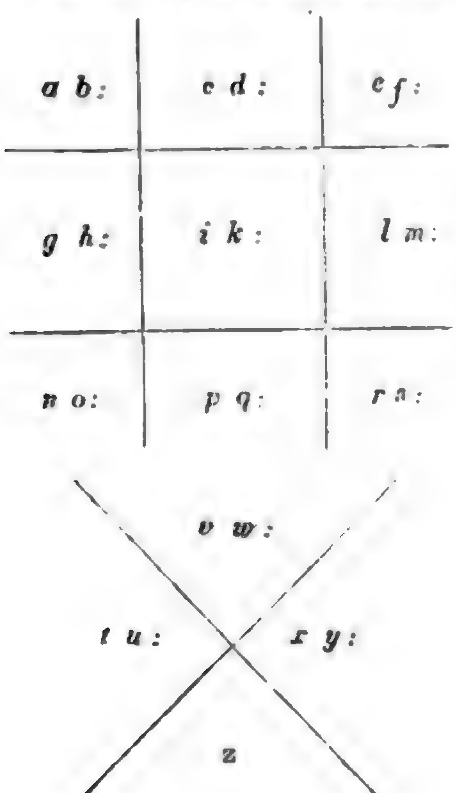
Da, wie man sieht, die Bestimmung des specifischen Gewichtes der Kartoffeln nach dieser Methode kaum ein paar Minuten in Anspruch nimmt, so kann man sehr leicht den Versuch mehrmals mit verschiedenen Kartoffeln aus einer größeren Masse wiederholen und das Mittel daraus berechnen. —

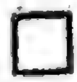
Eine literarische Seltenheit.

Von
Dr. Peez.

Im Jahre 1813, als der russische Winter die Heeresmassen Napoleon's bezwungen hatte, flogen durch Norddeutschland Briefe, die in Geheimschrift geschrieben waren. Die Empfänger wußten sich dieselben am Anfange nicht zu enträthseln; da jedoch die Briefe aus Rußland kamen, brachte sie der bereits hoch aufgeregte Nationalinstinkt sofort mit den großen, dort vorgefallenen Ereignissen in Verbindung, — eine Vermuthung, die sich bestätigte, als jenen Zusendungen bald weitere Briefe folgten, welche den Schlüssel der Geheimschrift enthielten. Nun gewahrte man, daß eine von Kowno datirte Proclamation Kutusow's den Inhalt der Briefe bildete. In dem von den Franzosen noch stark besetzten Lande auf diese geschickte Weise verbreitet, gingen die Briefe von Hand zu Hand, die kräftigen Worte der Proclamation gaben den Hoffnungen einen Anhalt, die in der Brust vieler Patrioten bereits bei der Nachricht von den Unglücksfällen des übermüthigen Imperators aufgegangen waren.

Da diese Actenstücke selten geworden sein mögen, folgt hier eine Probe davon. Man wird bemerken, daß die Geheimschrift auf einem sehr einfachen Systeme beruht. Die folgende Zeichnung gibt zunächst den Schlüssel:



Demnach dienen die Umrisse, die Linien, zwischen welchen der Buchstabe steht, in der Geheimschrift als Bezeichnungen dieses Buchstabens.  ist also das Zeichen für a,  das Zeichen für c,  das Zeichen für e,  für i,  für z. Werden aber zwei Punkte dazu gesetzt, so bedeutet dies einen Buchstaben weiter, so daß  nun nicht mehr a, sondern b bezeichnet. Danach wird man die auf umstehender Seite befindlichen Zeilen leicht entziffern können; sie enthalten den Anfang der unten folgenden Proclamation.

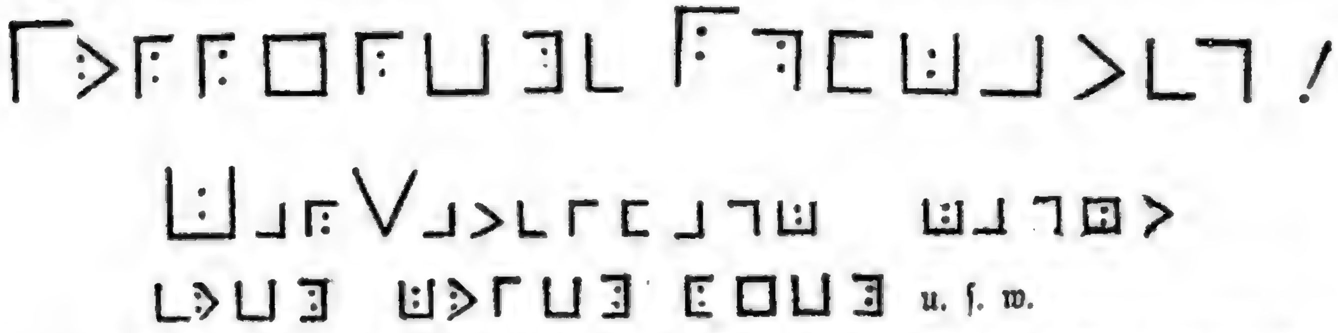
Ein erhöhtes Interesse gewönne diese Probe, wenn es sich bestätigen sollte, daß, wie mir versichert wird, diese Geheimschrift in Rußland sehr altgebräuchlich sei und noch mit den nordischen Runen zusammenhänge. An sich hat diese Ansicht nichts Unwahrscheinliches, da die hier gebrauchten Zeichen sehr einfache sind und mit ihren graden Linien dem Bedürfnisse der alten Völker entsprachen, welche ihre Buchstaben (wie ja schon das Wort bezeugt) am häufigsten in Holz schrieben, d. h. einschnitten. Bei einer Vergleichung mit einem Runenalphabet ergibt sich die Wahrnehmung, daß wenigstens im Princip Verwandtschaft besteht, wie ja z. B. auch bei den Runen durch hinzugefügte Punkte die Bedeutung eines Zeichens verändert wurde.

Die Proclamation selbst lautet:

Kowno, den 14. Dec. 1812.

Russische Soldaten!

Das Vaterland dankt Euch durch mich für Eure Waffenthaten. Der Kaiser, unser großer Monarch, opfert auf den Altären des Vaterlandes innigen Dank für Eure Heldenthaten, und ich bin stolz, Anführer einer solchen Armee zu sein. Der Feind hat unser Reich verlassen, ob er gleich mit einer Macht, die die Thürme Rußlands zittern machen sollte, mit den Kriegsvölkern von halb Europa in unser Land einfiel. Euer Muth hat aber diese furchtbare Armee vernichtet, hat den Ehrgeiz des Franzosen, unsere Hauptstadt zu besitzen, Euch zu Sclaven und sich zum Kaiser von Europa zu machen, vernichtet. Aber nun ist es an uns, ihn für die seit zehn Jahren verübten Frevelthaten zur Rechenschaft und Strafe zu ziehen. Wir haben



u. s. w.

nun gar keinen Feind mehr neben uns! Die zahlreichen Horden, welche unser Reich verschlingen wollten, kehren unbewaffnet in ihre Heimath zurück. In vierzehn Tagen habt Ihr eine Armee von mehr als 200,000 Mann und 1200 Kanonen vernichtet. Mit 1200 Kanonen wird unsere ohnedies starke Artillerie verstärkt, und nun hört mich im Namen unseres Kaisers! Nichts hält unsern Marsch auf! Schändlich hat der Franzose seine zerrüttete Armee verlassen. Auf, vorwärts! Am Rhein wollen wir ihn mit dem Schwert in der Hand fragen, ob er den Jammer von einem Krieg beendigen und Europa einen dauerhaften Frieden geben will. Die Augen und Wünsche von Millionen Unglücklichen, die unter dem Joche der Tyrannei schmachten, folgen Euch. Preußen, durch die Noth gezwungen, gegen Euch zu fechten, erwartet Euch mit Freuden, die noch nicht verschmerzte Schmach und tief geschlagenen Wunden zu rächen, wartet auf den günstigen Zeitpunkt, ein Bündniß zu trennen, das die Nothwendigkeit ihm gebot einzugehen. Westfalen wird Euch mit offenen Armen empfangen, und alle übrigen Völker Deutschlands schicken Eurem Marsch Glück und Segenswünsche entgegen.

Hört nun noch die strengen Befehle des Kaisers! In wenigen Tagen betretet Ihr Feindes Land! Soll das Glück immer unsern Waffen günstig sein, sollten Wir die Erwählten sein, die das schmachvolle Joch, welches die Franzosen über Europa verhängt haben, zertrümmern, so muß bei Euch edle Menschlichkeit und Schonung die erste Pflicht sein. Habt Ihr der Welt bewiesen, daß Ihr siegen könnt, so muß sie auch erfahren, daß Ihr gefühlvolle Menschen sein könnt und ihre Retter sein wollt. Gott bei Euch!

Fürst Kutusow.

Die Korallenthiere und die Koralleninseln.

Von

F. J. Walchner.

Die Thiere, welche die bekannten Korallen bilden und deshalb auch Korallenthiere genannt werden, sind Polypen, weiche, mehr oder minder gallertartige Körper, welche zum Kreis der Strahlthiere gehören. Der bestimmte und unveränderliche Charakter dieser Thiere, welcher in allen Unterabtheilungen hervortritt, besteht in der strahligen Anordnung ihrer Organe, um eine mehr oder weniger vordrängende Axe, die gewöhnlich durch den Mund geht und innen, wenn der Mund auch seitlich von dieser Axe liegt, sich sehr gut durch die Gruppirung der übrigen Körpertheile zu erkennen gibt. Es entstehen bei ihnen durch geschlechtliche Zeugung Eier und aus diesen bilden sich die Embryonen in ihrer Vollständigkeit heraus. In ihrer ersten Bildung sehen diese gewissen Infusorien sehr ähnlich; doch tritt alsbald in Folge der Ausbildung ihrer eigenthümlichen Organe der strahlige Charakter und die Zusammensetzung aus verschiedenen gleichbedeutenden Segmenten deutlich hervor. Mund, Magen, Leibeshöhle, Darm liegen als einzelne Organe in einer Axe, um welche gleichmäßig die Entwicklung der einzelnen Theile vor sich geht. Nebst den Korallenthieren erscheinen die Scheibenquallen und die Seesterne als Typen dieser Organisationsweise.

Man unterscheidet bei den Korallenthieren und bei den Stachelhäutern (Seeigeln) eine deutliche, gut charakterisirte äußere Haut, die von dem übrigen Körper wohl unter-

scheidbar ist, und in welcher sich stets mehr oder minder bedeutende **Kalkablagerungen** bilden, welche bei den Stachelhäutern sich zu einzelnen Täfelchen gestalten, die mit einander verbunden, eine feste Schale um das Thier bilden.

Bei den Polypen erscheint als eine Absonderung der äußern Haut, die von dem Körper etwas getrennt ist, entweder ein **lederartiges**, **horniges** oder ein **kalkiges Gehäuse**, in welches sich diese Thiere ganz oder theilweise zurückziehen können. Diese Gehäuse, die eigentlichen **Polypenstöcke** (Polyparia), erreichen, trotz der fast mikroskopischen Kleinheit der Thiere, eine bedeutende Größe und Ausdehnung, da Millionen Thierchen auf demselben Stock, organisch mit einander verbunden, zusammenleben. Sie bilden die **Korallen**, welche namentlich in frühern Epochen des Entwicklungsganges der Erde von wesentlichem Einfluß auf Felsenbildung und Gestaltung der Gebirge gewesen sind, und heute noch an fortwährendem Felsenbau arbeiten. Alle Polypen leben ohne Ausnahme im Meere, und diejenigen, welche die Korallen bauen, sind fest an den Boden angewachsen und unfähig, je den Ort zu verändern. Sie leben nur in den südlichen Meeren. In den nördlichen sind diese durch nackte und gallertartige Polypen, Seeanemonen, repräsentirt. In den Meeren der gemäßigten Zonen leben, neben nackten Polypen, noch solche mit schwamm'gen Polypenstöcken, in welchen Nadeln von Kalk zerstreut sind. Im Mittelmeere kommen die ersten wahren Korallenstöcke vor, die in diesem nur in niedern, rasenartigen Ausbreitungen erscheinen. Man wird schon hier, und insbesondere in den südlichen Meeren, an seichten Stellen, über die man wegrudert, von der Farbenpracht überrascht, die vom Felsengrund herauf mit den schönsten Farben strahlt. Die glänzendsten Abstufungen von Grün, Gelb und Roth leuchten durch das durchsichtige Wasser herauf. Aber augenblicklich sind sie verschwunden und man sieht jetzt ein gleichtöniges Grau, sobald das Wasser über einer solchen Stelle stark bewegt oder das Schleppnetz ausgeworfen wird. Die Thierchen sind äußerst empfindlich gegen Berührung oder Wasserbewegungen und Strömungen, haben sich sämmtlich in ihre Zellen zurückgezogen, so daß man jetzt nur die kalkige Masse der Stöcke sieht. Das Netz bringt aus der Tiefe steinige, baumartige Gestalten und Aeste oder Knollen herauf, welche einen grauen, schleimigen Ueberzug haben. Legt man die Stöcke in's Wasser und läßt sie dann ruhig liegen, so kommen die Thierchen wieder hervor, die besonders an ihren Fühlern die lebhaften Farben zeigen. Längeres Verweilen außer dem Wasser tödtet sie.

In den Polypenstöcken, selbst in den zusammengesetztesten Colonien, hat jedes einzelne Thier auch eine eigene Zelle. Diese verlängert sich nach unten röhrenförmig und setzt sich fort in gemeinschaftliche Canäle, die ein Röhrensystem bilden, das mit der verlängerten Leibeshöhle eines jeden Thierchens zusammenhängt. Mitunter fließen die Wohnungen der einzelnen Thierchen, Röhren und Zellen, mehr oder minder in einander, oder werden durch zwischengelagerte Substanzen so mit einander verschmolzen, daß die Unterscheidung der einzelnen Zellen kaum zu machen ist.

Was aber die Gestalt der Zellen anbelangt, so ist diese, mag diejenige des Polypenstocks sein welche sie wolle, stets eine einfache, runde oder strahlige, und in dieser Gestalt wiederholt sich der Typus, nach welchem der ganze Leib des Thieres gebildet ist. Der Anfang des Baues eines Polypenstocks geschieht durch Ueberkrustung desjenigen Körpers, auf welchem das Thierchen sich festsetzt. Das geschieht durch eine kalkige Aussonderung an der Basis seines Leibes. Man nennt diese Aussonderung das **Fußblatt**, da sie sich auf den Boden, auf welchem das Korallenthier sich ansetzt, wie ein Blatt anschmiegt. Von diesem Punkt des Ansatzes aus bildet sich bei einigen Geschlechtern durch vermehrte, fortdauernde Kalkabsonderung eine Erhöhung über der ersten Lage, in Gestalt einer kegelförmigen Warze, die nach und nach sich verlängert, zu einem Stamm sich erhebt, oder zu einem verästelten Baume auswächst. Auf diese Weise bildet sich vom Fußblatt aus, namentlich beim **echten Korall**, ein Stamm mit Verästelungen, der dicht, ohne Zellen ist und als Axe dient, um welche herum die Zellen liegen, worin die einzelnen Thierchen sitzen und durch welche Canäle gehen, die für den ganzen Stock gemeinschaftlich sind.

Als Grund der Eintheilung der Korallenthiere kann man das Zahlengesetz nehmen, nach welchem sich die Fühler und Strahlen entwickeln, dabei muß man wohl, nach einem allgemeinen Naturgesetz, die Thierchen, welche gesellschaftlich zusammenwohnen, für die nie-

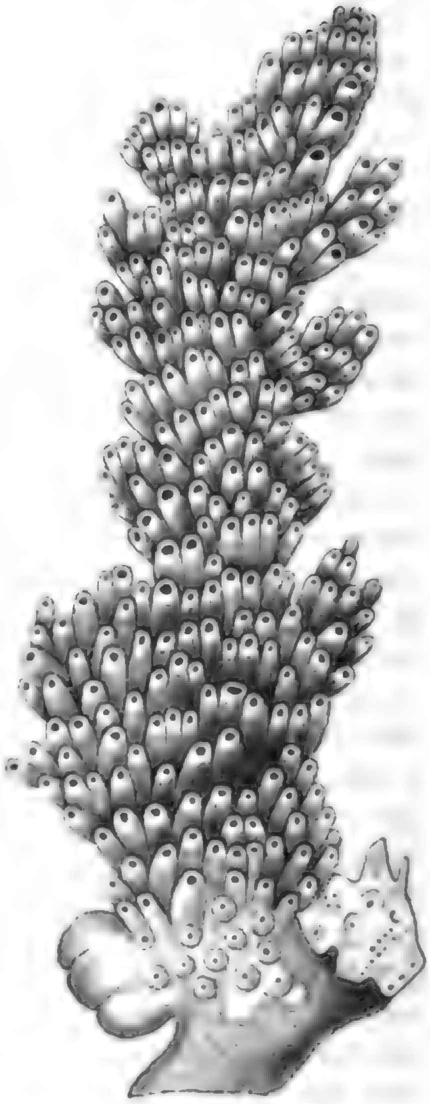
driger stehenden Formen, die frei lebenden aber für die höher entwickelten halten. Hiernach erhalten wir folgende drei Ordnungen, die alle sehr zahlreich in den verschiedenen Schichten der Erde im versteinerten Zustande eingeschlossen sind.

Erste Ordnung: Sechsstrahlige Polypen. Die Fühler und Strahlen in den Zellen der Polypenstöcke entwickeln sich sämmtlich aus der Sechszahl. Die jüngsten Zellen besitzen nur sechs einfache Strahlen, die sich im spätern Alter vermehren und in bedeutender Anzahl von rundlichen, cylindrischen und pfriemenförmigen Organen ausbreiten. Alle bauen kalkige Polypenstöcke, welche baumartige oder schwammige Gestalten haben. Diese sechsstrahligen Polypen sind es, die jetzt einzig die echten Korallenbauten ausführen, die Korallenriffe, die Korallenbänke, die Koralleninseln. In frühern geologischen Epochen traten auch die achtstrahligen Polypen riffbildend auf.

Die Familie der Baumkorallen (Madreporida) baut einen im Allgemeinen porösen Polypenstock, der meist fingerförmig verästelt ist. Die einzelnen Zellen sind rund, oder weniger scharf ausgebildet, sechseckig, durch poröse Kalkmasse verbunden, auch röhrenartig an der Oberfläche hervorstehend. Die Thiere sind klein; ihre zwölf Fühler stehen in einer einzigen Reihe, sind sehr kurz und sehen wie verkümmert aus. Die Strahlen sind nur in geringer Zahl vorhanden, reichen selten bis in die Mitte der Zelle und bilden in derselben niemals eine eigentliche Säule. Je nach der Tiefe der Zelle und nach den im Grunde vorhandenen oder fehlenden Scheidewänden hat man in dieser sehr zahlreichen Familie mancherlei Unterabtheilungen unterschieden, von welchen viele in den ältesten Schichten vorkommen. Die eigentlichen Madreporen (Fig. 1) haben sehr tiefe, bis in die Mitte des Stocks reichende Zellen. Die Reihenkorallen (Seriatopora), die Kettenkorallen (Catenipora), die besonders im sogenannten Uebergangsgebirge vertreten sind, besitzen ganz tiefe, durch quere Scheidewände getheilte Zellen, während die Poriten Polypenstöcke bilden, die durchweg porös und mit sehr oberflächlichen Zellen besetzt sind, welche niemals die Mitte des Korallenstocks erreichen.

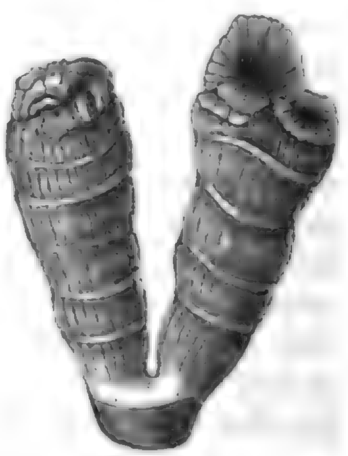
Die Becherkorallen (Cyathophyllida) haben den Namen von der Becherform ihrer Polypenstöcke, die wohlausgebildete Strahlen

Fig. 1.



zeigen (Fig. 2), welche aber löcherig und oben zackig sind. Die Zellen sind geräumig, die Thierchen groß, und mit vielen, ziemlich langen Fühlern versehen. Bei einigen Gattungen dieser Familie wachsen die Sprossen neuer Polypen nicht seitlich heraus, sondern oben aus der Zelle, so daß ein Polyp sich gleichsam in der Mitte eines andern ausbildet und der Polypenstock das Ansehen hat, als bestände er aus mehrern in einander ge-

Fig. 2.



schachtelten Polypen. Hierher gehören die Gattungen: Cyathophyllia, Dendrophyllia, Stephanophyllia, Caryophyllia.

Die Drehkorallen (Turbinolida) haben Gestalten, welche mehr oder weniger denjenigen der Becherkorallen ähnlich und Thierchen, die so groß sind, wie die Polypen jener; auch sind sie ebenfalls mit langen Fühlern versehen. Aber ihre meist einfachzelligen Polypenstöcke haben niemals Bodenwände, durch welche die Zellen in über einander liegende Abtheilungen getrennt werden. Die Kammern gehen ganz durch. Von dieser zahlreichen Familie erscheint die Gattung Turbinolia in den Korallenriffen häufig.

Die Sonnenkorallen (Astreida), setzen durch ihre steinigen, schweren Massen einen vorwaltenden Theil der Riffe zusammen und erscheinen in vielen Gattungen, vom Muschelkalk an, durch alle Schichten herauf bis in die gegenwärtige Epoche. Die Strahlen der Leibeshöhle dieser Thiere sind außerordentlich zahlreich und deshalb findet sich auch in den Zellen der Korallen ein sehr entwickelter Strahlenkranz. Die Kammern sind tief, der Länge nach unvollkommen durch Wände getheilt. Die Fortpflanzung scheint bei vielen Gattungen nicht durch Knospen allein, sondern auch durch freiwillige Theilung zu geschehen. Dadurch werden langgedehnte, meist gewundene Zellen gebildet, die dem Polypenstock ein eigenthümliches gestreiftes Ansehen geben. Die Formen der Stöcke sind vorwaltend rundlich, die Gestalten dick und plump. Je nachdem die Zellen ganz und solide bleiben, so daß die Koralle ein ästiges Ansehen hat, oder sie durch eine poröse Zwischenmasse verbunden sind, oder durch ihre Wände an einander stoßen, oder endlich ganz zusammenfließen, hat man zahlreiche Gruppen unterschieden. Von diesen sind die Gattungen Astrea und Mäandrina, bei welcher letzteren die Zellen, schnurweise an einander gereiht, in mäandrischen Windungen geschlängelt sind.

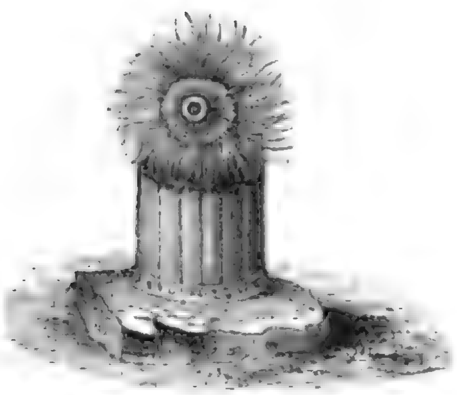
Die Schwammkorallen (Fungida) bilden rundliche oder oblonge Gestalten, die oft mehr als den Umfang eines Tellers erreichen. Sie sind meistens frei, oder ihrer Unterlage angepaßt, wie ein dicker Ueberzug. Die Strahlen der Zellen sind außerordentlich zahlreich gezackt und so ausgebreitet, daß die scharfe Begrenzung verloren geht. Das Thier ist groß, mit röhrenförmigem Munde und runden, wurmförmigen Fühlern versehen, die bisweilen aus den Strahlen des Koralls hervorstehen. Es sind aber auch bei manchen Gattungen wulstartige, verkümmerte Fühler vorhanden. Viele Arten und Gattungen der Schwammkorallen sind in den jurassischen Schichten repräsentirt und auch in den jüngern Schichten bis zur gegenwärtigen Zeit vertreten. In den Korallenbauten der südlichen Meere erscheint die Gattung Fungia häufig.

Die Augenkorallen (Oculinida) sind durch ihre schönen verästelten Formen der Polypenstöcke ausgezeichnet, welche Aehnlichkeit mit strauchartigen Gestalten haben. Die Thiere sind klein, ihre Fühler lang; die Zellen rundlich, klein, die Strahlen nur wenig entwickelt, doch stärker als bei den Madreporen. Vor diesen sind die Augenkorallen durch die ungemeine Härte und Festigkeit der Zwischensubstanz ausgezeichnet, die keine poröse Beschaffenheit zeigt und sich von der Axe der echten Korallen nur durch das Röhrennetz in der Mitte unterscheidet. Man bezeichnet deshalb einzelne Gattungen dieser Familie oft als weißes Korall.

Die zweite Ordnung umfaßt die fünfstrahligen Polypen (Pentactinia). Sie haben keinen kalkigen Korallenstock, sondern nur eine lederartige, sackförmige Haut, in welche die Fühlerkrone zurückgezogen werden kann. Die meisten leben einsam, abgesondert. Ihr Mund ist mit einem einfachen oder doppelten Fühlerkranz versehen, dessen meist zahlreiche Fühler sich von der Fünfzahl herleiten, was insbesondere bei jungen Thieren, wo der Fühler noch wenige sind, sehr deutlich hervortritt. Bei den gesellig zusammenlebenden Arten sitzt der hintere Theil ihres Körpers auf einer lederartigen, mit Ausläufern versehenen Grundlage, während die frei und einsam lebenden Gattungen entweder eine Saugscheibe besitzen, mit der sie sich auf einen Gegenstand befestigen können, oder einen zugespitzten weichern Hintertheil, mit dem sie im Schlamm stecken.

Die Familie der Seeanemonen oder Meernesseln (Actinida) lebt zahlreich in den gemäßigten und warmen Zonen. Im entwickelten Zustande bildet der Körper dieser Polypen stets einen an beiden Enden abgestutzten Cylinder von verschiedener Höhe, doch ist er immer niedrig (Fig. 3). An der untern Seite desselben befindet sich eine Saugescheibe s, womit diese Thiere sich so fest an Felsen, Steine, Muscheln ansaugen, daß es oft kaum

Fig. 3.



möglich ist, sie ohne Zerreißung durch Abziehen loszutrennen. Mit einer breiten, dünnen Klinge geschieht die Abtrennung noch am besten. Vermittelst der Saugscheibe sind diese Thiere fähig, sich langsam, kriechend fortzubewegen. Am liebsten halten sie sich in geringer Tiefe auf; in Meeren, welche bedeutende Ebbe und Fluth haben, wohnen viele Arten vorzugsweise an der Grenze der Fluth, wo in Vertiefungen am Ufer, auf Felsen Wassertümpel zurückbleiben. Die Fühler sind in Gestalt und Stellung sehr verschieden. Sie stehen bald in einer Reihe, bald in vielfachen, bald in einfachen Kreisen oder auf einem fünflappigen Stern, der ausgestülpt werden kann. Bei manchen sind die Fühler lang, dünn, wurmförmig, bei andern kurz und dick, bei einigen verästelt und ausgezackt.

Die Meernesseln gehören zu den gefräßigsten Seethieren, leben von Muscheln, Schnecken und Krustenthieren und zermalmen diese mit den Schalen, die sie, wenn die Weichtheile im Magen ausgezogen sind, durch den Mund wieder auswerfen, was oft mit solcher Gewalt geschieht, daß der ganze, weite, faltige Magensack aus dem Munde umgestülpt hervorgeworfen wird. Für Berührung sind sie sehr empfindlich; sie ziehen sich, wenn berührt, mit großer Lebhaftigkeit zusammen und speien das in ihrem Leibe enthaltene Wasser durch den Mund aus, oder durch eigene Oeffnungen am Grunde der Fühler. Sie prangen meist in schönen, lebhaften Farben und ganz besonders zeichnen sich die Fühler durch die lebhaftesten Farbentöne aus. Merkwürdig ist ihr zähes Leben. Sie lassen sich Jahre lang in Gefäßen erhalten, deren Wasser durch öfteres Wechseln und Erneuern im frischen Zustande erhalten wird. Ein sorgfältiger Beobachter dieser Thiere hatte ein solches während vierzig Jahren erhalten und in diesem Zeitraume hat es, wahrscheinlich durch innere Knospenbildung, über 600 Junge erzeugt. Die Eier dieser interessanten Thiere entwickeln sich im Innern der Leibeshöhle so weit, bis die Jungen zu nackten Polypen mit fünf rundlichen, warzenartigen Strahlen ausgebildet sind. Dann werden sie durch den Mund ausgespien. Während der Ausbildung der innern Organe wächst und bildet sich auch schnell die Zahl der Fühler. In italienischen Küstenorten werden die Meernesseln auf den Markt gebracht und vom gemeinen Volke gegessen.

Die dritte Ordnung der achtstrahligen Polypen (Octactinia) hat acht Fühler in einfachem Kreise um den Mund gestellt. Sie sind meist dreieckig, blattartig, an den Seiten gekerbt, zuweilen ziemlich tief ausgezackt. Die Korallenstöcke zeigen hinsichtlich ihrer Structur und Gestalt eine große Mannigfaltigkeit; sie bilden bald Röhren, bald schwammige Stöcke, bald innere Axen.

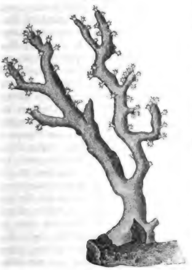
Eine ausgezeichnete Familie dieser Ordnung ist die der Orgelkorallen (Tubiporida). Sie hat meist kalkige, oft sehr massenhafte Korallenstöcke, die aus einzelnen, fast parallelen rundlichen Röhren gebildet sind, indem die verkalkte äußerste Hautschicht des Thieres zu röhrenförmigen Zellen sich gebildet hat, die bündelartig zusammenstehen. Die Bewohner dieser Zellen sind dünne Polypen mit langen, einziehbaren Fühlern, deren sehr tief eingekerbte Ränder fast gefiedert erscheinen. Zwischenwände verbinden die einzelnen Röhren, in deren Innerm auch quere Scheidewände liegen. Diese Familie war zur Zeit der Bildung der Schichten des Uebergangsgebirges sehr reich in einzelnen Gattungen repräsentirt. Die jetzigen Orgelkorallen haben eine schöne purpurrothe Farbe; die Thiere sind grün oder blaßröthlich.

Die Familie der Pilzkorallen oder Seekorke (Alcyonida) hat weiche, fleischige Polypenstöcke, von schwammiger Beschaffenheit, die bisweilen eine fingerartige Ausbreitung haben. Der Kalkgehalt ist hier durch eine Unzahl unregelmäßiger Concretionen repräsentirt, die meist warzige Nadeln darstellen, nach allen Richtungen im weichen Stock liegen. Auf der Oberfläche befinden sich einzelne sternförmige Zellen, welche nach dem Rückzug der Thiere wie Warzen aussehen. Die Thierchen sind kurz, dick, ihre Fühler seitlich sehr tief eingekerbt.

Die Familie der Rindenkorallen (Gorgonida) unterscheidet sich von allen übrigen

Korallenfamilien durch die Ausbildung einer kalkigen, kieseligen oder hornigen Axe, die **Baumform** hat, verästelt und mit einem lederartigen Ueberzug versehen ist, in dessen einzelnen Zellen die Polypen wohnen (Fig. 4).

Fig. 4.



Korallenbaum mit entwickelten Polypen.

Fig. 5.



Ein einzelner Polyp.

Auch diese Zellen erscheinen bisweilen versteinert und haben alsdann die Gestalt von kurzen Becherchen, welche auf der Axe sitzen (Fig. 5). In der lederartigen, weichen Rindensubstanz, welche die kalkige Axe überzieht, sind, wie bei den Seekorken, Kalknadeln abgelagert. Es sind in derselben auch die Netze der gemeinschaftlichen Canäle sichtbar, welche die einzelnen Polypen mit einander verbinden. Die Thierchen sind denen der Seekorke ähnlich; aber ihre Fühler sind noch kürzer und weniger tief eingekerbt.

In dieser Familie zeichnet sich vor Allen die mit kalkiger, steinerner Axe versehene Gattung des **echten Koralls** (Isis nobilis) aus, welches wegen seiner großen Härte, schönen rothen Farbe und Polirfähigkeit, sehr geschätzt ist. Der ganze Polypenstock bildet einen **Baum**. Sein Stamm soll in seltenen Fällen Mannsdicke erreichen. Er ist vollkommen ungegliedert, fest zusammenhängend und auf der Oberfläche mit feinen parallelen Streifen versehen. Seit den ältesten Zeiten wird der wirklich schöne Korallenbaum zu verschiedenen Schmucksachen verarbeitet. Er ist die sogenannte **Blutkoralle** des Volkes. Griechen und Römer kannten sie als ein Gebilde des Mittelmeeres. Dort ist ihre Heimath, besonders an der afrikanischen Küste, wo sie in Riffen und Spalten der Felsen sich ausbildet. Sie wird mit eigenen Instrumenten und sogenannten Schleppnetzen von ihren Ansatzstellen abgerissen. Diese Gewinnungsweise ist schwierig und manchmal sehr umständlich, da sich diese Korallenart bis in eine Tiefe von 6- bis 700 Fuß anbaut und die größten und schönsten Stöcke häufig in dunkeln seitlichen Spalten der Felsenküste verborgen sind. Manche abenteuerliche Sagen und Geschichten erzählt der Fischer des Mittelmeers vom Korallenfang.

Andere Gattungen, der Blutkoralle nahe stehend, haben eine gegliederte Axe mit hornigen oder kalkigen Zwischenstücken, während die eigentlichen Gorgonien eine reinhornige Axe haben. In der Structur stimmen sie ganz mit der Blutkoralle überein und eben so die auch im Mittelmeer lebende **Kieselkoralle**, welche ausnahmsweise mit einem wahrhaft verkieselten Stamm auftritt.

Die chemische Zusammensetzung der kalkigen Korallenstöcke gibt **Silliman** (Institut 1846, Nummer 674) auf nachstehende Weise an:

Es bestehen aus:	Poriten	Madreporen	Pocilloporen	Astreen
kohlensaurem Kalk	89,9—95,4	92,8—95,1	93,6—95	91,1—96,6
Phosphaten und Fluorüren	0,7— 2,1	0,5— 0,9	0,6— 1,5	0,3— 2,1
organischer Materie	2,1— 9,4	4,3— 6,0	3,5— 5,6	3,2— 8,3.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens der Korallengebilde, welche der Boden älterer Gebirgsbildungen, so wie die Erde, welche aus der Verwitterung vulcanischer Gesteine, so wie diejenige, die aus Granit und Gneis hervorgeht, kaum erreichen wird, erklärt sich durch diese Zusammensetzung. Wenn man dabei in Rechnung bringt, welche außerordentliche Ausdehnung die Korallenbauten im Indischen Ocean und im Stillen Meere haben, eine Ausdehnung, die Alles übertrifft, was man in dieser Beziehung bei ältern Sedimentbildungen sieht, so wird es begreiflich, wie auf trocken gelegten ausgestorbenen, mehr oder weniger verwitterten Korallenmassen viele Millionen Menschen fruchtbare Wohnsitze haben können. Gar viele niedrige Inseln der südlichen Gewässer des Weltmeeres sind ihren sichtbaren, mineralogisch bestimmbaren Theilen nach nichts Anderes, als das Werk eines wunderbaren Baues der Korallenthiere und werden deshalb Koralleninseln genannt. Sie sind eine Eigenthümlichkeit des Indischen und des Stillen Oceans, in deren warmen Gewässern die Polypen reichlich kohlensaure Kalkerde aus dem Meere aufnehmen und durch ihre häutigen Organe als feste Korallenstöcke aussondern. Wir haben bei der Betrachtung der wichtigsten Korallenthiere schon gesehen, daß die steinigen Korallen, je nach der Thiergattung, die sie erzeugt, eine sehr verschiedene Beschaffenheit hinsichtlich ihrer Formen, Dichtigkeit u. s. w. haben.

Die Annahme der frühern Zeit, daß die Korallenthiere ihren Bau aus unergründlichen Tiefen bis zur Meeresfläche heraufführen, entbehrt jeden Beweises und ist schon vor 35 Jahren von den französischen Naturforschern Quoy und Gaimard gründlich widerlegt worden (Ann. d. sc. nat. 1825). Nach den Beobachtungen, die Ehrenberg im Rothen Meere gemacht hat (Poggend. Ann. Bd. 41), trifft man dort lebende Korallenstämme nur ausnahmsweise in größern Tiefen als sechs Klafter. Im Nordtheil des Rothen Meeres hat man indessen ausgedehnte lebende Stämme bis zu einer Tiefe von 25 englischen Faden, oder bis zu 152,5 Fuß Badisch gefunden.*) Es ist aber ein solches Vorkommen schon ein ungewöhnliches und Darwin, der in neuerer Zeit die Korallenbildungen im Stillen und im Indischen Ocean am gründlichsten untersucht hat, folgert aus seinen Beobachtungen, daß durchschnittlich in jenen Meeren die Korallenthiere nicht in größern Tiefen als bis zu 30 Faden (= 182 Fuß Badisch) vorkommen. Sie können in Tiefen über 200 Fuß nicht leben. Die erste Ansiedlung geschieht auf Felsen unter dem Wasserspiegel. Niemals auf Sand oder Schlamm, auch nicht in anhaltend trübem Wasser, oder da, wo ein Fluß sich in's Meer ergießt und das Wasser brackisch macht oder süß. Im Rothen Meere überziehen die Thierchen die Felsen allenthalben an der Küste, und das ist auch in andern Meeren so, wo man an den felsigen Küsten den Korallenbau oft ganz eng sich an diese anschließen sieht. Die Ausdehnung der Bauten ist sehr verschieden. An manchen Stellen bilden sie nur Ueberzüge von ein bis zwei Fuß Stärke, seltener in der Dicke von einer Klafter und darüber. Das ist, nach Ehrenberg, längs der Küste des Rothen Meeres die vorherrschende Beschaffenheit der kalkigen Korallenabsätze. Man sieht solche auch schon bei Marseille, an der Felsenküste der Insel Ratomau. In den wärmern Meeren bauen sie in großer Ausdehnung und wo dieses ungehindert geschehen kann, da ist das Emporwachsen der Korallengebilde ganz merklich. Gestrandete Schiffe hat man dort nach einer kleinen Reihe von Jahren wiederholt mit Korallen überkleidet gefunden. Auf den Maldiven sind die Bewohner der Küsten fortwährend genöthigt, die immerfort an denselben angepreßten Korallenstämme zu zerstören, damit die Schifffahrt dadurch nicht gehindert und unsicher gemacht wird. Dr. Allan hat an der Ostküste von Madagaskar zur Ebbezeit verschiedene lebende, bis zehn Pfund schwere lose Korallenmassen auf den Felsengrund, drei Fuß tief unter den Seespiegel gelegt. Nach sieben Monaten zeigten sie sich fest aufgewachsen, um mehrere Fuß vergrößert und bis nahe unter den Seespiegel der Ebbe heraufgebaut. Es ist ganz erstaunlich, welche außerordentliche Ausdehnung die kalkigen Bauten dieser kleinen, weichen Thierchen in manchen Gegenden der warmen Meere erreicht haben. An der Westseite von Neu-Caledonien zieht sich ein Korallenbau auf eine Länge von 400 Meilen hin; der große australische aber nimmt eine Länge von nahezu 1000 englischen Meilen ein.

*) Ein Faden englisch (Fathom) ist = 1,83 Meter; ein Fuß Badisch = 0,3 Meter.

An vielen Küsten zeigen sie sich wie ein Saum längs derselben. Man nennt diese Bauten alsdann **Riffe, Küstenriffe** (fringing reefs, Darwin.*) Sie sind stark entwickelt an der Ostküste von Afrika, und an der südamerikanischen Küste, an denen von Madagaskar, Sumatra, der Philippinen, Hebriden, Antillen und der Salomonsinseln. Oefters liegt zwischen der Küste und dem Riff ein schmaler, seichter Canal. In dem bewegten klaren Wasser an der Außenseite des Riffs ist das kräftigste Wachsthum, die stärkste bauende Thätigkeit der gallertartigen Thierchen. Wie sie aber nicht im trüben und im ungesalzenen Wasser leben können, das gibt sich bei diesen Riffen recht augenfällig dadurch zu erkennen, daß allezeit gegenüber der Mündung eines Flusses oder Baches, die Riffe unterbrochen sind, eine Lücke zeigen. An steilen Küsten haben die Riffe wohl eine Breite von 50 bis 100 Ellen, der Canal hinter denselben hat stets um so mehr Breite, je stärker die Verflachung der Küste ist. Wo die Brandung auf ein Riff einwirkt, da zertrümmern die Wellen seinen Rand. Abgerissene Blöcke davon und Trümmer werden auf die Oberfläche des Riffs geworfen, dort angehäuft, mit dem Schlamm zerriebener Korallen und den Bruchstücken zerbrochener Muscheln untermengt und durch den Kalkabsatz des Meerwassers zu einer festen Conglomeratmasse verkittet. Endlich erhebt diese sich über die Fluthhöhe und das Riff hat jetzt die Beschaffenheit einer langgezogenen Insel. Die conglomeratische Korallenmasse hat ganz die Natur eines Steins. Die Korallenstructur ist durch die eingedrungenen Kalktheile unkenntlich, die mitunter in der Form von weißem Kalkspath sich in alle Zwischenräume der Trümmermasse eingelegt haben. Oefters hat die Steinmasse der Oberfläche solcher Riffe die Beschaffenheit eines **Kalksandsteins** oder einer Art **Rogenstein**.

Dieser Stein, **Riffstein** genannt, erinnert an die Bildungsweise und Beschaffenheit des sogenannten **Filtrirsandsteins** von **Gran-Canaria**, aus dem man dort Vasen formt, die über alle Inseln der Nachbarschaft verführt werden. Das Wasser durchdringt den porösen Stein, setzt Unreinigkeiten in seinen Poren ab und erhält es durch die ununterbrochene Verdunstung an seiner Oberfläche in einer Kühle, die bei seinem Genuß im Klima der canarischen Inseln so angenehm und erquickend ist. L. von Buch hat von der Bildungsweise dieses Steins eine Beschreibung gegeben, welche auch auf die Entstehung des Riffsteins ein unterrichtendes Licht wirft. Er sagt: „Dieser **Filtrirsandstein** bildet sich täglich. Der heftige Nordostpassatwind, der unausgesetzt den Sommer hindurch weht, erhebt die leichten Brocken von zerbrochenen Muscheln und kleine, durch die Wellen abgerundete Körner von Trachyt und Basalt, führt sie über die schmale Landenge von Guanarteme, welche die Isleta mit der größern Insel verbindet, und setzt sie auf der andern Seite als Dünen wieder ab, von 30 oder 40 Fuß Höhe, die norddeutschen Dünen völlig ähnlich sind. Hinter den Dünen trifft der Wind das Ufer nicht mehr; die Wellen spielen unaufhörlich mit dem Sande und das Wasser verbindet ihn nach und nach zur festen Masse, welche zur Ebbezeit gebrochen wird."

„Das Wasser dieser Wellen ist den größten Theil des Jahres bis über 20 Grad Reaumur erwärmt und **mit dieser Temperatur scheint es durchaus und überall eine besondere Fähigkeit zu erhalten, Kalktheile aufzulösen, schwebend zu erhalten und sie als Sinter abzusetzen**, dort nämlich, wo der heftige Wind die anfangende Bildung nicht immer wieder zerstört. Daher findet sich der Filtrirsandstein vorzüglich an den Ufern von Confital, auf der Isleta, nicht aber an dem gar wenig entfernten Ufer von Catalina, welches dem Nordwestwinde ausgesetzt ist. Auch ist solcher Sinterstein auf der ganzen Ostseite der Isleta nicht selten und enthält außer den Seemuscheln auch häufig Helices (Landschnecken), welche dieser Gegend so eigenthümlich sind."

„Untersucht man diesen Filtrirsandstein etwas genauer, so könnte man ihn leicht für einen Rogenstein halten. Die meisten Körner nämlich sind rund, kalkartig und umgeben einen fühlbaren Kern, um so sichtbarer, da es gewöhnlich ein dunkler kleiner Brocken von Basalt oder Trachyt ist. Oft aber erkennt man auch deutlich ein größeres Stück einer Muschel, welches einen solchen Kern bildet. Größere, nicht mit solcher Kalkrinde umgebene Trachyt- oder Basaltstückchen mögen durch ihre Ecken die Filtrirlöcher bilden

*) E. Darwin, the structure and distribution of coral reefs, London 1842.

und ohne sie würde man vielleicht das Ganze unbedenklich für Rogenstein ansehen."

„Wenigstens läugne ich nicht," so schließt von Buch die lehrreiche Schilderung, „daß, seitdem ich die Bildung dieses Filtrirsandsteins sah, ich die Rogensteine der Juraformation nie für etwas Anderes habe ansehen können, als für die Folge von in großer Bewegung zerbrochenen Muscheln, in einem sehr erwärmten Gewässer; auch zweifle ich nicht, daß sich auf solche Art wohl jetzt noch Rogensteinflötze auf Korallenbänken der Tropengegenden absetzen mögen."

Das ist auf der Oberfläche der Korallenriffe auch wirklich der Fall. Zwischen den fest verbundenen runden Körnchen liegen zerbrochene Muschelschalen, Korallenstücke, Seeigelstacheln und andere Theile verschiedener Seethiere. An den Küsten des warmen Meeres der Antillen, an denen von Ascension, sodann im König Georgssund in Australien, werden durch die Absätze von Kalktheilen aus dem Meerwasser Kalksteine gebildet, welche mitunter eine ungewöhnliche Härte besitzen. An den Küsten der Bermudainseln, deren Meer von Muscheln und Korallen erfüllt ist, werden in eine ähnliche Bildung zahlreiche Exemplare dieser Meerthiere eingeschlossen und unter diesen namentlich auch der von dorther bekannte schöne, große, gefleckte Trochus imperialis, wohl erhalten und mit allen Farben.

Wenn der Canal zwischen einem Korallenriff und der Küste durchweg sich fortzieht längs der Küste, wie eine Lagune, so heißt man das Riff ein Dammriff (Barrier reef, Darwin). Es erscheint, vom Lande aus gesehen, als ein flacher Gürtel, der oftmals schön begrünt ist und, geziert mit einem Kranze von Cocosbäumen, den ruhigen Lagunencanal von der wogenden See abschließt. Im Indischen Meere sind die Küsten der Continente und der Inseln auf ungeheuer weite Strecken von solchen Dammriffen umgeben. Die Breite der Lagunencanäle, die sie vom Festland trennen, ist mitunter sehr beträchtlich und beträgt an der Nordostküste von Australien an manchen Stellen reichlich 25 Stunden. Die meisten Inselgruppen des Stillen Oceans sind von solchen Dammriffen umgeben, welche die Schifffahrt oft äußerst gefährlich machen. Die ruhigen Wasser der Lagunen bieten einer Menge von Seethieren einen sichern Zufluchtsort dar. Die weichen Körper der Polypen dienen vielen Muschelthieren zur Nahrung und deshalb sieht man diese in der Nähe der Korallenstämme sehr zahlreich versammelt und beschäftigt, dieselben zu benagen. In ihrer Gesellschaft sind Seeigel, Seesterne, Schwärme von Crustaceen, denen das Innere der Lagunen dann ein willkommener Aufenthaltsort ist.

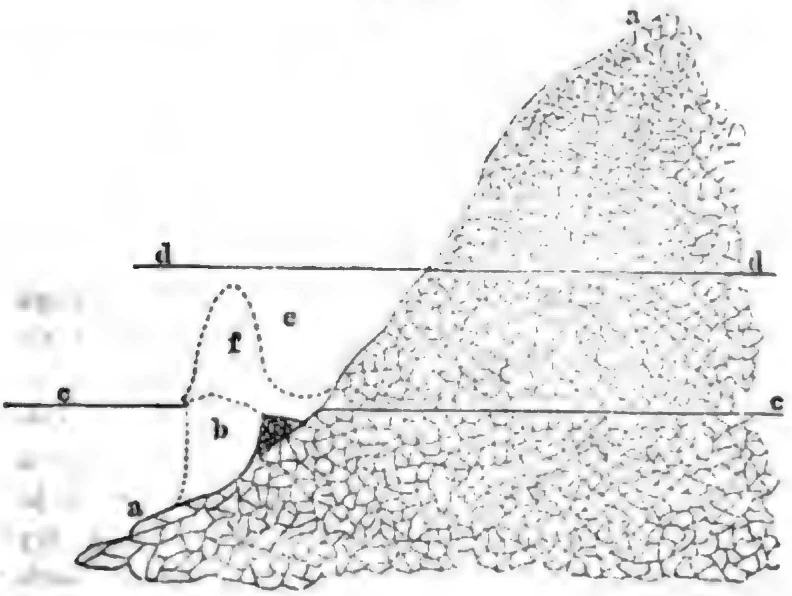
Die Küsten vieler südlichen Inseln und Continentstheile sind von solchen Korallenriffen umsäumt, deren Bau über den Wasserspiegel mehr oder weniger hervorragt, oder ganz auf dem trockenen Lande liegt. Diese Erscheinung wird durch die wohl ganz richtige Annahme erklärt, es sei das Land durch eine seculare aufsteigende Bewegung allmälig, oder durch vulcanische Thätigkeit auf einmal oder ruckweise gehoben worden. Dabei traten die Korallenbauten aus dem Wasser heraus und gelangten in verschiedene Höhen über dem Meeresspiegel, wobei die trocken gelegten Stämme ausstarben. Die Küsten von Otahaiti tragen ringsum ein solches ausgestorbenes Korallenriff.

Senkt sich dagegen das Land, an welchem sich ein Korallenbau hinzieht, so geht die bauende Thätigkeit im ganzen Riff so lange fort, bis die Senkung denjenigen Grad der Tiefe erreicht hat, bei welchem die Thierchen im untersten Theile des Riffs nicht fortleben können. Dann stirbt dieser Theil aus. In den höhern Thieren aber geht das Leben seinen natürlichen Gang fort. Ist die Lebenszeit einer Generation abgelaufen, so ersteht auf ihrem steinigen Rückstande eine jüngere und es erheben immer wieder jüngere Geschlechter ihre Gehäuse auf dem ältern Bau und erhöhen das Riff. Zahllose Individuen der zarten kleinen Thierchen entwickeln sich über dem Bau des Familienstammes und hinterlassen ihrerseits in der Weise der Vorfahren das Denkmal einer bewunderungswürdigen Thätigkeit. Bei einer lange fortdauernden Senkung erhält das Riff eine sehr beträchtliche Höhe, einen fast senkrechten Abfall. Es kann auf mehrere hundert Fuß niederreichen. Auf diese Weise erklärt sich das Vorkommen von Korallenbauten in Tiefen, in welchen die Thiere nicht leben können. Diese Erscheinung hat die ganz unrichtige Annahme veranlaßt, die Korallenthiere führen ihre Baue aus großen Tiefen herauf.

Durch die Senkung wird das Riff insbesondere auch hinsichtlich seiner Lage gegen das Land wesentlich verändert. War das

Riff vor der Senkung ein *Küstenriff*, ganz an die Küste angeschlossen, ohne daß zwischen dieser und dem Korallenbau ein freies Wasser, ein Canal war; so entsteht nunmehr bei der Senkung ein Abstand, ein Lagunencanal zwischen der Küste und dem Riff, der um so breiter wird, je flacher die Küste und je beträchtlicher die Senkung ist. Das *Küstenriff* verwandelt sich in ein *Dammriff*. Beistehende Figur 6 zeigt dieses Verhältniß an. In derselben deutet die

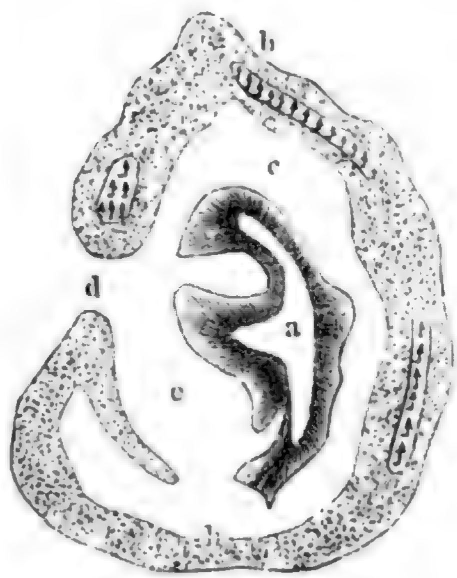
Fig. 6.



Linie aa die Felsenküste an, b das Korallenriff in seiner ursprünglichen Anlagerung als *Küstenriff*, cc das Niveau der Meeresfläche zur Zeit seiner Bildung. Wenn nun durch allmälige Senkung der Küste diese so weit untergetaucht worden ist, daß sie bis zur Linie dd unter Wasser steht; so hat der Korallenbau in dieser Zeit durch die Thätigkeit der Polyp'n mauerförmig sich nach oben vergrößert und so emporgebildet, wie es bei f die punktirte Zeichnung darstellt. Jetzt ist ein freies Wasser zwischen dem Riff und der Felsenküste, ein Lagunencanal e, der beide von einander trennt.

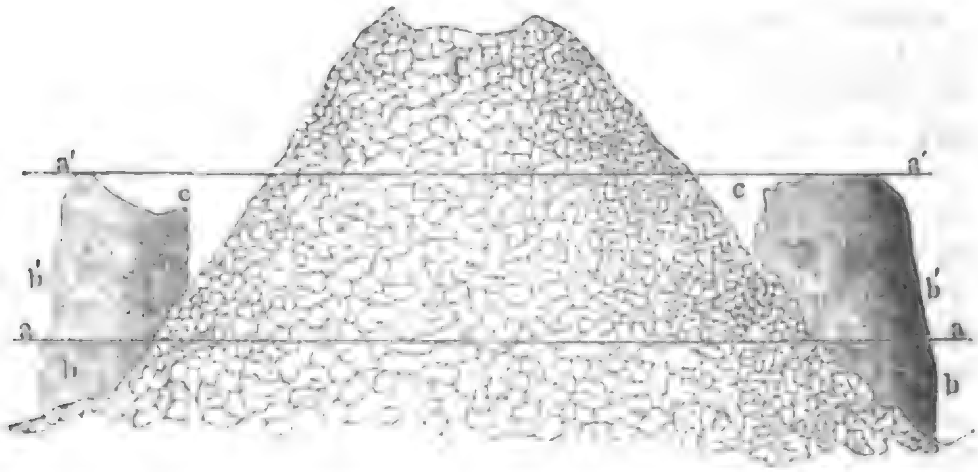
Die mehrsten Inseln des *Stillen* und des *Indischen* Oceans haben ovale oder auch runde Gestalt, selten sind sie langgezogen. Da das *Dammriff* die Umrisse der Küste wiederholt, wie diese waren zur Zeit, als es sich daran als *Küstenriff* bildete; so entspricht seine Gestalt immer auch der Gestalt der von ihm umgebenen Insel. Sie ist daher häufig oval oder kreisförmig. *Senkt* sich eine solche kleine Insel sammt ihrem Korallenkranz, so verschwindet von ihrer Masse immer mehr und mehr, je tiefer sie untergetaucht wird, bis zu einer gewissen Zeit nur noch ihre höchsten Punkte über den Meeresspiegel hervorragen. Während dessen haben die Korallenthiere das Riff immer höher heraufgebaut und dasselbe gegen die Oberfläche des Meeres erhoben. Der Felsenkern ist dann von einem Gürtel des Korallenbaues umgeben, der nach und nach aus dem Wasser, selbst zur Fluthzeit, hervortritt, indem über demselben in der oben beschriebenen Weise sich sandsteinartige und rogensteinartige Steinmassen ansetzen. Sie werden nach und nach mit Vegetation bekleidet und endlich ist das Gebilde mit einem Kranz von Cocosbäumen geziert. Untenstehende Figur 7 zeigt eine kartirte Skizze der Insel *Bolabola* im Stillen Ocean, die als Typus einer Insel gelten kann, die von einem ringförmigen Korallenbau umgeben ist. Der Rest der Insel a, ihre höchsten Punkte, haben sich allein noch über dem Wasser erhalten und ragen von dem Riff bbb umgeben über den Meeresspiegel empor. Der Lagunencanal c trennt den Felsenbau vom Riff und umzieht den Inselrest wie ein Festungsgraben. Bei d ist eine Lücke im Riff, der Eingang in die Lagune. Diese Oeffnung stammt aus der Zeit her, wo der Korallenbau als *Küsten*- oder *Dammriff* an dieser Stelle einem Fluß oder Bach des Landes gegenüberlag, der süßes Wasser brachte, in welchem die Polypen nicht leben können.

Fig. 7.



Eine deutliche Vorstellung von dem veränderten Verhältnisse des ursprünglichen Küstenriffs kann beigegebene Figur geben, welche den Durchschnitt genannter Insel darstellt (Fig. 8).

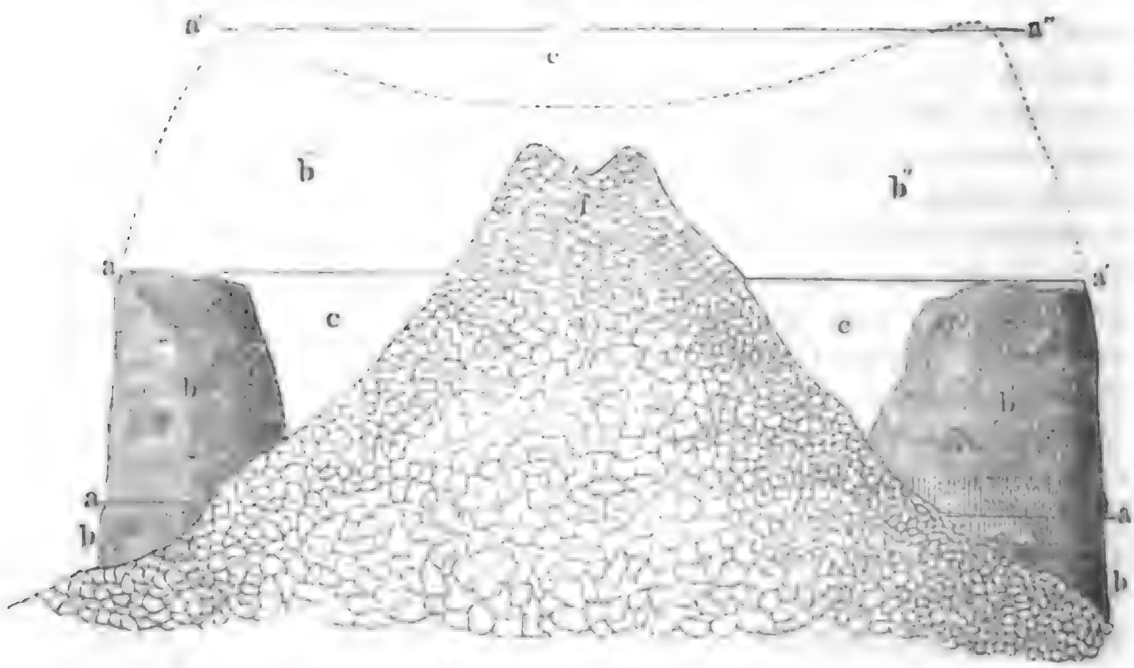
Fig. 8.



Als das jetzt gürtelförmige Riff b′ als *Küstenriff* gebildet wurde, hatte der Meeresspiegel den Stand, welchen die Linie aa bezeichnet. Durch die Senkung der Insel gestaltet sich das *Küstenriff* in das *Dammriff* b′ um, wobei der Lagunencanal c entstand und der Seespiegel die Lage der Linie a′a′ hatte. Der Rest der Insel ragte als Felsgebilde f inmitten der Lagune über den Meeresspiegel empor. Geht aber die Senkung ununterbrochen fort, so wird endlich auch das Felsgebilde untergetaucht und selbst der letzte Rest festen Gesteins verschwindet unter dem Meere (Fig. 9).

Die thätig fortbauenden Korallen überziehen nun den Felsen ganz, führen jedoch ihren Bau in der Mitte über der Spitze der Insel nicht so hoch, als im Umkreis und nach Außen, an der Wellenseite, wo die stärkere Brandung stattfindet. Auf diese Weise hinterbleibt in der Mitte eine Lagune c. Der Seespiegel hat die Lage der Linie a″a″ angenommen und das *Dammriff* b′ ist in die große Riffmasse b″b″ umgewandelt, welche die punktirte Linie umschreibt. Bei dem beschriebenen Vorgange einer fortwährenden Senkung einer Insel, an deren Küsten sich Korallenthiere angebaut hatten, die während der Senkung ihren Bau fortführten, ist eine flache, niedrige, ovale oder rundliche Koralleninsel, mit einer Lagune in der Mitte, entstanden. Beistehende Zeichnung gibt die Ansicht der Insel *Bolabola* im Stillen Ocean, die nur noch mit ihrer höchsten Spitze über den Seespiegel emporragt,

Fig. 9.



Untergetauchte Insel von Korallen überbaut.

Fig. 10.



Felsenrest der Insel Bolabola im Stillen Ocean.

von einem Korallenbau umkränzt, der mit Cocosbäumen besetzt ist (Fig. 10).

Die rundlichen, niedrigen Koralleninseln mit einer Lagune in der Mitte nennen die Bewohner der Inselfluren des Stillen und Indischen Oceans, wo diese Inseln so häufig auftreten, Atolls. Durch solche Inselgebilde sind besonders ausgezeichnet die Inselgruppen der Maldiven und Lacadiven. Die Zeichnung, welche Capitän Beechey*) von einer solchen Insel mitgetheilt hat, gewährt uns die Ansicht der eigenthümlichen Gestalt eines Atolls (Fig. 11).

Die ringförmige Korallenmauer ist schmal, meist kaum einige hundert Fuß breit und erhebt sich nur wenige Fuß über den Meeresspiegel zur Zeit der höchsten Fluth. Eine schöne Vegetation bedeckt gewöhnlich ihre Oberfläche und über dem dichten, dunkeln Grün erheben sich große baumartige Gewächse und als eine wahre Zierde Cocosbäume. An der Außenseite der Atolls ist gewöhnlich ein steiler Abfall bis in beträchtliche Tiefe und eine starke Brandung, zumal auf der Windseite, wo die Thierchen etwas höher heraufbauen, die Korallenmauer verstärken. Feiner weißer Kalksand, aus zerriebenen Korallen entstanden, bedeckt den äußern Rand der

Fig 11.



Ansicht der Insel Weiß-Sonntag im Stillen Ocean.

*) Captain Beechey voyage to the Pacific.

Mauer und liegt auch auf dem Grunde der Lagune. Diese hat meist eine Tiefe zwischen 20 bis 40 Faden. Zuweilen ist der Korallenring ganz geschlossen; meistens jedoch hat er eine Oeffnung, bisweilen mehrere, vermittelst welcher das Meer mit der Lagune in Verbindung steht. Mitunter sind diese Oeffnungen so breit und gehen so tief nieder, daß selbst größere Schiffe durch sie in das ruhige Lagunenwasser einlaufen können und daselbst einen sichern Hafen finden. Selten hat jedoch eine solche Oeffnung mehr als 25 Fuß Tiefe. Sie befindet sich gewöhnlich auf der Leeseite und wird durch das ein- und ausströmende Wasser der Gezeiten offen erhalten und mehr oder minder erweitert. Vielleicht einzig in seiner Art ist der Hafen Hanaruru auf Woahoo, einer der Sandwichinseln, dessen Einfahrt gleichfalls durch die Oeffnung einer Korallenmauer gebildet ist. Diese Oeffnung hat aber eine geringe Breite und nur 21 Fuß Tiefe, während das geräumige Becken eine beträchtliche Tiefe zeigt. Bei dem an dieser Küste sehr großen Unterschied des Wasserstandes der Gezeiten tritt hier der Fall ein, daß zur Ebbezeit das Hafenbecken ganz geschlossen wird, indem die Ebbe, selbst in der Einfahrtsöffnung, das Korallenriff trocken legt.

In der ersten Zeit des Aufbaues einer Ringmauer bleiben nicht selten mehrere Lücken offen, die erst später ausgefüllt werden. Man sieht wohl auch hier und da die Oeffnung in der Lagune durch spätere Korallenbauten geschlossen oder ausgefüllt mit Sand, Korallen- und Muscheltrümmern. Die Größe der Atolls ist im Allgemeinen nicht bedeutend. Unter 32, welche der Capitän Beechey im Stillen Ocean besuchte, hatte der größte einen Durchmesser von 30 englischen Meilen, der kleinste von weniger als einer Meile. Die ganz verschiedenen Verhältnisse, unter welchen man die Korallenbauten als Küstenriffe, als Dammriffe, als Atolls auftreten sieht, und die bekannten Gesetze des Lebens und Wachsthums der Korallenthiere und ihrer Wohnungen, führen zu der Annahme einer allmäligen Senkung des Meeresbodens in einem großen Theil des Stillen Oceans. Die unzähligen Inselgruppen in diesen Gewässern bieten das Bild eines untergetauchten Continents dar, von welchem jetzt nur noch die höchsten Bergspitzen aus dem Meere hervorragen. Die Senkung des Bodens des Stillen Meeres scheint gegenwärtig noch fortzubauern, da so viele Atolls in demselben vorhanden sind, an welchen die Korallenthiere heute noch mit großer Thätigkeit fortbauen. Das Gleiche zeigt sich im Indischen Meere; auch hier sind überaus zahlreich Dammriffe und Atolls vorhanden. Eben so bemerkt man an den Ufern von Australien und Neucaledonien Dammriffe, welche die Anzeige einer Senkung des Bodens sind. Ein schmaler Strich von allmälig sich erhebenden Inseln, zu denen die Salomonsinseln und die Neuen Hebriden gehören, trennt die Küsten jener Länder von dem sich senkenden australischen Inselmeer. Die Sundainseln dagegen und der weite Ostindische Ocean, im Osten von Bengalen, zeigen wieder eine Erhebungszone. Die Lacadiven und Maldiven hingegen geben wiederum durch ihre zahlreichen Atolls den Anblick einer Senkungszone. Die östlichen Küsten von Afrika und die Insel Madagaskar aber gehören einer Erhebungszone an. Auf zahlreiche Beobachtungen an den Koralleninseln gestützt, hat Darwin, wie angegeben, mehrere abwechselnde Zonen von Hebungen und Senkungen im Stillen und im Indischen Ocean nachgewiesen und mit Erwägung des Einflusses dieser Niveauveränderungen die verschiedenen Verhältnisse der Korallenriffe zum Land, ihre Gestalt und ihre Veränderlichkeit und Umwandlung auf eine Weise erklärt, durch welche der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet worden ist.

Die Erscheinung der flachen, meist ringförmigen Koralleninseln hatte schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Seefahrer und der Naturforscher gefesselt. Allein ihre Entstehungsweise und Beschaffenheit wurde bis auf Darwin unrichtig erklärt und verkannt. Nachdem man von der ersten falschen Annahme, daß die Korallenthiere ihre Bauten vom Grunde des Meeres aus großen Tiefen herauf führen, zurückgekommen und belehrt worden war, daß diese Thiere in großen Tiefen nicht leben können, suchte man die kreisförmige Gestalt der Atolls dadurch zu erklären, daß man annahm, sie hätten auf kraterförmigen Spitzen untermeerischer Berge sich angesetzt, von den Rändern derselben ihren Bau begonnen und bis zum Seespiegel erhoben. Darwin's naturgemäße Beschreibung und Erklärung der Beschaffenheit dieser Inseln macht jede weitere Auseinandersetzung über dieselben überflüssig.

A. von Chamisso, welcher den Capitän Kotzebue auf seiner Erdumseglung begleitete, hat in lebendiger Darstellung die Arbeit der Korallenthiere und die Bildung der Inseln beschrieben, wie er sie selbst hatte beobachten können:*) „Ist das Riff bis zur Höhe gelangt, daß es bei niedrigem Wasserstande, zur Zeit der Ebbe, fast trocken wird, so hören die Korallen auf, weiterzubauen. Muschelschalen, Korallenbruchstücke, Seeigelschalen und davon abgefallene Stacheln vereinigt die brennende Sonne durch den bindenden Kalksand, der durch Zerreiben jener Schalen entstand, zu einem allgemeinen Ganzen, zu einem festen Steine, der allmälig verstärkt an Dicke zunimmt, bis er endlich so hoch wird, daß nur noch in einigen Jahreszeiten hohe Fluth ihn bedeckt. In der Trockenheit durchglüht die Sonne die Steinmasse so sehr, daß sie an vielen Stellen spaltet und sich in Schichten ablöst. Durch Brandungen bei hohen Fluthen werden diese getrennten flachen Steine gehoben und auf einander gethürmt. Die immer geschäftige Brandung wirft Korallenblöcke und Seethierschalen zwischen und auf die Grundsteine. Nun bleibt auch der Kalksand ungefährdet liegen und bietet dem strandenden, keimenden Pflanzensamen einen schnell treibenden Boden, zur Beschattung eines weißen blendenden Grundes dar. Auch ganze Baumstämme von anderen Ländern und Inseln durch die Flüsse entführt, finden hier nach langer Irrfahrt endlich ihren Ruheplatz. Mit diesen kommen kleine Thiere (Insecten, Eidechsen und dergleichen) als erste Bewohner an. Ehe noch die Bäume sich zu einem Walde vereinigen, nisten hier die eigentlichen Seevögel, verirrte Landvögel nehmen ihre Zuflucht zu den Gebüschen und ganz spät, nachdem die Schöpfung längst geschehen, findet sich auch der Mensch ein, schlägt seine Hütte auf der fruchtbaren Erde auf, die durch Verwesung von Baumblättern entstand, und nennt sich Herr und Besitzer dieser Welt."

Es ist nach der Beschreibung, welche Darwin von der Bildung der Korallenriffe gegeben hat, wohl zu begreifen, daß die Korallenthiere im Stande sind, Kalkfelsen von außerordentlicher Ausdehnung, von mehreren tausend Fußen Mächtigkeit zu bilden. Das kann geschehen, wenn die Thiere lange Zeit bauen, wenn das Sinken eines Riffs während großer Zeiträume fortdauert und während derselben die Polypen ununterbrochen fortbauen. Jedenfalls erfordert der Absatz einer ausgedehnten Korallenmasse einen großen Zeitraum, da die Polypen den dazu nöthigen Kalk aus dem Meerwasser nehmen und dieses als mittleren Kalkgehalt nur 1/10.000 enthält.

*) Kotzebue's Entdeckungsreise 1821.

Wollen wir einen Maßstab an die Zeit anlegen, innerhalb welcher sich ein Korallenbau von gewisser Ausdehnung bilden kann, so werden wir die dazu nöthige Senkung des Landes in dem Verhältniß der heutigen Hebung Schwedens annehmen können, nämlich 4,26 Fuß in einem Jahrhundert. Dies angenommen, können die Riffe in 200 Jahren kaum um 10 Fuß gesunken sein. Diese allmälige Senkung mag den europäischen Seefahrern, welche jene Inseln beobachten, leicht entgangen sein. In einem Zeitraum von 70,422 Jahren würde aber gleichwohl ein Korallenriff von 3000 Fuß Mächtigkeit entstanden sein, wenn die Thiere ununterbrochen fortgebaut und jährlich ihren Bau nur um 1/2 Zoll erhöht hätten. (Bischof, Lehrbuch der chem. und physikal. Geologie. Bd. 1. S. 960.) Während solchergestalt die einen dieser Inselgebilde durch Senkung in die Meerestiefen niedergehen, steigen andere durch Hebung aufwärts, weit über das Meerniveau, und stellen durch Polypen gebaute ausgedehnte, mit Gebirgen vergleichbare Felsmassen dar. Was in so großen Zeiträumen von den Korallenthieren gebildet worden ist, übertrifft natürlich das Product der Arbeit derselben in der jetzigen Zeit bei Weitem.

Die Korallenriffe, welche sich in einiger Entfernung von den Küsten vieler Inseln der Südsee hinziehen, an den Küsten der Gesellschafts-, der Fidschiinseln, von Vanicoro in der Gruppe der Duffsinseln, von Neucaledonien, Louisiade und die längs der bei 250 geographische Meilen langen Nordostküste von Australien fortliegen, steigen meist aus großer Tiefe an die Oberfläche des Meeres. An letzterer Küste beträgt die Breite des Canals zwischen dem Lande und dem Riff im Mittel 20 bis 30 Seemeilen, an einzelnen Stellen 50 bis 70 Seemeilen. Das Riff von Neucaledonien liegt ziemlich gleichförmig in einer Entfernung von 8 Seemeilen von der Küste ab. Die Tiefe des Canals zwischen Australien und dem Riff beträgt im Mittel 10 bis 25 Faden und wo sich das Riff weiter entfernt, steigt die Tiefe auf 40 bis 60 Faden. Der Grund ist sandig.

Der Abfall der Riffe nach Innen, gegen den Canal, ist gewöhnlich sanft, dagegen sehr steil nach Außen und an dieser Seite ist die Meerestiefe in geringer Entfernung sehr beträchtlich. Einzelne und öfters sehr ausgedehnte Riffe stehen ganz unter Wasser und werden dem durch sie sehr gefährdeten Seefahrer nur durch die starke Brandung über ihnen erkenntlich. Sie sind in ihren obersten Theilen in der Regel mit lebenden Korallenthieren besetzt. Andere Riffe sind nur theilweise von der See bedeckt, die hervorragenden Theile derselben stellen sich als langgezogene Inseln dar. Die kreisförmig eine Insel umgebenden Riffe und die Atolls sind im Allgemeinen auf der Windseite höher emporgebaut und massiver, dichter in ihrer Masse. Dieser Unterschied der Wind- und der Leeseite zeigt sich bei gar vielen Inseln des Stillen Oceans, am augenfälligsten aber nach Beechey bei den Inseln Chambier und Matilda. Bei beiden ist die höhere Windseite bewaldet, bei der ersteren auch bewohnt, während die Leeseite 20 bis 30 Fuß unter Wasser steht und schmäler ist. Der Durchmesser der Atolls, bei manchen kaum eine Seemeile, steigt bei einzelnen auf 60, ja bei einigen auf 80 Seemeilen. Der Archipel der Niedrigen Inseln, östlich von den Gesellschaftsinseln, der durch das hier sehr stürmische Meer häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, enthält 80 Atolls; in der Gruppe der Maldiven liegen 22, deren größte einen Durchmesser von 88 Seemeilen hat. Die große Korallenbank an den Chagosinseln muß man als einen unter Wasser stehenden Atoll betrachten, er mißt nach einer Richtung 70, nach einer anderen 90 Seemeilen. Nicht selten haben die Atolls auch die Gestalt eines Hufeisens. Das ist der Fall bei vielen in der Gruppe der Chagosinseln im Indischen Meer. Sie haben den Laguneneingang auf der Nordwestseite, während die herrschenden Winde hier von Südost wehen. Vermöge dieser Beschaffenheit sind sie sehr gute Hafenplätze.

Durch Hebung sind manche Riffe in verschiedene Höhen über den Meeresspiegel gekommen und zeigen unter diesen Verhältnissen die Gestalten hoher Felsmauern oder kegelförmiger Berge. In der Gruppe der Sandwichinseln erheben sich an den Küsten mehrfältig Korallenriffe 20 Fuß über die Meeresfläche; auch liegen solche landeinwärts, weit vom Strande ab. Auf Otaheiti liegen am höchsten Berg der Insel, nahezu 7000 Fuß über dem Meere, Massen eines Korallenriffs, das auf einem vulcanischen Gestein aufliegt und ganz von der Beschaffenheit des Riffs ist, das heute die Insel umgibt. Im Archipel der Niedrigen Inseln ist nach Beechey die Insel Elisabeth, auch die Hendersonsinsel genannt, durch eine senkrechte Emporhebung von nahezu 70 Fuß ausgezeichnet. Sie ist ein Atoll. Die 50 Fuß hohen senkrechten Abstürze bestehen aus einem dichten Madreporenkalk, vom Ansehn eines Kalksteins des oberen Jura. Die Lagune ist ausgefüllt. Im Innern stehen Bäume. Die Insel Morgaia, südwestlich von den Gesellschaftsinseln, erhebt sich 300 Fuß über das Meer, besteht aus Madreporenkalk und ist einem Atoll sehr ähnlich. In der Vertiefung des sonst flachen, kegelförmigen Gipfels sieht man einzelne Korallenstöcke von 40 Fuß Höhe. Auch in der Gruppe der Freundschaftsinseln liegen mehrere Koralleninseln, die einige hundert Fuß hoch sind.

Korallenriffe und Koralleninseln, die bis zu ansehnlicher Höhe über den Seespiegel emporragen, sind theils durch allmälige seculare Hebung, theils durch schnelle vulcanische, in diese Stellungen gelangt. Andererseits sind durch Senkung mächtige Korallenbauten und ganze Koralleninseln untergetaucht und in die Tiefe des Meeres gesenkt worden. Die genauen Beobachtungen aller Verhältnisse der Korallenbauten, welche wir Darwin verdanken, haben auf's Neue mannigfaltige Beweise von ganz veränderten Niveauverhältnissen weit ausgedehnter Felder des Meeresbodens an die Hand gegeben und reiches Material geliefert zur Vergleichung der Kalkbildungen der Korallenthiere, mit den Kalkbildungen des Sedimentgebirges.

Koralleninseln entstehen durch die Arbeit der riffebauenden Polypen fort und fort; sie vergehen aber auch wieder. Ausgestorbene Korallenbänke und Atolls werden durch hohe Fluthen, durch die brechende Kraft der Brandungswellen angegriffen; hervorragende Theile werden nach und nach zerstört, langgezogene Inseln werden in untermeerische Bänke umgewandelt, die Ringform der Atolls geht theilweise verloren, die Lagune wird mit Blöcken, Sand, Muscheln u. s. w. ausgefüllt. Viele verschwinden unter der Meeresfläche durch die zerstörenden Wirkungen des Oceans.

Darwin sagt: „Der Ocean schont keineswegs der Korallenfelsen; die großen über das

Riff zerstreuten und auf dem Ufer angehäuften Trümmer, zwischen denen die großen Cocosbäume entspringen, beweisen deutlich die unaufhörliche Gewalt seiner Wogen. Auch gibt es keine Periode der Ruhe. Die lange Schwellung, die von der leisen aber stetigen Wirkung des beständig in einer Richtung über eine ungeheure Fläche wehenden Passatwindes hervorgerufen wird, verursacht brandende Wogen, die an Heftigkeit selbst die unserer gemäßigten Zone übertreffen und niemals zu rollen aufhören. Es ist unmöglich, diese Wellen zu sehen, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, daß jede Insel, möchte sie nun aus dem härtesten Felsen, aus Porphyr, Granit oder Quarz bestehen, am Ende durch sie zerstört werden müßte. Und doch stehen diese niedrigen, unbedeutenden Koralleninseln und gehen siegreich aus dem Kampfe hervor — sie wachsen sogar; aber hier nimmt eine andere Kraft, als Gegensatz zu der erstern, Antheil an dem Streite. Die organischen Kräfte scheiden die Atome des kohlensauren Kalkes nach einander aus den schäumenden Brechwogen und vereinigen sie zu einem symmetrischen Bau. Mag der Sturm die Masse in tausend große Trümmer zerbrechen, was will das heißen gegen die vereinigte Arbeit von Myriaden Architekten, die Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein arbeiten. Ein weicher, gallertartiger Körper eines Polypen besiegt durch die Wirkung der Lebensgesetze die große mechanische Kraft der Wogen eines Oceans, denen weder die Kunst der Menschen, noch die leblosen Massen der Natur mit Erfolg widerstehen."

Literarisches.

Natur- und Culturleben in vergleichenden Bildern. Von A. W. Grube. Wiesbaden, Verlag von Kreidel und Niedner. Erstes Bändchen.

Der Verfasser, den Lesern dieser Zeitschrift durch verschiedene Beiträge, welche er derselben geliefert, von vortheilhafter Seite bekannt, in weiteren Kreisen wegen seiner „geographischen Charakterbilder" und der „Biographien aus der Naturkunde" mit Auszeichnung genannt, bietet in dem vorliegenden Bändchen eine Sammlung von zerstreuten Journalartikeln. Er hat für seine Darstellung solche Materien ausgewählt, welche wegen ihres tiefgreifenden Einflusses auf das Menschenleben vom allgemeinsten Interesse sind. Indem er Gleichartiges zu einem Gesammtbilde vereint und mit Verwandtem in Parallele setzt, regt er den Leser zu beobachtendem Anschauen an und gibt demselben eine orientirende Ueberschau. Die Darstellung ist durchaus populär gehalten, d. h. Grube sucht das Populäre in Dem, worin es überhaupt gesucht werden muß, in der einfachen, klaren, ihren Gegenstand beherrschenden Erörterung, welche, indem sie positive Kenntnisse mittheilt, den Verstand befriedigt, und indem sie lebendig schildert, auch die Phantasie nicht ohne Anregung läßt. Daß der Verfasser die Beziehung der Natur auf das Culturleben nicht allein im Aeußern der Industrie und des Handels, des Nomaden- oder Ackerbaulebens, sondern auch in dem innern Sinne aufgesucht hat, in der Art, wie das menschliche Gemüth das Naturleben wiederspiegelt, wird nicht sowohl einer Entschuldigung bedürfen, als vielmehr diese Auffassung den verschiedenen Aufsätzen ihren besondern Reiz und Werth verleiht.

Handbuch der religiösen und moralischen Bildung von Dr. A. E. Wagner. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Riegel's Verlagsbuchhandlung.

Die Erkenntniß des ewigen Fortschrittes im Reiche der Vernunft in Uebereinstimmung mit der ewig unwandelbaren Festigkeit und Strenge der Weltordnung, soll Gemeingut sein, die Gesetze der Sittlichkeit sollen nicht von Außen aufrecht erhalten, sondern im Menschen selbst entwickelt und befestigt werden, das ist der Wunsch und das Streben der Wohldenkenden unserer Zeit. Wenn daher ein klar sehender kritischer Geist freimüthig an die Vorurtheile aller Zeiten herantritt und die Form der sittlichen Weltordnung in ihrer Entwicklung mit dem Auge der historischen Forschung prüft, so können wir ein solches Bestreben nur willkommen heißen und uns freuen, wenn demselben eine allseitige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das vorliegende Werk erscheint in seiner frischen, wir möchten sagen heitern Auffassung der religiösen Anschauungen, wie sie in den verschiedenen Parteien und Zeiten zur Geltung kamen, wie ein gesunder Luftzug, der durch vermoderte und düstere Gewölbe weht; möchten recht viele Herzen sich ihm eröffnen und ihn als die Lebensluft der Zukunft in sich aufnehmen.



Die Werbung.

Fragment aus Friedrich Hebbel's Nibelungen.*)

(Wir sind dem Herrn Verfasser für Zusendung dieses Fragmentes, das wir hiermit zuerst der Oeffentlichkeit übergeben, zu besonderm Dank verpflichtet. Die Redaction.)

Island.

(Brunhild, von ihren Mägden umgeben, auf dem Thron. Frigga, die Amme, ihr zur Seite. Siegfried, Gunther, Hagen, Dankwart und Volcker treten auf.)

Brunhild.

Wer ist's, der heute sterben will?
(Zu Siegfried.)
Bist Du's?

Siegfried.

Ich will nicht sterben und ich will nicht werben,
Auch thust Du mir zu viel der Ehre an,
Mich vor dem König Gunther zu begrüßen,
Ich bin hier nur sein Führer.

Brunhild
(wendet sich gegen Gunther).

Also Du?
Und weißt Du, was es gilt?

Gunther.

Wohl weiß ich das!

Siegfried.

Der Ruf von Deiner Schönheit drang gar weit,
Doch weiter noch der Ruf von Deiner Strenge,
Und wer Dir immer auch in's Auge schaut,
Er wird es nicht im höchsten Rausch vergessen,
Daß Dir der dunkle Tod zur Seite steht.

Brunhild.

So ist's! Wer hier nicht siegt, der stirbt sogleich,
Und seine Diener mit. Du lächelst d'rob?
Sei nicht zu stolz! Trittst Du auch vor mich hin,
Als könntest Du den vollsten Becher Weins
Dir unverschüttet über'm Haupte halten
Und mich dabei betrachten, wie ein Bild:
Ich schwöre Dir's, Du fällst so gut, wie er.
(Zu Gunther.)
Dir aber rath' ich, wenn Du hören kannst:
Laß Dir von meinen Mägden doch die Reden
Erst nennen, die von meiner Hand schon fielen,
Vielleicht ist Mancher d'runter, der sich einst
Mit Dir gemessen hat, vielleicht gar Einer,
Der Dich besiegt zu seinen Füßen sah!

Hagen.

Der König Gunther ward noch nie besiegt.

Siegfried.

Hoch ragt sein Schloß zu Worms am Rhein empor,
Reich ist sein Land an Zierden aller Art,
Doch höher ragt er selbst noch vor den Recken
Und reicher auch an Ehren ist sein Haupt.

Hagen.

Die Hand her, Niederland! Das war ein Wort!

Volcker.

Und wär's Dir denn so schwer, dies öde Land
Und seine wüste Meereseinsamkeit
Freiwillig zu verlassen und dem König
Aus Höll' und Nacht zu folgen in die Welt?
Es ist ja gar kein Land, das noch zur Erde
Gehört, es ist ein preisgegeb'nes Riff,
Das die Lebend'gen längst entsetzt verließen

---

*) Die Nibelungen. Eine Trilogie in drei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Der gehörnte Siegfried. Vorspiel in einem Act. Zweite Abtheilung: Siegfried's Tod. Tragödie in fünf Acten. Dritte Abtheilung: Kriemhild's Rache. Tragödie in fünf Acten. Das mitgetheilte Fragment ist aus dem ersten Act der zweiten Abtheilung.

Und wenn Du's liebst, so kannst Du es nur lieben,
Weil Du als Letzte d'rauf geboren bist!
Dies Stürmen in den Lüften, dies Getose
Der Wellen, dies Gekeuch des Feuerbergs,
Vor allem aber dieses rothe Licht,
Das von der Himmelswölbung nieder rieselt,
Als strömt' es ab von einem Opfertisch,
Ist fürchterlich und paßt nur für den Teufel:
Man trinkt ja Blut, indem man Athem holt!

Brunhild.

Was weißt denn Du von meiner Einsamkeit!
Noch hab' ich Nichts aus Eurer Welt vermißt,
Und käme das dereinst, so holt' ich's mir,
Verlaßt Euch d'rauf, und braucht' es nicht geschenkt!

Siegfried.

Sagt' ich's Euch nicht voraus? Zum Kampf! Zum Kampf!
Du mußt sie mit Gewalt von hinnen führen!
Ist es nur erst gescheh'n, so dankt sie's Dir.

Brunhild.

Meinst Du? Du kannst Dich täuschen. Wißt Ihr denn,
Was ich Euch opfern soll? Ihr wißt es nicht
Und Keiner hat's gewußt. Vernehmt's zuvor,
Und fragt Euch, wie ich es vertheid'gen werde!
Wohl steht die Zeit hier still, wir kennen nicht
Den Frühling, nicht den Sommer, noch den Herbst,
Das Jahr verändert niemals sein Gesicht
Und wir sind unveränderlich mit ihm.
Doch wenn auch Nichts von Allem hier gedeiht,
Was Euch entgegenwächst im Strahl der Sonne,
So reift dafür in uns'rer Nacht, was Ihr
Mit nichten säen oder pflanzen könnt.
Noch freu' ich mich des Kampfs, noch jauchze ich,
Den übermüth'gen Feind zu überwinden,
Der mir die Freiheit rauben will, noch ist
Die Jugend, ist das schwellende Gefühl
Des Lebens mir genug und eh mich dieses
Verlassen kann, hat mich das Schicksal schon,
Mit Wundergaben unsichtbar mich segnend,
Zu seiner Hohenpriesterin geweiht.

Frigga.

Wie wird ihr? War's genug an meinem Opfer?

Brunhild.

Die Erde wird sich plötzlich vor mir öffnen,
Und mir enthüllen, was sie birgt im Kern,
Die Sterne droben werd' ich klingen hören
Und ihre himmlische Musik versteh'n,
Und noch ein drittes Glück wird mir zu Theil,
Ein drittes, das sich gar nicht fassen läßt!

Frigga.

Du bist's, Odin! Du hast ihr Aug' entsiegelt,
Weil Dir zur Nacht ihr Ohr verschlossen war,
Nun sieht sie selbst, was ihr die Norne spinnt!

Brunhild
(hoch aufgerichtet, mit starren Augen).

Einst kommt der Morgen, wo ich, statt den Bären
Zu jagen, oder auch die eingefror'ne
Seeschlange zu erlösen aus der Haft,
Damit sie den Planeten nicht zerpeitsche,
Die Burg schon früh verlasse. Muthig tummle
Ich meinen Rappen, fröhlich trägt er mich;
Auf einmal halt' ich ein. Der Boden vor mir
Hat sich in Luft verwandelt! Schaudernd reiß' ich
Das Roß herum. Auch hinter mir. Er ist
Durchsichtig: farb'ge Wolken unter mir,
Wie über mir! Die Mägde plaudern fort.
Ich rufe: Seid Ihr blind, daß Ihr nichts seht?
Wir schweben ja im Abgrund! Sie erstaunen,
Sie schütteln ihre Häupter still, sie drängen
Sich dicht um mich herum. Doch Frigga flüstert:
Kam Deine Stunde auch? Da merk' ich's erst!
Der Erdball wurde zum Krystall für mich,
Und was Gewölk mir schien, war das Geflecht
Der Gold- und Silberadern, die ihn leuchtend
Durchkreuzen bis zum Grund.

Frigga.

Triumph! Triumph!

Brunhild.

Ein Abend folgt. Nicht gleich. Vielleicht erst spät.
Wir sitzen hier beisammen. Plötzlich fallen
Die Mägde um, wie todt, das letzte Wort
Zerbricht in ihrem Mund, mich aber treibt's
Zum Thurm hinauf, denn über mir erklingt's
Und jeder Stern hat seinen eig'nen Ton.
Erst ist es bloß Musik für mich, doch wenn
Der Morgen graut, so murml' ich, wie im Schlaf:
Der König stirbt vor Nacht noch und sein Sohn
Kann nicht geboren werden, er erstickt
Im Mutterleib! Ich höre erst von Andern,
Daß ich's gesagt, und ahne selber nicht
Woher ich's weiß. Bald aber wird's mir klar,
Und bald verbreitet sich's von Pol zu Pol.
Dann ziehn sie noch, wie jetzt, zu mir heran,
Doch nicht mit Schwertern, um mit mir zu kämpfen,
Nein, demuthsvoll, mit abgelegten Kronen,
Um meine Träume zu behorchen und
Mein Stammeln auszubeuten, denn mein Auge
Durchdringt die Zukunft und in Händen halt' ich
Den Schlüssel zu den Schätzen dieser Welt.
So thron' ich, schicksallos, doch schicksalkundig,
Hoch über Allen und vergesse ganz
Daß mir noch mehr verheißen ist. Es rollen

Jahrhunderte dahin, Jahrtausende,
Ich spür' es nicht! Doch endlich frag' ich mich:
Wo bleibt der Tod? Da geben meine Locken
Mir Antwort durch den Spiegel, sie sind schwarz
Und ungebleicht geblieben und ich rufe:
Dies ist das Dritte, daß der Tod nicht kommt!
(Sie sinkt zurück, die Mägde fangen sie auf.)

Frigga.
Was zag' ich noch? Und wär's der Balmungschwinger,
Jetzt hätte sie den Schild auch gegen ihn!
Er fällt, wenn sie ihn liebt und doch bekämpft,
Und sie wird kämpfen, nun sie dieses weiß.

Brunhild
(richtet sich hoch wieder auf).
Ich sprach! Was war's?

Frigga.
Nimm Deinen Bogen, Kind,
Dein Pfeil wird heute fliegen, wie noch nie,
Das Andere nachher!

Brunhild
(zu den Recken).
So kommt!

Siegfried
(zu Brunhild).
Du schwörst,
Uns gleich zu folgen, wenn Du unterliegst?

Brunhild
(lacht).
Ich schwör's.

Siegfried.
So macht! Ich richt' indeß das Schiff!

Brunhild
(zu Frigga im Abgehen).
Du gehst in den Trophäensaal und schlägst
Dort einen neuen Nagel ein!
(zu den Recken)
Wohlan!
(Alle ab.)

Gustav Freytag.

Gustav Freytag ist den 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien geboren. Er erhielt den Gymnasialunterricht zu Oels, unter der häuslichen Einwirkung eines gelehrten Juristen, seines Oheims. Schon auf dem Gymnasium las er mit reger Aufmerksamkeit die philologischen und historischen Werke, welche ihm in der Bibliothek seines Oheims in die Hände fielen. Auf dem Gymnasium bereits kamen durch eine wandernde Truppe auch die ersten Eindrücke vom Theater. Seit 1835 studirte Freytag deutsche Philologie in Breslau und Berlin. In Berlin waren vor Allem die Vorträge von Böckh und Lachmann für ihn wichtig. Nach dreijährigem Studium erlangte er den philosophischen Doctorgrad und trat ein Jahr später, 1839, in Breslau als Docent der deutschen Philologie auf. Während seines Aufenthaltes zu Berlin war außer den wissenschaftlichen und großstädtischen Einflüssen von besonderer Bedeutung für Freytag der freundschaftliche Verkehr mit den Söhnen märkischer Familien, vor allen mit der Familie des Staatsraths Koppe, welcher damals eine königliche Domäne in der Mark gepachtet hatte. Freytag lernte hier das Leben eines großen Landwirths und den Betrieb eines großen Gutes kennen. Er gewann eine Anschauung, nicht bloß wie man Thiere und Feld behandelt, sondern auch von der Mannigfaltigkeit und Bedeutung der socialen Verhältnisse des Grundbesitzes. Der berühmte Verfasser von „Ackerbau und Viehzucht" ist nicht nur eine der bedeutendsten Intelligenzen des deutschen Landbaues, er ist auch ein Mann, der mit ungewöhnlichem praktischen Tact solche Fragen der ländlichen Verhältnisse durchschaute und, soweit der Einzelne dies kann, auf eigene Hand löste, welche für Wissenschaft und Gesetzgebung damals zum großen Theil noch streitig waren. In Freytag aber ist der Zug, in die Natur einer so wichtigen Lebenssphäre sich praktisch verstehend und zugleich mit gemüthlichem Interesse einzuleben, derselbe, der ihn auf der Schule wohlbeleibte archäologische Werke verarbeiten läßt, während Andere zu den Beschäftigungen des Knabenalters eilen, froh, wenn sie die Grammatik hinter sich haben. Er sucht das Leben zu verstehen, ein abstracter Zusammenhang vermag ihn nicht zu befriedigen. Aber es ist auch nicht die bunte, glänzende Erscheinung, die ihn allein fesselt; die praktische Vermittlung zieht ihn an, die Arbeit, die mit dem Stoff kämpst und zugleich sich liebevoll in ihn vertieft, welche den Stoff beherrscht, aber auch von ihm beschränkt wird, von ihm Maß und Richtung annimmt.

Von der Philosophie hatte Freytag während seiner Universitätsstudien keine Einwirkung empfangen. Aber sein Jünglingsalter fiel in die Zeit, als die Hegel'sche Philosophie

*) Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart, von Constantin Rößler. Berlin, Verlag von Julius Springer.

ihre glänzende Herrschaft über die Geister ausübte. So mußte er dieser großen Erscheinung früher oder später begegnen. In den ersten Jahren seiner akademischen Lehrwirksamkeit wurde er durch einen Freund, der Hegel's begeisterter Anhänger war, auf das Studium dieser Philosophie hingelenkt, die auch auf ihn ihres nachhaltigen Einflusses nicht verfehlte. Doch war es günstig, daß Freytag diese Philosophie erst kennen lernte, als sein Geist bereits mit einer gewissen Fülle von Lebensanschauung und einem Erwerb ernster Studien gesättigt war. So gerieth er nie in die Versuchung, auf den Flügeln des Begriffs sich in Regionen tragen zu lassen, wo das anschauende Verständniß ihm versagte. So wurde das System für ihn kein Gerüst pedantischer Formeln, sondern eine große Art zu denken, eine Kraft, die Dinge freier und reicher aufzufassen, welche ihn zu keiner Zeit von dem sicheren Boden des Erlebten und Empfundenen abführte.

Auch daß Freytag sich dem Studium der deutschen Philologie zuwandte, ging aus dem Bedürfniß nach einem lebendigen Stoff hervor. Denn in der deutschen Alterthumswissenschaft waren von Anfang und sind zum Theil noch heute die beiden Zweige, Sprachkunde und Kunde der sittlichen Zustände, viel enger verbunden, als in der classischen Philologie. Es trat aber bei Freytag noch die warme Liebe zum eigenen Volk hinzu, welche früh ein durchgehender Zug seines Lebens wurde.

Freytag lehrte einige Jahre zu Breslau mit Erfolg. Namentlich, wo er aus den philologischen Grenzen seines Faches heraus auf den Boden der neueren und allgemeinen Literaturgeschichte trat, versammelte er einige Male einen größern Kreis von Zuhörern. Zufällige Differenzen mit einzelnen Mitgliedern seiner Facultät und nicht weniger der Drang, andere Seiten des deutschen Lebens aus eigener Anschauung kennen zu lernen, wurden Anlaß, daß er seine Vorlesungen mehrere Jahre aussetzte und 1847 das Verhältniß zur Universität gänzlich löste.



Gustav Freytag.

Während der Jahre, wo er als Privatdocent zu Breslau weilte, umgab ihn ein reicher geselliger Verkehr. Schon auf der Schule hatte er Entwürfe zu Dramen gemacht. Das poetische Talent erwachte jetzt stärker. Lyrische Gedichte entstanden aus verschiedenen Lebensbeziehungen. Das Interesse am Theater wurde sehr lebendig und die ersten Dramen, welche nicht im Schreibpult liegen zu bleiben, sondern für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, betraten die Bühne und bürgerten sich zum Theil erfolgreich auf dem Theater ein.

Wo ein Mann tüchtig im praktischen Leben steht, dem Freytag begegnet, da weiß er Vertrauen und Freundschaft zu gewinnen. So

sehen wir ihn zu Breslau in engem Verkehr mit Theodor Molinari, dem hochgeachteten Kaufmann und Patrioten. Die erste Ausgabe seiner Dramen ist J. E. von Schantz, Capitän der russischen Dampffregatte Kamtschatka, einem Finnen von Geburt, gewidmet. In der Widmung heißt es: „Mir hat ein Gott das Recht gegeben, mich über jeden echten Mann freuen zu dürfen, auf welcher Seite ich ihn auch finde.“ Noch war es die männliche Tüchtigkeit des Lebens, welche Freytag mehr anzog, als Uebereinstimmung in Bestrebungen und Grundsätzen, welche er sonst mit Lebhaftigkeit theilte: eine Unparteilichkeit des Herzens, welche keine Sicherheit der Ueberzeugung ausschließt, aber das Gemüth vor der Einseitigkeit bewahrt, bei welcher weder der Staatsmann noch der Dichter besteht.

Es ist ein unseliger Irrthum, der viele unserer Zeitgenossen lange verfolgt hat, daß absonderliche Erlebnisse dazu gehören, wenn ein Dichter hervorkommen soll. Zum Dichter gehört allerdings eine bedeutungsvolle Zeit, die ihn umgibt, und der Grad wird sehr verschieden sein, in welchem der Lebensinhalt einer Zeit dem poetischen Schaffen förderlich ist. Von Seiten des Dichters ist aber nur der Instinkt erforderlich, herauszufinden, was bedeutungsvoll, was tüchtig ist im individuellen wie im allgemeinen Leben der Zeitgenossen. Mit diesem Instinkt vermag der Dichter auch bei verhältnißmäßig beschränkter Erfahrung eine reiche Kraft der gestaltenden Phantasie zu entwickeln. Von einer kleinen aber scharfen Beobachtung aus vermag er einen ganzen Lebenskreis zu übersehen und, in Folge der Analogie mit dem beobachteten Zug, sogar individuell anzuschauen. Denn was Goethe von seinem Wilhelm sagen läßt, damit hat er sich selbst, hat er den Dichter gezeichnet: „Es liegt eine Vorempfindung der ganzen Welt in ihm, welche — von Wilhelm heißt es: „durch die harmonische Berührung der Dichtkunst;“ es ist eben so richtig zu sagen: — durch die lebendige Berührung mit dem kleinsten Theil der Welt — entwickelt wird.“

Im Jahre 1845 veröffentlichte Freytag eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte. Er bezeichnete durch den Namen: „In Breslau“ die Art ihrer Entstehung. Denn die Gedichte sind alle aus der eigenen Erfahrung geschöpft, aber nicht von der lyrischen Art, in welcher vorzugsweise die innere gestaltlose Empfindung des Poeten erklingt. Es sind Eindrücke des äußern Lebens, in objectiv individueller Schärfe aufgefaßt, welche uns der Dichter allerdings, wie es der Lyriker soll, in dem bewegten Spiegel des eigenen Gemüths zeigt.

Sehen wir uns den Inhalt der Gedichte an, indem wir denselben mit seiner Entstehungszeit vergleichen. Diese Gedichte sind zwischen 1838 und 1845 entstanden. Es war die Zeit, wo das ungeduldige Bedürfniß nach politischer Freiheit nicht mehr einzelne Herzen, sondern die ganze Nation in immer weiteren Kreisen fieberhaft durchzuckte. Es war die Zeit, in welcher die sogenannte sociale Frage dem großen Publicum räthselhaft auftauchend in die politischen Bestrebungen eine verwirrende und ängstigende Gährung warb. Mit einem Male war das „Volk“ der eingebildete Held eines neuen politischen Radicalismus und einer neuen Tendenzpoesie geworden. Alle Mächte, mit welchen die radicale Jugend zürnte, Kirche, Staat, Gesellschaft, sollten das Volk zumeist bedrücken und an seinem Unglück schuld sein. Aber die Verhaßten waren daran, von dem gewaltigen Helden „Volk“ zertrümmert zu werden. Das „Volk“ der radicalen Jugend war lediglich zusammengesetzt aus Unglück, Genie und Heldenmuth. Auch Freytag gab der ersten Abtheilung seiner Gedichte die Ueberschrift: „Bilder aus dem Volke.“ „Wie aus dem Strome,“ heißt es in der Widmung an Theodor Molinari, „Wie aus dem Strome, schwebt die leichte Wolke (der Gedichte) dorther, wo unser Herz ist, aus dem Volke.“ Aber schon ist der Unterschied zwischen Freytag und den radicalen Dichtern überall sichtbar. Sein Volk ist nicht jener abstracte Held, sondern das wirkliche Volk in seiner Beschränktheit, mit warmer menschlicher Theilnahme aufgefaßt. Auch versteht er unter dem Volke nicht bloß den armen und ungebildeten Theil der Nation, sondern alle Kreise mit ihren eigenthümlichen Lebenserscheinungen. Und hinter der Erscheinung der Volkskreise ist es schon damals die Volksseele, als die schaffende Macht, welche die getrennten Kräfte der Einzelnen durch unbewußte gegenseitige Einwirkung lenkt und weit über den Willen der Einzelnen hinaus ihre Wirkung erstreckt, deren geheimnißvolles, wunderbares Walten ihn fesselt.

Bei solcher Anlage des Dichters läßt sich erwarten, daß er nicht an das Drama herangehen wird, wie es die Weise einer uns nicht fern liegenden literarischen Periode war.

Er wird nicht irgend einen Stoff, der ihm subjectiv bedeutend geworden, oberflächlich in die dramatische Form kleiben. Noch weniger wird er einem solchen Gebilde durch Absonderlichkeiten einen gewaltsamen Reiz zu geben suchen. Das Drama ist die lebendigste Dichtungsform, welche durch lebendige Organe sich an die Seele wendet. Freytag konnte die Pflicht nicht verkennen, dem Element, in welchem das Drama wirkt, vor Allem gerecht zu werden. Die Theilnahme für das Theater wurde bei ihm ein sorgfältiges Eindringen in die Natur und Gesetze der theatralischen Wirkung. Wir finden ihn bald in engem Verkehr mit Schauspielern, welche ihren Beruf ernst nehmen, mit den wenigen, welche noch die Schule einer festen Tradition an sich tragen.

Freytag schrieb sein erstes Theaterstück im Jahre 1841, es kam in eine Preisconcurrenz, welche die Berliner Hofbühne ausgeschrieben. Das Stück „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen" erhielt eine der vier gleichen Prämien, kam indeß in Berlin nicht, obwohl auf andern Bühnen zur Aufführung. Es erschien 1844 in Breslau zuerst im Druck. Dann zum zweiten Male 1848 in Leipzig als zweiter Band einer dramatischen Sammlung. Jetzt bildet es mit dem Trauerspiel „Der Gelehrte" den ersten Band von Freytag's dramatischen Werken.

Das nächste Stück — in Versen — „Der Gelehrte," blieb unausgeführt und Freytag's nächste Arbeit behandelte das Thema, wie ein Mann, von der Schule des Lebens gereift, welche Walter im Gelehrten erst sucht, die ihm bestimmte weibliche Natur aus einem falschen Liebesband befreit.

Die „Valentine" wurde im Jahre 1845 geschrieben und ging seit dem Jahre 1846 mit entschiedener Wirkung über die meisten Bühnen Deutschlands. Der Erfolg war begreiflich. So geschmeidig und rein war die deutsche Sprache von den Brettern herab lange nicht gehört worden. In der Rundung und Bewegung der einzelnen Scenen hatte das Stück in der theatralischen Literatur Deutschlands, von den großen Dichtern abgesehen, nicht seines Gleichen. Dabei war in jeder Scene die doppelte Aufgabe, spannend in sich und spannend für den Fortgang der Handlung zu sein, mit sicherer Hand gelöst. Der reine Ausbruch einer hohen und zarten Empfindung an dem rechten Orte wirkte mit überzeugender Unmittelbarkeit. Zu alledem kam eine Beseelung der Dinge, eine Energie der Stimmung in den Hauptscenen, welche, schon in dem „Gelehrten" erkennbar, hier so effectvoll auftrat, wie sie uns, geeint mit dramatischer Bewegung, längere Zeit nicht auf den deutschen Brettern bezaubert hatte. Stärker als im „Kunz von der Rosen" zeigte sich hier auch die glückliche Kunst des Dichters, charakteristische Züge einer ganz individuellen Lebenssphäre organisch hervortreten zu lassen, welche die lebendige Fülle eines eng umgrenzten Daseins ergötzlich zur Anschauung bringen. Noch ist die Jugend des Verfassers, die aufgeregte Stimmung der Zeit in dem Gewagten einzelner Situationen deutlich zu erkennen.

Bei seiner nächsten Arbeit sollte der Dichter erfahren, was es heißt, im poetischen Schaffen mit der Ungunst einer unruhig bewegten Zeit zu kämpfen.

„Graf Waldemar" ist das Gegenstück zur „Valentine." Sowie hier eine edle Frauennatur von einer falschen Lebensrichtung durch einen Sohn der neuen Zeit befreit wird, die Aristokratin durch einen Mann aus dem Bürgerthum, so soll dort eine kräftige Mannesnatur, welche an der Hohlheit einer überlebten aristokratischen Lebensführung krank ist, durch den Anblick und durch die Liebe eines reinen und sicheren weiblichen Charakters aus dem Volke genesen. Daß die correcte Arbeit dieses Stückes, und die größere Vertiefung der Charaktere demselben auch später nicht dazu halfen, ein Repertoirstück zu werden, hat allerdings seinen Grund in dem Uebelstand, daß der novellistische Schluß keine dramatische Befriedigung gewährt.

Zwischen diesem Stück und der nächsten dramatischen Arbeit Freytag's liegen fünf Jahre, deren erstes das Jahr 1848 war. Sie wurden fast ganz durch politische, zuweilen durch kritische Arbeiten in Anspruch genommen. Denn auch dem Verfasser der „Valentine" härtete eine Zeit heißer politischer Leidenschaften das Metall seiner Seele. Er warf alles Poetische bei Seite und glaubte eine Pflicht zu erfüllen, wenn er seine Feder und seine geistige Kraft dem Kampfe um Neugestaltung des Vaterlandes hingab. Als Journalist und Redacteur stand er fest auf der Seite des Liberalismus, der Union, der preußischen Partei, der nationalen Wünsche für die Einigung Deutschlands.

Da, als man glauben durfte, daß auch ihn die herbe Zeit völlig in den Parteikampf

um das neue Leben Deutschlands hineingebannt hätte, erschien sein Lustspiel, „die Journalisten," ein heiteres Bild aus der Gegenwart.

Resignation auf das individuelle Glück bei einem ermüdenden Kampf, der, schnell aufreibend, noch manche Kämpfer niederstrecken wird, ehe die aufgethürmten Schwierigkeiten sich lichten: ist allerdings die Grundstimmung in den Charakteren der „Journalisten." Aber diese Resignation scherzt über die Last ihrer Aufgabe, über die zahllosen kleinen Bedrängnisse ihrer Tagesarbeit in einer Herzlichkeit, wie sie einem Gemüth möglich ist, welches die beschwerdevolle Bürde mit der Begeisterung einer großen Pflicht trägt. Zwei Kräfte sind es, die in solcher Zeit am sichersten in der gesunden Ganzheit ihres Wesens sich erhalten: die schöne Zuversicht der weiblichen Natur und der derbe Mutterwitz des Volkes. Diese beiden sind neben die resignirten Männer des politischen Kampfes gestellt.

Man hat dem Dichter zum Vorwurf gemacht, daß nicht gesagt ist, was die Parteien bedeuten, welche sich in den „Journalisten" gegenübertreten. Allein die Ziele parlamentarischer Kämpfe haben einen so technischen und verwickelten Anstrich, daß sie in ihrer Bestimmtheit durch die Poesie nicht einmal anzudeuten sind. Allgemeinheiten von Freiheit und Knechtschaft fördern das dramatische Interesse nicht. Also muß die sittliche Haltung der Parteien gezeichnet, das Ziel aus der Haltung errathen werden. Die letztere ist selbst da die Hauptsache, wo es sich nicht, wie in den „Journalisten," bloß um die Mittel des Parteikampfes, — Presse und Wahlen — sondern unmittelbar um die Ziele selbst handelt. In dem Unternehmen, die Haltung moderner Parteien zu zeichnen, ist der poetische Takt bemerkenswerth, mit welchem bei Freytag die beiderseitigen Typen idealisirt sind. Man hat auch hier die Farbe bestimmter gewünscht. Als ob die empirische Treue derselben nicht der poetischen Ausführung der Charaktere im Wege stehen müßte! Wenn sich statt „Coriolan" und „Union" etwa der königsberger „Freimüthige" und die dortige liberale Zeitung entgegenständen, wäre das Stück wohl zu ertragen? So tadelt man, wo der richtige Sinn zu bewundern ist, mit welchem der Dichter die poetische Aufgabe ergreift. Wer freilich die Typen in den „Journalisten" nicht erkennt, dem ist nicht zu helfen; so wenig, wie dem, dessen Geschmack sich an der groben Kenntlichkeit ergötzt.

Die Arbeit der poetischen Idealisirung besteht nicht bloß darin, die Erscheinungen des empirischen Lebens vom Zufälligen zu reinigen und ihren Ausdruck zu vervollständigen. Den bewegenden Helden seiner Schöpfungen muß der Dichter die eigene Seele leihen. Wenn er die bewegende Seele nicht im eigenen Innern findet, wird er sie in der Außenwelt selten erkennen, niemals aber in ihre Werkstatt einzuführen im Stande sein. Wenn zu aller eindringenden Beobachtung des Lebens die eigene Seele den größten Beitrag liefert, so liegt darin nicht, daß die Poesie subjectiv im beschränkten Sinn sein müsse. Die Seele des wahren Dichters ist eben eine solche, welche die größten Regungen, die tiefsten Eigenthümlichkeiten eines Zeitalters, einer Nation in der eignen ursprünglichen Bewegung versammelt. Die Wirkung des Dichters wird vielleicht am größten sein, je mehr jene Regungen in seinen Schöpfungen zuerst hervortreten, weil sie in der allgemeinen Seele noch schwach oder unausgesprochen lagen.

Nach Vollendung der „Journalisten" fühlte Freytag das Bedürfniß, die Wiederaufrichtung der Nation, auf welcher fortdauernd Erschöpfung und Muthlosigkeit lag, durch ein umfassendes Gemälde zu unterstützen. Wenn das Drama an eindringlicher Macht alle poetischen Gattungen übertrifft, so ist es dafür im Inhalt streng begrenzt. Nur eine S i t u a t i o n, wenn man das Wort Situation richtig verstehen will, bildet den Inhalt des Drama. Sollte die Nation ein einheitliches Bild der Kraft erhalten, die in ihr lebte, um daraus neue Zuversicht zu schöpfen, so durfte dieses Bild sich nicht auf einen Lebenskreis, einen Helden beschränken, und wir mußten die Vertreter der Tüchtigkeit, von der wir uns überzeugen sollten, nicht in der Entwickelung einer S i t u a t i o n, sondern eines ganzen L e b e n s verfolgen. Diese Aufgabe drängt zur Wahl der epischen Gattung. Zu dem ethischen Bedürfniß trat wahrscheinlich in dem Dichter das künstlerische, die schöpferische Kraft in einer neuen Kunstform zu versuchen.

Man hat „Soll und Haben" wohl als einen Angriff auf die Aristokratie angesehen. Es ist aber nur die Diagnose eines pseudoaristokratischen Strebens, dessen zähe Hartnäckigkeit in unserer Entwickelung bereits

großen Schaden gestiftet. Auch das Motto, daß die Tüchtigkeit unseres Volkes bei der Arbeit zu finden sei, ist seltsam mißverstanden worden. Die Meinung ist nicht, daß die Menschen nur im Schurzfell oder mit der Schreibfeder poetisch seien. Das freilich ist richtig, daß nur der Ernst eines zweckvollen Daseins die tiefen und reinen Kräfte erzieht, deren Schicksale der wahre Gegenstand der Poesie sind. Aber so viel ist sicher, daß des Dichters Absicht nicht war, den Bürgerstand als allein arbeitend der Aristokratie gegenüber zu stellen und folglich die Aristokratie aus dem Leben zu streichen. Er wendet sich nur gegen die Krankheit einer Aristokratie, die auf nichts als dem Namen und ihren Vorurtheilen beruht.

Die epische Composition, welche die Helden vorzugsweise in der Bedingtheit ihrer Umgebung und Verhältnisse zeigt, kann das Schicksal nicht so rein, wie die dramatische, aus der stolzen Brust des Helden hervorspinnen. Die Erzählung bedarf darum häufig eines Elements, welches an die Charaktere, denen der schützende Genius nicht im Innern wohnt, das Verderben von außen heranbringt. Im Drama gehört der sogenannte Intriguant entweder in eine niedrige Gattung von Stücken, oder das Verderben, welches er bewirkt, lag als empfänglicher Brennstoff schon aufgehäuft. So verhält es sich mit Othello's Schicksal, bei der leidenschaftlichen und treuherzigen Natur des Afrikaners und der schuldlosen Unvorsichtigkeit Desdemona's. So verhält sich die Wüstlingsnatur des Prinzen in Emilia Galotti gegenüber Marinelli. In der epischen Composition, welche ebensowohl ein Bild von Zuständen als von Charakteren geben soll, muß das verderbliche Element wie ein natürliches Unkraut aus dem Boden wuchern. Nicht willkürlich, sondern mit feinem poetischen Tact hat Freytag hierzu eine Classe des Judenthums gewählt. Denn wo das Böse in der Poesie auftreten soll, bedarf es entweder einer tiefen und organischen Motivirung des Charakters, und damit wird der bösen Natur in der Composition die Stellung des Helden verliehen; oder das Böse darf als niedrige Natur nur komisch wirken und muß also unschädlich auftreten. Komische und tragische Momente in der Erscheinung des Bösen zu vereinigen, gelang dem Dichter nur, weil die Stellung des Judenthums in gewissen Landschaften der Bevölkerung gegenüber die eines natürlichen Feindes ist, hervorgerufen durch lange Unterdrückung und tiefe Fremdartigkeit des nationalen Wesens. So führt der Jude den Krieg mit der List eines schwachen Feindes, andererseits mit der Härte, welche das Gefühl der tiefsten Kluft eingibt, das in dem Gegner ein völlig fremdes, gleichgiltiges Wesen sieht. Schon Shakespeare hat diese historische Stellung des Judenthums benutzt, um einen Charakter zu schaffen, in welchem sich komische und tief tragische Momente vereinigen ließen. Denn bei allem Haß nach außen vermag der Jude im Innern seiner Nation und Familie rührende menschliche Züge mit merkwürdiger Innigkeit zu bewahren.

Zu dieser Nationalität, welche unmittelbar in das Schicksal der Personen eingreift, welche in dem Mittelpunkt unserer Theilnahme stehen, kommt eine andere, deren innere Gährung in ihrem vorübergehenden Aufzucken den ganzen Kreis erschüttert, in welchem unsere Helden sich bewegen. Es wird uns aber diese blutig unterdrückte Zuckung der polnischen Nationalität als ein nothwendiges Ergebniß des sittlichen Zustandes dieses Volkes gezeigt, wie er bis jetzt ist. Es ist vergeblich, dem Dichter hier Härte vorzuwerfen, weil er kein sentimentales Bild gegeben hat, das den ernsten Sinn als unkünstlerisch abstoßen würde. Die Wahrheit, die echte Wahrheit, nicht die Münze des einzelnen Tages, „die nur der Stempel macht," um mit Nathan zu reden; ist allein poetisch und allein heilsam, heilsam für Freund und Feind.

Es gibt ohne Zweifel Erzählungen, in denen unsere Phantasie stärker gereizt, die Leidenschaft tiefer aufgeregt und die Lachmuskeln mächtiger erschüttert werden, als in „Soll und Haben." Aber der Roman wird für immer neben den Mustern der erzählenden Gattung in erster Reihe stehen durch die wohlthuende Kunst, bei einer reichen Lebensfülle mit sanften Farben eine intensive Wirkung hervorzubringen. Und könnte der lebendige Zauber seiner Gestalten je verschwinden, ohne daß die Grundlage unseres Empfindens umgewandelt würde, so wird der Kenner immer die Natürlichkeit des Baues bewundern.

Nach der Vollendung von „Soll und Haben" schien Alles dafür zu sprechen, daß Freytag das Feld des Romans vorzugsweise erwählen müsse: ein ganz ungewöhnlicher Erfolg, dessen Wiederkehr innere Gründe wahrscheinlich machten. Freytag hatte sich nicht nur in Besitz einer sicheren Technik der

epischen Composition gezeigt: sein Talent, die Menschen und Dinge lebendig zu individualisiren, schien sich im Roman weit freier zu entfalten, als im Drama. In seinen Erstlingsdramen war es vorgekommen, daß solche Seiten seiner Charaktere, durch deren Hervorkehrung die Charaktere erst wahr und lebendig wurden, in der knappen dramatischen Entfaltung keinen Raum fanden. Das moderne Leben bietet wenig Gemüthslagen, aus denen große und zugleich einfache Conflicte hervorgehen. Der Roman scheint die Dichtungsform zu sein, in welcher der Reichthum und die Tiefe unseres Lebens am natürlichsten sich darstellen läßt.

Freytag wählte anders. Er folgte darin, so meinen wir, der Stimme des poetischen Gewissens und dem Ruf der inneren Ehre, welcher dem Talent heißt, sich jede höhere Aufgabe zuzumuthen, bis die Schranken der Kraft mit aller Anstrengung ermessen sind.

Als die höchste moderne Dichtungsform erscheint das Drama. Denn es vermag Helden vorzuführen, welche durch ihre inneren Kämpfe das Schicksal einer Welt entscheiden, von der es uns nur die Umrisse gibt.

Von den beiden Gattungen des Drama, dem Trauerspiel und dem Lustspiel, kommt für die Aufgabe, uns solche Helden zu zeigen, deren Thaten das Schicksal ihrer Welt sind, vorzugsweise das Trauerspiel in Betracht. Das Trauerspiel zeigt uns den Helden, welchen der Dämon seiner gewaltigen Natur über das Gesetz hinwegreißt, das in der eigenen Seele wie in der Welt die Harmonie erhält. An dem Kampfe mit diesem inneren Dämon, welcher die Seele zerrüttet und zugleich den Widerstreit der Außenwelt herauf beschwört, geht der tragische Held unter. Aber er entfaltet zugleich die ganze Kraft und Größe seiner Heldennatur.

Der deutsche Dichter, welcher uns heute erhebende Menschenkraft im Kampf des Schicksals zeigen will, muß die Mitte zu finden wissen zwischen der Weltanschauung Shakespeare's und Schiller's. Die Macht, welche den Helden in die Arme des Verhängnisses treibt, muß eine innere Schuld sein, ein Vergehen an der eigenen sittlichen Totalität. Wir ertragen nur einmal die Marter des Wallenstein: einer unerfaßbaren Aufgabe rathlos gegenüberstehend in Willkür und Aberglauben gestürzt zu werden. Wir ertragen sie, weil sie das allgemeine und furchtbare Erlebniß der deutschen Geschichte ist. Andererseits aber darf die Macht, welche den Helden in die Arme des Verhängnisses treibt, auch nicht die Naturgewalt allein sein. Denn das Unterliegen unter die bloße Naturgewalt machen wir dem modernen Bewußtsein zur Schwäche. Die tragische Macht muß gemischt sein aus dem Einfluß der Naturgewalt und dem Einfluß des Weltzustandes. Leidenschaft und Weltzustand müssen sich gemeinschaftlich gegen den Helden verschwören. Der Doppelmacht zu unterliegen ist weder Grausamkeit des Geschicks, noch Schwäche des Helden, und der Charakter, welcher unter dem Druck dieser Macht mit der eigenen Seele und mit den Verhältnissen kämpft, ist erhaben. Das Element der Fabel aber zu finden, in welchem jene tragische Doppelmacht auf natürliche und überzeugende Weise zur Wirkung kommt, erfordert eine in Deutschland nicht gewöhnliche Phantasie. Diese Aufgabe ist in dem Trauerspiel der Fabier ohne Widerspruch gelöst.

In Freytag's „Fabiern“ ist der Kampf des römischen Bürgerthums gegen die Geschlechter- oder Adelsherrschaft geschildert. Die beiden Hauptträger des Conflictes sind Caeso, das Haupt des Fabierstammes, und Spurius Icilius, der Angesehenste des Volkes. Caeso will dem Adel nicht den Genuß, sondern das Opfer der Herrschaft, den Vorzug nicht als selbstische Menschen, sondern als selbstlose Werzeuge des Gemeinwesens zu leben, erhalten, und in Spurius Icilius zeigt sich das anziehende Bild der erwerbenden Bürgertüchtigkeit, voll Verstand, Mutterwitz und behaglichem Selbstgefühl. Er hat keine Eile, an der Herrschaft Theil zu nehmen, aber andere Mächte und Männer sind es, welche den Anspruch auf Gleichberechtigung mit den Geschlechtern zeitigen. Erst als Spurius den Sohn zu seinen Füßen sieht, widerstandslos unter die Hand einer tiefen Leidenschaft gebeugt, die ihn hoch emportragen oder zerstören muß, da entschließt sich der Alte widerwillig und traurig, die Gleichberechtigung mit den Geschlechtern, deren gewaltsames Begehren ihm ein unnöthiges Verlangen, ja eine Vermessenheit ist, selbst so oder so herbeizuführen.

Spurius verweigert im Kampfe der Fabier mit den Vejentern den ersteren die begehrte Hilfe und der Consul erliegt mit den Vornehmsten seines Geschlechts, die ihm geblieben, dem Geschick, das er selbst heraufbeschworen.

Eben so poetisch, wie die übrigen Elemente und Hilfsmittel der Composition, ist der Gang der Handlung, die Zeichnung

der Charaktere, die knappe gedrungene Sprache.

Zum Schlusse sei noch der „Bilder aus deutscher Vergangenheit" gedacht, in welchen Gustav Freytag gezeigt hat, wie aus den furchtbaren Kämpfen deutscher Geschichte, aus der Erhebung der Reformationszeit und dem Ruin des dreißigjährigen Krieges sich allmälig das neue Leben der Deutschen auf eigenthümlichen Unterlagen, deren Wesen dem Heraufkommen anderer Culturvölker gradezu entgegengesetzt ist, entwickelt hat.

Freytag's ganzer Wirksamkeit ist der Charakter einer abgerundeten, selbständigen Persönlichkeit aufgeprägt; in seinem Suchen nach Wahrheit in Kunst und Politik, nach Maß und Selbstbeherrschung im Leben, in seiner warmen Liebe zum Vaterlande, in Allem ist die Tendenz erkennbar, die bei dichterischem Schaffen und politischen Erörterungen ihm die Seele beherrscht: der Wunsch, sein Volk stark und stolz auf die innere Tüchtigkeit machen zu helfen.

Literarisches.

Helius Eoban Hesse. Ein Lehrer- und Dichterleben aus der Reformationszeit. Von Martin Hertz. Berlin. W. Hertz.

Eine kleine mit Frische und Wärme verfaßte Schrift. Der Verfasser sagt, daß die Studien, die der kleinen Arbeit zu Grunde liegen, umfassender sind, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Denn das reiche, aus den Quellen gesammelte Material mußte in den engen Raum zusammengedrängt werden, den die zugemessene Zeit gestattete. Die Schrift ist nämlich eigentlich ein Vortrag, und zu dem Zwecke gedruckt, damit die Einnahme einen Beitrag abgäbe zu einem Denkmal für den im Jahre 1858 verstorbenen trefflichen Bürgermeister Dr. Päpke. Dieses Wort von umfassendern Studien ist begründet. Jedoch darf nicht unbemerkt bleiben, daß dem Verfasser, wie auch er selber andeutet, die Bahn für seine Auffassung und Darstellung des Eoban Hesse geebnet war durch die Schrift von David Strauß über Ulrich von Hutten. Hertz nennt dieselbe trefflich. — Auf dem Boden derselben Anschauung stehend, entwirft Hertz mit leichten Strichen ein frisches Bild aus den ersten Zeiten der Reformation und der Betheiligung des Humanisten und Poeten Hesse an derselben, ohne jedoch den Umständen nach in eine der hauptsächlichsten Fragen tiefer einzugehen. Auch die sittlichen Schäden des gewandten Poeten deutet der Darsteller wenigstens an, namentlich — um mit den Worten Hesse's selber ihm nicht Unrecht zu thun — seinen großen Durst. Hertz berührt es, daß Hesse auch einmal ein deutsches Lied erklingen ließ, daß sonst aber — was höchst charakteristisch für die Anschauungen der Gelehrten jener Zeit sei — ihm Dichtung wie gelehrte Schriftstellerei in deutscher Sprache mißfiel, weil er darin ein Zeichen des Verfalls der Bildung und der Studien beklagte. Nach unserer Ansicht läge hier die Frage nahe, die selten erörtert wird, ob denn Alles in Allem genommen die Richtung der Humanistik damaliger Zeit mehr förderlich oder hinderlich für die Entwicklung der deutschen Nation gewesen sei. Die Frage mag parador erscheinen. Wir meinen nicht eine Erörterung derselben in dem geschichtlich unfruchtbaren Sinne, ob die deutsche Nation ohne das Ueberwuchern des Lateinischen sich vortheilhafter entwickelt hätte, als es so geschehen ist; aber es wäre gut, wenn den unleugbaren Vortheilen, welche die Humanistik mit sich führte, die eben so unleugbaren Nachtheile in Folge derselben gegenübergestellt und dann weiter erörtert würde, was aus den Humanisten, die in der ersten Generation des sechzehnten Jahrhunderts so bedeutsam eingreifend auftraten, geworden ist in der zweiten und dritten Generation. Hertz fügt hinzu: trotzdem daß Hesse in lateinischer Zunge schrieb und sang, ist er doch ein deutscher Mann im besten Sinne des Wortes. Dies Lob erscheint uns etwas stark. Doch beruft sich Hertz auf das Zeugniß, daß Hesse den Besten seiner Zeit werth und theuer blieb, daß Luther ihn als einen frommen und reinen Sänger pries, daß noch nach seinem Tode Melanchthon ihm das schöne Trauergedicht des Micyllus veranlaßte. Sein Ruhm erscholl durch alle europäischen Länder.

Die Tropenwelt im Thier- und Pflanzenleben, dargestellt von Dr. Georg Hartwig. Wiesbaden. Kreidel und Niedner.

Dies Buch, welches sich in seiner würdigen und geschmackvollen Ausstattung vorzüglich zum Festgeschenke eignet, bietet eine sehr sorgfältige Zusammenstellung aus den besten naturwissenschaftlichen und Reisewerken über die Tropen, in soweit diese sich auf die Thier- und Pflanzenwelt beziehen. Der gefällige Ton des Verfassers, das Bestreben, überall die Beziehungen der Natur zu dem Menschen, als Mittelpunkt der Schöpfung, hervorzuheben, lassen sein Werk im besten Sinne populär erscheinen. Sechs vortrefflich ausgeführte Illustrationen in Irisdruck gereichen demselben zur Zierde.



Zwischen Lippe und Kelchesrand.

Eine Sectionsgeschichte

von

M. Solitaire.

> Multa cadunt inter calicem supremaque labra. *Gellius.*

Der Februar, dieses unliebenswürdige Kind der wechselnden Zeit, machte sich auch in diesem Jahre so unangenehm und widerwärtig wie möglich. Tage und Nächte lang stürmte es aus allen vierundsechzig Weltgegenden nach einander mit einem Eifer und einer Ausdauer, um welche die wilden Elementargeister eigentlich zu beneiden schienen. In einer einzigen Nacht stieg das Thermometer von unter dem Gefrierpunkt bis auf sechs und acht Grad über Null, um am Morgen vor Sonnenaufgang mit derselben Rapidität eben so tief und noch tiefer zu fallen, durch welches absurde Naturphänomen dann das abscheulichste aller meteorologischen Producte, die der Winter zu produciren pflegt, das Glatteis, in einer derartigen Reichlichkeit erzeugt wurde, daß Wege und Stege, abgesehen davon, daß sie zu steinharten Holstern consolidirt waren, für Zweifüßler eben so wenig als für Vierfüßler irgend noch gangbar erschienen.

Eines Abends nun in dem beregten Monate, der Südwind hatte eben den Nordwind wieder abgelöst und trieb finstere Wolken in Eile unter dem unheimlich glitzernden und eigentlich erbärmlich lebensmüde und verzweifelt aussehenden Vollmonde vorüber, saß ich still in einem behaglich erwärmten Parterrezimmerchen eines Hauses der Hauptstraße von Lumpenhausen, in welcher Stadt ich mich behufs Ausübung der medicinischen Praxis, der äußern wie der innern, seit dem Sommer vorigen Jahres domicilirt hatte. Doch mit der edeln Medicinerie hatte es nicht recht vom Flecke gewollt: die Ausübung dieser edeln Kunst stimmte zu wenig zu den Idealen, die ich mir von einem ruhigen und zufriedenen Leben gebildet hatte. Dieser ewige Kampf mit dem Neide und der Mißgunst der Collegen, mit der Schnödheit, der Dummheit, der Undankbarkeit, der niederträchtigen Knauserei der Welt erregten von Anbeginn in mir einen Ekel, der mich in den Zustand chronischer Seekrankheit auf dem festen Lande versetzte, und so hatte ich mich gewöhnt, um einigermaßen die von verbissenen und zürnenden Dämonen bewohnte Einöde meiner Seele auch mit holdern Genien zu bevölkern, mich nicht, wie der berühmte Heinrich der Magie, sondern der Poesie zu ergeben, und ich saß einsam allabendlich und schmiedete Balladen, hämmerte Romanzen, löthete lyrische Impressionen, leimte Novellen und erlog romantische Reiseberichte, und so saß ich auch an diesem Abend; und während der brausende Südsturm mit seinen mit Wolken statt der Handschuhe vor der Kälte geschützten Fingern der alten Acacie, die vor meinem einzigen und einsamen Fenster stand, Ohrfeigen ertheilte, daß der arme so schmachvoll tyrannisirte hölzerne Wurm sich bog und krümmte, als wollte er gleich vergehen in stummem Elend und hoffnungsloser Verzweiflung; während der lebensmüde Mond, um sich die Langeweile zu vertreiben, mit der brausenden Winternacht sprach und sie vielleicht fragte,

wie sie denn nun eigentlich und endlich über so ein hübsches Schneewetterchen oder ein sonstiges derartiges kleines, echt nordisches und den Breitengraden entsprechendes Winterspäßchen dächte, saß ich und schrieb an der Ballade „Der Musikant von Scheveningen," einem Dinge, das aus oceanischen Anschauungen geboren sein sollte, wie die Auster aus der spontanen Zeugungskraft des Seesalzes und des Wellenschleimes, wie die weiße Möwe aus dem sich überstürzenden, sich kräuselnden und quirlenden Wogenkamme, wie der schwarze Fischadler aus dem kreisenden Nebel, der ungeheuerlich hindampft über die wogende See. Und ich saß und dichtete, während in angemessenen Intervallen ich ein Glas duftigen Rheinweines zum Munde führte, aus der Flasche, die mir auch einmal für schwere, in erbärmlicher körperlicher Noth geleistete Hilfe, ein dankbarer Patient, ein Weinhändler, verehrte, welchen sie (das heißt die Lumpenhausener Kneipgenies) mit dem Namen „Erlkönig" zu bezeichnen pflegten, weil, wie Einige behaupteten, selbiger die abstringirende Rinde der blutigen Erle zur Verbesserung seines „Rothspohnes" verwendete. Also ich saß vertieft in holden poetischen Phantasien und schrieb und trank, und auf dem von der einsamen, in ihren rothen Dunst wie in tiefe Schwermuth gehüllten Lampe beschienenen Papiere standen die Zeilen:

Wohl ist das Fest verklungen,
Nun geht der Musikant,
Der Mann mit grauem Haare,
Nach heim entlang am Strand.
Nicht achtet er des Sturmes,
Der in den Lüften saust,
Nicht hört er, wie die Woge
Zu seinen Füßen braust.
Sein Auge leuchtet helle,
Versenkt in einen Traum,
Ach! einen schmerzlich fernen,
Wankt er am Meeressaum.
— Wohl hat er gegeiget zum Tanze
Die herbstlich milde Nacht,
Wohl hat er manch purpurnes Gläslein
An seine Lippen gebracht,
Wohl hat er den Tusch auch geblasen
Mit schmetternder geller Trompete,
Wenn wacker den Reigen gestampfet
Mit ihrem Hänslein die Grete.

Da blies der Nachtwächter die zehnte Stunde, vom Thurme sprach durch den heulenden Wind die Glocke und ließ sich in demselben Sinne vernehmen. Im selbigen Augenblick aber trommelte es an die Scheiben meines niedern und, von der Straße aus, trat man auf ein Bänkchen, das an dem Fuße der kummervollen Acacie angebracht war, leicht erreichbaren Fensters, und eine heisere, krächzende Stimme sprach die Worte: „Hören Sie, College! Werthgeschätzter!" Ich legte die Feder hin und sagte zu mir: „Haha: der Landphysikus. Er ist es, der mir meinen Musikanten verscheucht, der mir meine holländische See zerschlägt. Was nur in aller Welt kann selbiger noch begehren in so später Nacht? — „Was steht zu Ihren Diensten, Herr Landphysikus," so fragte ich den schwer bepelzten Riesen, der draußen stand, indem ich das Fenster öffnete und dem Zuge des wilden Nachthauchs freies Spiel auf meinem von des guten Erlkönigs Rheinwein heiß durchglühten Angesichte gewährte. Der Lange in der Pelzkappe draußen legte den dürren Finger bedeutungsvoll an die schneeweiße Nase, die so spindeldürre und im Gegensatz zu der meinigen, die sich von jeher und seit meinem letzten Streifzuge zu dem bekannten Eff-Eff-Wein in Monte-Fiascan etwas blaurother Corpulenz erfreut, mehr scheibenartig und so wenig in's Gewicht fallend gerathen ist, daß sie im Hauche des brausenden Sturmes gleichsam hin- und herzugehen, wenn nicht gar wie eine gepeitschte Thurmfahne um ihre Axe zu wandeln schien, zog mit dem betreffenden kleinen Finger derselben Hand das schmerzhaft geröthete wimpernlose Augenlid herunter und sprach: „Zur Section, College! Sie sollen zur Section! Morgen früh Punkt sieben Uhr bin ich trotz Wind, Wetter und Glatteis mit einer dreispännigen Fuhre vor Ihrer Thür und dann müssen Sie mit, College, dann müssen Sie mit. Der legale Chirurg hat das leidige Zipperlein in erbärmlichster Weise, College Schacherinski ist von seiner jungen Frau nicht fortzubringen, der sogenannte kalte Paul treibt um jeden Preis bis Morgens um elf Mikroskopie oder spielt mit seinen „Karnikeln" und seinem Augenspiegel, College Brandenstirn zählt die Staatsschuldscheine und macht sich mit sammt seiner keifenden Jenny den Teufel aus den fünf Thalern Diäten, die ihm die gerichtliche Reise abwirft, fürchtet sich überdem vor dem „treifen" Leichenfleisch wie der beste Jude in Groß- und Kleinpodolien. Nun, da, College! habe ich meine Augen auf Sie geworfen. Sie sollen und müssen mir assistiren. Es ist überdem der vorliegende Fall ein crimina-

listisch wichtiger und merkwürdiger, aus dem uns Allen große Ehre und hoher Ruhm erwachsen kann. Ich sorge überdem — wie Sie wissen, bin ich einigermaßen Astronom, das heißt Astronom mit einem großen „G" — für ein räsonnables Frühstück. Wir haben wegen des Glatteises vor der bequemen Chaise drei mächtige Rosse, Sie liquidiren Ihre fünf Thaler und so, denke ich, thun Sie nicht mir, Sie thun sich den Gefallen und kommen mit! Hand her! Punkt zur genannten Stunde bin ich hier. Ziehen Sie sich nur warm an, denn es ist eine böse, böse Witterung im heurigen Winter und namentlich in dem verflixten heurigen Februar. Das Uebrige ist meine Sache, bis hinauf zu einer Bouteille Weinpunsch, bis hinab zu einer duftigen, auch in der nassen Luft leicht brennenden Importirten! Gute Nacht, College! Grüßen Sie Ihre Frau, hätte ich beinahe gesagt und hätte mich lächerlich gemacht, denn Sie armer Teufel, Sie äskulapischer Midshipman, wie vielleicht ein Brite oder sonst ein Mitglied, ein Membrum einer seefahrenden Nation sagen würde, haben ja nicht einmal so eine liebespendende Creatur in den Regionen Ihrer Aura. Also ein gut Nacht-Solo lassen Sie mich pfeifen!" — Sprach's, und dahin wandelte der dürre Landphysikus mit der im Winde wehenden Blattnase. Wir wollen ihn Doctor beider Medicinen Physikus Pelzmann benamsen, denn mit exotischem Pelzwerk ist sein hagerer und schlanker Leib, der im Rückgrat übrigens schon leicht gekrümmt und von der Last des Alters vorübergeneigt erscheint, bis über die Gebühr belastet. Dahin also wandelt der schwer bepelzte Physikus und läßt den hoffnungslosen jugendlichen Hippokrates allein mit seinem namenlosen Wehe — denn der junge Doctor wünschte eigentlich, der ganze Erdball wäre eine Auster und er könnte sie verschlucken — mit seinen excentrisch-poetischen Träumen und seinem „Musikanten von Scheveningen" der nun heute Abend noch nicht, wie ihm doch zugedacht gewesen, seinen Tod in den Wogen des wild schäumenden, die Küsten Niederlands bespülenden Nordmeeres finden sollte.

Nachdem ich den Rest aus des „Erlkönigs" Flasche eigentlich mehr mit unerquicklicher Empfindung als irgend sonst einem Gefühle geleert, begab ich mich zur Ruhe. Aber die Nacht war so wild, wie nur immer eine Gott und die Welt verachtende, von wüsten Geistern gezeugte Februarnacht sein kann. Und des Erlkönigs Wein wurde wild, und mein Traum wurde wild und in ihm spiegelten sich alle zerrungenen, elenden Physiognomien der armen Leichen, die ich jemals auf den verschiedenen Anatomien besucht, zerfetzt und zerschnitten. Und so ging es die ganze liebe Nacht. Ekel und Widerwillen begegneten sich in meiner Seele; aber was ist denn das, da hat sich ja der lange, schöne Weinreisende aus Breslau, den wir vor so und so viel Jahren im anatomischen Saale zu Berlin kennen lernten, der herkulische Selbstmörder, mit dem Vollmonde in ein, wie es scheint, höchst spannendes und interessantes Gespräch eingelassen; ist denn der Vollmond eigentlich ein Mädchen? Ja, wahrhaftig, er ist ein Mädchen, ein schönes Mädchen: wie käme er denn sonst zu den so tief und unendlich, himmlisch schmachtenden schelmischen Aeugelein? Und zu den wunderschönen blonden Haaren, die in silbergoldenem Flusse seine Schläfe umfließen? Ja! so ein Weinreisender, der weiß wohl schon warum und auch warum er zu aller-, allerletzt ein Selbstmörder wird. Aber was ist das? Da tanzt der große Kerl ja gar mit dem Monde! Da tanzen sie, da tanzen sie! Und die Musik dazu! Und der wild dröhnende Paukenschlag! Aber nein! Das ist ja kein Paukenschlag! Das trommelt ja an meine Fensterscheiben! Das ist, hol' mich der Aeskulap! das ist des verfluchten Pelzmeiers knöcherner, eckiger, spitzer, dröhnender Finger.

„College!" ruft es draußen, „Myrmidonen-Doctorchen! Aufgestanden! Die Sectionscommission ist da! Ein Wetter, Freundchen, wie in der Hölle! Aber es hilft Alles nichts, gefahren wird doch! Und wenn alle Ziegeln, würde vielleicht Martin Luther sagen, auf allen Dächern von ganz Lumpenhausen sich in eben so viele äolische, blasende Teufel verwandelten, gefahren wird. Also leisten Sie ein Prestissimo, Doctor, und kommen Sie! — Verwünschter Weg, heute, Seifenschlag!" sprach er dann zum Kutscher der unter den Fenstern haltenden Chaise. „Glatt, sehr glatt, Seifenschlag! Es wird, wie man zu sagen pflegt, eine kitzliche Fahrt geben, die drei Meilen bis nach Trautenwalde! Und das Schneegestöber und der Gegenwind, der just den Pferden die Nüstern zuleimt mit Schnee und Reif und klebrigem Thau! Meint Ihr nicht, Seifenschlag?"

Seifenschlag mußte schlecht geschlafen haben: er murrte Unverständliches und sagte gar nichts.

Wenn man jung ist, ist man rasch in den Kleidern, und so vergingen wenige Minuten, bis ich vollständig angezogen und selbst in einen nicht ungewichtigen Schuppenpelz gehüllt neben dem Landphysikus stand. Der Wind sauste wild genug die gefrorne und höchst unerquicklich spiegelglatte Straße entlang; der Schnee stöberte wild; die Morgendämmerung lag blutroth und wie Unheil verkündend auf den oxydirten Kupferplatten des einzigen Thurmes, den Lumpenhausen nur besaß. Wir krochen schweigend in die Chaise, Pelzmeier placirte höchst umständlich sein gigantisches Sectionsbesteck neben einem großen Deckelkorbe, der schon unter der Wagentrommel stand und den er mit großer Liebe und ausgezeichneter Aufmerksamkeit zu behandeln schien. Der melancholische Seifenschlag gab seinem Dreigespann die Peitsche, das Dreigespann zog an, wenn auch mit glitschenden Füßen, und dahin säuselte im moderirten Hundetrabe trotz Wind und Wetter das hippokratische Gefährte. Dichter und dichter rieselte der vom Gegenwind gepeitschte Schnee, einzelne gelbe Strahlen der aufgehenden Sonne schossen pfeilartig durch die Gewandung des schweren, grauen, im Sturme wie verzweifelt hinstürzenden Schneegewölkes. Stumm hatte sich der Physikus in seine Ecke gekauert. Er bewahrte ein erhabenes Schweigen bis zu dem Augenblick, wo der blasirte und mit der Welt, wie es scheint, arg und herb zerfallene Seifenschlag sich herbeiließ, seinen gemüthlichen Nasenwärmer mittelst schwer gesalpetertem, höchst wohlriechendem Schwamme zu entzünden. Denn ob solchen Verfahrens ergrimmte der Mediciner und sagte wild: „Seifenschlag! Rauchen ist nicht! Das muß ich mir gründlich verbitten. Er Esel! müßte es doch schon meinen Augen abgemerkt haben, daß sie den verfluchten Tabacksdampf nun und nimmermehr nicht vertragen können. Höchstens kann von dem Dufte einer „Importirten“ die Rede sein! Hört Er, Seifenschlag!“

Seifenschlag nahm die Pfeife aus dem Munde, brummte Unverständliches und hieb in seine Pferde. Jetzt schwieg der Alte wieder eine Weile, dann machte er sich eine geraume Zeit mit seinem vielgeschätzten Deckelkorbe zu thun, aus dem, wie ich nunmehr beim immer höher steigenden Tageslichte deutlich bemerken konnte, eine langhalsige, schwarze, schwere Flasche eben so räthselhaft als vielversprechend zwischen dem klaffenden Deckel hervorlugte. Und dann sich zurücklehnend sagte er:

„Schon gefrühstückt, College?“

„Wie kann ich gefrühstückt haben,“ versetzte ich, „da ich Ihnen, aus dem Bette steigend, auf dem Fuße gefolgt bin!“

„Bravissimo!“ sagte der Pelzmeier; „also noch nicht gefrühstückt, das ist mir lieb! So wird die Ueberraschung, die ich Ihnen bereitete, gewiß höchst willkommen sein! He?“

Das Terrain war in diesem Augenblick höchst schwierig und unangenehm. Mühsam krochen die Pferde einen Abhang hinan, der, aus wüstem, mit Steinen vermischtem Lehmboden bestehend, von grausigen, tief aufgefahrenen Holstern durchfurcht war, die Pferde gingen wie auf Eiern. Seifenschlag, an seinem Frühstücksbrote kauend, das eben nicht lieblich in den Wagen zurückduftete, fluchte schwere Flüche. Da sagte Pelzmeier, auf einen Wagen zeigend, der hundert Schritte vor uns den Berg erklomm:

„Wie kommt Ihnen da der Wagen vor, Colega omnium longe doctissime?“

„Wie eine wackelnde Schlaf- oder Zipfelmütze,“ versetzte ich.

Die Antwort war treffend. Der Wagen da vor uns gehörte den juridischen Mitgliedern der criminalistischen Commission, die eben, wie erzählt, sich auf die Reise gemacht; aus bekannter ordinärer Sparsamkeit hatte der würdige Vorstand derselben, ein ziemlich bornirter, schmieriger Criminalrath, einen alten Planwagen mit zweien längst dem Leben und seinen Freuden Valet gesagt habenden Schimmeln gemiethet, der nun da nachtmützenhaft vor uns hindußelte. Der dicke Protocollführer hatte seine beiden mit Schreibeärmeln versehenen schwarzen Arme unter der Plane hervorgesteckt und war also selig, seinen nächtlichen Rausch ausnüchternd, dem Herrn entschlafen.

„Capital!“ sagte der Alte, „Capital, College! Ihr seid ein witziges Ungeheuer, College! Ihr seid ein Tausendsaperloter! Eine wackelnde, pendelnde Zipfelmütze! Es ist zum Todtlachen! Haha! Aber sagt 'mal, College,“ fuhr er nach geringer Pause fort, „wart Ihr auf Euern häufigen Reisen auch einmal im Libanon?“

„Nein," versetzte ich, „Herr Physikus, im Libanon war ich nicht."

„Also nicht," sagte er, eine große Prise aus goldener, emaillirter Dose nehmend. „Also nicht einmal im Libanon! Das ist schlimm! Wißt Ihr, College! Sehr schlimm! Heilige Schlange! So ein genialer Kerl, wie Ihr, so ein Reimschmied und Novellenfabrikant nicht einmal im Libanon! Wäre ich so ein Kerlchen wie Ihr, die ganze Welt hätte ich in meine Dose gethan und verschnupfte sie als wäre es „Offenbacher" oder „Grand Cardinal!" Pfui Teufel! Schämt Euch, College!"

„Ich begreife nicht, Herr Physikus, wie Sie just auf den Libanon kommen?" versetzte ich.

„Warum! Warum!" sagte er heftig. „Wie ich jetzt auf den Libanon komme? Weil der verwetterte Libanon das ganze Unglück angerichtet hat, sage ich Euch. Weil die verwünschten Cedern den ganzen Mirakel gemacht haben, sage ich Euch, sonst säßen wir ruhig daheim, tränken unsern Kaffee und brauchten uns nicht die Knochen zu erfrieren auf der verwünschten Landstraße. Heilige Schlange! Stehen da Schneewolken über der schwarzen Haide!"

„Die Cedern," fragte ich verwundert, „welche Cedern?"

„Die Cedern," versetzte schnaubend der Alte, „die Graf Kreuz vom Borne, der erbgesessene Herr von Trautenwalde, auf seinen Reisen durch Syrien und Palästina mit vom Libanon gebracht hat, die er theils in Gestalt von Ablegern, theils in Form von Samen in der Nähe des großen Birkenbusches angepflanzt hat und die so ganz außerordentlich gediehen sind, daß sie eine eben so wirklich seltene als schöne und in ihren Wipfeln von allerlei exotischen Erinnerungen flüsternde und palästinensische Träume hervorzaubernde kleine Plantage gebildet haben. Den Förster Werkenthin haben Sie nicht gekannt, College! Er ist es, zu dem wir fahren, um ihn zu seciren. Die Kinder des Libanon haben ihm das Leben gekostet. Es war ein herrlicher, prächtiger Mensch, das heißt körperlich. Ich möchte ihn einen Apollo des Waldes, ich möchte ihn einen Sohn der schlanken Tanne, wenn nicht gar der behenden Weymuthskiefer und der kraftvollen deutschen Eiche nennen. Im Uebrigen mag er es auch ein Bischen sehr locker getrieben haben, aber ein Forstmann war der schöne Sohn des Waldes, das kann ich Sie versichern, wie nur jemals irgend Einer einen Büchsenhahn berührte oder einen Dohnenstrich durchwandelte. Der Büdner Futterlieb in Trautenwalde hatte eine wunderschöne Schwester, sie hieß mit Namen Benedicte; sie war ein wirklich reizendes Mädchen, körperlich schön und von einer Bildung, die weit über ihren Stand hinausging. Mit ihr unterhielt er ein jahrelang dauerndes Liebesverhältniß. Jedermann glaubte, daß er sie endlich heimführen würde. Selbst die Frau Gräfin Kreuz vom Borne, die ein ganz eigenthümliches Interesse für den schönen Unterförster an den Tag zu legen pflegte, schien dies geglaubt zu haben und begünstigte die Liebenden in jeder Weise. Dem aber ward nicht so. Vor zwei Jahren machte der Förster eine Reise in seine Heimath, die nicht zu fern von hier im Bruche belegen ist, und bald darauf hieß es, er habe sich dort verlobt. Und wirklich, als er abermals von einer Reise, die er dorthin gemacht, zurückkehrte, brachte er ein junges Weib mit. Das war hochblond und weiß wie Schnee und bildete zu der wie Tannenpech schwarzen Benedicte einen merkwürdigen Contrast. Und der vierspännige Wagen, der sie führte, war hochbeladen, und es dauerte mehrere Stunden, ehe alle die Kisten und Kasten abgeräumt und in das Forsthaus weggestaut waren. Auch ein umfangreicher Beutel mit harten Thalern war nicht vergessen. — Der große Weiberbeschwörer Förster Werkenthin wußte Bescheid in der Welt und hatte ein jegliches Loth von seinem apollinischen Leibe nach bester Einsicht taxirt. Das war nun ein Leben im Forsthause, das ganz abseits dicht an der Forst liegt und, wie beiläufig zu erwähnen, außerordentlich brödlig und baufällig ist. Werkenthin war seliger denn der erste der die Wipfel seines dunkeln Waldes bewohnenden Götter. Sein hochblondes Weib, mit Namen hieß sie Magdalena, war eben so mild und liebevoll als thätig und häuslich, nur etwas schwärmerisch, College, etwas ganz außerordentlich schwärmerisch, wie das so ist in „jungen Jahren," und dabei in ihren Mann übermäßig verliebt und an ihn und an seine Schwüre glaubend wie an den Heiland und an das Evangelium. Die schwarze Benedicte war seither und namentlich von dem Tage an, da der Förster mit der reichen Mitgift, dem Weibe und den harten Thalern,

die seinen vielfachen Gläubigern trefflich zu Statten kamen, wieder einpassirt war, gründlich verschwunden. Es war als hätte die Erde, als hätte ein Moossumpf, ein stiller, mit schrägen Tannen und langzweigigen Thränenweiden behangener schwarzer Weiher das an seiner Liebe, an seinem süßesten Hoffen gekränkte Waldfräulein verschlungen. Tags vor Weihnachten nun geht der Förster in seinen Wald. Die frühe Dämmerung sinkt in die Haide. Die Wolken, schneeschwanger, hangen schwarz und dicht ob den bebenden Wipfeln. Der Wald schien Schmerzen zu haben; er stöhnte: es war als ob ein Geist des Unheils, der zu seinem Ergötzen vielleicht ihn durchwandelte, ihm wehe thäte mit seiner Erscheinung. Um Weihnachten herum haben die Förster, namentlich im nördlichen Deutschland, allemal ihre schweren Kämpfe mit den die Schonungen um Weihnachtsbäumchen bestehlenden Forstdieben, und so hatte auch an dem in Rede stehenden verhängnißvollen Abende Werkenthin zwei Gewehre über seiner Schulter: eine mit Rehposten geladene gezogene Flinte und eine eine Kugel hegende tirolische Stutzbüchse. Versunken in herrliche Gedanken wandelte er dahin in den Schatten, die seine Stirn und seine Wangen wie mit sammtnen Händen schmeichelnd berührten; er gedachte seines steigenden Glückes, seines sich mehrenden Wohlstandes, seines herrlichen Weibes und vor Allem seines jetzt nun bald jährigen holdseligen Töchterleins Brunhilde. Und holde Bilder der Zukunft umgaukelten seine träumenden Sinne. Wenn der alte Graf erst todt war, dachte er, wenn die Frau Gräfin mit dem minorennen Sohne erst an's Ruder gekommen, wer weiß, was da nicht Alles geschehen konnte. Die nassen Birkenzweige schauderten und hoben sich gleichsam im Zuge des heißen Athems, der seiner breiten Brust entstieg. Und halt! Da ist ja der Grenzgraben zwischen dem bleichen Birkenbusch und der dunkeln Cedernplantage. Er überspringt ihn mit gewandtem Sprunge. Wie doch der nordische Wind die Söhne des Waldes bei den Köpfen hat und sie so zaust und ihnen die Haare, die grünen, stachligten unerbittlich ausrauft. Doch was knackt denn da im Cedernbusch, wie wenn ein eilender Fuß hinschliche über auf feuchtem Moose liegendes verdorrtes Reisig? Ist das ein Hirsch oder sonst ein Gethier? Ist das der Fuß eines Menschen? „Steh',“ rief der Förster, „wer Du auch seiest, oder ich erschieße Dich wie einen tollen Hund!“ Die Gestalt, oder wollen wir sagen, College! das, was sich im Cedernbusche bewegte, hub an zu lachen. „Steh'!“ rief der Förster noch einmal das sich bewegende Princip an, „ich schieße!“ und er riß die tirolische Stutzbüchse vom Nacken. Der Hahn knatterte, er stach, er war schußfertig. „Wer bist Du?“ Die Ausgeburt der Waldesdunkelheit lachte wiederum und so laut, daß die Echos gellten. Der Förster legte an, schoß, — ein lautes Wehgeklage durchscholl den stillen Wald und die Worte ertönten: „Der Förster Werkenthin hat seinem ehemaligen Schwager, dem Ferdinand Futterlieb, den Oberschenkel zerschossen,“ und eine Menschengestalt fiel im selbigen Augenblicke dröhnend auf den dumpf wiederhallenden Waldboden. Ein armes Cedernsträuchlein hat sich der Futterlieb holen wollen und darum hat ihm sein eigener ehemaliger Schwager den Knochen morsch entzwei geschossen. „Aber ich sage Dir, Werkenthin, hüte Dich. Und wenn Du mich jetzt vollends tödtest, glaube nie und nimmer, daß Du Ferdinand's Rache zu entfliehen vermagst. Du meinst, meine Schwester Benedicte sei todt, sei erstickt, sei ertrunken oder sonst wie um das von Dir und Deiner verwünschten Magdalene so gründlich gehaßte Dasein gekommen. Sei wissend! Deine ehemalige Geliebte, Deine Gattin lebt. Ein hohler Baum, eine alte Eiche tief im Forste birgt seit länger als einem Jahre ihr elendes Dasein. Und von da wird sie kommen, um mich an Dir nach Kräften zu rächen.“ Auf kochte das Blut in des Försters hochklopfendem Herzen, als er diese Worte vernahm, Feuer stieg ihm in's Hirn, rothe Scheine brannten phosphorescirend vor seinen Augen. Es war ihm, als wenn er im Schimmer dieses purpurnen Lichtes sehen könnte im dunkeln Walde, als wenn an jeder Nadel eines jeden Cedernzweiges eine blitzende Fackel schwebte. Da lag der verfluchte, gehaßte Mann, der elende Holzdieb mit dem zerschmetterten Beine, der kuppelnde Bettler, da lag er auf dem kalten Boden, und doch glänzte so siegesbewußt und triumphirend sein tiefliegendes graues Auge, so diabolisch höhnend grinste es den Förster an. Da konnte er nicht länger widerstehen. Die rasenden Flammenzungen verbrannten seine Seele; er riß die gezogene Flinte herunter, und die Ladung Posten, die sie enthielt, war

dem Futterlieb mitten durch's Herz gegangen. Er selbst sank nach der That machtlos zusammen; Frost und Nässe erweckten ihn wieder, als trübselig der trauernde Decembermorgen herangeschlichen kam, und zerstört und verwirrt kam der Apollo nach Hause. Ihr wißt, College! Mit Geld kann man auch bei uns trotz allen prahlerischen Geredes von catonischer Staatstugend und keuschen, maßvollen, musterhaften Institutionen ein jegliches Rad beschlagen, daß es just läuft wie man dann pfeift, und so hat es sich zugetragen, daß Werkenthin's That vollkommen ungerochen blieb. Die Frau Gräfin detachirte einige Compagnien von dem bekannten großen Grenadierregiment „Goldblech," und so geschah es denn, daß Werkenthin wegen energischer und kühner Bestrafung eines schon seit langer Zeit anrüchigen und als äußerst desperater Waldbeschädiger bekannten Thunichtguts nicht nur vollkommen unbehelligt blieb, sondern auch laut Regierungsdecretes mit dem allgemeinen Ehrenzeichen für dienstliche Auszeichnung beehrt wurde. Futterlieb wurde nach einigen formellen Weitläufigkeiten begraben und die Sache schien abgemacht. Vorgestern war der vierundzwanzigste Februar, der Geburtstag von Werkenthin's Brunhilde; da ereilte ihn die Nemesis. Er war an diesem verhängnißvollen Tage den ganzen Tag im Walde bei den Holzschlägern gewesen, und so hatte sein Weib ein herrliches Mahl hergerichtet, um den Geburtstag seiner Erstgebornen, Heißgeliebten zu feiern. Das köstlichste Wildpret des nordischen Waldes, ein prachtvoller Auerhahn, hatte sein Leben hingegeben zur Verherrlichung des Festes und prangte wunderschön zubereitet auf der Geburtstagstafel. Vier Flaschen Burgunder, bisherige langjährige Insassen der Kellereien der hochwohlgebornen Herren Kreuz vom Borne umstanden den duftenden Vogel und glichen mit ihren aus oxydirtem Zinn gearbeiteten strahlenden Mützen oder Helmen, die zum hermetischen Verschluß des Korkes angebracht waren, einer Ehrenwache, die um irgend eine fürstliche Leiche Parade steht. Das Gemach war festlich erleuchtet, heimlich durchwärmt, und es war eine Wonne, hinauszublicken, umfangen von der sorglich aufgeputzten Räumlichkeit, in die pechfinstere, grause Nacht und den finstern, massenhaften Wald in ungewissen Umrissen, eher zu ahnen als wirklich zu sehen, wie er dastand selbst eine gigantische Nacht, die sich zufällig in so viele Tausende kolossaler, düster dareinblickender Baumstämme verwandelt hat. Noch muß ich erwähnen, daß von dem Forste bis an das Försterhaus eine Allee führt, die aus jungen und den Stamm noch ganz hinunter von tiefhängenden Zweigen besetzten Tannen besteht und am Försterhause in einem dichten Eichenbosquet mündet, in dem eine Menschengestalt ganz nahe an den niedrig liegenden Fenstern sich vollkommen verbergen kann, wie Ihr, liebster College, binnen ganz Kurzem ja selbst sehen werdet. Werkenthin hatte, nachdem er heimgekehrt, dem Tage zu Ehren seine Staatsuniform angelegt. Ein hellgrüner Waffenrock mit dunkelgrünen Aufschlägen und blanken, vergoldeten Knöpfen mit dem Wappen Derer vom Borne — einem von einer Palme überwehten Kreuze an dem Mauerrande einer morgenländischen Cisterne — mit goldenen Raupen auf den Achseln, verhüllte den schlanken Leib, während hirschlederne, schneeweiße Beinkleider und bis über die Knie reichende weichlederne, schwarze Stiefeln mit langen silbernen Sporen den Rest des Körpers bedeckten. Eine silberne, schwere Fangschnur, an ihr mit einem blanken Kettchen befestigt eine silberne Pfeife, hing über die kolossale Brust, während eine golddurchwirkte Koppel mit großer, goldener Schnalle die schönen, schlanken Hüften verzierte. Der blanke Held der dunkeln Haine schritt wie ein Gott mit hallendem Tritte durch das niedere Gemach und öffnete einen Wandschrank; ihm entnahm er einen großen geschliffenen Krystallbecher von sanftgrünem Glase, in jeder der acht Facetten war ein goldener Baum von eingelegter Arbeit angebracht, und ein Deckel von Silber, der die Figur eines Hirschgeweihes zeigte, krönte das herrliche Stück, und er setzte den Becher auf den Tisch vor das Couvert. Dem Tische gegenüber lag in einer Wiege aus polirtem Eichenholz das schon entschlafene Geburtstagskindchen, und sein holdträumendes, rosiges Gesichtchen guckte wie ein Engelslärvchen aus den schneeigen Kissen. Jetzt trat die Magdalene herein, weiß gekleidet mit grüner Garnirung, in dem goldleuchtenden Haare einen immergrünen Cedernzweig. Schmachtende Seligkeit träumte in den weichen Zügen und schwamm in den milden blauen Seen ihrer großen Augen. Sie setzten sich an den Tisch. Werkenthin eröffnete eine Flasche und goß den blutigen, schäumenden

Saft in den kostbaren Pokal. Er führte den Becher an den durstigen Mund. Da sagte die Magdalene mit zärtlicher Stimme: „Halt, Werkenthin! Ehe Du trinkest, laß mich ein Wort mit Dir reden! Schwöre mir bei diesem rothen Weine, schwöre mir bei dem Leben Deines Kindes, daß Du nie für ein anderes Weib wirklich Liebe empfunden, als für mich! Mögen die Leute reden, was sie wollen! Dir allein glaube ich! Und so mache mich, die Mutter Deines Kindes, heute selig durch Deinen Eid!“ Hoch hob der Werkenthin den funkelnden Becher, und er schwur den Eid und sagte: „Das Leben meines Kindes soll vergehen wie trockenes Laub! Und keine Wolken will ich mehr flattern sehen über den Wipfeln meiner Kiefern und Föhren! Und die Stimme des brünstigen Hirsches soll nicht mehr meine Seele erquicken! Und eben so wenig soll jemals wieder ein murmelnder Waldquell, ein duftender Feiertagsbecher meine trockenen Lippen erquicken, bist Du nicht die Einzige, Magdalene, für die ich jemals Liebe gefühlt. Und so bringe ich Dir meinen wahrhaften Eid, bringe Dir mein Leben, mein Blut in diesem wie köstliches Blut schimmernden Becher!“ Und er senkte den Pokal und führte ihn an seine Lippen. Doch Himmel und Hölle! Da klirrt ja die Scheibe! Da fällt der Pokal aus der Hand des Zechers! Da fließt die rothe Fluth des Weines auf den Estrich. Hintenüber stürzt der Förster mit blutendem Antlitz. Und ein furchtbarer Knall erdröhnt und sendet weithin seine rollenden Echos. Es ist als wenn der Schuß den Wald getroffen und der Wald ächzte in Weh und Verzweiflung. Werkenthin war stumm geworden für ewig. „Benedicte!“ so hatte das letzte Wort gelautet, das seine erbleichenden Lippen gemurmelt. Aber Magdalene sprang auf, riß das schlafende Kind aus der Wiege, stürmte hinaus in die grollende Nacht und gelangte, nachdem sie mehrere Stunden in der Finsterniß umhergeirrt, endlich auf das Schloß in Trautenwalde. Dort verkündete sie das ungeheure Ereigniß; sie hatte die Kraft, den ganzen Hergang bis in die kleinsten Umständlichkeiten zu schildern. Dann aber wurde ihr Schmerz größer als ihre Seele, und wieder stürzte sie hinaus in die Nacht und in den Wald und ist bis diesen Augenblick nicht zu Tage gekommen!“

Hier schwieg der Physikus; er faßte nach seinen Augen, wie um eine hervorbrechende Thräne aus den kranken Augen zu wischen. Der apathische Seifenschlag, der Alles mit angehört, schluchzte leise für sich hin und heulte mitunter laut wie ein Hund. Ich saß versteinert: das namenlose Weh, das hier ein Herzens-Dreiblatt zertrümmert nach Schuld und Unschuld, hatte mich tief ergriffen und gern verzieh ich dem Physikus die etwas novellistische Ausschmückung seiner schwermüthigen Historie, wie daß er wie ein ächter Novellist sich fast immer des Imperfectums bedient, während ihm doch eigentlich das Perfectum zuständig gewesen.

Mittlerweile waren wir über Trautenwalde hinausgekommen. Ich hatte eben so wenig etwas von seinen Häusern wie von dem Schlosse derer Kreuze vom Borne gesehen. Der Schnee fiel immer dichter und dichter, so dicht, daß die vor uns wackelnde Zipfelmütze, die die Jurisprudenz zu beschirmen hatte, gar nicht mehr sichtbar war. Da sagte der physikalische College: „Ah bah! Weg mit der Schwermuth! Todt ist todt und hin ist hin! Ich glaube, wir thun besser, wir nützen die letzte Viertelstunde, die uns bis zum Beginn unsers Geschäfts bleibt, und frühstücken. Ha! Kleine delicate Fleischpasteten habe ich uns backen lassen, College! und eine Flasche kalten Punsch — Madeira, Portwein, Cognak, Gewürz und eine Kleinigkeit gekochten Wassers — habe ich uns präparirt, daß die Engel mit uns frühstücken möchten, glaube ich, wenn wir sie eingeladen hätten!“ Der Alte wischte seinen zahnlückigen, sehr unschönen Mund. Da, als der Gute seine gar vortreffliche, gastronomisch so herrlich aufmunternde und mich eigentlich innerlichst erfreuende Rede geendet — denn mich fror bis in die innerste Seele: mir war begreiflicherweise abscheulich nüchtern zu Muthe, und ich konnte an die große, aus dem Deckelkorbe hervorlugende Flasche nicht ohne brünstiges Verlangen denken — da durchsäuselte die dicke winterliche Luft auf einmal eine Klangfigur, die ich, ohne mich auf Chinesisch zu verstehen, am besten zu malen glaube, wenn ich sie „Ping“ nenne. Der Alte schrak, wie von einer trüben Ahnung ergriffen, mächtig zusammen. „Ping!“ murrte er, „Ping!“ Was heißt „Ping,“ Seifenschlag? Er scheint, bei der heiligen Schlange des Hippokrates! in Hongkong sich der Studien beflissen zu haben, denn wie käme Er jetzt dazu, hier Chinesisch zu reden und zu sagen: „Ping.“ Ein niederträchtiges Wort,

dies „Ping!“ Aber frühstücken, frühstücken, College, wollen wir! Thue Dich auf, mein Sesam! Sei mir gegrüßt, mein Deckelkorb! Nahe mir, o Hermann, mein Rabe!“ Und Pelzmeier griff nach dem Deckelkorb und zog ihn aus seinem Verstecke. Da rief er plötzlich: „Seifenschlag! Halt! Das ist ja schrecklich! Das ist ja entsetzlich! Nein, das ertrag' ich nicht! Zielt denn heute Alles nach meinem Herzen! Schicksal! Willst Du mich denn ganz vernichten! Treibst Du fort und fort Dein elendes, verrätherisches Spiel mit mir und meinen grauen Haaren, verwünschtes Verhängniß!“ Seifenschlag bändigte die Rosse. Die, wie sich ergab, wohl motivirte Verzweiflung des grauen Mediciners verlieh dem alternden Leibe die Spannkraft der Jugend. Mit einem Sprunge war er aus dem Wagen und da nun, auf der blendenden Fläche des weiten Schneefeldes, kam das Entsetzliche, das sich ereignet, zu Tage. Die schwarze Flasche hatte Chinesisch gesprochen und hatte „Ping“ gesagt; sie war zerborsten in ihre Atome: vermuthlich war der Punsch in zu erhitztem Zustande ihr einverleibt worden oder hatte sonst ein Zufall, ein Stoß und so weiter ihr so kostbares Dasein beeinträchtigt, genug, sie war entzwei, und der duftige Trank, der uns erwärmen und erfreuen sollte, war nicht nur entschwunden, sondern hatte auch die Ambrosia, die delicaten kleinen Fleischpasteten, in ein undenkbares Etwas verwandelt, das nur noch dienen konnte, die Krähen und Raben zu füttern! Unnennbarer Schmerz durchwühlte mich, den um seine besten gastronomischen Hoffnungen gekränkten hungernden und frierenden Jüngling. Demungeachtet machte mir die Art, wie Pelzmeier seine Verzweiflung kundgab, vielen Spaß. Erst nahm er die Pelzmütze von seinem Haupte, hob sie gen Himmel, warf sie in den Schnee und zerstampfte sie mit seinen Füßen. Im selbigen Sinne verfuhr er mit seiner ziemlich gewichtigen Perrücke. Dann stand er eine Weile barhäuptig da, wies mit der Hand auf sein kahles Haupt, blickte wild empor zum düstern Himmel und schien dem wunderlichen Gotte da droben über dem allmächtigen Wolkenzuge zu sagen: „Warum hast Du mir das gethan? Mir, grade mir, dem alten medicinischen und mit der Landphysikatswürde betrauten Kahlkopfe, auf diesem ganzen weiten Erdenrunde? Grade mich bringst Du um ein delicates Frühstück durch Ueberspannung einer elenden Naturkraft. Warum grade mich?“ Und er zertrat den unglücklichen Korb mit seinen Stiefeln von Seehundpelz und stampfte ihn mit sammt der Perrücke tief unter den Schnee. Die Pelzmütze dagegen stülpte er auf sein kahles Haupt, zog sie, um seinem düstern, Menschen und Götter herausfordernden Groll einen entsprechenden Ausdruck zu geben, fast bis auf die Spitze seiner wankelmüthigen Nase und wand dann, vermuthlich um den Abgang der wärmenden Perrücke zu ersetzen, ein schweres, purpurrothes, ostindisches Taschentuch wie eine Art Turban um die Bibermütze, durch welche Procedur der wackere Mediciner ein ganz wunderliches und des Staunens werthes Ansehen gewann und eine Erscheinung präsentirte, wie sie auf den Fluren von Trautenwalde sicherlich noch nicht an's Tageslicht getreten war. Uebrigens sprach er von nun an kein Wort mehr, schweigend saß er neben mir mit gesenktem Haupte und trommelte bloß mit den Fingern der linken, enthandschuhten Hand auf dem ledernen Tambour der Chaise verschiedene militärische Märsche, die ihm als militärische Reliquien der auch von ihm mitgemachten deutschen Freiheitskriege in irgend einem Winkelchen seines Hirnes sitzen geblieben sein mochten. Da waren wir an eine quer über die große Heerstraße, die wir bisher verfolgt, schräg seitwärts führende und in einem Eichenbosquet endigende Tannenallee gekommen und der melancholische Seifenschlag, der inzwischen seine empörten Gefühle wiederum in ihre gewohnten Geleise gedrängt zu haben schien, hielt still, wies mit der Peitsche nach links und wandte sich mit dem Ausdruck eines Fragenden um. Der Alte nickte mürrisch; er schien ihm sagen zu wollen: „Esel, was fragst Du denn? Du siehst ja den nickenden Planwagen! Ihm fährst Du nach!“ Und der Kutscher bog ein in den wirklich himmlisch schönen, aus den herrlichsten jungen Bäumen bestehenden und auf das Ueppigste prangenden Tannengang. Ich warf einen Blick auf die Gegend. Sie war wild; über nicht unbedeutende Höhenzüge zog sich in langer, kreisförmig verlaufender Linie der schwarze, wohlbestandene Wald, den Hintergrund völlig abschließend, bis auf eine weite Lücke, die von einem bedeutenden, in diesem Augenblick wogenschäumenden und vom Schneesturm gepeitschten großen See wirklich malerisch genug ausgefüllt wurde. Am andern Ende des spitz zulaufenden Sees gipfelte sich der Höhen-

zug zu einem ziemlich hohen Berge, aus dessen pechschwarzer Waldesnacht ein Bach hervorschoß, der, von der Höhe jählings hinabhüpfend, im See sein Ende fand. Und da liegt ja auch das Unglückshaus; da taucht der zerrüttete niedere Bau mit den vielendigen Hirschgeweihen an seinen Giebeln hervor hinter dem tiefverschneiten Eichenbosquet. Aber ist denn das eine vom Himmel gefallene nachtschwarze Schneewolke, die auf dem Strohdache liegt? Und da fliegt ja die Schneewolke wieder in die Luft, und wie schreit, wie krächzt denn die Schneewolke so ohrzerreißend, so sinnbetäubend? Die schwarze Wolke bestand aus schwarzen Vögeln: Tausende von Krähen und Dohlen, die den todten Förster wittern, haben sich niedergelassen auf dem hoch aus dem Strohdache hervorragenden, sehr verwittert aussehenden Schornstein und auf dem morschen und scheinbar von der Verwesung ergriffenen Dache. Der Kutscher, der den Planwagen führt, hat mit der Peitsche geknallt und da sind die schwermüthigen, um den Todten trauernden Leichenvögel in die Höhe und aus einander gestiebt und vollführen nun, mit den krächzenden Häuptern an die niedrigen Wolken stoßend, einen Klagegesang, als wären dort oben eben so viele egyptische, für ihr Heulen bezahlte Thränenweiber. Alles bot den Anblick der Schwermuth und der ödesten Verlassenheit. Kein Mensch ließ sich vor dem Hause sehen. Nur zwei große schwarze Hunde lagen fest an einander gekauert und sich gegenseitig Wärme spendend unter der dem zerschossenen Fenster zunächst stehenden Eiche. Sie lagen stumm und in tiefster Trauer da. Die Eiche — noch waren die gelbbraunen Blätter des Herbstes nicht von ihrer Stirn gefallen — die Eiche, unter der sie lagen, war sicherlich die, unter welcher die Mörderin gestanden, an deren Stamm sie das unheilspendende Rohr gelehnt. Welche Gefühle des Entsetzens und der Verzweiflung hatten unter dieser Eiche ein vielleicht gutes und edles Herz zerfleischt und es getrieben zu der unseligen That. Welche Seufzer waren hier verklungen! Und warum saßen denn hier an den trockenen Blättern bloß die kalten Schneeflocken des zürnenden Himmels und warum hatten die Seufzer der namenlos leidenden Menschenbrust denn so gar keine Spuren hinterlassen. Die schwarzen Hunde aber waren so versunken in ihren Schmerz, daß sie, bemerkte ihr waches und kluges Auge auch Alles und Jegliches, von nichts Notiz nahmen. Weder der kleine schmierige Criminalrath noch der kolossal aufgedunsene Protocollführer waren im Stande, ihnen auch nur das leiseste Schwanzwedeln abzunöthigen. Sie lagen da, Menschen und Welt verachtend, versenkt in die Gedanken an ihre Qual und nicht einmal fähig, ihren Gefühlen den Ausdruck des Knurrens, des Ohrenspitzens und Haarsträubens zu geben. So stiegen wir denn ab. Der kleine, immer bewegliche und rechts und links grüßende Criminalrath erschloß die Thür des Trauerhauses, nachdem er das gerichtliche Siegel mit vieler Weitläufigkeit recognoscirt und mit Beihilfe des noch immer außerordentlich sich als ungewandt und als nicht durchaus ausgenüchtert bewährenden Protocollarius für echt und vollkommen unverletzt erkannt hatte. So schritten wir hinein in das Haus, aus dem die Kälte des Grabes uns entgegendrang, nicht zu gedenken der trauernden und unheimlichen Geister, die von der Kälte gebunden waren. Mir speciell benahm, als ich das Unglückshaus betrat, die eiskalte feuchte Luft den Athem. Der Alte, den Foulard noch immer um den Kopf, war ärgerlich und achtete auf Nichts. Der Criminalrath dachte an seine gestrige L'Hombrepartie, als in welcher er, wie er später erzählte, einen ungewöhnlichen Fang gemacht; er sagte gar nichts, eben so wenig wie sein ehrenwerther Protocollarius, und so gelangte die liebenswürdige criminalistisch-medicinische Commission des Kreis- und Landgerichts der Kreis- und Landstadt Lumpenhausen ohne weitere Hindernisse in die Küche des Hauses, als in welcher unsern des für den „Wuchs" des Hauses unförmlich groß gerathenen Herdes sammt obligater Feueresse auf einem gewöhnlichen Küchentische aus Föhrenholz die noch mit ihren Festmahlskleidern bekleidete und mit allen Insignien ihrer ehemaligen Würde geschmückte Leiche mit zurückgelehntem, zerschmettertem Haupte dalag. Höllisch kalt war's in der Küche, und unsern durch und durch nüchternen und ihres Frühstücks beraubten Körpern — der Criminalrath übrigens frühstückte grundsätzlich niemals — standen unangenehme Viertelstunden in Aussicht. Ich nahm das weiße Tuch von dem Antlitz der Leiche: ihre Augen standen offen und schauten mit steinernem Blick hinaus in die trostlose Welt. Himmel und Hölle malten sich in der weiten, schwarzen Grube der starren Pupille. Was grinste

mich denn an aus diesen dunkeln Pforten? Tod und Verdammniß grinste mich an, denn wenn jemals ein Mensch ungern aus diesem Leben geschieden, so war es dieser, der Held des Waldes, der Fürst der unter schattigen Wipfeln fließenden Bäche, der König und Herrscher des mit den Orden des Waldes, mit Geweihen gezierten Waldthieres. Da lag der schöne, verführerische Mann des Waldes, der Herr und Meister über die Gipfel, so stumm und steinern da, als wäre er nie gewesen oder als hätte er irgend einen Felsen zu seinem Vater gehabt. Das also, dieser so namenlos ruhige Junge, war der wilde, wälderdurchschweifende, verfluchte Jäger auf Wild und auf Maid. Schrecklich übrigens prangte die schwarzblaue Wunde in der Mitte seiner Stirn. Doch da hält der kleine und vor Kälte im ungeheizten Raume zitternde, beständig unruhig herumhüpfende Criminalrath Rücksprache mit dem Physikus, worauf er erklärt, daß er auf Grund so klar zu Tage liegenden Delictes des Todes und seiner Ursachen für diesen Fall auf die Totalsection verzichtet und bloß die Section des Kopfes, in den der tödtende Schuß augenscheinlich gedrungen, in Anspruch nimmt. Dieses Verdict erfreute mich; denn mir widerstrebte es, den so schön geformten, statuenhaften Leib zerstören und auf das Widerwärtigste zerlegen zu sollen. Also bloß der herrliche Kopf war dem momentanen Untergange, der Zersägung und Zertrümmerung geweiht, und so machte ich mich denn an die Arbeit. Finsterer ward es inzwischen draußen und finsterer. Der Schnee fiel in ungeheuern Massen. Da, wie ich mitten in der Arbeit war und eben die Schädelhöhle eröffnet hatte, stürzten drei Menschengestalten in das dämmernde, sausende Gemach, warfen den Physikus und den Criminalrath fast auf den Boden, drängten mich zur Seite und umstanden nun laut heulend den Dahingeschiedenen. Die drei Menschengestalten waren drei außerordentlich häßliche, zerzottelte Weiber mit langschweifendem, zerrungenem Haar. Das eine war **Werkenthin's** Schwester, die Frau eines Köhlers, der auch zu den Untergebenen des Grafen gehörte, die beiden andern ihre jüngere Schwester und ihre schon heranreisende Tochter. Dem unbändigsten Schmerze gaben sich die drei Waldweiber hin; sie glichen drei dunkeln Nornen der nordischen Mythologie; sie glichen dreien zu wahnsinnigen Menschen gewordenen finstern Bäumen. Wild strichen sie sich endlich die das von Schmerzen verzerrte Antlitz umschweifenden Haare aus den Augen, küßten die Stirn und den Mund der Leiche und verschwanden. Nachdem sie gegangen, traten zwei Landreiter halb erfroren und die erstarrten Füße heftig stampfend in das Gemach, um dem Criminalrichter zu melden, daß sie den ganzen Tag in der Gegend umhergestrichen, Busch und Forst auf das Aufmerksamste durchsucht, doch von der muthmaßlichen Mörderin, der schwarzen **Benedicte**, keine Spur zu entdecken vermocht hätten. Sie sahen sich vergeblich nach irgend einem wärmenden Gegenstande, etwa einem Kohlenfeuerchen, wenn nicht gar nach einem eisernen, wohlgeheizten Oefchen in dem unheimlichen Gemache um, bliesen hierauf, nachdem sie an der Leiche ihre polizeiliche Neugier sattsam befriedigt, in die Finger und gingen, wahrscheinlich um den in einer Art aus trockenen Tannen- und Föhrenzweigen aufgeschichteten Nothschuppen bei seinen Pferden weilenden Vater Seifenschlag zu inquiriren, ob er nicht ein Fläschchen Aquavit im Täschchen führte, aus dem er geneigt sein möchte, ihre blauen Gensdarmenlippen menschenfreundlich zu erquicken. Der Schneewind hatte sich inzwischen zum wirklichen Sturme verstärkt: das Haus bebte in seinen gebrechlichen Pfosten, die Kiehnfackeln, die wir inzwischen wegen der immer tiefer einsinkenden Dunkelheit hatten entzünden müssen und die in zwei Ringen an dem Rauchmantel befestigt worden waren, flackerten unruhig her und hin und warfen dämonisch-grelle Streiflichter auf die ganze unerquickliche Scenerie. Da plötzlich krachte ein mächtiger Stoß, der Sturm stieß wie freudigjauchzend in sein gigantisches Horn und herunter die Esse polterte eine wild zertrümmerte verworrene Masse. Der Wind hatte den Schlot hinabgefegt, Moder, Staub und Steinpartikeln, Schnee und Moos bedeckten unsere Leiche. Ich selbst war wunderbarerweise unbeschädigt geblieben; aber dem Landphysikus war ein großer Sparren auf den Kopf gefallen, und nur der sehr widerstandsfähigen Pelzmütze sammt dem Foulard, den er wunderlicherweise noch immer trug, hatten ihn vor einer ernstlichen Verletzung geschützt. Er trug den widerwärtigen Unfall mit stoischer Gelassenheit. „Ist es doch," sagte er, „als wenn alle Teufel auf dies Haus und sein Glück losgelassen sind. So etwas habe ich doch noch nicht, selbst in Frankreich kaum erlebt. Was meinen Sie, Herr Criminalrath? Ich

denke, wir schließen hier, sonst werden wir am Ende noch sämmtlich von der in ihren Grundfesten zitternden verwünschten Boutike erschlagen und begraben. Sehen Sie hier, Herr Criminalrath! die Kugel, die der College eben im linken Ventrikel ermittelt, eine ganz gewöhnliche Spitzkugel, wie sie aus einer Büchse von mäßigem Caliber geschossen zu werden pflegt. Hier ist Massenzerstörung, Gefäßzerreißung, voluminöser Bluterguß, itaque haben wir es mit einer Verletzung zu thun, die an und für sich vollkommen hinreichend erscheint, den plötzlich erfolgten Tod herbeizuführen."

„Ja, ich denke, wir schließen hier," hüstelte der Criminalrath, indem er sich angelegentlich beschäftigte, das Blut von der Wange zu wischen: ein scharfer Steinsplitter war ihm in's Antlitz geflogen und hatte ihm eine Schramme zugefügt. Es ist ratio sufficiens vorhanden. Damit muß der Staatsanwalt zufrieden sein. Uebrigens wundert es mich doch sehr, daß der Graf sich nicht einmal sehen läßt, um uns zu begrüßen und von einem seiner liebsten Diener Abschied zu nehmen für immer. Es wundert mich sehr, und daß die Frau Gräfin es nicht der Mühe für werth hält, uns mit einer kleinen Collation zu erquicken, wundert mich auch."

„Mir ist es lieb," sagte der Mediciner, „ich möchte in dem Unglückshause nichts genießen. Uebrigens schlage ich vor, daß wir die Protocolle daheim abfassen, sonst erfrieren dem Protocollarius die Finger und uns die Beine!"

„Extralegal! Freundchen!" replicirte der Jurist. „Außerordentlich extralegal! Aber Umstände wirken auf die Lage der Dinge. Also zugestanden. Wir wollen machen, daß wir nach Hause kommen. Mein Frauchen dürfte so schon Todesangst um mich ausgestanden haben. Protocollari! Wollen Sie von der Freundlichkeit sein und wollen den Kutschern sagen, daß sie anspannen und vorfahren?"

Der Dicke, der mit der getroffenen Uebereinkunft über alle Maßen zufrieden zu sein schien, stürzte hinaus, so rasch es seine taumelnden Füße gestatten wollten. Ich hatte ihn übrigens im Verdacht, daß er irgendwo im Hause eine spirituose Reliquie von dem unterbrochenen Abendmahl, etwa eine Flasche Burgunder, die vergessen worden, oder sonst etwas aufgefunden und heimlich ausgelullt, denn er schien mir wieder von Frischem „sehr geschminkt." Protocollarien und Actuarien haben nun einmal so katzenschleichende, ausspürende und confiscirende Polizeinaturen.

Die Sonne war längst zur Rüste gegangen, als wir abfuhren. Die juristische Zipfelmütze war dieses Mal im zweiten Gliede. Es schneite nicht mehr, aber desto furchtbarer sauste der Sturm und trieb den frischgefallenen Schnee zu hohen Hügeln. Die Finsterniß war dicht, da der Himmel noch dick bezogen, und nur das Schneelicht ließ uns den Weg finden. Ich hatte große Lust, einen Augenblick im Wirthshause zu Trautenwalde einzukehren und uns dort wenigstens einigermaßen zu restauriren, denn mir fror die Seele. Aber der Alte war immer verbrießlicher geworden; er wollte nicht und vertröstete mich auf „zu Hause." Da passirten wir die tiefe, dichtbewachsene Schlucht hinter Trautenwalde. Seifenschlag mußte häufig die Peitsche gebrauchen, denn das Dreigespann hatte große Mühe, den Wagen durch den dichten Schnee zu schleppen. Plötzlich, als wir uns vor einem dunkeln, breitästigen Koloß von einer uralten Steineiche befanden, bäumten sich die Rosse und wollten durchaus nicht weiter.

„Was ist das?" fragte Doctor Pelzmeier. „So etwas ist mir wahrhaftig noch nicht vorgekommen, sogar in Frankreich nicht!"

„Ei," replicirte Vater Seifenschlag, „da haben sich einige Esel das Vergnügen gemacht und haben dicht an das Geleise unter der Eiche einen Schneemann hingebaut, der grade aussieht wie ein Mensch, und in den Arm haben sie der Mißgeburt ein Kind gegeben! Es gibt doch recht nichtsnutziges Gesindel auf der Welt. Ich bitte auch immer meinen himmlischen Herrgott, er soll mich bloß vor Menschen bewahren! Müssen sich die armen Pferde auch scheuen vor dem bübischen Machwerk!"

„Seifenschlag!" brummte der Alte, „ich weiß zwar, daß Ihr in frühern Zeiten Barbier gewesen und somit einigermaßen wenigstens mit zur medicinischen „Couleur" gehört, aber ich muß Euch dennoch sagen, Ihr seid wenigstens ein Ochs. Habt Ihr jemals von einem Schneemanne gehört, der laufen, wenn nicht gar fliegen kann. Da guckt doch hin, Schaumschläger von ehemals! Da fliegt ja Euer Schneemann den Berg hinan, er verschwindet in der blätterraschelnden Eichenschonung mit sammt seinem Kinde!"

Seifenschlag that einen schweren Fluch und

hieb in die Pferde, die nun machtvoll anzogen und von dannen trabten. „Donnerwetter!“ sagte er, „Herr Physikus, Sie haben Recht: der Schneemann war kein Schneemann oder er gehört zu der fliegenden Sorte. Da fliegt er hin! Nun soll mir noch Einer sagen, es gäbe keine Wunder.“ Und der stumpfe Mensch versank wieder in seine apathischen Träume. Mir aber sagte eine innere Stimme — war es die Nacht, die zu mir sprach oder sonst eine mysteriöse Potenz: „Das war die Magdalene mit ihrem Kinde. Das Kind ist schon todt; die Magdalene ist vollkommen wahnsinnig!“

Ohne weitere Abenteuer gelangten wir nach Lumpenhausen; ich stieg schon auf dem Markte aus, bot dem alten Griesgram eine flüchtige gute Nacht und verfügte mich ohne Weiteres zum „Erlkönig,“ allwo ich im wohlgeheizten Weingelasse mit zwei „Grögern,“ einem „Negus“ und einer Flasche „geerlkönigtem Rothwein“ in Begleitung eines frischgebratenen Rebhuhnes mich erquickte, wie ich glaube, wohlverdientermaßen nach dieses herben Tages kalter Qual. Am andern Morgen, als ich wieder an meinem Schreibtische saß und den „Musikanten“ weiter arbeitete und sang:

„Sein Auge leuchtet helle,
Versenkt in einen Traum,
Ach! einen schmerzlich fernen,
Geht er am Meeressaum,
Denn die Maid mit dem Golddiademe,
Die heute wurde getraut,
Sie gleichet auf ein Härlein
Wohl seiner vergessenen Braut!“ *)

da ging die Thür auf und herein trat der Brennereiinspector von Trautenwalde, ein junger Mann, den ich seit langer Zeit an einem Augenleiden behandelt. Patient, ein braver, tüchtiger Mensch, war heute über die Gebühr aufgeregt. Er stellte sich, nachdem er lange, ohne ein Wort zu reden, im Zimmer auf- und abgelaufen, endlich mit dem Rücken an den Ofen und sagte:

„Es ist doch eine ganz verwünschte Historie, Herr Doctor! Hundert Thaler aus meiner eigenen Tasche gäbe ich darum, wäre sie nie passirt! Denken Sie, heute Nacht hat der Sturm das vermaledeite Försterhaus umgerissen, und des Försters Leiche liegt tief unter dem Schutte begraben! Außerdem aber sind die beiden Frauenzimmer todt: die Benedicte mit sammt der Magdalene, des Kindes nicht zu gedenken. Ich selbst habe die Leichen gesehen. Wissen Sie wo? Unter der großen, braunblättrigen Steineiche unterhalb der Eichenschonung dicht vor Trautenwalde, da habe ich sie heute Morgen beim Hierherfahren gesehen. Da liegen sie tief im Schnee in einander geschlungen als wie zween Schlangen; es ist, als wenn sie theilweise einander erstickt, als wenn sie theilweise erfroren wären. Ihre Haare, die schwarzen wie die weißen, sind in einander gewirrt und fest das eine an das andere gefroren. Das arme Würmlein Brunhilde lag neben den in wilder Raserei verstorbenen Weibern stumm und starr im Schnee. Es ist doch schrecklich, daß Menschencreaturen und noch dazu Weibsbilder so schrecklich einander beneiden und hassen können.“

„Und was macht die Frau Gräfin?“ so fragte ich den von Schwermuth ergriffenen bleichen Jüngling.

„Die Frau Gräfin,“ versetzte er, indem ein schelmischer Zug über sein bethräntes, weißes Angesicht flog und er besorgt und scheu um sich blickte, als ob es möglich gewesen, daß Jemand seine Aeußerung hätte hören können, „die Frau Gräfin liegen in Sack und Asche und sind für Niemanden sichtbar. Hochdieselben haben vielleicht auch viel zu thun und zu schaffen, denn, wie man sich erzählt, sind hochdieselben gesonnen, den Werkenthin, nachdem er aus dem Schutte herausgeschafft sein wird, in hochderen Familiengruft beisetzen zu lassen. Und so ein plötzliches Begräbniß macht allemal viele Störungen!“

„Ja! ja! so ein Begräbniß!“ versetzte ich.

„Ja! ja! so ein Begräbniß,“ wiederholte Jener gedankenlos. Und in sich verloren setzte er hinzu: „Oft läuft der Sarg in die Wiege zurück. Man pflegt zu sagen: Beim Ausgange erst lernt man seinen Eingang kennen. Wer weiß, ob nicht Werkenthin — doch das Andere mögen Sie sich zudenken, Herr Doctor! Unser Einem ziemt vor Allem das Schweigen, hat man doch sein gutes Brot und seinen schönen Lohn. Guten Morgen, Herr Doctor!“

Der bleiche Mann nahm sein Recept und ging. Ich aber sah sinnend durch das verschneite Fenster: die Bilder der beiden im

*) Sollte der geneigte Leser begierig sein, den vortrefflichen (sic) „Musikanten von Scheveningen,“ dies wellengeborne Notturno ganz kennen zu lernen, so findet er es in M. Solitaire's „Bildern der Nacht.“

Schnee gestorbenen Weiber schwebten vor meinen Augen, und es war mir, als wenn die dürren Zweige der elenden und wie von Gott geschlagenen Acacie unter dem Fenster mir die Worte des Dichters zuflüsterten (Dante in seiner Hölle, zweiunddreißigster Gesang):

Ch' io vidi duo ghiacciati in una buca,
Sì, che l'un capo all' altro era capello.
E come il pan per fame si manduca,
Così il sovran li denti all altro pose,
Là 've il cervel s'aggiunge colla nuca.*)

Ursprung, Art und Bedeutung

der Geburtstagsfeier

bei den alten Völkern.

Von Chr. Petersen.

Das menschliche Leben ist ein beständiger Wechsel von Freuden und Trauer, die ein Wiederhall sind der von außen einwirkenden Ereignisse. Gemeinsame Erlebnisse, die den Menschen zur Lust oder Unlust stimmen, waren im Naturzustande zuerst und vorzüglich die Veränderungen der Jahreszeiten, deren Eindruck um so stärker und allgemeiner war, je mehr der Mensch noch als Hirte, Jäger oder Ackerbauer unmittelbar im Verkehr mit der Natur lebte und sein Wohl und Wehe von ihr abhängig sah.

Mit traurigem Gemüthe sah er im Herbste die Natur absterben, mit Heiterkeit und Lust begrüßte er ihre Wiederbelebung im Frühling. Die gemeinsame Aeußerung dieser Lust und Trauer ist der Ursprung der Feste.

Nicht minder wurden später Begebenheiten gefeiert, die Glück oder Unglück über ein Volk gebracht hatten, und diese nicht bloß unmittelbar, nachdem sie sich ereignet hatten, sondern auch jährlich bei der Wiederkehr des Tages.

Wie im ganzen Volk die großen und gemeinsamen Ereignisse und Schicksale, so fanden im Kreise der Familie die frohen und trüben Erlebnisse ihren Ausdruck in der gemeinsamen Feier seiner Glieder. Das Wesen der Familie selbst gibt die Veranlassungen zu solchen Festen, in der Begründung derselben durch die Heirath, in der Erweiterung durch die Geburt und in der Verringerung und Auflösung durch den Tod. Auch diese Familienfeste finden wir früh bei den alten Völkern, nicht nur bei der unmittelbaren Veranlassung, sondern auch an dem wiederkehrenden Jahrestage gefeiert. Deren **Grund, Brauch und Bedeutung am Geburtstage** nachzuweisen und dem Zusammenhang dieser Feier bei den verschiedenen Völkern des Alterthums nachzuspüren, ist die Ausgabe dieser Darstellung.

Je unsicherer der Schutz war, den im Alterthume der Staat vereinzelt stehenden Greisen und Kindern gewähren konnte, desto höher ward der Bestand der Familie geachtet, desto dankbarer der Kindersegen erkannt. Zur jubelnden Freude erhob sich daher des Vaters Herz bei der Geburt eines Kindes, zumal eines Sohnes, und seitdem Jahre, Monate und Tage geordnet, erneuerte sich mit der Wiederkehr des Tages die Freude in dankbarer Erinnerung. Die Freude der Eltern ward erhöht durch die Freude der heranwachsenden Kinder, sobald sie zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen waren: denn die Freude am eigenen Dasein ist die allgemeinste aller Freuden, die am Geburtstage durch die Gemeinschaft mit der Familie erhöht, die reinste und größte werden kann.

Wird Freude und Lust geweckt durch die Beweise der Theilnahme, durch die Genüsse, die uns andere geben, das **Wesen** der Feier liegt im **Geiste** des Feiernden, der sich des Frohen, das er genossen, des Trüben, das er überstanden hat, erinnert und Hoffnungen und Entschlüsse faßt für die Zukunft. Der besonnene Mensch sieht die Ursache seiner Schicksale und das Gelingen oder Mißlingen seiner Unternehmungen nicht in **sich** und seiner Umgebung, sondern in **höheren Wesen**. Es muß also der Blick sowohl in die Vergangenheit als in die Zukunft ihn hinweisen auf die Gottheit, daher wird der Ausdruck seiner Feier nach der Vorstellung von der Gottheit ein **anderer** sein. Sind auch die unmittelbaren Aeußerungen der Theilnahme und Freude in Glückwünschen, Geschenken und Gastmählern immer und überall dieselben; in den mit ihnen verbundenen Gebräuchen zeigt sich die Verschiedenheit der ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen. Diese Verschiedenheit hat in der Eigenthümlichkeit jedes Volkes seinen Grund, die sich

---

*) Da sah ich Zwei erstarrt in einer Spalte,
Der Kopf des Einen war des Andern Hut;
Und wie man Brot aus Hunger ißt, so krallte
Der Oberste den Zahn dem Untern ein,
Wo an's Genick der Kopf sich angefügt.

bei der Abschließung der Völker gegen einander im Alterthum viel stärker entwickelte als in neuerer Zeit. Doch ward die Abgeschlossenheit durchbrochen durch den Verkehr, und an den Austausch der Erzeugnisse schloß sich auch eine geistige Einwirkung des einen Volks auf das andere. Schon im Alterthum standen Morgenland und Abendland einander in Sitte und Glauben schroff entgegen, aber das Morgenland entfaltete früher seine Blüthe in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Religion. So gewiß nun der Orient auf die Entwicklung der occidentalischen Bildung eingewirkt hat, so dunkel ist die Art und die Zeit dieser Einwirkung. Neu belebt ist die Hoffnung auf Beantwortung dieser, für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Fragen, seit über die Geheimnisse der egyptischen Priester ein neues Licht ausgegossen ist, seitdem die Bildwerke der Königspaläste von Ninive uns eine Anschauung vom Leben und den Vorstellungen der alten Assyrer gegeben haben, und seitdem die alten Keilschriften Assyriens nach London und Paris gebracht, uns Einsicht versprechen in die Anfänge asiatischer Bildung.

Aber bis jetzt ist das Räthsel weder im Kleinen noch im Großen gelöst; die Ansichten der Forscher weichen noch gar sehr von einander ab, wie weit Egypter und Babylonier, Assyrer und Phönizier, Griechen und Römer sich selbständig entwickelt haben, was sie einander verdankten und worin und zu welcher Zeit sie auf einander, und namentlich die Morgenländer auf die Griechen und Römer eingewirkt haben.

So unwesentlich und unbedeutend dieser weltgeschichtlichen Frage gegenüber die Sitte der Geburtstagsfeier scheint, so treten uns bei deren Betrachtung doch dieselben Schwierigkeiten entgegen. Sollte es aber gelingen, hier dieselben zu überwinden und den Faden zu entdecken, der uns durch das Labyrinth der Culturgeschichte hindurch leitet, so würden wir dadurch zugleich für die Lösung des Räthsels im Großen vielleicht wenigstens einen Ausgangspunkt mehr gewonnen haben.

Scheint daher die Geburtstagsfeier, an sich oder in so fern sie das Bild des häuslichen Lebens vervollständigt, von geringer Wichtigkeit, so wird doch jene Beziehung zu den wichtigsten Aufgaben der Geschichte sie einer wissenschaftlichen Betrachtung nicht unwürdig erscheinen lassen.

Das geheimnißvolle Egypten, dessen Dunkelheit in den neuesten Zeiten so weit gelichtet ist, daß wir seine Kunst und Geschichte nun bis 3000 Jahre vor Christi Geburt verfolgen können, bietet uns auch das älteste Beispiel einer Geburtstagsfeier, die in die Entwicklung eines kleinen, aber für die Geschichte der Menschheit später so wichtig gewordenen Volkes entscheidend eingriff und daher eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Es ist der Geburtstag, der die von Joseph gedeuteten Träume seiner Mitgefangenen in Erfüllung gehen ließ, der Geburtstag des Pharao, der Joseph über ganz Egyptenland setzte. Von demselben heißt es (1. Mos. 40, 20—22):

„Und es geschahe des dritten Tages, da beging Pharao seinen Jahrestag; und er machte eine Mahlzeit allen seinen Knechten und erhob das Haupt des obersten Schenken und das Haupt des obersten Bäckers, unter seinen Knechten. Und setzte den obersten Schenken wieder zu seinem Schenkamt, daß er den Becher reichte in Pharao's Hand. Aber den obersten Bäcker ließ er henken, wie ihnen Joseph gedeutet hatte.“

Also schon 1800 Jahre v. Chr. Geburt feierten die egyptischen Könige ihren Geburtstag mit Gastmahl und wichtigen Entscheidungen. Und wiederum war es die Geburtstagsfeier eines egyptischen Königs, die mehr als tausend Jahre später, nach dem Berichte des Geschichtschreibers Hellanikos, das Schicksal des Landes entschied, indem sie den Sturz des Königs und seines Geschlechtes veranlaßte oder beförderte. Dem Könige Partamis — sonst heißt er Aprins — hatte Amasis zu seinem Geburtstage den schönsten Kranz aus Frühlingsblumen gesandt, der dem Könige so gefiel, daß er den Amasis, einen bis dahin unbekannten Mann, zum Geburtstagsmahle einlud und unter seine Freunde aufnahm. Dieser wußte das Vertrauen des Königs und des Volkes in dem Maße zu erwerben, daß er beim Ausbruche einer Empörung vom Könige zum Feldherrn ernannt und dann von den Empörern zum Könige erwählt wurde.

Und daß in Egypten nicht bloß die Könige ihren Geburtstag feierten, sondern diese Sitte allgemein war, dürfen wir aus der Nachricht entnehmen, daß jeder Tag einem besonderen Gotte geheiligt war, und daß man aus dieser Bedeutung eines jeden an ihm Geborenen Charakter, Schicksal und Tod im Voraus bestimmen zu können glaubte, auch zahlreiche Feste

als Geburtstage nicht bloß der höhern Götter selbst, sondern auch ihrer einzelnen Glieder und Symbole gefeiert wurden.

Hat diese Beziehung der Tage auf die Götter, wie wir nicht zweifeln dürfen, ihren Grund in der Gleichstellung mit den Himmelskörpern, in der die Egypter mit den Babyloniern übereinstimmten, so dürfen wir auch bei den Babyloniern und den verwandten Assyrern diese in dem Glauben an den Einfluß der Gestirne begründete Beachtung der Tage und die damit verwandte Geburtstagsfeier voraussetzen, doch müssen wir Genaueres erst von der Entzifferung der Keilschriften und der darauf begründeten Erklärung der Bildwerke von Ninive erwarten.

Von den Phöniziern wissen wir gar wenig, doch läßt die Lage und die Verwandtschaft der Religion mit Babyloniern und Assyrern annehmen, daß dies Familienfest ihnen nicht fremd gewesen sei, zumal da sich selbst bei den Juden, bei ganz verschiedener Religion, Spuren der Feier finden. Tadelt auch der Prophet Hosea (7, 5) grade die Annahme fremder Unsitte, wenn es heißt: „Heute ist unsers Königs Tag, sprechen sie, da fangen die Fürsten an, vom Wein toll zu werden," so deutet doch Hiob in der Verfluchung seiner Geburt an, daß auch der Jahrestag gefeiert zu werden pflegte, wenn er ausruft (3, 6): „Die Nacht müsse ein Dunkel annehmen und müsse sich nicht unter den Tagen des Jahres freuen, noch in die Zahl der Monden kommen."

Die von Hosea getadelte Art der Feier erinnert an die Meder und Perser, die, obgleich durch Assyrer und Babylonier von den Egyptern getrennt, dieses Fest doch nicht weniger geräuschvoll feierten. So meint Cyrus in jugendlicher Unbefangenheit, daß Astyages mit den Großen seines Reichs, an seinem Geburtstage einen Zaubertrank empfangen habe, weil sie wie toll gelärmt, gesungen und umhergesprungen waren. Und nicht anders machten es zu Herodot's Zeit die sonst so nüchternen Perser. „Von allen Tagen," erzählt Herodot (I, 133), „pflegen sie den Tag am meisten zu ehren, an welchem ein jeder geboren ist. An diesem Tage halten sie für Recht, mehr Speisen aufzusetzen als sonst; und die Reichen setzen an demselben ganze Stiere, Pferde und Kamele auf, die in Oefen gebraten sind, die Armen aber kleines Vieh; Mehlspeisen genießen sie wenig, Leckereien aber allerlei, indeß nicht auf einmal, dem Wein setzen sie stark zu und trunken berathen sie die wichtigsten Angelegenheiten, prüfen aber, wenn sie nüchtern geworden sind." Des Königs Geburtstag aber feierte ganz Asien wie keinen andern Tag und er selbst gab seinen Persern eine Mahlzeit, es wurden 400 Talente, das ist mehr als eben so viele Tausende von Thalern darauf gewandt, um 15,000 Mann zu speisen. Dieses Gastmahl hieß das königliche und vollkommene, er beschenkte seine Getreuen und schlug seiner nächsten Umgebung nicht gern eine Bitte ab.

So äußerlich diese Feier in ihrer Ausartung erscheint: wir dürfen nicht zweifeln, daß sie bei den religiösen Persern ihre religiöse Grundlage hatte. Die Perser glaubten, daß die Welt nach einem Ideal geschaffen sei, daß auch jeder Mensch sein Urbild (Feruer) habe, das zugleich sein Schutzgeist sei. Diesem Feruer bereiteten sie selbst bei gewöhnlichen Mahlzeiten einen besonderen Tisch: ihm mußte auch vor allen anderen Tagen der Geburtstag geweiht gewesen sein, denn ihm opferte, zu ihm betete der Perser, er vermittelte sein Verhältniß zu den höheren Wesen und zum höchsten Lichtwesen Ormuzd, dessen Lichtreich durch reinen Wandel zu verbreiten die Aufgabe des Menschen war.

Wir richten unsern Blick auf G r i e c h e n l a n d, das uns länger fesseln darf, denn Griechenlands Geist ist der Nachwelt gleichsam ein solches Urbild gewesen und steht ihr noch jetzt als Schutzgeist gegen Verirrung zur Seite. In der älteren Zeit, aus der uns in Homer's und Hesiod's Gedichten Bruchstücke einer reichen Entwicklung enthalten sind, finden wir keine Spur von einer Geburtstagsfeier. Das geistige Leben bewegte sich nur im Gesange und war ganz dem Preise der Götter und Heroen zugewandt, ohne Sinn für den Fortgang der Jahre und Jahrhunderte. Es folgte eine Zeit der Stürme, welche die alte Ordnung des Staates und des Hauses stürzte, die Völker durch einander warf und mit Fremden in nähere Verbindung brachte. Die Sitten und Vorstellungen, die uns in den homerischen Gedichten so klar entgegentreten, erlitten große Veränderungen. Der zurückgedrängte Glaube einer früheren Zeit machte sich wieder geltend und obgleich das Bewußtsein g e i s t i g e r U e b e r l e g e n h e i t die Griechen nie verließ, nahmen sie doch von Thraciern und Phrygiern, von Phöniziern und Egyptern auch fremde Sitten und fremde

Vorstellungen an. Besonders waren es die erhabenen Bauwerke des seit Psammetich eröffneten Egyptens und die geheimnißvolle Weisheit egyptischer Priester, die selbst die größten Geister Griechenlands mit Achtung und Ehrfurcht erfüllten. Aber mit bewundernswürdiger Kraft und Selbständigkeit vollendete Griechenland im Anfange des sechsten Jahrhunderts v. Chr. Geburt seine Umgestaltung in Kunst und Religion und brachte in der Wissenschaft eine ganz neue Schöpfung hervor. Die Buchstabenschrift, bis dahin meistens nur zur Erhaltung der Gesänge verwandt, diente nun auch in größerem Umfange zur Verzeichnung der Gesetze und Staatsangelegenheiten. Die Gegenwart, in schriftlichen Denkmälern festgestellt, ward zur Vergangenheit und schuf die Geschichte, welche die Bedingung des Selbstbewußtseins für ein Volk ist. In Athen, welches fortan der Mittelpunkt von Griechenlands geistigem Leben ward, ist dieses Selbstbewußtsein befestigt durch Solon's Staats- und Religionsverfassung, die ihre gemeinsame Grundlage in der Feststellung des Kalenders hatte. Nach Monaten und Tagen wurden sowohl die Wahl und der Wechsel der Staatsbeamten und Regierungscollegien als die Feste der Götter geordnet.

Die Stämme und Sippen, Phratrien genannt, Geschlechter und Familien entsprachen den Abtheilungen des Jahres. Das Band der Verehrung gemeinsamer Götter und Heroen umschlang jeden dieser Organismen, deren Gesammtheit den Staat ausmachte. Jeder Stamm, jede Sippe, jedes Geschlecht, jede Familie verehrte seine besonderen Götter. Die Gesammtheit dieser Götter hatte ihre gemeinsame Verehrung in der Staatsreligion, an deren Spitze Apollo als der väterliche Gott des jonischen Stammes, Athene als besondere Schutzgöttin von Athen stand.

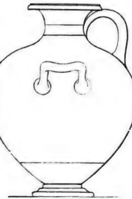
Kaum gab es eine Genossenschaft, die nicht ihren eigenthümlichen Gottesdienst hatte. Waren aber mehrere Vereine gleicher Art da, so hatten sie wieder Götter, welche diese Art von Gemeinschaft überwachten. Jede Phratrie verehrte ihre besonderen Götter, aber es gab auch eine Göttergruppe, welche allen Phratrien gemeinsam war als Beschützer dieser Art der Gemeinschaft. So waren auch von den Göttern, die ein Geschlecht von dem andern unterschied, wieder die Götter verschieden, welche die Geschlechter und Familien als solche schützten, und Sorge trugen für Fortpflanzung der Geschlechter und Familien.

Der Beiname der väterlichen Götter (*πατρῷοι*) war beiden Gruppen gemeinsam, aber in ganz anderem Sinne. Die eigenthümlichen Götter des Geschlechts oder der Familie hießen die väterlichen, weil ihre Verehrung von den Vätern ererbt war, wie der Dienst des Poseidon und der Athene im Geschlecht der Eteobutaden; die von und in allen Geschlechtern und Familien verehrten Götter aber, weil jeder ihnen sein Dasein zu verdanken glaubte, sie also als Gründer des väterlichen Verhältnisses angesehen wurden. Diese waren es, von denen man auch den Kindersegen erwartete und die als Urheber der Zeugung und Geburt wieder den bezeichnenden Beinamen der Zeugungs- oder Geburtsgötter (*γενέται* oder *γενέθλιοι*) führten. Ihre Verehrung war daher auch den Geschwistern, und wenn auch der gemeinsame Großvater noch lebte, den Geschwisterkindern zumal den Brüdern und Vettern, gemeinsam. Sie schützten daher der Geschwister, wie der Väter und Kinder, Rechte und Pflichten; sie hießen deshalb auch die Götter des gemeinsamen Geschlechts, der Blutsverwandtschaft überhaupt (*ὁμόγνιοι*).

Aber welche Götter gehörten zu dieser Gruppe? Die Namen werden nirgends zusammen genannt, denn keine Schrift über die Götterverehrung der Griechen hat sich erhalten und gar lückenhaft ist unsere Kenntniß; doch können wir sie zusammenfinden aus einzelnen Erwähnungen und Beziehungen. An der Spitze der Gruppe steht Zeus, der Vater der Götter und Menschen, der Gründer des Rechts und Stifter der Familie; er kommt allein und häufig unter allen Beinamen der Gruppe vor. Daß Hera als Stifterin und Vorsteherin der Ehe hierher gehört, folgt aus ihrem Wesen mit Sicherheit, obgleich wir sie durch keinen der drei Beinamen ausgezeichnet finden. Wenn dagegen auch Poseidon, sonst als Gott des Meeres bekannt, auch als Gott der Zeugung und Geburt bezeichnet wird, so erklärt sich dies aus einer wenn auch dunkeln Vorstellung von dem Zusammenhang in der ganzen lebendigen Schöpfung. Als Gott des feuchten Elements, das die Erde durchdringt, fördert er das Wachsthum der Pflanzen, und ohne Gedeihen der Kräuter, Sträucher und Bäume kein Vieh und kein Wild, und ohne Kraut und Thier auch kein Mensch. Darum nennt schon

Homer den Wassergott Okeanos den Ursprung aller Dinge und in diesem Sinne besingt Pindar das Wasser als das höchste Gut.

Werden auch sonst keine Götter als zu dieser Gruppe gehörig ausdrücklich genannt



oder mit denselben Beinamen bezeichnet, als **Aphrodite**; daß **Artemis**, die erstgeborene Schwester Apollons, die ihrer eigenen Mutter bei ihres Zwillingbruders Geburt beistand, und Eileithyja, die ganz diesem Zweck diente, den Göttern der Geburt angehörten, kann nicht bezweifelt werden. Aber eben weil die Gruppe groß war, scheinen die dazu gehörenden Götter selten namentlich aufgeführt zu sein. Außer den Mören, die schon bei der Geburt das Schicksal des Menschen verzeichneten, mag in Athen auch Pallas Athene, die Pflegemutter des Erechtheus dazu gehört haben, um von Apollon, Dionysos oder von Demeter, dem Vorbild mütterlicher Liebe und Sorge, nicht zu reden. Diese Götter sind es nun, die, wie sie um Kinder angefleht wurden, **bei** oder unmittelbar **nach** der Geburt, so bei der Erinnerung an dieselbe, an dem jährlich wiederkehrenden Geburtstag, Dankgebet und Opfer für den verliehenen Segen empfingen.

Das Fest der Geburt selbst hieß **Amphidromia**, d. h. Umlauf, weil man mit dem Kinde um den heiligen Herd lief. Es ward in älterer Zeit am siebenten oder am zehnten Tage nach der Geburt gefeiert. Das Fest vereinigte eine vierfache Feier in sich: die Reinigung der Wöchnerin, die Weihe des Kindes, das Dankopfer und die Namengebung, doch waren es nicht vier abgesonderte Handlungen, sondern es konnte dieselbe Handlung mehreren, ja allen Beziehungen dienen.

Die Bereitung des Festkuchens leitete die Feier ein. Die Sclaven und Sclavinnen backten ihn aus Resten und Ueberbleibseln früherer Mahlzeiten, auf dem heiligen Herde, den sie dabei umtanzten. Der so geweihte Kuchen ward vom Gesinde zum Glückwunsch dargebracht und hieß daher Glückwunschkuchen.



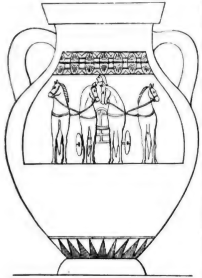
Gäa (die Erde) übergibt ihren Sohn Erechtheus der Athene.

Das Wochenbett galt in religiöser Beziehung für eine Verunreinigung, von der man befreit werden mußte, bevor man sich wieder den Göttern nähern durfte. Dies geschah bei der Mutter und den Frauen, die ihr beigestanden, durch ein symbolisches Händewaschen. Dies wird hier wohl mit besonderen Gebräuchen verbunden gewesen sein, da Waschen und Besprengen mit Weihwasser jeder heiligen Handlung vorherging. Die Reinigung und die Weihe des Kindes geschah durch leichtgekleidete Frauen, die dasselbe um das brennende Opferfeuer des heiligen Herdes trugen. Man hat dies eine Feuertaufe genannt und das mit Recht, in so fern dem Feuer, wie dem Wasser, eine reinigende und heiligende Kraft beigelegt ward. Dies ist der Sinn der Sage von der Demeter, die in Eleusis als Amme das ihr anvertraute Kind, Demophon, in Flammen hielt, um es vom Irdischen zu läutern und unsterblich zu machen. Und soll nicht Herakles' Geist aus den Flammen, die seinen sterblichen Leib verzehrten, zum Olymp emporgestiegen sein? Mit der Weihe empfing das Kind seinen Namen, gewöhnlich den des Großvaters oder eines angesehenen Verwandten. Ohne Zweifel war Weihrauch das Opfer der Weihe, aber auch Schafe und andere Thiere fielen als Dankopfer und dienten zugleich dem folgenden Mahle. Freunde und Verwandte schickten Polypen und Dintenfische zum Geschenk, die wohl als leichtere Speise mit leicht verdaulichen Gemüsen für die Wöchnerin aufgesetzt wurden. Derjenige, von dem das Kind den Namen empfangen hatte, gab auch wohl reichere Geschenke; wie Phöbe dem Apollon, der nach ihr Phöbos genannt sein soll, zum Namensfeste das Delphische Orakel schenkte. Auf das Gastmahl folgte ein Symposion, zu dem der Vater seine besten Weine spendete. Ein nächtlicher Tanz der Frauen beschloß das Fest. Doch scheint die prunkende und geräuschvolle Art der Feier erst im vierten Jahrhundert v. Chr. Geburt sich verbreitet zu haben.

Wie aber die erste unmittelbare Freude die spätere Erinnerung an Lebhaftigkeit bei Weitem übertrifft, so dürfen wir uns nicht wundern, daß wir von der Feier der Geburt selbst so genau unterrichtet sind, von der Wiederholung derselben am Geburtstag so wenig hören, daß bezweifelt ist, ob diese Feier vor Alexander bei den Griechen üblich gewesen sei. Doch darf uns das Schweigen der Schriftsteller von einer stillen Familienfeier um so weniger Wunder nehmen, da die erhaltenen Werke der älteren Zeit selten Gelegenheit geben, einen Blick in's Innere des Familienlebens zu thun.

Zwar ist es wahrscheinlich, daß die Sitte persischer Könige, den Geburtstag mit großem Gepränge zu feiern, erst nachdem sie von Alexander und seinen Nachfolgern angenommen war, auch in's Privatleben überging. Aber eine stille Familienfeier scheint nach heimischem Brauche schon der früheren Zeit angehört zu haben. Dem häuslichen Gottesdienste, wie er sich nach der Solonischen Religionsverfassung ausgebildet hatte, gehört wie die Feier der Geburt selbst in den Amphidromien, so auch die jährliche Geburtstagsfeier des verstorbenen Vaters in den Genesien an. Es ist daher so unglaublich, daß dieser Tag von den Kindern bei Lebzeiten des Vaters unbeachtet gelassen sei, als daß die Väter den Tag, der ihnen ein geliebtes Kind geschenkt hatte, nicht in freudiger Erinnerung festlich begangen haben sollten. Feierte man den Göttern, auf die man alle menschlichen Verhältnisse übertrug, Geburtstage, wie sollten diese dem menschlichen Leben fremd geblieben sein? Der Tag aber, an den man eines Gottes Geburtstag in einem Monate feierte, war demselben auch in allen übrigen geheiligt. Dazu herrschte auch in Griechenland schon vor Herodot der Glaube, daß eines Menschen Charakter und Schicksale bestimmt seien, nach dem Wesen des Gottes, an dessen Geburtstage er geboren war. Weil die Geburtstage des Hermes, der Bote und Diener des Zeus war, und des Herakles, der sein Leben in Mühen und Kämpfen für den Eurystheus zugebracht hatte, am vierten eines Monats gefeiert wurden, war es schon zu Aristophanes Zeiten sprichwörtlich geworden von einem Menschen, der zum Ruhm und Nutzen Anderer arbeitete, er sei am 4. geboren. Ja Plato, dessen Geburtstag mit dem des Apollon zusammen fiel, schien dem Gotte so ähnlich zu sein, daß er für seinen Sohn galt. Dieser Glaube mußte nothwendig bei der Wiederkehr des Tages nicht nur jährlich, sondern selbst monatlich die Gedanken auf die Gottheit richten, mit deren Wesen man sie so eng verbunden wähnte.

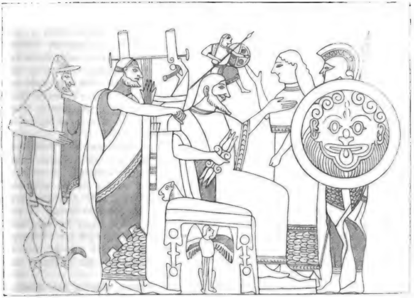
Auch der Name des Geburtstages selbst bezeichnet durch seine Form (γενέθλια als Neutrum Pluralis auf ια) denselben als



Die älteste Geburtstagsfeier bei den Griechen, welche an die Oeffentlichkeit trat, ist die des Timoleon, des Befreiers von Syrakus. Er hattte seine bedeutendsten Siege an seinem Geburtstage erfochten; darum feierte ganz Sicilien seinen Geburtstag als Volksfest. Machten die Siege die Feier zu einer öffentlichen und allgemeinen, so mußte der Geburtstag, an den die Feier sich knüpfte, vorher als häusliches Fest anerkannt sein.

Aber auch die Gebräuche selbst, mit denen wir nach Alexander den Geburtstag gefeiert finden, tragen in sich das Gepräge heimischer Ueberlieferung. Es sind die Gebräuche der Amphidromien, an welche der Geburtstag die Gedanken zurücklenken mußte, mit Ausnahme der Reinigung und Kindesweihe, die der ersten Feier der Geburt eigenthümlich sind. Uns begegnen in der Feier des Geburtstages Gebete und Glückwünsche, Geschenke, Opfer und Gastmähler.

Erst die Sophisten und Rhetoren des zwei-



Athene's Geburt.

ein Fest. Wenn daher Herodot, Plato und Xenophon die Art der Feier bei den Persern als den Hellenen fremd darstellen, so sprechen sie diesen nicht die Feier, sondern nur die Oeffentlichkeit, den Glanz und die Schwelgerei bei derselben ab.

ten und dritten Jahrhunderts belehren uns über das Geburtstagsgebet der Griechen, und doch ist dasselbe unzweifelhaft die älteste und allgemeinste Feier. Wir dürfen uns überzeugt halten, daß Solon's Gesetzgebung nicht nur Bestimmungen über die

Geburtstagsfeier enthielt, sondern auch die Göttergruppe (der *γενέθλιοι*, *πατρῷοι* oder *ὁμόγνιοι*) feststellte, welche von den Eltern als Urheber des Kindersegens, von den Kindern als Beschützer ihrer Eltern, von Geschwistern als Zeugen ihrer gegenseitigen Liebe, von allen als Gründer und Erhalter des Geschlechts so wie seiner Rechte und Pflichten verehrt wurden. Diese Götter werden in allen Beziehungen schon von den Tragikern genannt und auch von Plato anerkannt und zwar in den Büchern von den Gesetzen, in denen er so häufig Solonische Einrichtungen andeutend als bekannt voraussetzt. Nur das Gebet zu diesen Göttern kann Aristoteles meinen, wenn er in der Charakteristik der Lebensalter darauf hinweist, daß am Geburtstage die Gedanken älterer Leute mehr in Erinnerung vergangener Zeiten, jüngerer in Hoffnungen auf die Zukunft sich bewegten. Der Hauptinhalt des Gebets war, wie überall und zu allen Zeiten, derselbe, ein langes glückliches Leben.

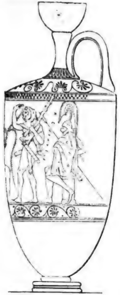
Die Glückwünsche der Familienglieder und Hausgenossen sprachen sich eben in diesen Gebeten aus, die Glückwünsche der Freunde hatten denselben Inhalt und unterschieden sich nur in der Form, indem sie als Gebete an die Götter nicht als Beschützer der Familie, sondern als Spender der Hilfe und des Segens im Allgemeinen, und im besonderen Verhältnisse zu dem Gefeierten und den Feiernden gerichtet waren, oder allgemeine und besondere Wünsche ohne Beziehung auf die Götter aussprachen. Auch wurden dieselben nicht immer persönlich und mündlich, sondern auch schriftlich vorgetragen. Schriftlich übersandt nahmen die Glückwünsche auch die Gestalt kleiner Gedichte an. Die ältesten Geburtstagsgedichte, welche sich erhalten haben, sind zwar erst aus den Zeiten des August, scheinen aber älteren Mustern nachgebildet, die wahrscheinlich bis in's Alexandrinische Zeitalter zurückgehen.

In der reichen Epigrammensammlung der griechischen Anthologie finden wir auch Geburtstagsgedichte von Krinagoras, einem Dichter der Augusteischen Zeit, von Antipater aus Thessalonich, seinem jüngeren Zeitgenossen, und von Leonidas aus Alexandrien, der unter Nero lebte. Der Ausdruck „Geburtstagsbuch" in den kleinen Gedichten des Krinagoras zeigt, daß es eine gebräuchliche Gattung war.

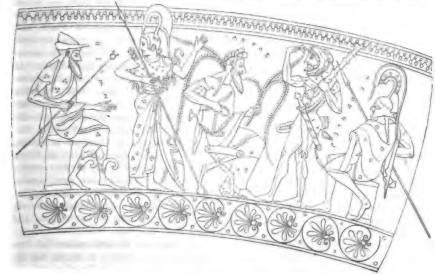
Eine andere Art, seine Glückwünsche darzubringen, war die Widmung einer Schrift, die dem Inhalt nach irgend wie dazu geeignet schien. Die Sitte, seine Schriften anderen zuzueignen, geht bis Aristoteles zurück. Die älteste Schrift, die durch Zueignung als Glückwunsch zum Geburtstag bezeichnet wird, ist die Stilistik, welche Dionys von Halikarnaß dem jungen Minutius Rufus, als er die männliche Toga angelegt hatte, zum Geburtstag sandte, um ihm zum Leitfaden für schriftliche Arbeiten zu dienen. Censorinus, dessen lateinische Schrift über den Geburtstag eben diesem Zweck diente, belehrt uns, daß im zweiten Jahrhundert es allgemein Sitte war, Freunden Schriften, besonders Reden und moralische Abhandlungen, zum Geburtstag zu widmen. So glaubte Lukianos seinem Freunde Quintilius den Wunsch eines hohen Alters zum Geburtstag nicht nachdrücklicher aussprechen zu können, als indem er ihm seine Schrift über Menschen, die ein hohes Alter erreicht hatten, widmete. Ja dieses Zeitalter, das ein leeres Wortgeklingel höher schätzte als gediegenen Inhalt, bildete aus dem Glückwunsch zum Geburtstag eine eigene Redegattung, zu deren Ausarbeitung zuerst die unter Dionys' von Halikarnaß Namen erhaltene Rhetorik Anleitung gibt. Da indeß weder Cicero noch Quintilian dieser Gattung erwähnen, ist diese Theorie, wie die ganze Erfindung, wohl später. Wie eifrig dieses neue Thema bearbeitet wurde, zeigt die weitere Ausführung solcher Anleitung beim Menander, einem Rhetor des dritten Jahrhunderts.

Wir besitzen sogar noch eine solche Rede von Aelios Aristides, dem berühmten Sophisten des zweiten Jahrhunderts, die für einen vierzehnjährigen Knaben Apellas geschrieben ist, der das Verdienst hatte, Sohn eines athenischen Senators von alter Familie zu sein. Er preist ihn glücklich wegen seiner Herkunft, wegen seines Fleißes, wegen seiner Schönheit und seines Talents und wünscht ihm die Gunst des Asklepios, dessen Priester er werden sollte.

Die übersandten Gedichte und Schriften geben sich aber nicht nur als Glückwünsche, sondern zugleich als Geschenke, die aber auch nichts Anderes sind als Symbole des Wohlwollens. Ist es gelungen, die Geburtstagsfeier bei den Griechen als Sitte darzuthun, die älter als Alexander war, so dürfen wir wohl nicht zweifeln, daß auch der Ausdruck der Theilnahme durch Geschenke,



kostbare Steine, auch silberne Schreibröhre und kostbare Gefäße kommen vor.*) Aber selbst die geringfügigsten Kleinigkeiten wurden oft entscheidend für das Schicksal. Durch Krieg und Seeraub geriethen freigeborene Kinder nicht selten in Sclaverei und konnten unerkannt Eigenthum ihrer Eltern, Geschwister



Einweihung des Herakles in die kleinen Eleusinien.

deren Name (*γενέθλια*) dem des Festes gleich war, nicht viel jünger ist als die Feier selbst. Sie waren noch in späterer Zeit meistens von geringem Werth, ursprünglich wohl nur Blumen und Kränze, wie in Egypten, oder auch Kuchen, für Kinder Spielsachen, sonst häufig Ringe, diese wurden werthvoll durch

*) Vom Verfasser ist in seiner Schrift: „Ueber die Bedeutung mythologischer Darstellungen an Geschenken bei den Griechen" (Hamburg, 1855), Seite 27, die Vermuthung ausgesprochen, daß zu Geschenken an Amphidromien und Geburtstagen auch manche der bemalten Vasen gedient haben, die so zahlreich in griechischen Gräbern gefunden sind, vielleicht weniger selbst als um einen werthvollern Stoff aufzunehmen; namentlich diejenigen, auf denen die Geburt von Göttern und Heroen dargestellt sind, wie die oben Seite 331 und Seite 333 abgebildeten Beispiele zeigen. Jene Schrift hat sich die Aufgabe gestellt, darzuthun, daß die mythischen Darstellungen an diesen und andern zu Geschenken bestimmten Kunstwerken, wie sie an vielen Festen Sitte waren, eine ähnliche Beziehung hatten zu den Beschenkten, wie die Mythen in den Pindarischen Siegesgesängen auf die Sieger, indem sie entweder symbolisch Lob, Warnung, Wunsch oder Hoffnung für den Beschenkten, oder nur eine Beziehung zum Fest aussprachen. So mag z. B. obiges Salbengefäß (Lekythos) mit dem Bilde von der Einweihung des Herakles in die kleinen Eleusinien zu einem Geschenk für einen Neueingeweihten bestimmt gewesen sein. Vergleiche „Ueber die Geburtstagsfeier bei den Griechen." Leipzig, 1857, aus den Jahrbüchern für classische Philologie abgedruckt, Seite 331.

und Freunde werden. Da wurden denn nicht selten Ringe und mit Namen bezeichnetes Spielzeug das Mittel, an dem Eltern ihre Kinder, und Geschwister einander erkannten. Man hat zwar eingewandt, daß Plautus, aus dessen lateinischer Bearbeitung griechischer Komödien uns diese Verhältnisse allein bekannt sind, meist römische Sitte an die Stelle der griechischen setzt — allein dies ganze Verhältniß kam gewiß bei den mächtigen Römern selten vor, so daß wir dasselbe wohl als den griechischen Originalien entnommen annehmen dürfen. War der Geburtstag eine Erinnerung an die Geburtsfeier der Amphidromien, wie sollte sich denn hier nicht auch von Alters her die Sitte, das Kind zu beschenken, wiederholt haben? Ja in einer Komödie des Terenz, die aus Apollodor in den Zeiten der ersten Ptolomäer übersetzt war, klagt sogar ein Sclave, daß er gezwungen sei, wie bei vielen andern Gelegenheiten, auch am Geburtstage das Kind seines Herrn zu beschenken. Wenn auch erst einer Zeit angehörig und einem Lande und einer Familie, in der egyptische und griechische Sitte gemischt war, möge hier doch auch eine That erwähnt werden, in der eine edle Sitte zu mehr als thierischer Grausamkeit gemißbraucht ward. Der König von Egypten, Ptolemäus Physkon, hatte nach egyptischer Sitte seine eigene Schwester Cleopatra geheirathet, aber seine Liebe verkehrte sich in Haß und um seine schwesterliche Gemahlin so schwer als möglich zu verwunden, ließ er ihren Sohn Memphites tödten, in Stücke zerhauen und die entseelten Glieder in eine Kiste gepackt ihr als Geburtstagsgeschenk übersenden.

Gebete an F e s t e n waren nicht ohne O p f e r. Als Fest ist aber der Geburtstag selbst durch die Form seines Namens nachgewiesen. Das Geburtstags o p f e r muß daher selbst ohne Zeugniß auch in älterer Zeit angenommen werden. Wenn Xenophon in seinem Buch vom Haushalt den Hausvater seine junge Gattin im häuslichen Gottesdienst unterrichten läßt, so werden die Opfer besonders auf ähnliche Verhältnisse bezogen. Gebet um Segen der Ehe und Dank für den Empfang desselben sind die nächsten Veranlassungen. Waren aber die Geburstage Familienfeste: so geben sie vor allen Gelegenheit, dies Dankopfer darzubringen. Ist von Opfern die Rede, so darf nicht gleich an Thieropfer gedacht werden, sondern an Weihrauch und Opferkuchen, d. h. an einen Teig oder ein Backwerk, dessen Hauptbestandtheil Oel oder Fett war, so daß es die Flammen hoch auflodern ließ. Thieropfer waren zugleich Bedingung und Veranlassung zu reicher ausgestatteten Mahlzeiten. In späterer Zeit werden sie daher nicht gefehlt haben.

Die G a s t m ä h l e r an Geburtstagen sind uns erst durch die neue Komödie bezeugt. Und scheint hier die Bearbeitung des Plautus kein genügender Beweis, so feierte nicht nur Epikur um dieselbe Zeit seinen Geburtstag durch ein Gastmahl in Gemeinschaft mit seinen Schülern, sondern schon früher beginnen die Nachfolger des Plato und Aristoteles die Geburtstagsfeier der verstorbenen Schulhäupter mit gemeinsamen Mahlzeiten, eine Sitte, die vermuthen läßt, daß auch bei der Feier der Geburtstage lebender Schulhäupter der Schmaus nicht gefehlt habe, zumal da derselbe an den Amphidromien schon längst in Schwelgerei ausgeartet war. Mit dem Geburtstagsschmaus scheint das erst nach Alexander geschehen zu sein. Aus einer Grabschrift, die ein Dichter Hedylos auf einen Flötenbläser machte, in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo, sehen wir, daß Geburtstage schon damals mit Musik und Gesang gefeiert werden. In Zeiten, die römische und griechische Sitte nicht mehr unterscheiden lassen, finden wir sogar Regeln, in welchem Umfange bemittelte Leute die Beamten und Gelehrten ihres Ortes einladen mußten. Neben Beispielen einfacher Häuslichkeit sehen wir eine Ausartung um sich greifen, die nach unseren Begriffen von Anstand nicht geeignet ist, besprochen zu werden, indem die Epikureer ihre Sinnenlust zur Schau stellten und die Cyniker sich zur Ehre rechneten den Satz: naturalia non sunt turpia, durch die That zu bewähren. In solche Unsitte hatte sich der alte religiöse Gebrauch verkehrt, am Geburtstage den Göttern für dieses Glück zu danken.

Ist gleich die Geburtstagsfeier bei den R ö m e r n der griechischen so ähnlich, daß sie als einerlei behandelt wird, so lehrt doch eine genaue Betrachtung, daß die religiöse Grundlage so verschieden ist, als es die Religionen beider Völker überhaupt waren. Beide spalten das göttliche Wesen in eine kaum faßbare Zahl einzelner Götter, aber eine andere Theilung gibt Wesen ganz anderer Art. Die reiche Phantasie der Griechen schuf nach dem Bilde des menschlichen Königthums aus den vergötterten Naturkräften den Hofhalt des

Zeus im Olymp voll lebenskräftiger Gestalten zur Sorge für Staat und Haus. Der praktische Sinn der Römer löste von der höchsten göttlichen Macht so viele untergeordnete Wesen ab, als Momente und Verhältnisse des menschlichen Lebens göttliche Hilfe in Anspruch nahmen. Die göttliche Macht, welche nach dem Gegensatz des Geschlechts in Jupiter und Juno getheilt ist, wird gleichsam durch Heraustreten aus sich selbst verdoppelt zur Hervorbringung neuen Lebens. So entstehen der Genius Jovialis und der Genius der Juno und diese werden wieder so viel mal vervielfältigt, als einzelne Wesen sie hervorbringen. Daher ward jedem Mann wieder ein besonderer Genius, jeder Frau eine besondere Juno gegeben. Wie für jeden Menschen lösten sich auch für jede Veränderung, jedes Ereigniß, jede That, die im Leben aller Menschen wiederkehrt, von der höchsten Gottheit besondere Wesen ab. Der Römer stellt demnach auch für den Ursprung des Menschen jeden sprachlich unterschiedenen Einfluß auf die Entwicklung und jede durch ein Wort bezeichnete Veränderung unter eine besondere Gottheit. Janus, Consivius, Saturnus, Liber und Libera begründen das Sein des Menschen in der Zeugung und Empfängniß, Alemona und Fluviona führen dem Kinde im Mutterleibe Nahrung zu, Carmenta, Prosa und Postverta geben ihm die richtige Lage, Vitumnus verleiht ihm Leben, Sentinus und Sentina Gefühl, die Parca, Nona und Decima bestimmen die Zeit der Geburt, Diespiter, als Lucetius und Lucina führen das Kind an's Licht, wobei Egeria, Nixi Dii, Candelifera und Numeria hilfreiche Hand leisten. Intercidona, Deverra, Pilumnus und Picumnus verleihen Schutz, bis Levana den Vater das Kind zum Zeichen der Anerkennung hatte aufheben lassen. Und nicht geringer ist die Zahl der Gottheiten, deren das Kind in den ersten Monaten und Jahren zu seinem Gedeihen bedarf. Der Vagitanus wird gegen das Schreien angerufen, die Rumina leitet zum Saugen an, die Cunina besorgt die Wiege, die Cuba verleiht die bequemste Lage in der Wiege, die Patina lehrt trinken und die Educa essen. Die Carna läßt das Fleisch gedeihen und die Ossipaga die Knochen hart werden. So lehrten Statanus und Statilinus das Stehen, Abeona und Adeona das Gehen, Farinus und Fabulinus das Sprechen. Es traten immer andere hilfreiche Götter an den Menschen heran. Ein besonderes Fest wird der Nundina gefeiert. Sie ist benannt vom neunten Tage, an welchem die Knaben den Namen empfingen, was bei den Mädchen schon am achten geschah. Diese Feier war, wie bei den Griechen die entsprechenden Amphidromien, mit einer Reinigung und Weihe verbunden und davon hatte der Tag seinen Namen (dies lustricus), wogegen das Fest als Namensfest (Nominalia) bezeichnet wird. Die Feier scheint ganz wie bei den Griechen gewesen zu sein. Man opferte den Laren, Penaten und Genien, hob das Kind aus der Wiege, schaukelte es auf den Armen und trug es um das Opferfeuer, das im Cavaedium an der inneren Seite des Impluviums brannte, und wiederum Feuer und Wasser um das Kind, denn die Elemente in ihrer Reinheit sollten die Kraft der Reinigung haben. Dabei wünschte Jeder dem Kinde, was er für das Wünschenswertheste auf Erden hielt. Besonders ward das Kind seinem Genius empfohlen und die Fata scribunda, d. i. die Parze, die das Schicksal bestimmt, angerufen.

Dabei schmückte man sich selbst und die Wohnung; nicht nur den Altar, sondern das ganze Haus, selbst die Pfosten der Hausthür waren mit Blumen und Binden verziert. Auch Geschenke scheinen gebräuchlich gewesen zu sein. Wie bei den Griechen die Amphidromien, waren bei den Römern die Nominalia auch Vorbild der Geburtstagsfeier, und scheinen mitunter, wenn in angesehenen Häusern ein Kind, zumal ein Sohn geboren war, nicht nur von Freunden, sondern von ganzen Städten mit Gedichten gefeiert zu sein.

Aber außer allen diesen Göttern, welche über die angegebenen Momente wachten, stand dem Menschen jener Genius zur Seite, der in den Laren über Haus und Geschlecht dauernd waltete und mit jedem Einzelnen neu geboren wird, keinen Augenblick ihn verläßt und in dem er selbst nach dem Tode vergöttert fortlebt. Zwar hat nur der Mann einen Genius, der zugleich der Träger seiner Männlichkeit ist, doch fehlte auch den Frauen eine solche schützende Gottheit nicht: die Juno der Frau galt dem Genius des Mannes ganz gleich in allen allgemein menschlichen Beziehungen, unterschied sich aber der Bestimmung und dem Wesen des Weibes gemäß. Diese Schutzgeister waren so hoch gehalten, daß keine Betheurung heiliger galt als beim

Genius oder bei der Juno, und Achtung oder Wohlwollen gegen Andere nicht stärker ausgedrückt werden konnte, als wenn der Mann sie seinen Genius, die Frau ihre Juno nannte; denn sie geleiteten den Menschen warnend und rathend, sie straften seine bösen Thaten und lohnten, was er Edles vollbracht hatte, sie theilten aber mit ihm auch Leiden und Freuden.

Daneben freilich finden wir die gar verschiedene Ansicht, daß ein guter und ein böser Genius dem Menschen stets zur Seite stehen, deren einer ihn zum Guten, der andere zum Bösen zu bereden sucht. Dieselben begegnen uns auch hie und da bei den Griechen als Agathodämon und Kakodämon. Dieser Gegensatz aber ist beiden Religionen ursprünglich fremd, und weder bei den Griechen noch bei den Römern volksthümlich geworden. Vom Sokratiker Euklides aus Megara, der diese persische Vorstellung in seine Dialogen zur Förderung der Sittlichkeit scheint aufgenommen zu haben, entlehnte sie der römische Satiriker Lucilius zu gleichem Zweck und ihm folgten andere Römer, deren Religion aber jedem Menschen nur einen Schutzgeist gibt.

Dem Genius nun feierte der Mann, der Juno die Frau den Geburtstag. An den Genius und an die Juno richteten die Römer an diesem Tage ihre Gebete, als wären sie die allwissenden und allmächtigen Götter, an welche die Griechen sich unmittelbar wandten, indem sie dieselben nur durch bezeichnende Beinamen gleichsam an ihre Pflichten gegen die Familie und deren Rechte erinnerten. Man verrichtete das Gebet in weißem Gewande am Altar, zugleich mit dem Opfer. Die Statue des Genius ward bekränzt, sein Haupt duftete von wohlriechendem Oel, die Luft war erfüllt vom Weihrauch, von dem die Flammen des bekränzten Altars emporloderten. Nach der alten einfachen Sitte, die noch zu Plinius' Zeiten nicht untergegangen war, opferte man dem Genius auch von der täglichen Nahrung, der volksthümlichen Speise der Römer, dem Brei (puls). Nicht weniger erhielt er von dem Kuchen seinen Antheil, den man für's Fest sowohl im Hause gebacken hatte, als zum Geschenk erhielt. Es waren Honigkuchen mit Milch bereitet und mit Sesam gewürzt; dazu kam eine Spende ungemischten Weines.

Die alte Einfachheit des Opfers legt ein Zeugniß ab, daß auch die Römer ursprünglich wohl nicht am Geburtstag schwelgten wie später. Denn es galt für unerlaubt, an dem Tage, der das Leben gegeben, einem Thiere das seinige zu nehmen. Aber schon Horaz läßt seinen Freund Lamia an seinem Geburtstag ein zweijähriges Schwein opfern, und er selbst feiert den Geburtstag seines Mäcenas mit dem Opfer eines Lammes.

So mag's auch mit den Geschenken gegangen sein, daß sie, ursprünglich nur ein symbolischer Ausdruck der Theilnahme, später Veranlassung wurden, einander im Werth derselben zu überbieten. Das gewöhnlichste und daher wohl das älteste Geschenk war auch hier wohl ein Kranz oder Kuchen. Später gab der Geburtstag, besonders Liebenden, Veranlassung, reiche Geschenke zu geben und schien selbst zur Forderung zu berechtigen. Die Gewohnheit war zur Pflicht geworden, weshalb edlere Gemüther Geschenke von ärmeren Freunden sich wohl verbaten. Ringe, Putz und Schmucksachen zu schenken, wurde gewöhnlich, wie bei den Griechen und heutzutage. Doch hatte die Sitte bei den Römern einen größeren Umfang gewonnen. Reiche Freunde beschenkten einander reich und wer abhängig war, versäumte nicht, die Gunst seines Patrons an diesem Tage durch Geschenke zu gewinnen oder zu erhalten, wie es uns Martial in beißender Schärfe des Epigramms ausmalt.

Dem Gebet und dem Opfer schließt sich der Glückwunsch der Verwandten und Freunde an. Dazu gab das Gastmahl wiederholte Gelegenheit. Wenn am Geburtstage des Brutus beim Uebergange zum Trinken zur Weinspende der Glückwunsch ausgesprochen ward auf den Sieg des Brutus und die Freiheit der Römer, so ist das schwerlich ein alleinstehender Fall, wenn darin nicht, wie es allerdings scheint, griechische Sitte zu erkennen ist. Dem Glückwunsch dichterische Form zu geben, begann bei den Römern Tibull, der ihn nicht nur nach griechischer Sitte in kurzen Epigrammen aussprach, sondern zu ganzen Gedichten in elegischer Form ausdehnte, in denen er das Glück seiner Freunde, wie des Messala, und von ihm besonders geschätzter Jünglinge und geliebter Jungfrauen pries, auch wohl ihr oder sein Leid klagte. Horaz dichtete sogar Oden zur Beantwortung einer Einladung und als Einladung, um mit ihm den Geburtstag des Mäcen zu feiern. Liebesverhältnissen scheinen die meisten Geburtstagsgedichte ihren Ur-

sprung zu verdanken, wie das Beispiel des Apulejus bestätigt. Abwesende sprachen ihren Glückwunsch auch in ganz einfachen Briefen aus, wie Plinius seinem kaiserlichen Freunde Trajan.

Waren von Alters her am Geburtstag die Opfer einfach, so muß es auch die gemeinsame **Mahlzeit**, zu der nur Verwandte geladen wurden, gewesen sein, und dies bezeugt noch Juvenal. Die Schwelgerei der spätern Zeit, in der Antonius voranging, scheint in Rom den Griechen nachgeahmt zu sein, die sie selbst von den Persern angenommen hatten. Brutus feierte selbst im Felde seinen Geburtstag mit Gastmahl und Trinkgelage. Man suchte Ruhm in einer zahlreichen Gesellschaft und rechnete sich zur Ehre, die höchsten Staatsbeamten glänzend zu bewirthen. Reiche Leute ließen sich aber nicht bloß beschenken und empfingen die Huldigung von ihren Untergebenen und Schützlingen, sondern zeigten auch ihre Freigebigkeit, indem sie reichliche Gaben austheilten. So ist in den Gebräuchen die Art der Feier im Wesentlichen ganz wie bei den Griechen, nur daß im Opfer, namentlich des Breies, die heimische Sitte einige Abweichung zeigte.

Doch finden wir wenigstens im augusteischen Zeitalter bei den Römern die Feier des Geburtstages darin verschieden, daß Jeder auch sich selbst die Feier bereitete, indem er es für eine religiöse Pflicht achtete gegen seinen Genius, sich etwas zu Gute zu thun. Auch darin scheinen die Römer über die griechische Sitte hinausgegangen zu sein, daß sie den Geburtstag abwesender Freunde durch ein Gastmahl feierten. Nicht nur von Freunden und Großen, sondern vom ganzen Volk wurden die Geburtstage der Kaiser als Staatsfeste gefeiert, und nicht bloß bei Lebzeiten, sondern auch nach dem Tode. Daß sonst die Todtenfeier auch bei den Römern wie bei den Griechen ursprünglich am Geburtstage stattgefunden habe, davon finden wir in älterer Zeit keine Spur und für dieselbe kein Zeugniß. Denn wenn Alidius Melior eine Stiftung machte für die Schreiber, den Geburtstag seines verstorbenen Lieblings Blaesus zu feiern, der sein Schreiber gewesen war, so ist darin die griechische Sitte des Heroencults nicht zu verkennen.

Sonst war es wohl nur eine geistige Verehrung in Anerkennung der Größe ohne bestimmte religiöse Gebräuche, wie Statius den Geburtstag des von Nero gemordeten Lucanus besingt. In diesem Sinn, wenn auch nicht ohne äußere Zeichen der Anerkennung, feierten Thrasea und Helvidius den Geburtstag des Brutus.

Blicken wir nun zurück und vergleichen die Art der Geburtstagsfeier bei den verschiedenen Völkern, so sind die wichtigsten Gebräuche überall dieselben. Dennoch gestattet diese Gleichheit kein so hohes Alter dieser Feier anzunehmen, daß sie schon vor Theilung und Trennung der Völker in Gebrauch gewesen sein konnte. Denn namentlich den Griechen ist die Feier von Anfang an fremd. Gebet, Opfer und Mahlzeit sind nun zwar Gebräuche, die bei jeder Festfeier vorkommen, und selbst Geschenke waren wenigstens auch sonst bei anderen Festen gebräuchlich. Die gleiche Verbindung dieser Gebräuche macht jedoch wahrscheinlich, daß sie von einem Volke auf das andere übergegangen sind. Und eben deswegen berechtigt uns selbst die Verschiedenheit im Verhältniß des Geburtstages zu den Göttern nicht, für jedes Volk Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der Feier in Anspruch zu nehmen. Die endliche Entscheidung der Frage, ob Astronomie und Chronologie und die damit zusammenhängende Geburtstagsfeier in Egypten oder in Babylon ihren Ursprung haben, lehrt vielleicht die nächste Zukunft, da die Entzifferung der egyptischen Hieroglyphen von der Erklärung der Babylonischen Keilschrift noch überflügelt zu werden scheint.

So groß das Licht ist, welches die Entzifferung der Hieroglyphen über Egyptens Geschichte verbreitet hat, es leuchtet noch nicht hell und weit genug, um das Verhältniß Griechenlands zu Egypten mit Klarheit und Sicherheit zu erkennen. Noch immer leiten die Einen mit gleicher Entschiedenheit Griechenlands älteste Cultur, wie sie uns in der Mythologie vorliegt, aus Egypten ab, während Andere sie aus Phönizien, Assyrien oder gar aus Indien holen, und wieder Andere sie auf heimischem Boden erwachsen lassen. Gehen wir bei dieser Frage von Griechenland und der in sicheren Quellen erkennbaren religiösen Entwicklung desselben aus, so sind Götterglaube und Götterverehrung, wie sie uns in den Tragikern vorliegen, von der Auffassung und Darstellung Homers so verschieden, daß wir fragen müssen, woher dieser Unterschied. Finden wir nun, daß selbst der griechische Dionysos und die griechische Demeter nach den Andeutungen der ältesten Dichter in Mythos und Tempeldienst ganz

griechisch sind, oder wenigstens keine Spur egyptischen Einflusses verrathen, beide aber in der spätern Zeit in beiden Beziehungen dem egyptischen Osiris und der egyptischen Isis ähnlich erscheinen, so dürfen wir hier den egyptischen Einfluß um so weniger bezweifeln, da diese Neugestaltung uns erst in einer Zeit entgegentritt, in der ein lebhafter Verkehr mit Egypten eingetreten war. Diese Neugestaltung trifft aber fast den ganzen Gottesdienst: wir finden fast alle Feste mit Pompen oder Processionen gefeiert, in denen nach egyptischer Weise Götterbilder und Tempelgeräthe zur Schau getragen wurden. Beim Gottesdienst, im Hause sowohl als in den Tempeln und bei den Kampfspielen und Festlichkeiten aller Art, haben, wie in Egypten, Kränze von Laub und Blumen die umfassendste Anwendung gefunden, die dem Homer und Hesiod so unbekannt sind als Pompen und Mysterien.

Ebenso verhält es sich mit der Geburtstagsfeier: sie ist der Sitte der Homerischen Welt, die noch fast kindlich der Gegenwart lebt, fremd. Die ersten Spuren begegnen uns in der Gesetzgebung Solon's, der gar oft heimische Elemente nach egyptischem Muster entwickelt und umgebildet hat. Bei den Egyptern ward der Monat in drei Dekaden getheilt und wie jede Abtheilung, so hatte selbst jeder Tag seinen göttlichen Vorsteher, und manche, ja wahrscheinlich alle waren zugleich Geburtstage irgend eines der zahlreichen Götter oder irgend eines ihrer Glieder und Geräthe. Und nach egyptischem Glauben glich jeder Mensch in Schicksal und Charakter dem Gott, an dessen Tage er geboren war. In Athen finden wir dieselbe Eintheilung des Monats und den Glauben wieder, daß auch die Götter ihre Geburtstage haben und der an ihnen geborene Mensch ihnen gleiche. Aber die Griechen hatten für die einzelnen Dekaden keine besonderen Götter und noch weniger für die einzelnen Tage. Sie heiligten daher den Tag, auf welchen der Geburtstag eines Gottes in einem Monat fiel, demselben Gotte nicht nur in allen Monaten, sondern oft auch in den verschiedenen Dekaden desselben Monats.

Die Uebereinstimmung in so eigenthümlichen Einrichtungen und Vorstellungen läßt sich nicht anders als durch Uebertragung erklären. Uebertragen können dieselben nur sein zur Zeit einer innigen Verbindung, wie **erst seit Psammetich bestand und nicht später als Solon.**

Dunkler ist das Verhältniß der Geburtstagsfeier bei den Römern nach seinem Ursprung und seinem Verhältniß zu andern Völkern. Da weder das verschiedene Verhältniß zu den Göttern noch die Unbekanntschaft der Griechen mit der Feier in der ältesten Zeit an eine Ueberlieferung aus der Urzeit denken läßt, so frägt es sich, woher, wie und wann ist die Sitte nach Rom gekommen? Von einem unmittelbaren Verkehr Roms mit dem Orient in älterer Zeit ist nichts bekannt. Sind die Etrusker aus Kleinasien eingewandert, wie manche glauben, so könnten sie die Vermittler gewesen sein, aber die Feier des Geburtstages hat nicht den geheimnißvollen Charakter der etruskischen Religion, und der Genius, an den sich dieselbe knüpfte, ist nicht etruskischen Ursprungs, sondern den Römern mit den stammverwandten Völkern Italiens gemein. Auch ist kein innerer Grund zu der Annahme, daß der römische Geburtstag unmittelbar aus Asien stamme, denn so ähnlich der römische Genius dem persischen Feruer scheint, so schwindet dieselbe, wenn wir erwägen, daß der Gegensatz des bösen Geistes (Dews) ursprünglich fehlt. Wir werden also auf Griechenland hingewiesen. In drei verschiedenen Epochen wurden griechische Vorstellungen und Sitten von den Römern angenommen. Schon in ungewiß früher Zeit, als mit den alten Religionsurkunden die durch religiöse Gebräuche begründete älteste Staatsverfassung entstand, sind mit griechischer Bevölkerung griechische Religionsgebräuche aufgenommen. Dies wiederholt sich bei der ersten Aufnahme griechischer Literatur nach der Eroberung von Süditalien, und abermals bei den sorgfältigeren und umfassenderen Studium derselben im letzten Jahrhundert der Republik. Man hat zwar selbst den Genius unmittelbar aus Griechenland ableiten wollen und den Beweis in der Nachricht zu finden geglaubt, daß im Jahre 217 v. Chr. nach Anleitung der Sibyllinischen Bücher, dem Genius ein Opfer gebracht sei. Allein der Genius kam schon in den alten Büchern der römischen Pontifices vor und war von Alters her auch öffentlich in einem Tempel verehrt. Es folgt freilich nicht unmittelbar, daß die Sitte der Geburtstagsfeier eben so alt sei, und es fehlt an alten entscheidenden Zeugnissen. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die Ge-

burtstagsfeier so alt sei als die genannten Religionsschriften, d. h. als die erste Aufnahme griechischer Elemente in Staat und Religion, denn jene Bücher enthielten keine Belehrung über Wesen und Bedeutung der Götter, sondern nur über die Verehrung. War nun der Genius, der nach seinem Wesen Familiengott ist und als solcher nur am Geburtstage verehrt ward, in den heiligen Schriften genannt, so muß diese seine Verehrung auch in den Religionsbüchern angeordnet sein.

Die Bestimmung über den Anfang des Tages wird auch bei den Römern in Verbindung gesetzt mit der Feier des Geburtstages. Diese Abweichung von attischer Sitte, — die Athener rechneten den Tag von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang, die Römer von Mitternacht bis Mitternacht — liegt im Kalender, den die Römer von den Etruskern entlehnt haben. Der Kalender aber ward zu den Religionsbüchern gerechnet. Wir sehen also, daß es mit der Geburtstagsfeier sich verhält, wie mit manchen anderen religiösen Einrichtungen, die aus griechischen, etruskischen und anderen italienischen Vorstellungen und Gebräuchen gemischt waren. So verehrten die Griechen im Hause Götter des Erwerbes und Besitzes neben den väterlichen Göttern und Heroen als Gründern der Familie. Jene waren zwar in allen Häusern dieselben, bildeten aber eine Gruppe der höheren sonst bekannten Götter, die unter besondern Beinamen dem Hause Segen verliehen: es gehörten dazu Zeus, Athene und Hermes. Dieselbe Bedeutung hatten für den Römer die Penaten, die auch in allen Häusern dieselben, aber doch von allen Göttern verschieden, eben nur diese Bedeutung und Bestimmung hatten. Die väterlichen Götter und Heroen waren bei den Griechen zwar in jedem Geschlecht und in jedem Hause aus der Zahl der allgemein verehrten Götter und Heroen andere, aber die Römer hatten auch hier von allen anderen Göttern verschiedene Wesen, die sie als Gründer des Hauses und der Familie verehrten, die Lares familiares und die Lares domestici, gleichsam eine vergötterte Abstraction des Begründers der Familie und des Hauses, oder eine personificirte Beziehung der allgemeinen göttlichen Macht auf die bestimmten Verhältnisse des Hauses. Stammte nun diese eigenthümliche Mischung griechischer und eigenthümlich italischer Elemente aus den Zeiten, in denen die Religionsverfassung der Römer in ihrem wesentlichen Theil ausgebildet ward, so sind wir um so mehr berechtigt, dasselbe von der Geburtstagsfeier anzunehmen, die, wie Alles bei den Römern, ihr bestimmtes Gepräge länger und allgemeiner erhalten zu haben scheint als bei den Griechen und später durch deren erneuten Einfluß mit größerem Aufwand, der oft in Schwelgerei ausartete, gefeiert ward.

So dunkel die Annahme der Geburtstagsfeier von den Römern auch ist, so gibt sie doch einen Fingerzeig, der zu berücksichtigen ist bei der Frage über die Zeit, wann die Religion der Römer in den heiligen Schriften unter griechischem Einfluß sich gestaltet habe. Scheinen andere ähnliche Verhältnisse, wie die Aufnahme des Apollon, der Hestia, des Zwölf-Göttersystems auf eine frühere Zeit zu führen, so kann der griechische Einfluß auf Rom in der Geburtstagsfeier nicht viel vor 600 v. Chr., wohl aber noch etwas später stattgefunden haben, wenn es richtig ist, daß die Griechen sie erst nach 656 von den Egyptern annahmen, ja Athen sie erst durch die Solonische Verfassung gesetzlich feststellte.

Die Sitte der Römer, den Geburtstag der vergötterten Kaiser und wie die Griechen gewisse Feste als Geburtstage der höhern Götter zu feiern, ist wahrscheinlich auch die Veranlassung gewesen, den Geburtstag Christi, der in den ersten Jahrhunderten nicht beachtet ward, zu einem Feste zu erheben, auf dessen Gebräuche auch das Fest der Saturnalien, in dessen Zeit die Feier gelegt ward, nicht ohne Einfluß geblieben, da an demselben alter Brauch war, sich gegenseitig zu beschenken. Die Geburtstagsfeier Lebender dagegen in neuerer Zeit scheint durch die Bekanntschaft mit der römischen Literatur vermittelt zu sein, da in der christlichen Kirche lange, und jetzt noch in katholischen Ländern der Namenstag gefeiert ward, d. h. der Tag des Heiligen, dessen Namen Jemand bekommen hatte, dem Heiligen aber ward der Todestag gefeiert als Geburtstag für sein himmlisches Leben. Oft fiel der Geburtstag mit dem Namenstag zusammen, da man gern den Namen des Heiligen wählte, an dessen Tage man geboren war. In der protestantischen Kirche hörte mit der Heiligenverehrung die Feier des Namenstages auf und der Geburtstag trat an dessen Stelle.

Die Karlsmutter.

Ein Bild aus der Schule

von F. Schoedler.

Des Tages Last und Mühe war getragen. Das Scepter des Gymnasialdirectorats war niedergelegt!

Es ist in der That kein leichtes Regiment, Lenker zu sein eines im wahrsten Sinne des Wortes noch jugendlichen Volkes von circa dreihundert Seelen, getheilt in acht Provinzen mit ebensoviel Präfecten, wozu noch andere Würdenträger und Beamten des kleinen, aber beweglichen Staates kommen, worunter Wolf, der Pedell, nicht der wenigst wichtige ist.

Welcher Anlaß zu Arbeit und Sorge ist da nicht fortwährend dem Regenten gegeben! Bald tritt in einer Provinz, hier Classe genannt, ein fatales Naturereigniß, etwa ein allgemein überhand nehmender Katarrh, in störender Weise auf, oder es droht in einer anderen der Ausbruch einer mehr oder minder bedenklichen Revolution, wegen Entziehung angeblicher Rechte, wie z. B. des Besuchs von Conditoreien oder Biergärten. Auch die Präfecten oder Ordinarii der Classen bereiten der Regierung manche Schwierigkeit; der Eine waltet mit drakonischer Strenge und möchte gleich Alles nach Lambessa oder Cayenne schicken — als letzteres wird das feucht gelegene, düstere Carcer bezeichnet, — während der Andere, ein wahrer Titus in Liebe und Milde, selbst die gröbsten Excesse mit Rosenwasser abzumachen geneigt ist. Der geheime Staatssecretär, zugleich Schreiblehrer von Octava bis Tertia, Herr Collaborator Schnupphase, kommt regelmäßig zu spät, was er dann jedesmal mit einem kleinen „Familienvorfall" entschuldigt.

Auch der heutige Tag war ein besonders bewegter gewesen. Schon in aller Frühe war die Sexta in Bewegung und Unruhe, wie ein Bienenvolk, das im Begriffe ist, zu schwärmen. Diese Classe leidet nämlich an einem periodischen Unwohlsein; ihr Ofen kann den Südwestwind nicht vertragen. Rauch erfüllt dann zur Winterzeit das ganze Zimmer und eine kleine Völkerwanderung ist meist das unvermeidliche Auskunftsmittel. Kaum ist diese Störung beseitigt, so nimmt eine neue den Director in Anspruch; ein Mann ist da, mit einem Krokodil! Er will es allen Schülern zeigen, äußerst billig; die Lehrer können unentgeltlich sich betheiligen. Der Mann ist überzeugt, daß in hiesiger Stadt noch niemals ein derartiges lebendiges Geschöpf ist zu sehen gewesen; er will die ganze Lebensbeschreibung des Krokodiles ausführlich und deutlich mittheilen; wie es im Nil herumschwimmt, wie seiner Zeit der kleine Moses, — und wie dieses grausame und tückische Thier das Weinen eines kleinen Kindes natürlich nachahmt, Thränen vergießt und den getäuschten, zur Hilfe herbeieilenden Biedermann anpackt und auffrißt. Sein Krokodil ist zwar nur drei Fuß lang, aber dies ist lediglich ein Jugendfehler, es wird noch wachsen.

Der Director hat Noth, des Krokodiles sich zu erwehren; vergeblich beruft er sich auf ein gegen das Vorzeigen derartiger Dinge bestehendes Verbot, denn der Mann zeigt ihm die Beifallszeugnisse fast aller übrigen Gymnasien — ja derselbe fängt an, es sonderbar zu finden, daß man hier den Werth eines Krokodiles nicht zu würdigen verstehe und nicht, wie anderwärts, mit offnen Armen dasselbe aufnehme.

Aber dies bekommt dem Manne übel. Der Director, die bisherige moderne Redeweise plötzlich mit der antiken vertauschend, bedient sich einer derben, lakonischen Kürze und bleibt dem Krokodil gegenüber fest und unerschütterlich, wie Fabricus beim Anblick der Elephanten des Pyrrhus. Das Ungeheuer muß weichen.

Die Erholungspause ist mittlerweile eingetreten; sie dauert fünfzehn Minuten! Fünfzehn Minuten — „dieser karge Thautropfen Zeit" — wie Louise in Cabale und Liebe sich ausdrückt — „schon ein Schluck aus dem Röhrbrunnen des Schulhofs, oder die Consumtion eines Butterbrotes trinkt ihn wollüstig auf!" Und dennoch, welche Fülle von Ereignissen drängt sich in diese fünfzehn Minuten der Freiheit, in diesen Zwischenact des vieractigen vormittäglichen Schuldramas. Denn hier fallen, im Gegensatz zum Theater, die dramatischen Scenen in den Entreact. Kaum hat die Glocke das Zeichen gegeben, so geht das Publicum der Schulbänke plötzlich aus dem Passivum über in das Activum und gleichwie in der Theaterpause Eise, Torten, Orangen und Confecte circuliren, so kommen hier Aepfel, Nüsse und Backwerke des verschiedensten Calibers zum Vorschein; die bis-

her homogene Masse des Volkes theilt sich in Gruppen und Unterhaltungen, Spiele, Neckereien und Streitigkeiten organisiren sich in den raschesten Entwicklungsphasen.

Erhebt sich nicht grade jetzt ein Tumult auf dem oberen Gang? Richtig — der Director eilt hinauf; ein Stück des Kampfes vor Ilion scheint hier in Scene gesetzt, die Handlung ist in vollster Bewegung.

Der Primaner Schmerfink, ganz durchdrungen von dem empfindlichsten, seinem erhabenen Range angemessenen Selbstgefühle, hatte den etwas lächelnden Blick des vorübergehenden Secundaners Buchmaier für Hohn und Beleidigung genommen und demselben sofort die dicke Zweibrüder-Ausgabe eines lateinischen Classikers an den Kopf geworfen; Buchmaier, vom Zeichnen kommend, schleuderte wüthend seine Reißschiene auf den Angreifer, so daß sie laut krachend in Stücke sprang. Vom Kampf aus der Ferne ging es rasch zum Handgemenge; Schmerfink, in Ermanglung des Schildes des Achilleus, deckte sich mit der Mappe, aber Buchmaier hatte den stärkeren Schutz seines Reißbrettes. Schon hagelten die Hiebe, schon schaarten sich beiderseits die Commilitonen, und das Einzelgefecht war im Begriff, zum Massenkampfe heranzuwachsen, als rechtzeitig und laut die Glocke erschallte, und — „Friede sei ihr erst' Geläute“ — der Knäuel entwirrt sich, die Parteien scheiden aus einander, das Schlachtfeld ist leer.

Noch herrscht Aufregung in Prima; ein dumpfes Gemurmel, gleich der fern grollenden See, rumort durch die Reihen der Bänke. Der Director tritt ein — „da wird's still.“ — Der griechische Autor wird aufgeschlagen, die Lectüre beginnt und alsbald ist man tief in der Sache. Der Director wird warm und begeistert: mit gründlicher Gelehrsamkeit und wundervoller Subtilität demonstrirt er die feinsten Unterschiede im Gebrauche von „ἄν“ und „κε“ vor den lauschenden Zuhörern.

„Aber was ist denn das,“ fragt er plötzlich innehaltend, „die Tertia drüben kommt ja gar nicht zur Ruhe; Brinkmann, sieh einmal nach, ob Herr Schnupphase“ —

Allein in diesem Augenblick stürzt der Pedell Wolf herein:

„Der Herr Collaborator schickt her und läßt sich entschuldigen, ein Familienvorfall“ —

„Nun was ist denn schon wieder?“ —

„Die Frau Collaborator haben so eben ein Söhnchen bekommen“ — flüstert der Pedell und dem Director entfährt ein Seufzer. Das ist nunmehr bereits das siebente junge Schnupphäschen in dem achtjährigen Frucht- und Dornenstück der collaboratorischen Ehe; kein Wunder, daß hier störende „Familienvorfälle“ sich öfter wiederholen. Der Director geht hinaus, die erforderliche Anordnung zu treffen, aber die classische Stimmung ist hin, sie kommt nicht wieder.

Soll ich noch weiter fortfahren in der Einzelschilderung der grellen Wechselfälle eines Schulregententages? Wie Nachmittags noch der Rechner des Gymnasialfonds restirende Didaktra reclamirt und Handwerker kommen und ihre Rechnungen zur Beglaubigung präsentiren, wie unmittelbar vor der Poesie des Mittelalters in Secunda aus der Nachbarschaft der Apotheker und der Gewürzkrämer sich einstellen und mit gleicher Heftigkeit die Miethe des großen Gymnasialspeichers in Anspruch nehmen, Jener zum Trocknen von Hollunder und Camillen, dieser zum Ausbreiten von Pfeffer und Wachholderbeeren?

Doch nein — ich will keines guten Mitmenschen Geduld erschöpfen durch eine weitere Ausführung dieser wirklich durchlebten Ereignisse, ich wiederhole nochmals — „des Tages Mühe und Last war getragen“ — die ernsten Primaner mit ihren halbgebrochenen Jüngling-Mannesstimmen und die zappelnden Pygmäen der Septima und Octava mit ihren durchdringenden Fistelstimmen — Alle hatten die Hallen des classischen Instituts verlassen, nur der aufgeregte Staub wirbelte noch in den verödeten Zimmern und Gängen, durch welche der Pedell Wolf einsam und mißmuthig hinschlurrte, den Brennstoff für den künftigen Tag herbeischleppend.

Ich hatte mich zurückgezogen auf meine Studirstube. Glückliches Asyl des Gelehrten! Wie heimelst Du mich an, so oft ich aus dem Gewühl des praktischen Lebensberufes wiederkehre in Dein stilles Verließ! Ernst und würdig, aus ehrbarem Schweinsleder, schauen ringsum von den Gefachen die älteren Ausgaben der Classiker mich an, während in buntem Cambrik und reichem Golddruck die modernen Editionen heiter und stattlich sich ausnehmen. Wohlthuende Wärme entstrahlt dem Ofen, ein mehrfach gebreiteter Teppich verleiht dem Fußboden behagliche Weichheit und dämpft jegliches Geräusch. Wallend umfängt mich, im bequemen Sessel gelehnt,

der Schlafrock, und während die nach antiken Motiven verzierte Moderatörlampe ihr klares Licht über Tisch und Schreibzeug ruhig ausgießt, erhöht das leise Picken der kleinen Wanduhr und zeitweise ein Knistern des Feuers die Traulichkeit dieses Stilllebens.

Fürwahr — es ist etwas Schönes um diese feierlichen Weihestunden des in sich selbst zurückgezogenen Gelehrten, der jetzt zur höchsten Vollendung ihres Genusses — seine Pfeife stopft. Ja, man erstaune nicht — in meiner Studirstube behauptet noch immer ihren Platz die akademische Pfeife, mit ihrem langen Rohr und dem alten, großen Porcellankopf, der einmal gestopft, zwei volle Stunden den Brand des wundersamen Krautes der Nicotiana unterhält. Wie bequem und nachhaltig erweist sich dieses altväterliche Rauchmöbel im Vergleich zu der kurzathmigen modernen Cigarre. Wahrhaftig, wenn man das Verhältniß der Pfeife zur Cigarre aufmerksam betrachtet und geschichtlich verfolgt, so wird sich hieraus ein inniger Zusammenhang in dem Wesen- und Entwicklungsgang unserer ganzen neuern Denk- und Schreibweise nachweisen lassen. Indem wir den lang aus der Pfeife gezogenen Dampfstrahl verfolgen, der in krauses, wolliges Gewölk sich ausbreitet, in welches nachgestoßene Ringe sich hineinwirbeln und schlängeln — werden wir da nicht lebhaft an jene stylistischen Elaborate vieler unserer älteren Gelehrten erinnert, wo ein ganzes Nebelgewölk kunstvoller Satzgefüge labyrinthisch in einander sich schachtelt und verknäuelt, ohne daß dem Leser immer der tröstliche Faden der Ariadne mitgegeben wird?

Und konnte andrerseits aus dieser modernen aphoristischen Cigarrenraucherei eine andere Form des Styls hervorgehen, als die entsprechende schnell fertige, nonchalante, abrupte Schreibart leicht hingeblasener Lyrik, Novellen, Skizzen und anderer ephemerer Salonliteratur?

In der That, wir stehen der Sache noch zu nahe, wir sind selbst noch zu sehr befangen in Mitleidenschaft. Aber nach etwa zweitausend Jahren wird ein scharfsichtiger, auf unsere Jetztzeit rückwärts blickender kritischer Augur die tiefe Umgestaltung unserer Literatur offen darlegen, die sich an das allmälige Zurücktreten der Pfeife und die überhandnehmende Herrschaft der Cigarre knüpfte.

Und nun — nachdem in der Pfeife das Brandopfer entzündet ist und lieblichen Rauch Dir spendet, komm hervor, göttlicher Plato, aus Deiner schweinsledernen Colonne, unsterblicher Denker und Dichter zugleich. Ist mir doch, indem ich Dich aufschlage, wie dem Faust, da er im Nostradamus das Zeichen des Makrokosmus erblickend ausruft:

„Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinne!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv und Adern rinnen.
War es ein Gott, der diese Zeilen schrieb?" —

Ich fahre fort in der Lectüre des stets mit erneutem Entzücken gelesenen Symposions oder Gastmahls von Plato. Nicht weiß ich, was daran mehr zu bewundern wäre, ob die leichte anmuthige Anlage und Durchführung des Ganzen, oder das feine, der liebenswürdigsten Art von Geselligkeit entsprechende Auftreten der sich ablösenden Redner, oder endlich die theils tiefsinnigen, theils poetischen und heiteren Bemerkungen und Ideen, welche hier über Liebe, Freundschaft und Schönheit sich ausgesprochen finden.

Eben komme ich zu der Stelle, wo Aristophanes, der komische Dichter, das Wort hat. Launig erklärt er, einer alten Sage gemäß, den Grund der Liebe, mit welcher die beiden Geschlechter der Menschen sich so mächtig zu einander hingezogen fühlten. Ursprünglich, sagt er, waren nämlich die Körper des Mannes und der Frau mit einander verwachsen und bildeten eigenthümliche Doppelwesen, von übermüthiger Stärke, die selbst nach den Sitzen der Götter trachteten, daher denn Zeus, um ihrer sich zu erwehren, sie in männliche und weibliche Hälften spaltete, wie wenn man Früchte zerschneidet, um sie einzumachen, indem er dieselben ohne viele Umstände aus einander riß. Daher —

„Aber hat es nicht eben angeklopft? — Doch nicht — es ist Alles still — ich habe mich getäuscht."

Daher beschäftigt sich nunmehr jeder Mensch, oder richtiger zu reden, jede Hälfte vom Menschen mit stetem Aufsuchen seiner anderen, ihm entrissenen Hälfte.

„Doch horch — es klopft wahrhaftig — herein!"

„Ich wünsche Ihnen guten Abend, Herr Director!" — ließ sich eine schüchterne sanfte Frauenstimme vernehmen.

„Guten Abend!"

„Ach Herr Director, nehmen Sie es doch

ja nicht ungütig, daß ich so spät noch störe." —

„Ich bitte recht sehr; aber treten Sie doch näher."

„Wissen Sie, die Tage sind so kurz." —

„Nehmen Sie gefälligst Platz." —

„Ich bin so frei." —

Indem ich den Lampenschirm erhöhte, nahm ich wahr, daß eine fein gekleidete junge Frau, von angenehmen Gesichtszügen, mir gegenüber sich niederließ. Es entstand eine kleine Pause gegenseitiger Inbetrachtnahme und Sammlung.

„Womit kann ich dienen?" nahm ich das Wort.

„Aber nicht wahr, Herr Director, sie sind mir doch nicht bös, daß ich Sie belästige." —

„Bewahre, bewahre; vermuthlich verschafft mir eine Schulangelegenheit das Vergnügen, — ist etwa der Sohn" —

„Ja wohl, Herr Director, der Karl; nicht wahr, Sie wissen es schon —?"

„Nun — was ist denn mit dem Karl?"

„Ach, er hat heute ja schon wieder Arrest."

„Wirklich — nun?"

„Herr Director, was ich mit dem Buben für einen Kummer habe, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Nichts wie Tadel — nichts wie Strafen — nichts wie Arrest!"

„Ei, ei, — ist denn der Karl so schlimm?"

„Das beste Kind von der Welt, sag' ich Ihnen, Herr Director. Sehen Sie, ich hab' schon oft gesagt, der Karl ist nur zu gut; er ist unser einziges ..."

„So, so — das Einzige!"

„Das einzige Kind, Herr Director. Wissen Sie, unser Thereschen ist an den Masern gestorben, auf Lichtmeß werden es drei Jahre, wie damals die Masern so bösartig waren; das arme Kind, es hat sich's in der Nachbarschaft geholt, bei Grünefelds; Sie kennen doch Grünefelds?"

„Ich bedaure, nein; aber der Karl" —

„Ach ja, der Karl; das einzige Kind — und macht mir so viel Sorge. Aber Herr Director, an dem liegt gewiß nicht allein die Schuld!"

„Wie so, — glauben Sie —"

„Freilich glaube ich; der Classenführer versteht ja gar nicht, den Jungen zu behandeln."

„Der Classenführer! hm, hm, sollte das wirklich der Fall sein! In welche Classe geht doch Ihr Sohn?"

„In die Sechste, Herr Director, seit Michaelis."

„So, in die Sexta; aber der Ordinarius von Sexta ist doch ein vortrefflicher Lehrer."

„Aber so streng, Herr Director, so streng!"

„Wenns Noth thut, warum nicht!"

„Ja aber für unsern Karl paßt sich das strenge Wesen gar nicht; das Kind will liebreich behandelt sein; aber wo ist da eine Spur von Liebe? Hat es einmal sein Buch vergessen — gleich Strafe; kommt das Kind eine Minute zu spät oder spricht es nur ein Wörtchen — abermals Strafe; hat es seine Aufgabe nicht machen können — Arrest! In Einem fort hab' ich nur an dem Karl zu trösten!"

„Ei warum nicht gar! Die Strafen finde ich doch ganz in der Ordnung; was sagt denn Ihr Herr Gemahl —"

„Meinen Mann, meinen Sie?"

„Ja wohl." —

„Oh, Herr Director, der darf von All dem gar nichts wissen; der ist so hitzig, der wär' im Stand, das Kind zu schlagen und Gott weiß, was sonst noch; aber so kann es nicht fortgehen, etwas muß geschehen und deswegen komme ich selbst."

„Sehr angenehm; aber nehmen Sie mir nicht übel, mir scheint, hier liegt der Fehler —"

„Ganz allein am Classenführer; er gibt zu viel auf, er verlangt zu viel —"

„Nicht doch, Sie täuschen sich —"

„Herr Director, ich —"

„Erlauben Sie, meine wertheste Frau, Sie befinden sich jetzt einem Schulmanne gegenüber und der verlangt vor Allem einen ruhigen und aufmerksamen Zuhörer; Sie müssen mich ganz geduldig anhören, mich nicht unterbrechen — sonst —"

Die schöne Frau erröthete und indem die langen seidenen Wimpern ihre tiefen dunkeln Augen verschleierten, ergab sie sich in das auferlegte Interdict.

„Sie urtheilen, fuhr ich fort, nach der einen Erfahrung, die Sie an Ihrem Sohn machen; wir prüfen an vierzig oder fünfzig Schülern die Zuträglichkeit unserer Aufgaben und die Angemessenheit unserer Behandlung. Jede kleine Unordnung, die einzeln genommen, leicht verzeihlich wäre, würde massenhaft sich häufend, die Schule vernichten. Aber nach dem, was ich vernommen habe, liegt der Fehler hauptsächlich an Ihnen, ja, meine Verehrteste, an Ihnen. Statt den Karl zu trösten und zu bemitleiden, nehmen Sie den Burschen gleich einmal tüchtig vor; halten Sie ihn scharf an seine Aufgaben;

sorgen Sie, daß er jeden Morgen complet und pünktlich in der Schule ist; sprechen Sie offen und ausführlich mit Ihrem Mann und ich bürge Ihnen —"

„Aber Herr Director, der Classenführer —"

„Ich bürge Ihnen dann für denselben; wollen Sie mir fest und feierlich versprechen, Alles dies zu thun und zu befolgen?"

Mit Lebhaftigkeit ergriff die Mutter meine dargereichte Hand und drückte sie mit einer Wärme, die selbst dem so platonisch disponirten Gelehrten das Blut aus den Fingerspitzen bis in das Antlitz trieb.

„Gewiß," rief sie, „gewiß Herr Director, wenn Sie nur auch den Classenführer —"

„Verlassen Sie sich darauf; ich werde sofort mit dem Herrn Doctor sprechen; ich werde ihn ganz besonders auf den Karl aufmerksam machen und ihm die geeigneten Andeutungen geben; also — Wort gehalten — und Alles wird gut gehen."

Nochmals wiederholte die bewegte Mutter ihre Entschuldigungen und indem sie Abschied nahm, ergriff ich die Lampe, um sie zur Treppe zu geleiten.

„Gute Nacht," erwiederte ich, „freundliche gute Nacht, Frau — Frau — der Tausend, wie heißt doch nur die Dame?"

Doch indem ich mich besinne, ist sie bereits die Treppe hinunter geeilt und schlägt eben die Hausthür zu. Nachsinnend kehrte ich auf meine Studirstube zurück: wer war nur die Dame? Kam sie mir doch ganz bekannt vor; vermuthlich war sie schon früher einmal dagewesen, um ihren Karl anzumelden und vorzustellen, was am hiesigen Orte meist durch die Mütter geschieht. Nun — gleichviel, es wird sich finden. Und ich suchte nun in meinen Plato wieder hineinzukommen, mit all' der Fassung, die dem Verehrer der antiken und modernen Schönheit noch übrig ist, nachdem er in solche Augen geblickt und den Druck solcher Hände empfunden hat.

„Herr Dr. Wüstenberg," fragte ich gleich in der Frühe den Ordinarius von Sexta, was war denn das gestern wieder mit dem Karl — dem Karl —"

„Mit welchem Karl, Herr Director?" —

„Nun mit dem, der Arrest hatte, sehen Sie doch nur einmal nach, der Namen fällt mir eben nicht ein!"

Aber es fand sich unter den Sträflingen der Sexta kein Karl vor; vielleicht irrte ich mich in der Classe; ich rufe Herrn Deichelmann, den Regens der Quinta. Doch auch hier findet sich der betreffende Karl nicht vor. Dann gehört er sicher zur Septima, allein indem ich mich dahin wende, kommt mir eine Abordnung des Stadtvorstandes entgegen, mir meine Erwählung in's Comité zur bevorstehenden Schillerfeier ankündigend und alsogleich eine Besprechung beantragend.

Herrliche und erhebende Feierlichkeiten waren nun zu veranstalten. Festzüge und Vorträge, Inschriften und Carmina, Trinksprüche und Apotheosen — an Allem mußte mehr oder weniger helfend der Director sich betheiligen und in freudiger Aufregung schwanden die Wochen der Vorbereitung und in hoher Lust und Wonne die Tage der Feier.

Noch angewärmt von dieser wohlthuenden Episode, die Jeden emporgehoben, über die kläglichen politischen Zustände und über die kleinlichen Lebens- und Dienstessorgen, hatte ich mich eines Abends wieder in meine vier Wände zurückgezogen und war zurückgekehrt zum alten Plato. Unbeachtet hatte er mittlerweile dagelegen, noch aufgeschlagen und ich fuhr fort in meiner Lectüre des Symposions.

Da klopft es. „Herein!"

„Guten Abend, Herr Director!"

Alle Tausend, das ist ja die Stimme der schönen Unbekannten, der räthselhaften Karlsmutter! — aber diesmal heiter, freundlich und zutraulich.

„Ach wie bin ich Ihnen dankbar, Herr Director," fuhr die junge Frau fort; „was haben Sie für meinen Karl gethan; Alles geht auf's Beste; ich bin die glücklichste Frau von der Welt!"

„Aber wie so denn?" — fragte ich, in nicht geringer Verwirrung.

„Nun — Sie wissen, ich war doch bei Ihnen?"

„Ganz recht!"

„Und habe mich beklagt!"

„Beklagt? Worüber —"

„Nun über den Classenführer!"

„Ach so —"

„Und den haben Sie gehörig vorgenommen."

„Wie — ich? Nein, da irren Sie — nicht eine Silbe habe ich gesagt — ich —"

„Sie scherzen; der Karl hat es ihm ja gleich am Gesicht angesehen. Aber der Junge hatte auch seine Sachen perfect gelernt; ich habe Wort gehalten, Herr Director!"

„Wirklich!“

„In jedem Stück. Aber Ihnen dank ich's, daß Sie mir auch den Classenführer einmal tüchtig —“

„Aber mein Gott, ich sage Ihnen, ich habe nicht das Geringste —“

„Sie sind zu gütig, Herr Director; nun — ich verstehe schon, weshalb Sie nichts zugeben wollen; mir ist's auch einerlei; ich bin so froh, wie noch nie, seit unser Karl in die Realschule geht.“

„Was — in die Realschule?“

„Nun freilich!“

„Ihr Karl geht in die Realschule?“

„Ja versteht sich — in Ihre Realschule!“

„Aber liebste beste Frau — ich bitte Sie um Gotteswillen — ich bin ja der Gymnasialdirector!“

„Sie sind —“

„Ich bin der Director des Gymnasiums! Wie in aller Welt kommen Sie denn zu mir; da waltet ja ein völliger Irrthum! Nun begreife ich Alles, Ihr Karl ist gar nicht mein Schüler!“

„Herr Director!“ rief die Mutter mit einem Tone des Schreckens.

„Ja wirklich — ich kenne ihn gar nicht!“

„Unmöglich —“

„Ich habe ihn niemals gesehen!“

„Herr Director, das kann nicht sein!“

„Ich versichere Sie.“

„Weisen Sie meine Erkenntlichkeit so nicht zurück; oder wollen Sie leugnen, daß Sie den Classenführer —“

„Nicht ein Wort konnte ich ihm sagen.“

„So — und sein Gesicht, sein ganz verändertes Gesicht —“

„Das ist lediglich Ihr Verdienst; gewiß, meine Verehrteste, gestatten Sie, daß ich Ihnen mein vollstes Lob ertheile und herzlich Glück wünsche; Sie haben energisch eingegriffen, Ihren Sohn zur Pflicht angehalten und dies allein reichte hin, ihm die Freundlichkeit seines Lehrers zu gewinnen. Des Lehrers Antlitz ist des Schülers Spiegel.“

Die Angeredete seufzte tief.

„Sie sind also ganz bestimmt nicht der Director meines Sohnes?“

„Nein — zu meinem lebhaften Bedauern, da er eine so vortreffliche Mutter hat und jetzt so brav ist.“

„Und wenn er es nicht bliebe!“

„Er bleibt es, so lange Sie standhaft sind.“

„Und wenn es wieder schlimm geht — Herr Director, mögen Sie nun Director sein von was Sie wollen — darf ich wieder zu Ihnen kommen?“

„Mein Rath ist stets zu Ihren Diensten.“

„So bleibt's dabei; gute Nacht, Herr Director.“ Und nochmals ergriff sie dankend meine Hand und blickte mit ihren tiefen, dunkeln Augen mich fest und freundlich an, — nochmals leuchtete ich zur Treppe — und nochmals vergaß ich, nach dem Namen der guten Mutter zu fragen.

Am andern Tage empfing ich jedoch ein Packet und folgende Zeilen:

„Hochgeehrtester Herr Director!

Für den hinsichtlich unseres Sohnes Karl so erfolgreich von Ihnen ertheilten Rath den gebührenden Dank geeignet auszubrücken, fühlen wir uns hinreichend nicht im Stande; möge Beifolgendes für uns sprechen.

Karl Wampold, Metzgermeister,
und seine Frau.“

Das Packet aber enthielt eine prachtvolle — geräucherte Ochsenzunge.

Literarisches.

Grundzüge der Ethnographie. Von Dr. M. Perty, Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

Professor Perty hat in dem vorstehenden Werke den Versuch unternommen, vom biologischen Standpunkte aus ein Gesammtbild der Menschheit nach ihrer ethnographischen Gliederung und nach ihrem Lebensproceß in gedrängten Zügen zu geben. Wir geben unter den Hauptstücken dem ersten, welches allgemeine Verhältnisse, Entstehung des Menschengeschlechts, fossile Menschenknochen, Urheimath des Menschen u. s. w. erörtert, dann aber namentlich dem zweiten, welches eine sehr gediegene und sorgfältige Uebersicht der Rassen, Stämme und Völker des Menschengeschlechts enthält, unbedingt den Vorzug. Das Buch ist durchaus populär gehalten und macht zu seinem Verständniß keine weitern Anforderungen und Voraussetzungen, als dieselben bei dem Durchschnittsniveau der allgemeinen Bildung gefordert und vorausgesetzt werden können. Ein gut gearbeitetes Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes.



Neuestes aus der Ferne.

Die Bevölkerung von Neugranada.

An beiden Meeren gelegen, im Besitz guter Häfen, des Magdalenenstromes und des Theils der Landenge von Panama, über den die Eisenbahn führt, hat die Republik Neugranada Verkehrserleichterungen, welche einen mächtigen Aufschwung des ganzen Landes herbeiführen sollten. Sie kommt indessen nicht vorwärts, sondern geht zurück. Zu nützlichen Arbeiten zu faul, ziehen die weißen Einwohner vor, politische Theorien auszuspinnen und daran Intriguen der gemeinsten Art zu knüpfen, aus denen ein Bürgerkrieg nach dem andern hervorgeht. Man hat aus Europa Ideen eingeführt und grade solche gewählt, welche bei uns zur verlegenen Waare gehören. In Europa zu Boden geworfen, feiert der Socialismus in Neugranada blutige Orgien. Um eine allgemeine Freiheit und Gleichheit zur Herrschaft bringen zu können, hat man die einheitliche Staatsform zerbrochen und die acht souveränen Staaten des neuen Landes wetteifern nun, sich Verfassungen zu geben, die „bis an die Grenzen der Möglichkeit demokratisch sind.“ Nebenbei sucht man socialistische Hirngespinste zu verwirklichen und ruft dafür die Farbigen in die Waffen. Das Vorwiegen der rohen farbigen Elemente ist das Unglück dieses wie der meisten andern südamerikanischen Staaten. Auf den 24,500 Geviertmeilen Neugranada's wohnen 2,354,054 Menschen, und von diesen sind:

Weiße	450,003
Angesiedelte Indianer	301,000
Wilde	120,000
Neger	80,000
Quarterons (Enkel von Mulatten)	30,054
Mestizen (Kinder von Weißen und Indianern)	989,997
Mulatten	283,000
Zambos (Mischlinge von Negern und Indianern)	100,000

Somit stehen 450,003 Weiße 1,904,051 Farbigen gegenüber. Die bis zu den Grenzen der Möglichkeit gehenden demokratischen Verfassungen verschaffen den Farbigen das Uebergewicht. In einem einzigen der acht Staaten, in Cundinamarca, wo auch die Hauptstadt Bogota liegt, behaupten die Weißen unter friedlichen und ansässigen Indianern die Herrschaft. Diesem Staate gilt der jetzt wüthende Bürgerkrieg, und erringt Mosquera, der weiße General der Farbigen, den Sieg, so wird der letzte feste Kern zerstört, aus dem einmal eine gedeihlichere Entwicklung hervorgehen könnte.

Der Amazonas.

Das Wassernetz des brasilianischen Riesenstromes, der vierzig deutsche Meilen breit in's Meer fällt, hat in der Welt kaum seines Gleichen. Mit dem Orinoko durch die bekannte Gabelung des Cassiquiari verbunden und mit dem La Plata leicht zu verbinden, empfängt der Amazonas auf seinem eignen Gebiete die Flüsse und Bäche, fast tausend an Zahl, eines Flächenraumes von drittehalb Millionen englischer Geviertmeilen. Auf seinem Rücken können Seeschiffe bis Peru gelangen. Die bedeutendsten seiner Nebenflüsse eröffnen Seitenverbindungen von beträchtlicher Ausdehnung. Diese prächtige Naturstraße wird gegenwärtig sehr wenig benutzt. Allerdings besteht, durch den um Brasilien hochverdienten Baron von Maua

eingerichtet, seit 1854 Dampfschifffahrt, aber die Dampfer gehen nicht weiter als bis Tabatinga an der peruanischen Grenze. Peru hat sein Versprechen, die Linie von der brasilianischen Grenze bis Nauta fortzusetzen, nicht gehalten. Man ließ in den Vereinigten Staaten zwei Dampfer kaufen und schaffte sie stückweise nach Nauta. Man brauchte sie dort nur zusammenzusetzen, allein das ist nie geschehen und die einzelnen Bestandtheile liegen in freier Luft am Ufer, umrankt von tropischen Schmarotzerpflanzen, ein echtes Bild der creolischen Verdrossenheit und Trägheit inmitten einer üppig schaffenden Natur. Im Handel des Flusses verrathen sich dieselben bösen Eigenschaften seiner Anwohner. Von Waaren, welche bei ihrer Herstellung Mühe machen, sieht man bloß europäische. Die einheimischen Artikel sind solche, welche der Fluß und der Wald liefern: eine im Amazonas lebende Stockfischart, Cacaobohnen, Paranüsse und dehnbares Gummi. Was die Peruaner in Tabatinga — einer sogenannten Grenzfestung, die aber aus einigen wenigen Lehmhütten besteht — holen, wird auf wahrhaft fürchterlichen Wegen bis Moyabamba geschafft. Nicht einmal für Maulthiere sind diese gangbar und Alles muß von Menschen, gemietheten Indianern, getragen werden. Die berüchtigste Stelle der ganzen Strecke ist der Paß des Löwenwassers. Neben einem Wasserfalle, der sich in eine schwindelnde Tiefe stürzt, muß man über einen nassen Felsgrat von sechzehn bis achtzehn Zoll Breite gehen. Die brasilianische Regierung thut in neuester Zeit am Amazonas wenigstens etwas. Insbesondere sucht sie die Indianer der Cultur zuzuführen. Sie verfährt dabei menschlicher und vernünftiger als die alten Jesuiten, deren Indianercolonien mit Unrecht als Musteranstalten gepriesen worden sind. Die frommen Väter kannten als einziges Bildungsmittel den Zwang und ihre Erziehung der Indianer sollte eigentlich eine Abrichtung genannt werden. Die brasilianische Regierung läßt den Wilden ihren freien Willen, überzeugt sie aber von den Vortheilen fester Wohnsitze unmittelbar am Strome und hat auf diese Weise in wenigen Jahren das Entstehen von zwanzig Indianerdörfern erzielt. Die Einwohner derselben verdienen Geld, es entstehen in ihnen neue Bedürfnisse, die nur durch ein fleißigeres Arbeiten befriedigt werden können, und so werden Keime der Gesittung gelegt.

Die nordamerikanischen Indianer.

Vor zwei Jahrhunderten schätzte man die Zahl der in Nordamerika, mit Ausschluß von Mexiko, lebenden Indianer auf sechzehn bis siebzehn Millionen. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Rothhäute auf nicht mehr als zwei Millionen. In jedem Menschenalter erfolgt eine Verminderung und dieser regelmäßige Proceß läßt ein endliches Aussterben des ganzen Volkes als unvermeidlich erscheinen. Jene vierzehn Millionen, die an der Zahl vom Jahre 1660 fehlen, sind an der Berührung der Wilden mit den Weißen zu Grunde gegangen. Die Feuerwaffen, das Feuerwasser, die Cholera und die Blattern sind die hauptsächlichsten Werkzeuge der Zerstörung. Die innern Kriege der Indianer ruhen jetzt so ziemlich, aber von der Hand des nordamerikanischen Jägers und Soldatens fallen noch immer viele, und zuweilen werden, wie es jüngst im Oregongebiete geschah, ganze Stämme mit Frauen und Kindern vertilgt. Die Blattern sind der Schrecken der Indianer. In wenigen Monaten hat diese Krankheit 12,000 Schwarzfüße, Kräheninidianer, Mandans, Assiniboïs, Biccaris und Minetaris hinweggerafft. Noch verderblicher wirkt der Branntwein, der den Indianer in eine Wuth versetzt, in der er weder seiner Frau noch seiner Kinder schont. Unter den Todesursachen sind auch die erzwungenen Auswanderungen solcher Stämme, denen die Cultur näher rückt, nicht zu vergessen. Die Regierung trifft immer die besten Anordnungen, daß es den Auswanderern an nichts fehle, allein sie kann nicht verhindern, daß gewissenlose Agenten die für die Indianer bestimmten Vorräthe verkaufen und die Unglücklichen an Allem Mangel leiden lassen. Man wirft die Kranken, Frauen und Kinder auf Karren, wo sie so dicht neben einander geschichtet liegen, wie Schwarze auf einem Sclavenschiffe, und läßt die Männer zu Fuß gehen. Vor nicht langer Zeit miethete ein gewissenloser Agent für den Transport der Indianer einen alten Dampfer, dem wegen seines baufälligen Zustandes jede fernere Fahrt untersagt worden war. Wie vorauszusehen, scheiterte das Schiff und 311 Rothhäute kamen in den Wellen um. Von denen, welche ihre fernen Wohnsitze erreichen, sterben noch manche am Heimweh. Die Uebrigen bequemen sich, da sie weder Büffel noch Hirsche finden, zum Ackerbau und legen ihre alten Gewohnheiten nach und nach ab. Ihre Tracht ist das

Letzte, was sie beibehalten, bis auch in sie mehr und mehr europäische Stoffe, die Vorläufer europäischer Moden, sich einmischen.

Eine neue Nordpolexpedition.

Daß Dr. Hayes, der Begleiter des kühnen Kane, zur Lösung des Problems eines offenen Polarmeers sein Vaterland verlassen hat, ist von uns seiner Zeit gemeldet worden. Am 7. Juli mit seinem kleinen Schiff United States von Boston ausgelaufen, muß er den Schauplatz seiner Untersuchungen, wenn das Glück ihn irgend begünstigt hat, noch in der guten Jahreszeit erreicht haben. In England will man hinter dem nordamerikanischen Entdeckungseifer nicht zurückbleiben. Capitän Parker Snow, ein arktischer und antarktischer Seefahrer, will im nächsten Jahre, falls die bereits eröffneten Geldzeichnungen ein befriedigendes Resultat ergeben, mit einem Schooner von 75 bis 90 Tonnen eine Nordpolreise machen. Die Hypothese eines offenen Meeres zieht ihn nicht nach den ungastlichen Breiten, er will vielmehr abermals nach Franklin-Reliquien suchen. Seine Absicht ist, die Westküste von Boothia Felix, die König-Wilhelms-Insel und das nahe amerikanische Festland nicht im Winter zu untersuchen, wie Mac Clintock es that, sondern den Sommer zu wählen, wo nicht so große Schnee- und Eismassen alle Spuren verdecken. Es ist anzunehmen, daß die verunglückten Mannschaften, ehe sie ihren letzten Gang antraten, mehr Nachrichten niedergelegt haben, als die beiden dürftigen Notizen, die unter Cairns aufgefunden worden sind. Es fragt sich indessen sehr, ob die Möglichkeit, einen solchen Bericht aufzufinden, ein Unternehmen rechtfertigt, welches seiner Anlage nach ein zweimaliges Ueberwintern in den arktischen Gegenden nöthig macht.

Wir knüpfen an diese Mittheilungen die Notiz, daß ein englischer Artillerist, Jakob Browne, ein Buch: „Die nordwestliche Durchfahrt und Franklin's Schicksal" veröffentlicht hat. Die englische Presse gibt dem Werke das Zeugniß, daß es mit vieler Sachkenntniß und in einem vortrefflichen Stil geschrieben ist.

Entdeckung einer Insel im Stillen Meere.

Im Frühling dieses Jahrs wurde die ganze peruanische Küste von ungewöhnlich heftigen und andauernden Erdstößen heimgesucht. Als dann im Juli Wilhelm Fischer, Capitän der chilenischen Brigantine Tubalcain, von Tome nach Arica fuhr, wurde er am 23. des Monats durch den Anblick einer Küste überrascht, die sich im Osten über 15 bis 20 Seemeilen (60 auf den Grad) ausdehnte. Der Mittelpunkt derselben lag unter 31 Grad 40 Minuten südlicher Breite. Der Morgen war ungemein hell, so daß die Küste von Chile in einer Entfernung von mindestens 60 Seemeilen wahrgenommen werden konnte. Die ganze Mannschaft sah deutlich, daß das neu entdeckte Land eine Insel sei und eine große weiße Masse bilde. Da man sie bis fünf Uhr Nachmittags im Gesicht behielt, so konnte man sich von ihrer Gestalt näher überzeugen. Sie schien in der Richtung von Süden nach Norden eine Breite von 15 Seemeilen zu haben und ihre hervorragendsten Punkte erhoben sich 200 bis 250 Fuß über das Meer. Gegen Norden hatte die Insel eine ganz eigenthümliche Form, etwa wie eine umgelegte spanische Mütze. Daß sie neu entstanden ist, unterliegt keinem Zweifel, denn andern Falls mußten die von Coquimbo nach Valparaiso segelnden Schiffe, auf deren Wege sie liegt, wie die Bewohner der peruanischen Küste, die nur 85 Seemeilen entfernt ist, sie längst wahrgenommen haben. Jedenfalls ist sie während der Erdbeben dieses Jahrs aus dem Meere gehoben worden.

Die Karawanenstraßen im innern Asien.

Daß Rußland bei seinen Fortschritten in Turkestan seinem bereits unermeßlichen Gebiete Zehntausende von Geviertmeilen hinzufügt, hat bei Weitem nicht so viel zu sagen, als daß es in den Besitz der sämmtlichen Karawanenstraßen der Steppen gekommen ist. Jener Länderzuwachs ist an sich ein unfruchtbarer, denn er umschließt große Gebirge und große Wüsten, die zur Cultur unfähig sind, und die Gewohnheiten der dort lebenden Völker sind der Art, daß sich von ihnen nichts für den Aufschwung der neuen Gebiete erwarten läßt. Hofft Radde (siehe dessen Aufsatz bei Petermann, X, 390) selbst von dem russischen Daurien nichts, wenn ihm nicht von Außen eine Bevölkerung zufließt, welche die Begriffe Speculation, Fortschritt, Ackerbau und Arbeit richtig auffaßt, so müssen wir von den Ländern der Turkmanen, Kirgisen und Kalkas noch geringere Voraussetzungen hegen. Vorläufig liegt ihre Wichtigkeit, von ihren etwaigen Schätzen an Blei, Kupfer, Silber und Halb-

edelsteinen abgesehen, in ihren Straßen. Folgende führen aus Rußland durch die neuen Gebiete nach den jenseitigen Ländern:

Dauer der Reise: Von Orenburg nach Khiwa 25 bis 30 Tage, von Orenburg nach Bokhara 60 Tage, von Troitsk nach Bokhara 60 bis 65 Tage, von Petropaulowsk nach Bokhara 65 bis 70 Tage, von Semipalatinsk nach Taschkend 50 bis 55 Tage, von Semipalatinsk nach Kokand 70 Tage, von Semipalatinsk nach Tschautaschack (China) 14 Tage, von Semipalatinsk nach Kuldscha (China) 30 Tage.

Durch den Handel, der sich nach diesen Straßen zieht, gewinnt die Zukunft des russischen Centralasiens ein helleres Aussehen. Welche Vortheile daraus entstehen, erhellt aus der bezeichnenden Thatsache, daß die Stadt und Festung Kopal, eine ganz neue russische Schöpfung in der Nähe von Kuldscha, bereits von 11,000 Menschen bewohnt wird. Viele tatarische Kaufleute haben sich nach dem Orte gezogen und treiben einen gewinnreichen Handel mit den umherziehenden Stämmen und mit den Chinesen. Vierundvierzig deutsche Meilen südwestlich von Kopal liegt am Almati oder Apfelflusse Vernoje. Auch diese Stadt hebt sich, obgleich die russischen Prophezeiungen, daß Vernoje in kurzer Zeit ein großer Fabrikort werden und die asiatische Baumwolle von Kirgisen massenhaft verspinnen lassen werde, nicht in Erfüllung gegangen sind. Ganz ungestört kann der russische Steppenhandel übrigens nicht betrieben werden. Bald nach der Gründung von Kopal sammelten die benachbarten Bergkirgisen ein Heer von 7000 Mann und machten einen Angriff. Der russische Befehlshaber schickte ihnen Geschütze entgegen, deren Wirkung den Kirgisen einen solchen Schreck einjagte, daß sie flohen und sich dem Kaiser unterwarfen. In diesem Jahre haben sie abermals das Glück des Kriegs versucht und sich mit den Kokandern verbündet. Die Folge ist ein russischer Einfall in Kokand gewesen, durch den bis jetzt zwei der dortigen „Festungen," Tolmak und Pischpek, den russischen Besitzungen hinzugefügt worden sind.

Die Felsentempel auf Ceylon.

Die liebliche Zimmtinsel enthält viele Reste einer älteren, höheren Cultur, unter denen die Grottentempel des Dambulgalla's (Tempelbergs) gewöhnlich am höchsten gestellt werden. Ludwig Schmarda, der sich in dem so eben erschienenen ersten Bande seiner ausgezeichneten „Reise um die Erde" (Braunschweig, Verlag von G. Westermann) hauptsächlich mit Ceylon beschäftigt, stimmt in das begeisterte Lob dieser Bauten nicht mit ein. Nach seinem Urtheile stehen sie nicht neben, oder wohl gar über den egyptischen Felsentempeln, sondern weit unter ihnen. Sie liegen an der Südseite und etwa auf der halben Höhe eines fast kahlen Berges. Man hat zu ihnen natürliche Höhlen benutzt und die überhängenden Gneißplatten vorn durch eine Mauer gestützt, in der Thüren und Fenster angebracht sind. Die Wände sind bunt bemalt und Buddhabilder in schlafender, stehender und sitzender Stellung bilden den Hauptschmuck. Diese Buddhafiguren sind von verschiedener Größe, die kleinste jedoch nicht unter Lebensgröße und die schlafenden Buddha's alle kolossal. In dem größten der vier Tempel sieht man mehr als fünfzig Buddha's und außerdem noch die Bilder mehrerer Könige, welche durch ihre Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit die Ehre, in den ältesten Tempeln abgebildet zu werden, erworben haben. Die mythologischen und geschichtlichen Gemälde, die in roher Zeichnung und mit greller schlechter Wasserfarbe ausgeführt sind, bleiben dem Beschauer unverständlich. Eine Ausnahme macht eine in culturgeschichtlicher Beziehung höchst interessante Darstellung, die größte von allen, die sich mit der Landung der ersten Eroberer auf Ceylon beschäftigt.

Von einer Schaar jüngerer Priester begleitet, erstieg Schmarda die Kuppe des Tempelberges. Die Aussicht von der Höhe ist groß und weit. Im Westen sieht man die Provinz der Sieben Korles, im Süden die Berge des centralen Bergstocks, im Norden dehnt sich eine ungeheure grüne Waldfläche aus, überragt von dem prismatischen Felsen von Sigiri, der sich wie ein hoher Wartthurm in scharfen Umrissen am Himmel abzeichnet. In dieser unermeßlichen waldbedeckten Ebene hausen wilde Thiere, namentlich Elephanten und Leoparden, in großer Anzahl. Am Fuße des Berges liegt das Kloster, dessen Priester den Gottesdienst in den Tempeln verrichten. Die singhalesische Frömmigkeit hat dieses Kloster mit bedeutenden liegenden Gründen ausgestattet.

Die Neuseeländer.

Im Jahre 1858 wurde eine sorgfältige Zählung der Eingeborenen Neuseelands vor-

genommen und die Zahl derselben zu 31,667 Männern und 56,099 Frauen, also im Ganzen zu 87,766 Köpfen ermittelt. Daß früher weit mehr Eingeborene die Doppelinsel bewohnt haben, ist gewiß. Man nimmt an, daß sie von 1811 bis 1844 um 13 und von da bis 1854 um beinahe 20 Procent sich vermindert haben. Diese starke Bevölkerungsabnahme gilt Vielen für ein unlösliches Problem. Die Ursachen, welche anderswo in mörderischer Weise gewirkt haben, sind auf Neuseeland gar nicht oder im schwächsten Grade vorhanden. Die Blattern sind unbekannt, der Branntweinverbrauch hat abgenommen, Kämpfe gehören zu den Seltenheiten. Auf der andern Seite zeichnen sich die Maorifrauen durch ihre Fruchtbarkeit aus; Familien mit zehn bis dreizehn Kindern sind keineswegs selten. Die Maori selbst schreiben ihre zunehmende Sterblichkeit der Annahme der europäischen Kleidung zu. Sie seien früher abgehärtet gewesen, sagen sie, und jetzt wirke jeder Witterungswechsel auf sie ein. Die eigentlich zerstörende Einwirkung ist jedoch nicht hierin, sondern in der Annahme einer durchaus ungesunden Nahrung zu suchen. Seit 1830 besteht die Lieblingsspeise der Maori in Korn, das durch beständiges Begießen mit Wasser in einen Zustand fauliger Gährung versetzt worden ist. Stoffe im Zustande der Zersetzung müssen, wenn sie lange genossen werden, die Gesundheit untergraben. Wir sehen wirklich, daß die Neuseeländer seit 1830 sehr geschwächt worden sind, namentlich durchweg an Scrofeln leiden, und daß sie selten von einer Krankheit genesen.

Melbourne.

Vor wenigen Jahren bestand die Hauptstadt des südaustralischen Goldlandes zum großen Theil aus temporären Gebäuden, Hütten, Schuppen und bloßen Zelten, welche dazu bestimmt waren, den einströmenden Goldgräbern einen vorübergehenden Aufenthalt zu gewähren. Jetzt sind schöne steinerne Gebäude an deren Stelle getreten. Die Regierung und die verschiedenen Bankgesellschaften entwickeln eine große Thätigkeit im Bauen. Von der Regierung rühren mehrere Prachtbauten her, zwei Gebäude für das Parlament der Colonie Victoria, eine Druckerei, ein Posthaus und ein Statthaltereigebäude. Die Häuser, welche die Banken errichtet haben, würden selbst London Ehre machen. Für die Wissenschaft geschieht viel. Melbourne besitzt bereits eine große Büchersammlung, die in einem eigenen schönen Gebäude untergebracht ist. Auch eine Sternwarte, deren Arbeiten Professor Neumayer leitet, ist vorhanden. Die Beamten derselben beschäftigen sich energisch mit den verschiedenen Erscheinungen des Erdmagnetismus. Die Universität von Melbourne, die in voller Thätigkeit ist, liegt in geringer Entfernung von der Stadt und besitzt ein sehr werthvolles naturhistorisches Museum.

Die Heugelin-Expedition.

Die Heugelin-Expedition nach Innerafrika, zur Aufhellung der Schicksale Eduard Vogel's und zur Vollendung seines Forschungswerkes wird Ende dieses Jahres von Chartum aufbrechen, und ihr Resultat wird hauptsächlich von den pecuniären Mitteln abhängen, welche die deutsche Nation bietet, um gegen einen edlen deutschen Forscher oder dessen Manen eine ähnliche heilige Pflicht zu erfüllen, wie sie die große britische Nation erst neuerlich gegen Sir John Franklin und seine Schicksalsgenossen in so hochherziger Weise erfüllte. Gegenwärtig ist kaum der fünfte Theil der für die Dauer der auf vier Jahre projectirten Expedition benöthigten Geldmittel eingegangen, obschon manche bedeutende Beträge geflossen und aus allen Gauen Deutschlands Zeichen der Theilnahme kund wurden. Man bedarf mindestens 15- bis 20,000 Thaler. Mit dieser Summe, unterstützt durch die Begeisterung, die Kenntnisse und die allen Strapatzen trotzende, an das afrikanische Klima bereits gewöhnte Körperbeschaffenheit Heugelin's, dürfte mancher wichtige Erfolg für Humanität und Wissenschaft erzielt werden. Möge Jeder daran denken, daß das Unternehmen eine deutsche, nationale Sache ist, und daß auch die Wissenschaft ein Recht hat, von ihren Jüngern und Bekennern einen Peterspfennig zu fordern, der verausgabt werden soll, um mit den Waffen der Wissenschaft, mit der Bussole und dem Sextanten ein Territorium geistig zu erobern, auf dem ein kühner deutscher Gelehrter aus Liebe zur Forschung den Tod gefunden hat.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 52. Januar 1861.



Annina.

Novelle von Paul Heyse.

Es ist nur ein Abenteuer, was ich erzählen will, eines, dessen Knoten sich leicht und leichtsinnig schürzte, um plötzlich von der scharfen Sichel des Todes durchschnitten zu werden. Es wird nicht an Solchen fehlen, denen dieser Schnitt zu jäh und heftig durchs Herz geht. Diese werden darüber klagen, daß die poetische Gerechtigkeit fehle, daß sie von einem solchen Schicksale ohne Versöhnung scheiden müssen. Mir aber scheint, daß der Tod, wenn er Jugend und Schönheit hinrafft, selbst zum Dichter wird, der das Vollkommene in unserm Andenken verewigt und das Liebenswürdige vor dem Raub der Zeit beschützt. Das Leben ist roh und gewaltsam. Ueber kurz oder lang zwingt es auch die zarteste Gestalt unter das harte Joch der irdischen Noth und Nothwehr. Der Tod, wenn er an die Jugend herantritt, lüftet ihr nur die Flügel, ehe sie geknickt werden. Wer sich nicht damit versöhnen kann, daß der Sturm im Frühling Blüthen zu Tausenden von den Bäumen reißt, ehe sie Frucht angesetzt, der lasse diese Geschichte ungelesen.

Sie führt uns nach Rom, wo an einem sonnigen Nachmittage in der Mitte Octobers ein junger deutscher Maler die spanische Treppe zum ersten Male hinaufstieg und seine Schritte und die seines kleinen Hundes, den er an der Schnur führte, den Gartenanlagen auf der Höhe des Pinciohügels zulenkte. Erst gestern war er angekommen, hatte den Rest des Tages dazu benutzt, ein möglichst bescheidenes Obdach zu suchen, und war mit dem frühesten Morgen ausgegangen, wohin ihn die vielen hundert Meilen weit sein Herz gezogen hatte, zu den Stanzen Rafael's im Vatican und zur Decke der Sistina. Als er um Mittag auf den Platz vor St. Peter hinaustrat, war ihm schwindlig in Haupt und Herzen. Er setzte sich in den Schatten des einen der beiden großen Springbrunnen und ließ die Wolke des feuchten Sprühnebels über seine blonden Haare wehen. Nach und nach waren die letzten Besucher des Vatican zu Fuß oder zu Wagen aus dem ungeheuren Ringe der Colonnaden verschwunden, und der Einsame saß noch immer und spürte es nicht, daß sein dünnes Röckchen völlig durchnäßt wurde und aus seinen Locken große Tropfen auf die Steinplatten niederfielen. In ihm brannte das Nachgefühl dessen, was er gesehen hatte, mit einer großen, stillen Flamme fort und verzehrte alles gröbere irdische Empfinden.

Erst sein Hund störte ihn auf, den er

am Morgen einem freundlichen alten Schneider in einem der nächsten Häuser in Verwahrung gegeben hatte. Dem Thiere war die Zeit länger geworden als seinem Herrn. Es hatte sich endlich durch einen kecken Ruck an seinem Stricke und einen Sprung zum Fenster hinaus befreit, und kam nun mit hellem Gewinsel auf den Jüngling zugesprungen. Dieser liebkoste ihn und erhob sich, nun erst inne werdend, daß sein Staubbad ihm gründlich an die Haut gegangen war.

Die Sonne, die hoch herabsengte, trocknete ihn bald und erinnerte ihn jetzt, daß es Mittagszeit war. Er seufzte, während er an den mancherlei Buden und Läden mit Eßwaaren vorüberging, nicht so sehr um seinetwillen, als wegen seines treuen Reisegefährten, der mager und verschämt die schönen rothen Schinken und Wurstguirlanden beim Pizzicarol betrachtete. Der Jüngling war seit Florenz, wo er das letzte Goldstück wechseln mußte, an den Hunger bereits gewöhnt und hatte, wenn er auf der beschwerlichen Fußwanderung seine Seele an Linien und Farben der wechselnden Landschaft weidete, sich willig mit einem Stück Brot und einigen Feigen begnügt. Aber am reichen Tische der Schönheit, an dem sein Herr schwelgte, fand der thierische Trieb des armen Hundes nicht seine Rechnung. Er fühlte freilich, daß es schmale Zeiten waren, und fern war es von seiner treuen Seele, durch selbstsüchtiges Murren sich gegen das Schicksal aufzulehnen. Als aber die ganze Stadt durchwandert war, ohne daß sie irgendwo einkehrten, ward es ihm sauer, die spanische Treppe hinaufzuklimmen, deren heiße Stufen ihm die Füße verbrannten. „Sei ruhig, Wackerlos," sprach sein Herr ihm zu, der seine Gemüthsstimmung wohl begriff; „wir werden heute nicht wieder hungrig zu Bette gehen. Wenn wir in unser Quartier kommen zu Signora Pia, wo wir trotz unseres schäbigen Aufzugs Credit haben, lass' ich Dir aus dem Laden gegenüber eine jener schönen Würste holen, mit denen Du schon zum Frühstück geliebäugelt hast. Nur noch ein wenig bezähme Deine Begierden, armer Bursche, denn wir sind in Rom, mußt Du wissen, wo schon ganz andere Ehrenmänner mit Freuden gehungert haben, wenn ihnen nur die Sonne Rafael's auf den leeren Teller schien.

Er streichelte im Weiterschlendern den Kopf des Thieres, ward aber doch in sich gekehrt, als ihm der gute Gesell mit einer heißen, trocknen Zunge die Hand leckte. Daß es nicht lange so fort gehen könne, leuchtete ihm bei all seiner goldnen Sorglosigkeit ein. Von Hause, wo er gegen den Willen seines Vaters mit einer kümmerlich zusammengesparten Baarschaft weggegangen war, hatte er nichts zu erwarten. Unter seinen Landsleuten in der großen Herberge aller Nationen kannte er Niemand und wäre zu stolz gewesen, eine fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Nun hatte zwar gestern schon seine Wirthin, die gleich beim ersten Blicke eine starke Vorliebe für seinen kindlichen Lockenkopf gezeigt hatte, ihr Bild bei ihm bestellen wollen, für ihren Mann, Sandro Carpacci, der seit zwei Jahren im Bagno steckte, eines kleinen Messerstiches wegen. Aber der Zug von Zärtlichkeit in dem plumpen, von den Blattern zerrissenen Gesicht der Strohwittwe stieß ihn unsäglich ab. Und heut, wo seine Seele voll war von dem Höchsten, was der Genius der Schönheit durch eine benedeite Menschenhand offenbart hat, schwur er sich's feierlich zu, lieber sich mit seinem Hündchen vom Tarpejischen Felsen hinabzustürzen, als zu dieser Sünde gegen den Geist seiner großen Vorfahren die Hand zu bieten.

Während er so an einer der steinernen Brustwehren lehnte und der Reihe nach die Motive zu Bildern, die ihm auf der Reise eingefallen waren, für unzulänglich befand, auch nur den Saum am Gewande von Michel Angelo's Delphischer Sibylle zu küssen, merkte er plötzlich, daß Wackerlos unruhig wurde und in ein scharfes, abgestoßenes Knurren ausbrach, ein Zeichen, daß er einen Feind in der Nähe witterte. Denn trotz seines ehrenrührigen Namens und seiner kleinen Figur besaß er eine streitbare Seele und band selbst mit Größeren seines Geschlechtes unaufgefordert an, wofür seine zerfetzten Ohren und manche schadhafte Stelle seines schwarzen Felles Zeugniß ablegen konnten. Selbst der Hunger dämpfte seine Keckheit nicht. Und als er jetzt die großen Augen einer gewaltigen Dogge auf sich gerichtet fühlte, gab er durch jenes kühne Knurren und ein eifriges Zerren am Stricke zu erkennen, daß es nicht an ihm liege, wenn man ungerauft aus einander ginge.

Auch die Dogge, obwohl sie keinen Laut von sich gab, schien geneigt, die Sache ernst zu nehmen. Sie wurde von einer jungen Römerin, die mit einer Freundin spazieren ging, an einer leichten Kette geführt, und hielt

jetzt ihrerseits die beiden Mädchen an derselben fest, da es ihr schimpflich däuchte, die Herausforderung völlig zu überhören. Auf einmal stieß sie ein entschlossenes, ingrimmiges Geheul aus und stürzte, ihre Herrin an der Kette mit sich fortreißend, auf den deutschen Händelsucher los, der alle Zähne zeigte und den Jüngling einige Schritte weit dem Feinde entgegenschleppte.

„Zurück, Rinaldo!" — „Ruhig, Wackerlos, ruhig!" rief das Mädchen drüben und der junge Mann hüben in demselben Augenblicke. Aber schon hatten sich die Kämpfer gepackt, der kleine Deutsche war dem schwerfälligen Römer an die Ohren gesprungen, dieser wendete den Kopf und drohte mit dem mächtigen Gebisse dem Feinde in die Flanke zu fahren; der Jüngling zog am Stricke, das Mädchen suchte die zarten Finger ängstlich aus der Kette zu lösen, die sie fester und fester einschnürte, und wer weiß, wie es abgelaufen wäre, wenn nicht, wie durch einen Zauber, ein Geist des Friedens in die Kämpfenden gefahren wäre; plötzlich ließen sie von einander ab, besahen und beschnüffelten sich mit großer Ehrerbietung und wechselten dann Zeichen des Einverständnisses, die nicht herzlicher hätten sein können. Rinaldo legte seine schwere gelbe Pfote nachdenklich auf Wackerlos' Rücken, Wackerlos leckte mit seiner heißen Zunge an dem breiten Messinghalsbande seines Freundes, und beide waren dergestalt in die neue Bekanntschaft vertieft, daß es unmöglich gewesen wäre, sie zu trennen.

Auch machte die junge Römerin nur schwache Anstalten dazu, und der junge Deutsche nicht die geringsten. Er sah immer nur auf das schöne Gesicht, das durch den lächerlichen Zufall ihm plötzlich aus der fremden Menge der Spaziergänger so nahe gerückt war und nun, in lieblicher Verwirrung glühend, seinen Blicken wohl oder übel still halten mußte. Sie trug einfache aber zierliche Kleider, einen großen Florentiner Strohhut, schwere goldene Ringe in den Ohren. Nun hatte sie dem Fremden das Gesicht halb abgewendet, so daß er den reinsten Umriß, eben aufgeblüht, die Fülle der schwarzen Flechten, das blasse Hälschen unter dem schwellenden Kinne und die unvergleichliche Schlankheit der jugendlichen Gestalt bewundern konnte.

Endlich fiel ihm ein, daß es doch wohl an ihm sei, das Eis zu brechen, da sie noch immer nicht die Augen vom Boden aufzuheben wagte. „Fräulein," sagte er in seinem besten Italienisch, „ich kann meinem ungezogenen Hündchen nicht böse sein, daß es Euch erschreckt und Euern Spaziergang wie ein Wegelagerer unterbrochen hat. Ich hätte ohne diese Einmischung der unvernünftigen Creatur weder die Gelegenheit noch das Herz gehabt, Euch anzureden. Wenn es Euch nicht mißfällt, möchte ich um die Gunst bitten, einige Schritte neben Euch gehen zu dürfen, zumal es grausam wäre, die junge Freundschaft dort," — er deutete auf die Hunde — „so früh wieder zu trennen."

Das Mädchen erwiederte kein Wort, sah ihn aber mit einem glänzenden Auge flüchtig an, ob sie seinem Gesichte trauen dürfe. Während sie noch zu überlegen schien, ergriff ihre Begleiterin, ein lebhaftes muthwilliges Geschöpf, das sich offenbar an der Verlegenheit der Beiden ergötzt hatte, das Wort und sagte rasch: „Was sollen wir machen, Annina? Die Herren sind ja in der Mehrzahl, Drei gegen uns Zwei. Wir müssen schon abwarten, wann es Rinaldo gefällig sein wird, uns nach Hause zu begleiten. Im schlimmsten Falle, wenn er sich von seinem neuen Freunde durchaus nicht trennen will, entzweien wir sie künstlich mit einem guten Bissen. Oder seid Ihr vielleicht musikalisch, Signor? denn mit einer Canzone kann man ihn jagen, und nun vollends mit einer deutschen."

„Gott sei Dank, daß ich nicht singen kann," sagte der Jüngling lachend, während die kleine Gesellschaft, die Hunde voran, sich in Bewegung setzte. „Aber woran merkt Ihr, daß ich ein Deutscher bin?"

„Nicht an Eurem Italienisch," erwiederte die kleine Schwätzerin rasch. „Aber an Euerm Rothwerden, als Ihr das erste Wort zu Annina spracht. Unsere jungen Herren sind damit nicht so leicht bei der Hand, die Nichtsnutzigen! Aber ich habe einmal einen Deutschen gekannt, der viel älter war als Ihr, und dennoch roth wurde, als er mir — wie alt seid Ihr eigentlich?"

„Zweiundzwanzig."

„Und wie heißt Ihr?"

„In Deutschland wurde ich Hans genannt. Aber seit ich in Italien bin, übersetze ich den alten Hans in einen neuen Giovanni, der mir viel besser gefällt."

Er sah zu Annina hinüber und bemerkte an der Bewegung ihrer stummen Lippen, daß sie sich im Stillen bemühte, den fremden Namen aussprechen zu lernen.

Dann gingen sie eine Weile schweigend neben einander her, in dem einsameren Theile des Gartens, wo sie von der Stadt nichts sahen, dagegen die Aussicht nach dem Sabinergebirge und der Campagna gewannen. Ein Balsam schwebte in der lauen Herbstluft, den sie alle mit langen Zügen tranken, und dabei, jeder auf seine Art, der wundersamen Fügung nachsannen, daß sie hier so vertraulich wie alte Bekannte mit einander sich des schönen Tages freuten. Im Kopfe der munteren Lalla jagte ein muthwilliger Gedanke den andern. Sie neigte den Sonnenschirm dergestalt gegen den Jüngling, daß er ihre Gesichter nicht sehen konnte, und flüsterte der Freundin allerlei geheimnißvolle Dinge in's Ohr, wobei sie selbst immer ausgelassener in's Kichern und Lachen gerieth, während Annina sich viel gesetzter betrug und offenbar ungehalten war, daß man dem Fremden nicht höflicher begegnete. Plötzlich wandte sich Lalla wieder zu diesem und fragte, ihn keck anblickend:

„Ihr habt ein Liebchen zu Hause gelassen, Signor Giovanni?"

„Das heiß' ich ehrlich gefragt," erwiederte Hans. „Und eben so ehrlich soll die Antwort sein: Nein!"

„Aber Ihr tragt einen Ring am Finger?"

„Ich habe ihn von meiner Mutter."

„Ei, das kann uns Jeder weißmachen wollen. Bei uns schenken die Mütter ihren Söhnen keine Ringe. Das überlassen sie Anderen."

„Meine Mutter schenkte ihn mir, als sie im Sterben lag. Ich soll ihn tragen, bis ich mich verlobe. Es wird wohl noch ein Weilchen dauern."

Wieder sah er zu Annina hinüber, die ernsthaft vor sich niederblickte. Er bemerkte jetzt erst einen Zug von schwermüthiger Zerstreutheit über ihren Brauen, etwas Leidsames, Träumerisches, das mit der zarten Jugendlichkeit des schönen Kindes nicht stimmen wollte. Er hätte viel darum gegeben, diese rothen Lippen lachen zu sehen. Und so fing er an, da Lalla durch seine ernsthafte Antwort stumm geworden war, von seiner Reise zu erzählen, wobei er sich nicht schonte und allerlei drollige Abenteuer zum Besten gab, die seine anfänglich geringe Kenntniß der Sprache, seine Arglosigkeit und die Gesellschaft seines Hündchens ihm zugezogen hatten. Dann, als die Stimmung sehr aufgethaut war, änderte er das Thema und sprach von der Schönheit des südlichen Landes und der Menschen, die es bewohnen. Lalla drängte ihn eifrig, zu sagen, wo ihm die Frauen am besten gefallen hätten. Er ließ sie alle die Musterung passiren, von den Lombardinnen, die seine Erwartungen freilich getäuscht hatten, bis zu jenem Schwesternpaare in Radicofani, das er beim Scheine des Herdfeuers noch in später Nacht in sein Buch gezeichnet halte. Da mußte er das Buch vorzeigen und sie blätterten lange darin, auf einer Bank am Rande des Hügels sitzend, während er vor ihnen stand und zu den einzelnen Gesichtern Ort und Namen nannte und die kühnen Listen erzählte, mit denen er sich oft ein paar flüchtige Linien hatte erobern müssen. Wackerlos lag indeß im Grase und schlief vor Mattigkeit, während Rinaldo neben ihm ruhte und seinen breiten Kopf bequem auf den Rücken des Freundes gelegt hatte. Aus der Ferne sangen die Vögel und im Hohlwege unten zog ein Kärrner vorbei, der sein Pferd mit Ritornellen zur Eile antrieb.

„Und hier in Rom?" fragte Lalla, als sie das letzte Blatt umgeschlagen hatte und das Buch nun auf Annina's Schooße ruhte.

„Ich bin erst gestern angekommen," erwiederte der Jüngling. „Doch bin ich schon einem Gesichte begegnet, das alle, die ich bisher gesehen, an Adel und Anmuth übertrifft. Wenn es mir so gut würde, nur einmal eine Stunde lang diese Züge studiren und nachzeichnen zu dürfen, wäre ich ein glücklicher Mensch."

Er sah dabei absichtlich von Annina weg, die eifrig in dem Skizzenbuche blätterte.

„Und kennt Ihr diesen Phönix von Schönheit bei Namen?" fragte die Muthwillige mit einem leidlich unschuldigen Gesichte. „Oder verrathet Ihr Eure Geheimnisse gewöhnlich nur durch Erröthen?"

„Was würde es mir helfen," sagte er mit klopfendem Herzen, „wenn ich den Namen ausspräche! Ich bin ihr dennoch ein Fremder, und wer weiß, ob ich sie jemals wiedersehe."

„Da habt Ihr Recht," erwiederte Lalla trocken. „Auch wäre es vielleicht für Euch Beide nicht heilsam, wenigstens für Euch. Denn von ihr wißt Ihr ja wohl nicht, ob sie nicht schon längst ihr Herz vergeben hat."

Annina stand plötzlich auf. „Lalla," sagte sie, „was haben wir gethan! Ich fühle es an der Luft, daß die Sonne untergehen will, und wir sind noch hier, da wir nur eine Stunde ausbleiben durften."

„So komm, Herzchen," erwiederte die Kleine und schlang Annina's Arm durch den ihren, während sie den Sonnenschirm wie eine Lanze einlegte, wir schlagen uns tapfer nach Hause durch, und ich nehm' es auf mich, dem Papa so viel Possen vorzumachen, daß er das Schelten vergißt, und daß selbst der Bär, Sor Beppe, aus einer Molltonart brummt. Gute Nacht, Signor 'Ans, und wenn Ihr Eurem Phönix wieder begegnet, grüßt ihn von mir, aber hütet Euch, sein Nest auszukundschaften, denn es möchten andere Vögel mit scharfen Augen und noch schärferen Klauen in der Nähe sein. Nicht wahr, Annina?"

Die Schöne, die vorhin bleich gewesen war, erglühte wieder bis unter die Augen. „Lebt wohl, Signor!" sagte sie leise und gab ihm zögernd ihre schmale, kühle Hand, um die er bat. „Fräulein," sagte er, „soll ich nicht hoffen, daß ich Euch wiedersehen werde?"

Sie schüttelte fast erschrocken den Kopf. „Nein, nein!" sagte sie rasch und wandte sich ab. Lalla machte ihm hinter ihrem Rücken ein Zeichen, das er nicht verstand, rief dann dem Hunde, der sich nur widerstrebend von seinem Freunde trennte, und so gingen sie ihres Weges, von dem Jüngling nur mit den Augen begleitet.

„Wir sind wieder allein, Wackerlos," sagte Hans und hob das müde Thier neben sich auf die Bank. „Da gehen sie hin und sagen: auf Nimmerwiedersehen! Für heute mag's sein. Aber morgen, wenn wir satt sind und ausgeschlafen haben, machen wir uns auf die Beine und durchsuchen jeden Winkel der Stadt, und es wäre eine ewige Schande für Dein ganzes Geschlecht, wenn Du diesen biedern Rinaldo nicht ausfindig machtest. O Wackerlos, wenn Du ihm auf die Spur kommst, sollst Du das seligste Hundeleben von der Welt führen, Salami frühstücken und Gallinacci zu Nacht essen, und mit Freund Rinaldo den geschlagenen Tag lang Morra spielen."

Das Hündchen blinzelte ihn sehnsüchtig an, kroch dann von der Bank herunter und bellte schwach, zum Zeichen, daß es um diesen Preis Willens sei, sich sogleich in Bewegung zu setzen. Nun stand die Sonne schon tief am Horizont und die Büsche umher waren in Feuer getaucht, während das ferne Gebirge durch violetten Duft herübersah und graue Schatten über die Wellenzüge der Campagna hinliefen. Ueber dem Auge des Malers, das sonst so begierig dem Aether seine Geheimnisse abzulernen strebte, lag es heut wie ein goldner Schleier, der ihm die Welt verbarg und sich nur lüftete, um den reizenden Umriß eines Mädchenkopfs und die räthselvollen Sterne zweier Augen durchschimmern zu lassen. Auch an der Brustwehr, von der herab sich die ganze Majestät der Stadt mit der Krone Sanct Peter's in Purpurflammen des Abends überschauen ließ, ging er zerstreut und ungerührt vorbei. Die Sinne weigerten sich. neue Wunder aufzunehmen. Ein Tag, der ihnen die Delphische Sibylle und die Blüthe römischer Jugend offenbart hatte — was hatte er ihnen noch zu bieten?

Als der Jüngling die schroffe Steintreppe zu seiner armseligen Wohnung hinaufgestiegen war und in die kahle Dachkammer eintrat, war es ihm ordentlich wohlthuend, die nackten, weißgetünchten Wände um sich zu haben. Er verhing den untern Theil des Fensters, der auf die Straße ging, und ließ nur die schräge Hälfte, die man des Oberlichts wegen in der Fläche des Dachs ausgebrochen hatte, unverhüllt, um von der ganzen Welt nur ein Stück Himmel in seine Einsamkeit blicken zu lassen. Bald aber trat die Wirthin ein, fragte mit zuthulicher Geschwätzigkeit nach seinen Befehlen und ließ sich nicht abhalten, nachdem sie Essen und Wein heraufgeschleppt hatte, ihn und selbst den Hund bei Tische zu bedienen. Denn sie hatte wohl gemerkt, daß Wackerlos viel bei seinem Herrn vermochte, und da sie zärtliche Absichten auf diesen hatte, schien es ihr klug, sich vor Allem der Protection des Dieners zu versichern. Also steckte sie ihm die besten Bissen eigenhändig in's Maul, lobte mit Hintansetzung der Wahrheit seine schöne Gestalt und wunderte sich einmal über das andere, wie viel Italienisch er schon verstehe. Hans, dem sie durch ihre unverblümte Zudringlichkeit überlästig war, konnte sie doch nicht aus dem Zimmer weisen. Denn von ihrem guten Willen hing es vorläufig ab, ob er Rom nur gesehen haben sollte, um darin zu sterben. Nur dem erneuerten Antrag, ihr Bildniß zu malen, wich er wiederum aus, mit allerlei Vorwänden, die er in wachsendem innern Abscheu zusammenfabelte. Dann schützte er Müdigkeit vor und riegelte sich, ehe er zu Bette ging, sorgfältig ein, nachdem er zum Ueberfluß den Tisch vor die Thür geschoben hatte.

Die Tage des Octobers, die nun folgten, waren zu gleichen Theilen getheilt zwischen dem Vatican und der Stadt, zwischen Rafael und Annina. Nur daß er den Einen mit Augen sah, und dem Bilde der Andern vergebens nachirrte. Bald stand es bei ihm fest: nicht das Geringste werde ihm glücken, ehe er das Mädchen wiedergesehen. Denn wenn er in seiner Dachkammer saß und arbeiten wollte, ertappte er sich stets darauf, daß er auf die leere Wand starrte. Dann pfiff er seinem Hündchen und wanderte auf's Gerathewohl in die Stadt hinein, bis die Nacht kam und die letzten Beterinnen aus den Kirchen, die letzten Müssiggänger aus den Straßen verschwanden. Traurig suchte er dann seinen Rückweg, und selbst das Gespräch mit Wackerlos, seinem Vertrauten, gerieth in's Stocken. Es trat überhaupt eine gewisse Kühle zwischen den Kameraden ein, seit der Hund die Hoffnungen, die sein Herr auf seine Spürkraft gesetzt hatte, so schmählich betrog. Es hatte sich ereignet, daß Wackerlos eines Tags mit freudigem Bellen auf einen derben Fleischerhund zusprang, in welchem er offenbar Rinaldo zu erkennen glaubte. Dem guten Hans schlug das Herz bis in den Hals hinauf; nur einen Moment. Denn im nächsten erkannte er die frevelhafte Verirrung des Instincts und verließ sich seitdem mehr auf das Schicksal, als auf die Hilfe irgend eines Sterblichen.

So verging der ganze October, und am Nachmittag des letzten im Monat schlenderte unser Freund bekümmerten Herzens zu einem der Thore hinaus, von Wackerlos begleitet, der ihm aber weniger Trost gewährte als je, weil er von der Jagd auf Eidechsen und Feldmäuse völlig in Anspruch genommen war. Plötzlich aber stand das Hündchen mitten auf der Straße still, hob die Nase und den rechten Vorderfuß in die Höhe, und stürzte dann wie besessen in die offene Thür einer kleinen Schenke, die hier einsam an der öden Straße stand und Hans durchaus nicht einladend erschien, seinen letzten Paul dort nach Wein zu schicken. Unwillig rief er den Hund zurück und blieb an der Thür stehen. Der dunkle Hausgang der Vigne öffnete sich in einen kahlen Hof mit Bäumen und Bänken bepflanzt, wo nur ein paar Carretieri hinter der Flasche saßen. Und doch war es der letzte Octobertag, wo bei heiterm Himmel sonst die Gärten um Rom von Tanz und Getümmel schwirren und sausen. Hier klang nur ein einzelnes Tamburin. Aber wie ein Blitz schlug es bei dem Jüngling ein, als er auf einmal die helle Stimme seines Wackerlos von einer rauhern begleiten hörte. Das war der Baß des lang vermißten Rinaldo, und wahrhaftig, da führte Wackerlos den Wiedergefundenen im Triumph auf die Straße hinaus, da sie offenbar den Raum drinnen für ihre Freudensprünge zu enge fanden.

Im Sturmschritt durchmaß der Jüngling den Hausflur und trat bebend in den Garten. Eine große Weinlaube ganz im Hintergrunde fiel ihm sogleich in's Auge. Von dorther erscholl das Tamburin, und dort hinter den Ranken sah er eine helle Mädchengestalt sich hin- und herdrehen in einem hastigen Zirkeltanz. Die das Tamburin schlug, saß dicht am Eingang. Sie wandte ein wenig das Haupt, mehr brauchte er nicht zu sehen.

Der frohe Schrecken schlug ihm dergestalt in die Glieder, daß er sich auf die nächste Bank niederließ. Der Wirth brachte ihm Wein und Brot und stellte einen Teller mit Oliven vor ihn hin. Er ließ Alles unberührt und bohrte unverwandt seine Blicke durch die Laubengitter in den helldunkeln innern Raum. Bald hatte er in der Tänzerin, die ihre Tanzlust wie ein Vogel im Käfig ausließ, seine Freundin Lalla erkannt. Und der Alte mit dem soldatischen Knebelbart und dem tiefen Hieb über das linke Auge war offenbar der Vater. Aber der Andere, der nahe bei Annina saß und ihr dann und wann etwas in's Ohr sagte, wer konnte es sein, als der Bär, Sor Beppe? Seine breite, ungeschlachte Gestalt, auf der ein halb mürrisches, halb gutmüthiges Birnenhaupt ohne jede Spur eines Halses aufsaß, rechtfertigte den Namen allerdings, obwohl der Bär sich in zierliche, geleckte Kleider gesteckt hatte, und einen Granatenzweig im Knopfloch trug. Was mochte er dem Mädchen in's Ohr zu flüstern haben? Es schien ihr nicht sehr an die Seele zu bringen. Wenigstens sah sie ohne eine Miene zu verziehen in ihren Schooß und schlug mechanisch wie im Traum die kleine Schellenpauke, bis Lalla rief, daß es genug sei. Sor Beppe klatschte verbindlich in die Hände; offenbar war es seine Schuld, daß man sich in diese entlegene Vigne zurückgezogen und selbst hier vor dem wenigen Publicum in die Laube versteckt hatte. Denn als Lalla mit Tanzen inne hielt und nun

Annina aufforderte, mit ihr hinauszutreten, sah Hans deutlich, wie er es untersagte und sich breit vor den Eingang der Laube hinpflanzte. Er hatte freilich den Jüngling draußen längst wahrgenommen, der kein Auge von ihnen verwandte. Und jetzt fiel auch Lalla's Blick auf den wohlbekannten Fremden; sie neigte sich zu Annina herab und sprach leise mit ihr. War es Gleichgiltigkeit oder etwas anderes, daß sich das Mädchen nicht umwandte? — Es schien eine gespannte Stille unter den Vieren einzutreten, die vor Allen Sor Beppe unheimlich ward. „Du wirst so blaß, Annina," sagte er plötzlich. „Wenn der Vater sein Glas ausgetrunken, sollten wir wohl nach Hause aufbrechen, ehe die Nachtkühle eintritt. Wir können nun doch sagen, daß wir unsern October mit einer anständigen, unschuldigen Lustbarkeit beschlossen haben."

Ueber Lalla's Gesicht flog ein spöttisches Lächeln, das sie kaum bezwingen konnte. Still und blaß trat Annina aus der Laube, ihren Vater führend, der offenbar dem Wein zu tapfer zugesprochen hatte. Ihren andern Arm hatte Sor Beppe ergriffen und sorgte dafür, daß er im Vorübergehen an dem Tische des Jünglings mit seiner breiten Figur das schlanke Kind völlig verdeckte. Hinter den Dreien kam die muthwillige Lalla, die durch ein verstohlenes Achselzucken andeutete, daß sie sich aus freien Stücken diese Gesellschaft und diesen Ort wahrlich nicht ausgesucht haben würde. Dann legte sie den Finger auf den Mund und machte eine flehentliche Geberde, die Hans beschwor, zurückzubleiben. Ihn aber hätte die Posaune des jüngsten Gerichts nicht abgeschreckt, ihren Spuren zu folgen. Doch hielt er sich in einer mäßigen Entfernung und war bemüht, den Verdacht einer geheimen Absicht von sich abzulenken, indem er öfters still stand, links und rechts die Gegend betrachtete, ja sogar sich stellte, als zeichne er einen flüchtigen Umriß in sein Skizzenbuch. Nur zu denken gab es ihm, weshalb auch die Freundin, die ihm doch nicht abhold war, so eifrig die Fortsetzung der Bekanntschaft zu verhüten strebte.

Er sollte noch diesen Abend darüber aufgeklärt werden. Denn als die Gesellschaft in einem anständigen Hause der Via Vittoria verschwunden war und der Jüngling an der verschlossenen Thür vorüber, mit dem letzten wüthenden Blick Sor Beppe's beladen, halb selig, halb verzweifelnd durch die dämmernden Gassen hinschritt, hörte er plötzlich eine halblaute Stimme hinter sich seinen Namen rufen. Mit trippelnden Füßen wie eine Bachstelze kam die kleine Lalla daher, winkte ihm mit den Augen, daß sie mit ihm zu reden habe, strich aber an ihm vorbei und zog ihn mit listigen Geberden sich nach, tiefer in die Stadt hinein, bis sie endlich unter den Säulen des Pantheons im schwarzen Schattenwinkel stehen blieb und ihn nahe heran kommen ließ.

„Signor 'Annes," sagte sie, indem sie den Finger drohend aufhob, „was habt Ihr uns für Geschichten gemacht! Haben wir uns Eure werthe Gesellschaft nicht deutlich genug verbeten, und nun hängt Ihr Euch doch an unsere Fersen, wie der Donner an den Blitz? Und was erreicht Ihr damit, als daß die arme Creatur, die Annina, von dem Bären nur tiefer in seine Höhle vergraben wird, daß er seine Tatzen nicht mehr wegziehen wird vom Riegel an der Thür, und so gefährlich durch's Haus brummt, daß der Kalk vor Schrecken von den Wänden fällt? Schämt Euch, daß Ihr einem armen Kinde, das aus der Noth um Gotteswillen eine Tugend machen muß, solch ein Gewicht an's Herz hängt. Accidente über Euren garstigen Hund, der all das dumme Zeug angezettelt hat!" — Und sie schlug, ernstlich aufgebracht, nach dem arglosen Thier, das vor dem Sonnenschirm befremdet die Flucht ergriff.

„Gute Lalla," erwiederte der Jüngling, „thut nur heute dem Burschen da nichts zu Leibe, da er mir endlich wieder zu Eurem Anblick verholfen hat."

„Zu meinem?" fragte sie spöttisch. „Aber was sollen die Flausen! Grade heraus, Herr: Ihr seid in Annina verliebt, aber sehr, sage ich Euch. Und das ist Eins. Und das Zweite ist, daß Ihr Euch die ganze Annina, so schön und gut und süß sie ist, aus dem Sinne schlagen müßt und hier in meine Hand geloben, ihr grade so eifrig aus dem Wege zu gehen, wie Ihr bis heute ihr nachgelaufen sein mögt. Denn ich leid' es nicht," sagte sie mit sehr entschiedenem Tone, „ich leid' es durchaus nicht, daß Ihr das arme Ding nun auch noch zu quälen anfangt, da bereits so viele Menschen dies christliche Geschäft betreiben."

„Lalla!" rief er in höchster Bewegung, „was heißt das? Ist es wahr, daß der plumpe Gesell seine Augen zu dem Engel aufhebt? Ist es denn möglich?"

„Bah!“ sagte sie, „der plumpe Gesell hat einen Geldsack, grade so plump und rund, wie er selbst, und wäre übrigens gar nicht so schlimm, wenn die Welt eine wüste Insel wäre, und Annina und Sor Beppe die einzigen Menschen darauf. Auch in Rom nähme ihn noch Manche um's halbe Geld; nur grade meine Annuccia nicht, die einen wundersam apparten Geschmack hat. Ich kann es Euch nicht besser beweisen, als wenn ich Euch verrathe, daß die Thörin mehr als billig an Euch Gefallen gefunden hat, der Ihr doch wie ein David gegen den Goliath Sor Beppe aussehr und Eurem Röckchen nach mehr im Kopfe als in der Tasche habt.“

„Sie hat es Dir gesagt, Lalla, daß sie mich im Sinn behalten hat?“

„Gesagt? Ei, da kennt Ihr sie schlecht. Aber ich kenne sie desto besser. Und darum nochmals, ich leid's nicht, daß Ihr sie nur ein einziges Mal wiederseht. Denn dem Bären ist sie in den Tatzen, und alle Heiligen könnten sie nicht herausreißen, eher würde er sie zerquetschen wie eine Honigwabe. Die Geschichte ist schon zu alt, und der Papa zu vernarrt in den lieben Eidam, und die Mutter, die nie das Bett verläßt, zu sehr in der Hand der Pfaffen, die alle Sor Beppe's Geldsack lieber läuten hören, als die Glocke zur Frühmesse. Bester Sor Giovanni, wenn Ihr wirklich ein Herz habt — und so scheint es doch, da Ihr verliebt seid — so packt Eure Sachen und wandert aus Porta del Popolo weg, dahin von wo Ihr gekommen seid, und fangt Euch Tauben oder Nachtigallen, wo und so viel Ihr wollt, nur dem Phönix legt keine Leimruthen. Und dies sagt Euch Eure gute Freundin, die von den Mannspersonen gern das Schlimmste denkt, aber Euch zutraut, daß Ihr so ein Ding wie ein Gewissen unterm Rocke tragt. Habt Ihr verstanden? Gute Nacht, Signor!“

Damit ließ sie ihn unter den Säulen stehen und eilte fort, um noch vor der Nacht ihre Wohnung in Trastevere zu erreichen. Hans aber konnte sich nicht von der Stelle rühren, so heftig tobte ihm Weh und Wonne durch's Herz. Daß er sie in derselben Stunde für ewig verloren geben sollte, wo er sie wiedergefunden hatte, wo er erfuhr, daß sie ihn nicht vergessen, war ihm unmöglich zu denken. Aber wenn seine arme Seele eben tief in einem bodenlosen Meer von Seligkeit versinken wollte, sah er plötzlich ein Gebirge von schroffen Klippen rings umher in die Höhe wachsen und auf der höchsten Spitze die breite Cyklopengestalt Sor Beppe's, der höhnisch herniedergrinste und sich die fetten, beringten Hände rieb, über dem scheiternden Liebesglück eines armen Rivalen.

Noch eine Stunde lang schritt er wie ein Unsinniger auf und ab, in hitzigen Selbstgesprächen, während Wackerlos mit hängenden Ohren neben ihm hinschlich. „Seelenverkäufer!“ wüthete er in sich hinein. „Da verhandeln sie das Kleinod an den Ersten Besten, der den Marktpreis zahlt. Für keinen König sollte es ihnen feil sein! Und wenn er es haben wird, wird er es in einen dumpfen Kasten verschließen und Niemand kann sich mehr daran freuen. Wie triumphirend der elende Mensch an mir vorüberging! O er hat Grund, stolz zu sein, daß sie ihm nicht entläuft, wenn er sie von Hunden begleiten läßt und sie höchstens einmal am Feiertag in die lichtscheueste Winkelschenke führt, damit er unter Gesindel und Bettlern noch den Liebenswürdigsten vorstellen möchte. Und dem soll ich sie nicht beneiden dürfen, und den nicht in seiner Ruhe stören? Und wenn er mit allen Pfaffen Roms und der Hölle im Bunde wäre, ich muß den Engel wiedersehen und aus ihrem eigenen Munde hören, ob ihr nicht mehr zu helfen ist, ob ich ihr nicht helfen kann!“

Als er sich dieses Ziel klar vorgezeichnet hatte, wurde er viel ruhiger und vergaß so ziemlich, daß er über die Mittel und Wege noch völlig im Dunkeln war. Es zog ihn in die Via Vittoria zurück, wo er bis Mitternacht ihrem Hause gegenüber auf einem Eckstein saß und sich mit den lieblichsten Gedanken an ihre Schönheit und Schwermuth hoffnungsvoll und sehnsüchtig unterhielt.

Aber freilich sah es am andern Tage, als ihn die bangen Sorgen frühzeitig weckten, mit der Hoffnung übel aus. Denn bei all seinem Künstlerleichtsinn wollte es unserm Freunde doch nicht gerathen scheinen, so gradezu der Geliebten das Haus überm Kopfe anzuzünden, nur um sie bei der Gelegenheit zu retten, zumal es nicht gewiß war, ob Sor Beppe ihm den Gefallen thun würde, in den Flammen umzukommen. Auf einem gradern, bürgerlichern Wege erblickte er wenig Heil. Zu dem alten Soldaten hinzugehen und ihn zu bitten, seine Tochter nicht zu vergeben, bis der Maler Hans ein berühmter Mann geworden wäre und in einer Carrosse mit vier Pferden um sie werben könne, ver-

sprach nur einen mittelmäßigen Erfolg. So blieb es denn die nächsten Tage bei windigen Luftschlössern, die der Jüngling auf den Wolken seiner Zukunft ausbaute, und das einzige Zweckmäßige, was er anfing, war, daß er seinen Widerwillen überwand und, freilich im halben Schlaf, das Bildniß der Madonna Pia zu malen begann, von Gold und Seide starrend, einen grünen Papagei wie einen Falken auf der Hand, das letzte Geschenk ihres Mannes vor dem verhängnißvollen Messerstich. Daneben entwarf er eine schöne Composition, Rebecca, welche den Eleazar am Brunnen tränkt. Das Mädchen sollte die Züge Annina's tragen, und in dem verschmachteten Reisenden, dem die fremde Liebliche das Labsal kredenzte, dachte er sich selbst darzustellen. Er hatte Recht behalten mit seinem Glauben, daß ihm wieder Alles glücken werde, wenn er Annina wiedergesehen. Das Porträt war in zwei Tagen zum Entsetzen ähnlich geworden; die Composition schritt mächtig vor, und wurde von einem Juden, der in den Ateliers der namenlosern jüngern Künstler herumspürte, auf den ersten Blick bestellt. Als dies sich eben ereignet hatte, rannte der Jüngling wie verwandelt in's Freie und schritt wohl ein Dutzend Mal mit frei emporgewandten Augen die Via Vittoria hinauf und hinab. Wäre ihm jetzt Sor Beppe begegnet, so hätte der Koloß ihm ausweichen müssen, oder er wäre erbarmungslos zu Boden gerannt worden.

Bei alledem war es ihm noch nicht geglückt, Annina wiederzusehen, obwohl er täglich ihr Haus umschlich. Die Jalousieen blieben streng verschlossen, wie in einem Harem des Morgenlandes. Nur dann und wann sah er den Vater in einem der Fenster liegen und eine kurze Thonpfeife rauchen. Der Alte stierte mit einem halb kindischen Lächeln auf die Straße und schien den Jüngling nicht zu beachten, selbst als dieser, in einer Anwandlung von Ehrfurcht vor dem Manne, der solch eine Tochter besaß, grüßend den Hut zog. In's Haus zu dringen oder sonst einen heimlichen Verkehr anzuknüpfen, war unmöglich. Denn auch die Nachbarn, vielleicht durch Sor Beppe gewonnen und besoldet, zeigten dem Fremden, der täglich zweimal die Straße passirte, ein wortkarges Mißtrauen. Nur das erreichte er, daß, wenn er vorbeikam und Wackerlos an den Ohren zauste, bis er zu heulen anfing, die wohlbekannte Baßstimme Rinaldo's im Innern des Hauses anschlug, aber kleinlaut, mit dem Tone eines Geschöpfes, das seine verlorene Freiheit beklagt.

So waren die ersten Wochen des Novembers vergangen und ein unerhört früher Winter hereingebrochen. Sturm und kalter Regen fegten durch die Gassen, die Römer saßen in ihre weiten Mäntel gehüllt Tage lang in den Kaffeehäusern, die Fremden froren bei den Kohlenbecken, oder erstickten im Rauch, den der Sturm durch die Kamine in die Zimmer zurückpeitschte, und Niemand mochte sich ohne Noth auf die unwirthliche Straße wagen. Nur unser Freund, dessen schlechte Dachwohnung nicht zu erwärmen war, wanderte, obwohl er seinen Mantel schon in Florenz zurückgelassen hatte, getreulich nach wie vor seinen täglichen Gang durch die Via Vittoria, allerdings in einer Gemüthsstimmung, die mit jedem Regentage trost- und muthloser ward. Da begegnete es ihm eines Abends, als er im Portal von San Carlo einen Augenblick Schutz vor dem Unwetter suchte, daß eine tief verschleierte Gestalt mit raschen Schritten aus dem Innern der Kirche trat und, ohne sich vor der Wuth des Sturmes zu fürchten, sogleich einen großen grünen Regenschirm aufspannte, um ihren Weg anzutreten. Sie war so in Mantel und Tücher vermummt, daß von der Figur nicht das Geringste zu erkennen war. Und doch verrieth dem Jüngling der Tumult in seinem Herzen, daß ihn Annina's Kleid gestreift haben müsse. Unverzüglich schritt er ihr nach und erreichte sie, als sie eben stehen blieb, um ihren Schirm gegen die Windsbraut zu vertheidigen. Er sprach kein Wort, er griff mit bebender Hand nach dem Schirm und hielt ihn stark über ihrem Haupt. „Wir wollen um die Ecke biegen," sagte er dann leise, ohne sie anzusehen. „Wir sind dort geschützter vor dem Orkan. Kommt mit mir, Annina, um Gotteswillen, schlagt mir diese kurze Gunst nicht ab; wer weiß, ob ich Euch je wiedersehe."

Ihr Schleier hatte sich verschoben und er sah jetzt, da sie stumm unter dem Schirme neben ihm ging, daß sie noch bleicher war als sonst. Sie sah ihn mit bittenden Augen an wie ein hilfloses Kind. War es Absicht oder Verwirrung, daß er den Weg nach Via Vittoria nicht einschlug? Sie selbst schien es nicht zu bemerken. Sie ging wie im Traume, die großen Augen still und traurig in's Weite gerichtet, während er, nachdem sie

lange nur den Regen über ihren Häuptern hatten niederprasseln hören, plötzlich Sprache gewann und ihr Alles sagte, was ihm seit Wochen das Herz bedrückt hatte. Er verschwieg nichts, nicht seinen Haß auf Sor Beppe, nicht seinen festen Entschluß, auf Tod und Leben sie ihm abzukämpfen, nicht seine Armuth. Nur von seiner Liebe sprach er kaum und fragte nicht einmal nach der ihren, als wäre Beides über allen Zweifel weit erhaben. Auch gab sie kein Zeichen des Gegentheils. Er hatte ihre Hand gefaßt und drückte sie heftig, so oft er von seinem Feinde sprach und von seinen Qualen, daß er sie in solcher Knechtschaft sehen müsse. Sie entzog ihm die Hand nicht. Sie hätte ihm auch wohl die Lippen nicht versagt, wenn es ihm eingefallen wäre, sie zu küssen. Aber seine Gedanken waren in einem Aufruhr, daß die Sinne dagegen verstummten. „Annina," sagte er, „wir sind sehr unglücklich. Wie sehr müssen wir es sein, daß wir selbst diese vom Himmel uns geschenkte Stunde, wo wir uns haben dürfen, nicht froh genießen können. Ich sehe Dein liebes Gesicht, nach dem ich so lange von fern geschmachtet, nun so nah und fühle Deinen Athem wehen, und doch ist Alles in mir aufgewühlt von ohnmächtigem Grimm und Schmerz um Dich. Sprich ein Wort, Liebste; sage, ob Du selbst einen Trost zu finden weißt; sage vor Allem, daß ich nicht verzweifeln soll, und ich verspreche Dir, wie ein Mann mich zu fassen und die Hände nicht in den Schooß zu legen, und dann wird es gelingen und wir werden es mit der ganzen Hölle aufnehmen können."

Sie stand auf einmal still, als er dies gesagt hatte, und hielt seinen Arm sanft zurück. „Hans," sagte sie mit ihrer weichen umflorten Stimme und bemühte sich, den fremden Namen deutlich auszusprechen, „die Madonna ist gnädig, daß sie mir erlaubt, mein Herz gegen Euch auszuschütten. Denn es war zu voll, ich hätte es nicht lange vorm Zerspringen bewahren können. Wenn ich Euch Tag für Tag in gutem und bösem Wetter an unserm Hause vorbeigehen sah —"

„Du sahst mich?"

„Immer. Ich stand hinter der Jalousie und durfte sie nicht öffnen. Und wenn Ihr vorüber wart, meinte ich es nicht zu tragen, und daß mir wohler sein würde, wenn ich mich auf das Pflaster hinunterstürzte. Aber das wäre gottlos. O Giovanni, warum mußten wir uns begegnen? Ich war vorher wohl auch nicht froh, aber ich wußt' es nicht so deutlich, warum. Nun werd' ich es mein Lebtag wissen."

„Was sprichst Du?" sagte er leidenschaftlich. „Bist Du denn schon vor Gott und Menschen dem Ungeheuer überliefert? Kann denn nicht jeder Tag Dir Rettung bringen?"

„Nein," sagte sie. „Meine Eltern beide würden mich verfluchen, meine Mutter stürbe daran. Und wenn auch heut in dieser Stunde Sor Beppe Todes verbliche, was hilfe es uns? Ihr seid kein Christ, Ihr seid ein Lutheraner, sie gäben einem Solchen ihr Kind nimmermehr!"

„Annina!" rief er erschrocken. „Und Du, wenn Du frei wärest und auch nach den Eltern nicht zu fragen brauchtest —?"

„Ich würde die Madonna bitten, Euch einen Strahl der Gnade in's Herz zu senden. Aber das ist umsonst; ich weiß es gewiß, daß ich Sor Beppe's Frau werden muß, ich stürbe denn vorher. Und so müssen wir scheiden, Hans, es hilft nichts; es geschehen keine Wunder mehr."

„Mädchen, Du kannst es denken, kannst es sagen?" rief er außer sich und ließ ihre Hand fahren.

„Seid stark und gut," bat sie mit zitternder Stimme. „Was soll ich denn anfangen, wenn Ihr verzweifeln wollt? Ihr werdet nach Deutschland zurückkehren und Annina vergessen und den Ring Eurer Mutter einer Andern an den Finger stecken. Und ich, ich bleibe hier!"

Sie schwieg und kämpfte mit großer Mühe ihren Schmerz nieder. „Sehet," fuhr sie dann fort und sah ihm mit einem unbeschreiblichen Blick in die Augen, „Wunder geschehen nicht mehr, das ist wahr; aber es gibt noch Märtyrer auf Erden und viele trinken das theure Blut unseres Heilandes mit ihrem eigenen vermischt. Warum soll ich es besser haben? Weil ich noch so jung bin? So hab' ich länger Zeit, das Leiden zu lernen. Aber ehe es ganz Nacht für mich wird, will ich noch einmal Sonnenschein genossen haben. Ich habe mir was ausgedacht," fuhr sie leiser fort, und eine Röthe überflog ihr schönes Gesicht. „Ihr sagtet damals, daß Ihr gern mein Bildniß zeichnen wolltet. Ich habe mir überlegt, daß ich keine Sünde begehe, wenn ich Euch das erlaube. Und nun merkt wohl auf, wie wir es anstellen können, so daß Niemand davon erfährt. In drei Tagen reist mein Verlobter auf einige

Zeit fort, in Geschäften, bis nach Assisi. Dann noch zwei Tage, so haben wir Sonntag, wo ich früh in die Kirche gehe. Ich werde es so einrichten, daß mich Niemand begleitet, und dann komme ich in Eure Wohnung, Hans, und bleibe bei Euch, zwei, drei Stunden lang. Wir wollen dann recht von Herzen mit einander plaudern. Aber Eins müßt Ihr mir heilig versprechen: nichts von Liebe, nur wie alte Freunde, die sich von Kind auf kennen und sich gern einmal das Herz ausschütten. Zu Mittag geh' ich wieder, in meinem Schleier wird mich Niemand erkennen; denn wenn es Sor Beppe erführe, so ermordete er mich. Er ist nicht schlecht, glaubt es mir, aber er kennt sich nicht im Zorn und zum Rasen bringt ihn die Eifersucht. Und noch Eins: ein Bild von Euch hätt' ich gern, so klein, daß ich es in mein Meßbuch legen könnte. Wollt Ihr mir das zum Andenken verehren?"

„Annina," rief er, „ist es wahr? das willst Du für mich thun?"

„Ich will es," sagte sie mit ihrem holdesten Lächeln. „Ich habe es mir so fest vorgenommen, daß ich eher stürbe, als davon ließe. Ich wollte es in jedem Falle thun und hätte die Lalla gebeten, es Euch zu sagen. Nun durfte ich es Euch selber anvertrauen; das freut mich. Ich weiß, wo Ihr wohnt. Ich ging einmal durch Eure Straße, da sah Euer Hündchen zum Fenster hinaus. — Nicht wahr, Ihr werdet Wort halten und uns, wenn ich gehen muß, den Abschied nicht schwer machen?"

Er blieb die Antwort schuldig. Darauf nahm sie ihm den Schirm aus der Hand und sagte: „Lebt wohl! Ich gehe jetzt allein nach Haus. Und bis zum Sonntag bleibt aus der Via Vittoria weg. Wenn Verdacht entstünde und mein Gefängniß noch härter würde, so daß ich nicht zu Euch könnte, es wäre mein Tod. Lebt wohl, Hans! Auf Wiedersehen, einmal, und dann — vergessen für immer!"

Sie winkte mit den Augen und der zarten Hand unsäglich liebevoll zum Abschied und verließ ihn in dem leeren Flur des alten Palastes, wo sie ihr letztes Gespräch geführt hatten. Jetzt erst, da sie ihm entschwand, fühlte er das brennende Verlangen, ihr nachzustürzen und sie in die Arme zu pressen. Dann bezwang er sich, um das, was sie ihm zugesagt, nicht etwa durch seinen Ungestüm zu verscherzen.

Die halbe Nacht schloß er kein Auge, aber nicht mehr der Kummer hielt ihn wach, obwohl ihm alle Luftschlösser zertrümmert worden waren, sondern eine Freudenunruhe, die heimlich in ihm sang und klang, wie in seinen jüngsten Jahren, wenn er sich auf Weihnachten freute. Um sein Dachstübchen tobte der Novembersturm und stieß zudringlich gegen die klappernden Scheiben, und der Regen klirrte auf das obere Fenster, als würden Steine herabgeschüttet. Der Jüngling aber saß auf seinem Bette und sah in das trübe Flämmchen der Messinglampe, dem bei jedem Windstoß der Athem zu vergehen drohte. Erst heute erschrak er vor der Kahlheit der Wände und der Armseligkeit alles Geräths. Hier sollte sie eintreten, diesen wurmstichigen Armsessel mit dem verschossenen Ueberzug sollte er ihr anbieten, und an einem Schemel fehlte es, ihre Füße darauf zu setzen, an einem schönen Glas, ihr einen Trunk anzubieten; und wie verraucht war die Decke, wie nackt und voller Sprünge der Fliesenboden! Das mußte Alles anders werden, oder er hatte sich sein Lebtag zu schämen. Er fing noch in der Nacht an, ein wenig aufzuräumen, die Spinneweben aus den Winkeln zu kehren, seine wenigen Habseligkeiten, die bunt herumlagen, in den alten Wandschrank zu schließen, oder in eine gefällige Ordnung zu bringen. Darüber erlosch das Lämpchen und er mußte sich niederlegen. Nun horchte er auf das Unwetter mit heimlichem Frohlocken, daß es ihm und seiner Wonne nichts anhaben könne. Er erwartete ja über fünf Tagen den Frühling in seiner winterlichen Kammer und zweifelte nicht daran, daß dann aus den Ritzen des Steinbodens Veilchen und Rosen sprießen und in der Krone seines alten Himmelbettes eine Nachtigall ihr Nest bauen würde.

Unmerklich verloren sich seine überschwenglichen Gedanken in Träume, die von keinem Schatten getrübt waren. Er und sie waren immer ganz allein, bald im Garten einer der sonnigen Villen vor den Thoren Roms, bald auf dem windstillen Meere, und nur als sie eben in den Thurmknopf auf der Peterskuppel gestiegen waren und sich neben einander auf das eiserne Bänkchen gesetzt hatten, hörten sie unter sich Sor Beppe's Stimme, die schalt und brummte und ihnen nachzuklimmen drohte; aber sie fürchteten sich nicht, sie lachten heimlich zusammen, denn sie wußten ja, daß die Treppe, die hinaufführt, viel

zu enge ist, um eine Figur von Sor Beppe's Umfang durchzulassen.

Ganz früh aber am andern Morgen saß der Jüngling schon an der Staffelei und rührte sich vor Dunkelwerden nicht von der Stelle. Er genoß kaum einige Bissen, die ihm Signora Pia aufnöthigte, und eilte sich, sein Bild von Rebecca und Eleazar fertig zu bringen, was ihm aber doch erst am nächsten Vormittag gelang, da die Nacht so früh anbrach und ihm den Pinsel aus der Hand nahm. Beim Lichte aber ging er an ein anderes Werk, sein eignes Bildniß im Spiegel zu zeichnen, nur so groß, daß man es in der Hand verbergen konnte. Er sah jetzt zum ersten Male, wie er seit einem Jahre schärfere und reifere Züge bekommen hatte; freilich stand die Geschichte des letzten Jahres, Freuden und Leiden seiner einsamen Wanderung darauf zu lesen. An diesem Bildchen zeichnete er, bis ihn die Augen schmerzten, bei verschlossener Thür. Dann wachte er wiederum die Mitternacht in seinen Liebesgedanken heran, heute schon nicht mehr so leichtherzig, wie gestern.

Die volle Glückseligkeit überkam ihn erst wieder, als er am Abend des zweiten Tages sein Bild bei dem jüdischen Kunsthändler abgeliefert und außer einer neuen Bestellung eine ganz artige Rolle freilich etwas beschnittener Zechinen erhalten hatte. Seit vielen Monaten war er nicht Herr so großer Schätze gewesen, und schritt nun den Corso und die Via Condotti entlang mit der Miene eines Bräutigams, der ausgegangen ist, die Brautgeschenke zu kaufen. Jedoch kam es ihm seltsamer Weise nicht in den Sinn, unter den vielen Schmucksachen, geschnittenen Muscheln und Korallenschnitzwerk irgend etwas für Annina zu wählen. Wie sie ging und stand, war sie ihm das Kostbarste der ganzen Welt, und es wäre ihm lächerlich vorgekommen, mit elendem Gold oder Steinen sie schmücken zu wollen. Aber der Ort, den sie zu betreten verheißen hatte, sollte würdig werden, sie zu empfangen. Das Erste war, daß er einen schönen alterthümlichen Armsessel kaufte, dessen geschnitzte Rücklehne mit einer kleinen Krone verziert war. Dann suchte er einen ziemlich großen Teppich aus, den Fußboden zu bedecken, und beschloß mit zwei schöngeschliffenen Krystallbechern für heut seine Einkäufe. Madonna Pia staunte nicht wenig, als am andern Morgen diese Herrlichkeiten in das Dachstübchen ihres bisher so anspruchslosen Miethers hinaufgebracht wurden. Er aber beschwichtigte ihre Unruhe, ob er nicht etwa im Haupte verstört worden sei, durch die treuherzige Mittheilung, sein Bild habe so gefallen, daß er nun keinen Augenblick vor Besuchen der höchsten Herrschaften sicher sei, und er möchte doch gern, wenn unversehens die Prinzessin von Golkonda sein Studium zu besichtigen wünsche, ihr einen standesmäßigen Sessel anzubieten haben. „Ich habe es ja gesagt, Sor Giovanni," sprach das Weib mit aufgehobenen Händen, „in Euch steckt mehr als man denkt, und wenn das Glück Euch nur erst einmal mit meinen Augen ansieht, kann es Euch gar nicht fehlen."

So waren von den verhängnißvollen Tagen die beiden ersten glücklich verstrichen und es galt, mit den übrigen leidlich fertig zu werden, um dem Fieber der Erwartung nicht zu erliegen. „Heut früh ist er nun abgereist," sagte sich der Jüngling. „Wenn ich jetzt mich bei dem Hause blicken ließe, vielleicht stünde eine der Jalousieen halb offen!" — Dann besann er sich, daß sie ihn gebeten hatte, geduldig auszuharren und fern zu bleiben, und gelobte sich's von Neuem, durch Gehorsam sein Glück zu verdienen. Um die Stunden zu tödten, fing er an, auf der weißen Wand seines Zimmers mit Kohle eine große Landschaft zu entwerfen, einen prachtvollen Hain am Meere, wo in der Abendstille die Nymphen am Ufer tanzten und ein Hirt auf der Schalmei dazu blies. Ganz im Vordergrunde aber, an der Quelle, die zu Füßen der immergrünen Eiche entsprang, saß ein junges Paar Hand in Hand und hatte der ganzen Welt den Rücken gekehrt, um sich Eins in's Andere zu vertiefen. Als er die kahle Fläche so schön belebt sah, füllte er auch die übrigen nackten Stellen mit zierlichen Arabesken, in denen der Vogel Phönix eine große Rolle spielte, und hier und da eine breite häßliche Eule sich von einem Falken mißhandeln lassen mußte. So schuf er das dürftige Gemach zu einem phantastischen Märchenwinkel um, an dem er selbst seine Freude hatte, als er ihn nach vollbrachter Arbeit musterte. Nur Eines fehlte zum vollen Behagen, ein wenig Sonnenschein, der Licht und Wärme hineingoß. Der Dunst des Kohlenbeckens war unerträglich, und eine beklommene wollige Atmosphäre schwebte an der Decke hin und beengte die Brust. Wie dankbar blickte daher unser Freund, nach

einer Nacht, in der sich alle Stürme wie zum Untergange der Welt verschworen hatten, am Morgen des Sonnabends zum Himmel auf, der wieder blau und heiter war; wie begierig sog er durch das offene Fenster die Strahlen der hochwillkommenen Sonne ein, die in Kurzem ihre alte südliche Herrschaft mit voller Macht wieder ausübte! Nun verwendete er diesen letzten Tag zu den noch übrigen Vorbereitungen, und schleppte nach und nach Alles in seinem Stübchen zusammen, was er an köstlichen Früchten, ausgesuchtem Naschwerk und seltenen Leckerbissen auftreiben konnte. Auch für einige Fläschchen süßen Frascatanerweins sorgte er und baute auf seinem Tische ein reizendes Stillleben auf, zu dem er sich nicht schämen durfte, selbst die Fürstin von Golkonda einzuladen. Nachts, als der Mond hereinsah und in den Krystallgläsern blitzte und die Orangen, Feigen und großen Weintrauben versilberte und den Nymphentanz auf dem Wandbilde erleuchtete, däuchte es den Jüngling selbst einen Augenblick, als träume er einen Zaubertraum. Bald aber fiel ihm ein, wie rasch die ganze Herrlichkeit verschwinden werde, und eine tiefe Traurigkeit überfiel ihn. Sein Glück war nun so nah, und immer näher rückte auch die bitterliche Stunde, in der er dem Liebsten, was er hatte, für immer Valet geben sollte. Eine Weile versenkte er sich in das Vorgefühl dieser Schmerzen. Er sah Sor Beppe deutlich vor sich, mit einem grinsend schadenfrohen Gesichte, das ihm alles Blut in den Adern empörte. „Nein!“ rief er und ballte die Faust, „es darf nicht so enden, es wäre die niederträchtigste Feigheit, wenn ich es geschehen ließe, ohne nur eine Hand zu rühren, ohne das Aeußerste zu versuchen. Wir müssen fliehen, und müßten wir in einer wilden Höhle Schutz suchen und bei den Hirten der Campagne um ein Stück Brot betteln. Aber so schlimm steht es ja nicht. Habe ich nicht meine Kunst, die uns überall, wohin wir kommen, zu leben schaffen wird? Hat sie mir nicht bisher durchgeholfen, da ich ein Tagedieb war und die Hände in den Schooß legte? Und sollte mich jetzt im Stiche lassen, wo es gilt, diesem Engel die Wege weich und das Leben leicht zu machen? Ist es das erste Mal, daß eine Tochter aus dem Hause ihrer Eltern wegging und erst Jahre hernach wiederkam, sich ihren Segen zu holen?“

So redete er in stürmischer Aufregung vor sich hin, und je mehr er es überlegte, je natürlicher und nothwendiger schien ihm dieser Entschluß. Sein Blick fiel auf das Hündchen, das ahnungslos zu Füßen des Bettes schlief. Warum hätte die Vorsehung sich dieses verächtlichen Mittlers bedient, um zwei, die sich völlig fremd waren, zu einander zu führen, wenn nicht ein höherer Plan zur Rettung des armen Kindes im Hintergrunde stand? Und noch war ja nichts verloren. Besaß er doch von seinen Zechinen noch so viel, daß er mit seinem Schützling bis nach der Meeresküste gelangen konnte, wo sich das Weitere dann schon finden würde.

Als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen, legte er sich schlafen und schlief die ganze Nacht so fest, wie lange nicht. Denn auch der Zweifel beunruhigte ihn wenig, was Annina zu seinem Vorhaben sagen würde. Er traute es seiner Liebe schon zu, sie zu überreden. Und als ihn vollends die glänzendste Sonne weckte und über seinem Dache eine Menge Vögel sangen, sprang er so muthig auf wie ein glücklich Liebender am Hochzeitsmorgen, der in wenigen Stunden seine Braut vor den Augen der glückwünschenden Freunde und Nachbarn zur Kirche führen soll.

Dann saß er, nachdem er an den Aufputz seines Zimmers die letzte Hand gelegt hatte, vor der Staffelei und hörte draußen auf allen Thürmen die Glocken läuten und sein Herz dazu schlagen. Signora Pia kam an der Thür vorbei, rief einen guten Tag hinein und stapfte mit ihren schweren Tritten die Stufen hinunter, um in die Messe zu gehn. Das kleine Haus war leer. Im offnen Fenster stand Wackerlos und sah ernsthaft in den Menschenstrom hinab, der durch die Straße wogte. Auch sein Herr warf dann und wann einen Blick in's Freie, zog sich aber sogleich wieder zurück, als fürchte er, sein Geheimniß stehe ihm an der Stirn und alle Leute könnten es lesen. Mit jeder Minute, die verstrich, ward er unruhiger, banger und ungestümer. Die Sorge beschlich ihn, daß seine stürmischen Vorsätze an der stillen Kraft des Mädchens scheitern möchten, und um sich den Muth zu stärken, redete er sich durch heftige Ausfälle gegen Sor Beppe und Alle, die es mit ihm hielten, in eine verzweifelte Wildheit hinein, daß er zuletzt mit der Faust gegen die Wand drohte und das Messer aufhob, um Alles niederzumachen, was zwischen ihm und seiner Sehnsucht stand. Indessen war es draußen still geworden, die

Glocken verhallt. Plötzlich schlug Wackerlos an, in demselben Augenblicke klang unten die Hausthür und hastige Schritte huschten die Treppe herauf. Erblassend riß der Jüngling die Thür auf und sah eine verschleierte Mädchengestalt in dem helldunkeln Flur auftauchen, die sogleich den Schleier zurückschlug, als sie auf die oberste Stufe trat. Aber statt der vielgeliebten Züge, die er erwartete, erblickte er das runde Gesicht der kleinen Lalla, heute seltsam verstört, die Augen finster, der drollige Mund schmollend aufgeworfen, mit Geberden, wie er sie nie an ihr wahrgenommen.

Sie trat dicht an den Jüngling heran, der vor Schrecken stumm und starr am Thürpfosten lehnte, und sagte mit einem zornigen Ton: „Ihr freut Euch nicht sonderlich, mich zu sehen, mein braver Sor Giovanni. Dankt Gott, wenn Ihr mit keiner härteren Strafe für Eure Abscheulichkeiten büßen müßt. Mit Euch freilich hätte ich kein Mitleid. Ihr seid gewissenlos und selbstsüchtig, wie alle Männer, und mag die Welt zu Grunde gehen, wenn Ihr nur Euer Spielzeug habt. Aber wenn sie um Euch leiden müßte — wehe Euch!“

Sie ging rasch in das Zimmer hinein, und er folgte wie betäubt. „Ei,“ sagte sie, nach einem scharfen Blick auf die Früchte und den Wein und die ausgesuchte Anordnung aller Möbel, „das ist ja hübsch zurecht gemacht, einer armen Närrin vollends den Kopf zu verdrehen. Ist gar ein Schlaftrunk in jenem Wein? Schade, daß so viele Mühe und List verschwendet ist. Denn um es gleich zu sagen: Nie wird Annina einen Fuß über diese Schwelle setzen. Habt Ihr verstanden, mein sauberer Herr?“

„Lalla,“ rief er, „um Gotteswillen, was ist geschehen, was soll ich von Deinen Reden und Deiner Miene denken? Was ist's mit Annina? Welcher Schändliche hat —“

„Still,“ unterbrach sie ihn, „Euer Zorn ist ruchlos. Es gibt hier nur einen Schändlichen, und der seid Ihr, ja Ihr, trotz Eurem sanften Gesicht und Euren unschuldigen blonden Haaren. Und Ihr habt keine Ausrede, nicht die kleinste, denn ich hab' Euch Nichts verschwiegen, und habe für das unglückliche Ding gebeten, daß Ihr Euch erbarmen solltet. Ihr und erbarmen! Ein Mann und Gewissen haben! Nun ist es gekommen, wie ich fürchtete.“

„Was? Was?“ drängte er außer sich.

„Ihr sollt es wissen,“ sprach sie ruhiger, „Nichts will ich Euch schenken, obwohl ich leider weiß, daß selbst das Aergste, was ein Mädchen um Euch leiden kann, Euch minder schmerzt, als es Eurer Selbstsucht schmeichelt. Denn wußtet Ihr nicht, daß Ihr Annina's Schicksal erschwertet, wenn Ihr sie wiedersaht? Und dennoch waret Ihr bei Regen und Sonnenschein in Via Vittoria wie ein Prellpfahl, der nicht von der Stelle kann, und dennoch nahmt Ihr den Augenblick wahr, als sie mit dem Wetter kämpfte, Euch heranzustehlen, wo sie nicht entrinnen konnte, und ihr die größten Thorheiten abzulisten? O Ihr mit den treuherzigen Augen und dem Basiliskenherzen! Wenn man das Messer Euch in die Brust stieße und nach einem Herzen grübe, einen Stein würde man finden.“

Er faßte sie an beiden Schultern und schüttelte die kleine Gestalt wie ein Unsinniger. „Sag' es, sag' es,“ rief er dumpf, „und foltere mich nicht länger mit Deinem Geschwätz. Ist sie krank, ist sie todt? Hat man sie eingesperrt und zum Wahnsinn gebracht durch Mißhandlungen?“

Seine Heftigkeit schien sie milder gegen ihn zu stimmen. Sie machte sich von ihm los, setzte sich auf einen Sessel und sagte ohne weitere Umschweife: „Sie ist krank, und Ihr habt sie krank gemacht, und darum kommt sie nicht; nun wißt Ihr's. Gestern Abend ließ sie mich rufen. Ich hatte sie, da so wüstes Wetter war, viele Tage nicht besucht, und überhaupt war sie kälter gegen mich geworden, seit sie Geheimnisse vor mir hatte. Nun lief ich doch in aller Eile hin, denn mir ahnte gleich Böses. Sie war so zart von Jugend auf, nie krank, aber Jeder sah es ihr an, daß sie aus anderem Stoff gemacht war, als die Meisten. Wie ich nun bei ihr eintrete, find' ich sie im Bette, das Gesicht wie verwandelt durch das grausame Fieber, das ihr in allen Adern kochte; aber sie erkannte mich gleich und schickte den Vater hinaus und rief mich ganz nahe an ihr Kopfkissen, daß mir von ihrem glühenden Athem bald die Augen brannten, außer von den Thränen. Lalla, sagte sie, ich wollte morgen zu ihm gehen, ich habe es ihm neulich fest versprochen, damit er doch, wenn wir uns trennten, mein Bild hätte. Unter der Kirche wollte ich es thun, da Sor Beppe grade verreist ist. Wäre es denn eine Sünde gewesen? sagte sie. Und nun denk', am Abend vor seiner Abreise führt mich Beppe noch

einmal spazieren durch die Stadt, und unversehens tritt er mit mir in San Carlo hinein, wo in der einen Capelle die Madonna steht, die mir damals half, als ich die Blattern hatte, daß mein Gesicht hernach wieder glatt wurde. Und wie wir so ganz allein vor ihrem Altar stehen, nimmt er plötzlich meine rechte Hand, legt sie an das Kleid der Mutter Gottes und sagt: Bei dieser allerheiligsten Madonna schwöre mir, Annina, daß Du den Deutschen nicht wiedersehen willst, daß Du, so lang ich fort bin, ihm ausweichen willst, wenn er Dir von Weitem begegnen sollte, daß Du versuchen willst, ihn ebenso zu hassen, wie ich ihn hasse! — Das sagte er mit erstickter Stimme und seine Augen funkelten. Ich war sprachlos. Also wußte er, daß ich mit Hans gesprochen hatte, sie hatten ihn gut bedient, seine Spione. Ich aber konnte es nicht über die Lippen bringen, was er von mir verlangte. Und er, nachdem er eine Weile gewartet hatte: Mädchen, sagte er, Du kennst mich noch nicht. Ich bin sanft wie ein Lamm, aber wer einen Finger nach Dir aufhebt, gießt mir siedendes Pech in's Blut. Ich habe den Menschen bisher geschont, obwohl er schamlos genug mich herausforderte. Denn so lang ich bei Dir bin, lache ich dieses tückischen Gesellen. Aber da ich fort muß, kann es nicht so fortgehen, und ich fordere den Schwur von Dir, oder ich muß ihn auf andere Art unschädlich machen. — Lalla, was sollte ich thun? sagte sie. Ich schwur bei der Madonna, Alles was er verlangt hatte. Denn ich wußte wohl, daß er nichts scheut in seiner rasenden Eifersucht, und Giovanni mit kaltem Blut hätte umbringen lassen. Aber am andern Tag, als Beppe fort und ich in meiner Kammer allein war, fiel ich in Verzweiflung, daß ich geschworen hatte. War es denn zu viel, was ich vom Glück gehofft hatte, eh ich mein Leben lang elend wurde? Nur zwei Stunden noch mit ihm zusammen sein, daß er mein Gesicht in sein Buch zeichnen könnte! Und er hat es mir versprochen, sagte sie, von Liebe sollte nicht zwischen uns die Rede sein. Wozu auch? Wir wissen es ja doch. Und wenn ich nun ausbliebe, was sollte er denken? sagte sie; zu schreiben aber schämte ich mich, denn ich schreibe so schlecht und hatte Niemand, dem ich's in die Feder dictiren konnte. O der Schwur, Lalla! Vierundzwanzig Stunden vergingen, daß ich mir die Worte, die ich beschworen hatte, immer wieder vorsagte, ob ich nicht einen Sinn fände, der mich frei ließe. Aber ich war von allen Seiten gefangen. Und grade bei dieser Madonna hatte er mich's geloben lassen, sagte sie, bei dieser, die mir damals beigestanden! Kein Priester hätte mich von dem Eide losgemacht, nicht einmal der Papst, das sah ich ein. Als nun aber der Freitag Abend herankam und meine Todesangst und Qual mir fast das Herz abdrückte, ging ich zu der alten Frau in der Chiavica del Buffalo — das ist nämlich eine Kartenschlägerin, schaltete Lalla ein, die immer Rath weiß, aber ein arges Weib, und wehe, daß Annina zu der gegangen ist! — und wie ich der Alten Alles gesagt hatte, ohne Namen zu nennen, nur daß ich bei der Madonna in San Carlo beschworen hätte, Etwas zu unterlassen, das aber keine Sünde sei, und ob es keine Hilfe gäbe, rieth sie mir, die Treppe beim Lateran dreimal hinaufzuklimmen und hernach der Madonna ein neues Kleid zu schenken, daß sie mir das Gelübde nachließe. Und nun, Lalla, sagte sie, kam die Nacht, und ich stahl mich in das arge Unwetter hinaus und lief, den Mantel über'm Kopf, durch den kalten Regen nach dem Lateran. Die Stufen waren wie Cascaden, sagte sie, und ich fühlte, wie es mir eisig an die Knie spülte, und dennoch trieb es mich in der furchtbaren Oede und Finsterniß, die Buße zu vollbringen, und ich betete als wäre es meine letzte Stunde. — Als es Drei schlug vom Glockenthurm, war es gethan und ich dankte Gott; denn meine Kräfte loschen aus wie ein Licht. Eine ganze Stunde noch mußte ich droben im Portal hinsitzen, bis mich die Knie heimtragen konnten. Und, Lalla, nun kommt das Aergste, sagte sie und richtete sich dabei im Bett halb auf, so ergriff sie der Schmerz. Denn als ich zu Hause war und Alles überstanden hatte, und selbst die Eltern hatten nichts gemerkt, da hörte ich deutlich in mir eine Stimme, daß Alles umsonst gewesen, daß es dennoch Unrecht sei, und ich müsse der Madonna mein Gelübde halten, sollte ich darum zu Grunde gehen. Lalla, das warf mich nieder; und seitdem liege ich hier im Fieber, und Gott weiß, ob ich je wieder aufstehen werde!"

Lalla schwieg und stützte eine Weile das Gesicht in die Hand; sie zitterte von Kopf bis zu Fuß vor heftiger Erregung. Als sie endlich zu dem Jüngling wieder aufsah, der bewegungslos an der Wand lehnte, erschrak

sie vor dem Eindruck, den ihre Worte auf seinem Gesicht zurückgelassen hatten. „Signor 'Annes," sagte sie und stand auf, „nun wißt Ihr Alles. Ich sollte es Euch verschweigen, bat Annina, und nur sagen, daß sie dem Beppe jenen Schwur gethan, gezwungen und mit Schmerzen. Ihren Abschied sollte ich Euch bringen und Euch ersuchen, die Stadt zu verlassen. Aber ich dachte, eine Strafe sei Euch nöthig, und wenn Ihr noch einen Funken Menschlichkeit in Euch hättet, müßtet Ihr Euch wie ein armer Schächer vorkommen und eine Lehre für die Ewigkeit mit Euch nehmen. Ich sehe, daß Ihr so schlecht noch nicht seid, wie ich fürchtete; das freut mich für Euch, und wenn Ihr heute noch aus Rom weggeht, will ich Euch wieder vergeben. Ach, Sor Giovanni, wenn die Lutheraner auch beten, so betet für das arme Wesen, dem Ihr so wehe gethan, daß sie das Fieber überwindet und noch nicht an die Pforte des Paradieses klopft, daß wir ihr ewig nachweinen müßten!"

Sie zog den Schleier wieder über den Kopf und schickte sich an zu gehen. Als er noch immer kein Wort sagte und auch kein Zeichen gab, daß er ihrer achtete, stand sie einen Augenblick unschlüssig, was sie thun solle. Er dauerte sie, wie der Schmerz ihn so versteinerte. Aber sie dachte auch wieder, daß er es verdient habe, und sagte nur noch: „Ich gehe jetzt zu Annina und sehe nach, wie sie die Nacht zugebracht hat. Wenn Alles gut steht, was wir hoffen wollen, komme ich um Mittag wieder an Eurem Hause vorbei und nicke Euch zu. Schüttle ich aber den Kopf, so ist es noch immer beim Alten. Lebt wohl, Sor Giovanni, und betet für unsern Engel!"

Sie verließ das Zimmer, zog die Thür hinter sich zu und horchte draußen, ob er sich noch nicht bewege. Da Alles still blieb, ging sie nachdenklich die Stufen hinunter. „Die armen Kinder!" sagte sie vor sich hin. „Ach, wenn man sich liebt!"

Als sie unten aus der Thür trat, mußte sie stehen bleiben. Ein ungewöhnliches Gedränge sperrte ihr den Weg, gegenüber sah sie die Leute an den Fenstern stehen und theilnehmend die Straße hinabblicken, von wo ein langsamer Zug sich heranbewegte. Sie erkannte die vermummte Brüderschaft in den weißen Capuzenmänteln, die in Rom die Todten zu Grabe trägt. Eine entsetzliche Ahnung überwältigte sie. „Wen bringen sie da?" fragte sie ein Mädchen, das neugierig neben sie hingetreten war und sich auf den Zehen erhob. — „Ich weiß nicht," war die Antwort. „Es muß eine Jungfrau sein und eine schöne, daß die Menschen sich so danach drängen." — Indem näherte sich der Zug mit der Bahre, die über den Häuptern in der freien Sonne schwebte. In demselben Augenblick hörte man oben aus einem der beiden Fenster einen Hund bellen, mit immer heftigerem Gewinsel, und ein dumpfes Geheul antwortete aus der Menge der Leidtragenden. „Annina!" schrie die arme Lalla, und faßte den Arm ihrer Nachbarin. Und durch das Gewühl bahnte sich eine große Dogge wüthend den Weg zu dem Hause und sprang an Lalla empor und strengte sich an, sie zu der Bahre hinzuzerren, als suche sie Hilfe für die Todte. Oben aber in dem offenen Sarge lag die bleiche Mädchengestalt, einen grünen Kranz im Haar, eine Rose in den gefalteten Händen. „Wie schön sie ist, wie jung!" flüsterte es durch die Reihen des Volkes, das am Wege stand. „Benedeit sei ihre Seele. Einen schöneren Engel gab es nie!"

So wallte der Zug in der reinen Herbstsonne die Straße hinunter nach San Carlo, und vor dem Hause der Signora Pia wurde es leer; denn auch Lalla, sobald sie sich ermannen konnte, war mit Rinaldo langsam nachgegangen. In San Carlo aber, in der Capelle, wo die Madonna stand, der sie das Gelübde gethan, wollte Annina beigesetzt werden, die drei Tage lang bis zum Begräbniß. Der nächste Weg dahin führte nicht durch die Straße, wo der junge Deutsche wohnte. Aber die Träger waren zu einem Umweg genöthigt worden, weil die Via Vittoria wegen einer Pflasterung gesperrt war. Der Zufall hatte es gefügt, daß die Liebende noch im Tode denselben Weg einschlug, den lebend zu gehen sie so heftig verlangt hatte.

Eine halbe Stunde darauf kam die Pia aus der Messe zurück, stieg langsam die Steintreppe hinauf und blieb auf dem obersten Absatz stehen, um Athem zu schöpfen. Sie hörte das Hündchen drinnen im Zimmer beweglich winseln und an der Thür hinaufspringen, wie es zu thun pflegte, wenn sein Herr allein ausgegangen war. Mitleidig öffnete das Weib die Thür, die unverschlossen war, und trat ein. Da sah sie den Jüngling regungslos neben dem offenen Fenster am

Boden liegen, die Lippen ganz bleich, die halbgeschlossenen Augen ohne Blick, die eine Hand auf's Herz gepreßt, als wäre eine Kugel da hineingefahren. Mit einem lauten Schrei, der das treue Thier von Neuem zu kläglichem Heulen aufregte, stürzte die Wirthin zu ihrem unglücklichen jungen Gast hin, hob ihn auf und trug ihn mit Stöhnen und Keuchen auf's Bett, wo sie in ihrer Angst Alles, was ihr nur einfiel, versuchte, um ihn zu beleben. Erst nach langen Mühen, als sie ihm Stirn und Schläfe mit dem Weine wusch, den er für Annina gekauft hatte, schlug er die Augen müde wieder auf. Sofort sprang Wackerlos auf's Bett und leckte ihm wie toll vor Freude das Gesicht und jetzt, als der Erwachende seinen treuen Kameraden erkannte, schien ihm das Gedächtniß plötzlich wiederzukehren, und die Ohnmacht löste sich in einen Strom von Thränen. Auch die Pia fing an zu weinen. „Der Himmel sei gepriesen," rief sie mit aufgehobenen Händen, „Ihr seid wieder am Leben, Sor Giovanni. Was habt Ihr mir für Angst gemacht! Nun trinkt von diesem Wein und eßt einen Bissen, denn sicherlich war es die Schwäche, die Euch umwarf, weil Ihr gestern Abend nicht zu Nacht gegessen."

Eifrig und dienstfertig schenkte sie einen der Krystallbecher voll und brachte ihn dem Jüngling an's Bett. Er aber winkte ihr mit Schaudern zurück und kehrte das Gesicht nach der Wand, in neue Thränen ausbrechend. Das Weib begriff von Allem nichts. „Vielleicht will er schlafen," sagte sie, „und es wäre wohl das Beste. Er arbeitete zu viel, der Geist läßt ihm keine Ruhe, er verzehrt sich noch." — Kopfschüttelnd verließ sie leise das Zimmer, um nach einer Weile wieder hineinzuhorchen. — —

Der Tag war vergangen und ein ganzer Himmel voller Sterne sah auf das schlafende Rom herab. An dem Fenster, hinter dem der Küster von San Carlo schlief, klopfte es ganz spät, und der alte Mann steckte unwillig den Kopf in die kühle Nacht hinaus und fragte, was man begehre. Er sah einen Jüngling von einem Hündchen begleitet draußen stehen, der ihm einen Scudo bot, wenn er ihm unverzüglich die Kirche aufschließen wolle. Er habe sich der Madonna in der Capelle verlobt, und seine Seele finde keine Ruhe, eh er nicht an ihrem Altar hingekniet sei. Halbverschlafen und ohne weiter zu fragen, kam der Alte heraus, nahm das Geld in Empfang und ließ den späten Bittgänger ein; auch der Hund stahl sich mit durch die Pforte. Die Kirche war dunkel, bis auf das Zwielicht der Sterne, das durch die Fenster dämmerte, und die ewige Lampe am Hauptaltar. Aber aus einer Seitencapelle drang heller Kerzenglanz hervor; die niedrige Bahre stand dort, auf welcher Annina schlummerte, zu Füßen des Altars der Madonna. Hohe Leuchter brannten im Halbkreis umher, ein Crucifix ragte zu Häupten. Der alte Küster, der ahnen mochte, weshalb es den Jüngling noch so spät in diese Capelle trieb, hielt sich im Schatten der Pfeiler zurück und blickte nur verstohlen in die Capelle hinüber. Er sah den Fremden neben der Bahre niederknien und lange in die schönen Züge der Entschlafenen starren. Dann bemerkte er, wie er einen Ring vom Finger zog und ihn der blassen Lieblichen an den Finger steckte, und ihr dafür die Rose aus der Hand nahm. Und weiter zog er ein Blättchen aus einem Taschenbuch hervor, auf welchem ein Bildniß gezeichnet war, sein eigenes, das sie zu besitzen verlangt hatte. Er schob es sacht unter ihr Kopfkissen und neigte seine Augen dicht zu den ihren herab, als vermöchten seine Blicke die erloschene Lebensgluth wieder anzufachen. Jetzt klang die Mitternacht mit langsamen Schlägen vom Thurme. Der Jüngling erhob sich von den Knieen und schwankte aus der Capelle fort, ohne des Alten zu achten, der ihm mitleidig nachblickte. — —

Gegen Weihnachten fiel es dem jüdischen Kunsthändler ein, nachzufragen, wie es mit dem neuen Bilde stehe, das er bei dem jungen Deutschen bestellt hatte. Als er in das Atelier unter dem Dache eintrat, fand er Signora Pia dort am Fenster sitzend, mit Spinnen beschäftigt. Sie war froh ihn zu sehen, sie hoffte, er bringe vielleicht Nachricht von ihrem Miether, der seit vielen Wochen nicht zurückgekehrt war. Nur durch einen ihrer Gevattern, der ein kleines Bauerngut bei Olevano besaß und sie inzwischen besucht hatte, wußte sie, daß er ruhelos im Gebirge herumstreifte, die Nächte in den Capannen der Hirten oder in elenden Dorfschenken zubringe und überall in den Bergen mit seinem Hündchen bekannt sei. Man halte ihn für etwas schwach im Kopf, weil er niemals lache und an keinem Orte länger als eine Nacht bleibe, wenn es auch noch so rauh auf den Klippenwegen stürme. Aber der

Gevatter aus Olevano habe mit ihm gesprochen und ihn bei klarem Verstand gefunden, nur sehr traurig und vereinsamt für seine jungen Jahre! — „Ich denke immer noch, er soll wiederkommen,“ sagte die Frau. „Darum mag ich an Niemand anders das Zimmer vermiethen und lasse Alles, so wie er es gern hatte. Seht, da stehen noch zwei Flaschen mit Wein und ein Teller voll Früchte, die er sich angeschafft hatte, falls eine Prinzessin ihn einmal besuchen würde, um seine Gemälde zu sehen. Und die große Zeichnung da an der Wand, die Ihr so lobt, hat er noch wenige Tage vor seiner Abreise da hingemacht; es ging ihm zum Verwundern von der Hand. Was es nur gewesen sein mag, das ihn so aus den Fugen brachte? Liebe war es wohl nicht, denn er war ein sehr ordentlicher junger Mensch und die Unschuld selbst, das kann ich bezeugen. Aber wer weiß, am Ende war er wirklich in eine Prinzessin verliebt. Ach, Sor Davidde, wer immer sagen könnte, womit so einem jungen Blut zu helfen wäre! Aber die jungen Leute sind wie die Mücken. Sie könnten das beste Leben von der Welt haben, — sobald sie ein Licht sehen, das sie gar nichts angeht, springen sie kopfüber in ihr Verderben, nur um Schmerzen zu haben. Und hernach hinkt so Mancher halbversengt durch die Welt und weiß selbst nicht, warum. Allein wir werden's nicht ändern, lieber Herr, und es schadet auch nichts, ein rechter Mensch flickt sich doch wieder zusammen mit Gottes Hilfe, und mit dem Herzen ist's wie mit Arm und Bein. Wem sie einmal gebrochen sind, dem brechen sie so leicht nicht wieder. Und das ist auch ein Trost!“

Jakobäa von Baiern-Holland.

Von

Franz Löher.

I.

Die holländischen Dichter betrachten die Wittelsbacher Zeit ihres Landes als die Fundgrube der Poesie. Charaktere wie von blankem Erz, ein Gewühl großer Leidenschaften, und unter dem Pochen und Hämmern der politischen Minirer und dem Schlachtendonner dennoch laut hörbar das Jubeln und Brechen des Menschenherzens, auch in Fürstenschlössern: solche Stoffe bot dem Dichter jene Zeit, dichtgedrängt, in der vielfarbigen, üppigtrotzigen Tracht und Sitte der damaligen Menschen. Denn damals, gegen das fünfzehnte Jahrhundert zu, entladete das Mittelalter all seine Pracht und Fülle, all die hohen ritterlichen Ideen, und all sein engherziges grimmiges Wesen. Noch einmal stand das Mittelalter in vollem Glanze. Jedoch dieser Glanz verbarg die gewaltsamen Zuckungen nicht mehr, in welchen jenes Zeitalter anfing langsam auszuathmen. Schon unterscheiden wir drei Gruppen, welche sich mit zerstörenden Waffen unter einander mischen. Da ritten auf die in Schild und Helm prangenden Herren, jeder mit seinen Knechten hinter sich. Schon drängten sich diese Ritter zusammen, um einen Wall zu bilden gegen das zahlreiche übermüthige Städtevolk, das die Burgherren befehdete mit seinen gefüllten Cassen und seinem guten Geschütze. In Holland gab es auch noch freies, kraftvolles Landvolk, das bald der einen bald der andern Partei Zuzug leistete, am liebsten dem Fürsten. Denn dieser bildete schon seine eigene, die vierte Partei, und hatte den Vortheil, zu kämpfen mit geschlossenen Söldnerheeren und mit geschlossener Politik. Zuletzt behielt der Fürst das Feld über Ritter, Städte und Bauern.

Diese culturhistorischen Vorgänge, die Charakterzüge des untergehenden Ritterthums, und was sich aus den bürgerlichen Kämpfen staatlich entwickelte, — das ist es, was vor allem unsere Blicke auf sie zieht, nicht bloß der romantische Reiz jener Epoche. Wie, wenn wir die politisch-socialen Kämpfe der Gegenwart schildern, wenn wir recht deutlich ihre Natur und Laufbahn erkennen wollten, könnten wir es besser, als wenn wir eine besonders belebte europäische Großstadt heraushöben und zusähen, wie jene Strömung dort Wellen schlägt und wie sie branden im Innern der Häuser und auf den Marktplätzen? Nun, einen solchen Dienst leistet uns für das letzte Drittel des Mittelalters Holland.

Und nicht so fern liegen uns jene Kämpfe. Die Geschichte der Menschheit bewegt sich wie die Erdkugel, auf welcher sie vor sich geht, in Schwingungen, in langen Spiralen; dieselben Bewegungen kehren immer wieder. Denn es wirken ja immer dieselben Grundneigungen der Menschen gegen einander. Nach ein paar Jahrhunderten werden stets

wieder die alten Kämpfe aufgenommen, nur die Ideen sind verfeinert, nur die Parole, die Rüstung und die Taktik sind andere geworden. Das fünfzehnte Jahrhundert war aber von zwei großen Fragen bewegt, von der kirchenreformatorischen, und von dem Kampfe zwischen der feudalen und bürgerlichen Welt. Die kirchliche Frage ließ die Holländer ziemlich kaltblütig; dies Volk hat sich immer zuerst um das Reale, um Geld und Gut und bürgerliche Macht und Freiheit gekümmert, und dann erst um die geistigen Interessen. Desto grimmiger kämpften die Holländer die politische Frage durch. So lange die Wittelsbacher in Holland regierten, und es war fast ein Jahrhundert lang, klirrten die Schwerter der Parteigänger auf dem Pflaster ihrer Schloßhöfe und setzte sich der Parteihaß mit ihnen zu Tische. Ganz Mitteleuropa war damals von diesen politisch-socialen Kämpfen erfüllt, — wie von selbst, wie ein verborgenes Feuer brachen sie aller Orten aus, — jedoch nirgends waren sie blutiger und hartnäckiger als in Holland. Auch dort erschienen sie nach der Weise des Mittelalters local und individuell gefärbt, gleichwohl traten die Principien nirgends schärfer und unversöhnlicher, trat der endliche Sieger, der die Fahnen von beiden Seiten in Gehorsam um seinen Thron versammelte, auf allen seinen Gängen deutlicher hervor, als in Holland.

Für uns Deutsche hat die baierisch-holländische Zeit auch ein nationales Interesse. Denn jener Sieger war der burgunder Fürst, welcher Holland, das hafenreiche Mündungsland unserer Flüsse, die nordwestliche Grenzfeste des deutschen Reiches, fortan den deutschen Interessen entfremdete. Die Wittelsbacher waren die letzten wahrhaft deutschen Fürsten in Holland, und ihr Untergang wog schwer unter den Verlusten, welche von da an das Reich erlitt.

Holland hatte sich aus friesischer Wurzel, dem Recht und Besitz seiner Nachbarn zum Trotz entwickelt. Das „Holtland" an den Mündungen des Rheins, wo es bis zu Anfang des elften Jahrhunderts nur noch Sümpfe, und Waldstätten von Buchen und Eichen gab, dieser arme Landstrich, der damals nur erst zu Viehweiden, Holz- und Anhaltstätten der Fischer und Schiffer diente, wurde die Wiege eines Volkes, das einen Ehrenplatz in der Geschichte behaupten sollte. Es hatte damit angefangen, daß es den Rhein sperrte und das berüchtigte jusqu'à la mer nach der Grammatik der Freibeuter auslegte. Allmälig aber wurde es ein durch Handel, Schifffahrt und Fischereien wohlhabendes und sehr angesehenes Glied des deutschen Reiches. Mit der Menge und dem Reichthum seiner Bürgerschaften trat nun Holland in den Kampf ein, worin sich die nothwendige große Culturbewegung vollzog, welche den Lehnsstaat erschütterte und den modernen Staat vorbereitete.

Das Lehnswesen hatte sich über alle Länder ausgebreitet und begann, nachdem es Jahrhunderte lang wohlthätig und siegreich gewirkt hatte, seine Nachtheile zu entfalten, und zwar nach unten und nach oben hin. In der einen Richtung drängte es, alle Leute zu Hörigen eines Grundherrn zu machen, in der andern Richtung strebten die Lehnsbarone, die fürstliche Gewalt vollends abzuwerfen. Fürsten und Städte verbanden sich wider den gemeinschaftlichen Gegner, und der Adel erlitt in Holland schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine Niederlage, von welcher er sich niemals erholte. Jetzt nahm der bisherige bloß politische Kampf einen mehr socialen Charakter an. Auf der einen Seite stand die liberale Fortschrittspartei, welche man die Kabeljaus nannte; denn in ihr waren hauptsächlich die reichen Großstädter und Geldherren mächtig, welche von den Gegnern Kabeljaus oder Raubfische gescholten wurden. Auf der andern Seite standen Diejenigen, welche streng das feudal-conservative Princip vertraten und ihre Hauptstütze im alten Adel, in den Bauern und kleinen Städten fanden. Sie legten sich den Namen von Hoeks oder Angelhaken bei, mit denen man die Kabeljaus fing. Bald gab es keine Stadt oder Gegend, in welcher sich nicht Angehörige beider Parteien bekämpften. Unter den beiden ersten Wittelsbachern waren die Kabeljaus fort und fort an Macht gestiegen, der dritte aber führte die ritterlichen Banner von Sieg zu Sieg. Sobald dieser, der gewaltige Herzog Wilhelm VI., von der Bühne abtrat, mußten die Parteien im heftigsten Kampfe auf einander stürzen. Denn die Häupter der Kabeljaus waren zwar vertrieben, geächtet oder zum Schweigen und Dulden verdammt, allein das Bürgerthum, aus welchem diese Partei ihre Kräfte zog, war fort und fort gewachsen. Die Hoeks dagegen waren unter ihrem Herzog so stolz und siegreich geworden und zugleich in allen

Aemtern so wohl befestigt, daß ihr Uebermuth unerträglich wurde, ihn zu brechen aber es der gewaltigsten Anstrengung bedurfte. Der Kampf zwischen den holländischen Parteien nahm jetzt mächtigere Umrisse an, er mußte blutig, langwierig, entscheidend werden. Diese Periode, in welcher beide Parteien sich tödtlich zerfleischen, bezeichnet die Regierungszeit Jakobäa's, der einzigen Tochter und Nachfolgerin Herzog Wilhelm's. Ihre Geschichte scheint ein Roman, und doch sind es in allen Einzelheiten historisch verbürgte Thatsachen. Denn schon ihre schriftstellerischen Zeitgenossen beschäftigen sich gern mit der Geschichte der letzten Wittelsbacherin in Holland und zeichneten genau auf, was man von ihrer Geschichte sprach und erfuhr.

II.

Niemals schien einer Prinzessin die Zukunft so verheißungsvoll. Erbin des mächtigen, glanzvollen Hauses von Baiern-Holland, — in ihrem vierten Jahre schon vom päpstlichen Legaten verlobt mit Johann von Touraine, königlichem Prinzen von Frankreich, — war sie umgeben von der Huldigung der Ritter und Dienstleute, vergöttert von ihren Eltern. Alles fügte sich den wilden und reizenden Launen des hübschen Mädchens, der kleinen Dame Jacques. Sie trug den Namen von dem Apostel Jakob, an dessen Tage, den 25. Juli 1401, sie geboren war. Ihr Verlobter wurde mit ihr in Holland erzogen. Das junge Paar lebte die meiste Zeit im Hennegau auf dem Schlosse Quesnoi, wo sich der schöne Wald von Mormal dehnte, in dessen wildreichen Tiefen man nicht müde wurde, der Jagd zu pflegen. In der schönen Jahreszeit kamen sie auch nach dem Haag in Holland, wo das Meer sie erfreute, das mit ewig rastlosen Wellen dort an die Küste donnert. Ihr Vater hatte es zur Bedingung gemacht, daß er selbst die Erziehung seines künftigen Schwiegersohns leite, und man war in Paris gern damit einverstanden. Denn wo gab es damals einen Hof, erfüllt von mehr Pracht und Ritterlichkeit, wo eine Fürstin von feinerm Tact und glänzenderer Haltung als Jakobäa's Mutter! Heldenehre, Waffenglanz, Liebesabenteuer, Krieg und das Getümmel politischer Ränke, — von nichts Anderm hörte Jakobäa reden, das allein wurde gepriesen als des Mühens werth. Wie oft hörte sie die beiden Oheime, den Jean sans peur und den Jean sans pitié, mit grimmer Laune von den entsetzlichen Schachzügen prahlen, mit denen sie ihre Feinde erdrückten! Jakobäa's Vater aber, dessen Augapfel die Tochter war, prägte ihr die stählerne Willenskraft ein, die ihn selbst so gefürchtet machte. Er, der Stern aller Ritterschaft, erzog sie in den strengen Grundsätzen der Hoeks, und diesen blieb sie ihr Leben lang treu mit all dem Feuer und dem Opfermuth ihrer Seele.

Als sie vierzehn Jahre alt war, wurde ihre Vermählung vollzogen, und wenige Monate darauf starb ihres Mannes Bruder. Nun war sie Kronprinzessin von Frankreich. Doch es war eine schon halb zersprungene Krone, welche sich ihrem Haupte näherte. Frankreich wurde von den Engländern verheert und war bis zum letzten Dorfe zerrissen von blutigen Parteiungen. Da der König schwachsinnig, so stritten sich die Königin Isabeau und die Herzoge von Orleans und Burgund um die Gewalt. Nach unsäglichen Mühen gelang es Jakobäa's Vater, in Frankreich Versöhnung herzustellen. Jakobäa und ihr Gemahl, der Dauphin, zogen nach Compiegne, der Königin und dem französischen Hofe entgegen. Da stand Jakobäa zuerst unter den Augen ihrer Verwandten, der weit gefürchteten Königin Isabeau, die auch eine Wittelsbacherin war. Sie gewann deren ganze Zärtlichkeit, und die französischen Prinzen und Ritter umschwärmten ihre reizende Kronprinzessin mit Huldigungen und Festen. Jakobäa's Vater ging mit der Königin voran nach Paris: beide wollten dort, wo ebenfalls Alles in blutigem Hader stand, erst Frieden machen, ehe das junge Paar einzöge. In seiner Heftigkeit rief Herzog Wilhelm in offenem Rathe des Königs: nimmermehr solle der Dauphin nach Paris oder der Herzog von Burgund komme mit ihm. Die Räthe aber, welche Parteigänger der Orleans waren, beschlossen insgeheim, den holländischen Herzog und die Königin aufheben zu lassen und hinter Schloß und Riegel zu werfen. In der Nacht wurde es dem Herzoge gesteckt, und in erster Morgenfrühe verließ er Paris, um, wie er sagte, eine Betfahrt zu St. Moriz auf dem Graben, einer nahen Capelle, zu machen. Kaum aber hatte er die Zugbrücken hinter sich, als er dem Pferde die Sporen gab, und ohne abzusitzen ritt er die zwanzig Stunden nach Compiegne. Noch bei guter Tageszeit kam er dort an, nur

von zwei Knechten begleitet. Und was fand er? Jammernd stürzte ihm Jakobäa entgegen, ihr Gemahl, der Dauphin, lag von Giftbeulen bedeckt. Nach acht Tagen war er todt. Die Einen sagten: es habe während der ritterlichen Spiele ein Knecht ihn mit vergifteten Händen umhalset. Andere wollten wissen: das Gift sei dem Unglücklichen durch eine goldene Kette oder Panzer mitgetheilt, den ein vertrauter Dienstmann ihm zum Geschenke brachte. Was blieb nun Jakobäa von all dem königlichen Glanze Frankreichs? Nichts als die Erinnerung an den Traum einer Dauphine. Zum erstenmale war sie in den Tiefen ihres jungen Lebens durch die Erfahrung erschüttert, daß des Menschen Glück und Leben nichts ist als ein flatterndes Stäubchen im Weltall. Ihren Jugendgespielen, den lieblichen Gemahl, warf ihr plötzlich der Tod vor die Füße, wie ein zerbrochenes und besudeltes Spielzeug.

Wenige Wochen später, 30. Mai 1417, stand sie am Sterbelager ihres Vaters, dem sie anhing mit aller Leidenschaft der Kindesliebe. Noch in seinen bessern Jahren, hatte er den Tod nicht erwartet und nun quälte ihn der Gedanke: welche Zukunft drohte seinem Lande und seinem einzigen Kinde? Hier erhob sich der erbitterte Aufstand der Kabeljaus, dort spannen sich in's Dunkle die Pläne seines Lütticher Bruders, eines Bischofs, der sich nicht hatte weihen lassen. Vergebens hatte der Herzog den Kaiser auf dessen Reise nach England begleitet und ihn angefleht, Jakobäa die Belehnung zu ertheilen. Sigismund hatte geantwortet: „ob er denn keinen Bruder oder Neffen habe? Reichslehen gebe man nicht den Weibern.“ Da hatte der Herzog von den Ständen sich einen schweren leiblichen Eid schwören lassen, Jakobäa als rechte Landesfrau anzuerkennen. Allein, wenn nun dennoch die Kabeljaus abfielen und die zahlreichen Verbannten zurückkehrten? Nur die burgundische Macht konnte helfen, und dieser war man einzig in dem Falle versichert, wenn der Herzog von Brabant, ein burgundischer Prinz, Jakobäa's Hand erhielt. Der aber war ein junger Tölpel von siebzehn Jahren, unsinnig in seinen rohen Lüsten, ein schwachsinniges Geschöpf in den Händen seiner Schmeichler und Günstlinge. Und einem solchen Menschen die edle Perle überantworten? Doch es blieb keine Wahl, und Jakobäa hörte mit Ergebung den nothwendigen Schlußsatz von ihres Vaters Erwägungen. Sie war wie betäubt von den Schlägen, die auf ihr Haupt fielen, und ihr Geist hatte sich bereits der bittern Erkenntniß unterworfen, daß bei dem Loose einer Fürstin das Herz am wenigsten zu sagen habe.

Die Nachricht vom Tode ihres Drängers zündete wie ein Blitz in allen Gemüthern, soweit kabeljauisch Gesinnte wohnten. Eine Kette von Aufständen loderte durch die Städte, und die Egmonds überfielen, ohne nur erst nach Ritterbrauch Fehde anzusagen, den Ysselstein, eine Hauptfeste. Doch auch die Hoeks waren gerüstet, rasch besetzten sie alle gefährdeten Plätze und bezwangen mit Utrechter Hilfe durch unablässiges Stürmen auch den Ysselstein wieder. Mit ihrer treuen Hennegauer Ritterschaft zog nun Jakobäa heran, strahlend wie eine Königin, und nahm die Huldigung an in allen Städten in Pracht und Herrlichkeit. Im Haag angekommen ließ sie ein Edict ausgehen: „ohne Ansehen der Partei wolle sie einem Jeden sein Recht widerfahren lassen; — wer zu klagen habe, solle vor sie und ihren Rath kommen; — wer aber Aufruhr anzettle, an dem wolle sie es, sei er groß oder klein, so scharf rächen, daß er sich ewiglich zum zweitenmal davor hüte.“

Der erste Sturm war abgeschlagen, und Jakobäa ging wieder nach dem schönen waldigen Hennegau, die letzten Tage ihrer Freiheit zu genießen, während ihre Gesandten goldbeladen nach Constanz reiseten, dort vom Papste Dispens zu erwirken. Denn sie war mit ihrem Verlobten, dem Herzog von Brabant, Geschwisterkind. Die Kabeljaus aber ruhten nicht. Sie wußten, daß Jakobäa ihrem Vater noch auf seinem Todbette geschworen hatte, eine Regentin zu sein in seiner Kraft und seinem Geiste, treue Freundin seinen Freunden, unversöhnlich seinen Feinden. Die Kabeljaus drängten sich um Jakobäa's Oheim, den Lütticher Fürsten „Johann ohne Gnade.“ Er war berühmt wegen seines tapfern Arms und unerschütterlichen Willens, wie wegen seiner lustigen Wildheit. Er stand noch im kräftigen Mannesalter und fragte sich jetzt, ob er die herrlichen Lande seines verstorbenen Bruders sich und seinem Hause erhalten, oder ob er für immer sie der burgundischen Ländergier überliefern solle.

Eine Handhabe bot ihm das Recht seines Hauses und des deutschen Reiches, welche den Grundsatz hatten, daß nur Männer und

nicht Weiber Länder erbten. Allein das Landesrecht der Niederlande ließ auch Weiber auf den erledigten Fürstenthron nachfolgen, und hierauf beriefen sich Jakobäa und die Hoeks. Nicht einmal die Voigtei oder Landesvormundschaft, welche Jakobäa's nächstem männlichen Verwandten jedenfalls zustand, wollten sie Johann einräumen. Sie fürchteten die Kabeljaus, welche ihn umschwärmten und mit Aufforderung bedrängten. „Er solle sein Recht wahrnehmen, so riefen diese ihm zu, das sei er sich und dem Kaiser, er sei es auch dem Lande schuldig. Ob er denn dulden wolle, daß das Land beherrscht werde von den Launen und Leidenschaften einer jungen Frau, welche eine Hauptfestung, wie den Yſſelstein, den Landesfeinden überantwortete, um ihrem Hasse genug zu thun? Ob er es denn noch länger ansehen könne, daß ein so großer Theil der Reichsten und Besten im Lande ganz unterdrückt werde?" Die Unterhandlungen spannen sich einige Monate hin und her, die Vorwürfe wurden gegenseitig immer heftiger, endlich trat Johann offen auf die Seite der Kabeljaus. Er begab sich nach Dortrecht, ihrem Hauptlager, und sandte gegen Ende des October an Jakobäa sowie an die verhaßten Zerstörer des Yſſelsteins, die Utrechter, seine Fehdebriefe.

Da schrieen die Kabeljaus vor Freuden auf. Jetzt hatten sie wieder ein Haupt aus der fürstlichen Familie selbst, und zum drittenmal traten sich Glieder des baierisch-holländischen Hauses als Kriegsführer von zwei tödtlich erbitterten Parteien entgegen. Aus allen Städten kamen zu Schiffe und zu Roß die Haufen der Kabeljaus nach Dortrecht, und der Verbannten und Geächteten, welche in den benachbarten Grenzlanden dieser Wendung der Dinge gewartet hatten, und derjenigen, welche in den holländischen Städten in Geißelschaft lagen, waren so viele, daß sie allein schon ein Heer bildeten. Johann erklärte durch seine Briefe sie von aller Verbannung und Buße, die Herzog Wilhelm und Jakobäa über sie verhängt hatten, befreit und setzte sie in volle Ehren und Güter wieder ein. Die Dortrechter aber huldigten Johann von Baiern eidlich als rechtem Landesvoigt.

Als Jakobäa ihres Oheims Absagebrief erhielt, eilte sie nach Holland, um sich selbst an die Spitze ihrer Getreuen zu stellen. Wie eine junge gereizte Löwin nahm sie den Kampf an. Begeistert strömten ihr ihre Ritter zu. Sie war so schön und reizend, als die Natur jemals eine Sterbliche machte, ihr feuriger Blick entzündete aller Männer Herzen. Sie war aber auch eine Fürstin. Ihr rasches Auge sah Alles, was noth that, und auf der Stelle erfolgte ihr Befehl.

Bei hoher Geldstrafe gebot sie sogleich, daß jeder ihrer Unterthanen in den Städten und auf dem Lande sich binnen einem Monate bewaffnet zeige mit Panzer, Eisenhut und anderer Wehre, um ihr wohl zu dienen. Offne Städte ließ sie schleunigst mit Pforten, Gräben und andern Werken befestigen; denn, so erklärte sie, von ihren Vorfahren sei es ihr leiblich angeboren, daß sie für's Beste ihres Landes und für die Festigkeit ihrer Städte sorge. Einer ihrer ersten Gedanken war aber, Gorkum fest zu machen. Denn diese Stadt lag Dortrecht im Gesichte, in Dortrechter Händen war Gorkum für sie ein Grenzwall und gegen die Lande Jakobäa's der bequemste Platz zum Ausfallen und Vordringen. Die Gorkumer selbst lockten Jakobäa's Feinde heran, denn sie hielten es meist noch mit ihren alten Herren, den Arkels, von deren freier Herrschaft Gorkum einst der Hauptsitz war. Schon Herzog Wilhelm, der die Arkels um Stadt und Land brachte und sie mit ewiger Verbannung belegte, hatte befohlen, die Hälfte der Gorkumer Jahressteuer auf die Befestigung der Stadt zu verwenden, die Einwohner waren aber nicht eilig damit. Deshalb gebot Jakobäa sofort, jene ganze Steuersumme zu erheben und damit die Festungswerke zu bessern. Ihre Fürsorge kam zu spät. Am zwanzigsten November stand Johann von Egmond, welchen Jakobäa's Oheim unter den Yſſelsteiner Gefangenen weislich an sich behalten hatte, vor der Stadt, die Bürger ließen ihn ein, vereinigten sich sogleich mit seinen Leuten und fielen über die Besatzung her. Diese wurde in das Schloß zurückgeworfen, welches am andern Ende der Stadt am Flusse stand, und obwohl auf der einen Seite durch Mauern mit ihr verbunden, doch auf der andern durch einen freien Platz von den Häusern getrennt stand.

Das war eine lustige Botschaft für alle Kabeljaus, und der junge Arkel, welcher in Geldern und Lüttich mit den reichen Schätzen seines Hauses Leute warb, kam eiligst mit seinem Heere herbei und zog nach harter Verbannung triumphirend wieder in seine Vaterstadt. Barone, Ritter und Knechte sei-

ner Partei sammelten sich in Gorkum. Viertehalbtausend Leute mit Eisenhauben hatten die Kabeljaus jetzt hier beisammen, für die damalige Zeit eine bedeutende Macht. Die Stadt sollte ihr zweiter Hauptwaffenplatz werden, und sie säumten nicht, jede schwache Stelle in der Befestigung auszubessern. Auch Herzog Johann kam auf eine kurze Zeit von Dortrecht herüber und besprach das Weitere mit Arkel und Egmond. Tag und Nacht wurde jetzt gestürmt, um auch das Schloß zu gewinnen, doch die Besatzung hielt sich gut und zu ihrem Glücke hatte Herzog Wilhelm das Schloß zu einem starken Castell gemacht. Mit blutigen Köpfen warfen sie die Andrängenden zurück, und mehr als einmal verfolgten sie die Belagerer siegreich bis in die Stadt.

Bei der ersten Kunde des Unglücks von Gorkum beschickte Jakobäa alle ihre Räthe und Freunde, die sie in der Schnelligkeit nur erreichen konnte und hielt Rath mit ihnen. Es war großes Geschrei im Lande über das zahllose Volk, das die Kabeljaus nach Gorkum brächten, und ein stilles Bangen ging durch die Reihen der Hoeks, ob Jakobäa so mächtige Rüstung ihrer Feinde bestehen werde. Allein die junge Fürstin hatte nur einen Gedanken: retten müsse man sogleich die Freunde in Gorkum, koste es, was es wolle. Ihr feuriger Muth belebte ihre Anhänger, und die Boten eilten zu allen Freunden, denen man noch trauen konnte. „Schleunigst sollten sie sich aufmachen mit allen Schiffen und Leuten, die sie aufraffen könnten. Das bitte sie ihre Fürstin um Alles, denn es sei Nothsache.“ Selbst zu den Utrechtern und Amersfortern, obwohl sie fern im Norden und außer ihrem Gebiete wohnten, sandte sie das Begehren: „diesmal sie nicht zu verlassen, sie wolle es ihnen ewig gedenken.“ Gut war es, daß sie noch am selben Tage, als die Stadt Gorkum verloren ging, dem Herrn von Hoorn, welchem das Städtchen Workum gehörte, Befehl und freie Gewalt gegeben hatte, ihr dortiges Schloß bestens zu beschützen. Denn Hoorn war treu, und von Workum aus, welches nur eine kleine Stunde aufwärts am Flusse lag, mußte man die Arkel'sche Stadt wiedergewinnen.

Am bestimmten Tage und Orte stellten sich die Herren mit ihren Schiffen und Mannschaften. Es waren doch mehr als man hatte hoffen dürfen, und Jakobäa überflog mit glänzenden Augen dieses schöne Heer, das sich zu ihrem Dienste drängte. Der Vorsicht wegen, weil man noch nicht wußte, wo und wie stark der Feind war, machte man eine genaue Schlachtordnung. Die Flotte wurde in drei Treffen gestellt. Das erste vereinigte die besten Ritter und Mannen Jakobäa's, sie sollten zuerst das Wagestück versuchen; die Utrechter und Amersforter hatten den zweiten Zug; dann kamen die Uebrigen. Die Letzten führten Jakobäa's großes Banner, damit, wenn Alles verloren gehe, wenigstens seine Ehre gerettet werde. Im Vordertreffen flaggten nur ihre kleinen Fahnen, die man Wimpel nannte. Oberfeldherr war der erprobte Freiherr von Brederode. Jakobäa selbst und ihre Mutter, die sie jetzt nicht verlassen wollte, standen auf den Schiffen im Vordertreffen, unter dem Schalle der Trompeten stießen sie ab und fuhren über das Wasser, bis sie die Wälle von Gorkum erblickten. Noch flatterte über dem Schlosse das Feldzeichen Jakobäa's. Der jungen Heldin schlug das Herz, zum erstenmale ging sie in die Männerschlacht, sie wußte nicht ob zum Mauerstürmen oder zum Schiffskampfe. Hart unter den Wällen des Schlosses wurde gelandet, drüben öffnete sich das Wasserthor, man sprang aus den Schiffen und eilte hin und Jakobäa und alle ihre Mannen kamen wohlbehalten in's Schloß unter Freuderuf und Glückwünschen. Es war Nachmittags zwei Uhr. Unterdessen stießen auch die Utrechter und Amersforter an's Land, und sahen wie der Aufgang zur Burg bereits gestopft war von Zudrängenden. Doch hier galt kein Zaudern, in wildem Muth fielen sie auf das benachbarte Wasserthor der Stadt und brachen es ein; von der Stadtmauer fiel ein Stück mit herunter. Mit Trompeten und wehenden Fahnen stürmten sie in die Stadt und schossen mit Steinbüchsen in die Straßen hinein, welche sie durchzogen, bis sie auf der andern Seite vor das Schloß kamen und dastanden in großer Streitlust und in Freuden über ihr Abenteuer. Jauchzend kamen die Ritter und Mannen vom Schlosse und stellten sich zu ihnen in Waffen. „Was hat denn der Arkel vor?“ — fragte einer den andern, — „läßt Alles ruhig geschehen, und hat doch Leute genug, es jeden Augenblick zu hindern.“

Der junge Feldherr aber stand vor seinem Streithaufen drüben auf dem Krytsteeg, an der andern Seite des Schloßplatzes, wo die Straßen der Stadt sich öffneten. Er ließ

alle seine Feinde sich sammeln, damit er sie auf einem Haufen habe und dann ritterlich bekämpfe alle mit einander. Ein Herold trat aus seinen Reihen hervor; er kam zu der Fürstin Heer und rief: „der freie Herr von Arkel lasse sie wissen, daß er mit ihnen des andern Tages streiten wolle.“ Denn das war Sitte damals bei Fürsten und edlen Herren, daß sie sich auf Tag und Stunde in's benannte Blachfeld beschieden, um da wider einander das Gottesurtheil der Schlacht zu versuchen. Jakobäa's Mannen riefen zurück: „Streitens wegen seien sie gekommen und streiten wollten sie bis ihre Feinde genug hätten“ — und Hohn und Gelächter erschallten aus ihren Reihen über Arkel den Zauberer. Die Kampflust war so groß, daß sie beschlossen, auf der Stelle die Schlacht zu fordern. Mit diesem Bescheide ging der Herold wieder hinüber. Nun knieten beide Feldherren vor ihrem Heere nieder und empfingen den Ritterschlag, drüben der junge tugendliche Arkel, hüben der kriegsharte Brederode. Denn auch lang bewährte Kriegsmänner warteten wohl auf eine große Gelegenheit, bei welcher sie mit der höchsten Ritterehre sich schmücken wollten.

Unterdessen rüsteten sich die Heere zum Streite und wollten an einander. Nun war aber den Utrechtern und Amersfortern ein Graben im Wege, lang und tief. Arkel hatte ihn auf dem Platze vor dem Schlosse aufwerfen lassen, damit dessen Besatzung nicht unvermuthet in die Stadt einfalle. Wollten jene Städter den Graben entlang gehen, um auf die andere Seite zu kommen, so sah es aus, als wichen sie rückwärts. Das aber ärgerte die tapfern Männer in der Seele, daß sie ihre Banner, die dem Feinde grade in's Angesicht wehten, nur einen Augenblick wenden sollten. Sie wurden eins, sich in den Graben zu stürzen; einer solle den andern hinüber helfen auf's beste, als er könne. Und als sie das thaten, erhoben unverweilt auch die Ritter Jakobäa's Wimpel und schritten aus. Nun brach auch der Feind vor mit Geschrei und Hörnerklang und furchtbar war der Anprall. „Da ketteten sich,“ so erzählt der alte Chronist, „die beiden Heere in einander mit fliegenden Bannern, mit großem Trompetenschall, wie unverzagte Löwen, und jeder begehrte den andern. Da war großes Schallen von Schlägen, da hörte man die Schwerter und die Hämmer auf den Hauben und Harnischen klirren. Sehr wurde gedrängt und männlich gestritten: denn jeder arbeitete mit allem was er konnte, den Sieg zu behalten, so daß der Streit groß und schwer war, bis zuletzt einige von den Arkel'schen, welche hinten standen, den Rücken boten und gingen laufen.“ Denn sie sahen jetzt aus dem Schlosse Jakobäa's Banner treten, mit welchen die Letzten aus den Schiffen nicht rasch genug hatten herankommen können, und meinten, so viel neue Schaaren könnten sie nimmer bestehen. Da aber die Vordern in Arkel's Heere merkten, daß ihre Hinterleute wichen und kein Verlaß auf sie sei, kam auch in ihre Glieder Schwanken und Unruhe. Ein neuer Andrang der Feinde warf sie zurück und keilte sie ein in die engen Straßen. Gräßlich war das Gedränge zwischen den Häusern, auf allen Punkten fielen die Sieger die Weichenden an und die Parteiwuth sättigte sich im Morden. Fast der dritte Theil des Arkel'schen Heeres fand seinen Tod in den Straßen von Gorkum oder in den Wellen des Flusses. Auch der junge Arkel und der alte Brederode lagen unter den Erschlagenen. Erst am Abend und andern Tages, als man die Häuser und Büsche der Nachbarschaft durchsuchte, behielt die Habsucht die Oberhand, da wurden Gefangene gemacht des reichen Lösegeldes willen. Es waren ihrer zuletzt gegen Tausend, welche den Hohn und die Leiden der Gefangenschaft ertragen und es ansehen mußten, wie ihre Feinde bei wüsten Gelagen in den reichen Waffen der Erschlagenen prunkten. Dies war der Gorkumer Tag vom 1. December 1417, von welchem die Hoekischen so viel zu singen und zu sagen wußten.

(Schluß folgt.)

Die alte Kirche zu Schönfeld
in der Oberpfalz.

Von Hans Weininger.

Ungefähr fünf Stunden von Regensburg und in die Pfarrei Altenthann gehörig steht bei zwei großen Bauernhöfen die in vorgothischem Stile äußerst massiv erbaute Kirche von Schönfeld. Von Regensburg aus gelangt man dahin über Donaustauf, Sulzbach und durch den fürstlich Taxis'schen Thiergarten, ein an malerischen Schönheiten ungemein reicher Weg.

Die zum Bau verwendeten Quadersteine sind von bedeutender Größe und bestehen aus grobkörnigem Granite, hier herum kurzweg „Rauchstein" genannt. Gegen Norden und Westen hat dieses uralte Gotteshaus keine Fenster. Auf der Ostseite hinter dem Hochaltare befindet sich ein schmales, rundgewölbtes Fensterchen, ein eben solches auf der Südseite, um die Emporkirche zu beleuchten. Ein drittes Fensterchen, das sich gleichfalls auf der Südseite befand, mußte um's Jahr 1809 einem größeren weichen, das, ungefähr 12 Fuß vom Boden, 8½ Schuh im Lichten bei 4 Fuß Breite hat. Alte Bauern behaupten, man habe die dortige Mauer mit Pulver sprengen müssen, um schneller zum Ziele zu kommen. Die Decke der ziemlich hohen Kirche ist gewölbt. An Größe wird sie der St. Cassianskirche zu Regensburg ziemlich gleich kommen. Die breite Emporkirche wird von zwei mächtigen rundgewölbten Bögen getragen, denen ein gewaltiger viereckiger Pfeiler zur Stütze dient. Gegenüber der Kirchenthür, die auf der südlichen Seite ihren Platz hat, führt ein schmales viereckiges Thürchen, das grade ein schlank gebauter Mann passiren kann, über steinerne Stufen und zwar inmitten der nördlichen Kirchenmauer auf die Emporkirche. An dieser vorbei geleiten wieder steinere Staffeln innerhalb der westlichen Umfassungsmauer unter das Dach. Die Breite einer Stufe beträgt dabei 26 Zoll. Die Dicke der Mauer beträgt durchgehends 6 Fuß 7 Zoll.

In der rundgewölbten Nische (Apsis) gegen Osten steht, durch drei Stufenreihen von Backsteinen wesentlich erhöht, der Hochaltar, links seitwärts ein der heiligen Maria geweihter Altar und unfern von diesem, in die nördliche Wand befestigt, die Canzel. Altäre


Kirche zu Schönfeld.


Fenster an der Ostseite der Kirche zu Schönfeld.

und Canzel sind aus dem vorigen Jahrhundert und kürzlich erst restaurirt worden. Wie man hört, besitzt diese Kirche ein ziemliches Vermögen. Dieselbe ist dem heiligen Aegidius geweiht, welcher auch auf dem Hochaltarbilde dargestellt ist. Unter dem mit Brettern belegten Fußboden befindet sich ein kellerartiger Unterbau von 7½ Fuß Höhe. Diese im einfachsten Baustile aufgeführte Kirche hat sich, mit Ausnahme der Vergrößerung eines Fensters, noch sehr wohl erhalten, so daß jeder Alterthumsfreund davon überrascht wird. Das Dach ist mit Schneidschindeln belegt und 1853 wurde das mit einer Kuppel versehene Thürmchen neu aufgesetzt. In demselben hängen zwei Glocken, von denen die eine 1849 umgegossen wurde.

Innerhalb des steinernen Bogens auf der Außenseite der Kirchthür ist ein Kreuz (auf einem Schafte) ausgehauen. Die Aufgangstreppe besteht aus neun Stufen, welche eine Breite von 7½ Fuß haben. Bei den obersten zwei Stufen erweitert sich die mit einer Mauer gefaßte Stiege auf 11 Fuß 3 Zoll. Diese Ausladung soll den Zweck gehabt haben, das Gedränge vor der Kirchenthür zu verhindern oder doch zu verringern. Wenn man von außen die Kirche umkreist, so fällt jedem die helle Fläche in der westlichen Mauer auf. Da dieselbe in der Höhe der Emporkirche sich befindet, so geht die Sage, daß hier der Eingang von einem Nonnenkloster gewesen sei. Mit kleineren Steinen ist diese thürgroße Oeffnung ausgefüllt. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß die Herren von Prackendorf, die auf dem eine halbe Stunde entfernten Schloß Siegen (Sigun)-stein hausten, von außen einen Aufgang zur Emporkirche machen ließen, da ihnen jene Stiege innerhalb der Mauer zu dunkel und zu enge war.

Adelbert Müller sagt bei der Beschreibung des baierischen Waldes Seite 413 in Kürze, daß dieses Kirchlein zu St. Egid ein kostbarer Ueberrest grauester Vorzeit sei. „Die schwerfälligen Quadermauern, durchbrochen von schmalen Oeffnungen, welche mehr Schießscharten als Fenstern gleichen, das roh ausgehauene Kreuz über der Eingangsthür, die Ungefügigkeit des Meißels und der architektonischen Formgebung, welche am ganzen Werke zu Tage tritt, zeigen, daß wir hier einen der ersten Anfänge der kirchlichen Baukunst in Deutschland vor Augen haben. Wir werden kaum irren, wenn wir St. Aegid für eine Schöpfung des 10., spätestens 11. Jahrhunderts halten."

Nach traditionellen Ueberlieferungen soll diese Kirche von den am nahen Kienberg nach Erz grabenden Bergleuten um besagte Zeit erbaut worden sein. Später war sie Eigenthum der Herren von Prackendorf auf Siegenstein, nach deren Aussterben im Jahre 1606 des Hochstiftes Regensburg.

Literarisches.

Ulrichi Hutteni equitis Germani opera edidit E. Böcking. Vol. I. Lipsiae. Teubner.

Die äußerst mangelhafte Ausgabe der Werke Hutten's von Münch, bei der man nach Böcking's Ausdrucke zweifelhaft bleibt zwischen Mitleiden, Unwillen und Lachen, ließ längst eine bessere wünschen. Neuerdings wurde dieser Wunsch nach Vollendung der Arbeit, welche Böcking schon seit Jahren unter Händen hatte, verstärkt durch das Buch von Strauß über Hutten. Endlich liegt nun der erste Band der Briefe vor, welchen Böcking der Universität Jena zur dritten Jubelfeier widmet. Böcking ist voll von Verehrung für Hutten, den er den schärfsten Vorkämpfer der deutschen Freiheit und evangelischen Wahrheit nennt. Daß endlich einmal die Werke des merkwürdigen Mannes uns vollständig in einer sicheren, zuverlässigen Form dargeboten werden, muß von allen Parteien, wohin auch sonst ihre Richtung sich neige, mit Dank und Anerkennung begrüßt werden. Ob bei vollständiger Kunde aller Einzelheiten Viele — wir reden nicht bloß von Katholiken, sondern auch von Protestanten — ein gleiches anerkennendes Lob über Hutten aussprechen werden, dürfte fraglich sein. Böcking sagt gar: „Wenn nicht Hutten und Luther mit den Waffen des Geistes für uns gekämpft hätten, so würden wir nicht Deutsche sein." Man kann solche Hypothesen weder bejahen noch verneinen; denn es sind eben nur Hypothesen, über die man vielleicht mit dem Aufwande feinsten Scharfsinnes und umfassender Gelehrsamkeit dicke Bücher schreiben könnte, ohne dadurch die Hypothese dem Reiche der Thatsachen auch nur um eine Linie näher zu bringen. Aber man darf entgegnen, daß von einer Gemeinschaft zwischen Hutten und Luther doch nur für eine sehr kurze Zeit die Rede sein kann, und daß sehr bald ihre Wege für immer aus einander gingen. Freilich geht der uns hier vorliegende Band nicht bis

zur Trennung der Bestrebungen. Er erstreckt sich nur bis zum Ende des Jahres 1520.

Auf Einzelnes des Inhaltes einzugehen, kann nicht der Zweck einer kurzen Besprechung sein. Nur in Betreff des Gewandes, in welchem der Inhalt auftritt, sei es uns verstattet, noch einige Bemerkungen zu machen. Böcking erörtert die Frage (p. XIV), warum er nicht die Werke eines deutschen Schriftstellers für unsere Zeit auch deutsch herausgegeben. Er erwiedert, daß nicht bloß Hutten das Meiste in lateinischer Sprache geschrieben, sondern daß auch die Unkenntniß des Lateinischen nicht unter die Vorzüge der Deutschen gehöre. Wer ein lebendiges Interesse an Hutten nehme, werde seine Schriften in originaler Form lesen wollen. Dazu ist es der Zweck des Herausgebers gewesen, das Gestirn Hutten's auch bei den andern Nationen schimmern zu lassen; den Engländern werde es wie ein heimatbliches erscheinen, den Franzosen wie ein heilbringendes, den italischen Völkern wie ein Wiederglanz aus ihrem eigenen Alterthume. Die Erfüllung dieser Hoffnungen ist möglich, obwohl wir sie für sehr wahrscheinlich nicht halten. Der geringe Erfolg, den für den Buchhandel die Herausgabe der Briefe Luther's von de Wette, und des Corpus Reformatorum von Bretschneider gehabt haben, verspricht nicht eine glänzende Aussicht für Hutten. Da nun dieser lateinisch schreibt, so hat demgemäß auch Böcking lateinisch geschrieben, und zwar gibt er in lateinischer Sprache (p. XII) ein scharfes und bemerkenswerthes Urtheil über unsere Zeit. Er sieht die Gebrechen der Zeit beim Ausbruche der Reformation wiederkehren in unsern Tagen, und zwar redet er nicht von der katholischen Kirche, sondern allgemein. Da Böcking diese Worte in lateinischer Sprache nur für seinen Leserkreis bestimmt, so wollen wir sie nicht hierher setzen, und uns mit der Bemerkung begnügen, daß es scharfe Worte sind gegen eine Richtung, welche mit Lohn und Ehrenstellen eine äußerliche Frömmigkeit zu erzielen strebt, und dabei nicht sucht, den inneren Tempel Gottes durch Sittlichkeit und Wissenschaft zu erleuchten.

Der sechzehnte Jahrgang, 1861, des „Album, Bibliothek deutscher Originalromane,“ welches bei Kober und Markgraf in Prag erscheint, wird durch einen neuen zweibändigen Roman von Jakob Corvinus (Wilh. Raabe) eröffnet werden. Das Werk führt den Titel „Der heilige Born, Blätter aus dem Bilderbuche des sechzehnten Jahrhunderts.“ Corvinus hat demnach den Stoff zu dieser größeren Arbeit derselben Zeit entnommen, aus welcher er bereits mehrere Novellen, die in unseren Monatsheften veröffentlicht wurden, geschöpft hat. Die gewaltigen welthistorischen Zeiten vor dem dreißigjährigen Kriege mit ihrem mächtigen Sturm und Drang bilden auch hier den Hintergrund, und wer sich an den kernhaften, echt deutschen Gestalten in „Lorenz Scheibenhart“ und „Der Junker von Denow“ erfreut hat, der wird dieser neuen Schöpfung gewiß mit Spannung entgegensehen. Alles was Corvinus schreibt, ist erfüllt von Leben und echter Volksthümlichkeit; ein besonderer Reiz, der seinen Arbeiten eigen ist, liegt in der reinen, ungestörten Harmonie, die nur der Ausfluß einer bedeutenden, durchaus selbständigen Persönlichkeit sein kann. Von den übrigen Werken, welche der neubeginnende Jahrgang des Kober'schen „Album“ bringen wird, sind noch zu nennen „Der große Baron,“ eine Geschichte von Edmund Hoefer, und „Abenteuer eines Kriegsknechtes,“ von Levin Schücking. Den Verehrern der vielgelesenen Luise Mühlbach wird ein dreibändiger historischer Roman willkommen sein, der ebenfalls im nächsten Jahrgang des „Album“ erscheinen soll. Das Kober'sche Unternehmen ist im Allgemeinen nicht nur für jede Leihbibliothek unentbehrlich, sondern auch für den Privatbesitz sehr empfehlenswerth. Jeder Jahrgang bringt einige größere Werke von bleibendem Werthe und das minder Bedeutende ist wenigstens stets mit richtigem Gefühl für dasjenige Publicum, welches gediegene Unterhaltung sucht, ausgewählt.

Von Edmund Hoefer ist ebenfalls bei Kober und Markgraf eine Sammlung von Skizzen und Erzählungen, unter dem Titel „Deutsche Herzen“ erschienen, wobei uns namentlich die Spiegelgeschichte am Schlusse des Buches die Vorzüge des Verfassers recht lebhaft vergegenwärtigte. Hoefer's Talent glänzt besonders durch die Wahrheit der Empfindung, welche in der geschmackvollen Ausmalung und feinen Abrundung, die alle seine Schriften kennzeichnet, zur schönsten Geltung kommt. — Als sehr empfehlenswerth, namentlich für solche Leser, denen feingesponnene und mit Zartsinn ausgeführte Novellen willkommen sind, erwähnen wir noch die „Neuen Novellen“ von Adelheid von Auer, welche bei G. H. Wigand in Göttingen erschienen sind. — Ein nie veraltendes Werk: Chamisso's „Peter Schlemihl“ ist in sehr geschmackvoller Prachtausgabe in J. L. Schrag's Verlag in Leipzig neu herausgekommen.



Meine Reise nach Spanien im Sommer 1860

zur

Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß.

Von Prof. Dr. J. H. Mädler.

Im Maiheft 1860 dieser Zeitschrift gab ich eine allgemeine Darstellung des Vorganges, den wir als Sonnenfinsterniß bezeichnen, verbunden mit einer etwas detaillirter gehaltenen Vorausbestimmung der am 18. Juli im nördlichen Spanien stattfindenden, und ich schloß mit dem Wunsche, daß recht zahlreiche Beobachter zur Anschauung des seltenen Phänomens sich dorthin begeben möchten.

Mehr als ich zu hoffen wagte, ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. Von den meisten europäischen Ländern, ja aus Amerika und Indien, hatten sich, theils in amtlicher Mission, theils als Privatpersonen, Beobachter in das Ebrogebiet und an die algierische Küste begeben, so daß stellenweis in der That eine Ueberfüllung — zwar nicht in Beziehung auf die Himmelsbegebenheit, wohl aber in Rücksicht auf das terrestrische Unterkommen — eingetreten war. Die Zahl aller das Phänomen wissenschaftlich Beobachtenden kann man auf achtzig bis hundert schätzen.

Auch der Verfasser befand sich unter ihnen, und zwar im amtlichen Auftrage, und es dürfte die Leser dieser Zeitschrift interessiren, über den wirklichen Vorgang und das, was zu seiner Beobachtung geschehen ist, hier eine Zusammenstellung des Wesentlichsten zu finden.

Ueberzeugt, daß nur durch ein Zusammenwirken Mehrerer und eine möglichst systematische Vertheilung der Arbeit unter sie in der so sehr kurzen Zeit des Vorganges eine gewisse Vollständigkeit zu erlangen ist, war ich bemüht, Mitarbeiter zu gewinnen, und nicht ohne Erfolg. Mehrere kundige Liebhaber der Astronomie ließen sich auf meinen Wunsch zur Reise nach Vitoria, dem von mir gewählten Punkte, bestimmen, und so konnte ich gewiß sein, nicht allein zu stehen.

Die wichtigste Acquisition dieser Art sollte ich in Paris machen. Weltbekannt sind die zahlreichen Planetenentdeckungen Goldschmidt's, der alle anderen Entdecker auf diesem Felde hinter sich läßt; denn weder Hind noch Gasparis, weder Luther noch Chacornoc sind auf die Zahl 12 gekommen, wie Goldschmidt. Aber weniger allgemein bekannt ist, daß Herr Goldschmidt gleichwohl kein Astronom ex professo, sondern ein eben so tüchtiger als beliebter Maler ist, der nach fleißiger Tagesarbeit zu seiner Erholung Planeten entdeckt! Man wird unwillkürlich an Lichtenstein's Wort über Olbers, dessen amtlicher Beruf der eines Arztes war, erinnert: „Möchten doch Viele so arbeiten, wie Olbers sich erholte!“ Ein Mann, der mit der Himmelskunde in solchem Grade vertraut, mit dem wunderbar raschen Blick seines formen- und farbenkundigen Künstlerauges das Phänomen erfaßt und es im Bilde wiedergibt — wo wäre noch ein Zweiter zu finden, der Solches leisten könnte. Auf meine Vorstellungen entschloß er sich zur Reise nach Vitoria.

Die jetzt schon in ununterbrochener Linie bis Bayonne reichende Eisenbahn wird vielleicht schon im Jahre 1861 bis Madrid reichen und nicht viel später bis Cadix und Lissabon. Unter der Leitung französischer und englischer Ingenieure werden sowohl diese Hauptlinie, von der beträchtliche Strecken schon fertig sind, als auch andere Linien gebaut, und Spanien, das etwas lange zögerte, wird früher als manches andere europäische Land sein Eisenbahnnetz besitzen. Für jetzt jedoch muß man sich des Wagens bedienen, den die Sociedad Burgalese de Diligencias unterhält, und der anfangs von Pferden, von der spanischen Grenze an jedoch abwechselnd von Maulthieren und Ochsen gezogen wird; von letzteren bei steil aufwärts führenden Wegen.

Die spanische Regierung hatte zu Gunsten der Beobachter, welche die Sonnenfinsterniß dort anschauen wollten, mehrere höchst dankenswerthe Verfügungen getroffen, die durch Circularschreiben in ganz Europa verbreitet worden waren. Erstens sollten ihre Instrumente an allen Douanen frei und ohne einen Aufenthalt — wenn gehörig angemeldet — passiren.

Zweitens sollten alle Civil- und Militärbehörden dafür Sorge tragen, daß den fremden Astronomen jede von ihnen gewünschte Förderung zu Statten komme, und alle Veranstaltungen getroffen werden, welche sie zur gesicherten und bequemen Ausführung ihrer Beobachtungen nöthig hätten.

Endlich sollten drittens diejenigen Personen, die zur w i s s e n s c h a f t l i c h e n Hilfsleistung befähigt wären, also namentlich die Professoren der Naturwissenschaften an den benachbarten Universitäten, sich bereit halten, durch ihre Beobachtungen in der von den Astronomen gewünschten Weise mitzuwirken.

Und diese Zusagen blieben keine leeren Worte: sie wurden vielmehr in liberalster Weise in's Werk gesetzt, und noch manche andere, im Programm noch nicht namhaft gemachte Begünstigungen, wie z. B. der unentgeldliche, ja für den Finsternißtag sogar ausschließliche Gebrauch des Telegraphen gestattet. In solcher Weise die Wissenschaft ehren, heißt sich selbst ehren, und die Regierung der jetzigen Königin hat sich durch dieses so hilfreiche Entgegenkommen ein Denkmal gesetzt, das ihr zum bleibenden Ruhme gereicht.

So konnten wir die sonst so gefürchtete Grenze an der Bidassoa passiren ohne Aufenthalt, ohne Durchsuchung, ohne Zollabgabe; ja man dehnte die für unsere Instrumente gestattete Freiheit auch auf unsere übrigen Effecten aus.

Die Grenzstadt Irun besteht fast ganz aus einer langen, schmalen, steil aufwärts sich krümmenden Hauptstraße, und nicht lange, so hat man auf vortrefflicher, durch eine gartenähnliche Landschaft führender Straße die Bai von Passages erreicht; ein herrlicher Punkt. Nur ein schmaler Meeresarm führt von der biscayischen See in die weite Bai, rings umgeben von dunkelm, waldgekröntem Gebirge, an dessen Fuß sich die ziemlich zerstreut liegenden Ortschaften hinziehen. Nicht minder schön liegt San Sebastian, wohin man, immer auf trefflich unterhaltener Straße, nach Umgehung der Bai gelangt. Der hohe mauergekrönte Orgullo erhebt sich hinter der Stadt, ein Vorgebirge bildend. Von seiner vor fast fünfzig Jahren erfolgten Zerstörung hat San Sebastian sich längst erholt.

Bis hierher hatte sich die Straße fast ganz westlich gewendet; von hier ab nimmt sie einen südlichen und später südöstlichen Lauf mit vielen durch die Gebirgszüge veranlaßten Krümmungen. Bald müssen die Maulthiere, die schon von der Grenze her an Stelle der Pferde traten, ausgespannt und von einem langen Zuge von 10 bis 12 starken Ochsen abgelöst werden, um die steilen Höhen, die von Tolosa an sich wiederholt zeigen, langsam aber sicher in Schlangenwindungen hinanfahren zu können. Oben angelangt, werden die Ochsen wieder ausgespannt und die rascheren Maulthiere treten an ihre Stelle.

Bei einer solchen Fahrt lernt man die Rüstigkeit und Raschheit des gemeinen Spaniers kennen und bewundern. Im raschesten Laufe des Wagens springt der Adelantero von seinem Bocke, peitscht unter lautem Aïdah, Aïdah! auf die Thiere los, um sie zu noch rascherem Ziehen zu ermuntern, läuft um den Wagen herum und schwingt sich mit einer Behendigkeit, die man kaum begreift, wieder auf seinen Sitz. Fährt ein zweiter Wagen vorbei, so peitschen die Kutscher gegenseitig auf die Maulthiere des andern Gefährts, was den armen Thieren freilich weniger als ihren Lenkern gefallen mag. — Blickt man um sich, so gewahrt man überall, wo die Berge nicht gar zu steil in die Höhe starren, fleißigen, sorgfältigen Anbau des Landes, man erblickt Werkstätten aller Art, Eisen-

und Kupferhämmer im lebhaften Betriebe; kurz das grade Gegentheil dessen, was man nach dem gewöhnlichen althergebrachten Vorurtheil in Spanien zu finden erwartet. Und gleichwohl sind es dieselben Landschaften, in denen noch vor einem Vierteljahrhundert der schrecklichste Bürgerkrieg wüthete und wilder Fanatismus Brüder gegen Brüder bewaffnete.

Aber wenn man es nicht geschichtlich wüßte, daß hier Jahre lang mit der größten Erbitterung gekämpft wurde — der tiefe Friede, der heute hier herrscht, der augenscheinlich blühende Zustand des Landes, die Harmlosigkeit und Munterkeit seiner Bewohner würden nichts davon ahnen lassen.

Man vergönne nur den Menschen, die Früchte ihres Fleißes zu genießen; man privilegire nicht Schlendrian und Indolenz und sorge für zweckmäßigen Volksunterricht, und man wird keiner Zwangsmaßregeln bedürfen, um ein Volk zur Thätigkeit anzuspornen. War es hier einst anders als jetzt und datirt diese günstige Veränderung seit der Vertreibung des Don Carlos, so ist dieser Zustand die größte Lobrede für die Regierung der zweiten Isabella.

Um 5 Uhr Morgens hatten wir Bayonne verlassen; um 11 Uhr Abends kamen wir in Vitoria ($22\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) an. Eine Stunde Aufenthalt in San Sebastian, um eine Mahlzeit einzunehmen, ist abzurechnen, und so kann man, wenn man das sehr bergige Terrain beachtet, die Fahrt eine rasche nennen. Es wird die Leser interessiren, wenn ich über diese Stadt einige flüchtige Bemerkungen hinzufüge, die zur Kenntniß eines unter uns noch immer sehr wenig bekannten Landes einen kleinen Beitrag liefern können.

Vitoria besteht aus einem älteren, hochliegenden, und einem neueren, im Thale sich hinziehenden Theile. In jenem die Kathedrale und die meisten anderen Kirchen; in diesem die Regierungs-, Post- und andere ähnliche Gebäude, die Gasthöfe, überhaupt der lebhafteste Verkehr. Nach dem Umfange und der Zahl der Häuser sollte man 20- bis 25,000 Einwohner vermuthen; in der That sind es nur 11,000. Aber namentlich in der Oberstadt stehen viele Baulichkeiten leer und viele andere sind auch gar nicht mehr bewohnbar. In diesen engen Straßen fährt selten ein Wagen (in einigen wäre es auch gar nicht möglich) — und nur an ihren Ausgängen nach dem Felde oder der Unterstadt hin gewähren sie einen etwas freundlicheren Anblick. Auf eine gefällige Außenseite scheinen diese alten Städte wenig zu geben. Fenster ohne Glas, eigentlich nur Mauerlöcher, durch eine Klappe oder Schieber zu schließen; überhaupt auch in den besseren Gebäuden wenigere und kleinere Fenster als bei uns, aber fast alle mit Balcons versehen. Denselben Charakter zeigen Irun, Tolosa, Vergara und andere Städte dieser Gegend.

Ganz anders die neue Stadt. Hier sind die Straßen viel breiter; es bilden sich große, zum Theil schöne Plätze und die Häuser würden ganz denen in deutschen Städten gleichen ohne die zahlreichen Balcons, die wenigen Fenstern fehlen (eine Markise fehlt keinem einzigen). Die Florida ist ein schöner öffentlicher Garten mit prächtigem Blumenflor; der Prado (vulgäre Aussprache prão) ziemlich weitläufig, doch ohne besonders ausgezeichnete Anlagen. Zwischen beiden wird die künftige Eisenbahn nach Pampelona hindurchführen; schon sieht man an mehreren Orten die Schienen gelegt.

Cicero wünschte bekanntlich, daß sein Haus von Glas sein möge, damit das Publicum Zeuge aller seiner Handlungen sein könne. Die Spanier übertreffen ihn noch an Offenherzigkeit. Sie lassen auch das Glas noch weg, und durch die breiten offenen Thüren, wie durch die großen, höchstens leicht vergitterten Fenster der Parterreräume kann man von außen Alles sehen, was im Innern getrieben und handthiert wird. — Für Leute, die nicht noth haben, sich in Geheimniß zu hüllen, habe ich stets eine besondere Vorliebe gehabt.

In den Straßen und auf den Plätzen sieht man wenig Pferde, mehr Maulthiere, am meisten jedoch Ochsen, gegen den Sonnenstich mit wollenen Kappen versehen. Sie sind aber auch in der That unentbehrliche Transportmittel, eben so wie die hier gleichfalls zahlreich repräsentirten und nichts weniger als verachteten Esel, die besonders auch zum Reiten dienen.

Die Wagen des Landvolkes haben fast ohne Ausnahme statt der Räder volle massive Scheiben, die in Zeiten, wo noch kein so vortreffliches Straßenpflaster als gegenwärtig in Vitoria bestand, einen unerträglichen Lärm verursacht haben müssen. — Wir fanden hier, wie überall, die Wege, auch an den schwierigsten Stellen, in vortrefflichem Zustande, und die vielen Steinhaufen und Aehnliches an den Rändern geben Zeugniß, daß man

fortwährend auf deren Erhaltung und Verbesserung bedacht ist.

Die Kleidung der besseren Classe unterscheidet sich nicht wesentlich von der in Europa allgemein üblichen, nur daß keine Spanierin einen Hut trägt, und dafür noch immer die sehr hübsche Mantille beibehalten hat. Sie besteht aus einem langen Stücke schwarzseidenen Zeuges, das rund umher mit Spitzen besetzt ist und dessen oberer klarer Streifen mit seiner zurückfallenden Kante einen sehr anmuthigen Kopfputz bildet, während der dichtere untere als Mäntelchen die Schultern bedeckt. Dieses so nothwendige Stück der spanischen Toilette sieht man von der höchsten Eleganz bis zur größten Einfachheit. Dabei darf der mit vielem Anstand gebrauchte Fächer in der Hand nicht fehlen. Die weiten faltigen und langen Kleider werden, wo irgend möglich, von den schwersten Stoffen getragen und sind gewöhnlich dunkel, am meisten schwarz, wie das mit vieler Sorgfalt, aber doch so natürlich aufgesteckte glänzende Haar, das einen Hauptschmuck der Spanierinnen bildet. — Bei der geringern Classe sieht man fast nur weiße Schuhe oder auch bloß eine Sohle mit breiten Rändern; von Strümpfen ist bei ihnen selten die Rede.

Die Basken, die jedoch in Vitoria nicht mehr die ganze Grundbevölkerung ausmachen, wie nördlich an den Pyrenäen und in Frankreich bis an den Adour hin, sind ein kräftiger, aber keineswegs schöner Menschenschlag. Doch machen Figur und Haltung beim Gange dies vergessen. Ein Selbstgefühl der Würde und des Stolzes — nur keineswegs eines verletzenden — spricht aus dem Spanier wie aus dem Basken. Mit ihrem gravitätisch bemessenen Gange contrastirt sehr ihre flinke Rührigkeit, wo es gilt, rührig zu sein. Der Spanier arbeitet gern, nur will er nicht vergebens gearbeitet haben.

Man sieht viele Geistliche umherwandern: der breite Priesterhut und der schwarze Mantel unterscheidet sie schon von Weitem. — Beim Militär, das sich recht stattlich ausnimmt, ist theilweis noch der dreieckige Hut in Gebrauch.

Die spanischen Städte halten sehr viel auf öffentliche Spaziergänge im Schatten hoher Bäume (Alamedas); in neuerer Zeit vielleicht mehr noch als früher, da man um Vitoria, wie bei andern Städten, so viele Alleen mit ganz jungen Bäumen findet. Hier aber sind drei Jahre für das Wachsthum eines Baumes mehr als zehn Jahre in unserm Norden.

Der schöne Platz in Vitoria, den Lorinser nicht finden konnte — sein Aufenthalt währte freilich nur wenige Stunden — ist ein Quadrat mit vier überwölbten Eingängen. Um den ganzen innern Raum laufen Arcaden, und Kaufläden haben sich hier etablirt — ein Palais Royal im Kleinen. An einer, der stattlichsten Seite, steht das schöne Rathhaus. Der Platz selbst ist ein täglicher Markt von Lebensmitteln und andern Gegenständen zum Hausrath. An schönen Abenden ist der Platz von Spaziergängern stark frequentirt.

In Vitoria sieht man auch noch einen Plaça de Toros, in dem aber nun schon seit vier Jahren kein Stiergefecht mehr stattfand. Die große Rotunde, mit hölzernen Sitzen amphitheatralisch versehen, wird wahrscheinlich nächstens durch einen Beschluß des Ayuntamiento verschwinden und der Platz einer andern, mit den Ansichten unsers Jahrhunderts besser harmonirenden Bestimmung gewidmet werden. — Die Lust an Stiergefechten scheint in starker Abnahme begriffen zu sein. Vor fünfzig Jahren konnte man sie noch im südlichen Frankreich an mehreren Orten sehen; jetzt sind sie im nördlichen Spanien schon selten, und bald wird man sie nur noch in Madrid und Sevilla finden.

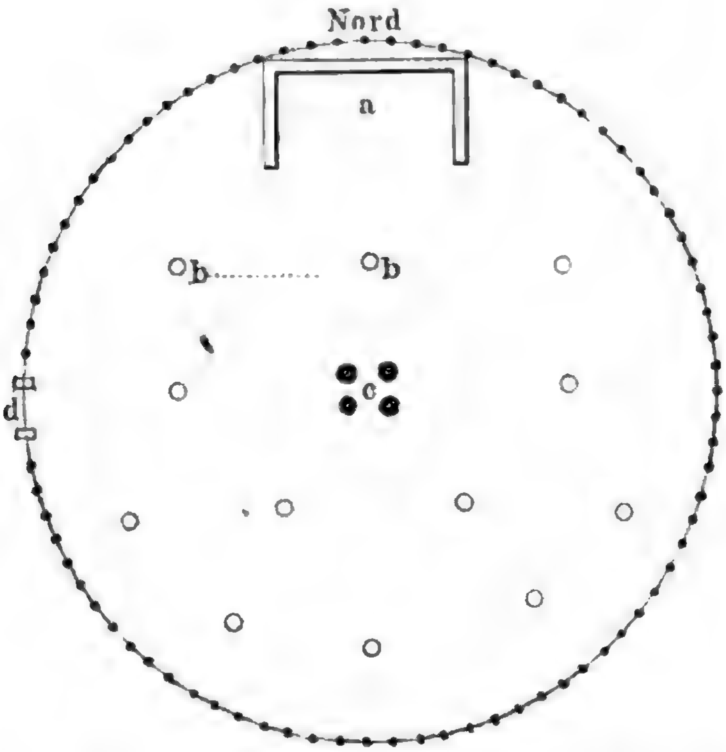
Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm eigentlichen Gegenstande zurück. Am 11. Abends waren wir angekommen, aber der 12. führte einen grauen, kühlen Tag herauf: wir erfuhren, daß das Wetter hier und in der Umgegend schon seit einer Woche denselben Charakter zeigte.

Sehr bald sollten wir die angenehme Erfahrung machen, daß man hier auf's Bereitwilligste unserm Unternehmen zu Hilfe kommen werde. Ein des Französischen völlig mächtiger Spanier — man findet solche hier nicht grade häufig — Señor Dejado, hatte uns schon am 12. Morgens aufgesucht; mit allen Behörden und Notabilitäten bekannt, begleitete er uns zum Gouverneur, dem Alcalden, den Ingenieuren und besonders deren Chef, Herrn Letourneur, kurz überall, wohin wir wünschten. An allen Orten fanden wir die bereitwilligste Zusage, und diese blieb keineswegs ein leeres Wort.

Meine erste Sorge war die Wahl eines passenden Beobachtungspunktes. Der 3½ Meilen entfernte, überdies fast immer von Ne-

beln umhüllte Gorbea, 5020 Fuß hoch, zeigte sich nicht geeignet. Ich entschied mich schließlich für einen etwa 60 Fuß über die Ebene sich erhebenden Hügel, hart an der im Bau begriffenen Eisenbahn, der von meinem Gasthofe (Fonda di Posta) in 20 bis 25 Minuten bequem zu Fuße erreicht werden konnte. Dieser Hügel (Santa Lucia) zeigt überall am Horizont, jedoch in weitem Umkreise, sanft ansteigende Höhen, die höchsten im Westen, wo das Altubagebirge mit dem Gorbea sich hinzieht. Nach dieser Seite hin war es auch, wo die berühmte Schlacht vor siebzehn Jahren stattfand. Alle später hier ankommenden Astronomen billigten diese Wahl und schlossen sich an.

Fig. 1.



a Bretterhütte, gegen Süden offen. b, b ... Zwölf Pfähle zum Anschrauben und Aufstellen der Instrumente. c Vier gegen einander geneigte Pfähle zur Aufstellung einer künstlichen Himmelshalbkugel mit einem freien Raume darunter. d Eingangspforte.

Die trüben Witterungsaussichten veranlaßten mich und zwei in gleicher Absicht hier angekommene Engländer, am 13. Juli nach Mirando del Ebro zu fahren, gleichzeitig auch nach Burgos und einigen andern Orten zu telegraphiren, um vielleicht von irgend einer Seite bessere Kunde zu vernehmen, denn noch wäre es Zeit gewesen, einen andern Punkt statt Vitoria zu wählen. Doch vergebens, denn es war überall gleich: bedeckter Himmel am Ebro und jenseits; es war unter solchen Umständen das Beste, zu bleiben wo ich war.

Indeß sollte dieser Tag kein verlorener sein. Bei Rivabellosa, einem Dorfe, etwas seitwärts von der Hauptstraße, hatte Warren de la Rue, Secretär der Royal Astronomical Society, auf freiem Felde sein photographisches Atelier errichtet. Alles und das Haus selbst war aus England hierher transportirt worden. Unter diesem Bretterdache stand der große, durch ein Uhrwerk bewegte Photograph; kleinere Instrumente ähnlicher Art waren um das Haus herum postirt; sie alle sollten am Himmel arbeiten, sobald er sich gnädig erweisen würde. Einstweilen mußte man sich mit terrestrischen Proben begnügen: die Einwohnerschaft von Rivabellosa und andere Anwesende, wir selbst mit inbegriffen, wurden gruppenweis photographirt. Auch der Pfarrer des Dorfs hielt es nicht unter seiner Würde, sich inmitten dieser Gruppen mit abbilden zu lassen.

Die astronomische Gesellschaft unserer Fonda vergrößerte sich von Tag zu Tag: aus England, Dänemark, Frankreich, Holland und Deutschland fand man sich hier zusammen und bald hatte die Fonda keinen disponiblen Raum mehr übrig. Auch mehrere in Vitoria domicilirende Personen schlossen sich unserem Kreise an und übernahmen die Beobachtung einzelner Gegenstände.

Doch das Wetter war und blieb ungünstig. Zwar zeigte sich am 14. Abends ein schöner Sternenhimmel, dem ein heißer Tag folgte, aber am Abend folgte ein Gewitter und diesem trübes, regnerisches Wetter. Alles war in banger Erwartung.

Inzwischen hatte ich am 14. die Arbeiten beginnen lassen. Auf dem genannten Hügel ward ein Kreis von 100 Fuß Durchmesser mit kleinen Pfählen umsteckt und innerhalb desselben die Vorrichtungen getroffen. (Fig. 1.)

Im Auftrage des Gouvernements hatten die mit der Vermessung Spaniens beschäftigten Ingenieurgeographen diese Arbeiten nach meinem Entwurfe ausgeführt, und da sie auch am Sonntage fortgesetzt wurden, so konnte Alles rechtzeitig fertig werden.

Am 17. langte der Gouverneur von Alava, Vizconde de Cerro, in Vitoria an, und be-

gab sich sogleich mit mir nach dem Beobachtungsplatze, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Alles, so wie ich es gewünscht, ausgeführt sei.

Schon Tags vorher war uns eine Verfügung mitgetheilt worden, wonach die Benutzung des Telegraphen für ganz Spanien uns unentgeltlich, und für den Nachmittag der Sonnenfinsterniß sogar ausschließlich frei stehen sollte. Ich machte von dieser liberalen Anordnung unter Anderm den Gebrauch, daß ich mir zu zwei verschiedenen Malen, vor und nach der Finsterniß, telegraphische Zeitsignale von der Sternwarte Madrid senden ließ. Bei der Unmöglichkeit, dem so anhaltend trüben Himmel genaue Zeitbestimmungen abzugewinnen, blieben diese Madrider Signale das einzige Mittel für die in Vitoria beobachtenden Astronomen, Stand und Gang ihrer Uhren genau kennen zu lernen und so absolute Zeitmomente zu gewinnen.

So war Alles geschehen, was in irgend einer Weise dem Unternehmen förderlich sein konnte; und nur der Himmel zögerte noch mit seiner Gunst. Angesichts dieser trostlosen Aspecten verließen die Beiden oben erwähnten Engländer noch am Abend des 17. Vitoria, und Andere standen am 18. früh im Begriff, ein Gleiches zu thun, um rasch einen günstigeren Himmel, wenn möglich, noch zu gewinnen, als sich im Nu eine kleine heitere Stelle zeigte. Sie verschwand, kam wieder, und so schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung, bis nach 12 Uhr, wo die letztere entschieden überwog.

Nicht wir Astronomen allein, die ganze Stadt und Umgegend nahm Theil an dem großen Ereignisse des Tages, wie es die zu Tausenden den Platz umgebende Volksmenge bethätigte. Auf Anordnung der Militärbehörde umstellten 100 Mann Infanterie und 20 Mann Reiterei den Platz militärisch, um jede Störung zu verhindern. — Im Moment des Anfangs erheiterte sich die Gegend, wo die Sonne stand, und sie blieb heiter bis zu Ende der Finsterniß, wo fast augenblicklich die frühere Trübheit wieder eintrat. Alles gelang nach Wunsch, und eine telegraphische Depesche, die ich gleich nach dem Schlusse der totalen Verdunkelung mit der Nachricht vom Gelingen durch einen schon bereit stehenden reitenden Boten in's Bureau befördern ließ, langte noch vor Ende der Finsterniß in Madrid an und ward sofort erwiedert.

Der Leser wird sich nun hinreichend orientirt finden, und wir können zur Betrachtung des Phänomens sebst übergehen.

Als die letzte Wolke die Sonne verließ, hatte die Finsterniß schon einige Secunden vorher begonnen, und die scharfen Contouren der schwarzen Mondscheibe zeichneten sich auf der Sonne ab, ohne irgend ein Zittern, ohne Deformation oder Unbestimmtheit.

Etwa eine Viertelstunde nach dem Anfange (1 h 47′ 42″, 8 nach Madrider Zeit) erfolgte die Berührung eines großen Sonnenflecks durch den Mond. Der Fleck gehörte zu den dunklen Kernflecken, die man im Blendglase schwarz erblickt; mit der berührenden Mondscheibe verglichen erschien er aber fast lichtbraun und jedenfalls beträchtlich bleicher als der Mond.

Beim weiteren Fortrücken war nichts Besonderes zu bemerken. Die Hörner der Sonnensichel erschienen fortwährend scharf, nur das südliche zuweilen etwas weniger. Nicht früher als bis Dreiviertel der Sonnenscheibe bedeckt waren, 18 — 20 Minuten vor der totalen Verdunkelung, änderte sich allmälig die Sonne. Die Schatten wurden schärfer, das Sonnenlicht bleicher; die Thermometer, sowohl beschattete als beschienene, sanken erst langsam, dann immer rascher herab. Schon jetzt erblickten scharfe unbewaffnete Augen den Jupiter, bald darauf auch Venus, jenen links, diese unterhalb der Sonne und kaum sechs Grade entfernt.

Immer kleiner ward die Sichel der Sonne, immer gespannter die Erwartung. Die Tausende, welche den Platz umstanden, verharrten in lautloser Stille.

Einige Minuten vor Anfang der Totalität gewahrte man schon die ersten Spuren der Lichtkrone daran, daß der schwarze Mondrand von jetzt ab auch da sichtbar war, wo er nicht auf dem Grunde der Sonnenscheibe stand. War dies Alles mehr oder minder im Voraus so erwartet worden, so zeigte sich jetzt (20 — 30 Secunden vor der Totalität) ein Unerwartetes. Vom West- und Ostrande der Scheibe bewegten sich intermittirende Strahlen, wie Perlenreihen, bis auf die Entfernung von einem Grade und darüber, während im Norden und Süden sich zusammenhängende Strahlen im Kreise wie bei einem Kunstfeuerwerk bewegten. Das Ganze dieser Lichterscheinung machte einen wunderbaren Effect (nach dem Ausdrucke des Herrn Paolo Bouvir, Ingenieur des mines, der auf Mola de An-

drada, einem Höhenpunkte der Balearen, beobachtete: „une lumière tremblotante d'un saisissant effet.") In Vitoria ist dies Phänomen am genauesten von meiner Gattin, dann aber auch von einigen anderen Personen, wie beispielsweise dem Telegraphendirector, gesehen worden. Die Lichterscheinung verschwand im Moment der totalen Verdunkelung, um der Corona Platz zu machen.

Diese Lichtkrone war einer der Hauptgegenstände unserer Aufmerksamkeit. Frühere Schilderungen derselben harmoniren sehr wenig. Einige beschreiben sie farbig, andere rein weiß; sie ist in einigen Finsternissen, wie 1842, groß und glänzend, in andern, wie 1851, schwach und unbestimmt gesehen worden, und es scheint in der That, daß diese Unterschiede nicht rein subjective sind. Wie nun zeigte sie sich diesmal?

Sie war nicht kreisförmig, doch auch nicht rein elliptisch. Ihr Mittelpunkt fiel weder mit dem der Sonne, noch dem des Mondes zusammen. Nördlich von der schwarzen Scheibe, die jetzt die Stelle der Sonne einnahm, hatte sie die geringste Ausdehnung; südlich etwas mehr, und gegen Ost-Süd-West zeigte sie zwei große sehr bestimmt wahrnehmbare Vorsprünge. Die zahlreichen Strahlen und Strahlenbüschel waren nicht alle radial, sondern ein großer Theil nahm ganz verschiedene, sich kreuzende Richtungen. Dabei erschienen alle Einzelheiten sehr bestimmt und scharf gezeichnet. Auch verliefen sie nicht alle gradlinig. Namentlich gewahrte man im Süden zwei gegen einander gekrümmte Streifen von sehr bestimmter Zeichnung, nach den übereinstimmenden Beschreibungen und Zeichnungen der Herren Weyer, Goodwin, Schulz und mir. Die Mannigfaltigkeit der Bildungen war so groß, daß viele Stunden erforderlich gewesen wären, um Alles zu messen und darzustellen. Aber die 2 — 3 Minuten, die ein solches Phänomen dauert, lassen dazu keine Möglichkeit. Nur von der Photographie, vorausgesetzt, daß sie noch sehr vervollkommnet wird, ist eine specielle Darstellung der merkwürdigen Erscheinung zu erwarten.

Mir erschien die Farbe der Corona weiß, oder besser gesagt, ich konnte des sehr matten Schimmers von Gelb nicht ganz gewiß werden. Andre, wie Herr Goldschmidt, der als geübter Maler hier eine gewichtige Stimme hat, sprechen bestimmt von einer gelblichen Farbe. Ich muß bemerken, daß sämmtliche Beobachter sich achromatischer Fernröhre, keiner eines Teleskops bediente.

Da sich nach außen die Strahlen allmälig verliefen, so sind auch die Schätzungen der Ausdehnung sehr verschieden. Die meisten Beobachter variiren zwischen 10 — 15 Minuten (doch mit Ausnahme der Vorsprünge im Ost und West).

Das Licht der Strahlen war heller, als das des Mondes, wenn er während des Tages am Himmel steht, doch nicht so hell, daß sich, selbst von den größten Gegenständen, im Licht der Krone ein irgend wahrnehmbarer Schatten gebildet hätte. Herr Ingenieur Cuillier, der auf mein Ersuchen den Schattenwurf besonders in Obacht genommen hatte, versichert dies auf's Bestimmteste. Dagegen scheint es, daß ihre chemische Wirkung nicht ganz Null sei. Herr v. Garaganza, Director des landwirthschaftlichen Instituts in Vitoria, übergab mir eine Probe von Ozonpapier, wie es vor und nach der Exposition gegen die Krone sich zeigte. Das letztere zeigt eine viel stärkere violette Färbung als das erstere.

Wie sich Spuren der Krone schon kurz vor der Totalität gezeigt hatten, so verschwand sie auch nicht plötzlich nach dem Ende derselben. Man konnte dies wieder dadurch verificiren, daß auch jetzt der Mondrand außerhalb der Sonnensichel noch eine kurze Zeit sichtbar blieb.

Einige Beobachter versuchten, ob die Lichtkrone im Polarisationsapparat eine Wirkung hervorbringen werde. Das Resultat war negativ; dasselbe Instrument, das gegen eine Wolke gehalten, sogleich Spuren der Polarisation verrieth, vermochte nichts auf die Lichtkrone. Wohl steht dies im Widerspruch mit einigen früheren Beobachtern, allein möglicherweise ist auch dieser Unterschied real und die Lichtkrone grade so veränderlich, wie die Sonnenflecken.

Am Rande der schwarzen Scheibe erblickte man auch diesmal die so räthselhaften rothen Protuberanzen. Sie zeigten sich schon in matten Spuren vor dem Beginn der totalen Finsterniß, namentlich sah Herr Goldschmidt graue oder weißliche Wölkchen und ist der Meinung, daß aus ihnen die Protuberanzen sich bildeten. Sie standen sogleich fertig da, so wie der letzte Sonnenstrahl verschwunden war, und ihre Formen waren sehr bestimmt und so scharf, wie nur irgend ein astronomischer Gegenstand es sein kann. Ihre Farbe ein schönes, mildes Rosenroth mit

einem leichten Anfluge von Violet, der nicht verkannt werden konnte. Einige Beobachter nennen die Farbe weißlich roth. Ich kann nur sagen, daß ich ein helles glänzendes Roth, aber keine Spur von Weiß darin gesehen habe. Auch hier vereitelte die ungemein kurze Zeit jeden genauen Messungsversuch, und daß auch die Zeichnungen nicht ganz übereinstimmend gefunden werden, wird man begreiflich finden. Ich gebe hier meine eigne und die Zeichnung des Herrn Goldschmidt.

Eine Veränderung der Farbe dieser Bildungen konnte ich nicht wahrnehmen, auch Gestalt und Größe änderte sich in den wenigen Minuten nicht, nur daß der schwarze Mond sich wie ein Schirm über sie hinwegschob und dadurch die des Ostrandes je länger desto mehr verdeckte, wogegen im gleichen Maße die des Westrandes freier wurden. Ich begann deshalb meine Beobachtung und Zeichnung im Osten, ging durch Norden und schloß sie im Westen, wo ich die letzte südwestliche Protuberanz noch eben hervorbrechen sah, als unmittelbar darauf der erste Sonnenstrahl sich meldete. Die im Norden stehende (Nr. 3) nahm an dieser Veränderung keinen Theil, was sich dadurch vollkommen erklärt, daß hier der Mond eine der Tragweite des Randes parallele Bewegung hatte. Dagegen ist allerdings bemerkt worden, daß diese Protuberanz relativ zum Mondcentrum nach Westen gerückt war — ebenfalls ganz nothwendig, da das Mondcentrum gegen Osten rückte.

Die Höhe der größten schätzten wir auf 2¾ bis 3 Minuten, nur Herr Goldschmidt gibt ihr 3½ bis 4'. (In Pobes hat Herr Winnecke einen Messungsversuch gemacht und 2⁷⁄₁₀ Minuten erhalten; indeß mußte sie dort um einige Secunden kleiner als in Vitoria sein.)

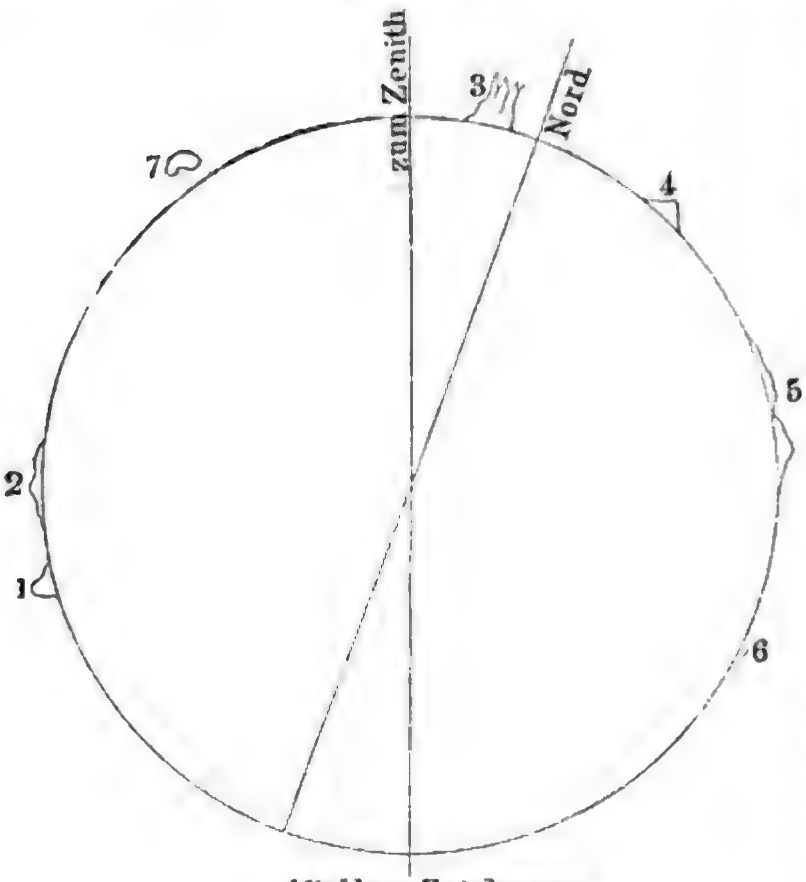
Die Protuberanzen, und namentlich die erwähnte größte, blieben noch sichtbar, nachdem die Sonne schon wieder hervorgebrochen war. Nur wurden sie bleicher und ihre Sichtbarkeit durch die nahe und anwachsende Sonnensichel sehr erschwert, da sie im Dämpfglase verschwinden, und nur im unbeschützten Fernrohr sichtbar sind, in einem solchen aber der Sonnenglanz unerträglich ist und das Auge auf's Höchste gefährdet. Gleichwohl haben einige jüngere Astronomen es gewagt, und die Protuberanzen noch bis 6 Minuten nach dem Ende der totalen Finsterniß gesehen.

Man wird fragen, wozu ein solches Risico? Wenn es weiter nichts gilt, als einen Gegenstand, den man schon gesehen hat, noch einige Minuten länger zu sehen; wozu dann ein Auge daran wagen? Die Wissenschaft hat hierauf eine genügende Antwort: es galt die Entscheidung einer wichtigen und bis dahin streitigen Frage. Diese rothen Massen, die nur erschienen, wenn der Mond die Sonne verdeckt, niemals aber, wenn diese Körper einzeln am Himmel stehen — gehören sie der Sonne oder dem Monde, oder vielleicht gar keinem von Beiden an? Die Zeiten sind glücklicherweise vorbei, wo man durch bloße Speculation und Wortklauberei in solchen Fragen absprechen zu können glaubte: man fordert bestimmte, entscheidende Beobachtungen, und fordert sie mit Recht. Es galt auszumachen, ob diese Massen dem abziehenden Monde folgten oder nicht. Allerdings gewahrte man auch schon während der Totalität, daß der Mond sich wie ein Schirm über sie hinwegschob, nicht anders, als wenn er einen Planeten oder Fixstern verdeckt. Aber läßt sich in so kurzer Zeit, selbst wenn es gelingt, in einem so gewaltig ergreifenden Moment sich die volle Gemüthsruhe zu bewahren — wirklich ein genaues Messungsresultat gewinnen? Man hat es, auch schon bei früheren Gelegenheiten, und nicht ohne allen Erfolg, versucht; aber so entscheidend waren die erlangten Resultate nicht, daß jede Ungewißheit gehoben worden wäre. Jetzt aber hat sich durch die Beobachtung der Herren d'Arrest, Goldschmidt, Winnecke u. A. als sicheres Ergebniß herausgestellt, daß diese Protuberanzen ihren Ort bezüglich zur Sonne nicht verändern, wohl aber zum Monde, oder richtiger der Mond in Beziehung auf sie. Damit ist allen rein optischen Hypothesen über dieses Phänomen ein Ende gemacht: es entsteht nicht durch Inflexion der Sonnenstrahlen am Mondrande, nicht in unserer Atmosphäre oder irgendwo sonst im freien Raume, sondern diese rothen Massen sind zur Sonne gehörig; sind Sonnenwolken, wenn es anders gestattet ist, so verschiedene Gegenstände mit dem gleichen Namen zu bezeichnen. In den Lichtumhüllungen der Sonne schwebend, veränderlich (denn in verschiedenen totalen Sonnenfinsternissen hat man stets verschiedene Gestaltungen erblickt) zeigen sie in diesen beiden Beziehungen Analogie mit unsern Wolken, weiter jedoch läßt sich die Vergleichung nicht durchführen. Ihre enorme Größe bis zu 20,000 Meilen Durchmesser und darüber, setzt sie selbst zum Sonnenkörper in ein ganz andres Verhältniß

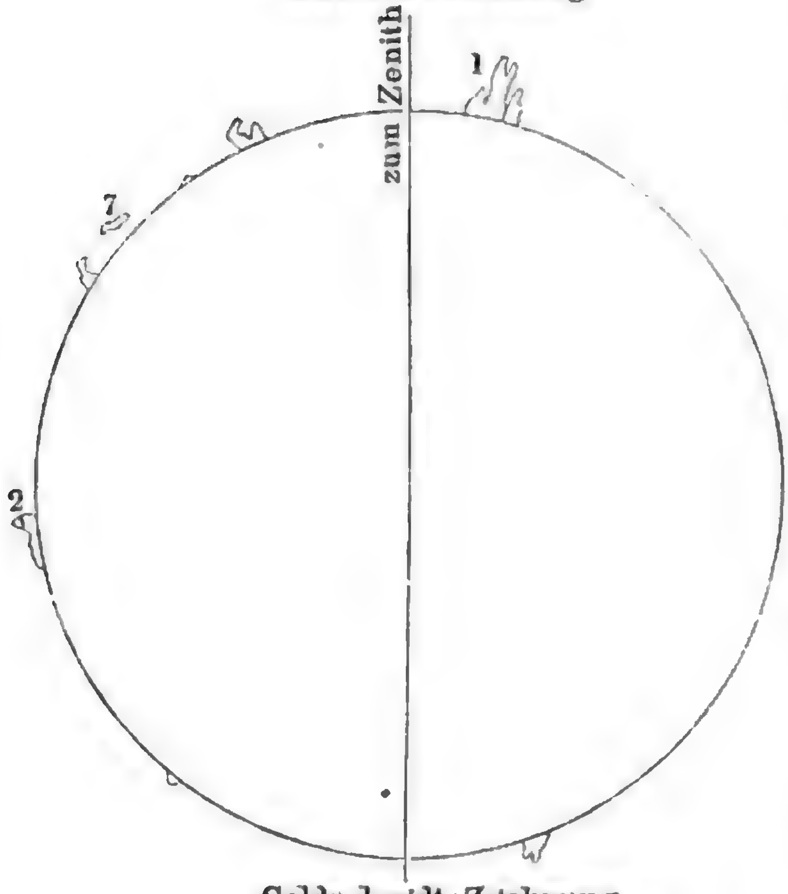
als die Wolken zur Erde stehen; denn sicher erreicht keine derselben eine Höhe, die dem zehnten Theile des Erddurchmessers gleich käme.

Die beiden Fig. 2 und 3, ausgeführt in den 2 Minuten 50 Secunden der Totalität, können sich gegenseitig ergänzen. Ich hatte vorzugsweise die Nord- und Ostseite, Herr Goldschmidt die West- und Südseite in's Auge gefaßt. Die auf meiner Zeichnung mit sieben bezeichnete Masse ist gleichfalls nicht von mir gesehen, sondern nach der Darstellung eines andern Mitbeobachters, Herrn Goodwin aus London, eingetragen. Sie wird von ihm und einigen andern Beobachtern als roth mit Grau gemischt bezeichnet, und auch durch ihre völlige Isolirung unterscheidet sie sich von den übrigen, die sämmtlich am Rande der Scheibe erschienen. Was die **Formen** betrifft, so dürfte die Zeichnung des Herrn Goldschmidt, der nicht bloß glücklicher Planetenentdecker, sondern auch geschickter Künstler ist, vor der meinigen wohl den Vorzug verdienen. Eine so wunderbar rasche Auffassungsgabe verbunden mit einer solchen Sachkenntniß, dürfte in so schöner Vereinigung wohl nur allein bei ihm gefunden werden.

Fig. 2. und 3.



Mädlers Zeichnung.



Goldschmidts Zeichnung.

Nach Entscheidung der oben erwähnten Hauptfrage möchte nun wohl in Zukunft die Aufgabe der Beobachter darin bestehen, alle bisher noch übersehenen Nebenumstände in's Auge zu fassen und so vielleicht einiges Licht über die innere Natur dieser räthselhaften Massen zu gewinnen.

Die schwarze **Mondscheibe** zu untersuchen, durfte ich mir kaum eine halbe Minute Zeit gönnen. Ich fand die Schwärze durchweg ganz gleich, ohne die mindeste Nüance, weder in der Mitte noch am Rande. Wohl haben einige Beobachter einen matten Lichtschimmer an der Ostseite gesehen, allein es ist mir wahrscheinlich, daß hier eine Affection der Netzhaut des Auges (durch die kurz vorher noch sichtbare Sonnensichel) im Spiel war. — Von einem der Mitbeobachter, Herrn Bianchi, ist wahrgenommen worden, daß 4—5 Secunden vor dem gänzlichen Verschwinden der Sonne die feine Sichel gleich-

sam in Stücke brach, namentlich in der Mitte. Beim Wiedererscheinen war dieses nicht der Fall. Es erklärt sich diese Wahrnehmung einfach durch den Umstand, daß der Rand des Mondes an dieser Stelle ziemlich beträchtliche Unebenheiten hat. Auf meiner 1837 erschienenen Mondkarte wird man diese Unebenheiten unter dem Namen Montes d'Alembert an der Ostseite des Mondes dargestellt finden; und eine darüber angestellte Rechnung hat dargethan, daß diese Stelle beim letzten Verschwinden der Sonne in Vitoria fast genau auf die Mitte der Sonnensichel traf. Der gegenüberliegende Westrand des Mondes zeigt keine oder nur sehr geringe Ungleichheiten, und so konnte sich das Phänomen hier nicht wiederholen. Auch Baily hat 1836 bei einer gleichen Gelegenheit diese „schwarzen Tropfen" bemerkt.

Weder am Barometer, noch an der Richtung oder Stärke des Windes hat man irgend etwas Besonderes bemerken können. Ersteres stand die ganze Zeit über mäßig hoch, letzterer wehte aus Nordwest, ohne daß man den besondern Finsternißwind spürte, der bei ähnlichen Gelegenheiten, z. B. 1851 in Brest-Litowsk bemerkt worden ist. Es war überhaupt ein stiller Tag von sehr gemäßigter Temperatur, und die Vorkehrungen, die wir gegen die gefürchtete große Hitze getroffen hatten, erwiesen sich als überflüssig. In Madrid hatte man zwölf Tage vorher eine Hitze von 33 Grad Reaumur im Schatten empfunden und Alles, was konnte, war geflüchtet. Heut, in Vitoria, zeigte das Thermometer am Morgen 12 Grad, stieg bis gegen 1 Uhr auf 17, sank während der Sonnenfinsterniß auf 13, und hob sich hernach wieder auf 14½. Herr C. Schulz aus Hannover hatte von 5 zu 5, gegen die Mitte hin von 2 zu 2 Minuten auf Santa Lucia beobachtet und gefunden, daß die größte Abkühlung 8 Minuten nach der Mitte der Finsterniß eintrat. Das in der Sonne aufgehängte Thermometer sank gleichzeitig von + 26 auf + 17 Grad. Damit stimmen im Allgemeinen die Beobachtungen des Herrn Professor Weyer (auf dem Hügel) und des Herrn von Garaganza überein; nur daß in der Stadt der Fall des beschatteten Thermometers noch etwas stärker war. Eine Zunahme der relativen Luftfeuchtigkeit (von 47 auf 58 des Saussure'schen Hygrometers) war damit verbunden, wie es nicht anders erwartet werden konnte. — So wenig litten wir von der Hitze, daß einige sich dahin äußerten: sie würden ihre Mäntel umhängen, wenn sie zur Hand wären.

Die Farbe des Himmels anlangend, so zeigte sich dieser in der näheren Umgegend des Phänomens sehr dunkel- und fast schwarzblau. Weiterhin ging er durch Graublau in ein Gelblichgrün über und über den Bergen im Nordwesten und Norden lagerte sich ein ziemlich lichtes Gelb. Die leichten Wölkchen in der Nähe des Phänomens gelblich grau; die größeren und dichteren, den Horizont einnehmenden, dunkelgrau mit grünlichem oder violettem Schimmer. Sehr bestimmt zeigte sich der Umriß der Bergrücken, die im tiefen Dunkel lagen und theilweis von Nebeln umlagert waren.

Auch bei früheren totalen Finsternissen hat man mit bloßen Augen Sterne gesehen und schon 400 Jahre vor unserer Zeitrechnung wird dies von Agathokles berichtet, der sich bei einer solchen Gelegenheit mit der griechischen Flotte zwischen Sicilien und Malta befand. Ich hatte für den mich begleitenden Diener der Dorpater Sternwarte eine besondere Vorrichtung zum bequemen Auffinden und sicheren Erkennen der Sterne aufgestellt, und so hat er außer den schon vor der Totalität sichtbaren Jupiter und Venus noch folgende wahrgenommen: Mercur, Saturn, und von Fixsternen: Regulus, Capella, Procyon, Castor, Pollux, β Aurigae, β Canis minoris und γ Leonis. Der vorletzte dieser Sterne ist einer der helleren dritter Größe; wäre also der ganze Himmel heiter und hinreichend Zeit zur Beobachtung gewesen, so hätten gegen 70 Sterne gesehen werden müssen.

In unseren Gegenden wird, wenn 70 mit bloßen Augen sichtbare Sterne am Himmel stehen, schon eine beträchtliche Dunkelheit herrschen. In Vitoria war es auffallender Weise so hell geblieben, daß man Chronometer, Thermometer und dergleichen ohne künstliche Beleuchtung ablesen konnte. Unsere bereit gehaltenen brennenden Lampen blieben ungebraucht stehen. In dem allerdings sehr matten Lichte war gleichwohl alles deutlich zu erkennen, freilich in bleichern Farben als gewöhnlich. Kurz vor und nach der Totalität waren die Schatten ungewöhnlich scharf und ohne allen Halbschatten wahrgenommen worden, sonst zeigte sich dem darauf besonders achtenden Herrn Ingenieur Cuillier nichts Außergewöhnliches; mit aller

Bestimmtheit bemerkt er, daß sich im Lichte der Krone kein Schatten, selbst nicht von Bäumen und Häusern, gezeigt hat; ein Beweis, daß dieses Licht sehr schwach war und zur Verminderung der Dunkelheit wohl kaum etwas beitragen konnte.

Auf den photographischen Bildern, die Herr de la Rue in Rivabellosa erhalten hat, zeigen sich die Protuberanzen in der Art von Flammen, ohne die von den Beobachtern wahrgenommene scharfe und bestimmte Begrenzung. Es konnte dies auch nicht anders sein, da die Platten dreißig Secunden lang exponirt waren, und in dieser Zeit der Mond seine Stellung um mehr als ¼ Minute im Bogen ändert. So konnten die Umrisse nicht scharf ausfallen und eben so wenig die Zeit, worauf die Bilder zu beziehen sind, genau angegeben werden. Nach den diesmal gemachten Erfahrungen glaubt indeß Herr de la Rue, daß zwei bis drei Secunden genügen dürften, um erkennbare Bilder der Protuberanzen (nicht aber der Lichtkrone) zu erhalten; und dann ist allerdings zu hoffen, daß die Photographien uns mehr und bessere Belehrung bieten werden, als eine in solcher Eile verfertigte Zeichnung gewähren kann.

Man wird für die Protuberanzen eine starke Vergrößerung, für die Lichtkrone dagegen ein großes Gesichtsfeld des Photographen bedürfen, und da diese Bedingungen unvereinbar sind, so muß man zwei verschiedene Apparate anwenden. — Auch die französische auf Moncayo stationirte Expedition hat photographische Bilder erhalten, doch ist mir noch nichts Näheres darüber bekannt geworden.

Die oben erwähnte Thatsache, daß die Dunkelheit bei Weitem nicht in dem erwarteten Maße eintrat — auch die Beobachter in Pobes, Briviesca und andern Orten erwähnen dieses Umstandes — dürfte hauptsächlich in der diesmal geringen Ausdehnung des Mondschattens (nur etwa 9 Meilen Halbmesser) seinen Grund haben. Bei der Finsterniß von 1851 betrug dieser Halbmesser fast das Doppelte und ich war in Brest-Litowsk im Centro stationirt, in Vitoria dagegen halbwegs zwischen Centrum und nördlicher Grenze. Daher war damals die Dunkelheit viel beträchtlicher und man hätte selbst die gröbste Schrift ohne Lampe nicht lesen, so wenig als Personen auf acht bis zehn Schritt Entfernung erkennen können. Der dort gänzlich trübe Himmel, der uns das Phänomen vollständig entzog, mochte auch das Seinige dazu beitragen. Ein völliges Nachtdunkel scheint bei solchen Veranlassungen niemals einzutreten. Die Beobachter in Briviesca haben während der Totalität elf Sterne gesehen, wissen aber nur acht bestimmt zu bezeichnen, und diese acht finden sich sämmtlich unter den oben aufgeführten. Jupiter ist auch in Bayonne, wo die Finsterniß nur nahezu total war, deutlich gesehen worden. Diese Wahrnehmung, so wie der eben erwähnte Umstand, daß die Protuberanzen noch mehrere Minuten nach der Totalität sichtbar blieben, dürfte den Beweis liefern, daß der größte Theil der erwähnten Erscheinungen auch schon in nahezu totalen oder auch ringförmigen Sonnenfinsternissen sich zeigen werde, wodurch sowohl der Raum für solche Beobachtungen sich erweitern, als auch die Gelegenheit selbst weniger selten als bisher sich einstellen wird; ein für die Zukunft wohl zu beachtender Umstand. So könnte namentlich die auf einer durch Widdin und Kasan ziehenden Linie ringförmige Sonnenfinsterniß vom 6. März 1867 Beachtung verdienen. Bessel hat in der ringförmigen von 1836 den Mondrand außerhalb der Sonne deutlich gesehen, was sich wohl nur dadurch erklärt, daß die Lichtkrone auch damals einigermaßen sichtbar war; und eine ähnliche Wahrnehmung machte Lindener in Glatz bei der dort nahezu totalen Finsterniß von 1816.

Erst seit wenigen Jahrzehnten hat man angefangen, diesen so seltenen Phänomenen die volle Aufmerksamkeit zu widmen, die sie verdienen. Um so dringender stellt sich die Nothwendigkeit heraus, in Zukunft keine Gelegenheit dieser Art für die Wissenschaft verloren gehen zu lassen.

Nach dem Wiedererscheinen der Sonne, das ganz plötzlich erfolgte, nahm das Licht rascher wieder zu, als es vorher abgenommen hatte; eine Bemerkung, die auch schon früher von Andern und in Brest-Litowsk von mir selbst und sämmtlichen Mitbeobachtern wahrgenommen worden ist. Bei einer am frühen Morgen sich ereignenden totalen Sonnenfinsterniß würde sich dies nicht anders erwarten lassen; allein hier ereignete sich die Finsterniß drei Stunden nach Mittag; wie soll man also diese schnelle Zunahme erklären? Ich halte den Vorgang für einen rein physiologischen. Der anhaltende Blick zur Sonne, wenn auch im Dämpfglase, ver-

kleinert die Pupille des Auges und so ist die Empfänglichkeit für das Licht schon vermindert, wenn die Abnahme beginnt, und ein Auge, welches sich fortwährend im Schatten gehalten, würde die Lichtabnahme viel später wahrnehmen. Während der totalen Finsterniß, und schon etwas vorher, hat nun aber die Pupille sich wieder vergrößert, wie sie dies stets bei einbrechender Dämmerung thut. Mit diesem stark erweiterten Augenstern begrüßen wir das neue Licht, und so muß uns die Zunahme weit rascher erscheinen. Im Jahre 1851 hatten wir Bücher mit feiner Druckschrift zur Hand, um die Intensität des Lichts daran zu messen. Zwölf Minuten vor dem Beginn der Totalität mußten wir schon mit Lesen aufhören, und drei Minuten nach derselben konnten wir es wieder beginnen. —

Es wird interessant sein, die totale Finsterniß am letzten Tage des Jahres 1861 zu beobachten. Sie ist für das Hauptphänomen nicht besonders günstig, einmal wegen ihrer sehr kurzen Dauer, die in Europa nirgend über eine halbe Minute geht, und wegen der späten Tageszeit, da wenige Minuten nach der Totalität die Sonne untergeht. Auch die Dunkelheit wird nicht beträchtlich sein, da der Mondrand rings herum nur zwei bis drei Secunden über den Sonnenrand hinausreicht. Dennoch wird es interessant sein, in der Gegend, wo Totalität und Sonnenuntergang ganz oder sehr nahe zusammenfallen, die Lichtkrone zu beobachten, um zu entscheiden, ob sie mit dem Untergang der Sonne plötzlich verschwindet oder noch sichtbar bleibt, bis sie selbst sich unter den Horizont herabsenkt.

Die Zone der Totalität nimmt in Afrika und Griechenland folgenden Verlauf. Am grünen Vorgebirge beginnend, überschreitet sie den Senegal etwa acht Meilen südöstlich vom Fort Podhor, zieht sodann 400 Meilen durch die große Wüste, durchschneidet den westlichen Theil der Regentschaft Tripolis und erreicht bei Alt-Tripolis, zehn Meilen westlich von der jetzigen Hauptstadt, die Küste. Die nächsten 140 Meilen ihres Zuges fallen in das mittelländische Meer, ohne auf eine Insel zu treffen. Bei Stravizi (dem alten Lepreum) berührt sie die Küste von Morea, richtet sich von hier auf den innersten Winkel des korinthischen Busens, von da zur Mündung des Asopus und durch die Mitte von Euböa. In der Gegend von Brussa liegt der Punkt, wo die total verfinsterte Sonne untergeht.

Wir werden hoffentlich eine genauere Monographie dieser Finsterniß erhalten, die wegen der geringen Breite der Zone allen Beobachtern sehr erwünscht sein muß. Die Hauptaufgabe wird der Sternwarte Athen zufallen, deren Astronomen nur einen Weg von fünf Meilen (an den Asopus bei Tanagra) oder einen etwas weiteren nach der Gegend von Korinth zu machen haben. Außerdem ist zu hoffen, daß die beiden Punkte an der West- und Nordküste Afrika's, wo die Linie sie schneidet, von England oder Frankreich aus mit Observatorien versehen sein werden. —

Eine besondere Beachtung ist diesmal auch dem Verhalten der Thiere und Pflanzen gewidmet worden. Es ist dies um so dankenswerther, als der, der sich diesen terrestrischen Beobachtungen widmet, das Hauptphänomen selbst höchstens nur flüchtig in's Auge fassen kann und so ein nicht geringes Opfer bringt. — In Vitoria beobachteten die Herren Eugenio de Garaganza und Geronimo Roure auf der Escuela practica de Agricultura, und Dr. Vicente Zabala in seinem in der Vorstadt belegenen Garten.

Als Hauptergebniß stellte sich heraus, daß die Einwirkung auf die organische Natur viel schwächer war als man erwartet hatte, schwächer als 1806 in Galizien, 1816 in Danzig und 1851 in Brest-Litowsk.

Größere Quadrupeden, wie Pferde, Ochsen, Schafe und dergleichen ließen nichts Besonderes merken, weder in den Ställen, noch im Freien. Sie fuhren ruhig fort zu fressen oder zu arbeiten, wenn sie vorher damit beschäftigt waren. Nur die Jungen drängten sich ängstlich an ihre Mütter, so lange die Totalität anhielt. Vier Schweine sprangen aus ihren Ställen. — An Kaninchen, Hunden, Katzen ward nichts Besonderes wahrgenommen.

An den Vögeln ward mehr bemerkt. Die Hühner suchten ihre Schläge: der Hahn krähte laut, die Sperlinge hörten auf zu zwitschern, auch andere Sänger verstummten, die Wachtel ausgenommen.

Fledermäuse und Nachtschmetterlinge verließen ihre Schlupfwinkel, freilich nur um sie rasch wieder aufzusuchen.

Von sechzehn Tauben, die Herr Zabala beobachtete, blieben zwölf ganz ruhig und nur vier suchten ihren Taubenschlag auf.

Ein Canarienvogel im Bauer steckte seinen Schnabel unter die Flügel, aber beim Erscheinen des ersten Sonnenstrahls sang er wieder. Die Fliegen hörten zu schwärmen auf; die Bienen fingen schon einige Zeit vor der Totalität an, ihren Stock aufzusuchen; einige sehr weit entfernte, die ihn nicht schnell genug erreichen konnten, fielen im Moment des Verschwindens der Sonne zu Boden, flogen aber munter und unbeschädigt wieder auf, sobald der erste Strahl sie traf, und begannen bald darauf wieder ihre Arbeit.

An Regenwürmern, Spinnen, Ameisen und Blutigeln ist nichts Ungewöhnliches bemerkt worden, eben so wenig an Fischen.

Zwölf Schnecken, die Herr Zabala zwischen feuchte Erde gesetzt hatte, und die bis dahin ganz ruhig waren, verließen beim Anbruch der Totalität ihren Ort, um junge Pflanzen aufzusuchen. Der anbrechende Sonnenstrahl trieb sie schnell wieder in ihr Lager zurück.

Nyctago hortensis, cichorium intybus und convolvula schlossen ihre Blüthen nicht, eben so wenig andere in der Nähe wachsende Pflanzen; nur die Malve faltete ihre Blüthenblätter zusammen, bis die Totalität vorüber war.

Eine seit zwölf Jahren abgeschnittene Distel, die sich noch immer während der Nacht schließt, that dies auch während der totalen Finsterniß.

Woher nun diese im Ganzen so geringe Wirkung? Wenn der Anblick des Phänomens sie hervorbrächte, so müßte 1851 in Brest-Litowsk wenig oder nichts, in Vitoria dagegen beträchtlich viel von dieser Einwirkung wahrgenommen worden sein. Vergleicht man die vorhandenen Berichte, so ergibt sich, daß nur die größere oder geringere Dunkelheit hier maßgebend sei.

Der Mensch allein, der ἄνϑρωπος (nach Oben Blickende), wie Hellas ihn sinnvoll bezeichnete, richtet sein Auge gen Himmel und schaut seine Wunder an; das erdgewendete Thier nimmt keine Notiz von diesen Vorgängen (einige Vögel vielleicht ausgenommen), es weiß vom Tage, nicht von der Sonne. Nur die Dunkelheit, die zur Tageszeit nicht paßt, und von der es nicht wie bei den Wetterveränderungen eine Vorempfindung hat, verwirrt und ängstigt das überraschte Geschöpf, doch ohne es zu beschädigen oder ihm sonst zu schaden; denn seine Munterkeit und Frische ist augenblicklich wieder da, sobald der Mondschatten sich entfernt. —

Zum Schlusse möge noch ein (zur Zeit freilich noch unvollständiges) Verzeichniß der Beobachter folgen, welche bei dieser Finsterniß wissenschaftlich thätig waren, gleichviel ob für das Haupt- oder ein Nebenphänomen.

In Vitoria außer mir selbst:

Professor d'Arrest aus Kopenhagen,
Adjunct Thiele, eben daher,
Professor Weyer, aus Kiel,
Herr Goldschmidt, aus Paris,
„ von Rennenkampff, aus Livland.
„ Bianchi, aus Toulouse.
„ Perowne, } aus London.
„ Goodwin, }
„ Schulz, Vater, } aus Hannover.
„ Schulz, Sohn, }
„ Lejeune, aus Leyden,
Ingenieur-Geograph Barthe, }
„ „ Cuillier, }
Director von Garaganza, } aus Vitoria,
Dr. Roure, }
„ Zabala, }
Meine Gattin, geborne Witte,
Martin Saar, Diener der Sternwarte.

In Briviesca beobachteten:

Professor Lespiault, } aus Bordeaux,
„ Burat, }
„ Petit, aus Toulouse,
„ d'Abbadie, aus Paris,
„ Olaño, aus Burgos,
Adjunct Prazmowsky, aus Warschau,
„ Rechniensky, aus Petersburg.

In Pobes bei Miranda:

Staatsrath O. Struve, aus Pulkowa,
Adjunct Winnecke, aus Pulkowa,
Herr Dom, aus Lissabon,
Ingenieur Weiler, aus Karlsruhe.

In Rivabellosa:

Herr Warren de la Rue, aus London, (als Photograph).

Auf dem Berge Moncayo bei Soria:

Director Leverrier, aus Paris,
Adjunct Villarceau, „ „
„ Chacornac, „ „
Professor Foucault, „ „
„ Bruhns, „ Leipzig,
Mr. Ibrahim, „ Cairo.

In Castellon de la Plana:

Dr. Bremicker, aus Berlin,
Rath Arndt, aus Berlin.

In Cullera:

Dr. Klinkerfues.

In Madrid:
Professor Aguilas y Vela,
Dr. Miguel Merins.

In Logroño:
Dr. Perry,
Professor Pole.

An verschiedenen Punkten der Ostküste:
Professor Legrand, Wolf, } aus Montpellier,
Professor von Feilitzsch, aus Greifswald,
Dr. Donati, Professor Simonelli, } aus Florenz,
Director Lamont, Dr. Wallenberg, } aus Münster,
Professor Plantamour, aus Genf,
Director Secchi, aus Rom,
Adjunct Rümker, aus Hamburg,
Professor Barreda, aus Salamanca.

In Valencia:
Haase, aus Hannover.
Auf dem Gorhea: Mr. Vignoles.

Ueber die Vertheilung der Stationen unter die Mitglieder der Himalaya-Expedition, so weit sie nicht eben schon genannt sind, muß man nähere Nachricht abwarten.

Von Java nach Singapore.

Von

K. F. Neumann.

Java's Spitze. — Eine Nacht im Freien. — Die betenden Mönche. — Die Schmiede oder Zimmerleute. — Pulo Selan. — Der Sonnenaufgang. — Die Kaufleute. — Die Prahu. — Behandlung der Malaien. — Die Cocosnüsse. — Die Gemüthsart der Malaien. — Gute Nachrichten. — Rechte der englischen Kriegsschiffe. — Anghier. — Die Schiffe. — Die Banjane. — Das Bazar. — Fechthähne. — Die Kleinen der Malaien und Chinesen. — Das chinesische Wirthshaus. — Die Tafeln der Ahnen. — Dschos. — Die spanischen Officiere. — Der Knabe von Montauban. — Das Monument des Lord Cathcart. — Die Sonnenschirme. — Der Name Java. — Die Hindu. — Die javanische Zeitrechnung. — Die Chinesen. — Der Islam auf Java. — „Kappe und Knopf." — Raffles. — Sumatra. — Die Gefahren in den Straßen. — Die Gasparstraße. — Banka. — Pulolaut. — Der Schiffbruch der Alceste. — Der Schwertfisch. — Der Fluß Songi. — Ankunft in Singapore. — Die indischen Mäller.

Am fünften August um fünf Uhr des Abends sahen wir endlich die lang ersehnte Javaspitze (Java Head). Wir waren dem Anscheine nach 25 bis 30 Meilen davon entfernt. Der Lord Lowther segelte etwas langsamer und blieb zurück. Wir gaben ihm durch ein blauroth blitzendes Flambeaufeuer zu erkennen, daß wir Land sahen. Mittels eines den Leuchtthürmen entlehnten Lichtes wird auch von den Schiffen die Nähe des Landes verkündet. Wir steuerten nordwest und hofften während der Nacht die Javaspitze zu umsegeln. Obgleich die feuchtwarme Luft unausstehlich war und alle Lebenskräfte fesselte, so fühlte ich doch solch eine Begierde nach dem beseligenden Anblicke des Landes und der grünen Flur, daß ich die ganze Nacht auf dem Verdeck verwachte. Ich wollte auch, soweit es angehen mochte, die Südwestküste der Insel mit eigenen Augen sehen. In Gegenden, wohin man niemals zurückzukehren gedenkt, soll man im Sehen und Hören unermüdlich sein.

Die Nacht war für die südliche Hemisphäre und in diesen Breitengraden ziemlich dunkel. Dessen ungeachtet konnte ich von Ferne die ewig grünen, mit hohen Bäumen umwachsenen Ufer Java's deutlich erkennen. Wir segelten gegen elf Uhr vor Palembangpunkt, einem hohen, damals mit Wolken bedeckten Berggipfel vorüber. Unfern Java's Spitze erheben sich, nicht weit von einander, zwei einsame in die See hinausragende Klippen, welche von den Seefahrern, wegen des unaufhörlichen, in großer Ferne hörbaren Gemurmels, das die Jahr aus Jahr ein bei allen Wettern und Winden sich brechende See verursacht, die betenden Mönche genannt werden. Noch waren wir zwei englische Meilen entfernt und schon klang es in meinen Ohren nicht wie das leise Gemurmel Andächtiger, wohl aber wie das Gerassel schnell über das Pflaster hinrollender Wagen. In nordwestlicher Richtung schräg gegenüber sind die Klippen der Prinzeninseln, Schmiede oder Zimmerleute genannt ob des furchtbaren, regelmäßig wiederkehrenden Gehammers und Gehaues der an ihnen sich brechenden Wogen. Wir waren so nahe, daß wir den aufsprudelnden weißen Gischt in der grauen Nachtdämmerung genau unterscheiden konnten. Die Prinzeninsel heißt bei dem einheimischen Volke der Malaien Pulo Selan, Selaninsel; sie ward, in früheren Zeiten, von den nach Indien und China segelnden Schiffen vielfach besucht. Es befindet sich hier eine kleine Stadt von vierhundert Häusern, Samadang genannt, durch einen Fluß, der zwischendurchfließt, in zwei Theile getheilt.

Die Sonne stieg in einer Pracht aus dem östlichen Meere empor, wie ich sie früher nie gesehen. Ihre gelben Strahlen beleuchteten und vergoldeten die bis auf die höchsten Spitzen mit hohen Bäumen und üppig wuchernden Gestrüppe bewachsenen Berggipfel Java's, der Insel Selan und Sumatra's. Die entzückende Landschaft, welche bald im blendenden Sonnenlichte dalag, brachte mir einen herrlichen Morgen in Erinnerung, den ich bei liebevoller Umgebung in dem einzigen Salzburg verlebte. Um acht Uhr segelten wir längs der grünen blühenden Küsten, wodurch man hineinsah auf die fleißig angebauten Felder. Ich war von der Schönheit des Morgens, von dem so lange mit Sehnsucht erwarteten Anblicke des Landes tief im Innersten meiner Seele bewegt. Ich hätte Jedem um den Hals fallen, Jeden um Verzeihung bitten können für das, was ich gefehlt habe. Klugheit erheischte, diese Gefühle zurückzuhalten, damit man der rohen oder gleichgiltigen Umgebung nicht lächerlich werde. Ich war grade in der höchsten Erregung, als der Schiffszahlmeister, unser alter Freund Milne, herbeikam und bittere Klagen über die Malaien erhob, daß sie arme, faule Teufel wären, nichts verdienten, und deshalb auch nichts kaufen könnten. „Da schreien nun immer unsere Landsleute zu Hause: Freihandel! Freihandel! Zum Kuckuck, was hilft freier Handel, wenn die Leute kein Geld und nichts zu vertauschen haben. Schrot und Schießgewehre sind das Einzige, was man mit einigem Vortheile in Anghier losschlagen kann.“ Auf meine Bemerkung, daß demnach die civilisirten Nationen selbst den verwilderten Malaien die Werkzeuge und Mittel zuführen, womit sie ihr Räuberhandwerk betreiben, zuckte der gute Mann mit den Schultern und sagte: „Wir Kaufleute denken nicht so weit und brauchen auch nicht so weit hinauszudenken. Wir wollen und müssen gewinnen. Würden wir uns sonst so plagen? Wovon sollten wir auch leben? Was wir haben und was verlangt wird, das verkaufen wir, — was nun weiter damit geschieht, das geht uns nichts an.“

Wir hatten leichten Wind. Die Matrosen mußten während des ganzen Tages angestrengt arbeiten, um das Schiff weiterzubringen. Ich blickte hinüber auf das flache Land Sumatra's, was von einem Ende zum andern durch parallel fortlaufende Bergketten, wo zwischeninne fruchtbare Hochebenen liegen, durchzogen wird. Man zeigte mir den Bassa-Radscha, dessen von der Sonne beleuchtetes Haupt hoch über die Genossen emporragte. Die Niederungen Java's waren von einem dichten Nebel bedeckt, welcher das Land so ungesund macht. Diese schädliche Nebelluft verbreitete sich auf eine Entfernung von zwei Meilen in die See hinein. Sie war naßwarm und schlechten Geruches. Die ersten fremden Gestalten, die ersten Asiaten, welche ich sah, waren Malaien; sie kamen in ihren Prahu oder leichten Boten auf uns zugerudert. Die Prahu sind aus einem Baumstamme gearbeitet und gleichen den sogenannten Einbäumen auf den baierischen Alpenseen. Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit fuhren diese nackten Leute — blos Lenden und Kopf sind mit einem groben Tuche umwunden, — rings um das Schiff und boten ihre Ladung zum Kaufe: Cocosnüsse, Affen, Eier, bunte Vögel aller Art und Hühner. Nicht wenig erstaunte ich, als sie die Hühner in die Höhe hielten und aus vollem Halse gallina gallina riefen. Das Räthsel löste sich bald als wir nach Anghier kamen. Die Malaien hatten das Wort erst vor Kurzem von den spanischen Truppen, welche auf ihrer Fahrt nach den Philippinen einige Tage daselbst verweilten, erlernt. Ich fragte nach dem Preise dieses und jenes Artikels. Die malaiischen Handelsleute forderten, was ihnen einfiel; eine Rupie, einen Dollar, fünfzig oder sechzig Beis und kauderwelschten holländische, französische, spanische und englische Wörter bunt unter einander.

Die Prahu kamen endlich in solcher Menge und so nahe, daß der David Scott in seinen Bewegungen gehemmt wurde; auch klammerten sich einige Malaien an's Schiff und versuchten, sich hinaufzuschwingen. Es ward ihnen mehrmals befohlen, sich zu entfernen. Sie kehrten sich nicht daran. Nun gebot der Capitän dem Koche, heißes Wasser zu bereiten, um es auf die nackten ungebetenen Gäste hinabzuschütten. Vergebens nahm ich mich der armen Teufel an; ich glaubte, es wäre hinreichend, wenn man ihnen durch ernstliche Geberden bedeute, sie sollen sich entfernen. „Sie kennen das Volk noch nicht,“ sagte der Capitän. „Ich will Ihnen gleich zeigen, wie man mit diesen Kerlen verfahren muß.“ Hierauf nahm er seine Flinte, lud sie mit Schrot und schoß einigemal in die Bote auf die Affen, Hühner und Vögel. „Wenn Sie nun einen der Malaien getroffen hätten,“

bemerkte ich besorgt, „was wäre wohl dann geschehen?" „Was geschehen wäre? Nichts, ganz und gar nichts; an so einem Kerl, wissen Sie das, ist gar nichts verloren." „Für zwei Dollars kauft man einen andern," setzte ein lustiger Geselle lachend hinzu. Während wir so sprachen, wurden brennende Kohlen herbeigebracht und auf die armen Leute hinabgeschleudert. Dies die Civilisation, welche die europäischen Seefahrer und Handelsleute in fernen Weltgegenden verbreiten.

Um diese Schändlichkeiten nicht mit ansehen zu müssen, ging ich in meine Cajüte und feilschte mit einem Manne um vier Cocosnüsse. Wir wurden mittels Zeichen und einiger malaiischen Wörter, welche ich auf der Reise erlernt hatte, bald des Handels einig. Ich versprach dem Manne einen halben Schilling. Als ich meinen Wasserzuber hinabließ in das Bot, sah der Malaie hinein und fragte, wo denn das Geld wäre? Erst müsse er mir die Waare geben, dann werde ich bezahlen. Der Malaie schüttelte den Kopf, sah mich mißtrauisch an und gab zu verstehen, er glaube, ich wolle ihn betrügen. Ich betheuerte ihm feierlich, daß er sich irre, worauf alsbald die vier Cocos in's Schaff gelegt wurden. Kaum hatte ich das Schaff aufgezogen, so ließ ich's mit dem Gelde wieder hinab. Der Mann fuhr hoch erfreut, die Münze in der Hand haltend, von dannen. Ich machte hier alsbald die Bemerkung, daß es eine grobe Täuschung ist, zu glauben, die verschiedenen Hauptvölker der Erde hätten verschiedene Normalgesichter. Die Malaien, welche uns umschwärmten, die ich in Anghier und Singapore gesehen, waren bald heller, bald dunkler Farbe und hatten mannigfache Gesichtszüge. Ich erblickte in einem der Prahu einen Jüngling, dessen Gesichtszüge ganz und gar denen der kaukasischen Race glichen. Der junge Mann war so schön, hatte solch einen sanften, gutmüthigen Ausdruck, daß er selbst einem meiner Reisegefährten, welcher keinen Ueberfluß an Scharfsinn und Beobachtungsgabe hatte, auffiel und zu der Bemerkung veranlaßte, solch ein nackter Bursche möchte wohl der schönsten wohlerzogensten Miß Altenglands gefallen. Mehrere Prahu hatten auf beiden Seiten ein Binsengeflecht hinaushängen in die See, damit sie sich im Gleichgewichte hielten und steter einherzogen. Als die Handelschaft zu Ende, setzten sich die Javaner und verzehrten ihr aus gekochtem Reis bestehendes Frühstück, was sie mit den Fingern zum Munde führten. Hierzu tranken sie die Milch der Coco, welche sie auf eine geschickte Weise, mittels eines Hackbeiles, bei der unteren Spitze der Schale, wo sie am weichsten, zu öffnen verstehen. Die Cocosnuß enthält gegen eine halbe Maß Milch.

Der Schiffszahlmeister ward nun in einem Bote nach Anghier vorausgesandt, um Nachrichten über den Markt zu Canton und Singapore einzuziehen und zu sehen, was hier zu machen. Ein im Dienste der Holländer stehender Malaie — dies zeigte seine Schärpe und die Flagge auf dem in europäischer Weise gebauten Kahne — kam an Bord und übergab dem Capitän ein Packet Briefe, woraus er sich die nach China und Singapore bestimmten hervorsuchen und mitnehmen möge. Als dies geschehen, blieb der Bote, welcher weder ein Wort holländisch, noch irgend eine andere europäische Sprache verstand, immer noch wie angenagelt auf dem Verdecke stehen, bis ihm ernstlich bedeutet wurde, er solle gehen. Ich bemerkte im Umgange mit den Malaien, daß sie durchgängig jedem ernstlich ausgesprochenen Worte alsbald Folge leisten. Schimpfen, Schmähen und Fluchen wird sehr gefürchtet, indem sie der Meinung leben, daß sie dadurch entehrt würden. Man vermeide im Verkehre mit ihnen so wie mit den ihnen in jeder Beziehung befreundeten Bugis alle rohen beleidigenden Redensarten, will man sich nicht der Gefahr aussetzen, das Leben zu verlieren. Denn der Malaie, welcher beleidigt ist, oder sich für beleidigt hält, kennt in seinen Rachegefühlen keine Grenzen mehr. Unsere Herren im Schiffe machten sich auf mancherlei Weise über die Kaufleute in den Prahu lustig, über ihre Aussprache der wenigen englischen Wörter, welche sie im Umgange mit Unterthanen Großbritanniens aufgelesen hatten; ohne zu bedenken, daß die englischen Seefahrer und Handelsleute in dieser Beziehung weit unwissender und nachlässiger sind, als die malaiischen Fischer und das gemeine Gesindel Cantons. So lange auch diese Herren mit den Malaien und Chinesen verkehrten, so wissen sie doch kaum einige Wörter, so haben sie doch keinen einzigen Satz aus den Sprachen dieser Völker behalten. Und das einzige Wort, die einzige Phrase, welche sie vielleicht inne haben mochten, bezieht sich sicherlich auf grobe sinnliche Genüsse. Malaien und Chinesen scheuten im Gegentheile die Mühe nicht, sich in dem

ihnen so wunderlich vorkommenden Gezische und Gezwitscher des englischen Idioms zurechtzufinden. Die Chinesen haben selbst, lange bevor die Engländer chinesische Grammatiken und Wörterbücher schrieben, englische Wort- und Phrasensammlungen gedruckt für diejenigen, deren Beruf es ist, mit den rothen Barbaren umzugehen.

Herr Milne kam nach einigen Stunden mit guten Nachrichten zurück. Die Streitigkeiten zwischen der Factorei und den Chinesen seien beigelegt und man könne sorgenlos in die Zukunft sehen. Als wir gegen Abend nach der Anghierbucht gelangten, fanden wir daselbst ungewöhnlich viele Schiffe. Die kundigen Seefahrer bemerkten alsbald, daß neben den Handelsschiffen auch eine Kriegsbrigg vor Anker liege. Man befürchtete anfangs, es möchte eine englische sein, was dem Capitän sehr unangenehm gewesen wäre. Denn die englischen Kriegsschiffe haben in Kriegszeiten das Recht, jeden Kauffahrer anzuhalten und eine Anzahl Matrosen mit oder gegen deren Willen für den königlichen Dienst in Anspruch zu nehmen. In Friedenszeiten können die Matrosen der Handelsmarine blos freiwillig engagirt werden. Zu diesem Ende kommt ein Officier des Kriegsschiffes an Bord, läßt sich die Liste der Mannschaft vorlegen, um zu ermessen, wie viele Hände das Schiff entbehren könne, ohne in seiner beabsichtigten Reise wesentlich gehindert zu sein. Die ganze Mannschaft muß dann auf dem Verdecke aufgestellt werden, und der Officier fragt, wer ihm freiwillig folgen und in den königlichen Dienst treten wolle. Schon der Abwechslung wegen verlassen wohl mehrere Matrosen den Kauffahrer. Zu solcher Besorgniß war jedoch kein Grund vorhanden; auf der Kriegsbrigg wehte die spanische Flagge.

Unter den Fahrzeugen zu Anghier war ein Chinafahrer der Ostindischen Compagnie, ein portugiesisches Schiff von Macao, mehrere spanische Transportschiffe, welche zur Ablösung der dortigen Garnison tausend Mann nach Manilla brachten, und ein kleines Fahrzeug unter französischer Flagge. Der Portugiese sendete alsbald Briefe an Bord für den Gouverneur von Macao, deren Besorgung mir übertragen wurde. Sonntag den 8. August habe ich zum ersten Male den Boden Asiens betreten. Meine Sinne wurden von der fremdartigen Vegetation, von den nicht minder fremdartigen lebenden Wesen, die sich in ihr herumtrieben, so allseitig angezogen, daß ich nicht wußte, was ich unter diesem gewaltigen Reichthum von Neuigkeiten zuerst genauer in Augenschein nehmen sollte. Aus der Ferne glaubte ich, die niederländische Flagge wehe auf einem Berge, oder auf einem grün angestrichenen Thurme. Beide Muthmaßungen waren grundlos. Die Flagge wehte auf einem, sowohl nach Breite als Höhe ungeheuer großen Banjanbaume, woran hohe Leitern von Bambusholz befestigt waren. Zwischen den Baumzweigen befand sich ein geräumiges Wachthaus, wo man die von weiter Ferne hereinfahrenden Schiffe sehen konnte. Rechts steht das Fort, wo der Commandant mit geringer Mannschaft haust, links die niedliche Wohnung des Hafenmeisters, dessen weißlich blondes Haar und biederes Benehmen mich sogleich an's liebe Vaterland erinnerte.

Unfern der Behausung ist das Bazar, wo man Hühner, Fechthähne, Enten, Matten, Affen, Vögel und die hier gewöhnlichen Früchte für ein geringes Geld einkauft. Auf einer Seite dieser schmutzigen Halle standen alte Malaien, Männer und Weiber, welche allerlei Zeug rösteten und kochten. Arme Teufel befanden sich in der Nähe und sahen lüstern Blickes auf die zubereiteten Speisen. Unter den mannigfachen Gerichten dieser öffentlichen Garküche konnte ich kein Fleisch entdecken; sie bestanden aus Reis, aus Feld- und Baumfrüchten. Man kann sich leicht denken, wie spottwohlfeil ein Malaie hier seine Mittag- und Abendmahlzeit haben kann. Während die zwei hier domicilirenden Chinesen liefen und rannten, um den Wünschen der vor Anker liegenden Schiffe entgegenzukommen, blieben diese nackten Malaien auf ihrem Platze und ergötzten sich an einem blutigen Hahnengefechte. Sie standen da in Gruppen von zwölf bis fünfzehn Mann, wovon Jeder seinen Hahn in den Armen hielt und von Zeit zu Zeit zum Fechten losließ. Die Thiere hatten furchtbare Sporen und einen gewaltigen Kamm; sie fuhren wie besessen auf einander los. Nach dem ersten Anschuß prallten sie gewöhnlich schnell zurück, blieben einige Augenblicke stehen, um sich gegenseitig zu messen, und flogen dann mit desto größerer Wuth gegen einander. Verläßt ein Hahn den Kampfplatz und läuft davon, so bleibt der Sieger mit aufgespreiztem Kamme, mit aufrecht gerichtetem Halse und Schnabel in der Mitte stehen und blickt triumphirend umher.

Dann läßt er sich von seinem Herrn so ruhig wie ein Kind in den Arm nehmen. Den spanischen Soldaten, welche in Menge herumlagen, erschien dieses Schauspiel ergötzlich im hohen Grade. Gab ein Hahn dem andern einen recht tüchtigen Schlag, so schrien die Spanier laut auf vor Entzücken. Die Malaien lächelten blos. Dieses zu vielen Fehden Veranlaß gebende und in jeder Beziehung verderbliche Schauspiel ist auch bei den Europäern in Indien und bei den meisten im östlichen Asien Handeltreibenden sehr beliebt. Die Chinesen verstehen sich darauf, auch Wachteln zum Zweikampfe abzurichten. Sie waschen den Vogel sorgfältig, bringen ihn dann unter ein Sieb, wo Hirsekörner zerstreut liegen, mit seinem Gegner zusammen. Da jede Wachtel die Hirsekörner allein haben will, so fahren sie bald auf einander los. Solche zum Kampfe gut abgerichtete Vögel werden sehr theuer bezahlt. Die Herren des David Scott suchten die besten Fechthähne anzukaufen. Ich hörte von solchen gewaltigen Hähnen mit einem Interesse und einer Begeisterung sprechen, wie man nur in gebildeter Gesellschaft von einer neuen Kunsterscheinung sprechen könnte. Waren doch auch bei den alten Griechen und Römern Hahnen- und Wachtelkämpfe nichts Ungewöhnliches.*)

Im Vordergrunde des Bazars lagen die nackten männlichen Kinder der Malaien und Chinesen, deren im Verhältniß zu ihrem sonstigen Körperbau ungewöhnlich dicke Köpfe mir besonders auffallend waren. Ich sah ihren Spielen zu und lächelte ihnen freundlich entgegen. Sie standen auf und betrachteten mich ohne Scheu von Kopf zu Fuß und schienen sehr vergnügt. Die Kinder der Chinesen hatten das Haupt kahl geschoren, nur hinten nahe am Genicke befand sich ein kleiner Büschel Haare, der mit der Zeit zu einem langen Zopfe heranwächst.

Hinter dem Bazar sind die Bambushütten, grade so hoch, daß ein Mann darin aufrecht stehen kann. Der Raum zwischen diesen Hütten ist noch schmaler, als die Straßen zu Venedig. Das öffentliche Trinkhaus, so wie die Wohnungen der beiden hier ansässigen Chinesen sind bei Weitem ansehnlicher; sie gleichen unseren mit offenen Hallen umgebenen Dorfschenken. Um doch wenigstens etwas bei dem chinesischen Wirth zu verzehren, ließ ich mir einen Schnaps bringen. Die Garnirung, die Art und Weise des Hauses und der Halle waren von denen der malaiischen Hütten durchaus verschieden. Man sieht hier doch Spuren einer Civilisation; Lesen und Schreiben, die Gründer und Träger aller Cultur, zeigen sich in jedem Winkel des Hauses. Auf dem äußersten Thore stand mit ungeheuer großen Charakteren ein gewöhnlicher chinesischer Gruß: „Ehrfurchtsvoll wünsche ich euch Frieden.“ Ueber den äußeren und inneren Thüren und an allen Seitenpfosten befanden sich chinesische Sprüche und Wünsche, die Glück und Segen verhießen. An der einen Wand war eine chinesische Schöne in krummer Haltung abgemalt; bekanntlich können die chinesischen Damen, ihrer verkrüppelten Füße wegen, weder grade stehen noch gehen. Sie spielte eine Art Guitarre, chinesisch Pipa genannt; nebenan war ein schlechter Kupferstich angebracht, welcher ein holländisches Dorf vorstellte. Auf der andern Wand sah man eine große chinesische Seeschlacht abgebildet, ohne die mindeste Beachtung der Perspective. Die grimmig oder scheußlich genug aussehenden Helden führten in chinesischen Charakteren ihren Namen auf der Brust; ein würdiges Seitenstück zu diesem Meisterwerke war ein feister österreichischer Uhlanen-Officier in voller Uniform auf einem dickwampigen Gaul. Ein geschriebener chinesischer Kalender war an der Wand angeklebt.

Ich begann die verschiedenen Charaktere zu studiren, und bat einen dabei stehenden gemeinen Chinesen, mir mehrere Cursivschriften, die ich nicht herausbringen konnte, zu erklären. Der Mann merkte wohl, daß ich chinesische Worte spräche, konnte aber lange nicht herausbringen, was ich wollte. Endlich verstand er was ich verlangte und rief erstaunt drei bis vier anderen außerhalb der Halle befindlichen Chinesen: „Tsin jen schi,“ „das ist Chinesisch.“ Alsbald ward ich von allen hier befindlichen Chinesen umringt, und wir begannen die Charaktere abzulesen. Wo ich stockte, waren sie sogleich bereit, mir die Aussprache vorzusprechen. Ich ging dann in ihr Nebenzimmer und sah zum erstenmale die in den Streitigkeiten der Jesuiten unter einander und der Jesuiten mit andern Ordensleuten so häufig erwähnten Tafeln der Vorfahren.*) Ueberdies waren

*) Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Leipzig 1804, V. 3, 448.

*) Ist nämlich der Leichnam zur Erde bestattet, so wird eine doppelte hölzerne Tafel hereingebracht,

zwei Figuren daselbst mit grimmigen Gesichtern; die eine hatte ein Schwert in der Hand. Auch diese Figuren waren auf allen vier Seiten mit chinesischen Sprüchen umgeben. Die unwissenden, blos Procente beachtenden europäischen Kaufleute und Schiffsbeamten nennen diese Tafeln, so wie alle anderen höhere Wesen vorstellenden Abbildungen der Chinesen, Dschos; sie sagen Dschos-Gemälde, Dschos-Häuser u. s. w. Dschos ist wahrscheinlich aus dem portugiesischen Dios verdorben. Der chinesische Cicerone schien durch meine geringe Kenntniß seiner Muttersprache derart geschmeichelt, daß er mir mit Gewalt einen Kürbis zum Präsent machen wollte. Die Kürbisse hiesigen Landes werden nämlich, wie in Italien, zu Torten, Kuchen und dergleichen gebraucht; sie sind sehr wohlschmeckend, aber schwer zu verdauen. Die Malaien nennen diese Frucht Dschaka; sie findet sich auch häufig in Indien. Ich lehnte das Geschenk höflichst ab, zum Theil aus Furcht, er könnte von mir ein Gegengeschenk erwarten. Ich besaß im Augenblicke nichts, was ich ihm mit Fug hätte darreichen können.

Hier fand ich auch mehrere spanische Officiere der Transportschiffe. Einer war ungemein höflich, fragte mich, ob ich etwas essen und trinken wolle, oder mit was er mir sonst dienen könne. Er würde sich glücklich preisen, wenn ich hier, nämlich im Hause des Chinesen oder zu Manilla seine Dienste annehmen wolle. Es war kaum möglich, mich dieser drückenden Last von Höflichkeiten zu entziehen. Ein wahrhaftes Interesse erregte das glückliche Gesicht eines Knaben zwischen vierzehn und fünfzehn Jahren, und ich suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. „Ich bin kein Spanier, antwortete er, ich bin ein Franzose aus Montauban. Sind Sie in Montauban gewesen? Ach, welch eine schöne Stadt, — ja Montauban ist eine schöne Stadt im südlichen Frankreich — jetzt gehe ich aber nach Manilla.“ Ein ernst blickender Spanier, welcher, wie es schien, kein Wort französisch verstand, sagte, der Junge gehe mit ihm. Ich glaubte in den feurigen Augen des Knaben eine Sehnsucht nach dem schönen, schönen Montauban, nach dem lieben, lieben Vaterlande, dessen Sprache voll und überfließend, wie ein lange gewaltsam zurückgehaltener Strom aus seinem Munde stürzte, zu lesen, und setzte deshalb gleichsam tröstend hinzu: „Schön und wacker ist's, daß Sie in Ihrer Jugend solche große Reisen machen; die Jugend ist die Zeit des Lernens und Entbehrens.“ Er lächelte und in diesem Augenblicke fragte ein anderer Spanier mißtrauischen Blickes nach dem Namen unseres Schiffes. Als ich mich wieder zu dem Knaben wenden wollte, war er auf und davon. Sehr lustig erschien mir die Entrüstung einiger andern Spanier über die Gutmüthigkeit eines Engländers, der sich von einem Malaien im Ankauf von Perlmutter betrügen ließ. Sie konnten sich blos durch Zeichen verständlich machen. Dies thaten sie jedoch in solch heftiger Weise, daß der Engländer glaubte, die Spanier wollten ihm sein theuer erworbenes Gut wegnehmen.

Ich machte mich dann auf, um das eine kleine Viertelstunde von Anghier befindliche Monument des Lords Cathcart zu sehen, welcher hier 1785, auf einer Gesandtschaftsreise nach China, im neunundzwanzigsten Jahre seines Alters gestorben ist. Das Monument besteht aus einem einfachen Obelisk, an dessen Sockel sich eine lateinische Inschrift befindet. Ich traf unterwegs mehrere Malaien, die hinausgingen, um ihre Feldarbeit zu besorgen, und auch meinen freundlichen chinesischen Cicerone. Dieser grüßte mich wie einen alten Bekannten von fern; die Malaien gingen ehrerbietig aus dem Wege. Dies schrieb ich meinem großen Sonnenschirm zu, der hier sehr nothwendig und wie in Siam und andern Ländern und Inseln Ostasiens als Zeichen des Ranges dient. Ich sah die niederländischen Officiere in's Fort gehen, an deren Seite Bediente, welche schön verzierte, ihren hohen Rang bezeichnende Sonnenschirme trugen. Die Malaien bekennen sich jetzt großen Theils zur Lehre Mohamed's; sie sind aber fern von allem Eifer für ihren Glauben. Die Frauen und Mädchen scheinen nicht so streng abgeschlossen, wie in vielen andern Theilen Asiens.

Unter einer Hausthür standen zwei Mädchen zwischen vierzehn und fünfzehn Jahren, die wie die Bauerndirnen Deutschlands cokett kicherten und sich in's Haus zurückzogen. Der obere Theil ihres Körpers war entblößt, ihre ganze Gestalt nichts

---

worauf innerhalb und außerhalb die Worte geschrieben werden: „Dies ist das Zeichen oder der Ort des Geistes des verstorbenen N. Auf der linken Seite stehen noch die Worte: „Der gehorsame Sohn des verstorbenen N. ließ diese Tafeln anfertigen.

weniger als anziehend für ein europäisches Auge.

Die Bewohner der Inseln des östlichen Archipelagus lebten in der Zeit, bevor ihnen von indischen Missionaren Religion und Cultur gebracht wurden, in einem Zustande, ähnlich demjenigen, worin die Bewohner der Sandwichinseln und Neuhollands gefunden wurden. Die bedeutendste und am frühesten genannte jener zahlreichen Inselgruppe ist Java, richtiger Djava. Diese Insel ward entweder von den über das rothe Meer und den persischen Meerbusen nach Indien segelnden römischen und griechischen Kaufleuten selbst besucht, oder sie erhielten ihre Nachrichten aus zweiter Hand, von den Handelsleuten Hindostans. Letzteres ist wahrscheinlicher. Mittels Alexandrinischer Kauffahrer hat Ptolemäus allerlei indische Sagen und Nachrichten, wie die von den Maniolischen oder Edelstein-Inseln — Mani heißt Edelstein im Sanskrit — erhalten. Der Geograph nennt unsere Insel ebenfalls mit einem indischen Worte Jawadiu oder Javainsel. Diu ist aus dem Sanskritwort Dwipa zusammengezogen und bedeutet heutigen Tages noch, in mehreren Sprachen und Dialekten Indiens, Insel. Die Materialien, welche Ptolemäus zu Gebote standen, müssen sehr reichhaltig gewesen sein; da er, auf ihnen fußend, es wagen konnte, die Ost- und Westspitze der Insel geographisch zu bestimmen. Das Land sei sehr fruchtbar; hier werde eine Menge Gold gewonnen; der Name des Hauptortes bedeute Silberstadt und Jabadiu selbst Gersteninsel.*) Ist nun aber dieses Jabadiu die heutige Insel Java? Die Gelehrten und Alterthumsforscher sind verschiedener Meinung. Man verglich die auf Hörensagen gegebenen Berichte des Erdbeschreibers mit der genauen Kenntniß unserer Tage und fand, daß seine Beschreibung und die Lage der Insel nicht ganz auf Java passe. Hieraus ward von Einigen geschlossen, unter Jawadiu müsse eine andere Insel, Banca, Sumatra oder gar die Andamangruppe verstanden werden. Das Jawadiu bei Ptolemäus zeugt jedoch sicherlich, wie der größte Kenner der Geschichte des malaiischen Volkes, der besonnene Marsden behauptet, von einer, wenn auch sagenhaften Kenntniß der heutigen gleichnamigen Insel. Die Unsicherheit und schwankende Bedeutung des Namens Java mag in folgender Weise entstanden sein.

Die Hindu haben bereits mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die Inseln des östlichen Archipelagus besucht. Sie nannten eine derselben, wo sie Colonien anlegten, wo sie die einheimische Bevölkerung zu ihrem Religions- und Cultursysteme bekehrten, mit einem indischen Worte Java-Dwipa, Gersteninsel, bei welchem Namen sie dann auch den nach Indien handeltreibenden Kaufleuten des Westens bekannt geworden. Dies Wort für Gerste ist so wie viele andere indische Wörter in die malaiische Sprache und ihre verschiedenen Mundarten, entweder in der eigentlichen Bedeutung oder in der einer andern Fruchtgattung, übergegangen. Auch findet es sich heutigen Tages noch in der indischen Schwestersprache, im Persischen. Später bezeichnete man mit dem Namen Java verschiedene andere Inseln des östlichen Archipelagus und gerieth in mancherlei Verwirrung und Widersprüche. Um diese zu beseitigen, half man sich so gut es gehen wollte. Man sprach von einer großen und einer kleinen Insel Java, was so lange dauerte, bis es endlich auch in jenen östlichen Gegenden licht und helle ward. Man fand dann, daß nur eine Insel von den Hindu und den durch sie civilisirten Autochthonen, seit den ältesten Zeiten, ausschließlich Java genannt wurde. Nicht einmal die ganze Insel scheint diesen Namen erhalten zu haben, sondern blos der östliche Theil, wo die Hindu zuerst landeten. Heutigen Tages noch wird der Name Java gewöhnlich blos von dem östlichen Küstenlande gebraucht.

Nach einer mit der ganzen folgenden Geschichte in keinem Zusammenhange stehenden Sage der javanischen Zeitbücher, seien zu der Zeit, als das indische Land, noch mit den Inseln des östlichen Archipelagus verbunden, ein einziges großes Ganze gebildet hatte, Verbannte aus Egypten zu dem Landestheil gekommen, welcher später nach der Erdrevolution, die große Länderstrecken in's Meer versenkte und die östliche Inselwelt bildete, Java genannt wurde. Die Egypter sollen ihren Weg über das rothe Meer genommen haben. Es seien wilde, uncultivirte Menschen gewesen. Lange nachher erst beginne der indische Einfluß, innerhalb der östlichen Inselwelt, auf Sumatra, Celebes, Borneo und namentlich in Java. Tritrestra, der Gründer des indischen Staates auf Java,

*) Ptolm, Geogr. VII. 2.

soll zu den Zeiten des Cäsar geblüht haben; früher sei Wischnu Beherrscher der Insel gewesen. Die javanische Aera, welche mit dem vierundsiebzigsten oder achtundsiebzigsten Jahre vor unserer Zeitrechnung beginnt, ist die von Hindostan hierher verpflanzte Aera des Saliwahana.

Im Jahre 414 landet der chinesisch-buddhistische Geistliche Fa hien, auf der Rückkehr von Indien nach China, zu Java, welches er ebenfalls Je soti, Java Dwipa, nennt. Obgleich er sich hier fünf Monate lang aufhielt, so sagte er doch nichts anderes von der Insel, als daß sie von vielen ketzerischen Brahmanen bewohnt und von der Lehre Buddha's keine Spur vorhanden wäre.*) Später ist Java den Chinesen näher bekannt geworden. Es kamen im Laufe der Jahrhunderte viele Gesandtschaften aus verschiedenen Theilen der Insel nach China, und die Chinesen wanderten in zahlreichen Haufen, vorzüglich während der Zeiten der großen Tang-Dynastie, nach Java, weshalb sie hier immer noch Tang-Leute genannt werden. Die Araber mögen die Insel schon seit der Mitte des neunten Jahrhunderts besucht und den Islam dort verbreitet haben. Viel später erst wurde der Glaube des Mohamed — es heißt gegen 1374 — zur herrschenden Religion erhoben.

Sonntag Nachmittags gingen wir wieder unter Segel nach Singapore. Zur selben Zeit kamen drei Compagnieschiffe in den Hafen von Anghier, welche in Gesellschaft mit uns England verlassen hatten. So bekannt sind die Wege und Winde, welche zu verschiedenen Jahreszeiten auf den Meeren zwischen England und China wehen, daß ein gleichheitliches Eintreffen der Schiffe, die mit einander England verließen, als nichts Besonderes betrachtet wird. Wir hatten treffliches Wetter und segelten innerhalb zweier Stunden durch die ganze gefährliche Strecke zwischen Anghier und den zwei Felsen, von den Seefahrern die Kappe und der Knopf genannt. In früheren Zeiten wurden Inseln und Länder nach dem Namen eines Kalenderheiligen genannt; jetzt häufig blos nach einem witzigen oder burlesken Einfalle der Seefahrer. Wahrlich, kein besonderer Fortschritt. Ein amerikanisches Schiff, welches in England für China Ladung eingenommen hatte, war bei uns vorübergefahren. Capitän Ward hielt es für einen Ehrenpunkt, dem Yankee wieder vorzukommen. Die Schiffe wetteiferten mit einander und waren manchmal so nah, daß ich auf dem Amerikaner die Matrosen arbeiten hörte. Beide hatten für den chinesischen Markt ein Kargo wollener Tücher; wer zuerst nach China gelangte, konnte einige Procente mehr gewinnen. Es war eine finstere, rabenschwarze Nacht; die Schiffe glichen schwimmenden Felsen. Diese Schwärze ward auf Augenblicke durch sehr starkes Wetterleuchten in Tageshelle umgewandelt, so daß man blitzweise Alles, was auf dem andern Schiffe vorging, bemerken konnte. Ich saß auf dem Verdecke, ergötzte mich an diesem erhabenen Schauspiele und blickte, von schmerzlicher Erinnerung bewegt, links hinüber zur Südostküste Sumatra's, nach Bencoolen. Hier regierte und wirkte der edle Raffles für die Civilisation dieser Gegenden; das Meer dieser Küste verschlang, in einem Momente, den Fleiß und die Sorgen von zwanzig Jahren. Der grausame Verlust aller in so langer Zeit gesammelten literarischer und anderer Schätze ist hinlänglich bekannt und ausführlich in Raffles', von seiner Wittwe herausgegebenen Denkwürdigkeiten beschrieben. Die Geschichte und Naturkunde Ostasiens hat durch diesen unglücklichen, aus Unvorsichtigkeit entstandenen Schiffsbrand einen unersetzlichen Verlust erlitten. Das Errettete aus Raffle's literarischen Sammlungen befindet sich in der Bibliothek der asiatischen Gesellschaft zu London; es sind theils in malaiischer, theils in javanischer Sprache geschriebene Handschriften.

Am neunten gegen Abend waren wir der Ostküste Sumatra's gegenüber und fuhren ganz nahe bei den zwei Felsen vorüber, „die Brüder“ genannt. Auch diese Brüder sind, gleich wie die andern großen und kleinen Inseln, in jenem Meere durchgängig mit immer grünenden Bäumen bewachsen, und gewähren, aus der Ferne gesehen, einen herrlichen Anblick. Der Himmel umzog sich plötzlich mit dichten schwarzen Wolken, und schon gegen sechs ward es so finster, daß keiner den andern auf dem Verdecke sehen konnte. Es begann zu blitzen, anfangs sehr geringe und erst nach langen Pausen. Bald aber folgten die Blitze so heftig und schnell hinter einander, wie ich früher nie erlebt hatte. Schien es doch, als wenn ein Feuerstrom sich in das rabenschwarze Meer ergieße; die egyptische Finsterniß ward, unter furcht-

*) To-kno ki, 37 v.

barem Rollen und Krachen des Donners, auf Augenblicke in hellleuchtenden Tag umgewandelt. Der Wind blies, oder wie die Seeleute sich ausdrückten, der Schwall kam von Osten und trieb uns, aller Bemühungen des Steuermannes spottend, eilig hin gegen die niedern Küsten Sumatra's. Alles war auf den Beinen, in banger Erwartung, wie sich dieses lösen möchte. Das Senkblei ging unaufhörlich um's Schiff herum. Gegen Neun verkündete eine hagere blasse Gestalt, mit feurigen, tiefliegenden Augen und schwarzen Haaren, die in langen Locken um das Haupt herumflatterten — Simpson war die traurigste, melancholischste Figur und hatte schon früher meine Aufmerksamkeit erregt — in seiner dumpfen, langhin dröhnenden Stimme, sechs Faden, gleich hernach sieben ein halb, acht, sechs. So wechselte es von Secunde zu Secunde, — das sicherste Zeichen, daß wir uns nahe der Küste auf einer Untiefe befanden. Ich ging mit dem sehr besorgten Capitän in die Cajüte, und er sagte mir, wahrscheinlich um sich und mich zu trösten, wir sind grade jetzt von gutem Winde begünstigt und müssen bald zur offenen javanischen See gelangen. Man denke sich unseren Schreck, als dieselbe hohle, ächzende Stimme fünf ein halb ausrief und der in solchen Dingen vielerfahrene Zahlmeister schnell herbeikam und erklärte, wir befänden uns zwischen zwei Untiefen, was aus der Art und Weise der Wogen zu schließen, welche von den Felsen unter dem Wasser widerprallten und dann aufwärts gegen den Kiel anbrängten. — Das ganze Betragen des Mannes, während dieses in jedem Falle höchst unangenehmen Vorfalls, war sehr sonderbar. Während Alles drunter und drüber ging, und Jeder mehr oder weniger besorgt war, schien Milne, ganz gegen seine Gewohnheit, im heitersten Humor zu sein. Er erzählte mir eine Menge ähnlicher Ereignisse und Gefahren, die er bestanden, und lachte dabei laut auf. Mitten unter diesen Geschichten von Angst und Noth fragte er mich plötzlich, ob ich die Judenharfe spielen könne? Auf meine wiederholte Versicherung, daß ich nicht einmal wisse, wie das Instrument aussehe, mußte ich mit ihm in sein Zimmer gehen, wo ich zu meinem großen Erstaunen fand, daß die Judenharfe nichts mehr und nichts weniger ist, als eine deutsche Maultrommel. Später ersah ich freilich aus dem Wörterbuche, daß die Maultrommel im Englischen gewöhnlich so benannt werde. Seit meinen Kinderjahren, bemerkte ich meinem Freunde, der mich zum Spielen einlud, habe ich dieses Instrument nicht mehr an den Mund gesetzt; auch hielte ich die Umstände für durchaus ungeeignet, lustige Liedlein zu pfeifen. „Ei, das thut nichts," entgegnete er, „wenn Sie nicht spielen, so spiele ich," und er begann in der That einen Londoner Gassenhauer mit vieler Geschicklichkeit herabzupfeifen. Der Mann litt augenscheinlich unter der Lustigkeit der Verzweiflung. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, bis das Liedlein zu Ende, und stand da, wie auf glühenden Kohlen. Kaum hatte der gute Milne aufgehört, so lief ich auf das Verdeck, um zu erfahren, wie es aussieht. Hier fand ich Alles in großer Zerstörung. Ich las auf den verschiedenen Gesichtern, von dem Capitän abwärts bis zu dem untersten Matrosen, eine Unsicherheit und Aengstlichkeit, wie ich sie früher niemals wahrgenommen. Sie hatten Alle die sichere Haltung verloren und steuerten versuchsweise bald rechts, bald links, um nicht aufzufahren. So ging es die ganze Nacht hindurch. Niemand legte sich nieder; man mußte jeden Augenblick auf das Aeußerste gefaßt sein. Endlich kam der langersehnte Tag herbei, und gegen sechs Uhr wurden, den grünen Brüdern gegenüber, die Anker ausgeworfen. Wir hatten während der ganzen langen Nacht kaum vier englische Meilen zurückgelegt. Wahrscheinlich wurden wir von einer Meeresströmung, oder durch Ebbe und Fluth, welche sich, von den Küsten der verschiedenen Inseln im javanischen Meere, weit hinein in die See erstreckten, zurückgetrieben. Solche Strömungen und Ebbe und Fluth, die selbst auf den ausführlichsten Seekarten und in den besten nautischen Werken nicht verzeichnet sind, machen die Schifffahrt in diesen Gegenden der Erde vorzüglich gefährlich. Die zwei amerikanischen Schiffe in unserer Nähe hatten ebenfalls eine höchst unruhige Nacht durchlebt. Durch ihre größere Nähe zum Insel-Bruderpaare schwebten sie in noch größerer Gefahr, als wir. Auch sie waren, wie ich mit Freude bemerkte, glücklich durchgekommen und befanden sich jetzt in unserer Nähe. Ein anziehendes, lehrreiches Schauspiel gewährte es mir beim Frühstücke, die verschiedenen Gesichter zu mustern. Das Bewußtsein einer kaum entronnenen Gefahr dämpfte die sonst bei diesen Gelegenheiten

herrschende Lustigkeit. Selbst den unbesonnensten, heitersten Gesellen war es kaum möglich, sich zu einem gezwungenen Lächeln emporzuschrauben.

Gegen Neun lichteten wir die Anker und segelten mit sieben ein halb Faden fröhlich dahin. Erfahrene Seeleute erkennen die relative Meerestiefe an der Wasserfarbe. Ist die See unergründbar, so hat sie ein dunkelgrünes Aussehen; bei einer Tiefe von zehn bis vierzehn Faden erscheint sie grün, wie auf den chinesischen Landkarten. Die javanische See, auf der wir jetzt segelten, ist von schnell wechselnder Tiefe und ihre Oberfläche zeigt demgemäß gar verschiedenes Farbenspiel. Man bemerkte mit Interesse, mitten im Meere, die verschiedenen, vom Lande herkommenden Strömungen. Während rings herum klares Wasser, erkennt man sie an dem dunkelgelben Schlamm, welchen sie mit sich führen. Sie behaupten viele Meilen weit ihre Selbständigkeit und führen Alles fort, was sich ihnen naht, mit unwiderstehlicher Gewalt, was höchst gefährlich in jenen Gegenden, wo die Korallenriffe von Jahr zu Jahr Ausdehnung und Gestalt verändern, wo nicht selten während eines kurzen Zeitraums frische Riffe entstehen, so daß auch die neuesten und vortrefflichsten Seekarten nicht ausreichen. Hierzu kommt, daß der Wind unzuverlässig und sehr veränderlich ist, wie in allen Gegenden in der Nähe des Aequator. Sieht der Seefahrer einmal mit Freuden die Segel schwellen, und schreibt zufrieden an's Logbrett fünf, sechs Meilen, so kommt wohl bald hernach, in Begleitung eines gewaltigen Platzregens, das heftigste Donnerwetter, welches den Wind und die Freude dämpft. Dies ist das zum Sprichwort gewordene Wetter der Straßen. Auch wir waren von Neptun nicht begünstigt; wir hatten in diesen Straßen gar viel zu leiden.

Am zwölften gegen Abend gelangte der David Scott zur Gasparstraße, so genannt nach einem spanischen Seefahrer Gaspar, welcher sie im Jahre 1724 passirte, freilich nicht zum erstenmale, wie es gewöhnlich heißt. Früher schon sind englische Seefahrer des Wegs gekommen. Wir gingen wieder vor Anker. Diese Straße ist wegen ihrer vielen Felsen und Untiefen zu gefährlich, als daß man es gewagt hätte, sie in dunkler Nacht zu passiren. Ich betrachtete aufmerksam Banka oder die Zinninsel — Banka heißt Zinn im Sanskrit — wo jährlich 40- bis 60,000 Pikul dieses Metalls gewonnen werden.*) Die Minen sollen erst, was sicherlich unbegründet, im Jahre 1711 entdeckt worden sein; das meiste hier gewonnene Zinn geht nach China. Ich sah Pulolaut oder die Meeresinsel, in deren Nähe (1817) die Alceste, worauf der von China zurückkehrende Gesandte, Lord Amherst, Schiffbruch gelitten hatte. Pulolaut, ungefähr sechs englische Meilen in der Länge und fünf in der Breite, liegt gegen zwei ein halb Grad südlich vom Aequator. Diese Insel, obgleich mit einem vortrefflichen, zur Erzeugung aller Früchte der heißen Zone geeigneten Boden gesegnet, ist heutigen Tages noch unbewohnt. Die Mannschaft der Alceste verlebte hier neunzehn Tage. Den folgenden Tag passirten wir glücklich die gefährliche Passage. Die etwas weiter gegen Osten gelegene Sattelinsel, von den Malaien Pulo Dschallaca oder Unglücksinsel genannt, erregte wegen ihrer sonderbaren sattelförmigen Gestalt meine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Wir befanden uns innerhalb des Südost-Monsun und zogen, sieben bis acht Knoten oder Meilen in der Stunde, fröhlich dahin auf der Straße nach Singapore.

Den ganzen Tag verlebte ich auf dem Verdecke, um die vielen kleinen Inseln, womit die javanische See gleichsam übersät ist, zu betrachten. In der großen Cajüte lagen die vortrefflichsten Seekarten des Capitän Horsburgh und sein classisches Werk. Bei jedem neuen Gegenstande, bei jeder Insel und Klippe, die meine Blicke fesselten, verglich ich die Nachrichten und Beobachtungen des vielerfahrenen, vielkundigen Mannes. Eines Tages sah ich weit in der Ferne etwas, was ich bald für eine Klippe, bald für ein malaiisches Bot hielt. Ich machte den ersten Officier aufmerksam. Moor nahm das Fernrohr zur Hand, und gleich stellte sich heraus, daß dort ein Schwertfisch bald auf- bald niedertauchte. Der Schwertfisch ist neben dem Menschen der größte Feind des Walfisches; er schwimmt unter ihm einher, auf eine passende Gelegenheit lauernd, um den Wal zu durchbohren. Bei dieser

*) Nach einer Angabe von Raffles bringt Banka jährlich bei 2000 Tonnen Zinn hervor. Die Minen werden von 15- bis 18,000 Chinesen bearbeitet. Memoir of the life and public services of Sir Th. St. Raffles. By his widow. London 1830, 255.

Gelegenheit ward mir ein merkwürdiger Vorfall erzählt, welcher sich vor einigen Jahren mit einem Ostindienfahrer ereignet haben soll. Fern von allen Untiefen, mitten im Meere, verspürte man plötzlich einen heftigen Stoß, — das Schiff wurde von allen Seiten untersucht, es zeigte sich nirgendwo ein Leck und man segelte weiter, sinnend und trachtend, woher wohl dieser Stoß gekommen. Als nach der Heimkehr das Schiff untersucht wurde, fand man in seinem Bauche das Schwert dieses merkwürdigen Seeungeheuers, in der Dicke eines kräftigen Mannsarmes. Dieser Schwertfisch hielt wahrscheinlich das mit vollen Segeln einherkommende Fahrzeug für einen Wal, stach danach, und der arme Teufel verlor sein einziges Hab und Gut, sein Schwert. Dieser furchtbaren Waffe beraubt, stand er nun wehrlos da mitten unter Feinden und ward wahrscheinlich bald das Opfer seines unglückseligen Irrthums.

Wir hatten einige Tage trübes Wetter; es konnten keine Beobachtungen angestellt werden. Wir verfehlten aus diesem oder irgend einem andern Grunde — der Capitän schien eigensinnig und den Ermahnungen des ersten Officiers kein Gehör zu geben — die Straße von Singapore, segelten mehr denn einen Grad weiter hinauf, längs der malaiischen Halbinsel, und waren am sechzehnten bei Tagesanbruch von mehreren unbekannten Inseln und Klippen umgeben, der Mündung des Flusses Songi gegenüber, 2 Grad 9 Minuten nördlicher Breite und 104 Grad 10 Minuten östlicher Länge von London. Da uns der Südostmonsun schnurgrade entgegen war, so bedurfte es dreier voller Tage und außerordentlicher Anstrengungen von Seiten der Mannschaft, um in das gehörige Geleise zu kommen. Endlich gelangten wir am 19. gegen Abend zum Vorgebirge Romania und passirten glücklich den Weißen Felsen, Pedro Bianco, welcher weit in der Ferne sichtbar und gleich wie ein Kreide- oder Marmorblock in die See hinausragt. Den folgenden Morgen kamen wir bei wunderschönem heiterm Himmel zur Rhede von Singapore, wo wir alsbald von mehreren malaiischen Prahu umgeben wurden. Die bis zum Nabel nackten Malaien fuhren wieder mit der größten Gewandtheit um das Schiff herum. Einige, sowie zwei in blendend weißer Baumwolle höchst anständig gekleidete — die Füße und der Hals allein waren unbedeckt — indische Mäller aus Trankebar kamen an Bord und zeigten dem Capitän allerlei Zeugnisse, welche sie wegen ihres guten Leumunds und ihrer Redlichkeit von früheren Seefahrern erhalten hatten. Es waren die ersten Hindu, welche ich sah, und sie erregten natürlich meine ganze Aufmerksamkeit. Kopf- und Barthaar war bis auf einen schwarzen buschigen Knebel- und Schnurrbart ganz kahl abgeschoren; in der Mitte der Stirn hatten sie den bekannten gelben, aus Kuhmist bereiteten Tupfen. Ich glaubte anfangs, sie wären aus der Kaste der Brahmanen, weil ich irgendwo gelesen hatte, daß nur die Brahmanen diese Auszeichnung tragen dürften. Ich ward aber eines Besseren belehrt, und erfuhr, daß jeder Hindu nach Belieben solch ein wunderliches Zeichen der Rechtgläubigkeit auf der Stirn trägt. Meine Mäller, die ganz verständlich englisch sprachen, fanden sich geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, welche ich ihnen widmete, und behaupteten steif und fest, sie stammen aus der ersten Kaste. „Wir sind zu früh aus der Schule gekommen," sagten sie, „und verstehen nichts als unsern Handel." Von Sanskrit hatten sie nie etwas gehört, noch hatten sie jemals ein Sanskritalphabet gesehen. Ich zeigte ihnen Schlegel's Ausgabe der Bhagawatgita; sie wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Sie verwiesen mich, naiv genug, an den Kaufmann Armstrong, welcher viele Bücher hätte, und fragten mich nach dem, was ihnen wichtiger. Sie forschten nach unserer Ladung, was wir in Singapore machen, was wir daselbst kaufen oder verkaufen wollten. Ich gab ihnen nach Kräften allen möglichen Bescheid, und wir sind als gute Freunde geschieden.*)

Das Oregongebiet.

Fragment einer Reise.

Anfangs October 1855 traf ich mit einem meiner Freunde, einem jener heiteren und gemüthlichen Gesellschafter, wie man sie zur Begleitung auf Reisen nur wünschen kann, auf dem Verdeck des schnellsegelnden Dampfers „Columbia" zusammen, um mit

*) Das hier mitgetheilte Bruchstück ist ein Abschnitt aus den noch nicht veröffentlichten Denkwürdigkeiten des berühmten Herrn Verfassers, und gehört zu der selbständigen Abtheilung, welche seine „Reise nach China vor dreißig Jahren" schildert.
Die Redaction.

ihm von San Francisco nach Oregon zu fahren.

Am Abend des zweiten Tages der Fahrt gelangten wir in Sicht des Hafens von Trinidad, der ungefähr 200 englische Meilen nördlich von San Francisco gelegen ist. Es war schon ganz finster, als wir uns dem Hafen näherten und wir erwarteten nichts Gutes, da es uns bekannt war, daß die Schiffer in den Tagen der Gefahr nur mit Schrecken an Trinidad denken. Nahe bei einem düster aufragenden Felsen, der von den brausenden Wellen bespült wurde und in dessen Klüften und Ritzen das Wasser mit einem dumpfen Getöse aufwirbelte, bahnte sich unser Dampfer den Weg. Die Küste von San Francisco und Oregon ist fast allenthalben unwirthbar und von San Diego bis Puget Sound, also auf einer Strecke von 1300 Meilen, ist nur ein guter Hafen zu finden, nämlich der von San Francisco, in welchen das entmastete Schiff bei einem Sturm von der Seeseite sich flüchten kann. Wir konnten von Trinidad nichts weiter sehen, als eine kleine Anzahl verstreuter Hütten, welche uns durch den Nebel erkennbar wurden, und der einzige civilisirte Laut, den wir vernahmen, war das Geschrei eines Kindes, dessen Laut sich mit dem Getöse der Brandung mischte. Wir hielten nur kurze Zeit und als die Ladung an das Land gebracht war, nahmen wir raschen Abschied von dem traurigen Trinidad.

Am folgenden Morgen lockte uns ein Kanonenschuß auf das Verdeck, als der Dampfer eben in den Hafen von Crescent City einlief. Diese Niederlassung kann vor der Hand auch nur damit prahlen, daß durch die vortreffliche Lage alle Bedingungen zu einem guten Hafen vorhanden sind. Man hat einstweilen die Absicht, einen Damm zu erbauen; um den natürlichen Hafen zu schützen. Die Häuser der Ansiedler erstrecken sich von den etwas zurückliegenden Wohnungen der Eingeborenen bis zum Strande des Großen Oceans. Seit etwa vier Jahren besteht diese Niederlassung. Die Umgebung nach der Landseite weist beträchtliche Cedern- und Pinienwaldungen auf, in welchen viele Hunderte von Indianern mit ihren Hunden und Maulthieren als tüchtige Arbeitskräfte sich aufhalten. Man gibt die Kosten sehr hoch an, welche zum Bau eines guten Hafens bei Crescent City erfordert würden.

Wir machten, während unseres Aufenthaltes daselbst, einen kurzen Ritt längs der Küste hin bis zum Cap St. Georg und befriedigten eben so wohl unsere Neugierde, wie wir unsere Kenntniß des Landes erweiterten. Hinter den Wäldern ist die Umgegend verwildert und unfreundlich. Die Indianer, welche wir auf unserm Ritt antrafen, waren die ersten Proben vom Wilden im Oregongebiet und erschienen uns weit civilisirter als die rohen Bewohner der kleinen Küstenniederlassung. Als wir die Stadt verließen, kamen wir zu einem nördlich davon gelegenen Vorgebirge und trafen daselbst ein Lager der Horde Chetkoe-Indianer. Drei alte Weiber darunter waren blind. Diese hockten im Sande und tasteten mit seltsam heftigen Bewegungen nach einigen umherliegenden Weidenzweigen, aus denen sie Körbe flochten; eine Arbeit, die unter den Indianern sehr viel getrieben wird. Einige jüngere Indianerinnen redeten uns in gebrochenem Englisch an und eine davon war ein ganz hübsches Mädchen, so daß sie, die Tätowirung, sowie Ohren- und Nasengehänge abgerechnet, überall Aufsehen erregt haben würde. Diese junge Dame befand sich bei unserer Ankunft in ziemlichem Negligee; sie erschrak jedoch keineswegs über den unerwarteten Besuch und vollendete mit Otterfett, Glasperlen und Seemuscheln ihre Toilette. Die ganze Gesellschaft trug Kleider von gleichfarbigen Stücken eines billigen Wollenstoffs, woraus Röcke und Hemden verfertigt waren. Dazu den üblichen Putz der Wilden. Alle hatten die Nasen oder Ohren durchlöchert und einige cokette junge Indianerinnen trugen große Fischgräten durch die Nasenlöcher und waren an verschiedenen Stellen gezeichnet und geritzt.

Wir verließen Crescent City noch an demselben Tag und befanden uns bald wieder auf der Fahrt nach Norden. Am folgenden Morgen kündigte man uns an, daß wir beim Hafen von Orford angelangt seien und da dies vor der Hand das Ziel unserer Fahrt war, so warteten wir mit großer Ungeduld auf das Verschwinden eines undurchdringlichen Nebels, der uns jede Aussicht nach der Küste benahm. Bald wurde durch den dichten Nebel ein gewaltiger Felsen erkennbar, dessen Anblick überraschend großartig erschien. Obgleich die See ganz ruhig war, so gährte und brauste das Wasser doch gewaltig am Fuße dieses Felsens und stieg oft bis zur Höhe von 40 Fuß daran empor, worauf es

dann, in Schaum verwandelt, gleich einem weißen Milchstrom in den Schooß der Tiefe stürzte. Schaaren von Seevögeln umkreisten den gewaltigen Felsen, von dem unser plötzliches Erscheinen sie aufgeschreckt hatte, und schienen auf der Oberfläche der Wogen dahinzuschwimmen.

Dieser Felsen bildete die südwestliche Spitze vom Hafen von Orford und ist in seiner isolirten Lage und kolossalen Größe ein höchst merkwürdiges Naturphänomen.

Ungefähr dreihundert Schritte von diesen Gebäuden entfernt liegt die eigentliche Stadt Orford. Ihre Geschichte ist dieselbe, wie die aller Dörfer von Oregon, welche sämmtlich sehr rasch, aber nur vorübergehend emporstiegen.

Im Jahre 1851 wählten einige Männer von Portland in Oregon diese Gegend zur Gründung einer Stadt und hofften, daß der Ankerplatz und die leichte Verbindung mit dem Innern des Landes dem Unterneh-



Chetkee-Indianer.

men rasch zum Aufschwung verhelfen werde.

Wir waren nun dicht vor unserm Ziele; ein Signalschuß wurde abgefeuert, und noch bevor das mächtige Echo verklungen war, wurde der Schuß vom Ufer aus erwiedert. Bald zerfloß nun auch der Nebel und es zeigte sich unsern Blicken ein steiles Ufer, dessen Höhe etwa vierzig Fuß betrug. Oben sahen wir ein kleines Städtchen von ungefähr fünfzig Häusern, deren nächste Umgebung ziemlich kahl und verlassen aussah, während die Bäume umher den Gruppen, welche man in der Tannen- und Pinienregion der ganzen Gegend von Californien bis Puget Sound findet, gleich waren.

Wir begaben uns sogleich nach den Gebäuden der Niederlassung, welche von den Vereinigten Staaten hier gegründet ist, und trafen dort bald sehr angenehme Gesellschaft.

Die Entdeckung der Goldfelder längs der Küste von Rogue River bis Cap Arago erhöhte die Hoffnungen auf das Gedeihen der Stadt. Die Zahl der ursprünglichen Ansiedler, welche sich daselbst niederzulassen gesonnen war, betrug achtzehn Mann. Da dieselben jedoch schon nach kurzer Zeit ihren Vorrath an Lebensmitteln schwinden und Mangel hereinbrechen sahen, so zog sich die Hälfte davon wieder zurück. Damals war die Strecke zwischen der Californischen Grenze und dem Columbiafluß noch unbekannt. Die Kenntniß der tiefen Flüsse, der Buchten und der in dieser Gegend umherschweifenden Indianerhorden war zu jener Zeit noch ein versiegeltes Buch, nur gekannt von einigen abenteuernden Jägern und Herumtreibern, welche



Vertheidigung der ersten Ansiedler.

die Küsten entlang nach dem Humboldtfluß zogen, und deren Erzählungen unsicher und haltlos waren.

Diese Gegend von Oregon wurde von ungefähr 2000 Indianern bewohnt, welche in zahlreiche Horden abgetheilt waren. Als dieselben davon Kenntniß erhielten, daß die Weißen sich in ihrem Lande niedergelassen hatten, beschlossen sie sogleich, die Eindringlinge zu vertreiben. Durch ihre große Anzahl erschreckten die Indianer die geringe Besatzung von Orford, so daß diese sich schnell in eine Felsengruppe zurückzog, welche von drei Seiten abschüssig nach dem Ocean abfiel. Der Gipfel dieser Felsengruppe befand sich fünfzig Fuß über dem Niveau der Fluth. Dort verbarricadirte sich das Häuflein und richtete nach der einzigen einnehmbaren Seite ein Feldstück, einen Sechspfünder. Diese Vorbereitung war kaum beendet, als Tags darauf die wilden Horden der Stämme von Umpqua, Coquille und Rogue River sich zusammenfanden und etwa 1000 Mann zum Angriff stellten. Das tapfere Häuflein der Ansiedler lud seine Kanone mit Felsstücken und Steinen, und im selben Augenblicke, als die funkelnden Augen der ersten von den heranklimmenden Indianern durch das dichte Gebüsch leuchteten, schossen sie sowohl die Kanone, als auch ihre sämmtlichen Flinten auf den Haufen los. Einige von den Indianern stürzten getödtet zurück; die übrigen geriethen in einen solchen Schrecken, daß sie Hals über Kopf davonliefen und nie wiederkamen." Somit blieb dieser erste Angriff auch der letzte. Trotzdem verließen die Ansiedler den Ort, weil sie besorgten, die Indianer in größerer Anzahl zurückkehren zu sehen.

Wir sahen uns nun darauf angewiesen, unsern Weg zu Lande weiter zu verfolgen. An einem hellen Morgen, der auf eine düstere, regnige Nacht folgte, bestiegen wir zwei rauhhaarige und kräftige indianische Pferde, um uns auf die Route nach Empire City an der Coosbai zu begeben. Jedes Blatt glänzte vom Thau, in welchem sich die Sonne buntschillernd spiegelte. Nachdem wir zwei Meilen durch saftige Wiesen und Felder geritten waren, gelangten wir an den Ellenfluß und von diesem an einen andern kleinen Fluß, Namens Sixes River, dessen Lauf wir einige Meilen weit durch dichte Waldung verfolgten. Dann erreichten wir Cap Blanco, den westlichsten Theil der Vereinigten Staaten, obgleich Cap Mandocino in Californien vielfach für eine oder zwei Meilen westlicher gehalten wird. Hier brechen sich seit undenklichen Zeiten die Wellen des unermeßlichen

Weltmeeres. Die kolossalen Felsblöcke des Caps widerstehen dem unaufhörlichen Anprall und schleudern die angreifende Fluth zurück. Gleichsam als eine kräftige Schulter von Nordamerika ragt dieser Felsenvorsprung gegen die Gewalt der Wellen und zeigt ihnen die Grenze ihrer Macht.

Von Cap Blanco ging es hierauf wieder längs des Sixes River bis zu dessen Mündung, wo wir die Bekanntschaft eines seltsamen Ansiedlers machten. Dort hat sich nämlich ein alter Norweger, Namens Daniel, seine Hütte gebaut, nachdem er fast unter allen Flaggen gedient und viele Kämpfe und Gefechte mitgemacht hatte. Als wir uns der Hütte näherten, trat ein junger Mann daraus hervor, der in abenteuerlicher Tracht, halb indianisch gekleidet war. Er sah uns mit der bekannten Gleichgiltigkeit der Indianer an und ging dann wieder zurück, es uns überlassend, ob wir ihm folgen wollten oder nicht. Wir traten ein und fanden den alten Daniel im Bette, von wo er sich mißmuthig erhob. Mein Freund kannte den alten Kameraden von früheren Zeiten her und hatte ihm damals ärztliche Hilfe geleistet. Als er sich nun zu erkennen gab, wurde der alte Daniel freundlich und hieß uns als seine Gäste willkommen. Ein saftiger Braten prangte bald am Spieße und ich selbst holte eine Flasche Branntwein hervor, worauf der alte Ansiedler sehr gesprächig und sein unempfindlicher Genosse ebenfalls etwas lebendiger wurde.

Als wir später den Boden um Daniel's Hütte untersuchten, fanden wir, daß derselbe Goldstaub enthielt. Daniel wusch etwas davon und es fanden sich in dem Sande eine Menge der feinsten Goldsplitter. Solche Goldpartikeln trifft man an der ganzen Küste von Oregon, meistens als ganz feinen Staub, der nur mit Beihilfe von Quecksilber ausgeschieden werden kann.

Wir unterließen nicht, uns von der Art dieser Goldgewinnung durch den Augenschein zu überzeugen und fanden, daß dieselbe höchst einfacher Natur ist. Man legt Holzröhren, die mit Quecksilber belegt sind und durch welche das Wasser einer Quelle oder eines Flüßchens hindurchgeleitet wird. Die Arbeiter haben dann nichts weiter zu thun, als die schwarze goldhaltige Erde hineinzuschaufeln. Die Erde wird hierauf vom Wasser fortgeschwemmt und die Goldstäubchen bleiben, durch das Quecksilber zurückgehalten, am Boden hängen. Als wir diese Anordnung prüften, machte man einen Augenblick Halt, wodurch die Röhre frei wurde von Schlamm=



Cap Blanco.

theilen. Man konnte hierauf das Gold durch das Wasser hindurchglitzern sehen wie eine Vergoldung der Röhre.

Wir verließen die eifrigen Goldsucher und begaben uns nach dem berühmten Coquillefluß. Bald befanden wir uns wieder am Strande des Meeres und konnten Rast machen. Ein Engländer und ein Amerikaner hielten daselbst gemeinschaftlich ein Wirthshaus, woselbst man „zu Fuß und zu Pferde“ logiren konnte.

errichtet waren, wurden bereits von dem Feuer verzehrt, an welchem die Zurückgebliebenen ihre armseligen Mahlzeiten bereiteten.

Wir verließen diese Stätte fehlgeschlagener Hoffnungen und gelangten darauf in einen dichten Wald, der sich längs der Küste von Oregon vom Rogue River bis zum Washingtongebiet erstreckt.

Diese Waldungen bestehen aus Fichten, gelben und weißen Tannen und Pechtannen, und der Stand der Bäume ist so dicht und



Daniel's Hütte.

Die Küste verfolgend, gelangten wir hierauf nach der verödeten Stadt Randolph. Im Jahre 1853 entdeckte Capitän Smith in der Erde dieses Landstrichs Goldspuren. Bald verbreitete sich das Gerücht dieser Entdeckung, worauf sich viele Menschen nach der Gegend hinzogen und die genannte Stadt gründeten.

In kurzer Zeit befanden sich bereits zweihundert Einwohner daselbst. Da sich jedoch die Ausbeute an Gold nicht so reich erwies, als man erwartet hatte, verließen die meisten der Ansiedler diese Niederlassung wieder und der Ort war bald verödet. Einige arme Familien waren zurückgeblieben, und als wir die zerfallenden Häuser besichtigten, folgte uns eine Anzahl blondhaariger Kinder, die uns neugierig betrachteten. Die Ruinen der meisten der Häuser, welche nur von Holz

undurchdringlich, daß der Eindruck ein überaus großartiger und majestätischer ist. Der Pfad, welcher sich zwischen diesen mächtigen, kerzengrade gen Himmel strebenden Stämmen hindurchwand, war fest und oft so schmal, daß nur ein einzelner Reiter ihn benutzen konnte. Links und rechts war undurchdringlicher Wald mit Stämmen von oft nahezu 200 Fuß Höhe. Wir ritten schweigend und in Gedanken versunken zwischen diesen gewaltigen Baumreihen einher, als mein Begleiter plötzlich laut aufschrie. „Gott, im Himmel!“ rief er, „sieh dort den Bären! Gib Acht, er kommt grade auf uns zu.“

Diese Ueberraschung kam mir so unerwartet, daß ich kaum meine Gedanken sammeln konnte, als mein Pferd schon einen Seitensprung machte und beide Pferde mit weitgeöffneten



Die Goldwäscher.

Nüstern und gespitzten Ohren erschreckt in das Dickicht blickten. Da ich sowohl als mein Begleiter durchaus unerfahren in der Bärenjagd waren, so versetzte uns diese urplötzliche Begegnung, mitten im dichten Walde von Oregon, denn doch in einige Besorgniß und es fielen mir verschiedene Erzählungen ein, wo bei ähnlichen Fällen sich die Angegriffe-



Eine schlimme Ueberraschung.

nen auf Bäume flüchten mußten. Leider bemerkte ich jedoch, daß die umstehenden himmelhohen Pinienstämme sehr wenig zu einem solchen Unternehmen geeignet waren. „Wohlan," rief mein Gefährte, „wir müssen unser Heil in der Flucht suchen, was jedenfalls sicherer ist, als wenn wir auf einen Pistolenkampf mit dem Thiere eingehen wollten." Mit gespanntem Aufmerksamkeit in das Dickicht blickend, eilten wir im Galopp davon. Meister Braun mußte unsere Stärke überschätzen; wir vernahmen zwar, daß er Aeste und Zweige

Während wir durch das Labyrinth der Baumstämme hier niederstiegen, vernahmen wir das Echo von Axthieben, woran wir erkannten, daß wir uns dem Ende des Waldes näherten. Die Pferde spitzten die Ohren und wir freuten uns, daß wir endlich am Orte unserer Bestimmung anlangten.

Bald kamen wir denn auch aus dem Walde heraus an die Ufer einer schönen und freiliegenden Bucht, in deren klarer Fluth sich die umherstehenden hohen Bäume spiegelten. Es war die berühmte Coosbai, welche vor



Empire City.

knisternd unter seinen Tritten zerbrach, ihn selbst aber sahen wir nicht wieder, denn er zog es vor, nicht mit uns anzubinden.

Wir legten in diesem Vormittag 14 Meilen durch den Wald zurück und begegneten zuweilen den Spuren von Bären und Elennhirschen. Darauf gelangten wir zu einer kleinen Niederlassung, in deren Umgebung Heidelbeeren und Preißelbeeren in großer Menge wuchsen. Viehheerden waren überall umher zerstreut und wir entdeckten hier die ersten Spuren der Kohlenbergwerke, deren Ausbeute vielleicht einmal von Oregon aus um das Cap Horn geschafft und so in die Vereinigten Staaten eingeführt wird, wie es früher beinahe mit Mehl geschehen wäre.

uns lag. Rechts erblickten wir das kleine Städtchen Empire City, aus ungefähr dreißig Häusern bestehend, welche meistens aus Brettern errichtet waren und von deren Mitte sich ein halbvollendetes Werft in die Bai erstreckte.

Bei einem alten Bekannten fanden wir zuerst gute Aufnahme und nahmen später unsere Wohnung in dem einzigen, noch ziemlich primitiven Absteigequartiere. Die Coosbai hat eine Ausdehnung von ungefähr zwanzig Meilen in der Länge und drei bis vier Meilen in der Weite. Sie steht mit dem Ocean durch einen Canal in Verbindung, der eine halbe Meile breit ist.

Die Kohlenminen der Gegend sind unge-

fähr 20 englische Meilen vom Eingang in die Bai entfernt und es sind Erleichterungen genug vorhanden, um die Schiffe rasch zu laden. Die Kohlen sind von vorzüglicher Qualität und die Niederlage derselben verbreitete sich über eine Strecke von mindestens 30 Meilen. Es scheint sich ein großer Handel mit diesem Product für die ganze Küste des großen Oceans von hier aus zu entwickeln.

Während unseres Aufenthaltes machten wir verschiedene Ausflüge sowohl auf der Bai selbst als auch an deren Ufern. Wir verfolgten zu Wasser und zu Lande das Vergnügen der Jagd; nahmen am Salmenfang Theil, fanden in den dichten und weitverbreiteten Tannen und Pinienwaldungen der Umgegend viele Elennthiere und schossen wilde Enten in großer Menge an den entlegeneren Theilen der Bai. Eines Morgens wurde ich aufgefordert, einen Otternfang mitzumachen. Nachdem wir eine Stunde weit durch dichtes Gehölz gewandelt waren, gelangten wir zu einer Stelle, wo seltsame Felsbildungen in das Meer hinausragten, so daß die Wellen mit wildem Getöse sich brachen und es mir unbegreiflich erschien, wie hier Ottern oder andere Thiere überrascht und geschossen werden sollten.

Meine Begleiter, unter denen sich ein Indianer befand, forderten mich auf, meine Flinte in Bereitschaft zu halten. Vorsichtig kletterten wir darauf zwischen den zerklüfteten und mit weißem Schaum bespülten Felsen herab; der Indianer immer voraus und uns mit Winken und Worten antreibend. Wir folgten ihm und erblickten bald in einem geschützten Winkel zwischen den Felsen vier Ottern, denen wir uns mit aller Vorsicht nahten, weil das geringste Geräusch sie verjagt haben würde. Es waren augenscheinlich zwei alte Weibchen, jedes mit einem Jungen. Zuweilen erhoben sich diese Ottern mit dem ganzen Rücken über das Wasser, meistens jedoch muß der Jäger den Augenblick abwarten, wo der Kopf des Thieres auf der Oberfläche erscheint. Wir lagen ganz unbeweglich und lautlos und sahen dem Treiben der Thiere eine Weile zu. Dann zielten wir auf die beiden alten Ottern und drückten zu gleicher Zeit ab. Die Thiere verschwanden augenblicklich, aber ein Blutstreifen verrieth, daß eines oder beide getroffen waren. Bald erschien denn auch das eine derselben todt



Entenjagd auf der Coosbai.

auf der Oberfläche des Wassers und das zweite, welches ebenfalls verwundet war, erhob den Kopf über das Wasser. Wir schossen wieder und auch diese Beute war unser. Beide Ottern waren von der silbergrauen Art, deren Fell sehr fein ist und mit hohen Preisen bezahlt wird. Da man das Fleisch derselben nicht genießt, so zogen wir die Felle ab und verließen, zufrieden mit unserer Beute, den Ort.

Interessant waren die Beobachtungen, welche wir bei unseren Ausflügen über das Leben und Treiben der Indianer anstellten. Wir lernten ihre Gebräuche bei Festlichkeiten und Todesfällen kennen, sahen ihre Tänze um das lodernde Feuer und kamen in vielerlei Weise mit ihnen in Berührung. Einmal näherten wir uns einer Stelle der Küste, von woher sich ein durchdringender Fäulnißgeruch verbreitete. Ein Walfisch war daselbst gestrandet und eine große Anzahl von fast gänzlich unbekleideten Indianern jeden Alters und Geschlechts hatte sich dabei gemacht, große Stücke des faulenden Fleisches fortzuschleppen.

Einige trugen große Stücke des halb in Verwesung gerathenen Walfisches auf dem Kopfe davon und das herablaufende stinkende Fett bildete glänzende Ströme auf ihren nackten Körpern. Andere stritten und schlugen sich um die besten Bissen, wobei kein Vorrang zu gelten schien.

Großartig sind die Anstalten, welche von den Wilden zum Lachsfang getroffen werden und der Ertrag entspricht diesen ausgedehnten Vorkehrungen.

Bei einer solchen Gelegenheit, wobei wir zugegen waren, wurden einmal fünfhundert Fische gefangen. Die Indianer gehen zur Nachtzeit auf den Fang der Lachse und betreiben diesen folgendermaßen. Jedes Canoe enthält zwei Personen. Ein Weib lenkt das Fahrzeug mit großer Sicherheit und Gelenkigkeit, während der Mann mit erstaunenswerther Sicherheit die Fische mit der Lanze aufspießt. In jedem Canoe brennt ein helles Feuer, welches die Scene eigenthümlich beleuchtet. Die Weiber verstehen es, die Fische unglaublich schnell von der Lanze abzunehmen.

Ich befand mich bei der erwähnten Gelegenheit mit einer alten Indianerin in einem Kahn und obgleich die Kälte so empfindlich war, daß mir die Hände ganz steif wurden, so gab doch das alte, kaum bekleidete Weib kein Zeichen von Empfindung gegen die Temperatur. Als ich den Versuch machen wollte, einen Fisch zu spießen, war mir dies durchaus unmöglich, da mir alle Uebung fehlte, während den Indianern kein Stoß mißlingt. Uebrigens wird der Lachsfang auch mit Netzen getrieben und die Ausbeute im Allgemeinen ist außerordentlich ergiebig.

Unter allen diesen Erzeugnissen des Oregongebietes nimmt die Kohle den Hauptrang ein; nicht allein der Menge, sondern auch des Umstandes wegen, weil die Einfuhr der Kohle nach Californien von Europa und den Vereinigten Staaten aus — via Cap Horn — die größten Schwierigkeiten und Kosten verursacht. Nur ein sorgfältiger Betrieb der vorhandenen Minen vermag dieses Hinderniß für Californiens Größe und Wohlstand zu beseitigen und die nächste Zukunft wird die Wichtigkeit der Entdeckung dieser Kohlenminen in Oregon zur Geltung bringen.

Litterarisches.

Die Kosaken in ihrer geschichtlichen Entwicklung und gegenwärtigen Zuständen, von A. v. B. Berlin. Riegel's Verlag.

Der Verfasser A. v. B. ist bei Studien über Militärcolonien im Allgemeinen auch auf die Kosaken gekommen. Ein solches Studium ist augenscheinlich schwierig. Die bekannteren Werke über die Kosaken enthalten nur dürftige, unzusammenhängende Nachrichten. Eben dieser Mangel hat den Verfasser des Buches bewogen, um so eifriger nachzuforschen, und zwar in den Quellen, die ihm zu Gebote standen. Dies sind einzelne historische Schriften, meistens aber, besonders was die neuere Zeit betrifft, Reisebeschreibungen. Der Verfasser deutet an, daß „praktische Erfahrungen, die ein alter Officier in einer Armee wie der preußischen zu sammeln genugsam Gelegenheit hat, oft eine Entscheidung herbeiführen in den einzeln von einander abweichenden Darstellungen, die Reisende und Historiker geliefert haben.“ Dies mag allerdings seine Richtigkeit haben, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, mag das Buch eine Anregung zur unmittelbaren und selbständigen Erforschung des Gegenstandes sein.



Henriette.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Henriette an Ebert.

Ich habe bloß deswegen das Schreiben ein bischen aufgeschoben, mein Schatz, um Dir einen lächerlichen Auftritt erzählen zu können, der Dir gewiß eben so divertissant sein wird als er mir gewesen ist. Höre nur zu. Gestern, Montag Abends, läßt sich Frau von Töpffer bei dem Herrn Pastor Volkmar melden um 7 Uhr. Es war noch gar nicht ausgemacht, ob man die Visite überhaupt annehmen wollte, man ließ ihr also sagen: sie wären nicht zu Hause, wie es auch wirklich war. Denselben Abend noch kam der ehrliche Wellner auf meine neue Zelle, um mich zu warnen, nicht zu ihr zu kommen; ich versprach Alles heilig und erwartete den andern Morgen mit Ungeduld. Und ehe ich's mir versah, erfreute mich unser großmüthiger Freund Volkmar mit seiner Gegenwart. Jede Miene sprach, und ich las in jedem Gesichtszuge das Feuer und die Entschlossenheit, mit der sie würde empfangen werden. Ich fühlte schon einen heimlichen Triumph über die Unterredung, und wer kann die Ungeduld beschreiben, mit der ich die Minuten zählte, bis es elf schlug, welches die Stunde war, die sie zum Verhör angesetzt hatten. Um zwölf schickten sie mir Essen; ich frug nach — ja sie ist noch da. Wie schmachtete ich! Aber mein guter Freund Volkmar ließ mich des Abends nach dem Essen holen und diesen Augenblick komme ich von ihm. — Meine Mutter hatte sich um drei Viertel auf elf schon eingestellt und war voller Complimente. Sie aber hatten schon die Miene angenommen, die sie bis an's Ende behalten wollten. — „Es ist mir angenehm, Sie wohl zu sehen," — nach diesen Worten setzten sie sich ihr grade gegenüber. — „Wie befinden Sie sich denn?" frug sie den Pastor in einem sehr verbindlichen Tone. — „Recht wohl, seitdem ich Ruhe habe." — „Ja, ich bedaure es von ganzem Herzen, daß Sie so viel Last gehabt." — „Die Sie mir gemacht haben." — „Wie so? Ei, das sollte mir ja leid thun." — „Durch die Auftritte, die Sie in meinem Hause angefangen haben, insonderheit den letzten; es muß einen ehrlichen, rechtschaffenen Mann doch kränken, wenn er so hintergangen wird — vergeben Sie mir den Ausdruck, welchen ich noch immer mit dem Respect brauche, den ich Ihnen schuldig bin — aber ich muß es noch einmal wiederholen: es hat mich auf's Aeußerste beleidigt, daß ich so hintergangen bin." — „Wie habe ich Sie denn hintergangen?" — „Dadurch, daß Sie versprachen und Ihr Wort nicht gehalten haben." — „Ja, erinnern Sie sich denn, was ich gesagt habe?" — „Das brauchen Sie mir nicht zu wiederholen, ich habe Alles aufgeschrieben, den Augenblick nachher, aber damit haben Sie die Sache sehr übel gemacht, daß Sie uns so bald merken ließen, Sie hätten nicht Lust Ihr Wort zu halten. Wissen Sie noch, was ich für höhnische Blicke kriegte, was für Geberden Sie annahmen,

mit was für einem kaltsinnigen Complimente Sie meine Mühe belohnten? Die Abwesenheit wird noch das Beste thun! war dies nicht deutlich? hieß das sein Versprechen erfüllen? Sie werden es noch so weit bringen, daß Ihnen Niemand mehr traut. Das kann ich Ihnen sagen, daß Hohe und Niedrige für die Fräulein und kein Mensch für Sie ist." — „Ja, ich weiß es wohl, mit ihrem verzweifelten Maule weiß sie alle Leute einzunehmen." — „Das braucht sie nicht, ihre Sache spricht für sie." — „Aber mein Gott, wovon mag das Mädchen leben? Haben Sie ihr vielleicht von dem etwas abgegeben, was ich Ihnen zugedacht habe?" — „Das wird sich am Ende zeigen, aber meinen Sie nicht, daß die Fräulein Credit hier hat? Hier sind Leute genug, die Geld haben, und es soll ihr nie mangeln, das versichere ich Sie! Es ist eine falsche Hoffnung, wenn Sie denken, dadurch Ihren Zweck zu erreichen, wenn Sie sie verlassen. Die Zeit zu bezahlen kommt auch, es fällt dann aber Alles auf Sie, denn Sie sind Schuld daran." — „Was soll ich denn machen?" — „Sich gütlich mit Ihren Kindern vertragen, wenn diese es nur thun wollen, denn kommt es erst zum Proceß —" „Ei, behüte uns Gott!" — sie wurde blaß und roth.

Stelle Dir vor, wie oft ich durch hundert Exclamationen die Erzählung unterbrach, stelle Dir die Geberden einmal vor, die sie unterdessen gemacht hat, da ihr die trockene Wahrheit einmal so recht mit kaltem Blute gesagt wurde. Sie hat aus Noth eine besondere Ehrerbietung angenommen und mit den Händen gefochten, und ist einmal über das andere aufgesprungen und hat gesagt: „Wenn ich es hätte thun wollen, ich hätte sie mit Gewalt schon kriegen wollen!" — „Und wie hätten Sie das machen wollen? Sie haben ja selber die Sache der Regierung bekannt gemacht, wenn es auch von der anderen Seite nicht geschehen wäre." — „Ja, ich mußte es den Herrn ja sagen, da ich nicht wußte, was ich thun sollte." — „Die Regierung, kann ich Ihnen sagen, ist sehr für die Fräulein gesinnt und wird sie in Schutz nehmen." — „Ich kann es doch nun und nimmermehr abroviren." — „Das ist auch jetzt nicht mehr nöthig, die Sache ist gar nicht mehr in Ihren Händen, sondern geht ihren Lauf." — „Was sagen Sie aber zu dem elenden Kerl?" — „Wer?" — „Ja, der, da sie sich mit abgegeben." — „Das wird wohl der Herr Professor Ebert sein; mich wundert, daß Sie so niederträchtige Ausdrücke von ihm brauchen; Sie beleidigen nicht nur den ehrlichen Mann selbst, sondern auch seine Freunde dadurch. Ich habe ihn nun selbst kennen gelernt und mit der Fräulein zum Essen behalten, denn nun brauche ich mir in meinem Hause keine Gesetze mehr vorschreiben zu lassen, und ich kann sagen, daß ich es für eine wahre Ehre halte, ihn zu kennen; ich hatte mir aus Ihrer Beschreibung einen Unmenschen vorgestellt, aber er ist nicht nur eine brave Frau werth, sondern er verdient auch Ihre Tochter." — „Das hat mir ja noch kein Mensch gesagt; der Abt Jerusalem hat kein Wort zu seinem Besten gesprochen, nein, solche Elogen habe ich über ihn noch nie gehört! Glauben Sie denn, daß er Gott fürchtet?" — „Mit der größten Ueberzeugung. Im Umgang mit mir hat er allezeit eine solche Ehrerbietung für die Religion ausgedrückt, die mir keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit übrig ließ. Auch bin ich selbst Zeuge gewesen, daß er die Fräulein ermahnt hat und sogar nach dem letzten Auftritte, da er es gewiß nicht Ursache hatte, durch Liebe und kindlichen Respect zu versuchen, Ihr Herz zu lenken." — „Das kann ich unmöglich glauben. Hat er nicht meine Tochter verführt, zwei Töchter verführt?" — „Wenn es eine Verführung wäre, so haben die Fräulein ihn verführt und er hätte keine Sinne haben müssen, um dieses Glück nicht anzunehmen." — „Denken Sie nur, was das für eine Frechheit war, in die Oper zu gehen bei ihren Verhältnissen! Hätte sie nicht müssen auf den Knien liegen unterdessen?" — „Das thut sie auch, aber halten Sie es denn für sträflich, eine Musik anzuhören? oder hat uns nicht der liebe Gott die Sinne gegeben, auch das Feine und Schöne in der menschlichen Stimme zu empfinden? Ich habe selbst einem Concert mit anderen angesehenen Leuten beigewohnt und eine englische Sängerin gehört und habe es gar wohl gewußt, daß Herr Ebert Ihre Fräulein Tochter hineingeführt hat." — „Hätte sie nicht davor in die Kirche gehen können?" — „Das thut sie sehr fleißig, aber soll ich Ihnen einmal so recht sagen, wie es Ihnen bei dieser ganzen Sache gegangen ist?" — „Ja, o ja, das möchte ich gern wissen." — „Wenn ich einen Flor über die Augen hänge, so erscheinen mir alle Gegenstände so, wie der Flor sie mir zeigt; ist er schwarz, so erscheint Alles in dieser Farbe. Der Flor, durch den

Sie diesen Mann allezeit angesehen haben, sind die Vorurtheile gewesen, daß er erstens kein Edelmann war und zweitens keine großen Reichthümer besaß, und nun mochte er noch so redlich, so großmüthig, so unschuldig sein wie er wollte, Sie haßten ihn einmal und daraus flossen eine Menge von Beschuldigungen, die im bloßen Argwohn ihren Grund hatten.“ — „Ach, ich bin eine kranke Frau; ich habe in etlich neunzig Nächten nicht geschlafen.“ — „So lebten Sie nicht mehr.“ — „Ja, man schläft wohl ein Stündchen oder zwei, aber schwermüthig, und ich erwache mit Schrecken, daß mir alle Glieder zittern.“ — „Und Sie sagen, Sie sind krank und wollen mit einem solchen feindseligen, rachgierigen, zanksüchtigen Herzen in die Ewigkeit gehen und vor einem Gott erscheinen, der die Liebe ist? Ich freue mich recht, einmal eine Gelegenheit zu haben, Ihnen das zu sagen, wozu mein Amt und mein Gewissen mich verbinden; unmöglich können Sie mit einem solchen Herzen vor Gott bestehen.“ — „Ich vergebe, ja ich vergebe ihnen!“ — „Und was vergeben Sie denn? Hat Ihre Fräulein Tochter nicht kniend und in meiner Gegenwart Sie um Versöhnung gebeten, ohne daß Sie im Geringsten dadurch gerührt wurden? Was gedenken Sie denn jetzt zu thun?“ — „Ich muß erst einen Rechtsgelehrten fragen. Ich will wieder fort nach Braunschweig.“ — „Wohin Sie gehen, stehen Sie unter einem Gericht und ein Gericht kann an das andere appelliren; ich glaube, ich habe Ihnen genug gesagt, ich empfehle mich Ihnen.“

Wie gefällt es Dir, mein Lieber? Ich hoffe doch, daß Du während der Erzählung in Gedanken ein paarmal aufgesprungen bist und mich geküßt hast? Aber was machest Du denn? Ich weiß ja kaum, ob Du lebst. Du wirst vielleicht nicht wissen, daß die Post viermal die Woche nach Hannover geht oder meinst Du, ich mag von Dir nichts lesen, als ein simples Diarium von Geschäften? Ich bitte Dich um des Himmels willen, laß mich nicht bloß Deine zukünftige Frau sein und wenn Du dieser Nichts zu schreiben hast, so schreibe Deinem Mädchen, daß Du sie liebst, daß Du nach ihr schmachtest, daß Du mein ganz zärtlicher Ebert bist, und dafür will ich dann auch sagen, daß Du mein Traum im Schlafe und im Wachen mein Abgott bist. Schon neun Uhr und noch keinen Brief! Nein, ich liebe Dich nicht mehr. Ach Gott, es wird doch wohl nicht möglich sein, daß Du es glaubst? Nein! und wie viel tausendmal will ich's Dir abbitten, wenn ich erst Deinen Brief küsse.

Henriette an Ebert.

Endlich kann ich Dir etwas Angenehmes schreiben. Ich habe nämlich eine Wohnung, die so anständig und wohlfeil ist, als ich wünschen konnte. Somit kann ich unsere Wohlthäter von der Last befreien, die sie bisher so großmüthig übernahmen. Das Vorzüglichste bei meiner neuen Wohnung ist dieses: ich bekomme durch eine Bekannte meines Wirths Gelegenheit, mit meiner theuren Schwester Lottchen zu correspondiren. Sie schrieb mir kürzlich von einem Manne, zu dem man sie bringen wollte. Ach Gott! wenn sie nur nicht schon weg ist! Aber wie geht es Dir denn? Schreibe es mir, so traurig es auch sein mag. Bist Du denn auch ruhig und muthig? Um meiner ganzen Liebe willen, lasse Dich nicht beunruhigen; gewiß, ich kann ohne Thränen kaum an Deinen jetzigen Zustand denken. Tröste Dich mit meinem Troste, mit dem Vertrauen auf Gott und dem Gebete meiner Liebe. Ich habe nichts von meiner Mutter seitdem gehört und es wird also ganz unvermeidlich sein, bei der angefangenen Methode zu bleiben. Herr Wellner hat mich auf's Freundlichste gebeten, um meiner und meiner Schwester willen, die Sache recht ernsthaft zu treiben.

Henriette an Ebert.

Ich habe Dir unendlich viel zu sagen, mein liebster Ebert. Vor allen Dingen, komme hierher. Die Furcht vor Processen hat meine Mutter wieder hergetrieben und sie hat ihren Consens mir auf's Neue in Gegenwart Herrn Wellner's und des Herrn Geheimen Secretarii Ungers mit der leichten Bedingung gegeben, daß ich kein Geld fordern, sondern Alles auf ihren freien Willen ankommen lassen wollte. Ich will es nicht versuchen, Dich zu überreden, daß es dieses Mal Ernst ist und wir wollen es auch nicht darauf ankommen lassen. Komme nur, so ist Alles schon abgeredet. Meine Mutter will Dich sprechen. Sie hat mir die Versicherung gegeben, daß, wenn ich nur allen Forderungen auf Geld entsagte, so wolle sie als Mutter handeln. Ich gab es ihr also gleich schriftlich, daß ich nie etwas von ihr fordern wollte. Die Mitunterzeichnung dieses Zettels wird also das Erste sein, was

sie von Dir fordern wird. Unterzeichne ihn also bedingungsweise, etwa so, der Mama gütiges Bezeigen gegen mich und meine Schwester würde das Einzige sein, was Du fordertest, dagegen wolltest Du ihr alle Geldforderungen aufopfern, oder unterzeichne es gar nicht, weil ich ohnedem in Deinem Namen mitgeschrieben habe. Du wirst sehr viel versprechen sollen, aber hüte Dich ein wenig vor Deiner eignen Großmuth, nach welcher Du Alles zu versprechen fähig bist, was sie fordert, um mich glücklich zu machen. Nimm Dich in Acht! Sie ist die List selber, Gott stärke Dich, mein lieber Ebert. Bald, bald haben wir überwunden — — Ach Gott! Wie kann ein menschliches Herz Alles das fassen, was ich doch wirklich fühle. Wann soll ich denn endlich einmal mit Dir sprechen? Wenn Alles mit Dir ausgesprochen hat, nicht wahr? Ja, das will ich! Zuletzt aber am längsten mit Dir sprechen. Lebe tausendmal wohl, mein liebster Ebert, und beurtheile Dein zärtliches Mädchen ja nicht nach dem kalten Schreiben, daß ich in der größten Eile geschrieben habe. Adieu, mein süßes Herz! Eile, fliege zu mir! Ich will Dich ganz gewiß belohnen dafür! Unser zärtlicher Freund Volkmar läßt Dich bitten, bei ihm abzusteigen. Thue es, mein Schatz, wer weiß, was noch in seinem Hause geschieht. Adieu. Noch einmal bitte ich Dich, lege Dir ja nicht zu viel Bedingungen auf, wenn Du zu meiner Mutter kommst.

Henriette an Ebert.

Wir sind abermals getäuscht und wenn wir von jetzt ab nicht jede Rücksicht fahren lassen, so werden wir niemals an das Ziel kommen. Es wird wohl nur der einzige Weg übrig bleiben, denn Dir Herr Wellner hier schon angegeben hat. Die Mutter will sich des Prinzen Vermittlung bedienen; verliere daher keine Zeit und gib Dein Gesuch beim Consistorio ein, bevor sie dort gegen uns gewirkt hat. Nimm Dich in Acht, wenn der Prinz Dich zu sprechen verlangt und bedenke, er ist von ihr eingenommen. Meine Schwester schreibt mir, daß Mutter nach Leipzig geschrieben hat, um von dort Zeugnisse zu erhalten, die Dich so hinstellen, wie sie Dich geschildert hat. Meine arme Schwester ist ebenfalls in Gefahr, da unsere Mutter ihr die Gelegenheit nehmen will, uns eine treue Freundin zu sein. Ach Gott, wenn sie nur nicht schon fort ist; ich zittere bei dem Gedanken, daß ihre Liebe zu uns sie unglücklich machen soll.

Ebert an Henriette.

Ich habe heute einen sehr wichtigen Tag. Der Prinz ließ mich durch seinen Kammerdiener zu sich bitten. Er ist außerordentlich gut und brav mit mir umgegangen. Ich soll heute Abend wieder zu ihm kommen. Ich mußte versprechen, Deine Briefe auszuliefern und bat mir Bedenkzeit aus. Er gab sie mir bis elf Uhr, und nun rufe ich Gott noch heftiger als vorher an, daß er selbst mir rathe, was ich thun soll.

Ebert an Henriette.

Ich habe den Prinzen gestern Abend nicht gesprochen; der Kammerdiener wollte mich auf eine halbe Stunde besuchen, wenn er erst an einem andern Orte (ohne Zweifel bei Euch) gewesen wäre. Ich hatte zu Hause bestellt, daß man mich gleich holen sollte, wenn er käme; er hat es aber nicht zugeben wollen, weil er keine Zeit gehabt hat, und hat mich auf heute früh gegen sieben Uhr zu seinem Herrn bestellt, an welchen ich jenem gestern Abend noch einen Brief hinterlassen hatte, der, meiner Meinung nach, ungeachtet seiner Kürze, voller Ehrerbietung, Dankbarkeit, Muth und Aufrichtigkeit war. Bei unserm ersten Gespräche, welches gestern Vormittag stattfand, sagte ich: Ich freute mich unendlich, daß meine kleine Geschichte einem von den größten Männern unserer Zeit bekannt geworden wäre und daß ich dadurch Gelegenheit gehabt hätte, durch ein besonderes Schicksal einen so erhabenen Charakter auf einer mir bisher noch unbekannten Seite kennen zu lernen und mich seinem Schutze zu empfehlen. Wollte Gott (sagte ich), daß ich ihm auch das edle Herz jener tugendhaften und mir eben darum ewig verehrungswürdigen Person und meine eigenen Gesinnungen zeigen könnte. Ich bat ihn, als den großmüthigen Beschützer vieler Unglücklichen, mich nicht zu verlassen. Ich beschwor ihn bei den unzähligen Thränen, die deswegen schon vergossen worden, bei dem Gotte, in dessen Namen dieses Bündniß einmal geschlossen worden, alle solche gewaltsamen Mittel abzuwenden, die Deinem Leben und unserm beiderseitigen zeitlichen und ewigen Wohl gefährlich sein könnten, und wiederholte die heilige Versicherung, daß ich nie etwas wider den Wil-

len Deiner Mutter unternehmen wolle. Ich würde zeitlebens mit noch größerer Ehrfurcht für den Menschen als für den Helden ihm ergeben sein. — Jetzt muß ich zum Prinzen und gehe mit noch größerem Muthe wie gestern zu ihm. Hernach mehr. — Ich bin bei ihm gewesen und noch mit größerer Freude als gestern zurückgekommen. Doch ich will lieber erst noch etwas von unserer gestrigen Unterredung erzählen. Er empfing mich sehr freundlich. Er ging mit mir in der Stube immer auf und nieder, faßte mich oft bei der Hand, spaßte mit mir, wiewohl sehr zur Unzeit u. s. w. Kurz, ich merkte, er hatte nicht vermuthet, daß meine Liebe so ernsthaft wäre; aber sie machte bald ihn selbst ernsthafter. „Die Frau von Töpffer hat mir gesagt, daß Sie mit ihrer Tochter eine kleine Amourette bisher gehabt und Briefe gewechselt hätten. Ach, ich weiß wohl, wie Verliebten zu Muthe ist; ich bin es selbst gewesen. Glauben Sie mir, Mädchen bekommen eine Passion sehr bald, aber sie verlieren sie auch bald wieder," und dergleichen Dinge mehr, lauter gewöhnliche Maximen eines alten Soldaten und Staatsmannes. — Ich versicherte ihn heilig, Deine Liebe sei keine flüchtige Chimäre, sondern gründe sich auf Ueberlegung. Er sagte mir endlich die Ursache, warum er mich zu sich hätte bitten lassen und forderte die Briefe. (Hätte ich gesagt, ich hätte sie verbrannt, so würde man mir gar nicht geglaubt haben.) Wollen Sie, sagte ich, mir meinen einzigen Schatz noch nehmen? — „Versäumen Sie nicht Ihr Glück," sagte er, „thun Sie dieses nur, um die Frau von Töpffer zu beruhigen; ich kann Ihnen nichts vorschreiben," (ich merkte, daß er über mein standhaftes Weigern etwas empfindlich wurde), „aber, wenn Sie es nicht thun, so muß ich es dem Herzog sagen. Ich versichere, ich bin gar der Mann nicht, der anderer Leute Glück zu stören sucht, und ich weiß doch, daß Ihnen das Schaden thun könnte, wenn ich es dem Herzog sagte. Thun Sie es aber, so versichere ich Sie eben so aufrichtig, daß ich selbst an Ihrem Glücke nach meinem Vermögen arbeiten will. Hier bei der Mutter dürfen Sie nicht hoffen, etwas auszurichten, aber bei den übrigen Verwandten. Die Mutter hat sich entschlossen, wenn Sie nicht nachgeben, an's Consistorio zu gehen." Aber, sagte ich, Ew. Durchlaucht haben gewiß alle Gewalt über sie. — „Ach nein, wie können Sie glauben, daß ich bei einer alten entetirten Frau etwas ausrichten könnte?" Auch heute sagte er noch, von ihr wäre jetzt nichts zu hoffen, weil sie opiniatre und noch zu sehr irritirt wäre. Kurz, er hätte ihr versprochen, es dem Herzog zu sagen, wenn ich die Briefe nicht herausgäbe; er müßte das den Verwandten zu Gefallen thun und sein Versprechen halten. Er fragte mich, was ich für Einkünfte hätte, wo ich her wäre, ob ich noch Eltern hätte; wenn etwas aus der Sache würde, so müßte mir der Herzog auch eine convenable Charge geben u. s. w. Wegen der Briefe bat ich mir einige Bedenkzeit aus. Zuletzt beschloß ich zwischen Furcht und Zweifel, einige von den Briefen auszuwählen. Dann band ich diese zusammen, sagte ihnen mit Thränen Lebewohl und lieferte sie als ein Opfer für Deine Ruhe in seine Hände. Ach! wer konnte einen solchen Wechsel vorhersehen? Doch nun bin ich entschlossen, daß keine Macht der Erde den Rest der Briefe mir entreißen soll. Er versprach mir heilig, sich erst einen Revers von ihr geben zu lassen, daß sie nimmer dieselben weder zu meinem noch zu ihrer Tochter Schaden brauchen, sondern verbrennen wollte. Gestern Nachmittag sagte mir der Kammerdiener, welcher halb trunken und daher außerordentlich vertraut und zärtlich gegen mich war, daß er Alles wüßte, erzählte mir Alles, was er mit der Mutter geredet hatte, und sprach mir, obgleich oft auf eine sehr alberne Art, Trost zu, den ich von ihm gar nicht verlangte; ich dankte ihm aber doch dafür. Heute früh war der Prinz wieder recht gütig gegen mich, wies mir den Revers und las ihn mir selbst vor: „Sie wollte auf mein Versprechen, daß ich nie ohne ihren Consens auf ihre Tochter einige Prätension machen wollte, die Briefe weder zu des Prof. Ebert noch zu ihres Kindes Nachtheil anwenden und es sollte Alles vergessen sein." Dieses war unterschrieben und mit ihrem Petschafte untersiegelt. Er bat mich recht sehr, mich nicht mehr in eine Correspondenz mit Dir einzulassen, weil sonst der letzte Verdruß noch ärger werden könnte, als der erste, zumal, da er selbst seine Vermittlung dabei gebraucht hätte. Wenn es hernach einmal vor den Herzog käme, so könnte er selbst Verdruß davon haben. Er fragte mich recht ernsthaft nach allen meinen Umständen, ob ich Vermögen hätte, worauf ich Dich zu heirathen dächte. Er bat mich um Vergebung wegen seiner Aufrichtigkeit, und ich dankte ihm dafür. (Wie er mir ge-

stern sagte, daß er seine Dienste, welche er mir heute von Neuem anbot, für mich bei Deinen Verwandten anwenden wollte, so gerieth ich dadurch in einen so zärtlichen Affect, daß ich ihm die Hand küssen wollte, welches er aber nicht zugab.) Ich sagte ihm eben so aufrichtig, daß ich nichts als meine Bedienung hätte, aber eine Bedienung, worauf schon Mehrere geheirathet hätten. Er sagte, er traue mir zu, daß ich die Welt so gut kennte, um zu wissen, man gäbe nicht leicht ein Mädchen weg, wenn man nicht versichert sei, daß sie wohl versorgt wäre. Ich merkte, daß er sich noch immer vorgestellt hatte, ich wollte Dich gleich haben; und darum sagte ich ihm endlich, daß weder ich noch Du sich bei Lebzeiten der Mutter die geringste Hoffnung machten, daß ich gern noch zehn, noch zwanzig Jahre warten würde, daß ich für nichts, als für Dein Leben besorgt wäre und gar nichts, als die Erhaltung desselben wünschte. Das hatte er gar nicht vermuthet; er wurde auf einmal ganz ruhig und versprach mir noch einmal, mir bei Deinen Verwandten und vielleicht auch noch beim Herzog zu dienen, wenn ich seiner Fürsprache bedürfe. Er wollte mir erlauben, sagte er mit einem recht menschenfreundlichen Gesichte, daß ich innerlich seufzte; das dürfte und müßte ein Liebhaber und noch mehr ein Poet thun. Er sagte, daß er auch an den Abt Jerusalem schreiben wolle, weil der doch um die Sache wüßte. Ich hatte schon mehr als einmal gewünscht, dieser möchte jetzt hier sein, damit der Prinz durch ihn ein Zeugniß von mir hören könnte. Die Mutter hatte ihm gesagt, daß Jener ihr schriftlich versprochen hätte, ihr meine Briefe zu schaffen, das leugnete ich standhaft. Vielleicht hat er auch ihre Worte unrecht verstanden.

Eben den Augenblick hat der Prinz an mich geschrieben; ich sollte mit ihm aufrichtig umgehen, und ihm alle Briefe geben, weil die Mutter sagte, daß ihrer viel mehr wären. Ich habe ihm gleich wieder geantwortet, daß ich die übrigen verbrannt hätte. Gott und die Zeit könnten vielleicht das Herz der Frau Hofräthin ändern, schreibt er. Und auf diese wollen wir es auch ankommen lassen und auf unsere ewige Liebe. Gib mir künftig so selten als möglich Nachricht und wenn es angeht, durch den dritten Mann. Lasse mich nur noch den Tag Deiner Abreise wissen. Ich liebe Dich ohne Aufhören, meine einzige treue Braut; ich bin ganz Dein. Unser gnädiger Gott erhalte Dich mir und erweiche das Herz Deiner Mutter.

Henriette an Ebert.

Ein neues Unglück droht gegen uns heraufzuziehen. Meine Schwester soll an einen Ort gebracht werden, der uns unbekannt ist, wie sie mir in einem thränenvollen Briefe, der mir fast das Herz gebrochen hat, schreibt. Es bleibt nur die Wahl, sie durch eine rasche, günstige Wendung unseres Schicksals zu retten, oder ihr gegen meine Mutter Schutz zu schaffen. Ich beschwöre Dich bei unserer Liebe, rette sie und beruhige mich.

Ebert an Henriette.

Um Gottes Willen, sei nur ruhig und vertraue nicht zu viel auf die Rathschläge, welche man Dir dort gibt. Wie soll ich Deine Schwester retten? Ich habe die Schrift an das Consistorium entworfen, aber ich zögere noch, ob ich sie eingeben soll. In welch' ein Labyrinth sind wir gerathen? Verlange nicht, daß ich für Lottchen gegen Deine Mutter auftreten soll. Hoffe auf Gott, der das Herz der Mutter gewiß noch ändern wird.

Henriette an Ebert.

Dein Brief setzt mich in die äußerste Verzweiflung und beleidigt unsere Freunde, die so viel Eifer für unsere Sache bewiesen haben. Ist es denn Dein Ernst, daß Dir nichts daran gelegen ist, mich bald zu besitzen oder nicht, und sind alle Versprechungen, die Schrift so bald einzugeben, als Du hinkommen würdest und alle die Dienste unserer Freunde vergessen? Wenn Du besorgtest, zu früh glücklich zu sein, so will ich mit eben dem Muthe, den ich bisher gezeigt habe, mir selbst helfen. Ich will keinen andern Curator haben als Dich, wenn Du es sein willst. Das Gegentheil muß ich schließen, wenn Du die Schrift noch ferner zurückbehältst. Wie kannst Du mich ohne Ungeduld so lange mit meiner Schwester unglücklich sehen und mich wieder an das harte Herz meiner Mutter verweisen, da ich glaubte, Alles von Dir hoffen zu können?

Henriette an Ebert.

Nein, mein theuerster Ebert, Du und die Welt habt zu viele Proben von meiner Liebe, um daran zu zweifeln. Hätte ich wohl mehr geben können? Und doch finde ich in Deinem Briefe nicht den geringsten Schein

von Hoffnung, daß Du meine Bitte, die ich in der äußersten Bedrängniß, darin ich meine Schwester seufzen sehe, an Dich that, erfüllen willst. An dessen Statt aber Vorwürfe, die Du mir mit Recht machen würdest, wenn ich etwas mehr verlangte, als ich für Dich gethan habe. Daß Du nämlich im Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache Dein zeitliches Glück dafür wagen sollst, meine unschuldige Schwester zu retten, deren Lebensglück jetzt mit dem unsrigen steht oder fällt. Würde ich es Dir wohl zumuthen, wenn es nicht die äußerste Noth erforderte, wenn es nicht unsere Pflicht wäre? Sie könnte längst gerettet sein, wenn Du meine Hoffnung erfüllt, meine stürmende Bitte gewährt hättest, anstatt mir dafür zu zürnen. Nimmermehr kann Dein Herz es ertragen, daß meine unschuldige Schwester um unsertwillen verstoßen wird, sie, die gern Alles für uns leiden will und für nichts als für uns betet. Errette meine Schwester, mein zärtlich geliebter Ebert, errette diese Deine großmüthige Freundin, oder ich muß Dir — der Liebe — der Freude — meinem Ruhm und meinem Glück entsagen, denn Alles dies habe ich in Dir gehabt und Du allein kannst es mir wieder nehmen! Wenn Du auch ewig mein Herz behältst, so soll doch Niemand als der Erretter meiner Schwester meine Hand haben. Du weißt, was ich fordere. Gib die Schrift ein und schreibe um meiner Ruhe und Lottchens willen, ob ich mit eben der unaussprechlichen nur mir fühlbaren Empfindung wie sonst auf Dich bauen darf.

Henriette an Ebert.

Ich muß zu meiner Mutter zurückkehren, um Lottchen zu beschützen, es koste, was es will. Ach, Ebert, meine Schwester zu retten, werden wir das Letzte wagen müssen. Du wirst mir schriftlich entsagen sollen und wenn Du es bewilligst, so dürfen wir keine Zeile mehr wagen an einander zu schreiben. Ich lege auch diese Entschließung Gott zu Füßen. O meine schönen Tage, wo — wo seid ihr hin? Doch nein, mein edler Freund, Deine Henriette soll jetzt nicht undankbar werden. Ich habe für die Erde Entzückung genug gehabt. Adieu! Gott gebe Dir Gnade, recht muthig zu leiden. Ich liebe Dich mit der uns eigenen Liebe, die nicht nur alle Hindernisse überwindet, sondern den Tod selbst überlebt. Adieu, mein Leben! Gott helfe Dir die schwarzen Stunden überstehen.

Henriette an Volkmar.

Mein theuerster Herr Pastor!

Vergeben Sie mir um aller Ihrer Freundschaft willen, daß ich bisher nicht schon an Sie geschrieben habe. Ich habe nicht gekonnt und bin jetzt tausendmal elender als ich jemals gewesen bin. Meine Mutter hat mir die Erlaubniß zu schreiben genommen und hier geleugnet, daß sie mir jemals etwas versprochen hat. Ich habe meinen Ebert treu befunden, er liebt mich unendlich und verdient die Beleidigung nicht, die ich ihm angethan habe. Ach! wie unglücklich habe ich ihn und mich selbst dadurch gemacht! Erbarmen Sie sich mein und rathen Sie mir ferner. Ich habe jetzt nichts auf der Welt als Sie und die Beruhigung, daß ich Ihrem Rathe gefolgt bin. Schreiben Sie mir eiligst durch Ebert's Adresse, was ich thun soll. Helfen Sie mir noch einmal glücklich zu werden. Schenken Sie Ebert Ihre Freundschaft wieder und erhalten mir die Ihrige. Mein Herz schmilzt mir, wenn ich an Sie gedenke, und meine süße Mama; liebt sie mich noch? O sagen sie ihr, daß ich ihr in Gedanken tausendmal die Hände küsse für alle ihre Wohlthaten. Wenn Gott mir bald hilft, so will ich zeitlebens dafür dankbar sein. Ich habe Alles gethan, was ich als Kind thun konnte, und keine Mutter kann mir mein Recht jetzt abstreiten. Rathen Sie mir nur, wie es am besten anzufangen ist, daß weder mein Recht noch mein Gewissen verletzt wird. Empfehlen Sie mich dem Herrn Wellner und fragen Sie ihn in meinem Namen um Rath.

Gesuch des Professor Ebert an das Consistorium.

Mit der Frau Hofräthin von Töpffer ältester Fräulein Tochter ließ ich mich in ein christliches Eheverlöbniß unter der von uns beiderseits habenden Hoffnung ein, daß gedachte Frau von Töpffer ihren mütterlichen Consens zu dieser intendirten Heirath nicht versagen würde. Wie fehlsam aber hatten wir nicht gedacht, als bei einer sich ereignenden Gelegenheit, welche meiner Braut verstattete, die mütterliche Einwilligung flehendlich und kniend zu erbitten, die Frau von Töpffer diese nicht nur versagte, sondern auch dieselbe durch unerlaubte und sehr harte Zwangsmittel von ihrer Beständigkeit abwendig zu machen suchte. Ja, was noch mehr, sie sandte diese ihre Tochter, meine Braut, unter der Abschilderung einer verwegensten und verstock-

testen Sünderin dem Herrn Pastor Volkmar in Hannover, um durch diesen ihre Gesinnungen gegen mich zu ändern, jedoch unter der strengsten und nur bei Missethätern stattfindenden Instruction, wie er sie halten solle, vor ohngefähr sechs Wochen zu.

Es gefiel dem Allerhöchsten, das Herz dieses Mannes so zu lenken, daß er die Reinigkeit unserer Absicht einsehen, die mütterliche Liebe herstellen und zur Ertheilung ihrer Einwilligung in diese Heirath eine Mittelsperson sein mußte.

Sie billigte unsere Absichten und gab den so lange gewünschten Consens.

Allein des andern Tages war diese friedfertige Gesinnung so sehr geändert, daß meine Braut höchst bedenklich fand, sich und ihr künftiges Schicksal ihren Händen anzuvertrauen. Sie überließ es dahero einem Rechtsverständigen und bediente sich dessen Beistandes und Schutzes.

Die Frau von Töpffer suchte inzwischen durch eine hohe Standesperson ihren Endzweck zu erreichen, allein diese waren gar zu erleuchtet, gar zu gerecht, daß sie in ihr Gesuch schlechthin condescendiren sollten, sondern sie commitirten vielmehr den Herrn Geh. Secr. Unger, die Sache zu untersuchen und womöglich den Frieden zwischen Mutter und Tochter herzustellen, ließen auch deren deshalbige Willensmeinung dem Advocaten Wellner, welchem meine Braut sich anvertraut hatte, eröffnen. Ersterer acquitirte sich von seiner aufhabenden Commission solchergestalt, daß die Frau von Töpffer ihre Tochter durch ein Billet zu sich beschied, und ihr ihren Consens zu der vorhabenden Heirath in Gegenwart des Herrn Secr. Unger und des Herrn Adv. Wellner ertheilte, dabei sich aber vorbehielt und respectiv versprach, daß wir kein Geld von ihr erpressen sollten, sie aber auf den Fall aus mütterlicher Zuneigung und aus freiem Willen mehr thun wollte, als man sonst mit Recht von ihr fordern könnte, letztern auch commitirte, an mich zu schreiben und mich zur Einholung ihres Consenses nach Hannover zu rüsten. Ich folgte dieser Einladung und erhielt die zugesagte Einwilligung, nachdem zuvörderst, auf der Frau von Töpffer wiederholtes Versprechen, mehr zu thun, als wir von Rechtswegen verlangen könnten, meine Braut erster Tage abzuholen, selbige nach Braunschweig zu begleiten, und zu der priesterlichen Einsegnung gehörige Anstalt zu machen, einen Revers mit meiner Braut unterschreiben müssen. Es verstrichen einige Tage und wir sahen der Erfüllung des gethanen Versprechens vergeblich entgegen. Wir erbaten uns daher solche schriftlich, erhielten aber statt dessen einen abschlägigen Bescheid.

Ew. Ehrwürden werden daraus gnädig und hochgeneigt zu ersehen geruhen, wie wenig man sich auf der Frau von Töpffer heiligste Versicherungen verlassen kann und daher eine gnädige Erhörung mir nicht versagen, wenn unterthätig gehorsamst ersuche:

In Gnaden zu verstatten, daß ohne vorgängiges Aufgebot mir die Fräulein von Töpffer privatim antrauen lassen kann.

Vor welche gnädige Erhörung ich mit schuldigstem Respect ersterben werde.

Henriette an Ebert.

Diese Zeilen sind mein Abschied von Dir, mein theurer Freund. Morgen früh reise ich mit meiner Mutter nach Regensburg, um hoffentlich von dort dann auf immer zu Dir zurückzukehren. Dieser Gedanke soll uns die Trennung erleichtern und die Zukunft in einem schöneren Lichte zeigen. Meine Mutter hat sich mit mir versöhnt und sich verbindlich gemacht, mit mir mütterlich umzugehen, dafür versprach ich, mit nach Regensburg, wegen der Theilung des Vermögens, in ihrer Gesellschaft zu reisen und meine Heirath in Ansehung der Zeit auf ihre Einrichtung ankommen zu lassen. Lottchen hat mir entsagen müssen, darauf sind die Pferde abbestellt worden, die sie weg bringen sollten. Aber, ach Gott! solltest Du mich auch nicht mehr lieben, oder Dich für beleidigt halten? Warum habe ich keine Briefe von Dir? O, verlaß mich nicht, übergib mich nicht dem Elend, umsonst gelebt zu haben. Doch wie könntest Du das? Mein Ebert untreu sein, nimmer, nimmermehr! Schreibe mit Nächstem an Volkmar und Wellner und versichere sie, daß Du Alles für mich hättest thun wollen und mich noch liebst. — Lebe indessen wohl und denke an nichts als an Deine Beförderung und — wenn Du es noch aus Vergnügen thust — an Dein treues Mädchen, denn mit Gram sollst Du keine Stunde mehr an mich denken. Lebe tausend, tausendmal wohl, mein ewig theurer Ebert.

Volkmar an Ebert.

Ich habe mit Fleiß die Antwort auf Dero Letztes zurückgehalten, damit ich Ihnen schrei-

ben könnte, wie es in Regensburg steht, von wo ich alle Tage einigen Zeilen entgegensah. Diese sind auch endlich eingelaufen, allein der Inhalt ist zweideutig. Das Einzige kann ich mit völliger Sicherheit melden, daß die Fräulein mir aufgetragen, von Ihnen zu verlangen, daß Sie doch ehestens eine umständliche Beschreibung Ihrer ganzen Geschichte aufsetzen, ihr selbige zuschicken und an ihren Herrn Onkel schreiben möchten, weil ohne selbigen unmöglich etwas zu erhalten sein würde. Auch hat mir die Fräulein eine Adresse aufgegeben, an welche man die Briefe für sie schicken soll. Ich werde mit nächstem wieder an die Fräulein in Regensburg schreiben und mich der angewiesenen Adresse bedienen, weil ich noch nicht weiß, ob mein erstes Schreiben unter einer andern Adresse an sie gelangt ist. Dies ist das einzige, was ich bei gegenwärtigen Umständen thun kann und daß ich mich gegen das Andenken der ehemaligen Umstände damit beruhige, daß das, was ich anfänglich gerathen, mich nie gereuen wird. Doch werde ich mich auch nie den Gesetzen der Freundschaft entziehen, wenn die Vorsehung mir eine Gelegenheit zeigen wird, selbige auf's Neue zu beweisen. Ich gratulire Ihnen zu der kürzlich erhaltenen Bestallung und Gehalt von ganzem Herzen und wünsche, daß dieses ein Mittel sein möge, einen andern Ihnen so nahe anliegenden Zweck mit gestärktem Muthe zu befördern.

Henriette an Ebert.

Das ist auf lange Zeit der letzte Brief, den ich an Dich schreibe, mein Ebert, Du kannst mir nicht antworten, denn wer würde mir Deine Briefe bringen? Lebe wohl, mein Ebert, ich liebe Dich ewig, aber liebst Du mich noch? Beantworte diese Frage sowie sie mein Herz ewig, ewig für Dich beantworten will. Schreibe an meinen lieben Onkel, der meiner Mutter Härte gar nicht billigt und sich meiner und Lottchen's annehmen will und uns von ihr erlösen. Erzähle ihm unsere Geschichte; entschuldige den Fehler nicht, daß wir meiner Mutter unsere Liebe verhehlt haben. Vielleicht kannst Du Volkmar bewegen, auch an ihn zu schreiben und Jerusalem bewegen, zur Mutter zu gehen, die vermuthlich nach Braunschweig zurückreist, und ihr vorzustellen, daß sie mein und Dein Unglück zu verantworten hat. Ich finde den Onkel so gewissenhaft und redlich, daß ich ihm die Entscheidung meines ganzen Schicksals anvertraut und ihn gebeten habe, mich bei sich zu behalten, damit ich den Anfällen meiner Mutter nicht mehr unterworfen bin. Ich kenne zwar Deine Entschließung noch nicht, aber ich liebe und bedaure Dich unendlich. Gott gebe, daß Du es nicht durch Dein ganzes Leben bedauern mußt, mich dazu gezwungen zu haben, bei meiner Mutter Schutz zu suchen. Jetzt könnten wir am Ziel unserer Wünsche sein und an dessen Statt — — — vielleicht werden wir es niemals. Lasse Dir ja von keinem Gelde etwas gegen den Onkel merken; sie glauben Alle, Du liebst mich aus Eigennutz. Behalte mich nur lieb und tröste Lottchen, mein braves unglückliches Kind, so bin ich beruhigt. Ach, Ebert, möchtest Du doch meinen Rath damals befolgt haben, so wäre ich nicht hier! O, mein Freund, wer ist so unglücklich als ich und Du? Alles, alles verläßt uns, aber doch unser Gott nicht. Lebe wohl! Gott segne und erhalte Dich mir, mein theures Leben. Er erhalte Dich auch ohne mich. Vielleicht errettet er mich aus diesem prächtigen Gefängniß, darin man mir beständig die Reiche der Welt zeigt und ihre Herrlichkeit, um mich von Dir loszureißen, aber ich will tausendmal eher sterben, als Dir untreu sein.

v. Reck an Ebert.

Regensburg, den 18. October 1758.

Hochedelgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr!

Ew. Hochedelgeb. ist gefällig gewesen, mir vermittelst eines Schreibens vom 8. huj. zu eröffnen, daß Sie gesonnen seien, sich mit meiner Niece Henriette von Töpffer zu verehelichen, und sich von darum dazu befugt erachten, als Sie nicht allein das Herz ihrer vermeinten Amasio gewonnen, sondern auch den erforderlichen Consens erhalten hätten; mithin sich auch gänzlich versehen, daß ich um so weniger Bedenken tragen würde, Dero Absicht zu secundiren und folglich das von mir als Onkel und Vormund verlangte Ja-Wort sponde mitzutheilen. In schuldiger Antwort kann ich nun Ew. Hochedelgeboren soviel vermelden, daß bei dermaliger Anwesenheit meiner lieben Frau Schwester von Töpffer ich solche wichtige Umstände vernommen habe, daß ich wenigstens vorerst in solche Mariage mit gutem Gewissen nicht willigen kann. Da Ew. Hochedelgeb. am

besten bekannt, auf was für Art und Weise Sie bishero ihre Liebesnegoce getrieben, so werden Sie, nach Dero mir angerühmten Honneteté, mich um so weniger verkennen, wenn ich Ihnen in Ihrer gethanen Bitte nicht willfahre. Im Falle Sie aber vermeinen sollten, dadurch gravirt zu sein, stehet Ihnen der Weg Rechtens offen. Ich lasse es getrost auf den Ausspruch eines unparteiischen Richters ankommen. Es erfolge nun, was da wolle, so bin ich beruhiget, denn ich habe gehandelt, wie es einem ehrlichen Manne zustehet. Ich versehe mich ein Gleiches von Ew. Hochedelgeb. und verharre demnach mit vieler Hochachtung

Ew. Hochedelgeboren
gehorsamer Diener
J. von Reck.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Pertz erzählt von Wilhelm Baur. Gotha, Besser.

„Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein," so schrieb man vor fünfzig und mehr Jahren unter das Bild des Mannes, der unter den Befreiern des Vaterlandes vom französischen Joche die erste Stelle einnimmt, indem er durch die Gewalt seines Willens und seiner Gemüthskräfte die Geister an sich zog, entflammte, zur That drängte, indem er erkannt hatte, daß die Selbständigkeit gegen außen durch eine Läuterung und Befreiung nach innen eingeleitet werden mußte. Er ward dadurch ein Reformator der deutschen Zustände, als er in Preußen grade zur Zeit der tiefsten Erniedrigung die Erhebung des Volks leitete, die bäuerliche Hörigkeit aufhob, den Zunftzwang der bürgerlichen Gewerbe beseitigte, das Gemeindeleben durch eine Städteordnung organisirte, für den Schlußstein der Verfassung die Reichsstände, die Volksvertretung erklärte. Gagern hat ihn den politischen Luther Deutschlands genannt; er war es grade auch in dem Sinne, daß er sich auf Gott und sein Gewissen stellte, daß er eben so heftig als unerschütterlich vorandrang, daß er mehr durch den leidenschaftlichen Eifer, die Größe und Stärke seiner Natur, als durch die Weite und Klarheit des Geistes wirkte; er bedurfte der Ergänzung durch Kant, Fichte, Humboldt, Scharnhorst, Schleiermacher und Goethe, aber er fand diese Ergänzung, und vollbrachte und leistete, was keiner dieser Geistesheroen vermocht hätte; er war der reine, edle, feste Wille, der sich als die Achse des deutschen Lebens hinstellte, und durch seine sittliche Weihe dem Genie Napoleon's nicht bloß Stand zu halten, sondern es ernstlich zu überwältigen wußte. Varnhagen sagte treffend von Stein: „Er war ein Held, ein Held im größten Sinne, eine Art Blücher im Civilstand."

Wer hat nicht längst gewünscht, daß neben dem gründlichen Urkundenbuche, zu welchem das Leben Stein's von Pertz in sechs umfangreichen Bänden angewachsen, auch eine übersichtliche und geistvolle Verarbeitung des Materials zu einem Volksbuch erschiene, da grade in unsern Tagen gegen die Gelüste des Neffen der rechtschaffene, unbiegsame, gottvertrauende Sinn, der einen Stein beseelte, das beste Schutz- und Hilfsmittel ist? Dieser Wunsch ist erfüllt, die vorliegende Schrift, ein mäßiger Band von 300 Seiten, entwirft in durchaus anschaulicher Weise das Bild des großen Mannes, indem sie vielfach ihn selbst reden läßt, seine Gesinnung, seine Lebensansichten, seine politischen Ideen und Absichten am liebsten mit den eigenen Worten desselben, wie sie in Briefen, Staatsschriften oder nach mündlicher Aeußerung überliefert sind, auf eine so kernhafte als gemütherquickende Weise darlegt. Stein war schroff und reizbar, selbst Scharnhorst hatte oft an seinem Ungestüm zu mildern, worauf er einmal dankbar entgegnete: „Glauben Sie denn, ich weiß nicht, daß ich übereilt und heftig bin? Aber wenn ich das ablegen könnte, so wär' ich ein altes Weib." Der König hatte unter der Hartnäckigkeit und dem Freimuth zu leiden, mit welchem Stein immer nur seine Meinung für die wahre hielt: es war den Gegnern des Ministers leicht gewesen, einmal dessen ungnädigste Entlassung durchzusetzen; allein wie die Noth groß geworden, überwand sich Friedrich Wilhelm III. und berief den genialen Mann wieder an das Staatsruder, und hier handelte dieser nach dem Grundsatze, daß das Volk zur Theilnahme an seinen Angelegenheiten, zur Selbstverwaltung herangezogen werden müsse, damit durch Gemeingeist das Vaterland gerettet werde, nach dem Grundsatz, daß die Sprache der Ehrlichkeit und der unverbrüchliche Entschluß, vereint zu siegen oder zu fallen, an die Stelle der elenden Diplomatik treten müsse, mit der die Regierungen einander zu belügen und eine aus dem Nachtheil der andern ihren Vortheil zu erlangen gesucht; — nach dem Grundsatze, daß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden müsse; Trägheit, Genußliebe, Gleichgiltigkeit gegen sittliche Grundsätze sollten bekämpft, die Gemüther sollten gestählt und durch das Unglück geläutert und zu kräftigem Gott-

vertrauen geführt werden, zu dem Glauben, daß das Schlechte wohl einen kurzen Sieg erringen, aber durch die Idee und den Willen wieder gestützt werden könne. Als Stein von Napoleon geächtet, grade dadurch aber alles Edle und Muthige in Deutschland als der Grundstein eines Neubaues bezeichnet ward, da erwog er, einsam auf einem Schlitten die Winternacht durchfahrend, Schleiermacher's Neujahrspredigt „über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht." Scharnhorst hatte gesagt, er kenne nur zwei Menschen ganz ohne Menschenfurcht, Stein und Blücher; wir sehen aber im ganzen Leben Stein's, daß diese Furchtlosigkeit gegen Menschen in einer unwandelbaren Gottesfurcht wurzelt, aus diesem Lebensgrunde ihre beste Kraft empfing. Der aus Deutschland Verbannte ward sofort die Stütze und die antreibend bewegende Macht für Kaiser Alexander in Rußland. Von dort aus schrieb er: „Ich habe nur Ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Theil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theil desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwicklung vollkommen gleichgiltig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen, und in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten: das ist das Interesse der Nation und ganz Europa's, es kann auf dem Wege alter gefallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden." Nach der Schlacht bei Leipzig schrieb er: „Die Vorsehung ist gerechtfertigt durch das große Gericht, das sie über Napoleon ergehen ließ; seine Verstockung hat ihn zu politischen und militärischen Tollheiten verleitet, die seinen Fall beschleunigt und ihn zum Gespött des Volkes herabwürdigen. Wir verdanken diese großen Resultate nicht dem Einflusse feiger Staatsmänner; sie sind hervorgebracht durch zwei blutige, thatenvolle, lorbeer- und thränenreiche Feldzüge; den Ertrag der schönen Ernte, die uns erwartet, dürfen wir mit Frömmigkeit, Mäßigung, Dankbarkeit gegen die Vorsehung genießen."

Stein wollte für Deutschland eine Bundesversammlung gebildet wissen aus Abgeordneten der Fürsten und der Landstände in den Einzelstaaten. Oesterreich, durch seine geographische Lage zur Seite Deutschlands geschoben, sollte durch die Verfassung um so fester mit ihm verbunden werden. Stein forderte, daß man die Unzufriedenheit, die nach dem Krieg sich regte, dadurch aufhebe, daß man sie in der Quelle verschließe, das heißt, daß man die dem Volke gegebenen Versprechungen erfülle, freisinnige Verfassungen einführe. Gottes weise Gerechtigkeit werde die Züchtigung eintreten lassen, wenn man anders handle. Er sprach sich unverholen und derb gegen das bevormundende Schreiberregiment aus, und wünschte auch ihm einen Tag von Jena, der die Militärmaschinerie in Preußen gestürzt und das Volksheer an ihre Stelle gebracht. Er eiferte gegen die Reaction, welche die Wissenschaft und die Jugend verfolgte, die besten Männer bedrohte oder kränkte. Von einer Verfassung, die den Bürger zur Mitwirkung am Staat beruft, dachte er fortwährend also: „Sie wird binden, bilden, leben, sie wird die Gemüther vereinen, indem sie alle nach einem Ziele streben, der Verherrlichung des Vaterlandes; sie wird den Geist zu ernster, edler Beschäftigung reifen, verhindern, daß er nicht in Müßiggang, in Genüssen der Sinnlichkeit und kindischer Eitelkeit oder in eigennütziger Beschäftigung untergehe; sie wird dem Einzelnen ein Gefühl seines Werthes geben, indem sie seine edlern und bessern Kräfte in Anspruch nimmt.... Sie entrückt den Menschen der engern Schranke der Selbstsucht, versetzt ihn in das edle Gebiet des Gesammtwohls, und an die Stelle des Strebens nach Genuß und Gewinnst, des starren Hinbrütens der Faulheit, des Versinkens in Gemeinheit, tritt ernste Anwendung des Geistes, Willens und Vermögens auf das dem Vaterland Gemeinnützige und das wahrhaft Wissenswürdige, und es entwickelt sich durch selbständiges freisinniges Handeln bei dem Einzelnen und der Gesammtheit eine Energie des Geistes und Willens, die eine reiche Quelle des Edlen und Großen ist."

Stein hielt auf den Adel, aber nur wenn derselbe seinen großen Beruf erfülle. „Nicht durch Hunde, Pferde, Tabackspfeifen, durch starres Vornehmthun wird der Adel den angesprochenen ausgezeichneten Platz im Staate sich erhalten, sondern durch Bildung, Theilnahme an allem Großen und Edlen, unerschütterliche, treue Anhänglichkeit an das Vaterland und an die Sache des Rechts." Er verlangte materielle und sittliche Bedingungen für den Adel, er wollte, daß man in den geselligen Einrichtungen auch sittliche Kräfte als reelle Interessen ansehe. Im dritten Stand erkannte Stein „in allen gesitteten Ländern den Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten, der Reichthümer des Volks."

Wir übergehen die einsichtsvolle Theilnahme Stein's an der Pflege der deutschen Geschichte durch die Herausgabe der Geschichtsquellen, seine Liebe zur Kunst, sein gediegenes Familienleben, und sagen mit Wilhelm Baur: „Stein war eine ausgezeichnet thatkräftige, werkthätige Natur, die sein ganzes Leben hindurch unaufhörlich segensreich wirkte, aber wie ein Kind hat er sich gläubig in die Arme der Vorsehung, der göttlichen Barmherzigkeit ge-

legt. Er war ein Christ, der seine Hoffnung auf das zukünftige Erbe setzte, aber die Welt hat er ergriffen, um sie umzugestalten. Ein Staatsmann, der in die Geheimnisse der Staatskunst tief eingeweiht war, hat er allezeit die elenden Künste der Diplomatie gehaßt und in Wort und That das Schwert geliebt, das grade bohrt. Ein Meister in der Kenntniß der materiellen Kräfte des Volkes, ihrer Entwicklung und Anwendung, hat er Glaube und Sittlichkeit für die sicherste Bürgschaft seines Gedeihens angesehen. Ein Held der Liebe, war er fähig, Alles für's Vaterland und Gottesreich aufzuopfern, ein Held der Wahrheit, ließ er sein Wort wie verzehrend Feuer auf Lüge und Falschheit eindringen. Er war ein durch und durch deutscher Mann und ein herrlicher Christenmensch."

Wilhelm Baur, selbst Theologe, hat die Christlichkeit Stein's mit besonderer Wärme betont; er sagt, daß man damals in Deutschland frömmer war als es schien, während jetzt der wortreiche Glaube frömmer scheint als er ist; Baur hätte näher erörtern sollen, wie die damalige Religiosität sich als der innigste Verkehr der Seele mit Gott, als Gewissenhaftigkeit und Ergebung in den Willen der Vorsehung darstellte, während die heutige Frömmigkeit die Satzungen und Formeln, die Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts voranstellt und in ihnen das Heil finden will. Der „gute alte Gleim," der einem Stein seine Gefühle genügend aussprach, will ihr daher nicht mehr zusagen. Stein selbst, eine praktische Natur und kein philosophischer Geist, fand in dem Evangelium das Licht seines Lebens und den Trost seines Sterbens; wie weit das dogmatisch-kirchliche Lehrsystem aber sowohl mit dem historisch und kritisch erläuterten Bibelwort als mit der neuern Natur- und Geschichtsforschung übereinstimmt oder streitet, darüber hat er nicht nachgedacht, ja er mochte fürchten, daß eine Kritik der Schale auch den Kern angreifen könnte. Hier wie in manchen feudalistischen Nachklängen war eine Grenze von Stein's Wesen. Wir dürfen ihm gegenüber verlangen, daß die kritisch geprüften Thatsachen und Aussprüche der heiligen Schrift mit den Resultaten der Natur- und Geschichtsforschung unserer Zeit in Verbindung gebracht und darauf die Religionswissenschaft neu begründet werde.

Indem wir das Buch von Baur über Stein unsern Lesern dringend empfehlen, da es in keiner deutschen Hausbibliothek fehlen sollte, bekennen auch wir uns zu dem Gedanken, in welchem Stein die Summe seiner Erlebnisse gibt: „Das Resultat meiner Lebenserfahrungen ist die Ueberzeugung von der Kurzsichtigkeit der Menschen und der Leitung der Vorsehung; ihr folge man, berathe sich mit seinem Gewissen, und strebe durch Herzensreinheit und Selbstverleugnung ihres Schutzes würdig zu werden." M. Carriere.

Neuer Adel. Roman von Alfred Meißner. Drei Bände. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.

Die allgemeine Anerkennung, welche Meißner's Roman „Sansara" gefunden hat, scheint dem Dichter ein lebhafter Sporn gewesen zu sein. Seinem zweiten derartigen Werke, „Zur Ehre Gottes," folgt nun in demselben Verlage ein dreibändiger Roman, „Neuer Adel," der zwar nicht auf gleicher Stufe steht wie der erstgenannte, aber immerhin das Talent des Verfassers für lebhafte Schilderung moderner Zustände in glänzendem Lichte zeigt. Schade, daß Meißner bei diesem Roman das humoristische Element zu wenig in den Vordergrund gestellt hat; die Gestalt des Bankier von Rosenstern und die beiden Repräsentanten des Virtuosenthums liefern den Beweis, daß er es wohl versteht, dergleichen zu schaffen. Wir können hier nicht näher auf den Inhalt des Werkes eingehen, dessen Hauptcharaktere aus der neugebackenen Geldaristokratie und der herabgekommenen altadligen Partei, gegenüber der tüchtigen Kraft selbständiger Wirksamkeit entnommen sind, wir müssen uns begnügen, im Allgemeinen anzuerkennen, daß Meißner entschiedenen Beruf für Sittenschilderung hat und auf das lebhafteste für seinen Stoff zu interessiren versteht. Seine Gestalten sind sämmtlich dem wirklichen Leben entnommen, freilich oft etwas leicht gezeichnet, aber wirksam colorirt.

Durch die Verlagshandlung von F. W. Grunow sind in letzter Zeit eine größere Anzahl von belletristischen Werken herausgegeben worden. So u. A. der zweibändige historische Roman „Jacobäa von Holland" von Jeanne Marie von Gayette, worin derselbe Stoff behandelt wird, der unsern Lesern durch die treffliche Abhandlung des Herrn Professor Löher in der ersten Abtheilung dieses Heftes vermittelt wird. — Ferner ist der Roman „Henriette Sontag" von Julius Gundling durch die Wahl des interessanten Stoffes bemerkenswerth. — Der Roman „Ein leidenschaftliches Herz" von R. Graf Grabowski besitzt den Vorzug eines angenehm leichtgehaltenen Stils, während die ebenfalls in demselben Verlage erschienenen Romane von Luise Pichler „Friedrich von Hohenstaufen" u. A. durch tüchtige Gesinnung und treu historische Färbung sich auszeichnen. Die Ausstattung dieser Werke ist sehr geschmackvoll.



Culturgeschichtliche Briefe

über Fragen der deutschen Literatur.

An Prof. Dr. Hrm. Hettner in Dresden

von

Karl Biedermann.

IV. Brief.

Die deutsche Literatur nach Lessing.

Lessing hatte den Strom des literarischen Lebens, der vor ihm breit und flach dahinfloß, in ein fest abgegrenztes Bett eingeengt und dadurch vertieft. Aber kaum, daß er seine Hand von seinem Werke hinwegzog, — noch bei seinen Lebzeiten — brachen die Gewässer wieder über die Dämme hinaus und flutheten, zwar mit einem im Vergleich zu jener frühern Periode wesentlich tiefern und gewaltigern, aber auch wilden und zum Theil trüben Wogendrange ufer- und schrankenlos wieder in's Ungemessene hinaus.

Gervinus in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ (IV. Band, Seite 376 ff.), hat diese „Periode der Originalgenies,“ oder, wie man sie gewöhnlich nennt, die „Sturm- und Drangperiode,“ sowohl in ihrem allgemeinen Typus, als nach ihren charakteristischen Einzelzügen auf das Treffendste geschildert. Ich werde mich hüten, mit dieser meisterhaften Schilderung concurriren zu wollen. Es würde das nur ein opus operatum sein. Auch unterschreibe ich unbedenklich die Gervinus'sche Auffassung der genannten Literaturperiode in fast allen ihren Theilen — nur nicht in ihren Prämissen und ihren Consequenzen. Ich unterschreibe sie namentlich in dem Punkte (den Gervinus allerdings mehr nur andeutet, als ausführt, und auf den zurückzukommen ich mir daher vorbehalten muß), daß diese ganze Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, mit dem mancherlei Verkehrten und Widerwärtigen, was sie in ihrem Schoße trug, aber auch dem vielen Herrlichen und Großen, was sich aus ihr hervorrang, wesentlich die Folge einer eigenthümlichen, einseitigen Richtung unserer nationalen Cultur gewesen sei, des Mangels großer öffentlicher Interessen und einer darauf gewendeten Thätigkeit, und des dadurch bedingten Rückschlags der angesammelten geistigen Voll- und Ueberkraft der Nation in das innerliche, ideale Geistesleben der Individuen — ich unterschreibe sie aber nicht, weder in Bezug auf die von Gervinus ausgesprochene Voraussetzung, daß *dies so habe sein müssen*, noch auf die Folgerung, daß *es so am besten gewesen sei*.

So nämlich glaube ich es verstehen zu müssen, wenn Gervinus das eine Mal (IV. Band, Seite 378) äußert:

„Alles sollte sich der neuen Jugend erfreuen. Nur *das politische Leben, den Staat und die Staatsformen* überließen wir Frankreich umzubilden, und zogen von dorther wirklich in dieser Hinsicht gewisse Vortheile ohne gewisse Schäden. Dort sprang man von verkünstelten Formen des Staats und Lebens zu einfachen und natürlichen auf dem kürzesten Wege zurück, in der falschen Hoffnung, Natur und Wesen mit

ihnen zu ändern; bei uns nahm man den weiten Umweg, den Geist zu verjüngen, in der ungewissen Aussicht, ob ihm auch noch die Energie eigen bliebe, die Formen nach sich zu bilden."

Und ein zweites Mal (indem er von Schiller's Bemühungen um die „ästhetische Erziehung" der Nation spricht, Seite 388):

„Er bewältigte Alles (Philosophie, Geschichte, Politik) und zwang es zum Dienste der Dichtung zurück, in der klaren und ausgesprochenen Ueberzeugung, daß uns für unser Nationalleben nicht politische Revolutionen frommten, ehe wir unsere geistige Natur gereinigt hätten."

Zu diesen beiden Stellen füge ich noch eine dritte hinzu, welche zu beweisen scheint, daß nicht bloß der Literarhistoriker Gervinus so denkt, sonder auch der politische Geschichtschreiber. In seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" findet sich jene viel besprochene, von dem Einen gebilligte, von dem Andern angefochtene Stelle (Seite 179):

„Deutschlands Geschichte seit der Reformation hat denselben regelmäßigen, nur langsamern Verlauf genommen, wie die Geschichte Englands und Frankreichs. Sie hat uns durch religiöse Freiheit (Reformation) und geistige Freiheit (Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts) an die Schwelle der staatlichen Freiheit geführt, und läßt uns hoffen, daß wir auch diese in einem Maße erringen werden, welches den gründlichen Vorbereitungen entspricht."

Hier, wie gesagt, scheidet sich meine Auffassung von der des berühmten Historikers und Literarhistorikers, und zwar sowohl was die literarische, als was die politische Seite seines Ausspruchs betrifft. Um es mit einem Male und kurz zu sagen: ich bin weder der Meinung, daß der Gang, den unsere Culturentwicklung genommen hat, für unsere Literatur, noch viel weniger, daß er für unser Staats- und Nationalleben der förderlichste und wünschenswertheste gewesen sei. Oder, wenn ich mich eines Bildes bedienen darf: Gervinus erblickt in derjenigen Phase unseres Geisteslebens, die man als die Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen pflegt, einen nothwendigen, naturgemäßen Reinigungs- und Entwicklungsproceß des deutschen Geistes, in dem endlichen Producte dieses Processes (unserer classischen Literatur des vorigen Jahrhunderts) einen Zustand vollkommenster Gesundheit und höchst normaler, ja der vollendetsten Kraftäußerung unserer nationalen Cultur, ich dagegen kann von meinem Standpunkte aus nicht umhin, zunächst in der Sturm- und Drangperiode nur ein pathologisches Symptom einer tiefliegenden Verbildung des allgemeinen Culturlebens unserer Nation zu sehen, in der darauf folgenden geistigen Erhebung und Klärung zwar ebenfalls ganz gewiß einen Heilproceß, aber doch nur einen partiellen und darum unvollständigen, einen solchen, der nur einem Organe, nicht dem ganzen Organismus zugutekam, der die Functionen dieses einen Organes kräftigte, beschleunigte, intensiv und extensiv steigerte, allein zum offenbaren Nachtheile der übrigen und also der normalen Harmonie des Ganzen — vielleicht auch zum Nachtheil des, solchergestalt fast bis zur Hypertrophie ausgedehnten Organes selbst.

Die politische Seite der Frage will ich nur flüchtig berühren. Der von Gervinus selbst geäußerte Zweifel: ob der deutsche Geist in jener idealistischen Sublimation, die er im vorigen Jahrhundert erhielt, auch noch „Energie" genug behalten habe, „die Formen nach sich zu bilden," d. h. das äußere Leben, das Staatswesen aus seiner Verkommenheit und Erniedrigung ebenfalls empor- und auf den einer so hochgebildeten Nation würdigen Standpunkt zu erheben, — dieser Zweifel hat sich leider durch die Erfahrung als nur zu sehr gerechtfertigt erwiesen: die Energie des Handelns, der sichere Tact in Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, die volle Hingebung der Einzelnen an die großen Gemeininteressen hat sich leider in den entscheidenden Momenten unserer neuesten Geschichte öfters vermissen lassen, und das vornehme Herabsehen vieler unserer großen Dichter und Denker von den Höhen ihrer Kunstideale und ihrer Weisheitssysteme auf die gemeinen Interessen des täglichen Lebens hat der Ausbildung eines kräftigen bürgerlichen, politischen und nationalen Gemeingeistes unendlich geschadet, hat diese Ausbildung verzögert, und so die Folge gehabt, daß die Nation in einer der wichtigsten Beziehungen hinter den Forderungen der Zeit und den dringendsten Bedürfnissen ihrer eigenen Selbsterhaltung und Fortentwicklung zurückgeblieben ist.

Ich enthalte mich einer weitern Ausführung dieses unerfreulichen Themas, die hier ohnehin weniger am Platze sein würde, kann mir aber nicht versagen, für meine so eben ausgesprochene Ansicht wenigstens einen Gewährsmann anzuführen, und zwar einen solchen, der die geschilderten nachtheiligen Rückwirkungen des zu hoch gesteigerten und zu einseitig entwickelten literarischen Lebens in Deutschland auf den politischen Geist und auf die Gesammtthätigkeit der Nation gleichsam aus erster Hand mit erlebt und nach diesen seinen Erfahrungen geschildert hat. In dem, eben jetzt — zur guten Stunde — wieder neu aufgelegten „Geist der Zeit,"*) von E. M. Arndt finden sich (1. Band, Seite 141) folgende zuerst im Jahre 1805 geschriebene Worte:

„Unsere Philosophen geben uns einen hohen Rang. Sie sagen, die Deutschen seien das Volk, welches Freiheit im Glauben und Denken geboren und erhalten habe. Auch des Staates unscheinbarer und formloser Zustand sei trefflich gewesen, um von allem Politischen und (specifisch) Volksthümlichen abzuziehen und auf das Allgemeine und Menschliche, als auf das Würdige der Bildung, hinzuweisen. So nur könne Weltsinn geboren werden. Kosmopolitismus sei edler, als Nationalismus, und die Menschheit erhabener als das Volk.

Diese Ideen sind hoch, aber sie sind nicht verständig, und das Verständige ist höher. Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch. . . . Die edelsten Geister werden nur aus dem ganzen Volke geboren; wo nichts Freies und Hochfliegendes mehr ist in der Menge, da wird es nicht mehr in den Einzelnen erzeugt. . . . Der Bürger arbeitet und lebt für das Ewige in Kunst, That und Werk. Helden stürzen in das Schwert für das Vaterland und den König, Künstler bilden, Erfinder denken, stolz geht der Kleinste am Pflug und Ruder, denn er hilft das Große erschaffen und genießt es mit. Denkt doch an die Griechen!

Es war ein schönes weibliches Volk, voll Muth und Kunst, welches Großes dachte, that und vollendete. Was wurden sie? Die Kosmopoliten des Alterthums. . . . Die Griechen behielten ihr Land, ihre Sprache, ihre Künste, aber nicht ihren Staat. Kein Sophokles und Phidias ward mehr geboren, kein Homer besang mehr das Leben der Götter und Menschen. Erstarrt war die goldene Fülle der seligen Kunst, und höchstens machte man klein und zierlich nach, was die Väter groß und majestätisch dachten und erfanden."

Hier ist zugleich auch schon die andere Seite der Frage, die eigentlich literar- oder culturhistorische, berührt. Sie ist's, zu der ich mich, wie es der Zweck dieser Briefe heischt, nun ausschließlich wende.

Und hier knüpfe ich wohl am Zweckmäßigsten wieder an diejenigen Betrachtungen an, welche ich in meinem vorigen Briefe zur Erklärung der culturgeschichtlichen Bedeutung Lessing's angestellt habe.

Gewiß hatte dieser den richtigen Weg zur Ausbildung einer wirklichen Nationalliteratur im großen Stile sowohl kritisch vorgezeichnet, als selbstschöpferisch beschritten, wenn er das Hauptgewicht bei der dichterischen Production auf die wahrheitsgetreue und charaktervolle Darstellung von „Handlungen" legte, wenn er das thatkräftige, auf die Hervorbringung äußerer Wirkungen gerichtete Element im Menschen als dasjenige ansah, welches für die dichterische Auffassung den geeignetsten Stoff und zugleich das stärkste, nachhaltigste Interesse darböte, — nicht, wie die Dichter der Empfindsamkeit, das thatenlose Leben und Weben des Einzelnen in der idealen Welt bloßer individueller Empfindungen und Erregungen.

Eine solche Denk- und Dichtweise aber, wie sie Lessing im Auge hatte, kann nur dann allgemeine und bleibende Geltung erlangen, wenn die gleiche vorwiegende Schätzung des thatkräftigen Moments vor dem empfindsamen in der ganzen Nation verbreitet ist, gleichsam den Kern- und Keimpunkt des allgemeinen Nationalgeistes ausmacht. Denn nur dann kann sein Beginnen Empfänglichkeit in den weitesten Kreisen des Publicums, rüstige Nacheiferung unter den productiven Geistern finden.

Dies aber ist wiederum nur möglich bei einem kräftig und vielseitig entwickelten öffentlichen Leben der Nation. Die kleinen Beziehungen von Mensch zu Mensch, im Privatverkehr, sind zu einfach und gleichförmig, als daß sie den Trieb des Handelns und folglich auch den der poetischen Nachbildung von Handlungen lange befriedigen könnten. Dazu gehören große Verhältnisse,

*) Vierte Auflage, Altona, Hammerich.

wie sie nur das öffentliche Leben in Gemeinde und Staat, in einem lebhaften materiellen und einem vielseitig entwickelten und gegliederten gesellschaftlichen Verkehr, endlich in den gewaltigen Conflicten von Staat zu Staat (den „Ereignissen von Völkern und Fürsten, wenn beide für einen Mann stehen," wie Goethe es ausdrückt) zu Tage fördert. „Große Empfindungen," sagt sehr richtig Justus Möser, „können nur von großen Begebenheiten entstehen."

Zur Herstellung solcher, für eine Poesie der Handlungen und der Charaktere ausgiebiger Staats- und Gesellschaftszustände war nun zwar, wie ich früher auszuführen versucht habe, durch Friedrich's des Großen Thaten und seine ganze Regierungsweise ein nicht unergiebiger Anfang gemacht, allein diesem Anfange fehlte der entsprechende Fortgang, fehlte die gedeihliche Entfaltung der dadurch in die Nation gepflanzten Keime eines politischen und nationalen Gemeingeistes zu dem kräftigen Stamme, aus dem die „Blüthe des Nationalgeistes," — wie Herder mit Recht eine wahrhaft lebenskräftige Literatur, gleich der antiken, nennt, — mächtig hätte emporschießen mögen. Die Begeisterung für die Thaten des siebenjährigen Krieges (die ohnehin keinen rein nationalen Klang hatte, da es doch zum großen Theile Siege Deutscher über Deutsche waren, die gepriesen wurden), verhallte allmälig, ohne daß neue große Ereignisse ähnlicher Art, am allerwenigsten solche von wirklich nationalem Charakter, die gehobene Stimmung fortgepflanzt und gesteigert hätten. Ein wirklich freies, öffentliches Leben mit selbstthätiger Theilnahme des Volkes an seinen allgemeinen Angelegenheiten gab es nirgends in Deutschland, auch nicht im Staate des großen Friedrich; im Gegentheil, je älter dieser ward, und je mehr sich die von ihm befolgte Regierungsweise befestigte, desto mehr trat die Schattenseite derselben, der zu vorwiegend militärisch autokratische Charakter hervor, der aus dem ganzen Volke gleichsam nur eine einzige, zwar wohl disciplinirte und trefflich geleitete, aber doch im Grunde unselbständige, blindlings gehorchende Masse machte.

War also durch den siebenjährigen Krieg und die Fridericianische Aera überhaupt (wie wir nach mehrfachen unverkennbaren Anzeichen und nach dem bekannten ausdrücklichen Zeugniß Goethe's nicht bezweifeln dürfen) in alle regsamern Geister Deutschlands eine tiefe und lange nachwirkende Erregung gekommen, so fehlte doch dieser Erregung, um bestimmte Wirkungen, sei es im äußern Leben, oder wenigstens auf dem Gebiete dichterischer Empfindung und Darstellung, hervorzubringen und auf diese Weise sich gleichsam auszuleben, zu bethätigen, die nothwendige Voraussetzung, eben jener feste Boden großartiger öffentlicher Verhältnisse, und so konnte es kaum anders kommen, als daß diese Erregung auf das innere Gefühlsleben des Individuums zurückgewiesen und beschränkt, dieses in eine, zunächst ganz unklare und unbestimmte, weil eines festen Zieles und Gegenstandes ermangelnde, innere Gährung versetzte. Soweit sich aber diese Gährung allmälig abklärte und die wirklich selbstschöpferischen, dichterischen Elemente aus dem Chaos emportauchten, mußte nothwendigerweise dasjenige eintreten, was Schiller in jenen, von mir zum Ausgangspunkte aller dieser Betrachtungen gewählten Worten seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung," so richtig sagt:

„Das Genie, da es sich von einem geistlosen Stoffe umgeben sah, ward sentimentalisch, um nur dichterisch zu sein."

Die „sentimentalische," d. h. die mehr dem innern Gedanken- und Empfindungsleben des Individuums, als den äußern Interessen und Verhältnissen der Gesellschaft zugewendete Denk- und Dichtweise war durch die Bestrebungen Lessing's keineswegs beseitigt oder auch nur wesentlich in ihrer Verbreitung und ihrem Einflusse gehemmt worden. Wir haben von dem Verfasser der Briefe „über den Werth einiger deutschen Dichter" gehört, wie der Gellertcultus bis zu Gellert's Tode (1769) nicht abgenommen hatte, ja zum Theil nur immer mehr gestiegen war. Gleim und sein Halberstädter Kreis trieben ihre Empfindeleien in Prosa und Versen unter den Augen Lessing's fort, ja mit einer gewissen stillschweigenden Duldung des Letztern, die wohl mehr der persönlichen Liebenswürdigkeit und Gutherzigkeit Gleim's als der Sache selbst galt. Klopstock erfüllte noch immer die große Gemeinde empfindsamer Seelen mit überschwenglicher Begeisterung, obschon sein „Messias," je weiter er vorrückte und je mehr sich der, schon von Hause aus schwache Gestaltungstrieb des Dichters an dem einer festen Gestaltung unfähigen Stoffe erschöpfte, desto mehr in die vage Unendlichkeit weichlichen

Empfindens und schwärmerisch-elegischer Stimmungen zerfloß.

Der mehr männliche, thatkräftige Geist, der durch den siebenjährigen Krieg, der freiheitliche und patriotische Zug, der durch Friedrich's des Großen Regierung und die von da ausgegangenen Impulse in weiten Kreisen erweckt worden war, trat dieser allzuverschwommenen Sentimentalität und Hyperidealität allerdings entgegen, lenkte die Blicke und die Herzen auf Gegenstände der irdischen Welt, auf Vaterland, bürgerliche Freiheit, Völkerglück, Heldengröße. Selber die Dichter der Empfindsamkeit konnten sich der neuen Strömung nicht ganz entziehen. Gleim hatte sich schon früh mit diesem patriotisch-politischen Bedürfniß abgefunden durch seine „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers," die Lessing's vollen Beifall erwarben. Aber nach diesem einen Anlauf warf er sich alsbald wieder in seine gewohnten Tändeleien, und später wiederholte Versuche von ihm in jener andern, kräftigern Manier fielen kühl und hölzern aus. Klopstock, in welchem von Haus aus ein realistischer Zug mit dem idealistischen im Kampfe gelegen hatte — (es ist bekannt, daß er vor dem Plan zur Messiade mit dem eines vaterländischen Epos: „Heinrich der Finkler" umging) — und welcher sich ganz unverkennbar durch die von Friedrich dem Großen heraufgeführte inhalt- und thatenreichere Epoche des deutschen Lebens eben so sehr angezogen, wie andererseits durch so Manches in Friedrich's Wesen und Walten, besonders durch dessen Hinneigung zur französischen Literatur abgestoßen fühlte — Klopstock schickte sich an, von den nebelhaften Höhen einer bis zum Aeußersten gesteigerten spiritualistischen Dichtweise herabzusteigen auf den festern Boden, wenn nicht der Gegenwart, so doch der Wirklichkeit. In Liedern voll Vaterlandsliebe, ja auch in patriotischen Dramen („Hermannsschlacht," 1769, „Hermann und die Fürsten," „Hermann's Tod") versuchte er, die geschichtliche Vergangenheit Deutschlands lebendig zu machen.

Aber grade in diesen Bestrebungen Klopstock's, sich eines lebensvollern, concretern Stoffs dichterisch zu bemächtigen, zeigt sich recht augenfällig das tiefgewurzelte, weder durch die Mahnungen eines Lessing, noch durch die Thaten eines Friedrich so leicht auszurottende Uebergewicht der „sentimentalischen," d. h. idealisirenden und empfindsamen Richtung des deutschen Geistes über die realistische. Von einem wirklich concreten Gehalt, von einer bestimmten, individualisirenden Charakteristik, vollends von plastisch-dramatischer Gestaltung ist in diesen Gebilden einer sogenannten vaterländischen Poesie bei Klopstock wenig die Rede: Alles zerfließt wieder in die Unbestimmtheit lyrischer, elegischer oder pathetischer Gefühle. Unähnlich Lessing, der aus der nächsten Gegenwart die Züge für seine poetischen Gemälde entnahm und aus kleinstem Kreise heraus (wie in der „Minna von Barnhelm") reiche Durchblicke auf große, vielgegliederte Lebensverhältnisse eröffnete, wählte Klopstock absichtlich für seine patriotisch-geschichtlichen Dichtungen die allerfernsten Zeiten. Schon Heinrich I. war ihm jetzt zu gegenständlich — er zog die Urgeschichte Germaniens vor, jene Zeit, wo Land und Volk noch jeder bestimmtern Bildung und Gliederung entbehren und nur in einzelnen, dämmernden, fast ununterscheidbaren Umrissen aus dem Nebel der Sage auftauchen. Und auch dieser Stoff verschwimmt und verblaßt unter seiner Hand noch mehr, indem er statt der Thaten Worte, statt der Schilderungen von Charakteren eine solche von Empfindungen gibt und die ganze Scene in das eintönige Grau eines gleichförmig über Alles ausgegossenen Pathos kleidet.

Ist es nicht höchst bezeichnend für die Stellung unserer Nationalliteratur zu unserm Nationalleben und zur Geschichte unseres Volkes, daß auch in solchen Zeiten, wo man den Drang empfand, Stoffe aus der nationalen Geschichte zu behandeln, man immer mit besonderer Vorliebe auf den ältesten Zustand unseres Volkes, auf die ersten Anfänge seiner Geschichte zurückging? Wie oft, immer und immer wieder, sind Hermann, Thusnelde, die Kämpfe unserer Altvordern mit den Römern Gegenstände dichterischer Schilderung geworden, von Schönaich, El. Schlegel, Klopstock, J. Möser an — im vorigen Jahrhundert — bis zu Heinrich Kleist, Grabbe, dem „Fechter von Ravenna" und Köster's „Hermann der Cherusker" in der neuern und neusten Zeit! Ich möchte dies keineswegs dem Mangel an poetischen Motiven in andern Epochen unserer nationalen Geschichte zuschreiben, weit eher der mindern Fähigkeit oder Geneigtheit unserer Dichter zur Darstellung inhaltvoller und feingegliederter Zustände, ihrer angewöhnten Vorliebe für das Vage, Unbestimmte, Pathetische — einer Folge des durch lange Entwöhnung von der realistischen Auffassungsweise einseitig entwickelten idealistischen Elements in unserer Poesie.

Wie ganz anders bei den Engländern und Franzosen! Shakspeare läßt in dem Cyklus seiner geschichtlichen Dramen das ganze Nationalleben seines Volkes, bis heran an seine eigene Zeit, mit all seinen innern und äußern Kämpfen vor den Augen seiner Zeitgenossen sich entwickeln, als ein ihrem eigenen Denken und Empfinden Verwandtes und Nahestehendes. Voltaire's „Henriade" hat zu ihrem geschichtlichen Motiv grade Dasjenige, was auch zu des Dichters Zeiten die Nation am tiefsten bewegte: den Kampf für religiöse Freiheit und bürgerliche Wohlfahrt.

In Deutschland dagegen flüchtete man sich aus der trostlosen, keiner Verbesserung fähig erscheinenden Gegenwart weit, weit hinweg in die germanischen Urwälder, zu der Jugend des Volkes, wo man Dasjenige noch in voller Kraft anzutreffen meinte, dessen Verschwundensein aus der Nation man beklagte, — natürlich aber gelangte man auf diesem Wege nicht zu lebensvollen, plastischen Gestaltungen, höchstens zu einer Fülle elegischer oder pathetischer Klänge, und, je nebelhafter, je unbestimmter, je unfaßbarer, also (nach einem Ausspruch Goethe's — „Werke," 25. Band, Seite 14 —) je erhabener man diese Wesen einer fernen, der Gegenwart total entgegengesetzten, Vergangenheit malte, desto mehr glaubte man seiner Aufgabe zu genügen, die ja in nichts Anderm bestehen sollte, als eben in der Erregung eines allgemeinen, unbestimmten Gefühls patriotischer Erhebung und Sehnsucht.

Diese Tonart herrscht nicht bloß in Klopstock's geschichtlichen Dramen (oder, wie er sie lieber und in der That bezeichnender nannte: Bardieten), sondern auch in den meisten seiner patriotischen Oden vor, und eben so in jener ganzen Poetenschule der sogenannten „Barden" oder „Skalden," die von Klopstock ihren Ausgang nahm und auf seinem Ansehen und Beispiel fußte.

Eine etwas concretere, der Gegenwart und dem wirklichen Leben näherkommende Färbung erhielt die politische Dichtung erst später durch Einwirkungen der nordamerikanischen und französischen Revolution. Doch diese Phase fällt schon außerhalb der gegenwärtigen Betrachtung.

Was ich hier zunächst nur beweisen wollte, war: daß die durch die Vorgänge des äußern politischen Lebens in die Gemüthswelt der Deutschen gekommene Erregung in und nach dem siebenjährigen Kriege zwar stark genug war, um die dichterische Empfindung zu steigern und theilweise auch nach dieser Seite hinzulenken, aber nicht stark genug, um sie dabei festzuhalten und ihr einen wahrhaft realistischen Charakter in der Behandlung politischer, geschichtlicher Stoffe zu verleihen. Vielmehr überwog immer wieder das innerliche, subjective Gefühlselement, die pathetische, elegische, auch wohl die idyllische und lyrische Stimmung. Letzteres in immer gesteigertem Maße von da an, wo mit den äußern Ursachen der erwähnten Erregung auch diese selbst mehr und mehr aus der lebendigen Erinnerung der Menschen zurück und in den Hintergrund des Gemüthes trat. Wir haben in unserer Zeit die merkwürdige Erscheinung erlebt, wie rasch nach einer anscheinend so tiefgehenden Erregung der Gemüther durch große politische Ereignisse gar bald eine Erschöpfung und eine Abwendung derselben zu ganz andern Interessen Platz zu greifen vermag. Wie bald tauchte wieder aus der männlichen Erhebung der Befreiungskriege die weichliche Gefühlsschwelgerei der Romantik empor! Was Wunder, wenn Aehnliches im vorigen Jahrhundert geschah, wo durch die lange politische Thatenlosigkeit der Nation das subjective Empfindungsleben der Einzelnen weit mehr gehegt und bis in's Krankhafte gesteigert war!

Hören wir wiederum den Altmeister Goethe, der ganz richtig die Ursache dieser Wendung des Zeitgeschmackes mit seinem so unendlich feinen Instincte herausgefühlt hat! Er spricht von den poetischen Versuchen um 1767 und 68 (die Zeit seines Leipziger Aufenthalts). „Den Stoff," sagt er („Werke," 25. Band, Seite 92), „der mehr oder weniger die Form bestimmte, suchten die Deutschen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenstände behandelt. Schlegel's „Hermann" deutete nur darauf hin. Die idyllische Tendenz verbreitete sich unendlich. — Eben so bloß aus dem Allgemeinmenschlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darstellen sollten, z. B. die jüdischen Schäfergedichte, überhaupt die patriarchalischen. Das Anakreontische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Breiten herumschwanken."

Von sich selbst bemerkt Goethe: „Bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgiltigkeit der Gesellen, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen, war ich

genöthigt, **Alles in mir selbst zu suchen.** Verlangte ich zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich **in meinen Busen greifen.** Forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so **durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war.**"

Also: die Poesie mußte wieder zu den kleinen Beziehungen, zu den abgezogenen und in sich beschlossenen Empfindungen des Individuums zurückkehren, weil es ihr an großen, allgemeinen Interessen, an bedeutenden Thaten und Ereignissen und den daraus entspringenden Erregungen oder Empfindungen fehlte; sie mußte subjectiv und lyrisch werden, weil es ihr für epische oder dramatische Darstellungen im großen Stile an Stoff und Antrieb von außen gebrach; sie mußte sich „sentimentalisch," d. h. idealisirend, empfindsam oder pathetisch verhalten, weil sie, umgeben von einer „geistlosen Welt," nicht realistisch oder naiv sein konnte.

Fremde Einflüsse traten hinzu, um die deutsche Dichtung in dieser Tendenz zu bestärken. Wie Young und Richardson auf Gellert und Klopstock, so wirkten noch weit entschiedener Ossian und Rousseau, auch Sterne, auf die empfindsamen Deutschen. Was in England und Frankreich nur als eine einzelne Richtung unter mehreren erschien, in Schranken gehalten und wo nöthig neutralisirt von anderen Richtungen oder von dem allgemeinen Volksgeist und der mächtigen Strömung des öffentlichen Lebens — das gewann in Deutschland, wo namentlich dieses letztere Gegengewicht gänzlich fehlte, leicht einen unwiderstehlichen und ausschließlichen Einfluß. Man darf behaupten, daß die Wirkungen der Ossian'schen Dichtungen und des Rousseau'schen Culturhasses zu jener Zeit in Deutschland größer, allgemeiner und unbestrittener gewesen sind, als in den eigenen Geburtsländern dieser Literaturerscheinungen, wie denn auch das auffallend ist, daß von Rousseau längere Zeit nur die subjective und sentimentale Seite seines Geistes in Deutschland gewürdigt und nachgeahmt wurde, seine politischen, freiheitlichen Ideen dagegen viel später (eigentlich erst durch ihre Verkörperung in der amerikanischen und der französischen Revolution) in die Denk- und Empfindungswelt der Deutschen Eingang fanden.

Bei solchen Einwirkungen von außen und innen schoß denn nun die lyrische, subjective, sentimentale Stimmung von Neuem rasch zu üppiger Blüthe empor. — Herder gab dieser Stimmung — zu deren Ausbreitung er selbst wesentlich beitrug — treffenden Ausdruck in dem Bekenntniß, das er irgendwo ausspricht: ihm „graue" vor dem (Lessing'schen) Gedanken, die Poesie solle nur Handlungen darstellen. — Er wollte die Lyrik, die Didaktik, die Naturschilderung um keinen Preis missen.

Wo blieb da Lessing's strenge Unterscheidung zwischen Malerei und Poesie? wo sein Drängen auf scharfe Charakteristik und plastische Gestaltung? wo seine entschiedene Hervorhebung des männlichen Elements in der Dichtung, der Benutzung von Motiven aus dem äußern Leben und den diesen zugewandten Handlungen der Menschen? wo endlich jener Zusammenhang der Poesie mit dem ganzen Nationalleben, den Herder selbst ein andermal so treffend als unentbehrlich für letztere bezeichnet hatte, wenn er die Poesie die „Blüthe des Nationallebens" nannte?

War Lessing vielleicht in einem oder dem andern dieser Punkte zu einseitig verfahren, so ging nun die Reaction gegen ihn nach der andern Seite hin in's Ungemessene fort. **Hamann** erklärte die Alten, auf welche Lessing als auf die ewigen Muster einer männlichen Dichtweise immerfort hingewiesen hatte, für „durchlöcherte Brunnen," und deutete in seiner prophetisch mystischen Weise auf ganz andere, weit tiefer liegende und reicher fließende Quellen poetischer Offenbarungen hin. **Herder**, diesem Fingerzeig folgend, ging daran, hauptsächlich zwei solcher Quellen aufzugraben, die heiligen Urkunden des Orients und die profanen Volkslieder. Köstliche Schätze brachte er allerdings aus diesen Schachten zu Tage, aber die ganze Theorie der Dichtung, die Lessing so mühsam aufgebaut, nach allen Seiten hin abgegrenzt und festbegründet hatte, war dadurch mit einem Male wieder über den Haufen geworfen, auf den Kopf gestellt. Auch Lessing hatte das Volkslied, als den Ausdruck der einfachen Empfindungen, die auf natürliche Weise aus einfachen Lebenslagen und primitiven Bildungszuständen fließen, keineswegs gering geachtet; er hatte selbst mit Liebe den deutschen Volksliedern nachgeforscht — aber als das Höchste und Vollkommenste, als den Typus poetischer Darstellung überhaupt, hätte

er sie schwerlich gelten lassen, denn ihm erschien als die poetische Aufgabe der Gegenwart dies: eine solche Form und Art der Dichtung zu finden, die eben so sehr der zur Männlichkeit gereiften Bildung der heutigen Welt entspräche, wie jene Urpoesie dem Kindes- und Jugendalter der Völker. Jetzt aber sollte grade dieses Jugendliche, grade die Natur in ihrer vollsten Ursprünglichkeit — noch unberührt von der umbildenden Cultur — auf den Thron erhoben werden. Herder las, während seiner Seereise von Königsberg, auf dem Schiffe, „mitten unter einfachen Menschen," den Ossian und die Skalden und träumte sich damit in die unverdorbene, unverkünstelte Urzeit zurück.

„Natur, Ursprünglichkeit, Originalität" ward das allgemeine Losungswort. Das „Genie" sollte Alles sein — das Genie, welches sich an keine Regeln binde und keiner Regeln bedürfe, welches Alles aus sich schöpfe, Alles in sich finde, Alles durch sich allein vermöge. In dieser Anpreisung des „Genie" oder der souveränen Naturschöpferkraft des Dichters trafen Herder und Klopstock zusammen, und die von ihnen ausgegebene Parole ward rasch von einer ganzen Menge jugendlich stürmischer Geister aufgefaßt, angewandt, auch, wie es zu gehen pflegt, übertrieben. Zugleich ward durch die universalistische und kosmopolitische Tendenz, womit man die Spuren dieser Natürlichkeit und Ursprünglichkeit in allen Zeitaltern und unter allen Völkern aufsuchte, noch nach einer andern Seite hin der von Lessing erstrebte innige Anschluß der Poesie an das Nationelle, an die eigenthümliche Gesammtculturentwicklung des eigenen Volkes wieder zerstört.

Aber nicht die Dichtung allein fand sich in diese neue Strömung hineingerissen, sondern auch die Wissenschaft, die Sitte, die Moral, die Religion, kurz das ganze Leben nach allen seinen Richtungen hin — mit Ausnahme einer einzigen (wie sehr richtig Gervinus anmerkt), nämlich des Staats oder der öffentlichen Interessen.

Durch die Fülle und Breite, welche auf solche Weise, mittelst der Verschmelzung bisher abgesonderter Richtungen, so wie der Herbeiziehung von Stoffen und Formen allerwärts her, die literarische Bewegung in der Periode nach Lessing erhielt, unterscheidet sich diese letztere sehr wesentlich, und zu ihrem großen Vortheil, von der Periode vor Lessing —; in der Grundanschauung sind beide eben so sehr unter einander verwandt, wie von der Lessing'schen Richtung total verschieden. Auch ist bekannt, und Guhrauer hat es mit gewohnter Gründlichkeit an einzelnen Aussprüchen Lessing's nachgewiesen, wie sehr dieser gegen die neue Richtung und gegen den Mißbrauch, der mit dem Worte „Genie" getrieben wurde, eingenommen war.

Für die Vergleichung der Genialitätsperiode mit der Periode der „Empfindsamkeit" mögen folgende wenige Anhaltspunkte dienen. Wenn man in der letztgenannten sein Genüge und gewissermaßen einen Triumph höherer geistiger Bildung darin gesucht hatte, daß man von dem äußeren Leben und seinen Interessen (die freilich etwas sehr Unbefriedigendes und wirklich „Geistloses" waren) sich gänzlich zurückzog und mit einem kleinen Kreise Gleichgesinnter nur in der eigenen hochgespannten Empfindung schwelgte, so geschah das Gleiche jetzt wieder, nur daß der Kreis der Anschauungen oder Empfindungen, in dem man sich umtrieb, weiter und mannigfaltiger, die Intensität der Erregung selbst, der man sich hingab, eine viel stärkere war. Doch fehlte es auch dieser zweiten Periode keineswegs an sanften, empfindsamen Regungen; im Gegentheil: die Empfindsamkeit kam hier erst recht zu ihrer vollen Blüthe, wie wir dies aus Werther und Siegwart, aus den Briefen der Göttinger und aus vielen andern Documenten der damaligen Zeit wissen. Umgekehrt hatte die andere, mehr expansive Seite der Genialitätsperiode, das Schwelgen in der Ueberfülle geistiger, auch wohl körperlicher Kraft und Gesundheit, schon in der früheren Periode manches Vor- oder Gegenbild gehabt, z. B. in dem zu einem förmlichen Cultus erhobenen Lebensgenuß der Gleim'schen Kreise, so wie in der poetischen Verklärung von Kraftäußerungen und Naturfreuden, wie Baden, Schlittschuhlaufen, Reiten. Selber in den Persönlichkeiten berühren, verschlingen und durchdringen sich beide Perioden vielfach, oder sie ähneln einander mindestens in der, trotz aller scheinbaren Verschiedenheit unverkennbaren innern Wesensgleichheit mancher ihrer hervorstechenden Typen. Wir sehen den schon bejahrten Klopstock mit dem jugendlichen Herder wetteifern in Anpreisungen der Schöpferkraft des „Genie" und der Fülle der Naturoffenbarung. Wir sehen Fr. H. Jacobi, den Verkünder eines ähnlichen Evangeliums innerer, spontaner Gefühlseingebungen auf den

Gebieten der Moral und der Religion, im zutraulichsten Wechselverkehr mit Gleim; ebenso Heinse, der die gleiche geniale Lebensanschauung in den Künsten und der Poesie, genießend und schaffend, zu bethätigen versuchte. Wir sehen in dem Göttingenschen Kreise die Doppelsignatur der Empfindsamkeit und des wildern Genialitätsdranges theils in denselben Persönlichkeiten (z. B. den Stolbergen) verbunden, theils an die verschiedenen (z. B. Hölty und Bürger) vertheilt. Wie Gellert, der Prediger sanfter Tugend und Menschenfreundlichkeit, von der großen Gemeinde, die sich um ihn aus Menschen aller Art bildete, als ein Heiliger verehrt ward, eben so Lavater, der Apostel einer ähnlichen, nur lebhaftern und schwärmerischern Extase, deren Wesen aber, wie das der Gellertschen, weniger in der Hinlenkung der menschlichen Thätigkeit auf bestimmte bedeutende Lebenszwecke, als in der stets unterhaltenen und immer von Neuem gesteigerten Spannung und Erregung des Gefühls bestand. Beide bedienten sich dazu mit großer Vorliebe des gleichen Mitttels der „Selbstbekenntnisse“ und „Tagebücher,“ so wie eines lebhaften mündlichen und schriftlichen Verkehrs mit ähnlich gesinnten Seelen; bei Beiden endlich ist die Linie schwer zu unterscheiden, wo eine, nicht gern eingestandene, aber in der That vorhandene, weltliche Eitelkeit mit den Regungen eines aufrichtig frommen Herzens sich berührt. Und, wenn man nicht umhin kann, eine gewisse geistige und sittliche Schwächlichkeit der Empfindsamkeitsperiode darin zu erblicken, daß dort bisweilen schon das Gerede von Empfindsamkeit, gutem Herzen u. s. w. als Ersatz tüchtiger Handlungen hingenommen und hochgepriesen wird, so fehlt es an Aehnlichem auch in der Periode der Genialität nicht; ich darf nur an jenen „Kraftmenschen“ Kauffmann erinnern, den Lavater mit seiner physiognomischen Allwissenheit zu einem Genius ersten Ranges, ja beinahe zu einem zweiten Messias stempelte, der auf diese Empfehlung hin mit der entsprechenden Prätention eines Wundermannes einen großen Theil von Deutschland durchzog und an den meisten Orten (unter Anderm auch von Herder) wirklich wie ein solcher behandelt wurde, und der doch schließlich in seinem ganzen Leben niemals auch nur etwas leiblich Bedeutendes leistete, wohl aber geistig verlieberte und verkümmerte, und endlich vereinsamt und vergessen starb.

Daß die Genialitätsperiode im Ganzen genommen, namentlich aber im Verhältniß zu dem großen Geschrei und Aufheben, das sie selbst von ihrer Kraftfülle und ihrem Schaffensdrange machte, kaum viel weniger arm an wirklich plastischen poetischen Gestaltungen, überhaupt an Productivität war, als die Periode der Empfindsamkeit, hat Gervinus sehr richtig angemerkt. Es war ein unendliches Wollen, aber nur ein sehr geringes Können, was in diesem Weben und Wogen von Kräften, oder, richtiger gesagt, von Erregungen und Strebungen, die sich einbildeten, Kräfte zu sein, zu Tage kam — vollkommen entsprechend dem Charakter der Jugendlichkeit und Unreife, der dieser ganzen Periode eignete. Bei dem Gange, den das Gesammtleben der deutschen Nation nun einmal genommen hatte, war diese Phase geistiger Gährung freilich wohl kaum zu vermeiden: ja sie hat insofern etwas Erhebendes und Erfreuliches, als sie zeigt, daß der Geist der Nation wenigstens noch Kraft genug besaß, um sich von den ungünstigen äußern Verhältnissen nicht erdrücken oder in der Misere geistloser conventioneller Formen verknöchern zu lassen, daß er vielmehr mit aller Macht dawider reagirte. Zu bedauern bleibt nur, daß dieser Kampf gegen das verdumpfte, verkümmerte, in Unnatur verfallene Staats-, Volks- und Gesellschaftsleben nicht auf dem eigenen Boden dieses Lebens unternommen und durchgeführt wurde und werden konnte, sondern daß man sich auf einen Boden zurückzog, wo man dem Gegner mehr entfloh, als ihn wirklich bekämpfte, geschweige besiegte, wobei zwar der Einzelne ein leibliches Genüge finden mochte, indem er sich auf den Flügeln der Empfindung oder der Phantasie, genießend oder schaffend, über die „geistlose Wirklichkeit“ erhob, wobei aber das Ganze nicht vorwärts kam, sondern in der alten politischen und gesellschaftlichen Misere verharrte — ja wo diese Misere selbst zum Theil dadurch nur ärger, oder mindestens empfindlicher wurde, weil die besten geistigen Kräfte sich einer wirklichen und wirksamen Bekämpfung derselben in idealistischem Selbstgenügen entzogen. Ich wiederhole, wie nun einmal die politischen und nationalen Verhältnisse Deutschlands sich in jahrhundertelanger Verbildung gestaltet hatten, wo jeder Versuch einer directen Besserung derselben schwierig, wenn nicht unmöglich erschien, war es kräftigeren und feurigeren Geistern vielleicht kaum so sehr zu verargen, wenn sie sich von dieser

Aufgabe, als einer unlösbaren, völlig hinwegwandten und den Flug ihres Genies lieber im reinen Aether des Schönen und des Erhabenen, als in der schweren Atmosphäre nahe am Boden der trostlosen Wirklichkeit versuchten. Wenn ich insoweit eine gewisse äußere — traurige — Nothwendigkeit anerkenne, daß unser geistiges Leben gerade diesen Gang nahm, nachdem ein anderer ihm durch die vorausgegangene Wendung unseres politischen Lebens unmöglich gemacht war, so kann ich doch deshalb noch nicht — wie Gervinus wenigstens anscheinend thut — diesen ganzen Entwicklungsproceß als einen gesunden, normalen anerkennen, muß vielmehr an der Ansicht festhalten, daß mit der krankhaften Verbildung unserer öffentlichen Zustände auch unser geistiges Leben einer ähnlichen Verbildung verfallen war — mochte diese letztere sich immerhin unter gewissen täuschenden Symptomen sogar eines Uebermaßes von Gesundheit und Kraft verstecken. Wenn wir nicht die Literatur als ein Alleinberechtigtes und Alleinstehendes, sondern als einen integrirenden Theil des größeren, organischen Ganzen, das wir Gesammtleben oder Culturleben der Nation nennen, in's Auge fassen — und das ist der culturgeschichtlich allein berechtigte Standpunkt — und wenn wir dabei von dem Satze ausgehen, der im Reiche der Natur wie im Reiche des Geistes oder der Geschichte wohl überall und uneingeschränkt gilt: daß kein einzelner Theil eines Organismus wahrhaft gesund sein kann, wo das Ganze krankt — dann werden wir auch über jene, in vielen ihrer Erscheinungen so glänzende und in ihrem ganzen Wesen — jenem urgewaltigen Schwellen und Quellen — den idealistischen Zug des deutschen Geistes so sympathisch anmuthende Periode der „Genialität" oder des „Sturmes und Dranges" anders urtheilen müssen, als vom blos literarischen Standpunkte aus. Manches, was uns sonst als Ueberfülle von Kraft erschien, wird uns dann vielleicht als Mangel der rechten, thatkräftigen Energie, als Scheu vor dem Kampfe mit den rauhern Mächten der Wirklichkeit erscheinen. Wir werden es sonderbar finden, daß eine Anzahl von Jünglingen — ohne Erfahrung, meist sogar ohne gründliche wissenschaftliche Vorbildung — das ganze Denken und Empfinden einer Nation umzugestalten sich vermißt. Wir werden uns jenes, zwar anscheinend nüchternen, aber sehr wahren Wortes des großen Friedrich erinnern: daß man erst das Nothwendige und Nützliche thun und vollenden müsse, ehe man zu dem Angenehmen und Schönen fortgehe. Wir werden, in der Geschichte umblickend, es nicht anders finden, als daß alle große Nationen — von den ältesten bis zu den neuesten — dies nur auf dem von Friedrich angedeuteten Wege geworden sind, und der Zweifel wird gestattet sein, ob wohl anzunehmen sei, daß mit uns Deutschen allein der Weltgeist eine Ausnahme machen und uns auf dem grade umgekehrten Wege unserer Bestimmung entgegenführen werde.

Die sogenannte Sturm- und Drangperiode ist allerdings nur ein Durchgangspunkt oder, wie es Gervinus richtig nennt, ein Gährungs- und Reinigungsproceß in unserer Literatur, und insofern mag es kaum gerechtfertigt erscheinen, daß ich dieselbe als eine besondere Richtung dieser letztern auffasse und kritisire. Wenn indessen meine oben ausgeführte Ansicht richtig ist, daß sich in dem betreffenden Abschnitt der deutschen Literatur ein Rückfall von dem energischen Anlaufe Lessing's zu einer realistischen Dichtung im nationalen Maßstabe in eine subjective, lyrische und sentimentale Richtung kundgebe, so darf man auch annehmen, daß diese Wendung von mehr als bloß vorübergehender Wirkung gewesen sei, daß ihr Einfluß auch auf die folgende, obschon im Ganzen abgeklärtere und gereiftere Periode mehr oder weniger bemerkbar sich fortgepflanzt haben werde. Und so ist es, wenn ich recht sehe, in der That. Unsere classische Literatur der Goethe und Schiller, wie unendlich sie sich auch über die trübe Gährung des „Sturmes und Dranges" zu einer oft wunderbaren Klarheit, Formenschöne und plastischen Vollendung erhebt, steht dennoch auf einem gemeinsamen Boden mit dieser ihrer Vorgängerin, wurzelt in der gleichen poetischen Grundanschauung und kann diesen ihren Ursprung — selbst wo sie es möchte — niemals ganz verleugnen. Es läßt sich, glaube ich, nachweisen, daß unsre beiden großen Dichter selbst diese Abhängigkeit von einer culturgeschichtlichen Signatur der Zeit, über die sie nicht Herren waren, empfanden, und zwar als einen Mangel empfanden, dem sie, ein Jeder auf seine Weise, abzuhelfen suchten. Eine etwas eingehendere Beleuchtung ihres Strebens und Schaffens grade von dieser, bisher wenig oder gar nicht beachteten Seite dürfte einen reichen und interessanten Stoff für weitere culturgeschichtliche Betrach-

tungen im Sinne der bisher angestellten ergeben. Jedenfalls möchte ich hier einen Ruhepunkt machen, da die in den vorstehenden Briefen enthaltenen Betrachtungen ein gewissermaßen in sich abgeschlossenes Ganzes bilden. Denn sie charakterisiren drei wichtige, in engem Rapport unter einander stehende Abschnitte unserer Literatur: zuerst die, halb moralisirende, halb idyllische, halb überfliegend spiritualistische, immer aber gleichmäßig empfindsame und durch und durch subjective Periode der Gellert-Gleim-Klopstock'schen Poesie; sodann den Versuch Lessings, mit Hilfe einer von den Zeitverhältnissen begünstigten realistischen Richtung die Literatur aus der Enge jener subjectiv empfindsamen Anschauung auf einen weiteren und freieren Standpunkt zu erheben, sie zu einer Darstellung des Lebens und der Wirklichkeit fortzubilden; endlich die abermalige Einkehr des deutschen Geistes in sich selbst, in sein innerliches Empfindungs- und Gedankenleben, nur bereichert durch den Universalismus einer Herbeiziehung von Anregungen aus allen Lebensrichtungen und allen Culturperioden, gleichsam als des Brennstoffes oder des beseelenden Lufthauchs zur Ernährung und immer stärkeren Anfachung der Flammen jenes Opferherdes, auf welchem das „Genie" die ganze Welt und das Individuum selbst zu verschmelzen, zu läutern, zu reinem Geist oder reiner Empfindung zu verzehren unternahm. — Von hier aus beginnt sodann wieder eine neue aufsteigende Bewegung, ein neuer, mächtiger Anlauf, um dem Leben und seiner Realität näherzukommen, und wiederum folgt nach einiger Zeit ein Nachlaß dieses Triebes, ein abermaliger Rückfall in Verschwommenheit, Gestaltlosigkeit, Subjectivität — diesmal unter dem Zeichen der „Romantik." Diese beiden Phasen also würden einer spätern, besondern Betrachtung vorzubehalten sein.

So nehme ich denn, verehrter Freund, für einige Zeit von Ihnen Abschied. Lassen Sie mich hier mit dem Wunsche schließen, daß der Inhalt meiner Briefe Ihnen einer recht eingehenden Erörterung, sei es im Sinne der Bestätigung und weitern Ausführung, sei es in dem der Widerlegung oder Berichtigung, nicht ganz unwerth erscheinen möge!

In bekannter Gesinnung

Ihr K. Biedermann.

Der Rafaelsaal

im Orangeriehause zu Sanssouci.

Von J. L. Klein.

Der Mond läßt sich nicht in einem Eimer Wasser nach Hause tragen; wohl aber vermag es die Kunst, mit dem getreuen Abbilde zugleich das Urbild in den Geist zu prägen. Rafael Sanzio, ein Jünger Plato's, der Freund und Studiengenosse jener edlen Männer, die an den Höfen von Rom, Ferrara, Florenz und Urbino die platonische Philosophie in stiller Begeisterung pflegten, eines Baltasar Castiglione, Dovizio da Bibiena, Pietro Bembo, des Verfassers einer Schrift über die Natur der platonischen Liebe; Rafael, der Seelenfreund jener hochgestimmten Fürstinnen, unter denen Guidobaldo's, Herzogs von Urbino, Gemahlin, Elisabetta Gonzaga, hervorglänzte, welche in Plato's Philosophie eine der Prophetinnen und Sibyllen, die Christi Erscheinung geweissagt, erkannte: Rafael hat unverwerfliches Zeugniß von diesem auch ihn erfüllenden heiligen Geiste Ideen versinnlichender Kunst nicht bloß in seinen Gemälden, diesem christlichen Platonismus in Farben, diesem Johanneischen Evangelium der Malerkunst, sondern auch mit deutlichen Worten in dem berühmten Briefe an den Grafen Baltasar Castiglione abgelegt, worin er von einem höchsten Urbilde, „einer gewissen Idee," schreibt, „um die er sich bemühe," die ihm, bei seinen Madonnen und Frauenbildern namentlich, vorschwebe, welche als kein bloßes Ergebniß aus einzelnen, nach der schönen Natur und nach schönen Modellen zusammengetragenen Zügen zu betrachten seien. Aehnliches deutet er in einem angeblich noch als Manuscript vorhandenen Briefe an den großen bolognesischen Meister Francesco Francia Raibolini an. Rafael's Worte lauten: „So oft und so sehr ich mich bemüht habe, die Mutter Gottes so vorzustellen wie sie ist, konnte es mir doch nie gelingen. In der vergangenen Nacht war sie aber so gnädig, sich mir von Angesicht zu Angesicht zu zeigen, und nun hoffe ich, ich werde auch so glücklich sein, sie einigermaßen ihrer würdig vorzustellen." Nicht, wie Anderen, war ihm die Madonna etwa nur als Traumbild, oder Sinnestäuschung erschienen; sondern „von Angesicht zu Angesicht," in wirklicher Gestalt; das himmlisch Schöne als versichtbarte Idee.

Mehr denn irgend ein Anderer ist daher Rafael der Bildner von Seelenoffenbarungen, der Maler jener hochgefeierten „Ideen," speculativer Gotterkenntniß, die er, in christlicher Symbolik und im Geiste Dante's, als Abglanz des Göttlichschönen, verbildlicht. Und wie nach Plato's Lehre alles Natur- und Kunstschöne nur eine Abspiegelung der göttlichen Urbilder ist, so konnten dem großen von Plato's Anschauungen beseelten Kunstmeister die eigenen Schöpfungen nur als Nachbilder der ihm vorschwebenden göttlichen Urgestalten erscheinen, nur als getreue Copieen aus erster Hand nach himmlischen Originalien. Sie sind es so sehr, in einem so transcendenten Sinne und zugleich so augenfällig deren Sudarien: die in Malerlinnen, als ihre Veronika-Tücher, abgeprägten Ebenbilder gleichsam himmlischer Modelle — Ebenbilder nach dem Leben, aber nach dem ewigen Leben, daß selbst aus den von ihnen genommenen Wiederholungen, aus den Copieen von zweiter Hand, wie sie der Rafaelsaal darbietet, die geistigen Urgesichte reiner, kunstgerechter und himmlischer hervorscheinen, als es die ursprünglich seelenhaftesten Schöpfungen anderer Meister je könnten ahnen lassen. Die höchste Idealität in Rafael's Gemälden, diese ist es grade, die ihrer kunstgetreuen Nachbildung, wie keiner andern, das Wort redet; die solche Copieen seinen Gemälden näher bringt, als kaum Doubletten anderer Meister, von deren eigener Hand, ihren ersten Ausführungen stehen möchten.

Daraus, aus der Idealität, die Rafael's Compositionen selbst nach Erlöschung alles Sinnenzaubers, den die Farben und ihre Blendwerke ausüben, athmen, daraus allein erklärt sich jene in der Kunst längst erkannte und gepriesene Eigenthümlichkeit Rafael'scher Gemälde: daß ihr wesentlicher Charakter, das strahlende Zeichen, worin sie siegen, jene wunderbare Harmonie und Geistigkeit der Linien bei entzückender Ausdrucksschönheit und der tiefsten Individualisirung, daß dieses Gottessiegel Rafael'scher Formen im Kupferstich unversehrt bleibt, was von den Kunstschöpfungen keines andern Malers sich rühmen läßt.

Aus gleichem Grunde kommt die Formenbestimmtheit in kunsterprobten Nachbildungen Rafael'scher Gemälde leichter und freiwilliger zu ihrem vollen Rechte, als in den nach andern Meistern genommenen Copien. Sie fließt aus dem rein anempfundenen Seelengehalte der Originale gleichsam von selbst, wie ja auch diese, im Einklang mit der platonischen Ideenmythe, wonach die göttlichen Urbilder sich in die ihnen gemäßesten Leiber einsenken, den entsprechenden Kunstkörper mit der Nothwendigkeit gewannen, womit ein Naturgeschöpf seine Wesensidee, seine geistige Grundgestalt verkörpert. Hier vor Allem erfüllt sich jene göttliche Mahnung, die auf ein Trachten nach dem Höchsten hinweist, welchem alles Uebrige von selbst zufalle. Dem Ideenseher, dessen Geiste dieses schaufähige Trachten nach dem Höchsten innewohnt, fällt die kunstschöne Form aus freien Stücken zu. Er allein ist der Dichter, der Künstler, der Rafael, der auch ohne Hände der größte Maler bliebe, wie er es doch in allen Momenten ist, wo er über seine Erfindungen und Schöpfungen sinnend schwebt.

„Ach, daß die innere Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!"

Sie quillt aus den Fingern, in Kraft ihres Ursprungs und Grundquells, eben der „innern Schöpferkraft," wie der elektrische Funke, der aus der Fingerspitze springt, nicht in dieser entspringt.

Das Rohr, worin der Titane das himmlische Feuer barg, hat kein größeres Anrecht auf den geraubten Sonnenstrahl, den es einschließt, als das Schreib- oder Zeichenrohr auf die Wellenlinie hat, die „vom Aug' durch's Herz hindurch zum Griffel schmachtet." Der Lichtquell, der überirdische, dem der Strahl entstammt, ist und bleibt es vielmehr, der den Lehmkloß zum göttlichen Gebilde beseelt, ihm die schöne Form anhaucht. Die Kunstpygmäen der Neuzeit freilich, diese erproben das Titanische darin, daß sie den Lehmkloß in seiner natürlichen Beschaffenheit wieder herstellen; daß sie, umgekehrt, den Lehmkloß um sein Sonnentheil berauben, jedes ideale Feuerfünkchen mit handfertigen Kraftversuchen aus ihm herauswirken, und diesen baaren Erdklumpen nennen sie Realismus. Sie erinnern an den Physiker in Gulliver's Reisen, welcher aus Gurken und Kürbissen, behufs deren besserer Erhaltung, alle von selben verschluckten Lichtstrahlen, mittelst sinnreicher physikalischer Apparate, auszieht, und den also gewonnenen Strahlenextract zum Zwecke nutzreicher Verwerthung, in wohlverkorkten Flaschen, an Gemüsegärtner verkauft, als festen, tragbaren Sonnenschein

und treffliches Surrogat für das trügliche, wegen seiner ungreifbaren Beschaffenheit und seines verdächtigen Ursprungs äußerst unzuverlässige Sonnenlicht, für jenen leeren Schein, der noch außerdem auf weitläufigen Umwegen und aus unsicherer, überweltlicher Himmelsgegend, vom blauen Dunste in Person, vom sogenannten Himmel erst bezogen werden muß. Ueber Lessing's ohne Hände geborenen Rafael lachen sie sich in die werktüchtige Faust. Die Hände ohne den Rafael, das ist ihr Handwerkszeichen, ihr Aushängeschild, ihr Monogramm, ihr ipse fecit. Das Machwerk ihr Ein und Alles. Ihr Brot des Lebens der bloße Sauerteig, die Bärme selbst, die lautere Hefe, im Gegensatze zu dem ungesäuerten Passahbrote, das eben, als geistiges Erinnerungsbrot der Erlösung, nur aus der reinen Blüthe der zermalmten Weizenfrucht bestehen durfte, dem Symbole läuternder Sühne und Opferung im Geiste. Das Salz der Erde erklären sie für eine abgeschmackte Zukost. Die Erde ist das Salz, und nur die Erde, die als farbiger, von allen unirdischen Beimischungen, ätherischen Geistern und flüchtigen Salzen ausgelaugter Schlamm auf dem Filtrirtuch ihrer Malerleinwand dick und zäh zurückgeblieben. Ihre Farbentöpfe sollen nicht etwa bloß die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Egyptens nähren, sie sollen sie ersetzen, ja, diese wo möglich selber sein.

Die Naturstoffe lesen sie, wie der Matz seine Lappen, von der Straße auf, und bringen sie als bemalte Leinwand in den Handel, auf's Haar so, wie selbe von ihnen im Kehricht gefunden worden. Plumpe Nachahmer jenes Seelenkäufers im Märchen, welcher mit dem Schattenbilde doch das bessere Theil des Verkäufers vom Boden in sein Schnupftuch rollte; während die realen Affen der Natur in der vom Boden abgelösten Schattenfigur des Naturkörpers deren schlechteres Theil in die Sacktücher ihrer Leinwand wickeln. — Das Schöne — die großen Kunstpriester, Lehrer und Werkmeister heben das Schöne als heiligstes Kunstmysterium über alles Volk, wie eine strahlende Monstranz, zur Anbetung in die Höhe; wie ein Sonnensymbol der Wandlung des Erdenmarkes und Saftes in einen geistigen Leib; sie aber, die realen Vorstwischer, sie machen das Schöne zum Nasenring des Schweines, auf daß es mit demselben die Geheimnisse des Kothes erforsche, und ihm, als mit seinem Wappenbilde, das Siegel der Naturbeglaubigung ausdrücke. Sie begreifen nicht, die Geistesblinden, wie das scheinbar Unvollkommene in der Natur, kraft seiner Einstimmung in das große All, ein Vollkommenes wird, indem es, in's Weltganze mit seiner gesammten, bis in's innerste Eingeweide und verborgenste Aederchen hinein, real lebendigen Erfülltheit verkettet, indem es eben dadurch das Höchste vorbildet, daß es dem Ganzen als untrennbares Glied dient, wie das Ganze ihm; daß jedes Einzelding folglich das All, das Allgemeine, in sich, als seine Idealität und Vollkommenheit, als den Begriff und Gedanken seiner Einordnung in das Weltwesen, als seine Zweckmäßigkeitsidee, als seine Schönheit, reflectirt. Das buchstäbliche Abbild hingegen, das Conterfey des Naturdinges in der Kunst mit Haut und Haaren, stimmt auch dies etwa, auf der Malertafel, in Gips, Erz und Stein, stimmt es auch da in die Harmonie des Weltalls? Reflectirt auch dies im Handgebilde des Künstlers, trotzdem daß es nur des Naturobjectes in die Larve der Realistik vermummter Schein ist, den Allbegriff, die kosmische Idee? Und thäte dies, auf Grund welchen Anspruchtitels? Wohl gar auf Grund der erschöpfendsten Ausbeutung dieses Scheines, d. h. der gründlichen Vernichtung dieses Scheins, was eine Vernichtung der Kunst selber wäre, die über den Schein nicht hinaus kann. Gibt es einen lächerlichern Aberwitz? Sie, die Naturnachahmung mit Haut und Haaren ist es, sie allein, die das Naturunvollkommene zum Häßlichen und Widerwärtigen stempelt, und die Kunst zur Todtenmaske der Natur.

Wodurch streift denn nun aber das Kunstgebild die Gebrechen und Gebresten eines dem Ganzen abhanden Gekommenen ab? Löscht es das Cainzeichen seiner Naturlosigkeit, seiner Zusammenhangslosigkeit mit dem Weltganzen aus? Wischt es das Brandmal des Undings von der Stirn? Ja des Undings, da ein Ding nur wirklich und real ist durch seine Bedingtheit zum Ganzen. Wodurch rettet das Kunstgebilde seine Daseinsberechtigung, seinen Existenzbegriff? Einzig dadurch, daß es den Allgedanken, die Beziehung zum Ganzen, als Naturidee, als Schönheit, ausspricht; daß das Kunstgebild das Weltschöne, die Allidee eben, als Kunstschönes, den Kosmos als Kunstideal abspiegelt; daß es die Wohlordnung als Wohlgestalt und zugleich als

Ebenbild der gottverwandten Menschenseele erscheinen läßt, die jene höchste Wohlordnung eines durchgeistigten Alls allein zu denken, allein in Idealgebilden auszuformen befähigt und berufen ist. — Womit freilich der „Philister“ nicht übereinstimmt, der beim Dichter zu seines Gleichen spricht, wie folgt:

„Was kommt nun aber der Regenbogen
An grauer Wand herangezogen?
Der mag wohl zu entbehren sein,
Der bunte Trug! der leere Schein!
Frau Iris aber dagegen sprach:
Erkühnst Du Dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier in's All gestellt
Als Zeugniß einer bessern Welt,
Für Augen, die vom Erdenlauf
Getrost sich wenden zum Himmel auf,
Und in der Dünste trübem Netz
Erkennen Gott und sein Gesetz.
Drum wühle Du, ein andres Schwein,
Nur immer den Rüssel in den Boden hinein,
Und gönne dem verklärten Blick
An meiner Herrlichkeit sein Glück.“

An meiner Herrlichkeit — dem Abglanz von Gottes und seines Gesetzes Herrlichkeit, des einzig Realen, wovon die Natur der bloße dunkle Hintergrund ist, die camera obscura, der Dünste trübes Netz, und die Erscheinungen darin das Farbenspectrum, das auf der Netzhaut des Thierauges, des realsten Kunstorganes für obigen Philister, sich so gut abmalt, wie auf der Retina des Menschen. Aber wo das Naturbild, das Farbengespenst zum wirklichen Dasein gelangt, wo es real wird im Geiste und in der Wahrheit: das geschieht einzig in Gottes lebendigem, sich in ihm und kraft göttlicher Einstrahlung sich in sich selbst beschauendem Weltenspiegel: im Menschengeiste und, in höchster Stärke, vollendeter Gestalt und Ausprägung, in des Künstlers gottdurchleuchteter Phantasie.

Rafael war ein solcher Gottesspiegel; der reinste, klarste der christlichen Malerkunst. Und war es, schon in seiner Persönlichkeit dazu vorgebildet, wie seine Bildnisse bezeugen und die Schilderungen seiner Zeitgenossen. „Von seinem Haupte,“ schrieb Giov. Paulo Lomazzo noch im sechzehnten Jahrhundert, „fielen die Haare voll auf die Schultern, dem weisen Salomo ähnlich, so sehr leuchtete in ihm Schönheit und Freude.“ — „Er ist Philosoph, er ist Dichter zugleich,“ lautet eines neuern Philosophen, Schelling's, Ausspruch, der oft genug nachgeschrieben worden. Und wodurch Beides? Dadurch, daß seine Kunstwerke die unmittelbarsten Abbilder der höchsten, ausschließlichen Realität sind: des göttlichen Urbildes, der Schönheit Gottes. Denn die Wahrheit als Kunsterscheinung ist die Schönheit; nicht das Naturschöne, dem zur Wahrheit und Wirklichkeit, zum Realschönen, das göttliche Moment noch fehlt: das schöpferische Werden, das Innewerden seiner Idee, als gottähnlichen Grundbildes und reiner Gattungsgestalt der vollkommenen Menschheit; es fehlt dem Naturschönen zum Nachweis seines Anspruchs auf die Ebenbildlichkeit Gottes, des höchsten Geistes, als ewig Schönen, die Selbstbescheinung sub specie aeterni, der geistige Schöpferact. — Empfängt aber der falsche Realismus, gleich jenem vom Alciden in der Luft erstickten Erdriesen, Daseinsgewähr, Lebensgewißheit und Kraftbewußtsein nur durch seine Berührung mit dem Mutterboden, den der Niedergeworfene mit krampfhaften Händen festhält, so ist das Kunstideal ein Himmelsriese, ein Antäus des Aethers, den die Berührung seines geistigen Mutterbodens, der schaffenden Phantasie, mit unsterblichem Leben erfüllt, und der auf diesem seinem eigenen Grund und Boden sich zu dem Rafaelgenius emporrichtet, den ein anderer deutscher Kunstweise, Herder, den Sohn einer griechischen Muse und eines christlichen Engels nennt. Das auserlesene Rüstzeug aber, der Herold und Gottesbote solchen Ideals, das Künstlerideal zum Kunstideal, als dessen Offenbarer, ist der Maler selbst:

„Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ew'gen Busen schuf.“

Sein Bildungsgang durch alle Phasen, von der ersten Madonna, die der Knabe in Fresco auf die Hofmauer des väterlichen Hauses malte, bis zur „Verklärung“ im Vatican, entfaltet sich in einer sich immer höher läuternden Idealität, in welche er sämmtliche Gestaltungsmomente, vor- und gleichzeitige, nach der spiritualistischen wie plastischen Seite hin, hineinbildete, und, wie in einem Verklärungsabschluß zu höchster, idealer Schönheit aussformend vergeistigte.

Des Knaben Rafael Ausgangspunkt war vorweg ein Ideales. Kein bewußtes zwar, und schwankend zwischen naiver Anschauung und kindlicher Sinnenunschuld; das der christlichen Incunabelnkunst ausschließlich zukommende Ideal, das Gefühlsideal, das ihr, wie von dem Geiste des Heiland-

kindes selber, eingehaucht worden. Dieses ehrfurchtsfromme Kindesideal, das nur noch in Form eines als himmlisches Herzensbedürfniß spielenden Kunsttriebes wirkte, nahm in den verschiedenen vorrafaelischen Schulen, je nach den Volksweisen, einen eigenthümlichen Charakter an. Den Charakter des Ideals der umbrischen Schule, wie sich derselbe in dem bedeutendsten Vorgänger Perugino's, in Nicolo Alunno aus Fuligno, dem eigentlichen Stifter dieser Schule, bereits auf's Innigste ausspricht, könnte man, im Unterschiede von anderen, von Giotto's oder Angelico's Ideal, das noch ein schönselig hieratisches, ein engeltypisches war, als das Gemüthselige bezeichnen; ein Empfindungsideal, welches bei Perugino sich zum ascetisch Sentimentalen erhob oder trübte, wovon in Alunno's herzlieblichen Frauen-, Kinder- und Engelsköpfen, z. B. auf seiner in der Brera zu Mailand befindlichen „Verkündigung," vom Jahre 1465, kaum ein Anhauch sich verspüren ließe. Rumohr, ein gründlicher Kenner dieser Schule, seiner Kunstauffassung nach dem Idealen, doch wohl nur dem schematischen, abgeneigt, und der selbst bei Rafael das Realistische vorzugsweise betont, schildert den Charakter der umbrischen Schule als „fleckenlose Seelenreinheit und gänzliche Hingebung in süß schmerzliche und schwärmerisch zärtliche Gefühle." Letztere Merkmale dürften indeß mehr auf Perugino und einzelne seiner Schüler, wie z. B. den bis zur Süßlichkeit gefühlseligen Sinibaldo Ibi aus Perugia, als auf Alunno und dessen Genossen zu beziehen sein.

Daß Rafael schon in Perugino's Werkstatt Alunno's süßere Anmuth mit der Schmerzensseligkeit, die in den Werken seines Lehrers schmachtet, vermählen konnte, wird auch kunstgeschichtlich durch seine Begegnung bei Perugino mit dem Andrea di Luigi von Assisi, l'Inpagno genannt, beglaubigt, einem dazumal bereits namhaften Maler und frühern Schüler von Alunno. Wie holdselig sich diese gefühlsidealen Elemente mit der größern Fülle und Linienbestimmtheit Luca Signorelli's und mit der gemüthvollen Schlichtheit seines Vaters, Giov. Santi, zu einem Gusse selbstständiger Eigenthümlichkeit mischten, erhellt aus allen Jugendwerken Rafael's, welche vor 1504, dem Jahre seines ersten Aufenthalts in Florenz, entstanden sind. Aus dieser ersten Periode, vor 1504, besitzt der Rafaelsaal zur Zeit noch keine Copie. Die frühste ist die alte Copie des Sposalizio, bezeichnet 1504. Schon in der ersten Idee zu dem Sposalizio, in der 1500 in Città di Castello gemalten Trauung Mariä übertraf Rafael seinen Lehrer Perugino, dessen 1495 für den Dom in Perugia gefertigtes Sposalizio sich der junge Rafael zum Vorbilde genommen hatte. Sein, Rafael's, Sposalizio von 1504 läßt vollends, in Absicht auf Geschmack, Anerkennung und Lieblichkeit der Köpfe, die Composition des Lehrers weit zurück. Perspective und Architektur bezeugen den erfolgreichen Unterricht des Luca Signorelli und des großen Bramante, seines Oheims und Lehrers in der architektonischen Perspective. Die stille Seelenfreude, womit der erfindungsreichste aller Maler in den Anklängen an die Vorbilder, welche aus seinen Werken mahnen, Liebeserinnerungen an seine Lehrer aussprechen und verewigen mochte, dieses ihn beglückende Frommgefühl ist einer der himmlischen Gotteszüge in diesem schönen Menschengemüth. Zu solchen Gedenkmotiven an die theuern Lehrmeister gehört, im Sposalizio, auch die Jünglingsfigur, die den Stab bricht: sie ist der Bogenschütze aus dem „heiligen Sebastian," zu Pietra Pertusa, einem der vorzüglichsten Werke seines Vaters. Was die alte Copie des Saales anlangt, so darf sie für eine der besten gelten, die wir kennen, läßt sie schon die feine Klarheit des Originals vermissen.

In dem Stiftungssinne dieses schönen Rafael-Pantheons liegt eine allmälige Ergänzung des noch Fehlenden so selbstverständlich bedingt, daß Copien von Jugendwerken aus dem Zeitraum vor 1504, einer durch schöpferische Frühreife beispiellosen Entwicklungsperiode, sich gewiß bald anschließen werden: jener Himmelfahrt Mariä, jetzt im Vatican, vormals in Perugia, die Rafael noch unter Aufsicht seines Lehrers Perugino und nach dessen Entwurf gemalt hatte, vor dem berühmten Crucifix in der Kirche S. Domenico zu Città di Castello, das gegenwärtig in London, und dessen im Rafaelsaal noch vermißtes Conterfey wohl auch nicht mehr lange ausbleiben wird. Wir sahen es in der Manchester Ausstellung und haben seiner Zeit darüber berichtet. Dieses durch den Stich von L. Gruner bekannte Crucifix, ein großes Altarbild mit fünf lebensgroßen Figuren und eine Glorie von schwebenden Engeln, und ein kleines, gleichzeitig entstandenes Madonnabildchen sind beide bezeichnet: Raphael

Urbinus aet. an. XVII. Das Madonnabildchen soll das erste Motiv zu dem spätern nach Loretto gekommenen, angeblich unauffindbaren Gemälde enthalten, welches unter dem Namen Madonna di Loretto bekannt ist, und wovon die Copie (XV.) an derselben Saalwand hängt. — Ja Rafael's erstes Bildchen, die bereits erwähnte Madonna, die er als Kind an die Hofmauer des Vaterhauses zu Urbino in Fresco malte, und das Maria in einem Buche lesend vorstellt, mit dem an ihre Brust sich schmiegenden Jesuskind im Schooße, sollte eine Copie davon nicht eine Hauptzierde dieser eben so erbauenden als lehrreichen Sammlung werden? So viel uns bekannt, befindet sich das ausgesägte Mauerbildchen noch in einem Zimmer von Rafael's Geburtshause zu Urbino. Neben dessen Copie, wie anziehend müßte nicht eine des nächst ihm frühesten Bildes wirken: jenes durch den Stich von Amsler als Mater amabilis bekannten, in Perugia noch vorhandnen Gemäldes, worauf der kleine Christus, im Arme der Mutter, den lesenden Blick auf die Blattseite des Büchleins heftet, welches die Madonna geöffnet in der Hand hält, und worin sie gleichfalls liest. Kann man sich ein naiveres Motiv bei dem zweijährigen Gottkinde, in den Armen einer jungfräulichen Mädchen-Mutter von etwa sechzehn Jahren denken, und gemalt von einem Knaben, der kaum so alt noch war? Das Motiv findet sich in Rafael's Thronender Maria wiederholt, in der Gemäldesammlung des Herzogs von Marlborough zu Blenheim bei Oxford. Welche Fülle von Innigkeit und lieblicher Unschuld muß aus solchen Kindesidealen eines jungen Gemüthes nicht auch auf die Copien übergehen! Eines Knaben-Künstlers, den Seelenreinheit und süßholder Frommsinn der Gnade würdigt, daß er dem göttlichen Kinde in der heiligen Familiengruppe sich als Gespiele gleichsam mit Pinsel und Palette zugesellen durfte.

Bald aber erhebt sich dieses Ideal im Flügelkleide mehr und mehr aus der geschlossenen Knospenhülle. Schon im Sposalizio drängt es die zarten Säume und Kronenspitzen der leise sich entfaltenden Vollblüthe lichter, geistiger, farbenduftiger hervor. Das umbrische Incunabelnideal zeigt schon hier seine Entwicklung zu einem höhern Kunstideale, angeregt und bestimmt durch die Einflüsse des Lionardo und des von diesem in Färbung und Helldunkel geförderten Fra Bartolomeo. Das schwankende Gefühlsideal gewinnt festern Charakter. Es nimmt plastische Elemente nach beiden Richtungen auf: nach Seiten der Gestaltung, und des sie abspiegelnden Scheines einer kunstvollen, modellirenden Farbenbehandlung. Schon hat der einundzwanzigjährige Jüngling Lionardo's Mona Lisa gesehen und den Carton zum Reitergefechte um die Fahne in der Schlacht bei Anghiari; schon Masaccio's an der Antike, wie Lionardo's, gefestete und volkslebendige Gestalten in der Capelle de' Brancacci in der Carmeliterkirche zu Florenz. Staunend mußte er den grundaus verschiedenen Geist dieser Formenkunst und derjenigen erkennen, die er selbst, kurz vorher, in den Cartons bewährt zu haben glauben konnte, welche im Dom und in dessen Bibliothek zu Siena von ihm für seines ältern Mitschülers Ausführungen in Farben entworfen, Perugino's und dieser Schule noch unbeholfene Vereinzelungen und Sonderstellung der Figuren zwar mit kühner Neuerung bereits überwunden, und durch freiere, geistreichere Körperlagen, Wendungen und massenvollere Gruppen ersetzt und antiquirt zeigten, worin aber gleichwohl noch in Ausdruck und Charakter sich jene evangelische Idealstimmung kundgab, deren Unangemessenheit für historische Probleme ihm beim Anblick der Kunstwunder in Florenz einleuchten mußte. Nun stand, wie jene Göttin unter dem Schlage des vom kunstreichen Bildner geschwungenen Hammers hervorsprang, stand das Empfindungsideal, von Lionardo's bildnerischem Stift und Pinsel geweckt, plötzlich vor Rafael's Geist als plastisches Ideal da, in gediegener, aber von jenem ersten hieratischen Schulideale durch und durch beseelter Kunstgestalt. Und so, in dieser wunderbaren Verschmelzung, tritt dasselbe dem Auge in der Madonna del Granduca entgegen, einem der größten Meisterbilder, nicht bloß unter denen, die Rafael während seines ersten Aufenthaltes in Florenz, sondern die er überhaupt gemalt. Den Namen trägt es bekanntlich vom Großherzog Ferdinand III., der es erstanden und überall mit sich führte. Es befindet sich im Palaste Pitti, nicht in dessen Gemäldesälen, sondern in einem der herzoglichen Privatgemächer, wo auch wir es sahen. Die Copie von Lengerich hat nicht ganz die Größe des Originals, gibt aber sonst den Eindruck dieses ersten Rafael'schen Einheitsgusses von griechischem Formenadel, antik symbolischer

Gottesstille und heiliger Gnadenmutter-Benedeiung so annähernd wieder, als es ein Nachbild, dem die primitive Wärme und Durchgeistung unerreichbar bleibt, nur irgend vermag. Von andern in diese Zeit fallenden Madonnenbildern, den beiden, für seinen Freund Taddeo Taddei gemalten, so wie von dem für Lorenzo Nasi gefertigten, mit dem Kinde, dem Johannes einen Distelfink reicht und das in der Tribune der Florentiner Gallerie zu schauen, hat der Rafaelsaal noch keine Copie aufzuweisen. Die eine der für Taddeo gemalten Madonnen: „Die Jungfrau im Grünen“ (Madonna del Passeggio) würde, auch in der Copie, noch außerdem das historische Interesse darbieten, daß sie in der Manier des Lionardo gemalt ward. In London allein existiren deren drei Wiederholungen, deren eine im Besitze des Lord Scarsdale, in der Manchester Ausstellung zu sehen war. Bekanntlich befindet sich das Original im Belvedere zu Rom. Als das zweite für Taddeo gemalte Madonnenbild wird die „Madonna mit der Fächerpalme“ angegeben, gegenwärtig in der Strafford-Galerie zu London, mit seinem vielleicht von Fra Bartolomeo's „Riposo,“ worauf die heilige Familie unter einer Palme ausruht, angeregten Motive. Auch dieses „Riposo“ befand sich, als im Besitz des Earl Cowper, auf der Manchester Ausstellung. Ebensowenig sind bis jetzt durch Copien die Bilder vertreten, welche Rafael 1505 in Urbino malte. Unter andern sein erstes Bildniß in Farben von eigener Hand, ein Mauerbild im Palaste Albani zu Urbino. Denn das frühere, im 13. oder 14. Jahre von ihm gefertigte, im Besitze von Mr. Young Ottley in London, ist eine Federzeichnung. Dafür schmückt aber den Rafaelsaal „des Künstlers eigenes Portrait“ aus 1506, im Alter von 23 Jahren, nach dem Original in der Florentiner Galerie der Künstlerportraits, von einem Florentiner Copisten mit rühmlicher Treue und feinem Gefühle abgenommen, nur dünner in der Farbe, als das Original, wie uns schien. Aus demselben Jahre, 1506, sehen wir eine Copie des berühmten Altargemäldes: Madonna mit dem bekleideten Jesukinde, von Rafael zu Perugia für das Kloster St. Antonio von Padua gemalt. Es stellt die thronende, in der Lünette von Gott Vater und Engeln überschwebte Madonna dar, mit dem, auf Wunsch der Nonnen, gar prächtig gekleideten Christuskinde im Schoße der Mutter. Das Original befindet sich in der Galerie zu Neapel. Von den ursprünglich fünf dazugehörigen Predella-Bildchen zierten zwei: Christus auf dem Oelberg und die Kreuztragung, die Manchester Ausstellung. Die Copie, von Carl Ritter, gehört zu den vorzüglichsten des Saales, und gibt Zeugniß von der in jener Epoche vorgegangenen Umwandlung in Rafael's Malweise, sowohl was Ausdruck als Färbung betrifft, indem in ersterem, obgleich dasselbe den Charakter des Perugino trägt, jene extatische Stimmung zu einer mehr contemplativen gedämpft erscheint, und, in Absicht auf Farbenbehandlung, auch die feinern Schattirungen und Töne die Einwirkung des Lionardo und Fra Bartolomeo nicht verkennen lassen. Einen vielleicht noch größern Werth spricht die Copie der Madonna del Duca di Terranova von Bolte an, der das Original für unser Museum erwerben half. Colorit, wie modellirende Plastik verweisen dieses herrliche Bild in dieselbe Entstehungszeit, in welche auch die beiden Bildnisse des Ordensgenerals, Don Blasio, und des Mönchs Don Balthasar fallen möchten, die Rafael im Kloster Vallombrosa, in Tempera, gemalt. Sie sind hier von Wach trefflich in Oel copirt. Hoffen wir, daß ein anderes berühmtes „Uebergangswerk“ dieser Kunststufe bald seinen Abbildner für den Saal wird gefunden haben. Wir meinen das für die Familiencapelle der Ansidei, in der Servitenkirche St. Fiorenzo zu Perugia, gefertigte Altargemälde, das ein Wohnzimmer des Marlborough-schlosses zu Blenheim schmückt, und auf den Beschauer den fesselnden Zauber ausübt, den ein Knabe oder Mägdlein in dem Lebensmomente bewirken mag, wo Unreife und zartsprossende Reife sich in einer lieblichen Erscheinung offenbaren. Denn wie in der Natur, so waltet auch in der Kunst jenes vom Dichter erschaute Gesetz einer zu immer reinerer und ideellerer Entwicklungsfolge, Selbsterhöhung und Wiederholung sich erhebenden Metamorphose; und bei keinem Maler läßt sich dieses Gesetz so stätig verfolgen, und an Folgeleistungen von so fortschreitender Erfüllung erprüfen, wie bei Rafael.

Wem sollte es sich mit zwingender Gewalt nicht in dem Gemälde enthüllen, vor dessen Copie wir nun treten: Die Grablegung Christi? — Carton und Oelbild dieses von Einigen als das erste Bild der Welt bewunderten Meisterwerkes batiren aus der Zeit seines zweiten Aufenthalts in Florenz (1507).

Die vollkommenste Durchbringung jenes oben angedeuteten, aus der Bekanntschaft mit den Werken der plastisch-historischen Kunstmeister aufgenommenen Gestaltungselementes mit dem evangelischen Ideale sehen wir in dem Bilde vor uns. Rafael's Kunstideal hat keine wesentliche Umstimmung und Steigerung erfahren. Doch zum reinsten Stile auf dieser seiner Entwicklungsstufe konnte es sich hier, in seinem ersten dramatisch bewegten Heiligenbilde aus der Passionsgeschichte, erheben. Mit Ausnahme der „Madonna des Großherzogs," tragen noch seine vorausgegangenen Werke mehr oder weniger den Stempel einer überlieferten Schulmanier, aber keines so selbständigen Kunststils. Zu diesem gehört ein bewußtes, und Menschliches und Göttliches als ein plastisches Schöngebilde verwirklichendes Ideal. Ohne Ideal ist kein Stil denkbar, das bloße Empfindungsideal vermag ihn nicht zu erreichen, welches nur dann zum Idealstil sich emporschwingen kann, wenn es seine unbestimmte oder dem einzelnen Naturobjecte bloß nachgelebte Form zur symbolischen Gattungsidee und Gestalt individualisirt. — Jetzt erst, bei seinem zweiten Aufenthalt in Florenz, studirt Rafael die Basreliefs der großen Erzbildner Ghiberti und Donatello. Aus einem Basrelief von Donatello hat er später drei Figuren, die hinter dem Archimedes, auf seiner Schule von Athen, unverändert aufgenommen. Er verkehrt mit dem Baumeister Andrea Sansovino und dem als Architekten und Bilderschnitzer berühmten Baccio d'Agnolo. Nur Michel Angelo's Carton der „Badenden bei der Schlacht zwischen Florentinern und Pisanern" vermochte noch keinen bestimmenden und nachweisbaren Einfluß auf ihn auszuüben. Erst in Rom sollte dieser gewaltige Geist dem Genius Rafael's die letzte Anregung zu seinem höchsten Aufschwung geben.

Die Copie der „Grablegung" von Lengwich erinnert mehr an den glücklich nachgefühlten Ausdruck der Köpfe, als durch Wärme des Colorits an das in der Galerie Borghese zu Rom befindliche Original.

Von Madonnen aus dieser Epoche enthält der Copiensaal: „La bella Giardiniera." Zu dem anmuthvollen Bilde soll Rafael das Modell einer schönen Gärtnerin gewählt haben; daher der Name. Sollte er die Stadt der Blumen und Gärten selber, „La bella Fiorenza" in der Madonna haben versinnlichen wollen? Von Andern wird auch die „Madonna im Grünen" und die mit der Fächerpalme diesem Zeitraum zugewiesen. Desgleichen die Madonna Tempi, von welcher der Rafaelsaal eine, besonders in der feinen Wiedergabe des Fleischtons bemerkenswerthe Copie, „von unbekannter Hand," besitzt. So seeleninnig und zugleich mit so edler Anmuth preßt auf keinem andern Madonnenbilde die Mutter das Kind an den Busen. Und auf keinem andern Bilde ist das stille Mutterentzücken: „Meine Wonne!" so liebevoll selig hingefühlt. Das Typische der anbetenden Mutter löst sich hier in das Süßmenschliche eines gegenseitigen Anschmiegungskusses, das uns schöner, ja frommer und himmlischer als jene Kindesadoration anspricht. Das Wunderwerk, früher im Besitz der Marchese Tempi zu Florenz, befindet sich gegenwärtig in der Münchener Pinakothek. Der schöne Stich von Desnoyers ist bekannt. Mag sich den genannten noch die „Madonna mit der Nelke," copirt von Walch, anschließen, die wir indeß eher dem Garofalo zuerkennen möchten. Die von Vasari dieser Jahrzahl zugeschriebene, von der Münchener Galerie erworbene „heilige Familie für Domanio Comigiani," die ihrer Copie für den Rafaelsaal noch entgegensieht, gehört wohl einer spätern Zeit an. Das Bild wird von Kennern in das Jahr 1516 versetzt, wo es bei Gelegenheit von Rafael's kurzem Aufenthalte mit Leo X. in Florenz entstanden wäre, was die Jahreszahl 1516, womit eine Wiederholung dieser „heiligen Familie" in dem Palast Amnecini in Florenz bezeichnet ist, zu bestätigen scheint. —

Come — questo ragazzo! — „Wie — dieser Knabe!" — rief Papst Julius II. erstaunt, beim Anblick der „Disputa," des ersten Frescogemäldes, das Rafael, seit 1508 in Rom, im Vatican ausgeführt. Hier, in Rom, hatte Rafael's Kunstideal, durch Michel Angelo's Wunderwerke in der Sixtinischen Capelle, seine höchste Weihe empfangen und seinen Gipfelpunkt erschwungen. Den beiden Momenten: dem des naiven Empfindungsideals, und dem des plastischen Ideals, trat nun das dritte Wesensmoment des Kunstideals abschließend und vollendend hinzu: das der philosophischen Abstraction. Jene beiden hatten mehr die Einzelgestalt an sich und in ihrer natürlichen, durch psychologische Charakter- und Seelenmotive bestimmten Zusammenstellung zu abgerundeter Schönheit auszuformen. Der Compositionsgedanke selbst aber, der Weltideen, verbild-

lichend, erfliegt; der, die Gottesidee in dem Weltall erschauend, beide in einander abspiegelt und symbolisirt: diese allumfassende, die unendliche Tiefe des Göttlichen in den Umfang des Weltlichen versenkende und dessen Formen mit dem Beseelungshauche einer allüberschwebenden und alldurchdringenden Schöpfermacht begeistigende Compositionsidealistik, diese entspringt allein aus dem philosophischen Schaudenken, aus der heiligen Abstraction, welche die Welt aus Gott und Gott aus der Welt entwickelt, aus jener Geisteskraft, die mit dem Walten des über den Urgewässern schwebenden Weltgeistes über ihren Bildungen schwebt, und (den Proceß des göttlichen, Himmel und Erde, im Wege einer höchsten Abstraction, aus seinem Innern in die Erscheinung herausdenkenden Weltenschöpfers), — die diesen Proceß nachschöpferisch vollzieht. Von solcher Compositions-Idealistik war Michel Angelo's Geist mehr als irgend ein Bildner vor ihm bewegt und erfüllt. Und nur den einzigen Phidias hatte die alte Kunst aufzuweisen, der ihn in diesem Punkt überragte. Doch sprach Michel Angelo dieses philosophische Kunstvermögen auch nur in Form des abstract Symbolischen, des Erhabenen, aus. Die primitive Grundstimmung des Künstlers dagegen, jene erste Form des Kunstideals, die fehlte ihm, oder erregte ihn nur unzulänglich: das naiv kindliche unbewußte Empfindungsideal, dessen Mangel oder Schwäche auch das plastische Element seines Ideales afficiren mußte, welches sich bei ihm nur zum Charakteristischen, in höchster Machtwirkung freilich, aber nicht bis zur Symbolik des Schönen erhob.

Rafael's Kunstideal allein war das Dreieinige. Er hat es, sinnverwandt, in jener „Disputa über das heilige Sacrament," er hat es in allen Fresken der Stanza della Segnatura, den, der Conception und Gesammtgestaltung nach, gedankentiefsten und erhabensten, zur Erscheinung gebracht. Es ist die Philosophie als Kunst; ihre höchste Manifestation, da auch der Weltschöpfer nicht metaphysisch denkt, sondern, wie der Künstler, in Gestalten. Es ist die Wissenschaft als Idealgestaltung. In religiöser Form wird dieses Ideenbilden als das „Mystische" bezeichnet, da es doch die lichtvollste Offenbarung der Gottesideen selber ist, das Wissen Gottes, in Form der Kunst. Und dieses Wissen erscheint zum ersten Male in seiner größten Schönheitsoffenbarung und Gottesebenbildlichkeit in dem Saale der Segnatura entfaltet, welcher beziehungsvoll auch Stanza delle scienze, „Saal der Wissenschaften," heißt.

Es kann uns nicht obliegen, hier das Einzelne zu verfolgen, und nur andeutend dürfen wir die Copien berühren, die der Rafaelsaal aus dieser letzten Entwicklungsphase, dieser Selbsttransfiguration des größten Idealbildners der Malerkunst, besitzt. An Freskencopien in Oel bis jetzo nur das der „Disputa oder Theologie," von Temmel begonnen und vollendet von Kaselowsky. Wir möchten die Copie in erste Linie neben die gelungensten dieses, in Absicht auf lichte Klarheit und symbolische Tiefe, erstaunlichen Gemäldes setzen, das in ätherischer Anmuth und, wie zu Sternengruppen geordneter Gestaltenfülle sich offenbart. Nicht in gleichem Grade befriedigend wollte uns die von Ritter genommene Copie der sogenannten „Schule von Athen" erscheinen, schon wegen des gar zu beengten Raummaßes bei einer so reichen und um ihrer Anordnung willen berühmten Composition, deren symbolisch bedeutungsvolle Gruppen die unverkürzteste Gliederung und Entfaltung verlangen. Die Rücksicht auf den Bestimmungsort legt dem Copisten Fesseln an, aber keine den Ansprüchen, die ein solches Bild an ihn machen muß. Das Kästchen des Darius, wie reich und kostbar es sein mochte, war doch nur das Gefäß eines unschätzbaren Inhalts, den es zu keiner „Iliade in der Nuß" verkleinern durfte.

„Der Parnaß," „die Jurisprudenz" (Salomo's Urtheil), so wie die allegorischen Deckenfiguren sind noch nicht vertreten. Aus dem zweiten, mit dem ersten bis 1513 fertig gemalten Vaticansaal, dem „Zimmer des Heliodor," begegnet man im Rafaelsaal der Copie von „Attila vor Rom" von unbekannter Hand, und der „Messe von Bolsena," deren hochgepriesenes, mit dem der besten Venetianer um die Palme ringendes Colorit keine Copie wiederzugeben vermag, mithin auch diese nicht, von Ritter begonnen und von Heidenreich beendigt. Es fehlen demnach zur Zeit noch: das Hauptbild, das der Stanza den Namen gab: „die Vertreibung des Heliodor," „die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängniß," mit dem wunderbaren Beleuchtungseffecte und der, vor Correggio's Nacht, darin bereits angebrachten Erhellung, ausgehend von dem im weißen Lichte glänzenden Engel. Auch die

Deckenbilder dieses Zimmers sind bis jetzt ohne Copien geblieben. Das großartigste derselben: „Gott im feurigen Busch vor Moses," erwartet vor Allen noch seinen Meistercopisten.

Das dritte Vaticanzimmer, die Stanza di torre borgia hat kein einziges Contingent bisher gestellt. Dagegen begrüßt uns aus dem „Saal des Constantin" die bewunderte „Constantinschlacht," nach Rafael's Carton von seinen Schülern ausgeführt, in einer verdienstvollen Copie von Hillner, die nur an dem gemeinsamen Uebelstande eines gar zu sehr verkleinerten Maßstabes leidet, was bei einem Schlachtgemälde von so verwickeltem Gruppencharakter und so kunstvoller, motivenreicher Composition um so mehr zu beklagen; einem Wallfahrtsgemälde der Kunst, welches nur von einem einzigen Schlachtbilde übertroffen wird, nicht an Geist, Erfindung, Kühnheit und kunstmeisterlichen Handgriffen; vielleicht aber in Schönheit, gefälliger Anordnung und Geschmack: von der im Museo Borbonico zu Neapel befindlichen, 1831 in Pompeji ausgegrabenen Mosaiktafel, worauf der Sieg Alexander's am Granikus, oder nach Andern, die Niederlage des Darius am Issus, dargestellt ist; die Copie eines wahrscheinlich von Apelles gefertigten Gemäldes, welches, nach dieser Staunen erregenden Mosaik zu schließen, ein Alexandersieg der alten Malerkunst über die gesammte historische Schlachtenmalerei der Neuzeit, Rafael's Constantinschlacht mit einbegriffen, müßte gewesen sein.

Die Kupferstecherkunst hat auch ihre Meisterschaft an der Constantinschlacht erprobt. Der Stich von Pietro Aquila, der bekanntlich alle Gemälde in der Stanze gestochen, ist berühmt. Desgleichen sind die bewunderten Stiche der Hauptgemälde dieser Säle, welche mit Ausnahme der Fresken im Constantinsaal, von Volpato und Morghen gefertigt, weltbekannt. Und wen, der Jos. Keller's herrliches Blatt gesehen, hätte dieser jüngste Stich der „Disputa" nicht entzückt? Die Medaille I. Classe, die von der Commission der Pariser Kunstausstellung dem deutschen Meister zuerkannt worden, kann es sich zur Ehre rechnen, daß ihr diese Auszeichnung beschieden ward. —

Von dem Bogengemälde über dem Eingange der Capelle des Agostino Chigi in der Kirche St. Maria della Pace: „Die vier Sibyllen" (1513—15), jedoch ohne die „Vier Propheten," hat Senft ein kleineres, im Ganzen wohlgelungenes Abbild geliefert. Die Copie von Lengerich nach Rafael's „Triumph der Galatea," in dem von Baltazar Peruzzi erbauten Saale in der Farnesina (vormals Palast des Agostino Chigi), ist im „Rafaelsaal" noch nicht aufgestellt. Und sollte ein Erinnerungsbild an die, im Vorsaal derselben Farnesina, von Rafael gemalte Psychefabel, der unvergleichliche Kopf der Psyche wenigstens mit dem geistdurchwehten Haar, sollte eine Mustercopie von Rafael's Darstellungen mythologischer Stoffe seinem schmuckreichen Pantheon, dem Rafaelsaal in Sanssouci, vorenthalten bleiben?

Eine Meistercopie der „Vision Ezechiels" aus dem Palast Pitti zu Florenz, von Begas, könnte nur neben dem Original für eine Copie gelten. Auch die der „heiligen Cäcilie" aus der Galerie zu Bologna (1513), von Ludwig darf vorzüglichen Werth in Anspruch nehmen. Die Idee ist der von Beethoven's neunter Symphonie ähnlich: die Verherrlichung und Siegesfeier des heiligen Gesanges über die irdische Musik, mit dem Unterschiede, daß der Musiker die vergötterte „Freude" von seinem Engelchor, als den Quell der Harmonien, als das ihm Heilige, anjauchzen läßt; der Maler der Kirche dagegen, von der Quelle der Harmonien, dem himmlischen Chorgesang, das Entzücken, die extatische Freude ausströmen läßt, und sie darstellt als Andachtswonnenabglanz seraphischen Lobgesanges, Gott preisender Jubelhymnen.

Die Copie der Kreuztragung (1516) auch Lo spasimo di Sicilia, von der Kirche St. Maria lo Spasimo des Olivetanerklosters zu Palermo so benannt, rührt vom verstorbenen Professor Schlesinger her. Die Copie dürfte jedoch nicht zu den gelungensten Nachbildungen des wohlberufenen Copisten gehören. Die Wundermähre, die sich an das Spasimo knüpft, hat der Katalog zum „Rafaelsaale" berührt. Zu den minder erbaulichen Begegnissen möchten aber die Uebermalungen zu rechnen sein, die das großgedachte, in Erfindung, Stil, Pathos und eigenthümlich grandioser Behandlung dieses Gegenstandes unvergleichbare Gemälde erfahren.

Daß Ternite's Copie vom Erzengel Gabriel (1518, Louvre), wie Bußler's braves „Verzeichniß" bemerkt, zu den besten gezählt wird, muß vor Allen Jenen einleuch=

ten, welchen das Urbild dieses glorreichen Engelsieges im Fluge über den Geist des Bösen vor den Augen schwebt. Möchte nur das gleichfalls in Paris befindliche Urbild, von umgekehrter Figurenstellung, um's Himmels willen keinen Copirer finden! Oder einen solchen finden, der diesen auf den Kopf gestellten Sieg des Bösen im Fluge umkehrt!

Wir müssen nun auch der Madonnen aus diesem Zeitraume gedenken, die man die wunderthätigen Madonnenbilder der Malerkunst nennen könnte. Von den gleichzeitig mit den Fresken der beiden ersten Vaticansäle, also in den ersten drei Jahren seines Aufenthaltes in Rom gemalten Madonnen, besitzt der „Rafaelsaal" folgende Copieen. Madonna di Loretto, copirt von Völker. Die Copie einer Copie, da angeblich das Urbild verschollen. Die Madonna di Casa Colonna, aus dem Berliner Museum hinlänglich bekannt. Die Copie von unbekannter Hand. La Vierge au Linge (auch Someil de Jesus), im Louvre; oft wiederholt in alten Copien. Die neueste, von Steuben, „im Rafaelsaale," ist des großen Meisters würdig. Madonna mit der Nelke: man möchte sie für einen Garofalo ansprechen. Die Copie ist von Wach. Madonna di Fuligno (1511), Altarbild, gemalt für den Donatar Sigismondo, Grafen von Fuligno, copirt von Lengerich. Hier tritt das Hieratische, die göttliche Gnadenmutterhuld einer christlichen Allmutter und Himmelskönigin zurück vor der anmuthreichen Milde der Schutzheiligen, der Patronin und Stiftsmutter einer besondern Widmung. Und in dieser über das ganze Bild, im Einzelnen wie in der Zusammenstellung, ergossenen Zweckheiligkeit einer kirchenfestlichen Weihe liegt das Gedankensymbolische, dem wir auf keinem andern Bilde ähnlichen Motives, in solcher Uebereinstimmung und harmonischer Anmuth, begegnen.

Ein bewundernswürdiges, mehr eine Wiederholung als Copie zu nennendes Nachbild ist das von Steuben, nach der Madonna del Pesce (im Escurial), dem vollendetsten Madonnenbilde nächst dem der Sixtinischen Madonna, und welches am tiefsten und erschöpfendsten die Gesammtbedingungen der Malerkunst in Bezug auf ideale Symbolik, auf Conception, Figurenstellung und kunstmeisterliche Ausführung, erfüllt. Für einen zum Heile der Augenkrankheit gestifteten Altar gemalt, mit welchem außerordentlichen Geiste zeugt das Bild von der begriffenen und in solcher Plastik des Pinsels dargestellten Idee der Aufgabe! Keine Madonna athmet diese vornehme Majestät im erhabenen Niederblick der Himmelskönigin auf den kleinen Tobias mit dem dargebrachten heilkräftigen Fische, herbeigeführt vom Engel Rafael, dessen Name den „Heilenden" bedeutet. Und wie im Jesuskinde das Heilandkind sich offenbart! Im vorgestreckten kleinen Arme, der nach der Gabe verlangt, kindischeifrig, aber gottkindisch als himmlischer Heilspender; im glänzenden Kindesblicke, woraus die Empfangsgier schon als stärkender Augenschimmer leuchtet, ein frischer Gesundheitsblick; in dem kurzen Flatterhaar, darin Himmelsanhauch, Gottesanathmung weht, leise bewegt wie heilungbringende Flammenzünglein; der Rauch Elohim, der auch über jenen Genesungsteich Betesda erfrischend und hinlockend hinstrich; magnetisches Fluidum; alle Lebensgeister, die kein Aesculap, kein Apollo Päon so wunderkräftig regen noch hauchen konnte.

Wie der Chor mit kleiner Wortvariante, dem schlummernden Philoktet zuflüstert: „Gönne den Augen diesen strahlenden Glanz. Du Heiland komm, o komm!"

Die Madonna del Impannata (Palast Pitti), copirt von Senff. Ein angezweifeltes Bild, worauf Kenner nur das Jesuskind dem Rafael zuerkennen wollen, dem es der geistreiche Ausdruck, der kühngraziöse Linienschwung in Wendung und Bewegung — eine zaubervolle Mischung von Buonarotti's stolzem Körperwurf und Lionardo's innigem Seelenreize — allerdings zuspricht. Den Namen „Impannata" erhielt das Bild von dem mit Leinwand (panno) verschlossenen Fenster im Grunde des Zimmers, worin die heilige Familie sich befindet.

Von der Madonna der Galerie d'Orleans (Southerland-Galerie) auch unter dem Namen: „Die schöne heilige Jungfrau" bekannt, besitzt das Berliner Museum eine alte Copie, welcher wir die von Schmidt, im „Rafaelsaale," insbesondere was Stärke und Saftigkeit des Colorits anlangt, vorziehen möchten. Die vielleicht schönste Wiederholung dieses Bildes befindet sich im Palast Borghese zu Rom.

Vierge de la maison d'Albe (Eremitage in St. Petersburg), früher in der Bildersammlung des Herzogs von Alba zu Madrid. Anmuth des Motives mit Delicatesse der Behandlung sind so zart verschmolzen, wie das Jungfräuliche mit dem

Himmlischen im Antlitz der Mädchenmutter, die hier die Mutter über der Spielgenossin der beiden Kinder zu vergessen scheint. Die schätzbare Copie von Krusemark ist nach einem alten Abbilde gefertigt.

Unter den kleinen dieser heiligen Cabinetsbildchen zeichnet sich die Madonna mit der Wiege (Louvre), Copie von Völker, durch den meisten Liebreiz aus. Es athmet die Unschuld von Rafael's frühester Zeit. Bei Weitem weniger Rafaelisch ist die „heilige Familie“ aus dem Escurial, von unbekanter Hand copirt. Man wäre fast geneigt, sie für die Copie eines Niederländers, vielleicht des Franz Floris, nach G. Romano zu halten.

Zu der Madonna Dalla Cosciaalonga (Vierge à la longue cuisse. Mus. Neapel) hat Rafael nur die Zeichnung entworfen, wonach Marc Anton seinen schönen Kupferstich verfertigte. Die annonyme Copie, mit fußhohen Figuren, vermag nur eine unzulängliche Vorstellung von dem Originale, wo die Figuren lebensgroß, zu geben.

Auch „La Perla,“ wie Philipp IV. diese aus Karl Stuart's I. Nachlaß erworbene Madonna, beim Erblicken derselben, nannte, wird nur der Zeichnung und Erfindung nach für ein Werk Rafael's gehalten. Beleuchtungseffect und das eigenthümlich feurige Coloritroth kommt dem Giulio Romano in Rechnung. Steuban's Copie im Rafaelsaale hat den Werth eines Originalmeisterbildes. Sie übertrifft an Brillanz und Feinheit die Wiederholung, die wir von diesem Bilde in der Manchester Ausstellung sahen und die für ein Original gehalten wird.

Eben so wenig ist die heilige Familie mit dem Wasserbecken (Dresden) ganz von Rafael. Das Bild hat G. Romano, Rafael's rechte Malerhand, nach einer Composition seines großen Lehrers, in Farben ausgeführt. Man vermuthet — wir wissen nicht mit welchem Rechte — das Original in England, das von der Dresdener Wiederholung in mehrern Stücken, u. A. darin abweicht, daß auf jenem der heilige Josef fehlt. Eine berühmte, aber retouchirte Copie dieses Bildes von Andrea del Sarto befindet sich in der Galerie zu Schleißheim.

Ein anderes Wiegenmadonnenbild ist das von Kolbe sehr sorgsam copirte: Die heilige Familie Franz' I., 1518, diesem Könige als Dankgeschenk von Rafael für dessen fürstliche Bezahlung seines Erzengels Michael, gemalt, oder richtiger, bloß angelegt von Rafael, und von G. Romano vollendet. Die Composition wird wegen des Reichthums der Erfindung bewundert, von Manchen aber auch ob der weltlichen Lust und Ueppigkeit getadelt, welche sich in den Motiven, besonders der Rosen streuenden Engel, ausspricht, in denen die Genien aus der Farnesina erkannt werden, die über Amor und Psyche bei ihrem Hochzeitfeste Blumen streuen. Rafael hat nun einmal seit dem „Parnaß“ seine Pinsel in den Geist der hellenisch-platonischen Ideenmythik getaucht. Allein er verchristlichte und verhimmlischte vielmehr das hellenische Ideal, als daß dieses sein Ideal verweltlicht und verheidnischt hätte. Rafael ist der Evangelist Lucas der Antike: er malte sie gleichsam nun im Geiste des Evangeliums, indem er ihr die Farbenfeuertaufe gab, als Ausfluß des heiligen Geistes. Ueber die Bildwerke der alten, abgöttischen Plastik goß er den Messiasgeist der reinen Lehre und Botschaft aus; und auf die Häupter der stummen Sculpturidole senkten sich seine Pinsel als eben so viele Pfingstfeuerzeugen nieder, die sie zu Sendboten und Heilverkündern der christlichen Kunst weihten. In Beziehung auf diese heilige Familie Franz' I. möchte aber noch die besondere Anregung zu erwägen sein, die Rafael aus der eigenthümlichen Stellung empfangen mochte, welche der heidnisch-christlich gestimmte Monarch, für den er das Bild malte, zur Kunst einnahm; den bekanntlich eifrigsten Förderer und Beschützer jenes Renaissancestiles, welcher, ein Mischgebilde von Antik-Romantischem, ein weichlich üppiger Hermaphrodit von verkirchlichtem Hellenismus, im Gegensinne zu Rafael's Heiligung der Kunst durch christliche Idealsymbolik, diese wieder zum formellen Idolismus zu versteineren drohte.

Im Gegensinn zu Rafael's Heiligung der Antike, müssen wir nochmals betonen, bei dem das weltliche Element, das in den Werken und selbst in Heiligenbildern aus seiner letzten Periode vorzuwirken scheint, im Grunde doch nur die Bedeutung hat, die es in dem großen christlichen Heilwerke überhaupt in Anspruch nimmt. Denn dieses weltliche Moment, um es gleich im Sinne der griechischen Symbolik nach seiner intensivheidnischsten Lebenswirkung zu bezeichnen, ist nichts Anderes als das Bachische, das Freudenbringende. Aber schon die Mysterien unterscheiden eine reinere Freude, einen weihevolle-

ren Dionysosdienst, den „himmlischen Bacchus," wie eine „himmlische Venus," welcher „himmlische Bacchus" aber trotzdem himmelweit von dem Weltfreudigen im Christenthum entfernt ist. Das christlich Dionysische — wenn die Bezeichnung gestattet ist — die geheiligte Weltkunst, die messiasfreudige Unschuld in fröhlicher Theilnahme an der herzerheiternden Gottesgabe, ist sie nicht auf der Hochzeit von Cana in dem Weinwunder, nicht am geselligen Tische zu Emaus, nicht in den Engelbewirthungen der Patriarchen und, um das Höchste zu nennen, in dem Glaubenssymbole eines geistigen Gottesgenusses, in dem Passahkelche, eingeweiht und eingesetzt worden? Nun, denselben Lebensfrohsinn, dasselbe reizende Unschuldsbehagen an Scherz und Genuß, diese bald beschaulich stille, bald seelenvergnügte Sinnesmunterkeit und Wonnelust am Dasein, ließen die größten christlichen Maler, ein Leonardo, Correggio, aus dem Lächeln, den Augen, diesen hellen Freudespiegeln, aus Antlitz und Geberden ihrer Jesuskinder, Engel und Madonnen strahlen. Doch am sinnigsten, tiefsten und in idealgeistigster Verschmelzung jenes Antikdionysischen mit der evangelischen Seelenwonne, Rafael, in den Werken seiner höchsten Kunstentfaltung, in der Vollblüthe seines christlich-hellenischen Ideals. Und leicht möchte wieder die Blume dieser Verschmelzungssymbolik von bacchisch-christlicher Stimmungstrunkenheit und frommseligem in beschaulich stillem Selbstgenusse die Madonna della Sedia sein. Die wohlgenährten Knaben von wulstigen Körperformen, voll und feist, im goldig pastosesten Fleischton, den Rafael je gemalt, und die Madonna! der schwimmende Blick, wie bei keiner andern; das Hygron im Auge der Kypris, aber einer Madonnen-Kypris; einer Aglaja als heiligen Jungfrau. Für diese Mutter Gottes nahm Rafael bekanntlich zum ersten Male als Vorbild seine Fornarina: das sagt Alles. Und der sinnreiche Zufall, der dieses Fundbild grade auf einem Faßboden wollte gemalt und verewigt wissen! —

Die meisterhafte Copie im Rafaelsaal von Begas verdient die ihr nachgepriesene Berühmtheit. Sie darf sich Steuban's Copien im Saale ebenbürtig an die Seite stellen.

Erscheint der als reinerer Freudengott von der griechischen Symbolik gefeierte Dionysos profan neben der unschuldseligen Freudigkeit des Christenthums: so wird das Gegenbild zu jenem, das sich in der tragischen Schuldopfer- und Sühneidee der Griechen darstellt, in Vergleich mit der christlichen Passionssymbolik, als dem Gegenbilde zu jener, vom Geiste des Christenthums geheiligten Genussesfreude, noch niedriger sich stellen müssen. Verglichen vollends diese Sühnopferidee, wie sie in den Mysterien der Adonistrauer gefeiert wird, deren Echo die alte Bildnerkunst beim Absterben ihres Kunstideales, gleichsam als stumme Klage darüber, in dem Wehmuthshauche verewigen wollte, den die Lotos-stillen, Lethe-versunkenen Antinousköpfe athmen, des im Nil ertrunkenen Lieblingsknaben von Kaiser Hadrian.

Wie wesenlos muß diese sinnlich gebundene, todesträumerische, vom höchsten Gnadenlicht einer geistigen Welt- und Gotteserkenntniß noch nicht durchschienene Trauersymbolik zum kläglichen Schatten niedersinken; wie tief unter jene erhabenste Trauerapotheose des Gottes der Freude und der Daseinsfreude selbst, unter jenes himmlische Nachtbild, gleichsam zu dem hellen Festtage der heitern Mutter-Gottes-Seligkeit und Wonne: Die Sixtinische Madonna! Es ist die einzige Madonnendarstellung von Rafael, worin diese hehre, überirdische Trauerseligkeit waltet; worin das Erlöserleiden in den Blicken des Kindes unergründlich sinnt und brütet; worin das vorahnende Weh der Schmerzensmutter als stille Schwermuth einer contemplativen, weltüberschwebenden Trauerglorie uns anschaut; wo aus den Augen der heiligen, von allen Reizen italienischen Magdthums umflossenen Jungfrau eine göttliche, wie in Verwunderung lauschende Bangniß ob ihrer eigenen Erhöhung und der Glorification ihres Mutterwehes, verklärungsselig sinnt; worin der große Madonnenmaler, abschließend seinen wunderbaren Madonnencyclus, sein erstes Knaben- und Jünglingsideal, das Peruginische, jenes extatisch-sentimentale, auch ein trauersames, aber ascetisch trauersames Empfindungsideal — wo er es nun zum reinsten Vollendungsabschluß in der Sistina bringt, als höchstes Kunst- und Glaubensideal der Muttergöttlichkeit, von den beiden Wesensmomenten, der Formen- und Gedankenidealität, der plastischen und der speculativ-symbolischen Schaubildlichkeit durchgöttlicht und durchweiht; als platonische Weltidee in Madonnengestalt, wie sie ihm in jener Nacht, wovon er im erwähn-

ten Briefe schreibt, erschienen war, und wie er sie von „Angesicht zu Angesicht“ geschaut. Der milde, in sich beschlossene Stimmungsausdruck der übrigen Figuren, gleichsam außerhalb der Schwermuthsglorie der beiden göttlichen Personen, und zu ihrer apotheotischen Betrübniß sich exoterisch nur verhaltend, er tritt mit wunderbarem Einklang in die Harmonie des Ganzen: er prägt das Gefühl dieser erhabenen Himmelfahrt einer trauersüßen Welterbarmniß als ein heiliges Gottesvorrecht in die Seele. Der heiligen Barbara Niederblick, von bescheidenem Lächeln überhaucht, als sollte es das Gloriengewölke umrosen und umgolden helfen; des heiligen Sixtus, im päpstlichen Prunkornat, gelassen frommer Emporblick zur Engelglorie, ohne die leiseste Mahnung an Verzücken, an Extase, deren ganze Tiefe sich hier in die Mystik einer göttlichen Betrübniß — dieses Lebenselementes des philosophischen Denkens und ideenbeschaulicher Geistesstimmung — zu versenken scheint. Die beiden Engelknaben endlich, wie sie aufgestützt daliegen, schauen gar nur drein wie kleine Lug in die Welt's, wenn auch in die obere, überirdische Welt, als kleine Weltbürger des himmlischen Wolkenkuckucksheim, hingegeben dem seligsten Müßigkeitsgefühle eines dolce far niente des Himmelreichs. — Für eine Kirchenfahne bestimmt, ist dieses der Form wie dem Gehalte nach größte Gemälde der Welt auch die voranschwebende Siegesfahne und heilige Oriflamme der Kunst. Bury's Copie, eine schätzenswerthe, mit großem Fleiße ausgeführte Arbeit, können wir den vorzüglichsten Nachbildungen, die von diesem Werke existiren, nicht beizählen. — Desto entschiedener darf sich die Copie der Transfiguration, von Hensel, den werthvollsten dieses Saales anschließen. Von dem Bilde selbst eingehend zu sprechen, verbietet der Raum, es mit einigen Randbemerkungen abzufinden, die Größe des Kunstwerks. Letzteres um so weniger, als grade diesem Vollendungsbilde, des Künstlers sowohl, dessen Todesverklärungsglanz es zurückstrahlt, als der katholischen Kunst selber, welche, mit ihm der Erde entschwunden, darin ihre Himmelfahrt feiert, die schwärzeste Schuldtafel seiner Mängel von der gestrengen Schulkritik angehängt wurde. Fast scheiden sich Bewunderer und Tadler vor dem Bilde, ähnlich wie die Vorgänge auf demselben, in zwei, von den Tadlern in ihrem Vorwurf einer doppelten Handlung besonders hervorgehoben, unvermittelte Momente, unterhalb die Verzerrung des Besessenen, oben die Verherrlichung.

Zur Probe eine vom Dämon der erstern inspirirte Tadelkritik. Sie geht von einem berühmten Kunstkritiker aus, der zugleich Reigenführer unserer, die Kunst in der Wiege erstickenden Nazarener, indem sie keine andern, als die in den Windeln aufkommen lassen, oder vielmehr darin einbalsamiren, mumificiren möchten. Die angedeutete Tadelkritik der „Transfiguration“ rührt von keinem Geringern her, als von Friedrich Schlegel, dem gefeierten Haupte der deutsch-alexandrinischen Kunstgelehrsamkeit und Romantik, und lautet auszugsweise (W. VI. S. 108) wie folgt:

„Der Ausdruck des Vorwurfs in den Murrenden (die den epileptischen Knaben nämlich herbeiführen und Hilfe von den Aposteln verlangen) ist ganz roh und wild. Die Apostel, etwas übertrieben verwundert, machen durchaus keinen ehrwürdigen Eindruck. So würde ein Maler der ältern Zeit diesen Gegenstand nicht dargestellt haben. . . . . Oben in der Verklärung schwebt die Figur des Heilandes wie eine bewegliche Flamme in der Luft. Die drei Apostel, vom Lichte geblendet, liegen in theatralischen Stellungen am Boden. Auch hier ist der Gegenstand nur wie mit einem leicht ergreifenden Enthusiasmus aufgefaßt und ausgedrückt, der vor Allem auf die große Wirkung sieht; nicht mit dem schlichten, strengen Ernst, mit der stillen Gründlichkeit, wie die tiefere Frömmigkeit die Gegenstände ihrer Verehrung und Liebe sich auszudenken und äußerlich zu bilden strebt.“ Der berühmtgewesene Vorkämpfer der Mönchsmalerei hätte nur eine vorrafaelische Transfiguration nennen sollen, worin alle diese vielen Cardinaltugenden sich offenbaren!

Auch wird es von Interesse sein, Friedrich Schlegel's Ansicht auch über die Lichtseiten Rafael's zu vernehmen, um für unsern Zweck insbesondere das hier noch endgiltig anzuschließen, was der seiner Zeit so hochgefeierte Kunstkritiker noch Belehrendes und jetzt noch Annehmbares über Rafael's Farbenbehandlung vorbringt:

„Mich dünkt, auch in der Farbe und Farbebehandlung zeigt sich recht deutlich die große Verschiedenheit und Verschiedenartigkeit der vielgestaltigen Kunst dieses reichen Meisters. In vielen Gemälden zeigt er eine entschiedene Vorliebe zu starken Massen eines entschieden kräftigen Grün, Roth und Weiß; denselben

einfachen Grundaccord der Farbe, auf welchen auch Dante den höhern, lichtvollen und farbigen Theil seines unendlichen Gedichts ausdrücklich gründet. In andern Gemälden, wie in der Gärtnerin und in der Madonna der Luccanischen Sammlung, ist die lieblichste, frischeste Carnation das Herrschende, von lauter Helligkeit und Heiterkeit umgeben. In dem Engel Michael zu Paris und in der Transfiguration, so wie in mehreren andern Bildern, sucht er mehr die dunklen Schatten, die Verschmelzung und Gegensätze des Dunkeln und Hellen, die kleinern Massen nicht so frischer Farbe, unter denen auch dem Blauen eine große Stelle eingeräumt wird, wie solches in der spätern italienischen Schule anfing herrschend zu werden. Und die Madonna della Sedia endlich hat noch einen ganz andern Farbencharakter, den ich als den vielfarbigen oder bunten bezeichnen würde, wenn man dieses Wort in edler Bedeutung zu nehmen gewohnt wäre. Es zeigt sich hier wieder mehr Neigung zum Grünen, Rothen und Gelben, aber nicht in breiten Massen, vielmehr so wie auf einem köstlichen Teppich die bedeutendsten und freudigsten Farben nicht in großen Portionen sich gegen einander stellen und ordnen, sondern in zarten Kränzen und Blüthen und feinen und zierlichen Wendungen sich vielfach durchschlingen und kunstreich verweben, so daß jeden Sinnbegabten mit dem Begriff der wahren Pracht zugleich das Gefühl der herrlichsten Fülle und Freude durchdringen muß."

Anschaulicher, kunstgerechter und prägnanter zeichnet Rafael's technische Signatur sein ausgezeichnetester Biograph, J. D. Passavant, in den bündigen Worten:

„Rafael besaß im höchsten Grade jene freiere, lebendigere Behandlungsweise in den Bewegungen, in der Gruppirung und in der breitern Beleuchtung, welche mit der Benennung des malerischen Stils bezeichnet wird. In dieser Verbindung der Strenge und der Freiheit, in der Kenntniß des Einzelnen und des Allgemeinen, wodurch die Grundtypen einer vollkommenen, durch den Geist verklärten Natur offenbar werden, bestehen hauptsächlich die Vorzüge der großen Meister zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts" u. s. w.

Mit Erwähnung der im Rafaelsaal noch befindlichen Copien einiger Bildnisse wollen wir unsern Bericht schließen. Die beste unter diesen Copien schien uns die des „Violinspielers" (1518. Palast Sciarra Colonna zu Rom) von Caroline Seidler. Auch die von Leo X. (1518. Palast Pitti) von Bolte und die Copie der fälschlich sogenannten „Fornarina" (1812. Gal. Florenz) von Lengerich gehören zu den schätzenswerthesten, die wir von diesen berühmten Portraits kennen. Besondere Beachtung verdient ein Abbild des Kniestücks „Johanna von Aragonien," von unbekannter Hand, das aber in jedem Museum für eine werthvolle alte Schulcopie aus der Zeit gelten könnte.

Bald wird die wachsende, auch die „Rafaelbibel" (Loggien) berücksichtigende Sammlung sich, über den prachtvollen von Gold und Marmor strahlenden Saal hinaus, in die Nebensäle verbreiten; vielleicht bald auch, nicht bloß ausnahmsweise, sich dem Besuche der Künstler und Kunstjünger erschließen, die ihre Erinnerungen an die ewigen Urbilder hier am würdigsten werden auffrischen, und sich selbst von jenem rohen, hausbackenen Wirklichkeitsbestreben des Kunstphilisterthums, sei's auch nur an dem Schatten einer für alle Zeiten mustergiltigen Kunst, werden reinigen und läutern können.

Literarisches.

Unter dem Titel „Deutsche Dichter und Denker" gibt Ludwig Lenz, im Verlage der Vereinsbuchhandlung in Hamburg, ein Werk heraus, von dem die erste Lieferung vorliegt. Das Unternehmen ist in großem Maßstabe angelegt und dürfte in der That ein sehr werthvolles Prachtwerk von echt nationaler Tendenz werden. Die Grundidee ist: in geistvollen Abhandlungen freie Charakteristiken der bedeutendsten deutschen Dichter und Denker zusammenzustellen, denen Porträts und gut ausgeführte Holzschnitte beigegeben werden. Die erste Lieferung enthält an Abhandlungen: „Goethe und Schiller" von Adolf Stahr, „Die hohe Karlsschule" von J. Rodenberg, „Goetz von Berlichingen" von Jos. Rank, „Kabale und Liebe" von A. Stahr; ferner „Goethe's und Schiller's Eltern," „Wieland's Oberon" und „Bürger's Leonore." Die beigegebenen Illustrationen sind sehr gut ausgeführt.



Ueber künstliche Steinblöcke

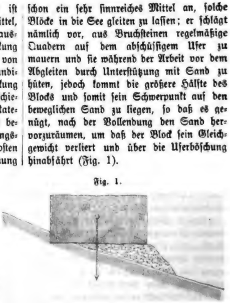
und ihre Verwendung zu Seeuferbauten in Frankreich.

Von

Amadeo Gentilli.

Die Anwendung von Steinwürfen ist eines der ältesten und ersprießlichsten Mittel, um Flächen, welche dem Wellenschlage ausgesetzt sind, vor dessen vernichtender Wirkung zu bewahren; so schützt man Uferstrecken von lockerm Erdreiche, Meeresdämme und Fundirungen mit verlorenen Steinen durch Versenkung von großen Blöcken, deren Gewicht der Verschiebung trotzt. Allein die Größe des Materials, das unsere Steinbrüche liefern, ist beschränkt und die Entfernung des Gewinnungs- von dem Verwendungsorte erhöht die Kosten in dem Maße als Last und Entfernung zunehmen. In Holyhead gewinnt man zwar natürliche Blöcke von 8 Cubikmeter und 22 Tonnen Gewicht; im alten Molo von Genua fand man sogar welche von 40 Tonnen; jedoch in den französischen Häfen konnte man nie mehr als 3 Cubikmeter erreichen; und wie wichtig eine große Masse für solche Zwecke sei, mag man aus den Beispielen ersehen, daß auf den Hebriden Steine von 14 Cubikmeter von der Stelle gerückt, in Algier ein Block von 15 Cubikmetern über den Damm und wieder zurückgeschleudert, endlich ein Block von 40 Cubikmetern ebendaselbst um 10 Meter verschoben wurde. Aus diesen Gründen war man schon lange darauf bedacht: Blöcke künstlich aus kleinem Material zusammenzufügen, wobei man das Volumen und das specifische Gewicht willkürlich vergrößern konnte. Vitruv gibt sogar schon ein sehr sinnreiches Mittel an, solche Blöcke in die See gleiten zu lassen; er schlägt nämlich vor, aus Bruchsteinen regelmäßige Quadern auf dem abschüssigem Ufer zu mauern und sie während der Arbeit vor dem Abgleiten durch Unterstützung mit Sand zu hüten, jedoch kommt die größere Hälfte des Blocks und somit sein Schwerpunkt auf den beweglichen Sand zu liegen, so daß es genügt, nach der Vollendung den Sand hervorzuräumen, um daß der Block sein Gleichgewicht verliert und über die Uferböschung hinabfährt (Fig. 1).

Fig. 1.



Gegenwärtig werden die künstlichen Quadern auf zweierlei Art erzeugt; entweder sie werden aus Beton gemacht, den man in hölzerne Formen gießt und erstarren läßt, oder man mauert sie förmlich aus Bruchsteinen auf einer hölzernen Basis auf. Gewöhnlich werden sie am Ufer verfertigt, jedoch zuweilen geschieht dies auch am Orte der Bestimmung selbst, besonders wenn man

wünscht, daß sie sich mit ihrer untern Fläche nach den Unebenheiten des natürlichen Bodens formen, was zur Stabilität bedeutend beiträgt.

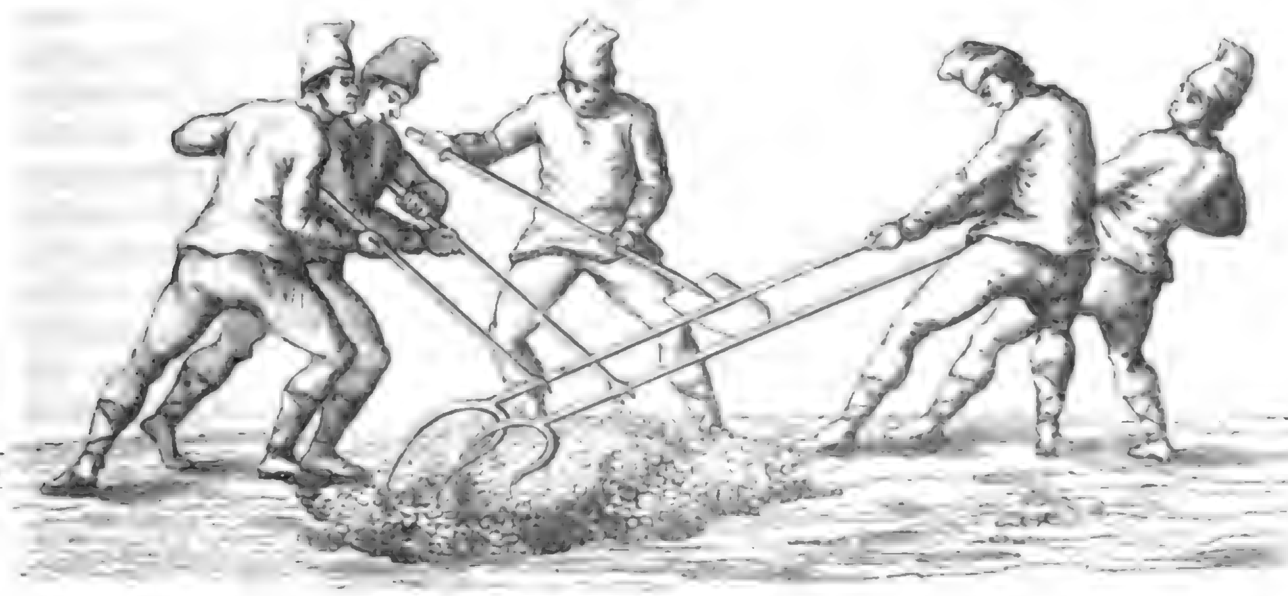
Wir beschreiben in Folgendem die Fabrication der Betonblöcke mit besonderer Hinweisung auf den großen Werkplatz in Marseille, sodann ihren Transport und ihre großartige Anwendung bei den Meeresdämmen von Marseille und Cherbourg.

Fabrication.

Der Beton für die Blöcke besteht aus zwei Theilen zerschlagener Steine und einem Theile Mörtel. Die Steine werden aus den nächsten Steinbrüchen gewonnen und nach den örtlichen Verhältnissen zu Wasser oder zu Lande zugeführt. Je nachdem man das Verhältniß der Steine zum Mörtel ändert,

Toulon, wo die Handarbeit, bei der Verwendung von Galeerensclaven, viel billiger ist, sind die Betonmaschinen noch unbekannt und geht die Erzeugung auf folgende Art vor sich: Dem oben angegebenen Mischungsverhältnisse entsprechend wird ein Haufe von 3 Metern Breite, 3 Metern Länge und einem halben Meter Höhe mit einer 3 Centimeter dicken Mörtelschicht überdeckt und von vier Arbeitern, die sich paarweise unterstützen, zweimal umgewühlt; bei dieser Operation ist die ganze Masse grade bis an das Ufer gelangt, wo sie in die bereit stehenden „Trenis" gegossen wird, um in's Wasser versenkt zu werden (denn hier handelt es sich um keine künstlichen Blöcke, sondern um Fundirungen), ein fünftes Individuum räumt das Material während des Umwühlens zusammen (Fig. 2).

Fig. 2.



Betonbereitung.

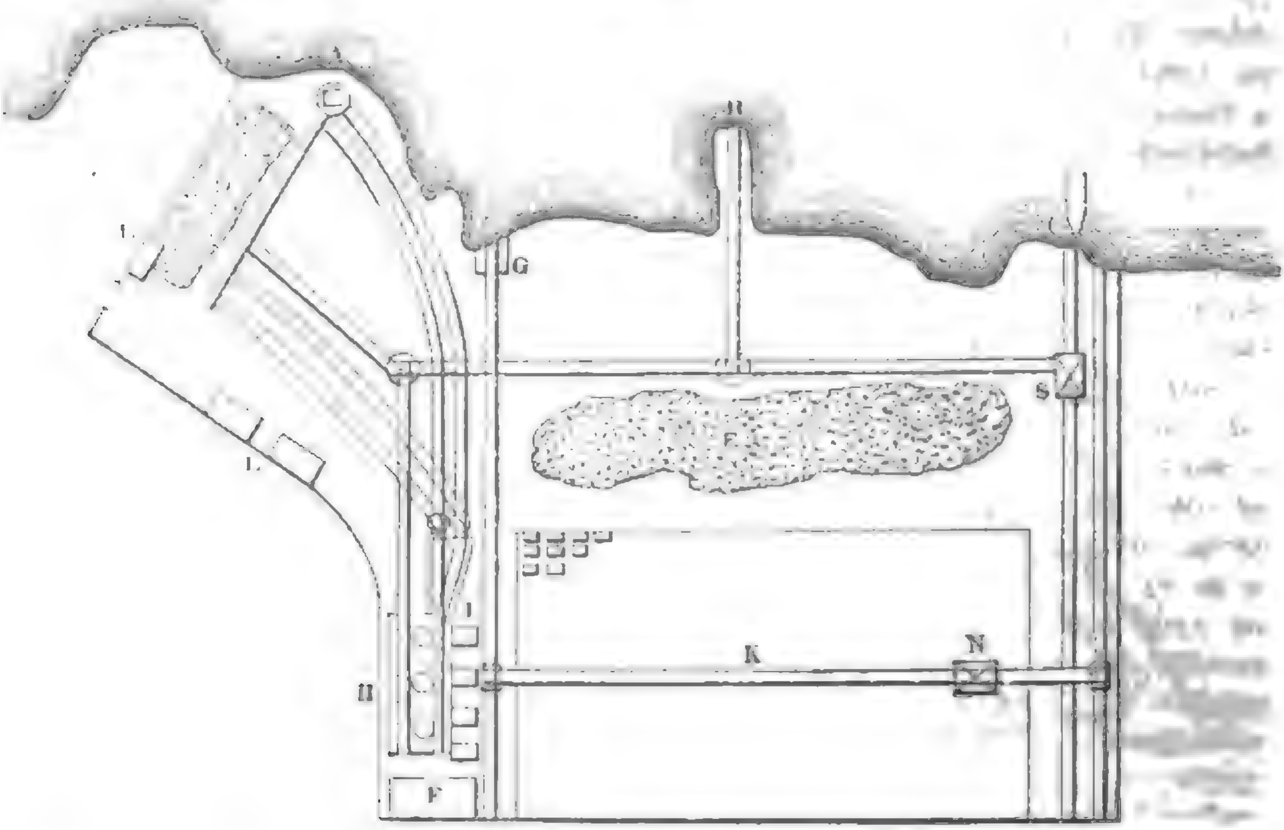
oder gar noch schwerere Bestandtheile, wie Eisenabfall, beimengt, hat man es in seiner Macht, das specifische Gewicht des ganzen Blockes zu erhöhen. Der Mörtel besteht gewöhnlich aus fünf Theilen Sand und drei Theilen hydraulischem Kalk, manchmal ersetzt man auch ein Drittel des Sandes durch eine gleiche Menge Puzzolanerde, um die Erhärtung zu beschleunigen. Ein Cubikmeter Mörtel enthält demnach 340 Kilogramme hydraulischen Kalk und ein Cubikmeter Beton 170. Der hydraulische Kalk, der zu den Arbeiten an den Küsten des Mittelländischen Meeres verwendet wird, ist der sogenannte chaux du Theil und wird in großen Säcken zu Wasser bezogen. Den Beton bereitet man entweder mit der Hand oder mit der Maschine. In

Eine schleunigere und gründlichere Bereitungsart ist die mit der Maschine, doch sind mehrere Vorrichtungen in Anwendung: Entweder man hat eine Reihe von Trögen, welche um Charniere drehbar sind, so daß man den Inhalt des ersten in den zweiten Trog und so fort umleeren kann, bis das im ersten Trog enthalten gewesene, grobe Gemisch durch fortwährendes Mengen die nöthige Innigkeit erlangt hat, oder wenn der Werkplatz, wie es gewöhnlich der Fall ist, über dem Orte der Verwendung erhaben liegt, so bereitet man eine Anzahl, in verschiedenen Höhen befindlicher, geneigter Pfostenböden vor, auf denen das anfänglich grobe Gemisch durch das Stürzen von einem Stockwerke in das andere und durch das Gleiten

auf den Pfostenböden selbst immer gleichartiger und inniger wird; die dritte und vollkommenste Vorrichtung endlich besteht in der eigentlichen Betonière, das ist eine, um eine horizontale Achse drehbare Trommel, die nach einer bestimmten Anzahl von Umdrehungen dem Gemenge die nöthige Gleichartigkeit verleiht.

Auf dem Werkplatze von Marseille, den wir von nun an vorzüglich im Auge behalten, sind alle Verhältnisse, also auch die Betonièren, so eingerichtet, daß sie auf den rung der vorigen neuen Beton bereiten, bedingt ist. Eine Thür dient zum Einfüllen, wie zum Entleeren des Inhalts. Die Anzahl der Rotationen wird an einem bezifferten Zahnrade und fixen Zeiger abgelesen, das nach jeder vollständigen Umdrehung um einen Zahn weiter rückt und Mörtel und Steine werden von oben in die Betonièren gegossen und gelangen gleichfalls in eigens dazu bereiteten Wagen auf Schienen an. Die Stein- so wie die Mörtelwagen bestehen aus blechernen Kasten, die sich umkippen

Fig. 3.



Werkplatz der künstlichen Blöcke in Marseille.

Schienen, mit denen der ganze Platz überzogen ist, circuliren können, mithin ist die Trommel von 1 Meter Durchmesser und 1,30 Meter Länge auf ein Rädergestelle gesetzt, welches auf die Bahn paßt. Auf diese Weise ist es möglich, sämmtliche Maschinen sammt ihrem Inhalte an den Ort zu führen, wo der Beton verwendet wird, ohne erst eine Umladung nöthig zu machen, bei der Zeit, Geld und Material verloren ginge; noch merkwürdiger dürfte aber diese Einrichtung bei dem Umstande erscheinen, daß die Betonièren mit Dampf betrieben werden und doch erleidet der Betrieb keine andere Unterbrechung, als die, welche durch das Auslösen der Riemscheiben und das Einspannen frischer Maschinen, die während der Wegfüh- lassen, damit sich ihr Inhalt entleere; der einzige Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß die Mörtelwagen nach dem Umkippen eine steiler geneigte Fläche bieten, als die andern, wie es die Schwerflüssigkeit des Materials erheischt. Vor dem unzeitigen Umkippen werden die Wagen durch einen Haken geschützt, der vor der Entleerung nur zurückgeschlagen zu werden braucht, damit der Kasten, der ohnedies nicht im Schwerpunkte unterstützt ist, überstürze. Der Mörtel wird in Tonnen bereitet, in welchen sich verticale Achsen mit senkrecht darauf befestigten Schaufeln drehen; auch diese Vorrichtung wird mit Dampf betrieben.

Fig. 3 gibt ein übersichtliches Bild des gesammten Werkplatzes der künstlichen Blöcke

in Marseille, der einer der größten und bestbetriebenen ist. Sämmtliche Verfügungen hängen zwar in ähnlichen Fällen von der Situation der Bezugsquellen des Rohmaterials und jener des Verwendungsortes, oder Einschiffungspunktes des fertigen Productes ab; nichtsdestoweniger kann man aber selbst aus diesem speciellen Beispiele eine allgemeine Lehre für die zweckmäßigste Organisation solcher Werkplätze abnehmen.

A ist der Landungsplatz der Schiffe, welche Sand und Steine bringen, in B landen bloß mit Steinen belastete Schiffe, die von der nahe bei Marseille gelegenen Inselgruppe „Frioul" herkommen. In Frioul werden nämlich die Steine auf großartige Weise aus den Steinbrüchen, an welchen jene Inseln reich sind, mit Pulver gesprengt und dabei das Verfahren von Courbebaisse eingeschlagen; dieses Verfahren ist zwar nur auf Kalkgestein anzuwenden, leistet dann aber vortreffliche Dienste. Es besteht kurz in Folgendem: Die gewöhnlichen Minenlöcher werden auf eine sehr langwierige Art durch das wiederholte Fallenlassen und Drehen einer unten schneidigen Eisenstange gebohrt. Courbebaisse ersetzt aber den mechanischen durch einen chemischen Proceß, indem er nach vorläufiger Anbohrung die Vertiefung und Erweiterung des Minenloches durch Salzsäure sich bewerkstelligen läßt; wenn man nun bedenkt, wie ergiebig die Sprengungen bei einer weiten Capacität ausfallen, während sie bei der gewöhnlichen Handarbeit nicht über 15 Cubikmeter Durchmesser getrieben werden können, und wie billig ein Vorgang ist, der fast keiner Zuthat von Menschenhänden bedarf, so wird man sich den Vorzug jenes Verfahrens selbst erklären können.

Die Kosten einer Sprengung auf Frioul, die eine Ablösung von 300 Cubikmetern ergab, waren:

Für ein 7 Meter tiefes Minenloch zu 4 Francs den Meter 28 Francs, für 360 Kilogramme Chlorwasserstoffsäure 72 Francs, für 70 Kilogramme Schießpulver 140 Francs, für Regulirung des Loches 10 Francs, für 10 Tage Handarbeit zur Verkleinerung der Blöcke 20 Francs, für 10 kleinere Minen gleichfalls zur Verkleinerung der Blöcke 30 Francs, im Ganzen 300 Francs.

Also 1 Franc pro Cubikmeter.

Eine weitere Vervollkommnung des Verfahrens besteht darin, das Pulver durch Schießbaumwolle zu ersetzen (wobei ein Gewicht Baumwolle dem dreifachen Gewicht Flintenpulver und dem vierfachen Gewicht Minenpulver an Wirksamkeit gleichkommt), und die Entzündung durch den elektrischen Funken zu bewirken, was eine Entfernung von 90 Meter zwischen der Batterie und der Mine gestattet; nur entwickelt sich bei der Verpuffung von Schießbaumwolle eine so ungeheuere Menge von Kohlensäure, daß in unterirdischen Galerien dieser Proceß höchst gefährlich wird.

Die nun so gewonnenen natürlichen Blöcke, die gleich an Ort und Stelle auf das nöthige Volumen reducirt werden, pflegt man theils unmittelbar in die Schiffe, theils in jene Steinwaggons zu laden, welche man zu diesem Behufe leer hinüberbringt, die Schiffe werden zugweise von Dampfern geschleppt und landen, wie schon erwähnt, bei A und B; bei A findet sich ein Krahn, der mit einer kleinen Dampfmaschine versehen die Waggons aus den Schiffen hebt und sie nach der erforderlichen Drehung auf die Eisenbahn niederläßt, welche die mit Sand beladenen nach den Mörtelmaschinen H und die mit Stein gefüllten nach den Betonièren I führt. Die in B anlangenden Steine werden vorläufig in E, längs der Bahn, abgelagert und nöthigenfalls bei dem Paternosterwerk G gewaschen, um dann gleichfalls zu den Betonièren geführt zu werden. In dem viereckigen Raume K sind die hölzernen Formen aufgestellt, in welche die Blöcke gegossen werden sollen; einige auf schon fertigen Blöcken gelegte Geleise führen die Betonièren mit ihrem Inhalte unmittelbar über die Formkasten, wo man sie, nachdem der Kasten mit Sand ausgestreut wurde, entleert; die Seitenwände dieser Kasten sind zum Umlegen und der Boden hat zwei Leisten, die in dem fertigen Blocke als Spur erscheinen und dazu dienen, um die Ketten einzulegen, an denen er zwischen den Schwimmern aufgehängt werden wird und mittelst welcher man ihn überhaupt handhabt.

Ist der Beton erstarrt, was je nach der Hydraulicität des Mörtels, je nach dem Klima und der Witterung kürzer oder länger dauert, gewöhnlich aber bei Quadern, die in's Meer versenkt werden, zwei bis drei Monate in Anspruch nimmt, so wird der Block, nachdem die Wände, die sich leicht ablösen, umgelegt sind, mittelst des in zwei auf einander senkrechten Richtungen beweglichen Krahns N emporgehoben, dann auf

die bereitstehenden flachen Waggons S niedergelassen und mit diesen an den Einschiffungsplatz C gebracht, von wo sie auf Schiffen oder zwischen Schwimmern zum Meeresdamme gebracht werden.

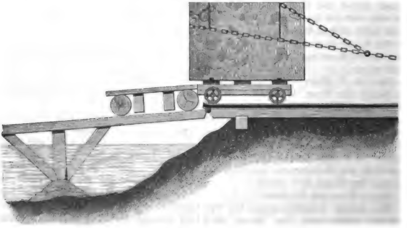
Man ladet nur jene Materialien gleich bei den Steinbrüchen in Waggons, welche keiner weitern Manipulation mehr unterzogen zu werden brauchen, ein nicht unbeträchtlicher Theil aber muß erst von erdigen Beimischungen befreit werden und hat daher noch den Proceß des Waschens durchzumachen, der in G vor sich geht, wo das nöthige Wasser durch ein Paternosterwerk geliefert wird. — Der zum Mörtel erforderliche Kalk liegt in F bereit. Bei L sind noch Magazine und Reparationswerkstätten. Sämmtliche Anordnungen sind so vorzüglich getroffen, daß höchst wenig Arbeiter erforderlich sind; es werden täglich 17 bis 18 dieser künstlichen Quadern gefertigt, deren jeder 25 Tonnen wiegt und 10 Cubikmeter im Volumen hat; die einzelnen Verrichtungen scheinen sich von selbst zu erledigen, so daß einige Herren, denen der Besuch des Werkplatzes ausnahmsweise gestattet wurde, wiederholt ausriefen: „Mais cela marche tout seul!"

Transport.

Die fertigen Quadern werden entweder in der Nähe des Erzeugungsortes selbst verwendet: besser der Erzeugungsort wird entweder in die Nähe des Verwendungspunktes verlegt, oder aber sie werden weit in die Rhede hinausgebracht, um dort an den Dämmen und Fundirungen als Schutz zu dienen. Der Trockenraum der Quadern endigt gewöhnlich mit einer, der Anzahl derselben entsprechenden Menge Geleise; senkrecht auf diese Geleise baut man eine sogenannte Schiebebühne, oder Rollbrücke, wie sie auch auf Eisenbahnen vorkommt und die dazu dient, Wagen von einem Geleise auf ein paralleles, aber nicht correspondirendes hinüberzuführen. Solche Schiebebühnen bestehen in einem sehr niederen Wagen, der ein paar Schienen von der üblichen Spurweite im Niveau der andern Bahnen trägt und selbst auf einem vertieften, auf die übrigen senkrecht laufenden Geleise circulirt. Jenseits des Grabens der Schiebebühne fängt ein neues Geleise an, welches sich über eine sanfte Böschung bis unter das Wasser fortzieht und die Rollbrücke selbst stellt die Vermittlung zwischen beiden Seiten her.

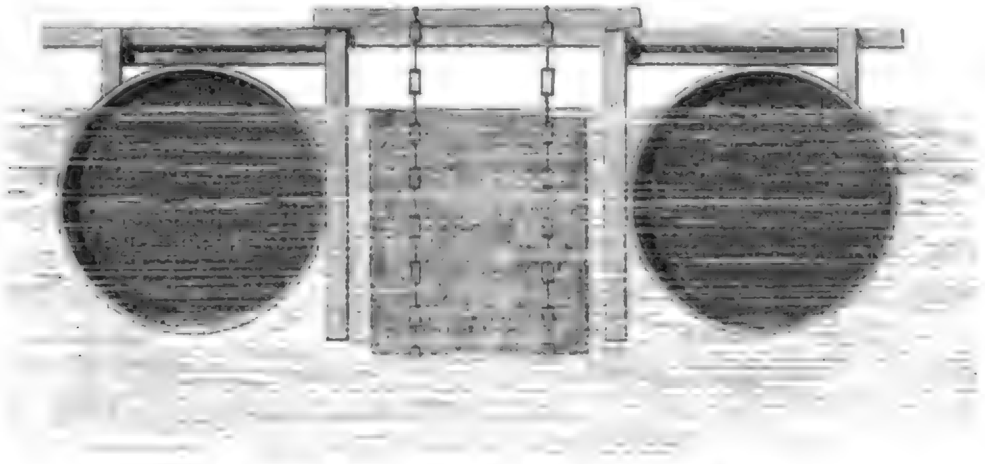
Die Ketten werden von unten her in die Spuren des Blockes eingeführt und derselbe durch 4 verticale Schrauben auf den kleinen Karren gehoben, der ihn mittelst der Schiebebühne bis hart an's Ufer und sogar noch etwas in's Wasser hinein führt; die Vorsicht, die beim Hinabgleiten des Blockes über die schiefe Ebene gebraucht wird, besteht einfach in einer Kette, die über eine mit einem Schleppkegel versehene Trommel läuft; die Art der Befestigung an dem Blocke selbst erhellt aus der Zeichnung (Fig. 4). Hier angelangt bringt man den Schwimmer (Fig. 5),

Fig. 4.



Das Abgleitenlassen.

Fig. 5.



Der Block zwischen zwei Tonnen aufgehängt.

der aus zwei gekuppelten horizontalen Tonnen mit Querbalken besteht, über den Block und hängt ihn mittelst der Ketten an den Querbalken auf; dabei wird der Block ganz untergetaucht, damit er von seinem Gewichte so viel als möglich verliere und etwas schief aufgehängt, damit er leichter umkippe. Die Schwimmer selbst werden von Dampfern in's Schlepptau genommen.

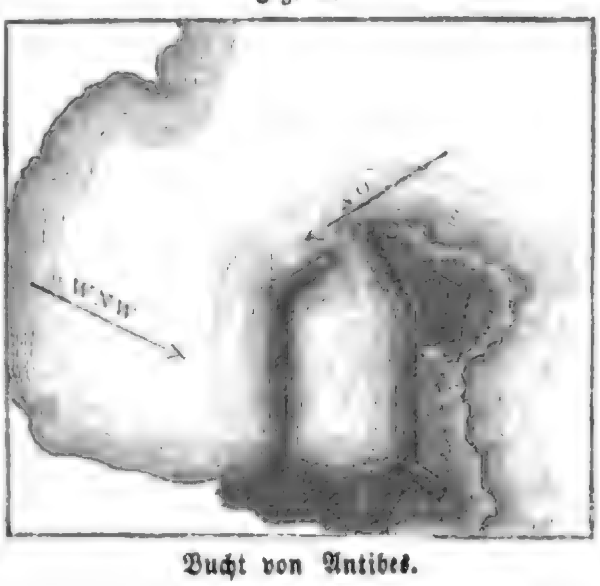
Anwendung.

Waren die bisher gegebenen Details, die sich bloß auf die Anfertigung bezogen, etwas trocken, so dürften dafür die nun folgenden insofern ein allgemeines Interesse bieten, als sie von der Verwendung jener Quadern, als wesentlichem Bestandtheil gewisser Seeuferbauten handeln, die mit Recht vom politischen, strategischen und commerciellen Standpunkte als wahre Wunderwerke betrachtet werden.

Da, wo die Natur geräumige Buchten mit etwas verengtem Eingange und gutem Ankergrunde schuf, säumte man nicht lange, sie als Zufluchtsrheden, oder selbst als Hafenplätze zu benützen; denn bei ihrem Eintritt in einen weiten Raum durch eine schmale Straße beruhigen sich die Wellen, gönnen den einlangenden Fahrzeugen sichere Rast, und den auslaufenden ruhiges Abwarten günstiger Winde; ist aber die Bucht gegen die See hin offen, so ist sie den Stürmen nicht minder ausgesetzt als das Meer und macht den Schiffen den Aufenthalt unmöglich, wenngleich durch andere Vortheile die Gegend sich zu einer Rhede eignete. In solchen Fällen sucht man durch einen künstlichen Damm, welcher der Schifffahrt zwar eine oder mehrere genügende Passagen offen hält, zum größten Theile aber die Bucht gegen die See abschließt, der innern Bewegung zu wehren; denn an seiner Langseite hemmt er die Wellen, bei den Durchgängen zwängt er sie ein, um sie sich plötzlich ausbreiten und beruhigen zu lassen, und endlich durch seine Höhe hindert er die Stürme, das innere Gewässer zu erregen.

So war z. B. die Rhede von Algier früher nur gegen die Nordwestwinde durch einen kurzen Damm geschützt, der die nahe gelegene kleine Insel mit dem Festlande verbindet und der eine regelmäßige jährliche, höchst kostspielige Unterhaltung erforderte; erst seit der französischen Occupation hat man ein förmlich abgeschlossenes Bassin durch Dämme umzäunt und so Algier vor sämmtlichen Winden geschützt, denen es vordem ganz ausgesetzt war. Was die Richtung des Dammes anbelangt, muß man sich nach den jeweiligen Verhältnissen richten und nicht nur den directen, sondern auch den reflectirten Windanfall vermeiden, wie man aus dem Damm der kleinen Bucht von Antibes (Fig. 6) ersehen kann, wo man die Spitze abtragen und nach rechts neigen mußte, weil sie zwar gegen West-

Fig. 6.



Bucht von Antibes.

nordwest sicherstellte, aber den Nordost durch Reflexion grade in den Hafen leitete. Jetzt passirt der Wind schadlos vorbei. So war Cherbourg bis zu Ludwig XIV. zwar ein befestigter Platz, aber kein Kriegshafen und nach der Seeschlacht von La Hougue fühlte man so bringend die Nothwendigkeit eines sichern Hafens an der 50 Meilen langen, keinen Zufluchtsort gewährenden Küstenstrecke Frankreichs im Canal, daß man eine Commission zur Untersuchung der Oertlichkeit dahinsandte, und diese empfahl schon 1665 die Construction eines Dammes von 600 Toisen Länge, der die Rhede gegen die Nordwinde schützen sollte, jedoch beschäftigte man sich vor 1780 nicht ernsthaft mit jenem Projecte, theils der ungeheueren Kosten wegen, theils weil man noch zwischen Cherbourg und einem Etablissement auf dem Cap la Hougue selbst, das Vauban vorschlug, schwankte. Andererseits werden Dämme auch zum Abwehren von Versandungen und zur Anlage von Batterien aufgeführt, immer ist es aber die große Aufgabe, den Damm vor Abspülungen und Unterwaschungen gegen die Seeseite zu schützen und zwar befolgt man dabei zweierlei Grundsätze. Die Engländer machen großartige Anschüttungen, ohne grobes und kleines Gestein zu sondern und ohne die Böschungen in den verschiedenen Tiefen zu ändern, sie gebrauchen zwar allen Aufwand der scharfsinnigsten und neuesten Vorrichtungen, um diese Anschüttungen auf das bequemste und ergiebigste zu betreiben, sie errichten z. B. Bahnen auf eisernen Schrauben-Piloten, die weit hinaus in's Meer verlängert werden, aber die Regulirung der Böschungsflächen, die Herstellung des Gleichgewichts in dem losen Materiale überlassen sie der Sorge des Meeres; daß dabei viel verloren geht und der Damm anfänglich eine ungeheuere Breite an der Basis einnimmt, versteht sich von selbst.

Die Franzosen ermitteln dagegen sorgfältig die verschiedene Gewalt der Wellen in jeder Tiefe und ordnen darnach die Neigung des Dammprofiles unterschiedentlich, ebenso berücksichtigen sie den Umstand, daß das kleine Material leichter wegzuspülen sei und schließen es in den Kern des Dammes ein, während sie die gröberen Bruchsteine und namentlich die künstlichen Quadern außen verwenden; wenn daher auch die französischen Dämme besonders während der Construction von Stürmen so manches zu leiden hatten und der Damm von Cherbourg 1810 vom Meere auf 4 Meter abgetragen wurde, nachdem er schon im Jahre 1807 die mittlere Batterie sammt vielen Gebäuden und 1808 alle Baulichkeiten bis auf das Gefangenhaus verloren hatte, so verursachen sie doch bei der Anlage einen weit geringern Materialbedarf und sind, Ausnahmen vorbehalten, geringeren Verheerungen ausgesetzt, als die englischen. Im Allgemeinen gehen beide Völker bei ihren öffentlichen Bauten dem Nationalcharakter grade zuwider vor. Die Engländer pflegen trotz ihrer Bedächtigkeit gern zu probiren und Vieles auf den Versuch ankommen zu lassen, was für künftige Fälle zwar sehr lehrreich, für den gegenwärtigen aber sehr kostspielig werden kann. Bei Eisenconstructionen z. B. wird jeder einzelne Bestandtheil zwar sehr fleißig auf die in Anspruch zu nehmende Festigkeit probirt; was garantirt aber für die Stichhaltigkeit des Ganzen, außer einer ausführlichen theoretischen Berücksichtigung aller physikalischen Verhältnisse? Und doch vernachlässigen sie eine solche mehr, als es die allerdings bestehende Differenz zwischen den wirklichen und den algebraisch in Rechnung zu bringenden Bedingungen eines ähnlichen Problems verdiente. Die Franzosen dagegen rechnen ungemein viel und sehr genau, wie wenig es auch ihrer Natur gemäß scheinen mag.

In diesem Sinne wurden denn auch die Studien der großen Meeresbauten in Frankreich betrieben und gaben zu den interessantesten Wahrnehmungen über die Gesetze der Alluvionen, die Abhängigkeit der Bewegung von der Tiefe und die Böschungsverhältnisse des natürlichen Meeresbodens in der Nähe der Küsten, Veranlassung. So entnahm man z. B. aus den letzteren Untersuchungen das allgemeine Gesetz, daß bei nicht felsigem Grunde sich die gröbsten und schwersten Steine des Meergeschiebes an der durchschnittlichen Grenze der gewöhnlichen Fluth ablagern und eine Neigung von $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{5}$, d. h. eine schiefe Ebene, deren Basis sich zur Höhe wie 3 zu 1, wie 4 zu 1, oder wie 5 zu 1 verhält, bilden. Dem groben Geschiebe folgt ein feineres mit einer Neigung von $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{7}$ und auf diese folgt Sand und Thon, die man mit einer anfangs $\frac{1}{60}$ bis $\frac{1}{20}$ starken, dann immer schwächer werdenden Neigung bis auf $4\frac{1}{2}$ Kilometer in die See hinaus verfolgen kann, und bei denen wieder 3 Zonen von 15, 25 und 30 Meter Tiefe zu unterscheiden sind, die aus reinem Sand,

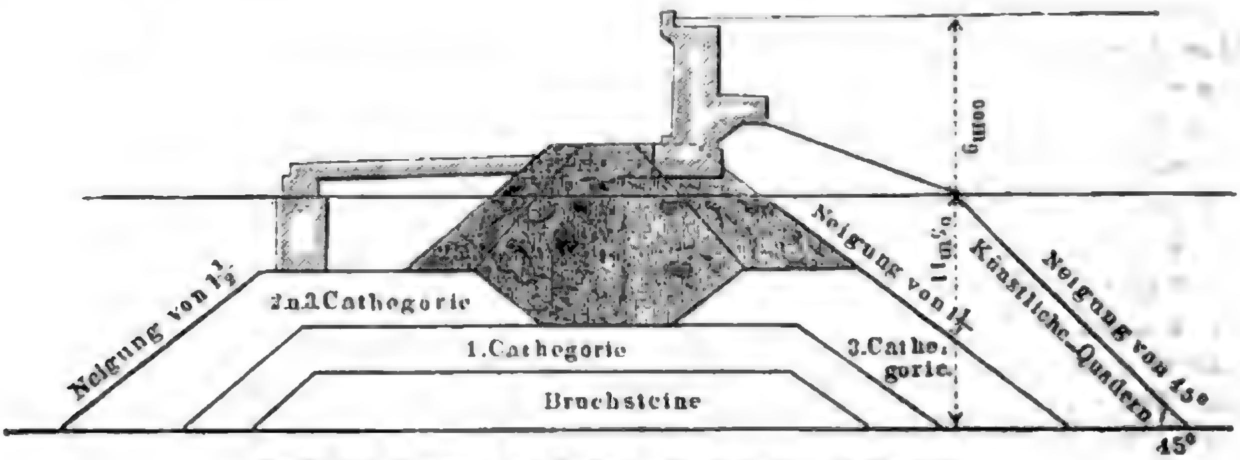
Sand und Thon und endlich aus reinem Thon bestehen. Aus dieser wie aus andern Thatsachen konnte man denn leicht die Lehre abnehmen, daß das gröbste Material am weitesten geschleudert werde, weil es nur von den höchsten Wasserschichten, welche die bewegtesten sind, bewältigt werden kann, daß man folglich in den höheren Schichten der Gewalt des Wassers durch sehr flache Böschungen und ungeheuere Quadern begegnen müsse, während man in der ruhigern Tiefe mit steileren Abhängen und geringern Steinen ausreicht. Man befolgte daher schon vor langer Zeit für Meeresdämme die Regel: den gegen die offene See gelegenen Flächen, bis auf eine Tiefe von 3 bis 5 Meter unter der Vollmondsebbe, eine Neigung von 1/8 zu geben und erst unterhalb dieser Grenze die natürliche Böschung von 1/2 herzustellen, so wie sie gegen die Rhede zu üblich ist; seit aber die künstlichen Quadern in Anwendung sind, die man so groß und schwer machen kann, als man nur will, hat man sogar ein Mittel gefunden, die Böschungen noch steiler zu machen und somit an Material auf zweifache Weise zu sparen: erstens indem die Querschnittfläche des Dammes überhaupt geringer wird, und zweitens indem die großen regelmäßigen Körper, wenn sie ohne Ordnung durch einander geworfen werden, sich weit weniger aneinanderschmiegen, und größere Lücken zwischen sich lassen, als die kleinen unregelmäßigen. So hat man in Marseille und Algier ermittelt, daß sich die Zwischenräume zum Vollen verhalten wie 1 zu 3, obgleich in den Projecten und Voranschlägen das Verhältniß von 1 zu 4 figurirt; in England besteht der größern Heterogenëität des Materials halber das Verhältniß von 28 zu 100. Freilich sind so lockere Anschüttungen wie die französischen auch bedeutenden Setzungen unterworfen, die sich bei einem 30 Meter hohen Damm in Algier nach einem heftigen Sturm sogar auf 1,60 Meter beliefen. Haben aber die Setzungen aufgehört, so werden Schutzmauern, Batterien und sonstige Baulichkeiten auf den Damm gesetzt, ohne daß man ein ferneres Weichen zu befürchten hätte. Wir wollen nun durch Fig. 7 sowie durch das schriftlich Beigefügte die Weise verdeutlichen, in welcher der Damm von Marseille aufgeführt wurde, damit man die Rolle, welche die künstlichen Quadern dabei spielen, bequem überschauen könne.

Marseille bietet drei Häfen, den alten Handelshafen, den Hafen la Joliette und das Bassin Napoleon; der erste besteht in einem sehr tiefen Einschnitt in's Land, der zwar rings von Quaimauern umgeben ist, aber sonst keine Kunstbauten aufzuweisen hat. die Joliette und das Bassin Napoleon jedoch sind der Rhede durch regelmäßige Dämme abgewonnen, deren Kern aus Bruchsteinen von vier Kategorien besteht, gegen die offne See sind sie mit künstlichen Quadern verkleidet und auf der Krone befindet sich eine Schutzmauer mit einer Plattform und Quaimauer. Die vertical schraffirten Massen wurden bei der Ebbe trocken aufgeschüttet. — Um der Luft, welchen zwischen der Meeresoberfläche und der Betonschichte der Plattform, welche das Pflaster trägt, eingeschlossen ist, einen Ausweg zu verschaffen, brachte man von fünf zu fünf Metern unter den Trottoirs und von zehn zu zehn Metern unter der Quaimauer, Luftcanäle an, die 0,088 und 0,238 Quadratmeter im Querschnitt haben. Böschungsverhältnisse und Kategoriennummern erhellen aus der Zeichnung (Fig. 7).

Ein laufender Meter des Dammes kostet 5,358 Fr. 18 C., daher der große Damm, der in einer Länge von 1080 Metern parallel mit dem Ufer läuft, 5,786,834 Francs gekostet hat. Was die künstlichen Quadern insbesondere betrifft, so kosten sie, gleichgiltig ob in's Wasser gesenkt, wo sie, nebenbei gesagt, in Folge der Hydraulicität ihres Kalkes noch weiter erstarren, oder trocken verwendet, den Transport inbegriffen, 18 Francs 74 C. per Cubikmeter, hierzu muß man jedoch den Werthverlust der Vorrichtungen und Geräthschaften rechnen, für welche die Administration der Brücken und Chausseen den Unternehmer nur innerhalb gewisser Grenzen haften läßt. Die ganze Installation kostete 160,000 Francs, ihr Werthverlust muß nun auf 100,000 Cubikmeter Quadern vertheilt werden, so daß der endgiltige Preis des Cubikmeters sich auf 20 Francs stellt.

Die Blöcke, welche zur Bekleidung der unter der stark bewegten Schichte gelegenen Böschung dienen, nehmen die natürliche Neigung von 45 Grad an und behalten sie selbst während des stärksten Sturmes bei. Für eine durchschnittliche Tiefe von 11, 58 Meter braucht man 8 bis 9 Blöcke auf einen laufenden Meter des fertigen Dammes. Die trocken zu verwendenden Blöcke läßt man 5 bis 6 Monate am Werkplatze liegen, ehe man sie

Fig. 7.



Profil des Dammes des Hafens „La Joliette“ in Marseille.

	Cubikmeter.	Gewicht des Cubikm. in Kilogramme.	Preis des Cubikmeters.
Die Bruchsteine der 1. Kategorie haben	0,002—0,04	5— 100	6 Fr. 76 C.
„ „ „ 2. „ „	0,04 —0,50	100—1300	9 „ 29 „
„ „ „ 3. „ „	0,50 —1,50	1300—3900	12 „ 2 „
„ „ „ 4. „ „	1,50 u. mehr	3900 und darüber	13 „ 84 „
„ künstlichen Quadern	10,00 „ „	13600	20 „ 00 „

gebraucht, da ihnen das die Erstarrung beschleunigende Wasser fehlt.

Das Bassin Napoleon wurde ganz analog der Joliette hergestellt, desgleichen der Hafen „la Ciotat“ zwischen Marseille und Toulon. In Cette entschloß man sich, nachdem schon eine große Anzahl künstlicher Blöcke fertig war, auf die fernere Verwendung derselben zum Damme Verzicht zu leisten und der Oekonomie halber mit Quadern, die an Ort und Stelle gemauert wurden, fortzufahren; dafür bediente man sich der entbehrlich gewordenen gegossenen Blöcke zur Construction einer Quaimauer, wo sie vortreffliche Dienste leisten.

Der Damm von Cherbourg, der 1781 zwischen der Insel Pelée und der Landspitze von Kerqueville projectirt wurde, sollte bekanntermaßen nach Cessart durch neunzig hölzerne abgestutzte Kegel gebildet werden, die sich an der Basis zu berühren hatten, deren Zwischenräume sowie ihr Inneres mit Bruchsteinen auszufüllen war und die bis zur Neumondsebbe reichen sollten; jedoch der Kosten und der Schwierigkeiten halber verminderte man die Zahl der zu erbauenden Kegel nach und nach auf vierundsechzig, auf vierzig und endlich auf achtzehn. Erst nachdem man entschlossen war, sich auf achtzehn Kegel zu beschränken, fing man ernstlich an, sich mit den Sondirungen, die man bisher sehr vernachläßigt hatte, zu beschäftigen, und da entdeckte ein Officier, Namens Chavagnac, eine Klippe zwischen dem westlichen Dammende und Kerqueville, welche die Verlängerung des Dammes in jener Richtung unnöthig machte.

Die ganze Länge des Dammes beträgt 3780 Meter, beinahe eine halbe deutsche Meile, die Basis hat 130 bis 140 Meter, die Durchschnittshöhe ist 15 Meter, die geringste Wassertiefe 6 Meter. Die Dauer des Baues betrug 69 Jahre, die Gesammtkosten waren 66,862,000 Francs; heute würde man jedoch nur 50,000,000 Francs brauchen. Nach diesen Ziffern mag man sich beiläufig einen Begriff von den Kosten des Hafens selbst machen, der eine Aushebung von 1,071,422 Cubikmetern erforderte und dessen Hauptbassin 7 Linienschiffe ersten Ranges faßt. —

Schließlich ein Wort über die Dauer der künstlichen Quadern.

Nicht mit Unrecht war man besorgt, daß das Meerwasser, welches die Festigkeit unserer Mörtel gefährdet, auch dem Beton, aus welchem die Blöcke bestehen, schaden könne, und in der That lieferten die im Laboratorium gemachten Versuche sehr unliebsame Resultate; besonders ist es der Gehalt des Meerwassers an schwefelsaurer Magnesia, welcher dem Kalk seine Festigkeit raubt. Glücklicherweise aber gestalten sich die Dinge in der Natur meistens anders. Die Oberfläche der Objecte überzieht sich nämlich in offener See gar bald mit einer schützenden

Decke vegetabilischen oder animalischen Ursprunges, welche die zersetzende Wirkung des Meerwassers abhält. Quadern, die in polypenreiche Gewässer versenkt wurden, widerstehen daher besser als andere, und oft macht sich der Unterschied an den beiden Seiten eines und desselben Dammes bemerkbar. Leider sind wir unfähig, jene Bedingungen, welche der Erhaltung der Blöcke günstig sind, willkürlich hervorzurufen oder zu befördern; jedenfalls ist aber das Problem mehr als ein rein chemisches. — So einfach das Thema dieses Aufsatzes beim ersten Anblick geschienen haben mag, so wird man selbst nach dieser gedrängten Skizze schon einsehen, zu welch weitläufigen Betrachtungen der geringste Gegenstand Veranlassung geben kann, von dem Augenblicke an, als sich die große Industrie desselben entschieden bemächtigt; denn von diesem Augenblicke an wird er zum Ausgangspunkte unzähliger frischer Schöpfungen, und dem unermüdlichen Wettstreite des menschlichen Scharfsinnes öffnet sich eine neue Arena!

Ueber die Trockenheit des Jahres 1858.

Barral hat eine vollständige Tabelle über das tägliche Wachsen und Fallen der Seine von 1732 bis 1856 (mit Ausnahme des Jahres 1776, worüber alle Nachweisungen verloren zu sein scheinen) aufgestellt, und zieht aus den darin enthaltenen Angaben und einigen aus früheren Jahren aufgefundenen folgende Schlüsse:

Die Seine hat im Jahre 1858 einen niedrigern Wasserstand in der Zeit zwischen dem 16. und 22. October gehabt als seit 140 Jahren beobachtet worden ist. Im Jahre 1719, dessen ganz außerordentliche Trockenheit Aufmerksamkeit erregte, errichtete man einen Pegel an der Brücke de la Tournelle und bezeichnete den niedrigsten Wasserstand mit Null. Im Jahre 1858 war der niedrigste Wasserstand 0,35 Meter = 1 Fuß 3 Zoll unter diesem Nullpunkt. Die mittlere Höhe des Wasserstandes beträgt 1,225 Meter = 4 Fuß 3½ Zoll über dem Nullpunkte, wenn man denselben aus den Angaben über die letzten 126 Jahre berechnet. Im Jahre 1858 hat der mittlere Wasserstand nur 0,34 Meter = 1 Fuß 3 Zoll über Null betragen; der höchste Wasserstand auch nur 2,85 = fast 10 Fuß, während man im Jahre 1740 einen Wasserstand von 7,9 Meter = 27 Fuß 8 Zoll und im Jahre 1615, wie es scheint, sogar einen Wasserstand von 8,93 Meter = 31 Fuß 3 Zoll Braunschw. Maß beobachtete.

Zwar war die Menge des Regens, die im Jahre 1858 zu Paris fiel, kaum geringer, als die durchschnittliche Regenmenge, welche aus langjährigen Beobachtungen berechnet wird, aber in dreizehn Departements betrug die verzeichnete Regenmenge einundzwanzig Procent weniger als die Durchschnittsmenge.

Der fast gänzlichen Abwesenheit von Schnee im Winter 1857 bis 1858 ist hauptsächlich der ganz niedrige Wasserstand der Seine im October 1858 zuzuschreiben.

Silber im Meerwasser.

Malaguti und Durocher haben das Vorhandensein von Spuren Silbers in einer außerordentlich großen Zahl von erzführenden Gesteinen nachgewiesen und bei sorgfältiger Untersuchung des Meerwassers gezeigt, daß dasselbe etwa ein Hundertmillionstel des Gewichtes des Meerwassers beträgt; dies ist eine weit größere Masse, als bis heute menschliche Thätigkeit aus dem Innern der Erde zu gewinnen vermocht hat.

Auch in dem Steinsalz aus den Salpeterbergwerken im Departement de la Meurthe haben sie eine geringe Menge von Silber nachzuweisen vermocht. Schafhäutel berechnete den Kochsalzgehalt des Meeres, wenn man es sich als einen Block Steinsalz denkt, zu mehr als drei Millionen Kubikmeilen, ein Volumen, welches mehr als fünfmal größer als die Alpen ist und hat dabei die durchschnittliche Tiefe des Meeres nur zu 900 Fuß angenommen. Die Salzquelle zu Artern bringt in 300 Jahren so viel Kochsalz zu Tage, daß daraus ein Würfel Steinsalz von 670 Fuß Seite gebildet werden könnte, sie bedürfte 13¾ Millionen Jahre, um eine Cubikmeile Steinsalz zu liefern.

Da wir nun den Silbergehalt fast aller erzhaltigen Mineralien, die Zersetzung derselben durch Kochsalzlösung und die Löslichkeit des Silbers in derselben kennen, so kann,

abgesehen von der unbeanstandeten Zuverlässigkeit der Untersuchung, kaum ein Zweifel bestehen, daß die kolossalen Kochsalzmengen im Meerwasser, obwohl es nur 2—4 Procent davon enthält, in Berührung mit einer Menge von Erzadern am Meeresgrunde und den Küsten Silber in Masse aufzulösen im Stande waren und sicher gelöst haben.

Die versunkenen Schiffe, welche Silbergeld und Barren führten, haben im Vergleich zu solchen Massen verschwindende Beiträge geliefert, aber auch solches Silber entzieht sich nachweisbar nicht der allmäligen Lösung im Meerwasser.

Literarisches.

Deutsche Münzgeschichte von Dr. Johannes Heinrich Müller. Leipzig, T. O. Weigel.

Warum die Münzkunde früher so sehr vernachlässigt wurde, ist leicht zu erklären. Diese Erscheinung hängt mit dem Entwicklungsgange der Geschichtswissenschaft eng zusammen. Es beschäftigte sich diese vordem fast ausschließlich mit der politischen Geschichte, mit den äußeren Entwicklungen des Landes und Volkes, während das innere Leben nur sehr wenig und höchst beiläufig berücksichtigt wurde. Unsere Zeit beginnt das Versäumte nachzuholen. Sie definirt die Geschichte als die Darstellung des bisherigen Culturprocesses und auf diesem Standpunkte faßt sie nicht allein die Spitzen und Höhenpunkte der bisherigen Entwicklung in's Auge, markirt nicht allein die äußere Erscheinung, sondern sie untersucht auch die Grundlagen, worauf die Spitzen sich aufbauen, und forscht nach den Gesetzen, unter denen die anschauliche Entwicklung vor sich gegangen ist. Sobald man aber in dieser Weise den früheren Culturverhältnissen die verdiente Aufmerksamkeit zuwandte, lenkte sich mit Nothwendigkeit das Studium auch auf die Münzgeschichte: während sie früher als unwichtig, weil nicht nothwendig, dem Dilettantismus überlassen wurde, bemächtigt sich ihrer jetzt die Wissenschaft, die in ihr den Schlüssel zum Verständniß der materiellen Culturzustände erkennt.

Das vorliegende Buch ist in seiner umfassenden Anlage ohne Vorgänger. Es beruht ganz auf dem reichen Material an Schriften und Münzen, worüber die Wissenschaft unserer Tage gebieten kann.

Der Verfasser beginnt mit den ältesten Zeiten, mit der Schilderung altgermanischer Zustände, wie sie durch Land und Leute, eigene Entwicklung, Verkehr im Innern und nach Außen bedingt waren. Anfangs keine Münze. Das Bedürfniß befriedigte sich durch Tausch. Die Römer sagen, erst durch sie hätten die Germanen die Münze kennen gelernt. Allein es muß der römischen Periode schon eine andere vorausgegangen sein: es müssen die süddeutschen Landschaften, die Alpenländer und die westlichen Ebenen Ungarns früher eine höhere Cultur als zur Römerzeit gehabt haben. Man nennt die Celten als die Träger dieser frühern Cultur und die so häufig gefundenen sogenannten Regenbogenschüsselchen und verwandten Münzen sind diesem Volke zuzuschreiben. Das Gepräge weist auf engen Zusammenhang mit Gallien hin. Als die Römer vordrangen, war in den germanischen Landschaften dies Geld schon verschwunden, und so konnten die Römer allerdings behaupten, die Germanen hätten erst durch sie die Münzen kennen gelernt. Verbreitung des römischen Geldes; das sogenannte Ringsilber; die Anfänge des fränkischen Münzwesens werden hierauf im zweiten Abschnitte ausführlich dargelegt. Die fränkische Münze war anfangs eine bloße Copie der römischen, die fränkischen Herrscher wagten es anfangs nicht, ihren Namen darauf zu setzen, und erst das erstarkende Selbstbewußtsein rief allmälig auch hier die Selbständigkeit hervor. Somit entfalteten sich die Anfänge zu einem durchgebildeten System erst unter den Karolingern, deren Gesetzgebung (auch für spätere Jahrhunderte fundamental) im dritten Abschnitt in allen ihren Grundzügen und Bestimmungen dargelegt wird. — Stand das Münzrecht ursprünglich nur dem Herrscher zu, wie bei den Römern; durfte kein Unterthan anfangs münzen, so erzeugte die eigenthümliche fränkische Verfassung allmälig eine andere Entwicklung: bald münzten auch geistliche und weltliche Großen, bald selbst die Communen und hierdurch entstand schon frühzeitig jene Buntscheckigkeit des Münzwesens, die dessen Geschichte so ungemein schwierig macht. Diese Verhältnisse behandelt der vierte Abschnitt. Der fünfte Abschnitt gibt die Entwicklung des Typus und das technische Verfahren beim Münzen. Die dann folgenden drei letzten Abschnitte: die Münzbenennungen, das Gewicht und Werth der Münzen, die Preise sind die weitaus wichtigsten. Ihr Inhalt gibt sich schon durch die Ueberschriften. Sie beruhen auf sorgfältiger Benutzung des vorhandenen Materials, auf umsichtiger Verwerthung desselben und auf gleichmäßiger Berücksichtigung der schriftlichen Quellen wie der noch vorhandenen Münzen selbst. In diesen drei Abschnitten liegt der eigentliche Schwerpunkt des Buches, seine Bedeutung für die Culturgeschichte.



Neuestes aus der Ferne.

Der Salzsee Baskuntschasky.

Die ganze Umgegend des Caspischen Meers im Osten und Norden kennzeichnet sich als ein ehemaliger Meeresboden, der durch ein plötzliches Zurücktreten des Meeres trocken gelegt wurde. Man erkennt noch hohe Küsten, Vorgebirge und Halbinseln und kann selbst die Plötzlichkeit des Zurücktretens an den Bugri wahrnehmen, jenen fächerartig vertheilten Hügelketten von 60 bis 90 Fuß Höhe, die von Nord nach Süd über eine Strecke von 400 Werst sich hinziehen. Den Beweis, daß sie aus einem stark aufgewühlten Meeresboden bestehen, liefert ihr bedeutender Salzgehalt, der ihnen trotz ihrer beständigen Auslaugung durch schmelzenden Schnee und Regenwasser noch immer nicht entzogen worden ist. Auf diesem alten Meeresboden liegen verschiedene Salzsee'n, unter ihnen der Baskuntschasky des Kreises Tschernoi Jar, 292 Werst nördlich von Astrachan. Von Norden nach Süden 18 Werst lang, von Westen nach Osten 8 Werst breit, hat er einen Umfang von 45 Werst. Diese ganze Fläche ist mit Ausnahme eines Streifens von 120 bis 600 Fuß an den Ufern ein ungeheures Salzlager. Obenauf schwimmt eine geringe Soole, auf welche die Salzschichten, durch dünne Lagen Flugsand aus der Steppe von einander getrennt, unmittelbar folgen. Wie tief sie hinabreichen, hat nie untersucht werden können, da das Salz so fest ist, daß man mit Hilfe von Brechstangen bloß kleine Stücke abzulösen im Stande ist. Die Reinheit des Salzes ist weit größer als im Eltonsee. In dem letzten bestehen je 100 Theile aus 95 Theilen Kochsalz und 5 Theilen Bittersalz und Schlamm, während im Baskuntschasky 98 Theile des besten Kochsalzes mit nur 2 Theilen Erde vermengt sind. Trotzdem macht die russische Regierung vom Baskuntschasky gar keinen Gebrauch und verwehrt auch den Anwohnern durch eine Wache von Kosaken das Salzholen. Dies ist um so auffallender, als der Baskuntschasky bloß 50 Werst von der Wolga entfernt ist, der Eltonsee dagegen, den man gegenwärtig benutzt, 135 Werst. Im vorigen Jahrhundert erhielt der Baskuntschasky den Vorzug und lieferte dem Staat gegen 5 Millionen Pfund Salz. Peter der Große ließ jährlich 100 Pfund dieses Salzes zum Bedarf des Hofes von Astrachan nach Petersburg schicken. 1808 hörte diese Benutzung des See's ganz auf.

Die Umgegend des See's ist trostlos. Kein thierisches Leben bringt Bewegung in sie, kein Baum gibt Schatten und die Pflanzenwelt wird allein durch Salzkräuter vertreten, die in vereinzelten Büschen wachsen. Unter diesen Pflanzen ist eine, der sogenannte Steppenläufer, welche Unterhaltung gewährt. Hat der Steppenläufer sein volles Wachsthum erlangt, so verdorrt er und wird vom ersten Sturm abgebrochen. Beim Rollen über die Steppe werden seine Samenspitzen abgerieben und er erhält nun eine kugelrunde Form und wird in hohen Sätzen fortgetrieben. Nicht selten sieht man Hunderte dieser springenden Steppenläufer zugleich. Einen Vorzug besitzt die Salzsteppe; man wird dort nicht von den Mücken und andern Blutsaugern gequält, welche die fruchtbaren Niederungen der Wolga in unzähligen Schaaren bevölkern und fast unbewohnbar machen.

Alterthümer in Centralasien.

Die bisher verschlossenen Gebiete der innerasiatischen Steppen, von denen so viele Völkerstürme über die Erde gebraust sind, werden nach und nach zugänglich, und es ist zu hoffen, daß die wissenschaftlichen Untersuchungen der neu erworbenen Länder, welche die russische Regierung vornehmen läßt, auch auf die Alterthümer derselben sich erstrecken werden. Eine bedeutende Anzahl von Bauwerken hat sich in ziemlich gutem Zustande erhalten, bei vielen andern läßt sich aus den vorhandenen Resten auf die Gestalt und die Bedeutung der ursprünglichen Anlage schließen. Für die ältesten der Denkmäler halten wir die Befestigungen. Eine derselben liegt am Lepsu, unfern der Stelle, wo der Fluß das Gebirge Karatau verläßt. Sie bildet ein Parallelogramm von etwa 700 Ellen Länge und 300 Ellen Breite. Die Umfassung ist ein Erdwall, der gegenwärtig noch 12 Fuß hoch, an seiner Grundlage 16 und oben 9 Fuß dick ist. Auf jeder Seite führt genau in der Mitte des Walles ein Thor nach Innen. Todtenstädte findet man mehrere, unter andern eine am Gebirge Akfau. Hier dehnen sich die Gräber, deren größte bei einem Durchmesser von 120 Fuß eine Höhe von 37 Fuß haben und zunächst von einem 4 Fuß tiefen Graben, weiterhin von einem Steinkreise umgeben sind, über einen Raum aus, der eine deutsche Meile lang und eine Viertelmeile breit ist. Bedeutend neuern Ursprungs werden die Gräber von rohen Steinen sein, die auf einer Grundlage zehn bis zwölf Fuß in viereckiger Form aufsteigen und oben eine kleine Pyramide tragen. Auch solche Gräber werden übrigens von den jetzigen Bewohnern der Steppen nicht mehr gebaut. Von ganz abweichender Form sind die Gräber, welche die Kirgisen als Gräber der Genien bezeichnen. Sie sind unten rundförmig und nehmen gegen oben eine Kegelform an. Ihre Höhe beträgt bis zu 55 Fuß, ihr innerer Durchmesser 21 Fuß. Auf einer Seite sind zwei Oeffnungen über einander angebracht, eine so nahe am Boden, daß man hineinsteigen kann, die andere in der Nähe der Spitze. Im Centrum des Gebäudes findet man die Gräber, welche zum Theil die auffallende Länge von 9 Fuß haben. Im Thal der Kora sieht man aufrechtstehende Steine von einer so regelmäßigen Bildung, daß sie kaum ein Naturspiel sein können. Der größte ist umgefallen und liegt halb unter Erde begraben auf dem Boden, von den übrigen mißt der höchste 76 Fuß bei 24 Fuß Breite und 19 Fuß Dicke und die übrigen vier sind 45 bis 50 Fuß hoch. Am zahlreichsten sind die künstlichen Erdhügel, die man im europäischen Rußland, wo sie sich von den an den Kaukasus grenzenden Steppen rund um das schwarze Meer bis in die Ukraine hineinziehen, Mohillen oder Kurgane nennt. In Centralasien bezeichnen sie den Weg, den die erobernden Horden der Steppe nahmen. Sie sind überall so geordnet, daß man von jeder Mohille die nächstfolgende sieht, und man begegnet ihnen sogar in Wüsten, wo gewiß keine bleibenden Wohnsitze die Anlage von Gräbern, für die Manche die Mohillen ausgeben wollen, nöthig machten. Auch heute baut man in der pfadlosen Steppe noch Mohillen, um Wegweiser zu haben. Sie sind allerdings kleiner, als die alten, nur 10 Fuß hoch, folgen sich dafür aber in nähern Zwischenräumen von hundert zu hundert Ellen. Eine nähere Untersuchung verdiente eine Steinschrift an einem Felsen im See Ikeugun, nicht weit von den Tangnubergen. Den Kalkasmongolen ist dieser Ort heilig und sie bringen dort Opfer von Milch, Butter und thierischem Fett.

Die Hauptstraßen in Palermo.

Die Stadt Palermo bildet ein regelmäßiges Viereck, welches durch zwei Straßen, den Toledo oder Cassaro und die Macqueda, in vier kleinere Vierecke getheilt wird. Der Cassaro führt vom Meer ab nach dem königlichen Palaste, welcher neben dem Palaste des Erzbischofs, einer großen Kaserne, dem Spedale grande und mehreren Palais sicilianischer Großen, den am südlichen Ende der Stadt gelegnen Königsplatz umschließt. Der Königsplatz ist imposant, schon durch den sich hochaufthürmenden altnormannischen Bau, welcher den älteren Theil des Schlosses bildet. Unmittelbar von diesem Platze aus eröffnet das neue Thor den Weg in die Vorstadt. Schaut man unter dem neuen Thor zurück in den Cassaro, so thut sich dem Auge ein im höchsten Grade malerisches Bild auf. Eine lange Reihe grandioser Paläste mit ihren ausbauchenden Balconen, mit den eigenthümlichen Zinnenkränzen, welche häufig die glatte Bedachung umschließen, mit den gewaltigen, in der Ferne sehr großartig wirkenden Ornamenten, dazwischen Kirchen im Prunke überladener Renaissance, bilden den größten Theil

der Straße. Diese selbst ist mit Marmorquadern belegt und zu beiden Seiten mit erhöhten Trottoirs eingefaßt. Damit das Regenwasser schneller abfließe, senkt sich die Straße gegen die Mitte zu etwas. In den Parterrelocalen der Häuser reiht sich Laden an Laden; Cafés und Casinos, Apotheken mit bunten Schildern geben dem Cassaro einen belebten Anstrich und da, wo die Porta Felice in nicht überwölbten Halbbogensätzen die Straße schließt, sieht man über das bewegte Treiben und über die Paläste hinweg die blaue Meereslinie. Noch breiter als der Cassaro ist die Macquedastraße, die jedenfalls einen noch mannigfaltigeren Anblick gewährt. Hier haben die Fruchthändler ihre Waaren auf der Straße ausgebreitet, die Bettler sind ungenirt etablirt und das tosende Leben erschallt in vielfachem Klange. Die Fortsetzung der Macquedastraße führt in die einzige Vorstadt, in welcher Neubauten entstanden sind und noch entstehen und nach welcher Richtung sich Palermo vergößern zu wollen scheint. Vom Thore aus heißt die Macquedastraße Strada nuova. Anfangs läuft diese zwischen stattlichen Palästen, vor denen sich kleine Plätze mit Bosquets der duftendsten Blumen befinden und später gewährt sie, höher als die umliegende Campagne gelegen, einen entzückenden Umblick.

Die Strada nuova ist zur Winterzeit der gewöhnliche Spaziergang der Palermitaner, hier sammelt sich täglich die gute Gesellschaft und genießt nach dem Mittagsessen das Vergnügen zu sehen und gesehen zu werden. Einen anderen sehr belebten Spaziergang von unbeschreiblicher Schönheit findet man, wenn man vom Cassaro aus durch die Porta Felice wandelt. —

Ein Salzsee in Californien.

Ein Thal in dem Gebirgszuge der Sierra Nevada in Nordcalifornien heißt das Castelathal und bildet eine von hohen Bergen eingeschlossene und mit kräftigen Eichen eingefaßte Grasebene. Es ist ungefähr zwei Meilen lang und eine Meile breit und nach einem kleinen See, dem Castelasee, benannt, von welchem gewöhnlich nur das flache, ausgetrocknete und mit einer dicken Salzkruste überzogene Bett sichtbar ist. Dieses Salz ist augenscheinlich bei der Verdunstung des Wassers zurückgeblieben, welches sich dort zu nassen Jahreszeiten ansammelt. Dasselbe bildet eine mehrere Zoll starke, weiße Kruste, die, einem kleinen Schneefelde gleichend, einen eigenthümlichen Contrast zu der grünenden Umgebung bildet. Die Winde entführen in Wolken oder Wirbelwindsäulen den Salzstaub und bestreuen die Nachbarschaft in weitem Umkreise mit dem weißen Pulver, welches dann zu andern Zeiten von dem niederströmenden Wasser wieder in das Seebett zurückgewaschen wird.

Das Salz rührt von den tertiären Aufschwemmungen her, die sich zahlreich in jener Gegend befinden, und ist von der niederschlagenden Feuchtigkeit oder von Quellen durch Filtrirung ausgeschieden. Da der See eine umfangreiche Strecke dieser Formation entwässert und keinen Abfluß hat, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Masse des Salzes von Jahr zu Jahr langsam im Zunehmen bleibt. Süßwasserseen können also allmälig salzig werden, indem sie das Salz einer ältern Seeformation und nicht, wie in den meisten Fällen, der Verdunstung von Gewässern entnehmen, welche im Laufe der Zeit vom Ocean getrennt wurden. Das Salz des Castelasees ist bitter und widerlich, wahrscheinlich in Folge des Vorhandenseins von Chlormagnium. In der Nähe des Sees wachsen auch Pflanzen, welche dem Strande des Oceans eigenthümlich sind.

Die Botocuden.

Interessant sind die Schilderungen, welche Avé Lallemand von den Botocuden in Brasilien gibt. Diese Eingeborenen leben in Horden zusammen und sind bis jetzt noch ohne alle Anfänge von Civilisation. Die Toilette der Weiber besteht in einer kreisrunden Holzscheibe in der Unterlippe und einer schwarzen Schnur, welche einmal fest um die Wade dicht unter dem Knie geschlungen ist. Die Männer verschmähen selbst diese beiden Toilettenstücke. Der Anblick der Botocudinnen soll über alle Beschreibung widerlich sein. Nachdem sie einen Tanz aufgeführt hatten, wobei sie nur einige Male auf- und absprangen, wurde ihnen eine große Schüssel voll Essen hingestellt. Da hockten sie sich auf die Hacken nieder und fingen an schmatzend wie die Schweine zu fressen, bis das Gefäß leer war. Die Farbe dieser Wilden ist auffallend hell, fast europäisch weiß, und um so abschreckender erscheint ihre absolute Nacktheit. Ihre Körperform charakterisirt sie als Bauchmenschen, bei denen jede Verrichtung, jede Gliederung um des Bauches willen vorhan-

den ist, der allein den Wilden der südamerikanischen Waldungen regiert und bewegt. Eine auffallende Erscheinung bietet der Blick dieser Halbmenschen, der einen vollkommen idiotischen Anstrich hat. Die glanzlosen Augen drücken nichts aus und man kann von ihnen sagen, daß sie matt und planlos, nur aufnehmend, nichts wiedergebend hinstieren. Wenn das untersuchende Auge des Europäers das Auge des Botocuden trifft, so wendet dieser den Blick zur Seite und der ganze Mensch möchte fortschleichen aus Furcht. Das Einzige, was diesen Geschöpfen als ein Unglück erscheint, ist der Hunger. Als Avé Lallemand einer Botocudin in ihrer Sprache sagte, daß er Hunger habe, wiederholte diese das Wort mehrmals mit einer heulend kläglichen Stimme und brachte ihm darauf etwas zu essen.

Vulcanische Erscheinungen bei Neapel.

Wenn man von Neapel durch die Grotte von Posilippo sich zur Linken wendet, kommt man an's Meeresufer, dem entlang man nach Puzzoli gelangt, auf einem Wege, der ganz in Lava gehauen ist. Die Lava findet sich hier im Umkreis von einer Viertelmeile und zuweilen mehr als achtzig Fuß hoch. Dieser Ort ist einer der ergiebigsten Brüche der Puzzolana. Auf der Lava findet sich nämlich eine Schichte rother vulcanischer Asche, einem zerstoßenen calcinirten Kitte gleich, welche eben die bekannte Puzzolana ist, deren man sich seit undenklichen Zeiten zum Bauen bedient. Dieser Kitt widersteht vollständig den Einflüssen des Wassers und wurde schon von den Römern bei ihren unzerstörbaren Brückenbauten mit großem Vortheil benutzt. Uebrigens findet sich dieser vulcanische Kitt auch an andern Orten und Puzzoli ist nur ein Hauptfundort. Außer diesen Lavabrüchen enthält die Umgegend von Neapel noch eine Menge vulcanischer Wunder. Dunsthöhlen, Solfataren und heiße Quellen bezeichnen die Ausdehnung des unterirdischen Feuers. Sämmtliche Reisebeschreibungen alter und neuer Zeit stimmen darin überein, daß der Contrast des todten plutonischen Gesteins, dessen ältere Lagen hier und da mit etwas Moos bedeckt sind, und der üppigen Vegetation, die sich an andern Stellen entwickelt, einen bezaubernden Eindruck macht. Der See Agnano, gleichfalls unweit Neapel, welcher ebenfalls das Becken eines Vulcans war, zeigt zuweilen noch an seinen Ufern kleine Aufwallungen und Bewegungen, welche von der Entbindung fixer Luft herrühren. Die warmen Bäder von San Germano am Ufer dieses Sees sind seit langer Zeit in Gebrauch; ebenso verschiedene Höhlen, deren heiße Dünste als Heilmittel dienen.

Erdpech in Californien.

In den Küstengebirgen des südlichen Californien befinden sich zahlreiche Stellen, an welchen Erdpech (Bitumen) aus dem Boden quillt, und durch die Sonnengluth in halbflüssigen Zustand versetzt, sich über nicht unbedeutende Flächen ausbreitet. Ganze Ströme dieses Erdpechs lagern in der kältern Jahreszeit verhärtet von den Abhängen der Gebirge bis in's Meer hinein, in der heißen Jahreszeit dagegen setzen sie, durch Naphtaquellen in den Spalten der Küstengebirge genährt, ihren kaum merklichen Lauf fort. Man kann oft ganze Massen dieses Bitumen in jenen Breiten auf dem Meere umherschwimmen sehen, die aus der Tiefe emporgekommen zu sein scheinen, in den meisten Fällen jedoch den Küsten entführt worden sind.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 53. Februar 1861.



Die schwarze Galeere.

Geschichtliche Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

I.

Auf den Wällen von Fort Lieffkenhoek.

Es war eine dunkle, stürmische Nacht, in den ersten Tagen des Novembers, im Jahre 1599, als die spanische Schildwache auf dem Fort Lieffkenhoek, an dem flandrischen Ufer der Schelde, das Lärmzeichen gab, die Trommel die schlafende Besatzung wach rief, und ein Jeder — Befehlshaber wie Soldat — seinen Posten auf den Wällen einnahm.

Die Wellen der Schelde gingen hoch und oft warfen sie ihre Schaumspritzen den fröstelnden Südländern über die Brüstungsmauern in's Gesicht. Scharf pfiff der Wind von Nordost, von den „Provinzen" herüber, und die Spanier wußten schon lange, daß aus der Richtung ihnen selten etwas Gutes komme.

Auch auf dem Fort Lillo, auf der brabantischen Seite des Flusses wirbelte die Trommel, klang das Horn: deutlich vernahm man durch das Getöse des Sturmes, durch das Brausen der Wasser fernen Kanonendonner, der nur von einem Schiffskampf auf der Westerschelde herrühren konnte.

Die Wassergeusen spielten ihr altes Spiel! Was kümmerte dieses Amphibiengeschlecht der Sturm und die Finsterniß? Waren Sturm und Nacht nicht seine besten Verbündeten? Wann hätte je ein Wassergeuse das stürmische Meer und die Finsterniß gefürchtet, wenn es galt, seine Todfeinde zu überlisten, die Verwüster und Bedränger seines, den Wogen abgekämpften Vaterlandes zu vernichten?

Gräßlich aber war der Krieg ausgeartet.

Zweiunddreißig Jahre dauerte nun schon dieses fürchterliche Hin- und Herdrängen der kämpfenden Parteien, und noch war kein Ende davon abzusehen. Die Saat der Drachenzähne war üppig aufgegangen; wohl waren eiserne Männer emporgewachsen aus dem blutgedüngten Boden, und selbst die Frauen mußten verlernen, was Menschlichkeit und Milde sei. Es gab eine junge Generation, welche sich schon deshalb nicht nach dem Frieden sehnte, weil sie ihn gar nicht kannte!

Und war der Krieg schrecklich auf dem festen Lande, so war er noch viel fürchterlicher auf dem Meere. Auf dem Lande konnten immer noch Gefangene ausgewechselt oder

losgekauft werden; — Städte, Flecken und Dörfer konnten Brand und Plünderung abkaufen; auf der See gab es aber schon längst weder Pardon noch Ranzion. Für Barmherzigkeit wurde es geachtet, wenn man die gegenseitigen Gefangenen kurzweg niederstieß oder sie an den Raen aufhing und sie nicht langsam auf die grausamste Art zu Tode marterte, sie nicht auf dem Verdeck kreuzigte und mit dem genommenen Schiffe versenkte. —

Mit besorgter Aufmerksamkeit lauschten auf den Wällen von Fort Lieffenhoek Befehlshaber und Soldaten der Kanonade und theilten sich ihre Vermuthungen gegenseitig mit. Der Eine hatte diese Ansicht über die Kämpfenden, der Andere jene Ansicht; aber zuletzt ging anfangs leiser, dann aber bestimmter und lauter von Mund zu Munde das Wort unter den Soldaten:

„Die schwarze Galeere! wiederum die schwarze Galeere!“

Ein Jeder sprach zwischen Zorn und unheimlicher Beklemmung dieses Wort aus:

„Die schwarze Galeere!“

Gegen ein Uhr legte sich der Wind, und auch die Kanonade schwieg; aber zwanzig Minuten nach ein Uhr flammte es plötzlich in weiter, weiter Ferne, blutroth, blitzartig über den dunkeln Wassern auf; das Leuchten zuckte über die Hunderte von bärtigen, wilden Gesichtern auf den Mauern von Lieffenhoek und Lillo, und eine halbe Secunde später folgte dieser Lichterscheinung der dumpfe Knall einer größern Explosion, womit das Gefecht zu seinem Ende gelangt zu sein schien, wie ein Trauerspiel mit einer Katastrophe endet. Man sah und hörte keine Anzeichen mehr, welche auf den Fortgang desselben deuteten. Obgleich die Besatzungen auf der spanischen Befestigung noch lange harrten und lauschten, vernahmen sie doch keinen Schuß mehr. —

„Nun, was haltet Ihr davon, Sennor Jeronimo?“ fragte der Commandant von Lieffenhoek einen seiner Capitäne, einen ältlichen, dürren Mann mit grauem Haar und Bart, mit Narben bedeckt vom Kopf bis zu den Füßen.

Der Angeredete, der bis jetzt ein wenig abseits von seinen Kameraden an der Brüstung gelehnt hatte, zuckte die Achseln.

„Fragt mich nicht danach, Sennor. Bei Gott und der heiligen Jungfrau, ich hab' es schon lange aufgegeben, über das zu grübeln, was uns dieser Krieg bringt. Der Panzer ist mir schier festgewachsen auf der Haut und meinen Posten halt' ich bis zum letzten Tag; aber — damit auch genug.“

„Ihr seid sehr barsch, Jeronimo,“ sagte der Commandant, der ein viel jüngerer Mann als der alte Krieger war, und erst kürzlich aus Castilien angekommen war in den Niederlanden, um den Gouverneursposten auf diesem Fort an der Schelde anzunehmen.

„Herr Oberst,“ sagte der Hauptmann Jeronimo, „seit manchen langen Jahren halte ich nun meine Stelle auf dieser Erdspitze und sehe die Wellen vorüberfließen. Ihr seid jung, Oberst, aber Euer Vorgänger war auch jung und edel. Hier stand er neben mir, an demselben Platz, wo Ihr jetzo stehet, voll von jugendlichen Träumen und Siegeshoffnungen. Nun liegt er drunten unter den Wogen, und der, welcher ihm vorging, ist von einer Kugel gefallen bei Turnhout; er dachte auch siegesgekrönt heimzukehren in sein Schloß an der Tarata zu seinem jungen Weibe — bah! Und nun rechne ich an den Fingern zurück bis in das Ende des Jahres 1585, wo ich von Madrid zurück kam; — Sennor, damals glaubte auch ich noch an Sieg und Ehre in diesem Krieg. Ich habe aufgehört, daran zu glauben, und Ihr werdet's auch, Oberst, so Euch Gott das Leben schenkt.“

„Ihr seid ein finsterer Träumer, Hauptmann! Aber sagt doch, in jenem ewig denkwürdigen Jahre waret Ihr in Madrid?“

„Ja.“

„In jenem glorreichen Jahre, wo der große Prinz Antwerpen uns zurückeroberte?“

„Ja.“

„So seid Ihr mit dem Alexander Farnese als Sieger in die Stadt eingezogen? O, Ihr Glücklicher!“

„Nein,“ sagte der alte Soldat finster. „Ich bin nicht im Triumphzuge gewesen; man hatte mir einen andern Auftrag gegeben, um welchen man mich damals im Lager sehr beneidete. Ich war der Bote, welchen der tapfere Prinz mit der Nachricht von der Uebergabe der Stadt zu Don Philipp — Gott habe seine Seele gnädig — sandte.“

„Ihr? Ihr, Hauptmann Jeronimo, durftet solche Botschaft dem König bringen; — o, dreimal Glücklicher. Bitte, erzählt davon, wir dürfen den Wall doch noch nicht verlassen.“

Die andern Officiere der Besatzung hatten allmälig sich näher an den Commandanten

und den Hauptmann herangezogen; jetzt bildeten sie als aufmerksame Zuhörer einen Kreis um die Beiden. Es war nicht häufig, daß man den alten Jeronimo zum Erzählen brachte.

„Was ist davon zu sagen?" hub der Hauptmann an. „In der Nacht vom 4. auf den 5. September 1585 hielt ich meinen athemlosen Gaul an vor dem Schloß zu Madrid, — ich bin ein Kind der Stadt und kann Euch wohl sagen, Ihr Herren, daß mein Herz doch hoch schlug, als ich den Manzanares wieder einmal rauschen hörte. Ich hatte von seinem Rauschen oft genug vor nicht langer Zeit im Feldspital, im Wundfieber geträumt. Und das erreichte Ziel, die stolze Botschaft, die ich trug, die Erwartung einer fabelhaften Belohnung, die ich träumte, trieben mir auch das Blut heftiger in den Adern um. — Finsterniß und Grabesstille lag auf der Burg und der Stadt; es war, wie ich nachher vernahm, am gestrigen Tage ein großes Auto da Fe gewesen und die Bevölkerung schlief den Festestaumel aus; — Alles schlief, selbst der König Don Philipp. Die Wachen hielten mir die Partisanenspitzen auf die Brust in dem Augenblick, als mein erschöpftes Roß unter mir auf dem Pflaster zusammenstürzte. Ich war eben so athemlos vom letzten wilden Ritt, wie mein Pferd, aber doch hatte ich noch Kraft genug, zu keuchen: Briefe aus Flandern! Briefe an den König! Briefe vom Prinzen Alexander von Parma! Victoria! — Die Waffen senkten sich, Hofleute eilten herbei, frugen mich aus, und dann wurde ich durch die Hallen des Schlosses zu dem Schlafgemach unseres Herrn geführt. Mein Herz erzitterte wie meine todmüden Glieder. Es schwamm mir vor den Augen, als ich in des Königs Kammer an dem Bette des Königs kniete und ihm den Brief des großen Prinzen reichte. Auf seinen Ellenbogen gestützt, erbrach unser Herr, Don Philipp, das Schreiben, überflog es mit seinen scharfen, scheuen Augen — der Oberkämmerer hielt die goldene Lampe — in Ewigkeit vergess' ich das Gesicht des Königs nicht, das Zittern nicht, welches die gelblich bleichen Züge überkam. Hoch auf richtete er sich von seinem Lager, hager und schwächlich und stieß einen Ruf aus, der fast ein Schrei war:

„Antwerpen über! Antwerpen ist über!"

Und die Lampe in der Hand des Höflings fing auch an zu zittern. Aus dem Bette erhob sich der König; er stützte sich, ganz gegen die Etikette, dabei auf meine Schulter, die Schulter des einfachen, mit dem Staub und Schweiß der Wege bedeckten Soldaten. Die abligen Herren warfen ihm einen Rock um die Schultern; — seit der Nachricht vom Sieg bei Lepanto hatte solche Freudenbotschaft das Ohr des Monarchen nicht getroffen. Durch die Gänge des Schlosses eilte er schnellen Fußes an die Thür seiner Lieblingstochter, der Donna Clara Isabella Eugenia, klopfte, — was war der katholischen Majestät ihre Etikette in diesem Augenblick? — an die Thür der Prinzessin klopfte er, öffnete sie ein wenig, schob den Kopf in das Gemach und flüsterte der schlaftrunkenen, erschreckten Tochter zu:

„Antwerpen ist über! Antwerpen ist über, Donna Clara!"

Wie regte sich dann das Schloß, als die große Nachricht sich verbreitete...."

„Und Ihr? Ihr, Sennor Jeronimo?" fragte der Commandant von Fort Lieffenhoek seinen Hauptmann. „Was war Euer Lohn für solche freudige, glorreiche Botschaft?"

„Ja, was war Euer Lohn, Jeronimo? Ihr seid nicht Calatravaritter?" fragten die andern Officiere.

„Nein, ich bin nicht Ritter vom Calatravaorden," antwortete der alte Krieger. „Und was meine Belohnung anbetrifft, nun, eine goldene Kette hing mir die katholische Majestät um und ein Obristenpatent gab man mir auch."

„Ah!" machte der Commandant, und die übrigen Befehlshaber drängten näher heran.

„Ja wohl," sagte der Alte, „ich verstehe wohl, was Euer Blick sagen will, Sennor Colonnello; er will sagen: nun, und was steht Ihr hier jetzt als mein Untergebener, als ein armer, halbinvalider Söldner? Ist es nicht so?" fragte er und blickte im Kreise umher. „Nun, ich will's Euch auch sagen, da ich grad' am Erzählen bin. Knöpft die Ohren auf, junges Volk, es mag eine Lehre für Euch drin liegen. Am 13. Julius 1591 schlug der Prinz Farnese sein Lager vor Fort Knodsenburg, Nimwegen gegenüber, es zu belagern; aber Gerhard de Jonge der niederländische Befehlshaber war ein tapferer Mann und machte uns blutige Arbeit. Ihn zu entsetzen rückte auch Moriz von Oranien über Arnhem in die Betau und zog nach gelegtem Hinterhalt aus zur Recognoscirung vor unser

Lager. Da ritten wir aus, sieben Cornetten, spanische und italische Speerreiter gegen den Feind. Kann Euch sagen, wackere Herzen saßen auf: Francesco Ricelli, Alfonso Davales, Padilla, Jeronimo Caraffa, Decio Manfredi und Andere. Des Herzogs Leibcornette führte ich an dem Tage — Fluch sei ihm! Vorwärts gegen den Feind ging's und eilends zog sich dieser zurück; bis — wir in den Hinterhalt fielen und aufgerieben wurden bis auf den letzten Mann. O heiliger Gott, dreißig Wunden, ehrliche Narben trug ich schon damals auf dem Leib, bei jedem Gefecht hatt' ich geblutet, und diesesmal — diesesmal, als alle Gefährten todt und wund das Feld deckten, blieb ich allein unverletzt. Des Herzogs von Parma sieghafte Standarte aber, die ich führte, blieb in der Hand des Feindes! Einen gestickten Christus trug sie mit der Umschrift: Hic fortium dividet spolia. — Da ging meine Kriegerehre zu Grund. Am folgenden Tag riß man mir die goldene Ehrenkette ab, die mir Don Philipp gegeben hatte; meine Stelle bekam ein Anderer, Glücklicherer; ich durfte mich als gemeiner Söldner in der großen Masse verlieren; meinen Namen warf ich fort und nahm Dienste in einem deutschen Regiment, grau und gebeugt ward ich in einer einzigen Stunde; Hauptmann unter meinem jetzigen Namen auch wieder, und so — Euer Untergebener, Commandant, Euer Kamerad, Ihr Herren — wendet Euch nicht ab!"

Der Commandant von Fort Lieffenhoek reichte dem Erzähler die Hand und schüttelte sie stumm und herzlich; auch die Andern drängten sich, ihm die Hände zu reichen.

„Basta!" sagte der Alte. „Was thut's, zuletzt ist's doch Alles einerlei. Wie viel Glanz, Ehre und Ruhm hab' ich verlöschen sehen — im Escurial schläft Don Philipp II.; zu Parma liegt der große Prinz Alexander; — wo blieb Fernando Alvarez von Toledo, der Herzog von Alba? Wo blieb unser gewaltiger Feind Wilhelm der Schweigende?" „Quo pius Aeneas, quo dives Tullus et Ancus?" lachte ein junger Fähnrich, der eben erst der hohen Schule zu Salamanca entlaufen war; aber Niemand achtete seiner, und der Capitän Jeronimo fuhr fort: „Basta, Kameraden; ein Jeder thue seine Pflicht und halte sich für einen ehrlichen Mann! Sennor Commandant, laßt die Leute das Gewehr wegsetzen, die rothe Ruhr streicht sie Euch morgen sonst von der Musterrolle. Die Geschichte auf den Wassern dort drüben ist zu Ende — seine katholische Majestät Don Philipp III. und seine Genuesischen Gnaden Signor Federigo Spinola haben ein gutes Schiff weniger. Laßt die Leute schlafen gehen, Oberst; morgen werdet Ihr schon das Weitere und Nähere erfahren."

„Ihr glaubt, Unglücksverkünder? Ach, Euer teuflisches Mißgeschick hat Euch den frischen Muth allzusehr geknickt. Faßt Muth, wackerer Jeronimo."

Der Hauptmann zuckte nur die Achseln.

„Nun, es sei," sagte der Commandant. „Laßt die Zeichen geben, die Wälle zu verlassen. Nachher erwarte ich Euch Alle, meine Herren, zu einem Trunk Wein; es wird ja doch wohl Keiner von Euch mehr schlafen in dieser Nacht. Muth, Ihr Herren, und Spanien für immer!"

Die Officiere riefen das letzte Wort ihres Befehlshabers nach, aber doch mit ziemlich beklemmter Stimme. Dann wirbelten die Trommeln und die Truppen zogen zurück von den Wällen des Forts Lieffenhoek.

Der Commandant blieb aber noch zurück, stützte seufzend die Ellbogen auf die Mauerbrüstung und legte das Kinn auf die Hände. So starrte er auf die Wasser und in die Nacht hinaus und murmelte:

„Er hat Recht; es ist ein leidig Ding um diesen Krieg. Vierzehn Jahre flattert nun wieder das Banner von Spanien auf diesen Wällen und auf den Mauern und Thürmen von Antwerpen; sind wir aber darum nur einen Schritt weiter in der Besiegung dieses heldenmüthigen, starrköpfigen Volkes? Welche Männer haben auf dieser winzigen angeschwemmten Erdscholle gekämpft und geblutet! Welche Männer haben gekämpft um diesen Fleck! Wie leuchtende Sterne glänzen durch die Zeiten die Namen von Freund und Feind, die Namen Alexander Farnese, Mansfeld, Mondragone, Johannes Pettin von Utrecht, Aldegonde, Gianibelli, Johannes Baptista Plato, Barrai, Capisucchi, Olivera, Paz, La Motta, Delmonte und hundert andere. Tausend und aber tausend Ungenannte liegen dort unter dem Sande, unter den Fluthen; — wie Viele werden noch darin versinken?"

Die Besatzung hatte sich längst zurückgezogen und man vernahm nichts mehr auf dem Wall von Fort Lieffenhoek als den Ruf und Schritt der Ronden und das Brausen der Wogen und des wiedererwachenden Sturmes.

Nochmals umschritt der Commandant seine

Mauern und schärfte den verdoppelten Wachen ein, ja gute Wacht zu halten; dann stieg auch er hinab und suchte seine Wohnung auf, wo er seine Officiere, seiner Einladung gemäß, Alle bereits versammelt fand. Nur der Hauptmann Jeronimo fehlte; er pflegte immer zu fehlen bei den Gelagen seiner Kriegsgesellen; man ließ ihn gewähren, bedauerte ihn und scherzte und lachte über seine trüben Prophezeiungen.

Der Alte hatte aber doch Recht! Wohl hatten in dieser Sturmnacht der katholische König und Friedrich Spinola von Genua ein wackeres Schiff verloren. Der nächste Morgen warf die verkohlten Trümmer der Immacolata Concezione an die Dünen von Südbeveland dem ketzerischen Volk vor die Füße, und die Abendfluth trug mehr als eine verstümmelte Leiche mit der hispanischen Feldbinde zu den Mauern von Fort Bats. Die schlimme Voraussagung des Capitäns Jeronimo war eingetroffen, die Wassergeusen hatten den Sieg behalten in dem nächtigen Gefecht.

II.

An Bord des Andrea Doria.

In die Stadt Antwerpen brachten Fischer die Botschaft von dem nächtlichen Vorgang und groß war darob, je nach der Parteistellung, der heimliche Jubel oder die laute Wuth der Bevölkerung.

Auch in der Stadt lief baldigst durch das Volk der Name der „schwarzen Galeere" und wurde mit mehr oder weniger Zuversicht mit dem geschehenen Unheil in Verbindung gebracht.

Wer konnte in solcher Sturmnacht, wie die vergangene war, solche That anders gethan haben, als die schwarze Galeere?

Auf den Plätzen, in den Gassen, in den Werkstätten, in den Kirchen, auf dem Rathhause und in der Citadelle wurde das Wort gehört. Auf den Kriegs- und Handelsschiffen, die am Kai, dicht an den Häusern und Mauern der Stadt vor Anker lagen, lief es um. Ueberall, wie gesagt, sah man Bestürzung oder geheimes Frohlocken auf den Gesichtern.

„Die schwarze Galeere! die schwarze Galeere!" — —

Das war Federigo Spinola, ein edler Genueser Patricier, ein unternehmender Sohn des berühmten Geschlechtes jener reichen Republik, welcher mit dem König in Spanien, Philipp III., einen Vertrag abgeschlossen hatte, für den Dienst der katholischen Majestät eine Flotte gegen die niederländischen Rebellen auszurüsten und dieselbe in die Nordsee zu führen. Alle Beute, alle Schiffe, welche den Ketzern abgenommen wurden, waren Eigenthum des Admirals Federigo, und so fuhr er mit einer bedeutenden Anzahl Galeeren und Galeonen, bemannt mit sechzehnhundert kühnen Männern, aus von Genua, schiffte durch die Straße von Gibraltar, umfuhr das Cap Finisterre, nahm im Busen von Biscaya eine große Anzahl verwegener biscayischer Piraten und Caper in sein Schiffsgefolge auf, desgleichen eine große Zahl Dünkirchner Freibeuter und erschien am 11. September 1599 im Hafen von Sluis, wo er Anker warf, und von wo aus er seine Thätigkeit in dem nordischen Meer begann.

Zum ersten Mal wurden die Wellen der Nordsee von diesen romanischen Ruderfahrzeugen gepeitscht, deren sich bis dahin nur die Anwohner des Mittelländischen Meeres bedient hatten. So kam es, daß anfangs selbst die wackern, nichts fürchtenden seeländischen Schiffsleute den Schrecken des Unbekannten fühlten vor diesen italischen Galeeren, die gleich riesenhaften Wasserkäfern mit hundert Ruderfüßen die Wogen schlugen.

So machte Federigo Spinola anfangs ein vortreffliches Geschäft und gewann manch' reichbeladenes Kauffahrteischiff, manch' armes Fischerbot den Niederländern ab; — bis der erste Schrecken von den Letztern überwunden war und sie es wagten, den neuen Feinden kühner an den Leib zu gehen. Ein zahlreiches Geschwader sandten die Generalstaaten aus, und in einem heißen Gefecht ward nicht nur eine große Anzahl der feindlichen Caper vernichtet, sondern sogar auch eine der schrecklichen Galeeren genommen.

Im Triumph brachte man das merkwürdige Schiff nach Amsterdam, und hier wurde nach diesem Modell ein ähnliches Fahrzeug gebaut und mit den kühnsten Herzen und Händen bemannt. Drohend schwarz war seine Farbe und bald genug wurde die — schwarze Galeere den Spaniern und dem Admiral Federigo Spinola schrecklich. Die Speculation des Genuesers trug von da an nicht mehr so gute Früchte, wie im ersten Anfang. —

So war die schwarze Galeere kein Geisterschiff, kein Gespensterschiff, sondern ein Ding von Holz und Eisen, und seine Bemannung

war auch keine Gespensterschaar. Wesen von Fleisch und Blut kletterten in den Tauen, richteten die Segel, luden die Drehbassen, schlugen die Lunten auf und enterten die feindlichen Schiffe mit dem wilden Geusenschrei:

„Lieber Türk als Pfaff!“ — — —

Ueber die schwarze Galeere unterhielt sich auf den Plätzen und in den Gassen der großen Handelsstadt Antwerpen das Volk, und jeder Nachbar wollte Genaueres wissen über das Gerücht, daß das treffliche Ruderschiff, die unbefleckte Empfängniß, gestern Nacht durch die Seeländer in die Luft gesprengt worden sei.

So wurde es allmälig wieder Abend; ein dichter Nebel stieg auf von der Schelde und legte sich über die ganze Stadt Antwerpen. Die Lichter am Kai schimmerten röthlich durch den Dunst, feucht träufelte es aus dem Tauwerk der Galeone Andrea Doria, welche dicht unter den Mauern und Häusern am Kai vor Anker lag, und auf deren Deck der Capitano Antonio Valani, ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, in seinen Mantel gehüllt, auf- und abschritt; während die Wellen des Flusses leise klatschend den Bauch seines Schiffes umspülten, und von dem Kai und der Stadt her noch dumpf das Getöse der regen Bevölkerung hersummte.

Eben hielt der Capitän in seiner Wanderung ein und starrte nach den Lichtern der Stadt, die über die Mauer schimmerten, hinüber, als an seiner Seite sein Lieutenant Leone della Rota, ein Jugendfreund aus der Strada Giulia, erschien und ihm die Hand auf die Schulter legte:

„So in Gedanken, Antonio?“

Der Angeredete blickte fast erschreckt in die Höhe.

„Ah, Du bist's, Leone! Nun, bringst Du eine Nachricht von draußen?“

„Ja! aber leider sehr schlechte. Es ist vom Fort Lieffenhoek an den Admiral gekommen; die Geschichte von der vorigen Nacht ist wahr. Die Immacolata hat der Teufel geholt, Schiff und Mannschaft, Mann und Maus. Nur der Cajütenjunge ist bei Fort Bats auf einer leeren Wassertonne lebendig an das Land geritten. Da hat's großen Jubel unter den Ketzern gegeben und die seeländischen Weiber — schauderhaft häßliche Creaturen, Antonio, — haben den Burschen fein säuberlich abgetrocknet und ihn — mit einem gottverdammten Compliment hierher an seine Excellenz den Gouverneur geschickt. Sie haben ihn oben auf der Citadelle gehabt; na, wir werden wohl bald vom Admiral Nachricht erhalten.“

„Gott gebe es,“ rief der Capitän des Andrea Doria, unwillig sein Deck mit dem Fuß stampfend. „Leone, ich halt's nicht mehr aus, hier so müßig vor Anker zu liegen!“

„Müßig?!“ lachte der Schiffslieutenant. „Nun, beim schönen Leib der Venus, das wüßte ich doch nicht. Ich sollte denken, wir hätten die Zeit, welche wir hier vor Anker liegen, doch nicht so ungenutzt verstreichen lassen. Corpo di Bacco, was für eine stolze Eroberung hab' ich gemacht an der feisten Signora, dort in der Taverne zum Wappen von Alcantara. Ich bitte Dich, Antonio.“

„Du nimmst das Leben noch leicht, Leone!“ sagte der Capitän seufzend.

„Ohime,“ lachte der Lieutenant, „fasse Dich doch an Deinen eigenen Busen, Freund, und sing mir nicht solche Phrasen vor. Ah, wende den Blick nicht so kläglich seufzend weg von mir. Bitte, schau' meinem Finger nach, — dort, sieh', jenes Licht dort über der Stadtmauer — in jenem Eckenfenster! Folge nur meinem Finger, — siehst Du es? Ohe, Antonino, Antonello, Capitano, Capitanino, wer wohnt dort? Sag' mir, wer hat jenes Lichtchen angezündet? Ist es nicht das süßeste Kind, welches dieses hyperboräische Land, ich sollte sagen, dieser hyperboräische Sumpf, jemals, so lange es hier regnet, und das ist sehr lange, wie mir däucht, — hervorgebracht hat? He, ist nicht Antonio Valani, Capitän dieser guten Galeone Andrea Doria, mit Leib und Seele den zwei blauen Augen und den blonden Haarflechten dieser bella Fiamminga verfallen? . . . wieder ein Seufzer? o Antonio, Antonio, bei unserer lieben Frau von Cythere, Du bist doch ein gar trübseliger Gesell'!“

Unwillig wandte sich der Capitän ab.

„Ach laß mich, Leone; — bitte, geh' zu Deiner fetten Signora. Ich gebe Dir Urlaub für die ganze Nacht, bis zum ersten Hahnenschrei, daß ich Dich und Deinen losen Mund nur los werde vom Schiff. Geh', ich bitte Dich, gehe und quäle mich nicht länger durch Dein heiteres Gesicht. Wahrhaftig, ich gönne Dir das leichte Blut und den lustigen Lebensmuth; aber nun laß auch mir die einsame Stunde, wenn Du mein Freund bist. Es sieht wüst in mir aus!“

„Antonio,“ sagte der Tenente ernster,

„Antonio, bei meiner Ehre, ich wollte Dich nicht quälen. Die dicke Wirthin im Wappen von Alcantara mag warten und nach der Thür lugen, so lang' es ihr beliebt; — ich gehe nicht. Was Teufel, sprich, Carissimo, wie steht's mit Dir? Vertraue mir, was Dich drückt! die böse Nachricht aus der Westerschelde ist's nicht; — vertraue mir, sollte es wirklich Wahrheit sein, was ich für Scherz nahm und scherzhaft behandelte? Solltest Du im Ernst den Banden der blonden Zauberin verfallen sein?"

Der Capitän Antonio seufzte hier recht tief, ohne zu antworten, und Leone fuhr fort:

„Und sie spielt die Grausame gegen Dich? Gegen Dich, den Liebling aller Damen in der Strada Balbi und in allen übrigen Straßen, Gassen und Sackgassen unserer lieben Vaterstadt Genova superba? Bei der Beherrscherin von Paphos, das verdient Strafe, die härteste Strafe. O, diese liebreizende Barbarin! . . . Antonio Valani, Vorgesetzter und Freund, mit Schwert, Herz und Kopf steh' ich zu Deiner Hilfe neben Dir. Was wollen wir thun, das süße Kind Dir zu gewinnen?"

Was darauf gesprochen wurde zwischen dem Capitän und seinem Lieutenant, wurde unterbrochen und ging verloren in dem Anruf des wachhabenden Schiffssoldaten an der Laufplanke; Trommelwirbel erschallte vom Kai herüber, Fackeln leuchteten, Waffen blitzten. Der Admiral Friedrich Spinola kam nachzuschauen wie es aussah auf dem Andrea Doria und den übrigen Schiffen seiner Flotte unter den Mauern von Antwerpen. Er befand sich in der übelsten Stimmung, wie Antonio und Leone wohl merkten, als sie zu seinem Empfange herbeieilten. Sehr grimmig stapfte der Signor Federigo einher im Kreise seiner Capitäne, die sich an Bord des Andrea Doria um ihn versammelten. Der unglückliche Kampf der letzten Nacht lag ihm schwer auf der Seele. Ging das so fort, so fiel das Geschäft keineswegs so lohnend aus, wie es aussah auf dem Pergament, auf dem Vertrage, auf welchem Don Philipp III. von Hispanien sein Yo el Rey über die Unterschrift des Genueser Nobile's gesetzt hatte.

„Heraus mit Euch Allen!" schrie Don Federigo im Kreise seiner Capitäne wüthend, „hinaus in die See und fangt mir diese verruchte schwarze Galeere. An ihre eigenen Raen knüpft mir die ganze Mannschaft, und die Hölle habe ihre Seelen. Cospetto, morgen mit Tagesanbruch lichten die Anker die vier Galeeren, die hier noch vor Anker liegen. Hört Ihr, Signori? Der Andrea Doria bleibt allein noch hier und erwartet nähere Befehle. Hört Ihr, Ihr Herren von den Galeeren, — morgen früh. Botschaft ist schon nach Sluis an die dortigen Befehlshaber gegeben, ebenfalls mit allen freien Schiffen in See zu gehen. Die schwarze Galeere — bringt mir die schwarze Galeere oder der Satan —"

Abstapfte der Admiral, den Rest seiner Rede verschluckend, und die Capitäne schauten sich gegenseitig mit Grimassen an und dem Admiral nach:

„Diavolo — das war spanischer Pfeffer! — Auch eine Arbeit, die leichter zu bereden als zu thun ist! — Nun, Ihr Herren? — die schwarze Galeere! — Gestern habt Ihr ja wohl Euern Koch gehängt, Francisco? — Ja wohl, Schade drum! — Sluis! — Spinola! — schwarze Galeere!" so ging das an Bord des Andrea Doria durch einander, bis endlich ein Befehlshaber nach dem andern sich entfernte, um die Vorbereitungen für die morgende Abfahrt zu treffen.

Antonio Valani und Leone della Rota fanden sich erst nach geraumer Zeit wieder allein auf ihrem Verdeck.

„Also die Andern segeln und wir bleiben hier? Auch gut!" sagte Leone. „Gehen wir also auf unsere eigene Jagd aus, Antonio, vor Allem aber gehen wir jetzt zur Taverne. Ausführlich sollst Du mir dort Alles erzählen, was Dein Verhältniß zu der holden Flamländerin betrifft."

„O nicht doch, Leone! laß mich!"

„Nein, nein; Du sollst und mußt. Ich will Dich heilen, Carino; ich bin ein guter Arzt in solchen Leiden. Manch Einer hat's erfahren und Du sollst es auch erfahren, Tonino."

Widerwillig ließ sich der Capitän fortziehen von seinem Schiff. Unmuthig folgte er dem Luogotenente durch die Gassen von Antwerpen zur Taverne zum Wappen von Alcantara, wo die dicke Wirthin sich in den lustigen Leone della Rota verliebt hatte, und der Schatz freie Zeche und — freies Quartier hatte, so oft es ihm angenehm schien. Es war ihm aber sehr oft angenehm und gelegen.

III.

Jan und Myga.

In einem der hohen Giebelhäuser hinter der Stadtmauer am Kai von Antwerpen saß am folgenden Abend Myga van Bergen neben ihrer kleinen Lampe, — ganz in Trauer gekleidet, — die Tochter des weiland so reichen und angesehenen Kaufmanns Michael van Bergen, von dem es jetzt heißen konnte: Supremum diem obiit, senex et pauper.

Wie wenn ein Sack voll neugeprägter Goldstücke ausgeschüttelt wird, so klang vor fünfzehn oder zwanzig Jahren die Firma van Bergen und Norris Jedermann in's Ohr. Eins der reichsten Häuser des reichen Antwerpens repräsentirte diese Firma. Auf allen Meeren schwammen ihre Schiffe, ihre Waarenhäuser waren voll der köstlichsten Schätze Indiens und Amerika's; ihre Schreibstube war voll emsiger Schreiber. Ja, vor zwanzig Jahren hättet Ihr auf der Börse oder im Haus der Oosterlinge, der großen Hansaniederlage, nach der Firma van Bergen und Norris fragen sollen; — wahrlich guter Bescheid würde Euch zu Theil geworden sein.

Nun aber war Johann Geerdes Norris längst gestorben zu Amsterdam und vor vierzehn Tagen war ihm zu Antwerpen sein ehemaliger Compagnon in das Grab gefolgt, als ein Bettler.

Hättet ihr jetzt an der Börse oder im Hause der Hansa nach der Firma van Bergen und Norris gefragt; man hätte Euch Eure Frage vielleicht mehr als einmal wiederholen lassen und dann den Kopf geschüttelt. Wer kannte jetzt noch die Firma van Bergen und Norris? nur die ältesten Kaufleute und Makler wußten sich ihrer noch zu erinnern.

Wie war das gekommen?

Die Antwort darauf ist leicht zu finden. Als das Haus van Bergen und Norris in seinem höchsten Glanze strahlte, regten sich thätig zweimalhunderttausend Einwohner in den Mauern von Antwerpen; jetzt waren dieselben auf achtzigtausend zusammengeschmolzen. Genügt Euch das?

Werfen wir einen Blick zurück in die vergangenen Tage!

Das war am 20. August des bösen Jahres 1585. An diesem Tage hielten die Reformirten ihren letzten Gottesdienst in der Kathedrale. Nach der Capitulation, welche die Stadt mit ihrem gewaltigen Dränger, dem Prinzen Alexander von Parma, abgeschlossen hatte, sollte am folgenden Tage der Katholicismus wieder Besitz nehmen von dem Heiligthum unsrer lieben Frau, das er so lange den Ketzern hatte überlassen müssen.

Es war ein feierlicher seltsamer Augenblick, als nun an diesem 20. August nach der letzten protestantischen Predigt die Tonwogen der protestantischen Orgel verrollten. Eine tiefe Stille trat ein, das Volk saß mit gesenkten Häuptern und betete leise und brünstig. Dann aber brach es aus — ein Ton halb Seufzer halb unterdrückter Wuthschrei — langhallend — Schmerz und Ingrimm! Ein Rauschen entstand, von den Sitzen erhob sich die Versammlung und stürzte wild und wirr gegen die Kirchthüren, gegen die hohen Portale, welche der katholische Theil der Bevölkerung bereits umlagerte.

Triumph und Niederlage!

Mönche aller Orden drängten sich lächelnd oder exaltirt den gedemüthigten, still weinenden oder grollenden Ketzern in den Weg, ihre Rosenkränze frohlockend erhebend.

Wie lange war es her, seit sie vor dem Rufe: Papen uyt! Papen uyt! die Pfaffen fort! fort mit den Pfaffen! diesen selben Ketzern hatten weichen müssen?

So wechseln die Geschicke der Menschen, so wechseln Triumphe und Niederlagen im Kampfe der Geister.

Am 20. August bestand noch in voller Kraft und großem Ansehen das Handlungshaus van Bergen und Norris; — am 27. August löste sich die Firma. Alexander Farnese zog mit großem Pompe in die gewonnene Stadt ein; Jan Geerdes Norris verließ sie mit seinem zehnjährigen Söhnlein und vielen Andern, welche die spanische Gewalt nicht ertragen wollten. In der Stadt zurück blieb Michael van Bergen mit seinem sechsjährigen Töchterchen. Jeder der beiden Compagnons handelte nach seinem Charakter; der starkmüthige, zornmüthige Norris und der ängstliche, weiche van Bergen. Der Eine trotzte dem Verhängnisse, so lange es ging, und wich, als der Kampf entschieden war, an dieser Stelle, um ihn anderswo wieder aufzunehmen. Der Andere beugte sich den Verhältnissen und litt schweigend, was er nicht zu ändern vermochte.

Doch das ist lange vorüber und unsere beiden Helden sind nicht Geerdes Norris und Michael van Bergen; sondern Jan Norris und Myga van Bergen, die Kinder der einst so berühmten Firma.

In was für einer schreckenvollen, verwüsteten, grauenhaften Welt hatten die beiden Armen das Licht erblickt! Wie oft waren die Wiegenlieder der Mutter, durch das Krachen des Geschützes nah und fern, zum Schweigen gebracht. Wie oft hatten die Väter Söhnchen und Töchterlein niedersetzen müssen von den Knien, weil die Nothglocke sie hinausrief auf die Wälle oder zum Rathhaus!

Arme kleine Wesen! Niemals hatten sie gleich andern, in glücklicheren Zeiten geborenen Kindern gefahrlos in schattigen Wäldern, auf grünen Wiesen sich umhertummeln dürfen. Niemals hatten sie die blauen Kornblumen, den rothen Feldmohn vom Rande der Ackerfelder zum Kranze winden dürfen.

Die Wälder füllten ja die streifenden Parteien des katholischen Königs, die wilden Rotten der Waldgeusen, das rechtlose, heillose, versprengte Gesindel aller Völker Europa's.

Auf den grünen Wiesen schlugen die Heere Spaniens, die Söldnerhaufen aus Deutschland, England, Frankreich, Italien, die Krieger der Provinzen, des Prinzen von Oranien ihre Hütten und Gezelte auf.

Die Kornfelder fielen, noch ehe die goldene Frucht reifte, noch ehe die rothen und blauen Blumen blühten, den Rossen und Fußtritten der ziehenden Heerschaaren zum Opfer.

Wo war ein friedliches Fleckchen zu finden auf diesem zertretenen Erdenwinkel, welchen der König von Spanien sein Eigenthum nannte?

In den engen dunkeln Gassen der Stadt Antwerpen hinter den hohen Mauern, Wällen und Thürmen Paciotti's hatten die armen Kinder ihre Spielplätze, und oft genug waren auch diese unsicher und gefahrbringend. Oft genug verwandelten sich die Häuser der Bürger in Kerker, in welchen die Bewohner sich selbst einschließen, in welchen sie ihre eignen Kerkermeister sein mußten, um sich vor dem draußen umgehenden Unheil zu schützen.

Ganz anders mußte sich die Weltanschauung dieser beiden Kinder als anderer glücklicherer gestalten, und manche schöne Blüthe wurde durch das finstere, kalte Gewölk, das über den Zeiten hing, in der Knospe erstickt und vernichtet.

Wie oft sahen Jan und Myga, während der ganzen langen Belagerung des Prinzen von Parma, von den Fenstern aus, in welchen sie ihre bunten Puppen und Thiere aufstellten, den Krieg mit seinen Schrecken in der Gasse vorüberziehen.

Ein Paar sollten Jan und Myga werden, hatten die Väter und Mütter unter sich ausgemacht, als die große Firma van Bergen und Norris noch stand. Als die Capitulation zwischen dem Prinzen Alexander und der Stadt aber unterzeichnet wurde, zerriß in seinem Sinn Jan Geerdes Norris den Vertrag über das Hochzeitsbündniß seines Söhnleins mit dem Töchterlein seines Compagnons Michael van Bergen. Die Ehefrauen der beiden Handlungsherren waren damals bereits beide todt.

Am 27. August 1585 wurden die beiden Kinder von einander getrennt und der zehnjährige Bube, das sechsjährige Mädchen schluchzten bitterlich darob; aber es war Krieg, und der Krieg trennt wohl noch viel grausamer Herz von Herzen. Man hielt sich versichert, daß die beiden Kinder ihre ersten Jugenderinnerungen bald genug vergessen haben würden.

Wir wollen sehen, ob dem so war. — —

Die Jahre sind vergangen, — todt ist Johann Geerdes Norris, todt ist Michael van Bergen, nachdem sein Reichthum vergangen ist wie Schnee an der Sonne.

In ihrem Stübchen hinter der Mauer am Kai zu Antwerpen saß Myga in ihren schwarzen Trauerkleidern, — ein wunderholdes Jungfräulein, noch gar bleich von den langen Nachtwachen am Bette ihres sterbenden Vaters. Sie spann, — ihre Augen waren voll Thränen und ihr Herz voll unausgeklagter Schmerzen und Sorgen. Seit dem Tode ihres Vaters war das arme Kind ganz einsam in der großen Stadt, in einer so wilden Zeit, wo die Schwachen fast rechtlos jeder Unterdrückung, jedem Uebermuthe preisgegeben waren.

Ganz verlassen war Myga van Bergen?

Armes Kind! — daß sie nicht g a n z verlassen war, gehörte auch mit zu den Sorgen Myga's.

Wohl kümmerte sich noch Jemand um das Kind Michael's van Bergen, wohl wußte die Waise, daß ein treues Herz ihr geblieben war, daß — — Jan Norris von Amsterdam den letzten Blutstropfen für sie hingeben würde; aber — Jan Norris war ein Verfehmter, dem der Galgen drohte, wenn eine spanische Hand ihn griff in den Gassen von Antwerpen. Und Jan Norris der Wassergeuse erschien oft, in mancherlei Vermummung in den Gassen von Antwerpen.

Jan Norris hatte seine Jugenderinnerungen

nicht so bald vergessen, wie Jan Geerdes Norris, sein Vater, meinte.

Noch immer waren Jan und Myga Bräutigam und Braut. Keine Macht auf Erden solle sie trennen, hatten sie sich gegenseitig geschworen; was jedoch daraus werden sollte, wußte aber, so lange der alte Michael noch lebte, keines von Beiden zu sagen.

Nun war Michael van Bergen todt und begraben seit vierzehn Tagen; aber Jan war verschwunden seit Monden. Lebte er noch? Hatten ihn die Wogen verschlungen? Hatten ihn die Spanier beim Entern gefangen und gehangen?

Wer konnte das sagen?!

Was sollte die arme verlassene Myga anfangen in der wüsten Welt, wenn Jan todt war?

Die Nacht rückte allmälig vor; aber Myga fürchtete sich, sich niederzulegen. Schlafen konnte sie doch nicht vor Gram und Beklemmung, was sollte sie im Bette? Es wurde allmälig recht kalt im Stübchen, aber die Waise schien die Kälte nicht zu spüren, sie legte nicht neue Kohlen in den winzigen Kamin. Sie stellte die Spindel weg und bedeckte das Gesicht mit den Händen, das Haupt zur Brust neigend. So saß sie noch eine geraume Zeit, bis sie sich endlich fröstelnd doch erhob, um ihre Lagerstatt zu suchen.

Noch einmal beugte sie sich zu den Riegeln ihrer Thür nieder, um nachzuschauen, ob dieselben auch ordentlich vorgeschoben waren; als sie auf einmal horchte — athemlos horchte.

„Myga?!“ flüstere es draußen.

Die Waise erzitterte am ganzen Körper.

„O mein Gott!“

„Myga?!“ flüsterte es noch einmal durch das Schlüsselloch.

Mit einem Schrei schob das junge Mädchen die Riegel weg und drehte den Schlüssel im Schlosse. Auf flog die Thür, und ein Jüngling in der Officierstracht eines Söldnerregiments mit der spanischen Feldbinde über der Schulter hielt im nächsten Augenblicke das schöne Kind in den Armen.

„Myga, o Myga!“

„O Jan, Jan, lieber, lieber Jan!“

Heiße Küsse ersetzten für die nächsten Minuten das Wort den Beiden. Dann aber sank Jan Norris, wie es schien, vollständig erschöpft, auf den nächsten Stuhl und Myga bemerkte nun erst die Unordnung der Kleider ihres Geliebten, bemerkte, daß er den Hut verloren hatte, daß seine Wange von einer leichten Schramme blutete.

„Um Gotteswillen, was ist wieder geschehen, Jan? ich zittere — o, Du hast Dich wieder einmal tollkühn in Gefahr gestürzt — o Jan, Jan, böser Jan!“

„Wahrhaftig, um ein Haar, so hätten sie mich diesmal erwischt, Myga! Aber fürchte Dich nicht, süßes Lieb, nur beinahe hätten sie mich gepackt — Teufel, wie ein Hund hätte ich freilich gebaumelt, wenn's nicht so gut abgelaufen wäre!“

„O Jan und Du willst mich lieben? Du willst mich erretten aus dieser Stadt? O barmherziger Gott! zu Grunde wirst Du gehen und ich auch, und mein Vater ist auch todt, o Du heiliger, barmherziger Gott, was soll aus mir werden? Wer soll mich schützen, wer soll mir helfen?“

„Du hast Recht! leibergottes hast Du Recht, armes Lieb! ach, und Dein Vater ist nun auch gestorben und ich bin nicht dagewesen, Dich zu trösten in Deinem Kummer. Mußte vor Dünkirchen kreuzen derweilen, die Freibeuter in den Grund zu bohren; — o, es ist hart, Myga, und doch — doch konnt' ich nicht anders und heut Abend auch nicht. Das edle Vaterland hoch zu halten, soll Jeder sein Leben dran setzen; — ach Myga, Myga, lieb' mich noch ein wenig, trotzdem, daß ich Dir ein schlechter Schutz und Schirm bin. Der arme Vater Michael —“

„Laß den todten Vater, Jan! Ihm ist wohl, er hat Ruhe und braucht Niemanden mehr zu fürchten, — ach, man muß die Gestorbenen wohl beneiden in dieser blutigen, schrecklichen Zeit!“

„O Myga, sprich nicht so. Ein Elend ist's freilich wohl, daß der Vater starb; aber — nun bist Du ja ganz mein! Nun kannst Du ja mit mir gehen nach Amsterdam, nun fesselt Dich nichts mehr in diesem armen Antwerpen. Myga, tröst' Dein Herz, wir sehen doch noch fröhliche Tage, meine süße, süße Braut. Noch eine kurze Zeit und ich hole Dich — gib acht, vielleicht mit einem stattlichen Hochzeitsgeleit, daß keine Königin sich dessen zu schämen hätte. Vielleicht läuten sie die Glocken, rühren sie die Trommeln, vielleicht feiern sie mit Geschützesdonner die selige Stunde, in welcher ich Dich davonführe aus Antwerpen. Gib Acht, ob's nicht wahr wird, was ich Dir in aller Heimlichkeit vertraue.“

„Ach, welche Phantasien, Du wilder, lieber

Jan Norris. Sag mir, wie sollt das geschehen, daß Du mich so feierlich heimholen würdest. Nein, sag's mir nicht, denn es ist doch eitel Thorheit; bericht' mir lieber von der Gefahr, der Du so eben kaum entrinnst. Es kommt mir nun auf ein nächtlich Traumbild nicht mehr an, dafür sorgst Du schon, tollköpfiger Jan."

„Nicht so tollköpfig als Du meinst, Lieb!" lächelte der Jüngling. „Der Capitän der schwarzen Galeere würde sich sonst wohl hüten, des Jan Norris Kopf und Beine, Herz und Arme also zu gebrauchen, wie er es thut. Einer großen Sache wegen bin ich hier in der Stadt — wir wollen gern eine That thun, daß die Antwerpner Kinder noch nach hundert Jahren davon singen mögen. Deshalb Kundschaft zu holen, steck ich hier in diesem Plunder, in deutschen Pluderhosen, statt in seeländischen Schifferhosen. Nun höre, Myga. Ich habe am Kai meine Geschäfte abgemacht und in Erfahrung gebracht, daß vier Galeeren des Spinola heute am frühen Morgen in See gegangen sind zur Jagd auf die schwarze Galeere; dabei habe ich leidergottes ausgekundschaftet, daß der Vater Michael gestorben ist, habe mir das letzte genuesische Schiff, das hier vor Anker liegt, den Andreas Doria — seiner Bauart wegen — genau angesehen, und der Abend ist derweilen herangekommen. Hatte den Tag schon oft genug heimlich nach Deinem Fensterlein heraufgeschaut, lieb Kind; aber nicht die Minute gefunden, hinzuschleichen zu Dir, da mancherlei Volk mir an den Fersen hing. Denk ich also, die Dunkelheit zu erwarten — ich hab' ja den Hausschlüssel — und schlendere gemächlich durch die Gassen, bis mir vor einer hellen Kneipenthür in den Kopf kommt, die Nacht sitzend abzuwarten und beiaus noch ein wenig auf des Volks und der Fremden Gehaben Achtung zu geben — wegen meines Geschäfts, verstehst Du! — Gut, ich trete ein in die Taverne, fordere eine Flasche Wein und setze mich hinter den Tisch, die Ellenbogen aufstemmend, als wäre die ganze Welt mein und ich gar nicht in Noth und Sorge um die arme Myga, deren Vater starb, ohne daß ich zu ihrem Troste dabei war. Um mich her ist ein Gewirr wie beim Thurmbau zu Babel. Deutsche, Burgunder, Spanier, Italiener, Niederländer schwatzen und fluchen und schreien, jede Creatur in ihrer Sprache und saufen alle auf dieselbe Weise. Jeder Tisch und Winkel ist besetzt und nur neben mir sind noch zwei Plätze leer. Da kommen zwei patzige Burschen — ich kenne sie recht gut, der Eine ist der Capitän vom Andreas Doria, der Andere ist sein Lieutenant. Steigen über Tisch und Bänke und sitzen bei mir nieder. Ich mache ihnen auch gern Platz, denn ihre Bekanntschaft ist mir viel werth und jedes Wörtlein, so sie sprechen, leg' ich auf die Goldwage. Thue ich aber, als ob ich sie nie mit Augen gesehen habe, lege wie schläfrig den Kopf auf beide Arme und kümmre mich um die Welt nicht, knöpfe aber die Ohren weit auf. Nun rufen die beiden Wälschen nach Wein, und der Jüngste, der Lieutenant, nimmt das Schenkmädel um die Hüfte. Der Andere aber sieht ganz kläglich und melancholisch drein, als wär' ihm tüchtig die Petersilie verhagelt; — ich hätt' über ihn lachen können; aber beim Eid der Geusen, es war nichts zum Lachen! Nun gehen die Worte hin und her und anfangs ist natürlich nur die Rede von unserer stolzen That, von dem Tanz in der vorvergangenen Nacht, von der Himmelfahrt der unbefleckten Empfängniß. Darüber frohlocke ich im Herzen; aber auf einmal stehen mir alle Pulse stille, denn es wird ein Name genannt, den ich kenne. Von Dir, Myga van Bergen, ist die Rede!"

„Von mir?" rief das junge Mädchen; „o Himmel, und der italische Capitän sprach von mir! O Gott, Jan, Jan, schütze mich vor dem! O wie fürcht' ich den!"

„Also ist's so, der Hund stellt seine Schlingen nach Dir?!" rief Jan Norris mit dumpfer Stimme, und Myga barg ihr Gesicht an seiner Brust und nickte zitternd.

Der junge Wassergeuse knirschte mit den Zähnen und lachte ingrimmig.

„Der Trank wird nicht so heiß getrunken, als er gebraut wird; das wird der welsche Schuft schon erfahren. Tröst' Dich, Myga; bin ich nicht Dir zur Seite und viele gute Gesellen hinter mir? Armes Kind, wie Du erzitterst!"

„O Jesus, Jan, ich kann mir nicht helfen. Haben nicht die gewaltthätigen, übermüthigen Fremden die Macht? Wer hindert sie, ihren bösen Willen auszuführen? O Jan, Jan, nimm mich mit Dir fort — in dieser Nacht noch, jetzt gleich!"

Jan Norris hielt die bleiche, zitternde Braut in den Armen und suchte sie auf alle Weise zu beruhigen. Als ihm dieses ein wenig gelungen war, erzählte er weiter von

seinem Abenteuer in der Kneipe zum goldenen Löwen.

„Steilrecht standen mir die Haare empor und alles Blut drängte sich mir in's Gehirn. Aber ich mußte mich bändigen, daß ich mich nicht verrieth, und das war eine schwere Arbeit; aber Jan Norris kriegt's doch fertig und that, als ob er den Teufel ein Wort von dem italischen Gerede verstünde. Beim Grafen von Lumey, ein Bubenstück, schwärzer wie die Nacht, ward da berathen; aber ich weiß Alles und das ist genug. Uebermorgen in der Frühe segelt der Andreas Doria — der Befehl dazu ist vom Admiral gekommen — und weil die Gelegenheit so günstig ist, so wird in der nächsten Nacht der feine Plan in's Werk gesetzt. In der nächsten Nacht wird das milde Täubchen Myga van Bergen in der Gewalt des Capitäns Antonio Valani sein; mit Hilfe des Teufels und des Lieutenants Leone della Rota. In der nächsten Nacht wird dieses Haus überfallen; — aber so leise geschieht das, daß kein Nachbar darüber erwacht, daß kein Hahn in ganz Antwerpen darum kräht. Auf die Galeone mit der Myga! Lustig, — an die Ankerwinde meine Burschen — hoiho, hinaus zur Jagd auf die rebellischen Ketzer — lustig hinaus in die offene See; — wer hört auf der weiten See den Hilferuf und das Weinen der kleinen Myga? Himmel und Hölle, und der Jan Norris sitzt dabei im Löwen und darf nicht mucksen, hält sein Messer in der Faust und darf die beiden flüsternden Schufte nicht über den Haufen stoßen!“

„O Jan, Jan, um meiner und Deiner Mutter willen, — um unserer Liebe willen, rette mich, Jan, rette mich! Laß mich nicht in ihre Hände fallen! Der Tod wäre weniger schrecklich als das!“

„Ruhig, ruhig, Kind! Es ist noch lange Zeit bis zur nächsten Mitternacht. Zu Amsterdam am Feuerherde wollen wir noch manch ein Mal uns dieser Geschichte erinnern. Verlaß Dich auf mich, Herzensbraut, es wird Dir nichts zu Leide geschehen, so lang der Jan Norris noch auf seinen zwei Füßen steht. Doch nun hör' weiter; meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich muß Dir erst noch sagen, wie es kam, daß sie den zweiten Steuermann der schwarzen Galeere in mir witterten. Das war eine lustigere Geschichte als die, welche ich Dir eben erzählte.“

„O Jan, Jan, fühle, wie mein Herz klopft; — o barmherziger Gott, wer schützt die arme Myga? O Jan, laß uns fliehen, jetzt gleich, auf der Stelle, ich kann hier nicht mehr Athem schöpfen, — die Luft dieses Zimmers erstickt mich.“

„Ruhig, ruhig, liebe, Myga. Gern würde ich Dich sogleich mit fortführen und ein Bot würde auch bereit sein, uns aufzunehmen; aber horch nur hinunter in die Gassen — die ganze Stadt weiß in diesem Augenblicke, daß Männer der schwarzen Galeere verkleidet in ihren Mauern weilen. Horch nur das Getümmel drunten — das Laufen und Rennen gilt mir, — da ist keine Möglichkeit, daß wir jetzt glücklich durchkämen. Sitz nieder und zittere nicht so — noch sind wir sicher und Zeit schafft Rath — denk an diese Minute, wenn wir zu Amsterdam am Winterfeuer sitzen. Hahaha, laß sie nur drunten suchen, zu flink und zu schlau ist ihnen der Jan Norris gewesen — 's wäre auch Schad um den Burschen gewesen, wenn sie ihn gehangen hätten, nicht wahr, Myga?“

„O Jan! Jan!“

„Ach bah, gib mir einen Kuß und — noch einen, und nun zu meiner Geschichte. Sitz' ich also und beiße mir die Lippen blutig; aber verliere kein Wort des Gespräches neben mir und die Schurken schwatzen weiter und frohlocken über ihren Teufelsanschlag. Dann trinken sie ihre Gläser aus, heben sich von ihren Sitzen und wollen gehen, werden aber an der Thür durch einen großen Tumult zurückgehalten. Wird nämlich ein Bube auf den Schultern von zwei Kerlen hereingetragen und ein groß Hurrah entsteht, wie das Volk in der Schenkstube seiner ansichtig wird. Ist der Bub der Cajütenjunge von der Immaculata, der allein von der ganzen Schiffsmannschaft mit dem Leben davongekommen ist und an's Land kam nach einer tollen Fahrt durch Luft und Wasser. Jeder will den Buben sehen, Jeder will ihn sprechen, und Alle drängen sich zu ihm und reichen ihm ihre Becher und Krüge. Ich aber halte es für das Beste, das Getümmel zu benutzen und mich unbemerkt zu entfernen. Schleiche ich also so dicht als möglich an den Wänden hin und habe fast die Thür erreicht, als das Unglück es will, daß das Auge des Schiffsjungen, der noch immer auf den Schultern seiner Träger kauert, auf mich fällt. Der Bube starrte mich an, als ob er ein Gespenst sähe, er wird bleich wie ein Käse und schreit aus Leibeskräften: „Hilfe, Hilfe! ecco! ecco! das ist Einer! Hilfe — haltet,

haltet ihn!" — — „Wer ist's? wie? was?" brüllt das Volk und Jeder sieht den Burschen und seine Nachbarn an. — „Da, da, der dort am Tische — haltet ihn, 's ist der Satan von den Wassergeusen, der den Capitän Perazzo niederstieß — Einer von der schwarzen Galeere!" — Ein Lärm bricht nun los, als platze die Hölle — alle Augen richten sich auf mich, alle Waffen fliegen aus den Scheiden und auch ich reiße mein Messer heraus, mein Leben im Nothfalle so theuer als möglich zu verkaufen. Nun stürzten sie sich auf mich; aber ich war behender als sie, fasse die nächste Bank und schleudere sie den Ersten vor die Füße, daß ein ganzer Haufe darüber stolpert und am Boden sich durch einander wälzt. Den Augenblick benutze ich — bin mit einem hohen Satz mitten im Getümmel, schlage rechts und schlage links mein Messer ihnen in die Fratzen — die Thür ist erreicht — ich bin in der Gasse — hinter mir höre ich das Gebrüll der Verfolger — Gott sei's gedankt, daß ich mein Antwerpen wie meine Tasche kannte. Kreuz und quer geht die Jagd, aber ich täusche sie durch mancherlei List; führe sie auf falsche Fährte und kreuze hier herüber. Am Kai ist's noch ganz still — mein trautes Schlüsselein öffnet mir eine wohlbekannte Hausthür — und — hier bin ich — gerettet, um Dich zu retten, traute Myga, süße Braut. Horch aber nur, sie geben die Hoffnung noch nicht auf, den Geusen zu hängen — zum Teufel, horch nur, die ganze Garnison kommt wahrhaftig auf die Beine — haha, eine große Ehre, meine Herren! Bedanke mich allergehorsamst, hahaha!"

Lachend horchte Jan Norris, zitternd horchte Myga van Bergen dem Lärm in den Gassen.

„O trauter Jan, bist Du ganz sicher, daß Niemand Deinen Eintritt in dieses Haus gesehen hat? Höre nur, der ganze Tumult wälzt sich hierher — o Gott, schau aus dem Fenster — Fackeln und Speere — Jesus, sie schlagen an die Thür — sie suchen Dich, Jan, — barmherziger Himmel, schütze uns — verloren, verloren!"

Die Hausthür ging auf, man schien in das Haus zu dringen; Jan Norris preßte die Zähne auf einander und faßte den Griff seiner Waffe.

„Ruhig, ruhig — es ist nicht möglich! Ruhig, Myga!"

„Sie kommen, sie kommen!" kreischte das Mädchen. „Sie steigen die Treppe hinauf, sie werden Dich finden; Jan, Jan, laß mich mit Dir sterben!"

Der junge Geuse war bleich wie der Tod.

„Hätte ich Dich durch Unvorsichtigkeit so in Gefahr geführt, Myga? Das wäre schrecklich. Beim Eid der Geusen, da bringen sie die Treppe hinauf. Myga, o Myga!"

„Laß mich mit Dir sterben, Jan!" hauchte das junge Mädchen, an die Brust des Bräutigams sich klammernd.

IV.

Der Ueberfall.

Nicht bloß im Wappen von Alcantara, nein, in allen Tavernen der kneipenreichen Stadt Antwerpen war der Luogotenente Leone della Rota zu Hause. Er hatte seinen Freund und Capitän, Antonio Valani, an diesem Abend in die Schenke zum goldenen Löwen mit sich gezogen, und widerwillig, wie gewöhnlich, war ihm der Capitän dahin gefolgt.

Wer konnte aber widerstehen, wenn Leone della Rota etwas durchsetzen wollte?

Mehr leichtsinnig als bösartig, betrachtete der junge Lieutenant die Welt wie einen großen Spielplatz, den Krieg wie eine prächtige Gelegenheit, tolle Streiche ungehindert auszuführen. Für einen tollen, lustigen Streich sah er den Raub der armen kleinen verlassenen Waise an; — in seinem nichtsnutzigen Tollkopfe war der Plan dazu entsprungen, ihn durchzusetzen war, nachdem sein Freund mit Mühe dazu gebracht war, in ihn einzuwilligen — eine Ehrensache für ihn. Was ging den Genuesischen Taugenichts die Sache der rebellischen Provinzen und die katholische Majestät von Spanien an? Ketzerinnen konnten sehr hübsch sein und Anhängerinnen der alleinseligmachenden Kirche grundhäßlich. Leone zog reizende Ketzerinnen häßlichen Katholikinnen bedeutend vor, und that auch außerdem alles Mögliche, um das alte Sprichwort, welches in Italien von seiner Vaterstadt umgeht: Genua hat ein Meer ohne Fische, ein Land ohne Bäume, Männer ohne Treu und Glauben, — nicht abkommen zu lassen.

In der Taverne zum goldenen Löwen hatte er, wie wir bereits aus Jan Norris' Erzählung wissen, mit Antonio Valani die letzten Verabredungen über den Entführungs-

plan getroffen. Gelang der Raub, und kam dann der Andrea Doria von seiner Expedition glücklich zurück, wurde die schwarze Galeere genommen oder vernichtet; nun wer würde es dann wagen, gegen die Sieger als Ankläger aufzutreten. Kam die Galeone aber nicht zurück; dann — dann mochte die letzte That des Endes würdig sein. An das Eintreten eines dritten Falles, daß nämlich der Andrea Doria heimkehrte, ohne das feindliche Schiff gesehen zu haben, zu denken, hielt Leone della Rota durchaus unter seiner Würde. Der Capitän ließ sich aber bereits von ihm führen, wie und wohin er wollte. —

An der Verfolgung des kühnen Wassergeusen hatten die beiden Genuesen nicht den mindesten Antheil genommen. Arm im Arm schlenderten sie durch die Gassen, in denen die aufgeregte Menge sich umtrieb, dem Kai zu.

„Wären wir doch Narren, dem Hallunken nachzurennen!" lachte Leone. „Lassen wir die Andern dem verwegenen Bettler nachlaufen. Bei den Tauben der Aphrodite, seit ich dem sonst so kalten Antonio Valani als Führer im Zauberreich der Liebe diene, schwebt meine Seele hoch über diesem Nebellande. O Amor, Herzensbändiger, Deiner Sturmfahne folg' ich; o Göttin von Cythere, nimm uns unter Deinen himmlischen Schutz!"

„Ich bitte Dich, Leone, sei vernünftig, sei kein Narr. Mir ist merkwürdig zu Muthe. In meinem ganzen Leben hab' ich nicht ein solch' Gefühl im Busen getragen. Leone, mir ist — Leone, den ganzen Tag über, den ganzen Abend trage ich mich mit so seltsamen Gedanken — Leone, halt' Dich gut, vielleicht bist Du bald an meiner Stelle, Capitän des Andrea Doria . . ."

„Und Du Viceadmiraglio seiner Excellenz, Don Federigo Spinola's —"

„Oder eine Leiche auf dem Meeresgrunde!" murmelte dumpf der Capitän.

„Was? Todesgedanken? Todesgedanken unter dem Fenster des Mädchens Deiner Liebe?!" lachte der Lieutenant. „Nun bei Allem, was in der Welt geschieht, das ist göttlich. O wär' ich doch Franzesco Petrarca, um sogleich ein Sonett auf diese vortreffliche Seelenstimmung zu machen! Da schau, Du Träumer, hier sind wir grad' unter den Fenstern Deiner Innamorata; — ihr Lichtlein leuchtet noch; — holla, welch' ein Gedanke! — Antonio Valani, Freund meiner Jugend, Deine Todesahnungen zu verscheuchen; wollen wir — wollen wir jetzt, jetzt in diesem Augenblick dem süßen Kinde da oben einen Besuch machen, wollen —"

„Leone?!"

„Haussuchung bei ihr halten. Alle tollen Einfälle seien gepriesen! vorwärts im Namen des Königs, vorwärts im Namen der Liebe!"

„Leone, Leone!"

„Laß mich," lachte der Lieutenant. „Ich bitte Dich, kann der Geuse, den die Tölpel dort suchen, nicht eben so gut sich in der Wohnung der Kleinen, wie in irgend einem der andern Häuser dieser Stadt verkrochen haben? Voran, ahnungsvoller Antonio, vorwärts, wir halten Haussuchung bei Deinem holden Liebchen und lernen dabei desto besser die Hausgelegenheit kennen für die nächste Nacht."

Ehe der Capitän seinen wilden Freund zurückhalten konnte, war dieser hingesprungen zu der Thür Myga's, gegen welche er mit der Faust schlug, mit lauter Stimme rufend:

„Aufgemacht! aufgemacht im Namen seiner katholischen Majestät in Spanien! Aufgemacht! Verräther und Feinde haben Schutz gesucht in diesem Hause!"

Schon strömten von allen Seiten Soldaten, Matrosen und Bürger von Antwerpen vor die Thür, die zu Myga's Wohnung hinaufführte, zusammen. Von Augenblick zu Augenblick wuchsen die Haufen. Halb in Verzweiflung suchte der Capitän Valani dem Gelärm seines tollen Freundes Einhalt zu thun; aber schon war es zu spät. Die Hausthür öffnete sich, und die Bewohner des Gebäudes, in welchem Myga wohnte, ein Zimmermann, ein Schuhmacher, ein Stadtschreiber mit ihren Familien und Gesellen, eine Wittwe mit vielen Kindern verkrochen sich ängstlich in ihren Winkeln, entsetzt vor dem Gedanken, daß einer der niederländischen Rebellen Zuflucht unter ihrem Dache gefunden haben sollte. Nur ein gebücktes, uraltes Mütterlein trat muthig mit einer Lampe in der zitternden Hand den Eindringlingen entgegen und behauptete mit kreischender Stimme: Niemand sei in das Haus eingeschlüpft; am wenigsten ein seeländischer Wasserteufel. Gott solle sie bewahren — meinte sie — einem Meergeusen Schutz zu geben; — sei nicht ihr Mann, ihr armer seliger Mann von den wüthenden Unholden von seinem Fischerkahn in's Wasser geworfen und elendiglich umgekommen? — Was halfen ihr ihre Versicherungen? Nie-

mand hörte darauf, voll ward das Haus von spanischen Soldaten, italienischen Matrosen und dem Lumpengesindel der Gassen. Angst- und Weheschreie drangen bald hervor aus den verschiedenen Wohnungen; man prügelte und peinigte ein wenig, man plünderte ein wenig.

„Vorwärts, Antonio! halt' Dich nicht auf!" rief Leone. „Vorwärts, treppauf in's Himmelreich."

Er hielt das Mütterlein am Kragen und zwang es, vorzuleuchten mit seiner Lampe, unter den scherzhaftesten Drohungen.

„Lustig, lustig, Mütterlein! die Andern suchen unten, wir oben — vorwärts und thut nicht so zimperlich, ich gucke nicht nach Euren Waden. Heda, Antonio, bleib' nicht zurück —"

„Leone, ich bitte Dich!"

„Ach was, voran, voran, Madonna! haha, Antonio, was für ein Hase bist Du doch, solchem süßen Abenteuer gegenüber! Was sollte aus Dir werden, wenn Du mich nicht hättest? So — das scheint die letzte Staffel zu sein — Victoria! Victoria. Mille grazie, alte Sybille. Hier, hier, Antonello — im Namen des Königs, öffnet, öffnet! Verräther und schöne Mädchen haben sich hier verborgen; öffnet, öffnet im Namen des Königs. Im Namen der katholischen Majestät von Spanien, heraus aus dem Nestchen, holdes Vögelchen, öffne und gib das süße rebellische Herzlein heraus!"

Mit lachendem Munde faßte der Tolle den Capitän an der Schulter und drängte ihn gegen die Thür, die er weit aufwarf — — — — — — starr, zweifelnd standen die beiden Genuesen! —

Mit wachsender Besorgniß und Angst hatten Jan und Myga dem Lärm in den Gassen zugehört. Als nun gar das wilde Getöse in das Haus eindrang, hatte die Braut in Verzweiflung den Bräutigam angefleht, sich zu verbergen.

Was konnte zu Beider Rettung geschehen?

Im nächsten Augenblick war Alles zu spät. Allzuschnell drang Leone della Rota die Treppen hinauf.

Im linken Arm hielt Jan Norris die ohnmächtige Braut, krampfhaft faßte die rechte Hand die blanke Waffe. Er wußte nicht, was er beginnen sollte, alle Geistesgegenwart hatte ihn in diesen schrecklichen Secunden verlassen. Was hätte auch alle Geistesgegenwart geholfen. Verloren waren Jan Norris und Myga van Bergen, so weit Menschenverstand es absehen konnte.

„Alle Teufel, was ist das?" rief der genuesische Lieutenant. „Nun, das ist nicht übel! oibo, das ist ein seltsam Zusammentreffen, — das nenn' ich zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Holla, Antonio Valani, jetzt gewinne Dir Dein holdes Täubchen! Solchen Nebenbuhler zu haben, hast Du Dir wohl nicht träumen lassen? Nieder mit dem Geusen! an den Galgen mit ihm!"

Aus der Scheide flogen die Degen der Genuesen.

„Schütze Dich Gott, Myga!" schrie Jan Norris, seine Klinge schwingend. „Zurück, Ihr wälschen Schufte."

Den wilden Geusenschrei: Lieber Türk' als Pfaff! ausstoßend, unterlief der Steuermann der schwarzen Galeere die Klinge Leone della Rota's, — ein Stoß — mit einem Schrei drehte sich der Capitän des Andrea Doria und taumelte; klirrend entfiel das Schwert seiner Hand, — zu Boden stürzte Antonio Valani. Ueber den Körper des Genuesen weg sprang der Wassergeuse, ein zweiter Hieb streifte jedoch nur die linke Schulter des Lieutenants. Matrosen der Galeone Andrea Doria drangen, ihre Schiffsmesser schwingend, die Treppe hinauf. Ein wilder, blutiger Kampf entstand auf dem engen Raume; ohnmächtig lag Myga van Bergen am Boden. Spanische und albanesische Soldaten vermehrten das Getümmel, Lampen und Fackeln erloschen, glimmten am Boden, wurden wieder angezündet. Die Wenigsten wußten eigentlich, was vorgehe, und als plötzlich der Ruf: Feuer! Feuer! durch das Haus tönte, löste sich der wirre Knäuel im panischen Schrecken und stürzte wieder die Treppe hinunter. Ein erstickender Qualm füllte alle Räume des Hauses; durch ihn hin schleppten die genuesischen Schiffsleute ihren zu Tod verwundeten Capitän und den gefesselten Wassergeusen Jan Norris! durch den Rauch trug Leone della Rota die bewußtlose Myga die Treppe hinab auf die Straße, wo bereits ein neuer Kampf auszubrechen drohte zwischen den Matrosen des Andrea Doria und den spanischen Soldaten, welche den Erstern ihren Gefangenen entreißen wollten. Aber Trommelschlag verkündete die Ankunft eines höhern Befehlshabers, welchem Leone dann Bericht abstattete, so gut es die Betäubung, in welcher er sich befand, ihm gestattete. Der Don gab gravitätisch seine

Meinung dahin ab: es sei das Beste, den verwundeten Capitän, den Geusen und die Dirne auf das Schiff zu bringen, man habe dann morgen früh beim Verhör Alles hübsch zusammen; — übrigens gehöre der Gefangene als Seeräuber jedenfalls an eine Raa, also sei die Fortschaffung desselben auf die Galeone auch in dieser Hinsicht das Angemessenste. — — —

Gegen den Kai hinunter wälzte sich die Menge. Fackeln beleuchteten den wilden Zug und warfen ihren flackernden Schein auf den verwundeten Antonio, die ohnmächtige Myga und den gefesselten Jan Norris, welcher letztere sich wie stumpfsinnig von seinen wüthenden Feinden fortschleifen ließ. Noch immer trug Leone della Rota die Myga im Arm, aber ohne zu wissen, auf welche Weise das gekommen war. Alles drehte sich in seinem Gehirn — wie im Traum trug er seine leichte Last an Bord der Galeone.

In der Cajüte bereitete man dem wunden Capitän ein Lager. Ein Wundarzt kam, die Wunde des noch immer bewußtlosen Antonio zu untersuchen und den Kopf darüber zu schütteln. Myga van Bergen kauerte in einem Winkel der Cajüte, ohne daß sich für jetzt Jemand um sie kümmerte. An den großen Mast fesselte man den Steuermann der schwarzen Galeere, und hohnlachend umgaben ihn die erbarmungslosen Feinde.

Erst spät legte sich der Tumult in der Stadt, nachdem man das brennende Haus hinter der Hafenmauer gelöscht hatte. Früher ward es still an Bord der Galeone Andrea Doria. Regungslos lag Antonio auf seinem Lager, regungslos saß Leone bei ihm, regungslos kauerte Myga in dem dunkelsten, entferntesten Winkel. Man hörte auf dem ganzen Schiffe kaum etwas Anderes, als das Rauschen des Stromes, das Geräusch des Takelwerks im Winde und den Schritt der Wache, die mit geladenem Feuerrohr und glimmender Lunte auf- und abging vor den Gefangenen am Mast und ihn keinen Augenblick aus den Augen ließ.

Um zwei Uhr Morgens legte sich der Wind ganz und gar, so daß nun auch das Knarren des Takelwerks aufhörte. Es herrschte Todtenstille an Bord der Galeone Andrea Doria — Todtenstille, die urplötzlich durch einen Schrei und das Krachen eines Büchsenschusses um so schreckhafter unterbrochen wurde.

Aus der Cajüte stürzte der Lieutenant della Rota auf's Deck, aus seinen Cojen und Hängematten stürzte das Schiffsvolk.

Die Stelle des Gefangenen am großen Mast war leer. Mit abgeschossenem Feuerrohr stand die Schildwacht, wirre Blicke um sich werfend unter den Fragen, den Flüchen der Officiere und der Mannschaft.

„Dort, dort! über Bord!“ entrang sich endlich ein heiserer Schrei der Brust des überraschten Mannes.

„Wo? wo? wo?“

An den Schiffsrand stürzte Alles.

„Die Bote hinunter! schnell, schnell!“ klang die befehlende Stimme des Lieutenants.

Lebendig wurde es auf der Schelde, Lichter leuchteten durch die Nacht; aber die Nächte sind dunkel im November. Wohl fischte man einen stromab treibenden Leichnam auf, aber es war nicht der des Jan Norris. An beiden Ufern des Stromes hinunter flogen die Lärmsignale; aber vergeblich waren alle Bemühungen der von allen vor Antwerpen liegenden Schiffen ausgesandten Bote.

Hatte sich Jan Norris gerettet? Hatte er den Tod in den Wellen gefunden?

Wer konnte das sagen.

Wie richtete sich aber Myga van Bergen in ihrem Winkel horchend auf, als sie vernahm, daß der Geuse seine Banden gelöst habe und über Bord gesprungen sei! — — — — — —

Der Morgen dämmerte auf; aber er brachte keine Kunde über den entsprungenen Wassergeusen.

Auf dem Verdeck des Andrea Doria schritt Leone della Rota mit über der Brust gekreuzten Armen auf und ab und murmelte vor sich hin:

„Wenn er es nur nicht gesagt hätte! Er wird sterben durch meine Schuld — o Antonio, armer Antonio! Vorausgesagt hat er es: ich Capitän des Andrea Doria, er — er eine Leiche auf dem Meeresgrunde.“

Der Lieutenant stand still:

„Doch Leone — ist nicht vielleicht bald — vielleicht morgen — übermorgen Dir dasselbe Loos bereitet. Wer fürchtet den Tod? Tod ist Vernichtung; — hoch das Leben. — Da kommt die Sonne, frei athme ich wieder, — die blutigen Nebel fallen mir von den Augen! In feurigem Syrakuser will ich dem Morgen zutrinken, mag es auch der letzte sein, den ich schaue!“

Der Schiffsjunge brachte einen vollen Becher des köstlichen Trankes.

Leone della Rota hob ihn gegen den glühenden Sonnenball, leerte ihn auf einen Zug und warf das Glas weit in den Strom hinein; indem er den Fuß fest auf den Boden setzte:

„Capitän an Bord des Andrea Doria!“ sagte er, und kaum vernehmbar setzte er hinzu: „Capitän des Andrea Doria und Myga — die Krone der Weiber von Flandern — mein — mein!“ — — — — — — — — — —

V.

Fieberträume.

Zum dritten Male seit der Nacht, in welcher die Besatzung vom Fort Lieffenhoek den Kanonendonner der schwarzen Galeere und der Immacolata Concezione und das Auffliegen des letztern guten Schiffes vernahm, senkte sich der Abend hernieder, windstill und ungewöhnlich warm. Wetterkundige behaupteten, es werde mit Nächstem viel Schnee geben, und sie mochten Recht haben. Nachdem die Sonne am frühen Morgen hell am ziemlich klaren Himmel aufgestiegen war, hatte sie sich gegen Mittag hinter schwerem, grauem Gewölk verkrochen. Dieses Gewölk hatte sich mehr und mehr zusammengezogen und mit dem Abend senkte es sich immer tiefer herab auf die Stadt Antwerpen, auf Land und Fluß und Meer.

Wieder befinden wir uns auf dem genuesischen Schiffe Andrea Doria, in der Cajüte des Capitäns.

Die hängende Lampe wirft ihr röthliches Licht durch das Gemach, über die Waffen, die Karten an den Wänden, über den Boden, auf welchem die blutigen Tücher umherliegen, über das Lager, auf welchem Antonio Valani im Wundfieber stöhnt und phantasirt, über die am Fußende der Kissen knieende Myga van Bergen, über den Lieutenant Leone della Rota, welcher neben dem Lager des sterbenden Freundes steht und wilde, seltsame Blicke von dem Verwundeten zu der entführten Jungfrau wandern läßt.

Um Mittag hat Leone della Rota von dem Admiral Spinola und dem Gouverneur von Antwerpen mit Gleichmuth die Bemerkung hingenommen, daß des Meergeusen Entkommen ein Teufelsstreich und er — Leone — Schuld daran sei. Mit etwas weniger Gleichmuth hat er vernommen, daß ihm — in Ermangelung eines Bessern — der Oberbefehl über die Galeone Andrea Doria für die Expedition des nächsten Morgens anvertraut sein solle.

Nach der an Bord befindlichen Dirne hatte sich weder der Gouverneur noch der Admiral erkundigt.

Unter viel Arbeit am Bord und am Lande war dem Lieutenant der Tag hingegangen, nur wenige Augenblicke hatte er dem sterbenden Freunde widmen können. Aber am Bord und am Lande, — überall, verfolgte den jungen Genuesen das Bild des schönen flamländischen Mädchens, das er auf seinem Schiffe gefangen hielt, das ohne Schutz und Schirm seiner Willkür hingegeben war, wenn — der Freund todt war. Anfangs suchte er zwar noch alle Gedanken solcher Art zu verscheuchen, aber immer wieder von Neuem drängten sie sich ihm auf; auf keine Weise konnte er ihnen entgehen, und bald gab er es vollständig auf, dagegen anzukämpfen. In ihrer Verzweiflung erschien ihm das holde Kind nur noch um so reizender; unter seinen Matrosen und Schiffssoldaten, im Arsenal, im Vorsaal des Admirals, in den Gassen der Stadt war sie in seiner Seele, wie sie mit gerungenen Händen in der Cajüte am Bord des Andrea Doria kniete. Die wildeste Leidenschaft schlug in hellen Flammen auf und mit den tollsten Sophismen suchte er sein widerstrebendes Gewissen niederzudrücken.

Was nützte es auch dem Antonio, wenn er das Mädchen zurücksandte an Land?

Nun rief sich Leone della Rota die Augenblicke zurück, in welchen er den zierlichen Leib des Mädchens in seinen Armen gehalten hatte, in welchen er das ohnmächtige Kind durch den Rauch, durch die Gassen getragen hatte. Der Wind trieb ihm damals die blonden Locken der Jungfrau in das Gesicht — — —

„Nein, nein, nein, Antonio Valani, Dein Recht an die schöne Beute endet mit Deinem Leben! Kriegsrecht, Antonio Valani, streiche die Flagge und sinke — mir das Glück jetzt, das Dir bestimmt war, und morgen, — morgen mir das Unterliegen und einem Andern der Sieg! Kriegsrecht, Kriegsglück, — armer Antonio!“

Mit solchen Gedanken war in der Abenddämmerung der Lieutenant in die Cajüte getreten, und nun stand er, wie wir geschildert haben, zwischen dem Sterbenden und der zitternden Myga, im Schimmer der trüben Schiffslampe.

Man hat den verwundeten Capitän an's Land schaffen wollen; aber mit aller Gewalt einer erlöschenden Existenz hat sich Antonio Valani dagegen gewehrt; auf seinem Schiffe will er sterben, nicht im Hospital. In seinem Fieberwahnsinn hat er nicht vergessen, daß Leone das flamländische Mädchen, das er liebt, an Bord des Andrea Doria geführt hat. Je näher der Tod kommt, desto fester klammert er sich an diese Liebe, desto heftiger tritt sie hervor. Im Leben hätte er sie fest in sich verschlossen ohne das Dazwischentreten seines wilden Gesellen Leone della Rota. Im Sterben, im Fieberwahnsinn wirft sein Geist alle einengenden Fesseln ab; nichts von dem, was er früher gefühlt und verborgen hat, verbirgt Antonio Valani mehr.

Arme Myga! Wie sie da kniet zu den Füßen des Lagers des todtwunden Genuesen, mit aufgelösten Haaren, geisterbleich, mit wundgerungenen Händen! Keine Rettung, keine!

Die Wellen der Schelde haben den Freund verschlungen, der ohnmächtig gegen das Verderben der Geliebten rang und sich in die kalten Wasser gestürzt hat, ihre Schmach nicht zu erleben!

Und Gott? Wehe, zu dunkel ist die Nacht, zu finster ist's im Gehirn der Unglücklichen, als daß sie an den großen Retter in allen Gefahren sich zu erinnern vermöchte. Keine Macht im Himmel und auf der Erde, die Schmach und Schande abzuwehren; — wehe Dir, Myga van Bergen!

Dumpf klingt vom Thurm der Kathedrale die elfte Stunde herüber — langsam folgen sich die einzelnen Schläge und hallen nach in dem Gehirn des Mädchens.

Wieder nimmt der Lärm der Stadt allmälig ab, wieder erlischt ein Licht nach dem andern in den Häusern hinter der Mauer Paciotti's, des italienischen Ingenieurs. —

Immer tiefer ward die Stille. Nur zuweilen klang ein wilder Schrei, ein Jauchzen auf; nur zuweilen ertönte der rauhe Gesang einer wüsten Soldatenschaar, oder der Ruf der Nachtwächter und Patrouillen.

Und wiederum rasselte das Uhrwerk im Thurm von unserer lieben Frauen Dom; — Mitternacht!

Von seinen Kissen hob sich Antonio Valani und warf wahnsinnige Blicke aus seinen fieberglühenden Augen um sich her.

„Wo ist sie? Leone, Leone, — Wein, Lichter und Liebe. Leone, wo bist Du, wo hast Du sie? wo hältst Du sie verborgen? Mein ist sie — o Verräther, — verrätherischer Leone — mein, mein ist das Mädchen! Hahaha, ich bin nicht todt, wie Du meinst, Leone; — ich lebe und halte, was mein ist —"

Die Stirn Myga's van Bergen berührte den Boden der Cajüte; der Lieutenant della Rota drückte sanft den Wahnsinnigen auf sein Lager zurück und suchte ihn auf alle Weise zu beruhigen; aber es war, als ob alle Kräfte und Leidenschaften des Sterbenden noch einmal in voller Gluth aufflammen mußten, ehe sie auf ewig erloschen.

Immer wieder von Neuem suchte sich der Rasende den Armen Leone's zu entziehen.

„Alle Hände an Deck! an die Ruder, an die Ruder! Es lebe der König! — Da zeigen sie die Flagge — die Bettlerflagge, Feuer, Feuer auf sie! Evviva Genova — da geht der Admiral in die Luft — Feuer, Feuer — Hölle, Hölle — Leone, schütze das Schiff! schütze das Schiff, Leone! — Es ist aus — weh, die Geusenflagge — an die Geschütze — verloren, — verloren! Schütze das Schiff, schütze das Schiff, Leone!"

Der Kranke sank zusammen; der Lieutenant legte ihm das Kissen zurecht; dann trat er zu der knienden Jungfrau:

„Was ängstet Ihr Euch, Signorina? Richtet Euch doch auf; — was windet Ihr Euch am Boden? Süßes Täubchen, härme Dich nicht; Königin sollst Du werden, unumschränkte Herrscherin an Bord dieses guten Schiffes. Das ist der Krieg — der Eine muß die Flagge streichen und hoch läßt sie der Andere von der Gaffel wehen. Der arme Antonio! Er hat es vorausgesagt — ihm wird das Grab, mir die schöne Beute zu Theil; — ich liebe Dich, ich liebe Dich, Stern von Flandern, weiße Rose von Antwerpen. Ich liebe Dich und halte Dich — laß das Sträuben — blicke nicht so wild — mein bist Du und Niemand wird Dich mir entreißen!"

„Jan, Jan! Hilf! rette!" schrie das Mädchen, ohne zu wissen was sie rief.

„Laß den Geusen," flüsterte Leone. „Hat er sich nicht gerächt, wird nicht der arme Antonio todt sein in einer Stunde? Was kümmert Dich der Leib des Geusen, laß ihn treiben auf den Wellen, — auf, auf sage ich, Du sollst nicht mehr die weiße Stirn Dir wund drücken auf dem Boden. Was willst Du? Todt ist der Geuse, es stirbt Antonio

Valani; nun nimm den Leone, den lebendigen Leone in Deine seligen Arme, als schöne, stolze Herrin."

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!" stöhnte das Mädchen; aber der Lieutenant lachte:

„Horch, ein Uhr! Um fünf Uhr lichten wir die Anker; bis dahin hast Du Zeit, Dich auszujammern; dann aber, fort mit dem Klagen und Seufzen! Bis fünf Uhr ist's Zeit genug, zu sterben, armer Antonio, armer Freund; — richte Dich nicht empor, Deine Wunden bluten wieder — lege Dich nieder, — was willst Du auch mit dem Mädchen?"

„Leone, Leone, schütze das Schiff! Die schwarze Galeere — schütze das Schiff!" kreischte der Sterbende im Fiebertraum.

„Bah, die schwarze Galeere!" murmelte Leone della Rota, um fünf Uhr erst beginnt die Jagd; — ruhig, ruhig Antonio — Alles wohl an Bord — habe keine Sorgen, schlaf — schlaf ein."

Wieder sank der Capitän zurück und schloß die Augen. Auf die letzte wilde Aufregung folgte nun augenscheinlich die letzte Erschöpfung. Es ging zu Ende mit Antonio Valani, dem Capitän des Andrea Doria.

Der Lieutenant bemerkte es wohl; er seufzte und schüttelte den Kopf:

„Armer Antonio! armer Freund; so bald mußt Du die Segel streichen?! Ach, was hilft das Klagen und doch — ich wollte der Morgen dämmerte erst, ich wollte diese Nacht wäre vorüber! Auf offener See — wenn — wenn die Leiche über Bord ist, wird mir erst wieder wohl werden. Ich wollte wahrhaftig, der Morgen käme!"

Er schritt auf und ab in der engen Cajüte; mehr als einmal streifte er die unglückliche Myga und jedesmal zuckte die Arme zusammen und drückte sich dichter an die Wand.

„Sterben, sterben!" flüsterte Myga van Bergen, — „o käme doch der Tod, mich zu retten — ergriffe mich doch der Tod, wie er den Geliebten ergriffen hat!"

Die Lampe drohte zu erlöschen, Leone della Rota rief nach neuem Licht, nach Wein. Er hatte Beides nöthig in dieser Nacht; es sah wild und wüst in seiner Seele aus. —

VI.

Die schwarze Galeere.

Auf Fort Lieftenhoek flattert stolz das Banner mit dem Löwen von Leon und den Thürmen von Castilien. Dasselbe Banner weht auf Fort Lillo und all' den andern, von Feuerschlünden starrenden Befestigungswerken auf beiden Ufern der Schelde bis zu den gewaltigen Mauern der Citadelle von Antwerpen.

Scharfe Augen halten Wacht auf allen diesen Mauern und Wällen, und Ruf und Gegenruf der Wachen schweigt weder bei Tag noch bei Nacht.

Nahe und wachsam ist aber auch der Feind. In jedem Augenblick kann er erscheinen. Wer kennt die Stunde, in welcher er kommen wird.

Um Seelands Küsten brandet die Nordsee. Da wohnt auf Tholen, auf Schouwen, auf Nord- und Südbeveland, auf Walchern das wilde, eiserne Geschlecht, das zuerst geschworen hat, lieber türkisch als papistisch zu werden, welches den silbernen Halbmond am Hute und den unauslöschlichen Todeshaß gegen die Spanier im Herzen trägt. Welch eine Jugend gebären auf diesen meerumspülten Sanddünen die Mütter! Schirmet nur, ihr Thürme von Castilien, halte gute Wache vor dem Bollwerk von Flandern, Du Löwe von Leon; — das waren seeländische Matrosen, welche den niedergeworfenen Spaniern vor Veere, vor Leyden die Herzen aus der Brust rissen, hineinbissen und sie den Hunden vor warfen.

„Freßt, aber es ist bitter!"

Auf Fort Lieftenhoek, auf Fort Lillo, auf der Cruysschanze, auf Fort Perle und Sanct Philipp, auf Fort Maria, Ferdinand und Isabella ertönt fort und fort der Ruf:

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!"

Die Feuerschlünde auf dem Ufer von Brabant, die Feuerschlünde auf dem flandrischen Ufer sind bereit, Tod und Verderben auf das verwegene Fahrzeug zu speien, welches ihnen zum Trotz seinen Weg stromaufwärts gen Antwerpen suchen will.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!"

Aber die Nacht ist dunkel, weder Mondenschein noch Sternenflimmer erhellt sie. Es ist schwer, gute Wacht zu halten in solcher Nacht.

Wie still und warm es ist! Nur das Rauschen des gewaltigen Stromes tönt fort und fort in den warnenden Ruf der Krieger auf den Wällen.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!"

Was kreuzt von Südbeveland her die Wasserschelde, wo Meer und Fluß sich begegnen und nicht mehr zu unterscheiden sind von

einander? Was gleitet über die Wogen in der dunkeln Nacht? Hundert unheimliche Arme regt's, pfeilschnell schießt's einher, gleich dem Gespensterschiff, gleich dem fliegenden Holländer. Ein mächtiger Schiffskörper durchschneidet die Fluthen, ihm folgen andere, weniger gewaltige.

Was kümmert die Männer von Seeland die Finsterniß? Sie wissen ihren Weg zu finden auf den Wassern, welche ihre Heimath sind. Ein dunkler Schatten folgt dem andern; in einer Linie gleiten sie — kein Laut ertönt an Bord, selbst die Ruder greifen geräuschlos ein in die Wogen. Geflüstert gehen die Commandoworte von Mund zu Munde! ein Jeder weiß, was ihm zu thun obliegt, Jeder ist verpflichtet durch schweren Eid, seinem Nebenmann das Messer in die Kehle zu stoßen, wenn er durch ein Geräusch, einen unbedachten Ausruf das Gelingen des Unternehmens gefährden wird.

Jeder wird unbedingt seinen Schwur halten, und wäre es Bruder, Vater, Sohn, welchen er niederstechen müßte.

Ein Licht zur Linken —

Fort Lillo!

Ein Licht zur Rechten —

Fort Liestenhoek!

Klar und vernehmlich schlägt der Ruf der spanischen Wachen an jedes Ohr an Bord der — schwarzen Galeere und der sie begleitenden Fahrzeuge.

Jedes Messer, jedes Enterbeil ist bereit, — es glimmen die verdeckten Lunten neben den Geschützen; — hoch schlagen die Herzen der verwegenen Männer.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!“ verhallt es in der Ferne; eine große Gefahr liegt hinter den kühnen Seeleuten. Es lebe das Geusenglück!

Was flimmert zur Rechten?

Die Lichter von Dorf und Fort Callao.

Was flackert auf der Seite von Brabant?

Die Lichter des Dorfes Ordam.

Wie still es jetzt an dieser schrecklichen Stelle ist, wo die Brücke, die Estacada Alexander's von Farnese einst sich erhob, das Wunderwerk des Jahrhunderts. Welches Genie leuchtete hier? Welches Blut floß hier!

An dieser Stelle wirkten Johann Baptista Plato und Barocci; an dieser Stelle sprang das Feuerschiff Friedrich Gianibelli's und füllte Luft, Land und Wasser mit Trümmern und verstümmelten Menschenleibern!

Noch jetzt, nach so langen Jahren, fährt manch republikanisch gesinnter Bürger von Antwerpen Nachts aus dem Schlaf empor und denkt, er sei soeben von dem Krachen der großen Explosion, welche die große Stadt retten konnte und nicht errettete, geweckt.

Lautlos gleitet die schwarze Galeere mit ihrem Schattengefolge über die unheilvolle Stelle fort —

„Habt Wacht! Habt gute Wacht!“ ertönt der Ruf von den Schanzen von San Pedro und Santa Barbara.

Die Lichter von Predigerhof! die Lichter von Fort Maria, die Lichter von Fort Ferdinand — eine Glocke, dumpf und feierlich, erklingt in der Finsterniß — — die Glocke vom Thurm unserer lieben Frau zu Antwerpen —

Zwei Uhr!

An seinem Platze steht der Capitän der schwarzen Galeere, das blanke Schwert in der Hand; aber ein Anderer führt in dieser Nacht das Schiff und seine Mannschaft.

Fiele nur der geringste Lichtstrahl auf das Gesicht dieses Führers, Ihr würdet erschrecken über dieses Gesicht.

Jan Norris, der Verlobte Myga's, die gefangen ist an Bord des Andrea Doria; Jan Norris, der Wassergeuse, der seine Braut in der Gewalt der Todfeinde zurückgelassen hat; Jan Norris, der nicht zum Tode sich vom Deck der genuesischen Galeone stürzte, Jan Norris führt in dieser Nacht die schwarze Galeere!

Jan Norris' Auge sieht in der Nacht, es durchbohrt die Finsterniß wie den hellsten Tag, — —

Rettung — Rache!

Hüte Dich, Leone della Rota, Unheil brütet die Nacht. Achtung, Leone della Rota; es ist nicht die Zeit, in Frauenliebe und Sicilianerwein sich zu betäuben! Habe Acht auf Dein Schiff, schütze Dein Schiff, Leone della Rota, hüte Dich — hüte Dich vor der — schwarzen Galeere! — — — — — —

An Bord des Andrea Doria waren alle Befehle gegeben und ausgeführt. Noch drei Stunden und das genuesische Schiff trat seine Fahrt an, um sich mit den vier vorangegangenen Galeeren bei Biervliet zur Jagd auf die schwarze Galeere zu vereinigen. Das Schiffsvolk benutzte die kurze Frist, die ihm noch gegeben war, zum Schlaf, selbst die Wachtmannschaft an Deck schlief, und die Lunte des Mannes an der Laufplanke war erloschen, wie alle andern Lunten an Bord.

Lag das Schiff nicht sicher genug unter den Mauern der Stadt und den Wällen der Citadelle?

Vom Hauptmast wirft die Schiffslaterne ein unruhiges, flackerndes Licht über das Verdeck. Aus den Fenstern der Cajüte fällt ein schwaches Leuchten auf die dunkeln Fluthen der Schelde, die darunter vorüberschießen.

In der Cajüte richtet sich von dem Lager Antonio Valani's der Lieutenant Leone della Rota in die Höhe.

„Es ist vorüber!“ sagt er. „Er ist todt, hörst Du, bella Fiamminga, er ist todt und — Capitän an Bord dieses Schiffes ist Leone della Rota! Hörst Du, Schönste; ich trete meine Erbschaft an, — auch Du bist mein; mit dem letzten Athemzuge des Freundes bist Du mein geworden.“

Von Neuem füllte der Lieutenant Spinola's den Becher mit Wein.

„Was wendest Du Dich ab und schauderst, schöne Myga? Er ist todt — sein Herz hat ausgeschlagen. Aber meins schlägt noch wild und hoch. Wohl war es mein Freund; aber in Deiner Liebe räche ich ja seinen Tod.“

Er hob den Becher und trank ihn aus.

„Ich bringe es Dir, armer Antonio, — auf hohem Meer sollst Du ein edles Seemannsgrab haben. Nicht am Lande sollen sie Dich verscharren; unter den lustigen Wogen sollst Du schlafen, wie's einem genuesischen Kinde zukommt. In den Armen der Meerfräulein sollst Du schlafen —“

„Erbarmen, heiliger Gott, sende den Tod, rette mich, rette mich!“ wimmerte das verzweifelnde Mädchen; aber der trunkene Leone lachte wild und gell.

„Sieh mich nicht so an, Königin — heute mir, morgen einem Andern — das ist der Krieg, das ist das Leben. Meinst Du, ich soll jammern und Gebete murmeln wie ein Pfaff am Leichnam des Freundes? Ha, wären wir am Strande des ligurischen Meeres, mit Rosen und Myrten wollten wir uns die Haare kränzen, die schöne Nacht zu feiern! Im Namen der Rache, im Namen des Sieges, so komm' in meine Arme, Du wilde Geusin, so komm' und sei mein, Du holde Ketzerin.“

Mit einem gellenden Schrei klammerte sich Myga van Bergen an den Pfosten des Lagers, auf welchem der bleiche, blutige Leib Antonio Valani's ausgestreckt lag. Bei dem Todten suchte sie Schutz! Aber mit wildem Lachen riß Leone della Rota die Unglückliche empor und in seine Arme. Mit glühenden Küssen bedeckte er ihren Mund und ihre nackten Schultern, — da klang ein dumpfer Fall über seinem Haupte, daß die Lampe an der Decke davon erzitterte. Ein Schrei! — ein Ringen — ein zweiter Fall — ein Stampfen und Trappeln vieler Füße — ein wildes Geschrei — der scharfe Knall eines Handrohres — der schreckensvolle, unheilvolle Ruf:

„Die Geusen! Die Geusen! Die Geusen an Bord! Verrath! Verrath! All' arme! All' arme!“

„Was ist das? diavolo!“ rief der Lieutenant, das Mädchen freilassend und nach dem Schwerte greifend. — — Von dem blutigen Lager hob sich noch einmal der Leib Antonio Valani's, noch einmal öffneten sich die Augen weit und starr und hafteten auf dem Lieutenant:

„Schütze das Schiff — Ver—räther! Niederträchtig—“ ein Strahl schwarzen Blutes schoß aus dem Munde hervor, zurück sank Antonio Valani — der Tod hielt nun wirklich seine Beute.

Auf Deck ward nach dem Fall der ersten Wacht das Getümmel immer allgemeiner und lauter; das wirre, überraschte Schiffsvolk stürzte hervor mit den ersten besten Waffen in der Hand —

„Zu den Waffen! Verrath! Die Geusen!“ Flüche — Gestöhn — Rufe um Pardon.

Auf die Knie sank wieder Myga van Bergen, während der Lieutenant, das Schwert aus der Scheide reißend, die Cajütentreppe hinaufeilte. Auf dem Verdeck stolperte sein Fuß schon über Leichen und zu Boden liegende Verwundete. Wild wogte es hin und her, und das Triumphgeschrei der Niederländer und der schreckliche Geusenruf! „Lieber Türk als Pfaff!“ fingen bereits an, den Waffenruf der so schrecklich aus dem Schlaf erweckten Genuesen zu übertönen.

Und immer noch kletterte es katzengleich an den Wänden des Andrea Doria empor. Auch die nächstliegenden Handelsschiffe und kleinen Kriegsfahrzeuge schienen überfallen zu sein, denn auch auf ihnen erhob sich Kampfgeschrei, fielen Schüsse, leuchteten Fackeln auf.

In Verzweiflung warf sich Leone della Rota den nächsten Feinden in den Weg, mit Zuruf und That seine Leute zum Widerstand ermuthigend. Auf dem Wachthaus am Kai erwachte eine Trommel und wirbelte den spanischen Weckauf.

„Die Geusen, die Geusen! Die Geusen vor Antwerpen! Verrath, Verrath, die Geusen in der Stadt!“

Fackeln irrten am Ufer umher, Lichter erschienen in den Häusern hinter der Stadtmauer.

„Lieber Türk als Pfaff! Victoria, Victoria! Die schwarze Galeere! Die schwarze Galeere! Victoria, Victoria!“ riefen die Geusen an Bord der genuesischen Galeone, Alles vor sich niederwerfend. Pardon wurde nicht gegeben, was nicht niedergestochen und gehauen ward, wurde über Bord gestürzt. Das Wort: die schwarze Galeere! erfüllte die Herzen der Italiener mit wildem Grauen und brach mehr als Alles ihren Muth. Ein Theil floh an das Land, ein größerer Theil war im ersten Ueberfall niedergehauen; am Hauptmast, in dem Lichtkreis der Schiffslaterne kämpfte noch eine verzweifelte Schaar. Hier hielt der Lieutenant Leone della Rota mit den tapfersten seiner Mannschaft Stand und zuletzt drängte das ganze Gefecht sich hier zusammen. Schon war der Boden schlüpfrig von Blut und bedeckt mit Leichen; manch' tapferer Geuse fiel von dem Schwert des italienischen Lieutenants.

„Muth, Muth, tapfere Kameraden — an mich an! Es kommt Hilfe vom Lande! Muth, Muth!“ rief Leone, einen Seeländer zu Boden streckend; aber an der Stelle desselben erstand ein neuer Kämpfer, über den Gefallenen wegtretend.

„Vorwärts, vorwärts, Ihr Meergeusen! Nieder mit den wälschen Tyrannen — nieder die Schandflagge! Herab vom Mast mit ihr! Kennst Du mich, Du wälscher Schuft, — Du feiger Mädchenräuber?“

„Diavolo!“ rief der Lieutenant, starr vor Schrecken und Verwunderung; doch faßte er sich sogleich. „Nicht ersoffen bist Du, Du Bettler? Hei, desto besser, — friß kaltes Eisen denn — da!“

„Da! Da! Myga! Myga! Rettung! Rache! Da, Du Hund, fahr' zur Hölle und grüß Deinen Spießgesellen von Jan Norris, dem Meergeusen!“

Zu Boden in sein Blut sank Leone della Rota aus Genua, und Jan Norris setzte dem Gefallenen den Fuß auf die Brust und schrie ihm in's Gesicht:

„Gerettet ist die Myga! Gewonnen ist das Schiff! Erzähl's in der Hölle!“

Damit stieß er seinem Todfeind das Schiffsmesser in den Hals.

Gefallen waren unterdessen auch die andern Genuesen, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten; der Kampf an Bord des Andrea Doria war beendet und schon warfen sich die Geusen auf die Ketten, die das Schiff an den Kai fesselten.

In der Cajüte lag Myga van Bergen ohnmächtig in den Armen Jan's, der die Braut aus dem schrecklichen Raume, aus der Gesellschaft des todten Capitäns Antonio Valani, forttrug, die Treppe hinauf in die freie Luft.

Noch dauerte das Gefecht auf einigen der ebenfalls von den Niederländern überfallenen Fahrzeuge fort, aber schon glitten einige derselben, von Geusenhänden gelenkt, in den Strom hinaus, und wild harmonisch erschallte der Gesang der Sieger durch die Nacht:

„Wilhelmus von Nassaue
Bin ich von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue
Bleib ich bis in den Tod —“

Vom Stern des Andrea Doria blies jetzt der Trompeter der schwarzen Galeere dieselbe Weise zur Stadt hinüber, und im wilden Chor fiel die siegreiche Mannschaft ein:

„Daß Euch die Spanier kränken,
O Niederlande gut,
Wenn ich daran thu denken,
Mein edel Herz das blut't.“

Selbst die zu Tod wunden Geusen richteten sich unter feierlichen harmonischen Klängen vom Boden auf — die nicht mehr singen konnten, bewegten doch die Lippen nach den Worten des Liedes. Auch Myga van Bergen erwachte dadurch wieder zum Leben, und lachend und weinend sang sie in den Armen Jan's den Freiheitsgesang mit.

„Sieh, ich halte doch Wort; unter Kanonendonner und Glockengeläut und Trompetenklang führe ich Dich heim! Gerettet, gerettet!“ jauchzte Jan Norris.

Von der Citadelle ertönte ein Allarmschuß über den andern. Trommel auf Trommel fiel auf den Mauern und Wällen der Stadt ein in den ängstlichen Ruf der ersten am Kaikrahnen. Und immer lauter regte sich hinter ihren Mauern und Wällen die große flandrische Stadt, und manch ein bedrücktes, zorniges Herz schlug höher bei den stolzen, verbotenen Tönen, die so trotzig den spanischen Trommeln entgegenwogten und immer höher schwollen, je mehr jene dagegen ankämpfen wollten. Die Sturmglocken läuteten dazu von allen Thürmen. Und nun rasselte und klirrte es aus der

Stadt und von der Citadelle herab hervor gegen den Kai; Fähnlein auf Fähnlein rückte auf die Stadtmauern, Fähnlein auf Fähnlein drängte gegen den Fluß herab.

Aber immer stolzer klang es über allen Tumult:

„Mein Schild und mein Vertrauen
Bist Du, o Gott, mein Herr,
Auf Dich so will ich bauen,
Verlaß mich nimmermehr,
Das ich doch fromm mag bleiben,
Dir dienen zu aller Stund,
Die Tyrannei vertreiben,
Die mir mein Herz verwund't."

Tausend und aber tausend Herzen lauschten hinter den Mauern, die Paciotti um die Stadt Antwerpen baute, in süßem Zittern diesen Klängen; tausend und aber tausend Augen wurden darum feucht.

Nun aber galt kein Besinnen mehr; die schwarze Galeere hatte ihre schönste Waffenthat ausgeführt, jetzt galt es, die Siegesbeute in Sicherheit zu bringen. Unter dem Schutz des Feuers der schwarzen Galeere gewann Jan Norris, der Befehlshaber an Bord des Andrea Doria, die Mitte der Schelde und fuhr stromab langsam an der Stadt hinunter. Sieben genommene kleinere Fahrzeuge schwammen bereits mit den Geusenschiffen voraus; die schwarze Galeere schloß den Zug.

Wie blitzte und krachte es von den Wällen Antwerpens; wie antworteten so gut die Geusenschiffe und der Andrea Doria, der jetzt unter der Bettlerflagge, die Segel lustig geschwellt vom Morgenwinde, stromab fuhr, wie raufte Don Federigo Spinola die Haare über solch' unerhörte That.

Feuer von allen Schanzen und Forts den Strom entlang!

Hoiho, hoiho, Geusenglück, Geusenglück! Was kümmert's die Meergeusen, ob die Spanier gut oder schlecht schießen? Die Wunden unter Deck, die Todten über Bord — — hoiho, hoiho, da flammt's wieder von der schwarzen Galeere auf, vor Fort Philipp! Bum — bum, das ist Cruys-Schanz auf der brabantischen Seite.

Nun aber haltet Euch gut, Ihr niederländischen Männer, der letzte Riegel, aber auch der gewaltigste ist zu sprengen.

Drunten im Morgennebel liegt Fort Lieskenhoek.

Drunten im Morgennebel liegt Fort Lillo.

Jetzt gilt's, Ihr Geusen, an die Geschütze, wer noch Hand und Fuß rühren kann.

Geusenglück! Geusenglück! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Alles bereit auf Lieskenhoek; der Commandant hatte Zeit genug gehabt, seine Anordnungen zu treffen: bereits um zwei Uhr hatte ihn der Hauptmann Jeronimo geweckt. „Nun, was gibt es, Sennor?" hatte der Oberst gefragt, und der Alte hatte die Achseln gezuckt und gesagt! „'S mag sein Meuterei zu Callao, 's mag sein Aufruhr zu Antwerpen, ich ersuche Euch jedenfalls, auf den Wall zu kommen, Sennor." Aergerlich war der Commandant auf der südöstlichen Bastion seines Forts erschienen und hatte lange gehorcht. Eine Viertelstunde nachher hatte die Trommel wieder einmal die Besatzung auf die Wälle gerufen, und eine Stunde nachher hatte der Hauptmann gesagt: „Sennor Oberst, ich würde die Schildwachen dieser ganzen Nacht erschießen lassen." — — —

Wie lange dauerte nun schon der Geschützdonner stromab die Schelde? Es war kein Wunder, daß Alles zum Empfang der schwarzen Galeere bestens auf dem Fort Lieskenhoek vorbereitet war!

Vor seiner Compagnie schritt der Hauptmann Jeronimo finster auf und ab, und je näher das Feuer kam, desto finsterer wurde er, das war so seine Art. Er hatte das Spiel so lange mitgespielt, bis er desselben überdrüssig geworden war — nein, nicht überdrüssig! — bis es ihm so gleichgiltig geworden war wie — wie das Athemholen. Der Hauptmann Jeronimo hatte nur nach gewohnter Art die Achseln gezuckt, als der reitende Bote quer über Land von Fort Perle aus, die erste nähere Kunde über das vor Antwerpen Geschehene brachte. Wie hatten die Kameraden sich gebehrdet; der alte Soldat von Alba, Requesens und Farnese hatte aber dem Boten den Rücken gedreht und war zu seiner Compagnie hingeschritten.

„Und dieses Volk vermeinen sie noch immer zwingen zu können?" hatte er gemurmelt. „Wie lange schon liegt die Blüthe Spaniens, der Kern seiner Kraft in diesem Boden begraben. Wehe Dir, armes Vaterland."

Die Kanonen von der Cruysschanze hatten sein Selbstgespräch unterbrochen. In den Morgennebel hinein fing es leise an zu schneien; man sah nicht drei Schritte weit.

„Ja, ja," murrte der alte Soldat, „feuert nur blind zu! und horch — da ist sie schon wieder, diese gottverfluchte Weise, das Grab-

lieb von Spaniens Macht und Ehre — paff, paff, so spart doch Euer Pulver, Ihr vernichtet sie doch nicht damit — ja, ja, schießt nur, schießt, das Lied klingt nur um so heller! O Teufel, man hat's zuletzt schon auswendig gelernt."

In den Geschützdonner hinein und den Klang der niederländischen Trompeten summte der Hauptmann Jeronimo:

„Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unversehrt.
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt."

Er war noch nicht damit zu Ende, als eine Kugel dicht neben ihm in seine Compagnie einschlug und sechs Mann derselben todt oder verwundet zu Boden streckte. Von der genuesischen Galeone kam diese Kugel; Jan Norris auf dem Andrea Doria eröffnete sein Feuer im Vorüberfahren vor Fort Lieflenhoek. Das Fort antwortete sogleich auf die kräftigste Weise, jedoch ohne den Geusen einen bedeutenden Schaden zuzufügen.

Auf dem Deck des Andrea Doria stand neben dem Geliebten Myga van Bergen.

Ihre Augen funkelten; was kümmerten sie die Kugeln der Spanier. Ueber dem Haupte des Brautpaares flatterte sieghaft das Geusenbanner, die herabgerissene Flagge Spinola's lag unter den Füßen der Beiden.

„Noch eine volle Lage, Burschen! Feuer! Feuer! der Myga, meiner Braut, zu Ehren!" rief Jan Norris, den Hut schwingend. „Da geht die Bramsegelstange über Bord; 's thut nichts! Hurrah, Myga, süße Braut — frei Wasser! frei Wasser! Horch, wie die schwarze Galeere vor Lillo in's Zeug geht! Hurrah, hurrah, lieber Türk als Pfaff! Frei Wasser! Freie See! O süße, süße Myga, o holde, liebe Braut, wie lieb' ich Dich!"

„O Jan, Jan, auf so stolze Art ist noch nie eine Braut erobert worden! Was hast Du gethan um mich!"

„Ach, was ist's denn?" lachte Jan Norris. „Einen wälschen Schiffslieutenant hab' ich niedergehauen und den Cadaver eines wälschen Capitäns über Bord geworfen. Die schwarze Galeere hat Dich und mich gerettet — bis an die Sterne hoch die schwarze Galeere!"

„Hoch! Hoch die schwarze Galeere!" jauchzte das Schiffsvolk auf dem Andrea Doria, und weiter zurück donnerte das schwarze Schiff seinen Gegengruß, unter den Mauern von Fort Lillo hinstreichend. — — — — —

„Laßt es gut sein," sagte der Hauptmann Jeronimo zu den Kameraden, die ihn vom Walle herabtragen wollten. „Laßt mich in freier Luft sterben, es wird mir leichter abgehen. Lebt wohl, Kameraden, lebt Alle wohl — und haltet Euch gut. Ich sehe lauter junge, jugendliche Gesichter um mich her, — Kameraden, ich wünsche Euch mehr Glück, wie der alten Armee zu Theil geworden ist. Wir haben unsere Pflicht gethan — grabt nach auf dem Felde von Jemmingen, auf der Moderhaide, bei Gemblours und vor Antwerpen, — es ist nicht unsere Schuld, daß — wir — noch — am — alten Flecke stehen! — Lebt — wohl, Kame—raden, — das alte — Heer geht zu — Grabe! Lebt wohl und — Spanien — für immer, das arme — Spanien! . . ."

Der Hauptmann Jeronimo war todt, und stumm umstanden ihn Officiere und Soldaten der Besatzung von Fort Lieflenhoek.

Der Geschützdonner war verstummt. Glücklich hatten alle niederländischen Schiffe die spanischen Festungen mit ihrer Beute passirt. Aus der Ferne klang aber noch immer das Lied von Fünfzehnhundertachtundsechzig:

„Vor Gott will ich bekennen
Und seiner ganzen Macht,
Daß ich zu keinen Zeiten
Den König hab' veracht't,
Weil daß ich Gott dem Herrn
Der höchsten Majestät,
Hab' müssen obedieren
In der Gerechtigkeit."

Meerwärts verhallten leise die Klänge, als das stolze Geusengeschwader mit seiner Beute, seinen blutigen Wunden und seiner Glorie in dem immer dichter werdenden Nebel stromab glitt.

Jakobäa von Baiern-Holland.

Von

Franz Löher.

(Schluß.)

III.

Dies war die erste Waffenthat der noch nicht siebzehnjährigen Heldin. Von da an schwuren die Hoeks nicht höher als bei Jakobäa's Muthe. Allein die Eroberung von Gorkum entschied den Krieg nicht. Der grimme Oheim blockirte von Dortrecht aus

ganz Holland und eröffnete einen wüthenden Kleinkrieg, den er mit einem gewissen wilden Humor betrieb. Auf allen Flüssen schwärmten die kleinen Schiffe, die mit einander scharmützelten. Hier und dort ging ein Städtchen in Feuer auf, und das Land litt schrecklich. Johann wartete noch auf die Entscheidung aus Constanz. Dort hatte Jakobäa's Sache die ganze Kirchenversammlung gespalten, heftig wurde hin und her erörtert. Auf der einen Seite stand die burgundische Partei, hinter sich die französischen und italienischen Prälaten, auf der andern die deutsche, den Kaiser und die rheinischen Erzbischöfe an der Spitze, welche Burgunds Festsetzung in Holland fürchteten. Endlich kam Jakobäa's Verlobter in Glanz und Triumph nach dem Haag, er brachte den Dispensationsbrief; Papst Martin V. hatte die Heirath genehmigt. Man rüstete die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit. Da aber schickte Oheim Johann die zweite Bulle, der Papst hatte vierzehn Tage später seine Dispensation widerrufen. Im hellen Zorn war der Kaiser zum Papste geritten und hatte ihn zur Rede gestellt: „Das sei ja offene Ketzerei, daß Bruder- und Schwesterkinder sich zur Ehe nehmen! Wie könne der Papst das zulassen, ohne das heilige Concil zu fragen? Sünden zu vergeben, sei des Papstes Amt, nicht Sünden zu erlauben." Der Papst entschuldigte sich in seiner Widerrufungsbulle: Irren sei menschlich, er habe nur den inständigsten Bitten früher nachgegeben, jetzt aber sei er durch den Kaiser und durch eine Menge wahrhafte Zeugnisse darüber belehrt, daß Jakobäa's Heirath ein Aergerniß und Unglück über ihr Land bringen werde.

Da saß nun das arme junge Weib und hatte die sich widersprechenden Bullen auf dem Schooße und sah ihr Glück und Leben behandelt, als wäre sie ein Blatt im Winde, das hierhin und dorthin getrieben wird, wie das Wetter wechselt. Das Jahr vorher huldigte man ihr als Kronprinzessin von Frankreich zu Compiegne, und jetzt kämpfte sie um ihr Erbland gegen den schrecklichen Oheim, welchen der Kaiser und ein Theil des Volkes für den rechten Herzog hielten. Jetzt sollte sie eine von der Kirche geächtete Heirath eingehen mit einem unsinnigen Thoren, der, ein Jahr jünger als sie, schon alle Rohheiten eines Wüstlings zeigte, doch keinen Funken von Verstand. Allein sie konnte nicht mehr anders, die Hoeks, für die sie lebte und glühte, die Sache des alten heiligen Rechts lag rettungslos zu Boden, wenn sie sich nicht Brabants und Burgunds Hilfe sicherte. Sie opferte sich mit einer Seele voll Ekel und Gram: die Heirath wurde im Haag vollzogen. Zu spät erließen Kaiser und Papst gegen sie und ihren Gemahl neue Drohbriefe.

Jetzt aber gab Johann von Baiern sein Lütticher Bisthum in die Hände des Papstes zurück, heirathete des Kaisers Nichte und erhielt von ihm die förmliche Belehnung über Holland und dessen Nebenlande. Zugleich aber that er den zweiten entscheidenden Schritt. Oeffentlich nahm er die Grundsätze der Kabeljaus an und bewilligte feierlich alles Wesentliche, was die Städte erstrebten. Sobald die Fehde zu Ende sei, sollten die Städte von Holland und Seeland das Recht ausüben, sich frei zu versammeln und zu berathen, zu des Fürsten Ehre und des Landes Nutzen, insofern es beiden nicht zum Nachtheile gereiche. Neben diesem beständigen Städteparlament verhieß er den Dortrechtern, daß sie ihr Bürgerrecht auf das ganze Land ausdehnen, — daß sie durch freie Fehde sich selbst ihr Recht in Proceßsachen selbst vollstrecken dürften, — daß die fürstlichen Landesbeamten von der Stadt mit gewählt und auch ihr verpflichtet werden, daß beständig die obersten Staatsbehörden in der Hauptstadt ihren Sitz haben sollten. — Da fehlte wahrlich nicht mehr viel zur vollständigen Zerstörung des Feudalwesens, das sich auf Barone mit hörigen Leuten stützte, und zur Anbahnung des modernen Staates. Die Dortrechter dachten vielleicht wenig an die weiten Aussichten, welche eine solche Urkunde dem städtischen Rechte und Wesen für die Zukunft eröffnete; für den Geschichtschreiber aber ist nichts anziehender, als im großen Werdeproceß der socialen Entwicklung die kleineren Krystallisationspunkte wahrzunehmen, welche sich so häufig in den alten Documenten verstecken.

Als die Dortrechter ihre Urkunde hatten, ließen sie sich noch besser echte Fehdegenossenschaft mit ihrem Herzog verbriefen und huldigten ihm den Tag darauf einmüthig als ihrem rechten Landesherrn, welchen der Kaiser durch seine Lehnbriefe bestellt habe.

Die Hoeks erschraken. Der „Johann ohne Gnade" hatte ihnen jetzt ein Feuer angezündet, das bei dem geringsten Verzuge auch die andern Städte ergriff und die Macht der

Hoeks verzehrte. Denn natürlich säumte Johann nicht, die Dortrechter Huldigungsbriefe an seine Parteigenossen in allen Städten zu schicken. Jetzt konnten sie es ihren Mitbürgern zeigen, schwarz auf weiß, welche Rechte der vom Kaiser bestätigte Fürst den Städtern insgemein verbürge und welche Vergünstigungen er jeder Stadt insbesondere in Aussicht stelle. Johann forderte öffentlich die Grafschaften auf, ihn als Herrn anzuerkennen und ihre Vertreter nach dem Haag zu senden, ihm zu huldigen und Rechenschaft abzulegen. Die Grafschaften, — noch durch Hoeks vertreten — antworteten ablehnend, allein schon gab sich deutlich genug in den Bürgerschaften ein bedenkliches Schwanken kund. Ohnehin waren ihnen die Verheerungen und Handelsschäden unerträglich, mit welchen Johann das ganze Land heimsuchte troß aller Vorkehrungen Jakobäa's und ihrer Anhänger. Man hörte bereits sagen: „Von so jungen Leuten wie Jakobäa und ihr Gemahl, der sich noch dazu mit unreifen Rathgebern umringe, sei niemals Hilfe, niemals Stärkung für das Land zu erwarten." Die Hoeks mußten eilen, sollten diese Erwägungen ihnen nicht gefährlich werden. Sie beschlossen schleunigst, all ihre und der Brabanter Macht zu versammeln, nach Dortrecht zu ziehen und den Feind zu ersticken in seinem Hauptlager.

Es erging also das Aufgebot an alle Städte Hollands und Seelands, einunddreißig an der Zahl, ihre beste Kraft zu rüsten, um Dortrecht zu erzwingen: dann werde man endlich Ruhe im Lande haben und nicht eher. Dem Aufrufe wurde noch ziemlich Folge geleistet. Mehr Unterhandlungen bedurfte es, um die Brabanter in's Feld zu bringen.

Denn bei diesen hatte der städtische Geist längst den feudalen Troß besiegt. Das Brabanter Volk fühlte sich viel mehr den holländischen Kabeljaus verwandt, als den Hoeks, deren hastiges und leidenschaftliches Gebahren ihm zuwider war. Ihrer Mitwirkung schrieb man auch zu, daß der junge Herzog sich so ungeberdig zeigte gegen die Landesordnung, welche die Städte gemacht hatten. Die Regentschaft, welche ihm bestellt war, hatte er ohne Weiteres abgeworfen und sich mit einer Schaar junger Edelleute umgeben, welche Wüstlinge waren, wie er selbst und seinen kleinen Verstand unterjochten. Den Verwegensten von ihnen, Wilhelm von dem Berge, machte er sogar zum Schatzmeister von Brabant. Mit Jakobäa aber lebte der störrische Thor längst in Haber, sie war seiner saubern Gesellschaft gründlich verhaßt. Denn unaufhörlich stachelte die Fürstin zu edlern Thaten an. Tausendmal mehr als zu ihr fühlte ihr Gemahl sich hingezogen zu ihrem Oheim, dessen gewaltiger Charakter ihm imponirte und dessen Wüstlingsnatur der seinigen verwandt war. Lange hatte der Brabanter mit ihm Unterhandlungen geführt, um den Krieg zu vermeiden. Allein endlich erlaubte die Ritterehre nicht mehr, seine und der Gemahlin Lande einem Andern zur Beute zu lassen, und auch die Brabanter konnten nicht anders, als ihrem Herzoge beistehen. Es geschah aber nur mit halber Kraft und halbem Herzen.

In den letzten Tagen des Juni setzten sich also zwei Kriegszüge gegen Dortrecht in Bewegung, der eine kam mit dem Herzoge von Brabant vom Süden über Gertrudenberg aus Brabant, der andere mit Jakobäa vom Norden aus Holland.

Voran ritten die Barone mit ihren Bannern und Dienstleuten, an sie schlossen sich die Ritter und Reisigen ihrer Umgegend an. Jeder ordentliche Ritter führte sein eigenes Fähnlein, eine Gleve wie man es nannte: das waren der in voller Rüstung glänzende Herr der Gleve, zwei geharnischte Knechte und dazu noch ein paar leicht bewaffnete Buben, welche Roß- und Läuferdienste thaten. Reiche Barone hatten auch eine Anzahl Söldner in ihrem Dienste und nahmen Troßknechte mit aus ihren hörigen Dörfern. Auch der kleinste Ritter fühlte sich tief herabgesetzt, wenn er nicht mehr mit einer stattlichen Gleve aufreiten konnte. Da jagten sie denn hin, die glänzenden Herren, jeder Mann voll Kraft und Ehrgefühl, aber jeder auch ein stolzer herrischer Wille, der nicht dienen und nicht einsehen wollte, das die Zeit die vielen kleinen Selbstherren nicht mehr duldete, daß die Zeit Alle, groß und klein, unter gleiches starres Recht und Gesetz zwang, damit höhere Zwecke erfüllt würden, als das bisherige Staatswesen zu erfüllen vermochte.

In geschlossenen Zügen, gleichmäßig bewaffnet, schritten dann einher die fürstlichen Soldtruppen. Ordnung, Gleichmäßigkeit, Gehorsam, — das waren die Mittel, welche aus diesem wilden Volke bereits die durchschlagende Kraft des Krieges gebildet hatten. Die kriegerischen Fürsten dieser Zeit ruhten nicht, bis sie ihre zahlreichen Soldaten hatten,

die jeden Augenblick und ihnen allein zu Befehl standen. In Friedenszeiten lag ein Kern davon in den Schlössern und Städten in Besatzungen; brach Krieg aus, ließen sich gleich Tausende anwerben. Denn es gab bereits fahrende Landsknechte in großer Anzahl, die auf allen Herbergen zechten, nach Umständen auch die Landstraßen unsicher machten. Hätten Handgeld, Ausrüstung und Unterhalt nicht so unerschwingliche Summen erfordert, schon damals hätte es überall stehende Heere massenhaft gegeben, denn sie waren das Lieblingsziel aller strebenden Fürsten. Am meisten kosteten die Reiter mit den langen Schwertern, Eisenhauben und knappen Harnischen. Viel zahlreicher zeigten sich die Lanzenträger zu Fuß, welche bereits lernten, sich in festgeschlossenen Haufen von weithin starrenden Lanzen zu bewegen. Die Hakenbüchsen waren schlaue gefürchtete Leute, in kleinen Gruppen standen sie zwischen den Reitern und Lanzenträgern.

Dann aber strömte daher das Volk der Städte, mit lustigem Rufen und Hörnerklang, jede Stadt ein Haufen mit eigenem Banner, die reicheren Bürgersöhne zu Pferde ritterlich bewaffnet, die andern zu Fuße, — auch Soldtruppen dabei — alle wohlbewaffnet, trefflich genährt und stattlich gekleidet. Da sah man derbe Handwaffen aller Art, Morgensterne und kurze Spieße, Hämmer und Streitäxte; jeder Mann brauchte die Waffe, die ihm am besten in der Hand saß. Das Alles wogte durch einander und umgab das schwere Geschütz, eine ganze Reihe seltsam geformter dicker Eisenröhre von abenteuerlichen Namen, unbehilfliche lange Stücke dabei, welche Steinkugeln schossen, fast so groß wie ein halber Scheffel. Ein paar Schüsse davon warfen eine Mauer ein, wenn das Geschütz nicht früher zersprang, was freilich nicht selten vorkam. Dies schwere Geschütz vor allem zeichnete neben der Wucht ihres Fußvolkes die Städte aus. Denn so kostspielige Stücke mit den vielen Munitionswagen konnten nur die reichen Städte immer in Ordnung haben, und zu der bürgerlichen Industrie paßten recht die klugen Geschützmeister, deren Kunst häufig so berühmt war, daß man sie hundert Stunden weit zu großen Belagerungen holte.

Wie weit standen gegen diese Vorgänger zurück die letzten Haufen, die freien Bauern! Einst, jedoch es war schon lange her, noch vor der Ritterzeit, bildeten sie die Stärke der Heere; jetzt nannten sie sich zwar noch „wohlgeborne Männer," zum Zeichen, daß sie keinem Grundherrn hörig — allein die Kraft der Waffen war längst nicht mehr bei ihnen. Die ritterlichen Herren mit ihren Knechten hatten die Bauern in den Hintergrund geschoben, gleichwie jetzt die Städter und die Söldner den Rittern auf den Fersen saßen. Schild, Spieß und kurzes Messer, vielleicht auch nur Keule und Bogen waren gewöhnlich die Waffen des Landvolks, und wenn es auch, namentlich in den friesischen Gegenden, noch ebenso gute Waffen führte, wie das städtische Fußvolk, so fehlte doch die häufige Uebung darin. Gleichwohl zog Jakobäa zu ihren Unternehmungen keine verächtliche Hilfe aus den nördlichen Theilen Hollands, wo die treuen Kennemer Bauern wohnten, die sich durch ihren Eifer und ihre Rüstigkeit hervorthaten.

Es war gegen Ende Juni, als die beiden Heere vor Dortrecht anlangten; auch die Flotte Jakobäa's, zu welcher die meergewohnten Seeländer den besten Theil lieferten, kam hergeschifft. Da schwärmte es bald auf den Auen von Reitern und auf den Gewässern von zahllosen Schiffen; hier war Scharmützel, dort stieg Rauch auf von brennenden Höfen und Mühlen, Alles bezeichnete den Anfang des Krieges. Es ließ sich eine so volkreiche und feste Stadt wie Dortrecht nicht im ersten Ansturme nehmen, man bereitete sich vor zu einer ernsten Belagerung. Dortrecht war damals noch nicht vom festen Lande getrennt, im langen graden Strome zog die Waal heran und theilte sich dicht vor der Stadt in zwei breite Arme. Unterhalb am Flusse schlugen die Brabanter ihr Lager auf, im Dorfe die Mühle genannt, eine kleine Stunde vor Dortrecht; die Holländer nahmen ihre Stellung fast ebenso weit von der Stadt, oberhalb im Papendrecht. Näher wagte man sich nicht heran, aus Furcht vor den plötzlichen Ausfällen der Dortrechter, noch mehr deshalb, weil man auf dem unsichern Boden nahe bei der Stadt fürchten mußte, über Nacht im Schlamm und Wasser zu stecken. Beide Theile beeilten sich nun, gegen die Stadt Wälle aufzuwerfen, in deren Mitte sie auf erhöhtem Boden ein festes und weit ausgedehntes Blockhaus bauten. Die besten Leute wurden zur Besatzung hineingelegt. Dadurch schaffte man sich eine Deckung, um den Sturm gegen die Stadt vorzubereiten, und eine Festung für den Rückzug, wenn der Angriff abgeschlagen

wurde. Eine zweite Absicht ging dahin, der Stadt alle Zufuhr abzuschneiden und sie allmälig durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen.

So nahm man die Stadt zwischen zwei Feuer und wartete nicht mit dem Angriffe. Die schweren Geschütze begannen wider die Mauern zu krachen, und kaum zeigte sich irgend ein Riß, so stürzten die Gewaltshaufen mit Leitern und Haken, Aexten und Schwertern heran, die Bresche zu erweitern und sich den Zugang zur Stadt zu erzwingen. Allein die Dortrechter bewahrten ihre Stadt gut, heldenmüthig schlugen sie die Stürmenden zurück. Sie hatten tüchtig Kriegsvolk eingenommen, die Bürgerschaft selbst war zahlreich und wohlbewehrt und auf's beste mit Proviant und allem Kriegszeug versehen. An ihrem Fürsten aber hatte sie einen energischen und klugen Feldherrn, der jeden Morgen mit einem neuen Plane aufstand, dem Feinde einen Streich zu versetzen, und am Abend ihn in der Regel glücklich ausgeführt hatte. Auch an Zufuhr litten die Dortrechter keinen Mangel, sie kannten ja zehnmal besser als die Feinde all die Untiefen und Schliche in den umliegenden Gewässern. So erlahmte denn der Eifer der Angreifer, und alsbald wendete sich das Ding. Den Dortrechtern gelang ein Ausfall nach dem andern, jetzt hatten sich die Belagerer zu vertheidigen und ihre Werke rückten nur langsam voran.

Insbesondere waren es die Brabanter, an welchen sich die Dortrechter erholten. Es gab genug kabeljauisch Gesinnte im Brabanter Lager, welche ihnen den Sieg gönnten und mit Johann von Baiern ein Einverständniß unterhielten. Denn wo kümmert sich Parteihaß um die nationale Ehre? Der Proviant fing an zu fehlen. Die Gegend war ausgeplündert, und Woche auf Woche hoffte man auf Zufuhr. Vergebens, denn Wilhelm von dem Berge, der Schatzmeister von Brabant, ließ seine Landsleute im Stiche. Laut beschuldigte man ihn des Verrathes. Die Dortrechter wurden dagegen immer kühner; denn auf jedem ihrer Ausfälle holten sie reiche Beute und zahlreiche Gefangene. In der That, der Herr von Wesemaal, der General der Brabanter, legte gar wenig Ehre ein; das Einzige, was er aufweisen konnte, war eine kleine Schlappe, welche die Dortrechter von den Antwerpenern erlitten, und ein gelungener Streifzug in des feindlichen Herzogs Muttererbe, das Land Voorne, wo das Städtchen Görede ausgebrannt wurde. In Dortrecht dagegen spottete man nur über die dummen Brabanter. Die vielen Scheuern und Kirchen reichten nicht hin, die vielen Gefangenen, die sie verloren hatten, unterzubringen. Man ließ kleine Schiffe, lockend mit Speisen ausgelegt, den Strom hinunter an's Land schwimmen, gleichsam als habe deren Mannschaft sich oben am Ufer versäumt. Die hungernden Brabanter stürzten sich darauf, der eine noch schneller als der andere: dann aber fingen die Dortrechter an, an den Seilen zu winden, welche sie kunstreich von den Schiffen unter dem Wasser hergeleitet hatten; die Fahrzeuge gingen wie von selbst wieder in's Wasser und wurden unter Gelächter und Geschrei mit Allen, welche darauf saßen, nach Dortrecht hereingezogen.

Männlicher hielten sich die Holländer, denn für die Hoeks war der Kampf etwas ganz anderes als bloße Ehrensache. Jakobäa kam öfter, sie anzufeuern, von Gertrudenberg herüber, wo ihr Gemahl, ein paar Stunden vom Kampfplatze, ruhig zusah, wie die Seinigen vor Dortrecht nichts anderes fanden, als Wunden, Aerger und Hunger. Allein Jakobäa hatte im Holländer Lager einen begeisterten Stellvertreter, Adrian, Herzog Albrecht's natürlichen Sohn, einer der Tapfersten im Felde, der Klügste im Rathe. Herrschte nicht sein Bruder, Johann von Baiern, in Dortrecht, so war Adrian dort im vollen Besitze des ihm verliehenen Schultheißamtes, welches Macht, Ehren und Einkünfte brachte. Adrian führte den Befehl im Lager der Holländer und machte den Dortrechtern hart zu schaffen. Die Holländer hauptsächlich waren es, welche immer wieder gegen die Stadt vorrückten. Mit heißer Wuth stürmten sie gegen die Mauern, ihre Maschinen arbeiteten mit ganzer Macht, ihre Geschütze warfen Feuer und Kugeln in die Stadt; allein der Widerstand war zu hartnäckig und die Brabanter Hilfe matt und lahm. Adrian sah mit wachsendem Grimm, wie schlecht die Sachen gingen, nicht einmal die eigenen Bollwerke konnte er zur Vollendung bringen.

Endlich spielte Herzog Johann in Dortrecht den Brabantern einen Hauptstreich. Oefter nach einander ließ er sie angreifen und dann die Seinigen sich rasch zurückziehen, um den Feind zur Verfolgung anzulocken. Die Brabanter hatten ihr Fort beinahe fertig, da fingen die Dortrechter eines Tages wieder an, zu schar-

mützeln, und als das Gefecht im Gange war, zogen sie sich eiligst zurück. Die Brabanter stürzten nach ihrer Gewohnheit hinter ihnen her, da aber sahen sie sich auf einmal dicht vor einem starken Hinterhalte, stutzten und lösten sich auf in wilde Flucht. Jetzt brach Johann hervor und fiel mit Macht zwischen die Flüchtigen und schlug und drängte sie, bis er an dem Platze war, wo ihre Schiffe standen. Gleich bemächtigte er sich der Fahrzeuge, so viel er erreichen konnte und kam mit den Schiffen und mit vielen angesehenen Gefangenen und reichster Beute nach der Stadt zurück. Jetzt hatten die Brabanter genug, sie wollten weg, es war kein Halten mehr, wie sehr auch ihr Herzog bat. Da ließ er das Blockhaus in Brand stecken und zog ab mit seinem Heere. Kaum aber sahen die Dortrechter den Rauch aufsteigen, so fielen sie aus, warfen sich über den Nachtrab und brachten den Brabantern noch im Weichen die ärgsten Verluste bei.

Jetzt waren auch die Holländer entmuthigt. Die Städter und das Landvolk verlangten nach Hause, sechs Wochen lagen sie schon vor Dortrecht, damit war die Landfolge aus, denn länger brauchten sie nach altem Herkommen ihrem Fürsten nicht zu dienen. Alles was die Führer erreichen konnten, war, daß noch eine Zeit lang an dem Fort gearbeitet wurde. Noch aber war es nicht vollständig bewehrt, da brachen die Mannschaften auf und zogen heim. Nur Adrian nicht; er wollte den Platz nicht ehrlos verlassen, die Tapfersten der Hoeks blieben mit ihm auf dem Blockhause. Mit einer Grausamkeit, wie sie nur das Bewußtsein einer verlorenen, mit Schande bedeckten Sache eingibt, suchten sie nun die Dortrechter heim und brannten und mordeten, was sich nur treffen ließ. Herzog Johann versammelte seine beste Macht, zog am 10. August vor das Fort und bestürmte es mit großer Gewalt. Die Belagerten wehrten sich wie Verzweifelte, auf beiden Seiten häuften sich die Leichen und noch hatten die Dortrechter keinen Fuß breit gewonnen. Da vertheilte der Herzog seine Leute rings um das Fort, denn er war inne geworden, daß die Werke für die Besatzung zu weitläufig seien und daß sie nicht überall sein konnte. Darum ließ er das Fort an mehreren Stellen zugleich berennen. Das half, der Widerstand der Besatzung wurde durchbrochen, die Stürmenden drangen über die Verschanzung, warfen Feuer an das Blockhaus, und kämpfend, von Rauch und Flammen umhüllt, starben Adrian und seine Leute, sie fielen bis auf den letzten Mann. Das war der zweite von Jakobäa's besten Generalen, der auf dem Schlachtfelde blieb. Es war ihr Unglück, daß ihre Helden, zu mächtig von Begeisterung erfüllt, zu leicht für sie in den Tod gingen. Auch die Dortrechter hatten viel Blut verloren, doch waren sie belohnt durch die Beute und die gefangenen Freunde, welche sie in dem Blockhause fanden. Sie schleiften die feindlichen Werke bis auf den Grund und waren lustig und guter Dinge, daß sie von aller Feindesgewalt erlöst.

Das war das Ende der großen Belagerung, auf welche den halben Sommer hindurch sich alle Blicke richteten in den Niederlanden und am Rheine; denn gleichwie später zu Antwerpen und Amsterdam, so war damals jeder Kaufmann durch seine Geschäftsverbindungen am Schicksale Dortrechts betheiligt. Es war nicht möglich, daß eine so glänzende Unternehmung schmählicher auslaufen konnte. Der Verlust an Leuten, Geld und Kriegszeug war bedeutend, noch viel größer die Schande, die moralische Niederlage. Was nur kabeljauisch in den Niederlanden gesinnt war, lachte und rieb sich vor Freude die Hände. Da sehe man, hieß es, was die Hoeks vermöchten, ihre ganze Macht in Holland und Brabant hätten sie auf die Beine gebracht und nicht die einzige Stadt bezwingen können. Wo denn nur irgend ein Siegeszeichen sei? Nichts, nicht den kleinsten Erfolg hätten sie heimgebracht, als Schimpf und Schande wagenvoll. Wie die armen Hänse seien sie heimgetrieben und hätten Kriegszeug und Gepäck im Stiche gelassen.

Jakobäa kämpfte ungebrochen noch bis tief in den Winter hinein. Von einer bedrohten Festung floh sie zur andern. Allein der schlimme Oheim machte langsam aber stetig seine Fortschritte und ihr Vetter, Philipp von Burgund, stellte sich als Vermittler ein und drängte und nöthigte Jakobäa zu einem Vergleiche. Der Oheim erhielt ein volles Drittel des Landes für sich allein und über die anderen beiden Drittheile die Mitregentschaft. Jakobäa aber sah sich gezwungen, Holland und die treuen Hoeks zu verlassen und mit ihrem Gemahle nach Brüssel zu ziehen.

IV.

Alsbald wurde sie auch dort der Mittelpunkt blutiger Parteikämpfe. Kabeljauisch gesinnt waren die jungen Wüstlinge, welche den Herzog beherrschten und dafür von Jakobäa's scharfer Zunge gegeißelt wurden: hoekische Gesinnung griff unter den Brabanter Reichsständen Platz, welche zuletzt den Günstlingen des Herzogs förmlich Fehde und Exil ankündigten. Unter diesen haßte Jakobäa am meisten den verwegenen Anführer, Wilhelm von dem Berge, dessen Verrätherei sie das Dortrechter Unglück Schuld gab. Eines Tages, als der Herzog auf der Jagd war, drangen Jakobäa's illegitime Brüder in den Palast und stießen den Verhaßten nieder. Der Herzog war eine Weile eingeschüchtert. Plötzlich aber vertrieb er all ihre Freunde vom Hofe und entriß ihr selbst ihre holländischen Frauen, deren Umgebung sie von Kindheit an gewohnt war. Grade die ihr widerwärtigsten Damen zwang er ihr zur Gesellschaft auf, und diese theilten sich in seine Herrschaft und seine Liebe. Jakobäa schwieg lange zu dieser bittern Demüthigung, sie schwieg aber nicht mehr, als sie hörte, ihr Gemahl habe heimlich ganz Holland auf noch weitere sieben Jahre dem schlimmen Oheim überantwortet. Sie hörte aus Holland den Verzweiflungsschrei ihrer Parteigenossen, der Hoeks, welche noch immer im Felde standen und einer nach dem andern vom Oheim niedergeschmettert wurden. Die Brabanter Stände boten Jakobäa ihren Beistand, sie aber hatte sich in der Stille einen andern Ritter erkoren. Sie war jetzt zwanzig Jahre alt und wollte für sich selbst handeln.

Sie ging nach dem Hennegau, an der Grenze erwartete sie ein vertrauter Edelmann mit sechzig Reisigen und geleitete sie auf heimlicher Fahrt nach Calais, da schiffte sie sich nach London ein und dort trat sie auf einmal hervor als Braut Herzogs Humfried von Glocester, zweiten Sohns des Königs von England. Ihr Gewissen, so erklärte sie, treibe sie fort aus einer unheiligen Ehe, welche wider Gottes und der Kirche Gesetze sei. Prinz Humfried aber war der schönste Ritter seiner Zeit, tapfer auf dem Schlachtfelde und voll Geist und Leben in Gesellschaft. Der große englische Geschichtschreiber, David Hume, welcher Jakobäa eine Fürstin von männlichem Geiste und großem Verstande nennt, sagt: dies Ereigniß habe Frankreich von gewissem Ruin errettet und den Engländern für immer die schönste Gelegenheit, es zu erobern, entrissen. Der mächtige Herzog Philipp von Burgund hatte sich nämlich mit den Engländern verbündet, weil der Dauphin von Frankreich seinen Vater, eben jenen Jean sans peur, hatte ermorden lassen. Dieser war in die Falle gelockt wie ein Wolf und erschlagen wie ein Stier. Die englisch-burgundische Uebermacht hatte jetzt halb Frankreich erobert und der Rest war leichte Beute. Nun aber sah sich der Burgunder in seinen theuersten Interessen bedroht, wenn Jakobäa's Land an Humfried kam. Sie und ihr verlassener Gemahl waren seine nächsten Verwandten, die neue Ehe mit dem englischen Prinzen eine Schande für das burgundische Haus. Noch mehr aber, blieb die Ehe Jakobäa's mit dem Brabanter Herzog die allein legitime und zugleich kinderlos, so war nach frühern Erbverträgen der Herzog von Burgund ihr Nachfolger in allen ihren Landen. Also regte er zuerst lange Wolkenzüge von Intriguen auf wider Jakobäa's Verbindung mit Glocester, und mit ihm arbeiteten all die Gesandten, welche eiligst Johann von Holland-Baiern und Johann von Brabant und der Herzog von Burgund nach London schickten, Jakobäa's neue Heirath zu hintertreiben. Zwei Jahre lang wurde hin und her unterhandelt. Doch was kümmerte das Alles Humfried und Jakobäa? Sie liebten sich leidenschaftlich und lachten über jedes Bedenken. Wo sie erschienen, jauchzte das Volk ihnen zu, und das englische Parlament beschenkte Jakobäa mit ansehnlichen Einkünften. Als Papst Martin V. erklärte, er werde niemals Jakobäa's Ehe lösen, wandten sie sich an den alten halbvergessenen Papst Benedict in Spanien, den man zu Constanz abgesetzt hatte, und, noch ehe seine Dispensation ankam, machten sie fröhliche Hochzeit, denn der König starb, und Humfried war Regent von England geworden.

Und nun nahm er die Truppen, welche zum französischen Kriege bestimmt waren und segelte mit Jakobäa nach Flandern. Die treuen Hennegauer Ritter und alle Hoeks in den Niederlanden strömten ihnen jubelnd entgegen, im Fluge wurde ganz Hennegau erobert. Das war Jakobäa's glücklichste Zeit. Aber mit all ihrer Macht zogen die beiden Herzoge von Burgund und Brabant heran. Hitzig wurde gekämpft, zwei Herzoge stritten um die schöne Gemahlin und der dritte, Philipp von Burgund, forderte den Engländer heraus, Jakobäa's Sache im Zweikampfe

zu entscheiden. Der Tag war bestimmt, da ging der schöne Humfried nach England in nothwendigen Regentschaftssachen und ließ Jakobäa allein im Kriege gegen eine dreifach überlegene Macht. Sie wurde zurückgedrängt und in der Stadt Bergen hart belagert. Mit verzweifeltem Muthe wehrte sie sich und schrieb die rührendsten Briefe an Humfried: wenn er sie jetzt nicht aus den Händen der falschen Flandrer erlöse, sehe er sie niemals wieder. Die zuletzt auf's Aeußerste gebrachten Bürger von Bergen bestürmten sie, sie solle capituliren, — sie weigerte sich, da lieferten sie ihr in der Festung selbst eine Straßenschlacht, eine Anzahl ihrer besten Leute fiel, und die Bürger drohten, sie auf der Stelle an ihren frühern Gemahl, den Brabanter, auszuliefern. Nun ergab sich Jakobäa an den Herzog von Burgund. Auf dessen Befehl geleitete sie der Graf Oranien nach Flandern, wo sie im Schlosse zu Gent strenge bewacht wurde, bis der rechte Papst ihre Sache nochmals untersucht habe.

Zu Jakobäa's Unglück war im Beginne dieses Krieges ihr Oheim Johann von Baiern-Holland gestorben, er hätte sie niemals so mißhandeln lassen. Als sie mit dem englischen Heere landete, rüstete er mit großer Macht und Freude, und plötzlich sank er in Mitte seines Kriegsvolkes vergiftet nieder. Er war der Einzige, der das so wichtige Holland gegen die burgundische Ländersucht für Baiern und für Deutschland behaupten konnte. Mit großer Kraft und Klugheit hatte er während seiner fünfjährigen Regierung Holland von seinen Feinden gereinigt, dessen Handel blühend gemacht, die Grenzen durch Unterhandlungen und Waffen gegen Brabant ausgedehnt, und was noch keiner erreicht hatte, durch dieselben Mittel die Friesen zu dauernder Unterwerfung gebracht. Er starb, als er sich eben zu größeren Unternehmungen anschickte. Seinen Mörder, einen holländischen Edelmann, ließ er noch hinrichten, erfuhr aber nicht von ihm, ob Philipp von Burgund oder Humfried Glocester oder ob ein paar erbitterte Hoeks das Gift gemischt. Jetzt war der Burgunder der bei Weitem mächtigste Fürst in den Niederlanden, und mit Hinblick auf seine Hilfe und Nachfolge huldigten die Kabeljaus dem Brabanter, Jakobäa's zweiten Gemahl, als ihrem rechtmäßigen Landesherrn. Dieser aber erklärte nicht lange darauf seinen und Jakobäa's Vetter, den Burgunder Herzog, zum Regenten über Holland und dessen Nebenlande.

Hätte Machiavelli damals schon seinen Principe geschrieben, dessen vollendetes Ideal hätte er in Herzog Philipp von Burgund gefunden. Er war ein Urbild eines Fürsten, wie sie in jener Zeit durch Ränke und Kriege große Ländermassen zusammenbrachten und zu neuen Reichen den Grund legten. Burgund und die sämmtlichen Niederlande zu einem festen Reiche zu vereinigen, welches dem Willen eines einzigen Fürsten gehorche, — diesen früher schon öfter aufgetauchten Plan verfolgte er mit all der tiefen List, Ausdauer und lächelnden Härte, welche seine hervorragenden Charakterzüge waren. Holland mußte der Schlußstein, der Seestaat seines Reiches werden. Es zu erwerben, gab er zuletzt die englische Allianz und Frankreich völlig auf, um seine ganze Kraft an die Niederlande zu setzen. Mit diesem weithin gefürchteten Gegner rang Jakobäa Jahre lang in einem wüthenden Kriege, in welchem das Blut in Strömen floß und die Hoeks und Kabeljaus sich gegenseitig den Todesstoß gaben.

Jakobäa hatte nach ihres Oheims Tode den Hoeks Befehl gegeben, sich vor allem der Festung Schoonhoven zu versichern. Von dort aus wollte sie auch Holland wieder erobern. Nach hartnäckiger Gegenwehr mußte sich der Platz ergeben und über seinen Commandanten, Arnold von Beylingen, verhängte der Befehlshaber der Hoeks die härteste Todesstrafe. Beylingen versprach auf Ehrenwort, sich wieder zu stellen, wenn man ihn auf Frist entlasse, sein Haus zu ordnen. Es geschah, und am bestimmten Tage war Beylingen wieder da und wurde lebendig begraben. Mit so grimmer Härte traten sich die Parteien entgegen. Damals kam es auch vor, daß burgundische Prinzen, wenn sie zehn Jahre alt waren, angelernt wurden, nach der Schlacht gefangene Ritter eigenhändig zu erstechen, damit sich die Knaben an das Rieseln des Blutes gewöhnen sollten.

In der Gefangenschaft zu Gent hörte Jakobäa, daß ihr Vetter Philipp sie nach Lille und gar noch weiter nach Savoyen hin entfernen wolle, da dachte sie auf Flucht. Zwei ihrer Ritter, holländische Hoeks, kamen unerkannt auf's Schloß und verständigten sich mit ihr. Eines Abends ließ sie sich noch spät ein Bad bereiten, und während ihre Wächter sie in den erhellten Gemächern glaub-

ten, entwich sie als Page verkleidet, kam glücklich aus der Stadt und traf die beiden Freunde mit drei Pferden vor dem Thore. Nun ritten sie eilends die Nacht hindurch, bis sie Morgens frühe nach Antwerpen kamen; dort nahm Jakobäa Frauenkleider, fuhr über die Schelde, bestieg den am Ufer bereits harrenden Wagen und eilte, als sie unentdeckt am andern Morgen nach Schoonhoven gelangte, in's Lager der Hoeks, wo der Jubel endlos war.

Sofort erklärten sich Gouda, Oudewater und andere Städte, ebenso ein Theil von Seeland für sie, auch das friesische Landvolk in Nordholland. Die bestürzten Kabeljaus rückten eilends mit ihrer besten Mannschaft heran, aber Jakobäa zog ihnen Tag und Nacht entgegen, brach plötzlich unter sie ein, und schlug und wetterte sie aus einander, daß Wenige übrig blieben. Auf dem Siegesfelde bei Alfen knieten sieben der vornehmsten und tapfersten Edelleute vor der jungen Heldin nieder und empfingen von ihr den Ritterschlag. Im Triumphzuge zog sie mit den erbeuteten Fahnen der Städte Amsterdam, Leyden und Harlem wieder von dannen. Jetzt sandte auch Humfried eine ansehnliche Flotte mit einem Heere unter dem Befehle des tapfern Filwater, und die Banner und Geschwader der Hoeks drangen siegreich vor auf allen Wegen und Flüssen. Herzog Philipp eilte, seine ganze Macht gegen Jakobäa in's Feld zu stellen. Und nun begann ein grimmiges Schlagen und dauerte rastlos vier Jahre durch. Treffen folgte auf Treffen, bald zu Lande bald zu See. Zuerst trafen sich bei Brouwershafen in Seeland die feindlichen Flotten; wieder wütheten die Schrecken der Schlacht auf dem Flusse und auf den Ufern den ganzen Tag bis tief in die Nacht. Es flogen, wie eine Chronik sagt, die Geschosse so dicht, wie Hagelsteine. Keiner der Hoeks, keiner der vornehmen Engländer wich, bis er stürzte, niemals war Herzog Philipp so in Gefahr und Gedränge. Allein seine Kriegskunst half, Jakobäa's Stern ging unter, fast ihre ganze Flotte und ganz Seeland waren verloren.

Dennoch verzagte sie keinen Augenblick. Ihre Flotte war zerstoben, aber rasch verstärkte sie ihre festen Plätze in Südholland und warf sich dann in den Norden. Hier rief sie das treue Landvolk zum Kampfe auf und führte seine Schaaren gegen die reiche Kabeljaustadt Harlem. Der hart bedrängten Stadt zog ein Entsatzheer zu Hilfe, Jakobäa eilte ihm entgegen und zum zweitenmal errang sie bei Alfen einen herrlichen Sieg, sie mit bloßem Landvolke über ein geübtes Kriegsheer. Doch auch ihr Herz war eisern geworden, mehrere Gefangene ließ sie sofort enthaupten. Darauf verheerte sie, wie eine wilde Rachegöttin, Alles was feindlichen Namen trug. Nur die beiden Städte Harlem und Hoorn hielten sich in Nordholland vor ihren Angriffen. Zwei Treffen bestand sie unter den Mauern von Hoorn, im ersten siegte sie, im zweiten entriß ihr wieder die Kriegskunst des Feindes den Sieg, sie mußte auch Nordholland aufgeben.

Herzog Philipp aber sah ein, daß er diese grimme Unholdin durch bloße Schlachten nicht bezwinge. Immer neue Truppenmassen führte er herbei, langsam rückte er vor, jeder Platz wurde schwer mit Truppen und Kriegssteuern belegt, das ganze Land starrte von flandrischen und burgundischen Lanzen. So wurden allmälig Jakobäa's Hilfsquellen verschüttet. Dennoch hielt sie sich nach der Hoorner Schlacht noch fast ein Jahr lang. Allein immer mehr wurde sie eingeengt und zuletzt in Gouda belagert. Der Papst Martin erklärte laut ihre Ehe mit Johann von Brabant für allein legitim; Jakobäa appellirte an eine Kirchenversammlung; Humfried wollte sich dem päpstlichen Spruche fügen; Jakobäa beschwor ihn, nur erst wieder zu ihr zu kommen. Denn schon hatte sie wieder eine Flotte auf der See, mit welcher Brederode an den Küsten schwärmte. Er überfiel die Stadt Enkhuysen, nahm an hundert Bürger gefangen und ließ ihnen die Köpfe abschlagen. Nicht lange darauf wurde seine sorglose Flotte bei Wieringen überfallen und vernichtet, achtzig Hoek'sche Edelleute wurden nach Enkhuysen gebracht und dort auf dem Markte enthauptet. Noch immer hielt sich Jakobäa in den drei festen Plätzen Gouda, Schoonhoven, Oudewater. Ihr früherer Gemahl, Herzog Johann von Brabant, starb, jetzt athmete sie wieder frei. Da aber bekam sie sichere Nachricht, Humfried habe sie völlig verlassen und heirathe seine Geliebte, die schöne Eleonora Cobham, eines Edelmanns Tochter. Das brach ihr das Herz. Willenlos ergab sich Jakobäa jetzt dem Burgunder, trat ihm die Mitregierung ihrer Länder ab und erklärte, sich bei dem päpstlichen Spruche zu beruhigen und ohne des Vetters Einwilligung nicht wieder zu heirathen. Er dagegen mußte ihr nur

das Eine geloben, alle Hoeks in Ehren und Güter wieder einzusetzen und sie dabei zu belassen.

Dies war im Sommer 1428. Jakobäa war endlich besiegt. Aber so weit in Nordfrankreich, England und den Rheinlanden Schlösser und Thorwachten standen, sprachen Ritter und Reisigen von Jakobäa's Ruhme. Und sollte nicht auch ein Strahl dieses Ruhmes zündend in das Herz jenes Lothringischen Landmädchens gefallen sein, das damals in Domremi, nur ein paar Tagereisen vom Hennegau, ihres Vaters Schafe weidete und ein halb Jahr später als Jungfrau von Orleans die Welt in Staunen setzte?

V.

Fünf Jahre lebte Jakobäa zurückgezogen auf ihren väterlichen Schlössern, ihre einzige Freude waren Jagd und ritterliche Spiele. Philipp von Burgund, der sie noch immer fürchtete, hatte seinem Statthalter in Holland, Frank von Borselen, aufgetragen, sie sorgfältig zu überwachen. Der Freiherr Frank von Borselen war ein berühmter Kriegsführer und Staatsmann aus altem weitangesehenen Geschlechte und hochgeachtet von aller Welt. Und was geschah? Auch er wurde von der unglücklichen Fürstin Liebreiz ergriffen, und sie fand endlich an ihm einen ehrenhaften echt ritterlichen Charakter, der ihrer werth war. Ihre Liebe war beiden heilig, vorerst vermählten sie sich heimlich. Philipp, durch seine Späher davon benachrichtigt, kam mit dem freundlichsten Gesichte nach dem Haag, seine Nichte und Mitregentin zu besuchen, und während er bei ihr an der Festtafel saß, ließ er in der Stille Borselen ergreifen und gleich fortführen, weit nach Flandern auf Schloß Rupelmonde. Dann sprengte er aus, er werde ihm den Kopf vor die Füße legen lassen für seine Untreue. Da eilte Jakobäa nach Flandern, — Alles, Krone, Länder und Ehren, Alles was Philipp forderte, gab sie hin für das Leben des geliebten Gemahls. Nichts behielt sie, einst die reichste Erbin Deutschlands, als ein paar Schlösser und das fürstliche Recht über die Forsten Hollands. Oeffentlich feierte sie jetzt ihre Verbindung mit Frank, und Philipp erhob ihn zum Grafen von Ostervant und zum Ritter des eben von ihm gestifteten Ordens vom goldenen Vließe.

Noch drei stille Jahre lebte Jakobäa. Wenn sie nicht jagte in den tiefen einsamen Waldgründen, modellirte sie kleine Thonvasen, die sie verschenkte. Der Feuergeist hatte seine zarte Hülle verzehrt: eine geborene Fürstin vergißt niemals, daß sie es nicht mehr ist, und sie behält ein schmerzlich feines Gehör für jedes leise Gelächter über ihre Thorheiten und ihr Unglück. Jakobäa starb an der Schwindsucht im fünfunddreißigsten Lebensjahre, aber — wie der neueste Geschichtschreiber der Niederlande, Lothar Motley, sagt: sie lebt fort unter den rührenden und unvergänglichen Gestalten der Iphigenien, Maria Stuarts und Johanna d'Arc. Noch heute ist sie die Lieblingsheldin des niederländischen Dramas.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die nächsten Folgen dieser Vorgänge.

Im selben Jahre als Jakobäa starb, brach ein erbitterter Seekrieg aus zwischen den Holländern und den übrigen Hanseaten. Bis dahin hatten die holländischen gleichwie die andern norddeutschen Städte sich in der Hanse wohl befunden, jetzt schürte der neue Herzog, der Burgunder, den Abfall und den Bürgerkrieg. Nur mit Mühe konnte er selbst dazu gebracht werden, Holland in Aachen vom Kaiser zu Lehen zu nehmen. Ein unabhängiges mächtiges Reich wollte er schaffen zwischen Deutschland und Frankreich, er selbst in der That dem macedonischen Philipp vergleichbar legte die Grundlagen; zum Alexander freilich fehlte seinem Sohne, dem berühmten Karl dem Kühnen, doch noch mehr als die Besonnenheit. Holland aber blieb seit dem Untergange der Wittelsbacher Deutschland entfremdet, wenn auch äußerlich noch verknüpft. Nachdem es burgundisch, spanisch, österreichisch gewesen, folgte es zuletzt dem eigenen egoistischen Zuge, und allerdings, Holland zeigte, wie viel Großes und Tüchtiges der thatkräftige Egoismus selbst eines so kleinen Volkes vermag. Die Holländer wollten eine eigene Nationalität werden, und theilweise wurden sie es, wenn auch eine sehr engherzige. Es zeigt sich das auch in ihrer Sprache. Die Urkunden und Chroniken aus Jakobäa's Zeit lesen sich noch wie reines Plattdeutsch, von da ab entsteht eine sonderbare holländische Mischsprache, welche unserm Ohre so unangenehm klingt wie das häßliche Deutsch der Schweizer, Elsässer und amerikanischen Pennsylvanier.

Ließ aber Deutschland diese Entfremdung eines so wichtigen Landes ruhig geschehen? Als Jakobäa sich in Verzweiflungskämpfen mit dem burgundischen Landräuber umherschlug, brachte ihr denn keiner der baierischen Vettern Hilfe? Nicht einen Schatten davon. Nach ihres Hauses und des Reiches Recht konnten sie jetzt Holland fordern, aber sie handelten als rechte Deutsche. Verbittert unter einander in Erbstreitigkeiten, sahen sie sich zornig immer grade in's Gesicht und sahen nicht, wie man ihnen draußen die schönsten Länderperlen raubte. Kaiser Sigismund schwieg nicht stille, er sagte dem Burgunder Krieg an und that sein Möglichstes, gegen den Länderraub die deutschen Fürsten in Harnisch zu bringen. Es blieb vergebens. Die deutschen Fürsten dachten, noch klopfe nicht die Gefahr an ihr Haus und zogen vor, möglichst neutral zu bleiben.

Jakobäa erschien uns als die Heldin des untergehenden Ritterthums. Dieses war in den Reihen der Hoeks zu Boden geschlagen. Die Hoeks lieferten zwar den Kabeljaus noch fast hundert Jahre lang kleine Scharmützel, aber keine Reihe großer Schlachten mehr. Herzog Philipp wollte nicht einmal den Namen Hoek und Kabeljau mehr dulden. Jakobäa selbst sah noch, daß die Vornehmsten der Hoeks in den burgundischen Hofadel eintraten. Sie hatte zuletzt erkennen müssen, daß kein Heldenmuth hilft gegen die Staatskunst eines beharrlichen Regenten, der die echten Gedanken seiner Zeit fördert. Diese gingen aber auf eine monarchische Staatsordnung, welche gleichmäßig alle Gruppen und Parteien im Volke umfaßte und allen Frieden und Recht verbürgte. Diese große Wohlthat war das Resultat der bürgerlichen Kämpfe am Ende des Mittelalters. Jakobäa und ihr Vater standen selbst noch in glühender Parteileidenschaft, das trübte ihnen den klaren Blick für das Berechtigte auch auf Seite der Gegner. Denn etwas Berechtigtes hat jede Partei, sonst wäre sie nicht da. Diese berechtigten Ideen aber macht der wahre Fürst zu seinen eigenen und verhilft ihnen zum Siege: damit enthöhlt er die Parteien ihres Kernes, er macht sie innerlich ohnmächtig. Und das that Philipp von Burgund. Es wurde ihm leicht, die Parteien zu zügeln, selbst wenn er egoistisch nur seine Hausmacht fördern wollte. Denn Hoeks wie Kabeljaus waren zum Tode erschöpft und Philipp belastete das Land und die Städte so stark mit Steuern und Besatzungen, daß ihnen die Lust zu neuen Aufständen verging.

Der neue Staat konnte aber für's erste nur ein System des bewaffneten Friedens werden, in welchem der Fürst der Hort und der Herr war, der die Parteien zur Ruhe brachte. Es waren nur erst die Umrisse des modernen Staates, in welche sich die Feudalzeit noch breit hineinbaute. Der Staat war noch ganz durchwachsen mit dem feudalen Mittelalter, aber das innere treibende Leben darin war das Bürgerthum, nicht mehr das trotzige parteiische Bürgerthum der Kabeljaus, sondern jenes, das von den Hoeks die Treue gegen den Fürsten und den genossenschaftlich ständischen Zusammenhalt annahm. Wie einst das Lehenswesen mitten in der germanischen und romanischen Welt sich nothwendig ausbilden mußte, wie es alle widerstrebenden Elemente nothwendig umwandeln mußte: eben so viel Jahrhunderte lang brauchte das Bürgerthum, um mitten in der Feudalwelt emporzuwachsen und in jeder neuen Staatsform sein Princip reiner und machtvoller auszubreiten.

Anderthalb Jahrhunderte später, nachdem die Kämpfe der Hoeks und Kabeljaus einmündeten in die fürstliche Herrschaft, hatte sich diese Herrschaft verwandelt in den Absolutismus des spanischen Philipp II. Da belebten sich wieder die Gewässer und Städte von Parteigängern, wieder sah man überall die Parteizeichen, diesmal Mütze und Bettelsack der Land- und Wassergeusen: der bürgerliche deutsche Geist bekämpfte siegreich den romanischen Absolutismus und das Resultat war die Freiheit Hollands. Unberechenbar ist, welche Anregungen seitdem von dort aus im Staatswesen, in Handel, Colonien und jeder bürgerlichen Entwicklung ausgingen und wie diese Anregungen weiter wirkten in England, Nordamerika, Frankreich und in der ganzen übrigen Welt. Das ist die Macht der berechtigten historischen Ideen. Sie schaffen sich immer nur neue Formen, bis sie sich ausgelebt haben, und so lange sind sie wie die großen Ströme, welche sich niemals ausschütten, wie die Berge, deren Häupter noch so lange von dunkeln Stürmen umhüllt sein mögen, aber immer wieder aus den Wolken treten in unvergänglicher Klarheit.

Henriette.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Adolf Glaser.

(Schluß.)

Henriette an Ebert.

Regensburg, im October 1753.

Endlich bin ich dort, wo meine Feinde mich haben wollten; weit, weit von Dir, in einer neuen, fremden Welt, wo nichts meine ermatteten Sinne erquickt, wo nichts mir geblieben ist — außer meinem Herzen — und dies ist ewig Dein, ganz Dein! Ich werde gut behandelt und viel gelobt, aber alle diese Versuchungen sollen mein Herz nicht bethören und von Dir entfernen. Schreibe mir, mein theurer Freund, schreibe mir Alles, was Deine Seele bewegt, lasse mich wissen, ob ich glücklich bin, ob Dein Herz mein ist. Schreibe, oder ich muß vergehen vor Sehnsucht. Ich werde nicht bewacht, oder wenigstens nicht vorsichtig bewacht und Du kannst mit Sicherheit an mich schreiben unter dem Namen: Johanna Kuntzin. Lebe wohl, mein Geliebter, meine Seele, mein Leben. Ich bin ewig Dein.

Henriette an Ebert.

Ich bin so glücklich, Dir noch einen, vielleicht bald noch mehrere Briefe schreiben zu können, wenn ich nur eine Art wüßte, von Dir Briefe zu empfangen, mein lieber Ebert. Ich habe den Onkel gebeten, mich zu behalten, bis Mama die Sache noch einmal überlegt und Deinen Lebenswandel untersucht hätte; ich wollte, ob ich es gleich könnte, nichts wider ihren Willen vornehmen, aber Dir ewig treu bleiben, wenn ich auch die größten Martern ausstehen soll. Ich weiß wohl, daß sie die Zeit zu Chicanen verwenden wird, mich unglücklich zu machen, aber was soll ich thun? Gehe ich von ihr, so soll ich Proceß führen und habe nichts zu leben. Schreibe wegen der Gefahr nur mit der größten Sicherheit, du kennst die Adresse; überlege Alles sehr genau, was Du thun willst und entsage mir lieber, als daß Du dadurch unglücklich werdest. Du sollst doch meine Liebe ewig besitzen und mich glücklich machen, mein süßer, zärtlicher, treuer Ebert, denn dieses, hoffe ich, bist Du und wirst Du ewig sein. Meine Verwandten werden Himmel und Erde bewegen, um mich Dir zu entreißen; also überlege es wohl, ob Du Alles für Dein Mädchen wagen willst und kannst, es ist nichts auf der Welt, was ich nicht für Dich ertragen will. Rathe mir, wie ich die Deine werden kann auf eine erlaubte Art, sie mag so gefährlich sein, als sie will, wenn sie nur Dich nicht unglücklich macht. Lebe wohl, mein süßer Freund, mein Alles. Gott erhalte und segne Dich und lasse es mich erfahren, daß Du glücklich bist, so bin ich überall zufrieden. O, ich liebe Dich unaussprechlich und ewig. Besuche meine Mutter, wenn sie in Braunschweig ist, lasse Jerusalem und wer nur kann sie besuchen und ihr zureden, zeige ihr, wenn Du willst, auch diesen Brief, darin ich Dir ewige Treue schwöre. Nichts, nichts soll mich untreu machen, das sagte ich ihr hier alle Tage.

Man sagte mir, der Revers und das Jawort wären durch Bedrohung mit Proceß ungiltig. Ich weiß also nicht, ob Du etwas ausrichten kannst. Ich soll schriftlich versprechen, Dich wider ihren Willen nicht zu nehmen und ihre Entschließung zu erwarten, wenigstens so lange sie lebt; ich will aber lieber sterben, als Dir entsagen; ich verspreche nichts, als ihr Zeit zu lassen, bis Du mich ernähren kannst und sie Dich besser kennt. Adieu tausendmal.

Sticker an Ebert.

Euer Wohlgeboren geehrtestes Schreiben nebst der Anlage habe ich durch Einschluß des Herrn Geheimregistrator Kraus wohl erhalten. Ich bin Ihnen für das gütige Zutrauen sehr verbunden, welches dieselben in einer Ihnen so angelegenen Sache in mich zu setzen belieben wollen; und wie ich an der Gerechtigkeit derselben im Geringsten nicht zweifle, also nehme ich keinen Anstand, Ihnen hierunter meiner aufrichtigsten Dienste zu versichern, werde auch nicht ermangeln, Ihnen davon künftighin überzeugende Proben darzulegen.

Die Frau von Töpffer war bereits am Dienstage vor dem Empfang Dero Schreibens, nachdem sie sich ungefähr vierzehn Tage allhier aufgehalten, mit Hinterlassung ihrer Fräulein Tochter von hier abgereist. Ich habe also Dero Befehl, wegen Einhändigung des Briefes in ihrer und des Herrn von Reck Gegenwart nicht befolgen können; auch nachher solches in Jemands Beisein zu thun um so bedenklicher gefunden, als ich vermuthen mußte, daß dadurch die etwaige fer-

nere Correspondenz zwischen Dero Fräulein Braut und mir gänzlich unterbrochen werden könnte. Ich mußte demnach auf ein anderes Mittel bedacht sein, um meinen Zweck zu erreichen, und dies habe ich durch Gewinnung des Reckischen Bedienten um so eher gefunden, da derselbe zum guten Glück von der Fräulein bereits auf ihre Seite gezogen war. Ich ließ ihr also durch selbigen vermelden, wie ich nothwendig mit ihr zu reden und ihr etwas einzuliefern hätte. Worauf ich von gedachter Fräulein ein Billet erhielt, des Inhalts, daß sie keine Möglichkeit sehe, mich allein zu sprechen, indem sie beständig mit Aufsehern umgeben sei, die auf alle ihre Handlungen ein wachsames Auge hätten, und daß, wann ich etwa einen Brief an sie hätte, ich ihr solchen durch gedachten Bedienten übersenden möchte; indessen wünschte sie als eine Unbekannte und Unglückliche nichts mehr, als einen aufrichtigen Freund allhier zu finden, dem sie sich anvertrauen könnte. Ich vermeldete darauf zurück, daß, weil mir ausdrücklich aufgegeben worden, einen Brief in ihre eigene Hände zu liefern, ich diese Beschäftigung Niemandem als mir selbst anvertrauen könne, mit der Bitte, mir, wenn es möglich, nur einen Augenblick hierzu zu bestimmen. Sie ließ mir hierauf gestern zur Nachricht wissen, daß ich Nachmittags um vier Uhr mich in der Gegend des Reckischen Hauses einfinden und auf einen Wink, den man mir geben würde, hineingehen möchte. Dieses ist glücklich von Statten gegangen, und ich habe die Ehre und das Vergnügen gehabt, dieselbe unten im Hause zu sprechen und mich meiner Commission zu entledigen. Jedoch dieses Vergnügen hat für mich viel zu kurz und wegen beiderseits besorgter Ueberraschung kaum eine Minute gewährt. Warum habe ich doch solche nicht in die Länge eines Tages verwandeln können! Ich glaube, diese würde kaum zureichend gewesen sein, uns von Ihnen mit einander genugsam zu unterreden. Wir müssen aber diesen Zeitpunkt von einer andern Gelegenheit erwarten. Vielleicht fügt sich solche einmal. Da ich indessen an Dero Fräulein Braut bei dieser kurzen Visite einige Furcht zu bemerken geglaubt, und nicht gewußt, ob solche von der Besorgung eines Ueberfalls, oder von einem etwa gegen mich hegenden Mißtrauen herrühre; so habe ich, um ihr solche meinerseits zu benehmen, Dero an mich erlassenes Schreiben, als ein giltiges Creditiv, ihr zugleich mit eingehändigt. Ich hoffe, Euer Wohlgeboren werden solches und auch dieses nicht ungütig aufnehmen, daß ich alles Vorgegangene so haarklein herzähle. Vielleicht ist es Ihnen aber auch nicht unangenehm; und da ich doch einmal schreibe, so kommt es mir auf einige Zeilen mehr oder weniger nicht an.

Ich habe Dero Fräulein Braut bei dieser Gelegenheit ersucht, ihre etwaige Antwort an mich zur weitern Besorgung zu übersenden, welches ich mir von Euer Wohlgeboren gleichfalls erbitte; weil ich fürchte, daß ein oder der andere Brief, wenn er auch (wie derjenige, welchen gedachter Bediente gestern von der Post geholt und der von Ihrer Hand an eine gewisse Mademoiselle Kunzen gerichtet war) unter verdecktem Namen geht, dennoch etwa in unrechte Hände kommen und die ganze Sache verderben möchte. Ich nehme die Besorgung Dero beiderseitigen Briefe mit Vergnügen über mich, wie Sie denn überhaupt Alles von meinem Eifer, Ihnen aufrichtig zu dienen, erwarten können.

Euer Wohlgeboren beklage ich inzwischen von Herzen, daß Sie in Ihrer Heirathssache bloß durch den Eigensinn einer Mutter in solche verdrießliche und weitläufige Umstände sich gesetzt sehen müssen, noch mehr aber das gute Fräulein, welches von ihren Anverwandten so zu sagen ganz eingeschlossen gehalten wird und fast weder Schritt noch Tritt ohne genugsame Aufsicht zu thun im Stande ist; wie ich mir denn in der That darüber Glück zu wünschen habe, daß ich nur auf einen Augenblick die Gelegenheit gefunden, die aufgehabte Commission bei derselben ablegen zu können. Ich hätte zwar noch Verschiedenes mit ihr zu reden gehabt; da aber die Kürze der Zeit solches nicht zulassen wollen, so werde ich dieses schriftlich zu verrichten mir die Ehre nehmen. Und ob ich schon, falls etwa dem Herrn von Reck meine Unterhandlung bekannt werden sollte, mich vor dessen Zorn eben nicht fürchte, so werde ich doch, so lange es sein kann, und um das Fräulein vor allem Verdruß zu bewahren, in der Sache so viel als möglich jederzeit behutsam gehen. Ich zweifle nicht, sie wird durch ihre Standhaftigkeit auch dieses überstehen und endlich den Sieg davon tragen. Noch eins, welches ich bald vergessen hätte. Man hat Euer Wohlgeboren bei den hiesigen Anverwandten und Vormündern nur für einen bloßen Sprachmeister ausgeben und selbigen sogar vorspiegeln wollen, als ob

Sie Vorhabens gewesen wären, Dero Fräulein Braut zu entführen. Vermuthlich hat hierdurch die Frau von Töpffer den Verwandten diese Heirath verhaßt zu machen gesucht. Es ist zwar dieses sehr wenigen Personen bekannt, jedoch habe ich solches in einem angesehenen Hause, wo man mich mit einigem Vertrauen beehrt, in Erfahrung gebracht. Ich wünsche mir von Ihnen einige Erklärung und Instruction hierüber, um diese ohne Zweifel falschen Aufbürdungen widerlegen zu können.

Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück zu der in der Person des Fräulein von Töpffer getroffenen Wahl zu Dero künftigen Gemahlin. Der kurze Augenblick, in welchem ich dieselbe zu sehen und zu sprechen die Ehre gehabt, hat den Trieb, Ihnen beiderseits mit wahrer Aufrichtigkeit und Eifer zu dienen, und Ihnen zu Ihrem Glück nach Möglichkeit beförderlich zu sein, bei mir noch mehr vermehrt.

Nachschrift. Dieser Brief hätte bereits mit der gestrigen Post abgehen sollen, da ich aber bis jetzt auf eine Antwort von Dero Fräulein Braut vergebens warte, so ist wohl zu vermuthen, daß selbige die Gelegenheit, solche zu fertigen, nicht gewinnen können. Ich werde aber dieselbe, sobald ich sie erhalte, nachschicken.

Dero künftigen Briefe bitte ich mir entweder durch Einschluß des Herrn Kraus aus, oder falls Sie demselben damit nicht beschwerlich sein wollen, so wird solche der Herr Vicepostmeister Strecker schon besorgen.

Regensburg, 1. November 1753.

Henriette an Ebert.

Ich habe Deine Briefe gottlob endlich bekommen, mein theuerster Ebert, und mich daran recht innig erquickt. Ich hatte gleich darauf eine Unterredung mit meinem Onkel. Er befahl mir jedoch, als ich ihn frug, ob er Antwort auf die Briefe bekommen hätte, darin er sich nach Dir erkundigt und auf die er mich vertröstet hatte, das vierte Gebot zu erfüllen und gehorsam zu sein. Mutter hätte ihm gesagt, sie wolle sich nochmals genau nach Dir erkundigen und wenn sie erführe, daß Du noch ein Christ würdest, denn bisher hättest Du Dich nicht als solcher bewiesen, und daß ich ein mittelmäßiges Glück bei Dir fände, so wolle sie es zugeben; wenn ich nicht gehorsam sein wollte, so hätte man Mittel, mich zu zwingen. Er brauchte die härtesten Ausdrücke: er wolle es weder jetzt noch jemals befördern, aber doch auch nicht hindern. Ich hielt ihm meiner Mutter Versprechungen vor. — Sie sei sie nicht zu halten schuldig, ich aber ihr blinden Gehorsam; sie wäre dazu gezwungen und habe es bereut; er hätte gehört, daß ich einen Brief an Dich abgeschickt hätte. — Ich leugnete es, aber ich sagte, daß man mir diese Freiheit ausdrücklich versprochen. — Das thäte nichts zur Sache, sie hätte es mir hier verboten. — Ich frug, woran ich mich denn halten solle, wenn man alle Versprechungen zurücknähme. — An die Obrigkeit, damit alle Welt erfahre, daß mich der Fluch der ungehorsamen Kinder trifft. — Ich bin nicht im Stande, bei so elenden Umständen Dir etwas zu rathen, mein ewig geliebter Ebert. Ich glaubte immer, daß wir durch meine Hierherreise das Ziel unserer Wünsche erreichen könnten und jetzt bin ich durch die falschen Versprechungen in den unglücklichen Schritt verwickelt. Der Allmächtige erbarme sich über uns und insonderheit über mich, da ich in Feindes Händen bin. Folge dem Rath der gewissenhaftesten und klügsten Leute, wie Du bisher gethan hast, und vertraue dabei auf den, der die Herzen lenkt. Frage dabei, ob ich genug in Sicherheit bin und ob man sich meiner bemächtigen kann, wenn Du einen Schritt thust. Gott erhalte Dich, mein theurer Freund! Ich bin in allen Umständen reich und glücklich, wenn ich Deine Liebe behalte! Gott lenke und regiere alle Deine Schritte und gönne mir das Glück, Dich noch einmal zu sehen und dann will ich mit Freuden sterben. Schicke alle Briefe an den Geheimcanzlisten Sticker, so gehen sie sicher, die Correspondenz ist das Gefährlichste, was ich unternehmen kann.

Auf der Rückseite des Briefes steht:

Schreiben Sie so wenig als möglich, denn der Person sind die Briefe sparsam zuzubringen.

Regensburg, 26. November 1753.

Henriette an Ebert.

Ich danke Dir tausendmal für die Sorge, welche Du Dir um meinetwillen gibst. Dein Brief machte mich zittern, aber ich sehe wohl, daß dies der einzige Weg ist, der uns übrig bleibt. Als mein Onkel Deine Klage erhalten hatte, erklärte er, daß er mich nicht für Millionen in seinem Hause behalten wolle. Wenn Du den Advocaten, Herrn Häberle, bestimmen könntest, mich in sein Haus zu

nehmen, so würden wir dadurch viel gewinnen. Ich selbst habe ihm schon geschrieben, aus Furcht, an irgend einen gefährlichen Ort gebracht zu werden. Ich liebe Dich ewig, mein theurer Ebert; es kann nichts auf der Welt geben, was ich nicht für Dich zu leiden bereit bin. Der Himmel wird uns beistehen. Der Freund, dem wir schon so unendlich viel Dank schuldig sind, wird Dir den Taufnamen des Herrn Häberle schreiben, mein Onkel heißt Johann Gustav. Ich bin geboren 1731 und war genau neun Jahre alt, als wir 1740 Regensburg verließen. Frage Deinen Advocaten, ob ich mich Häberle anvertrauen darf.

Sticker an Ebert.

Euer Wohlgeboren haben ohne Zweifel meine so eilfertig als kurze Antwort auf Dero geehrtestes vom 23. November, so wie ich Dero abermaliges vom 29. desselben Monats durch Einschluß des Herrn Geheimregistrators Kraus, bereits erhalten. Die Anlage des erstern ist Dero verehrtesten Fräulein Braut sicher eingeliefert worden und ich werde nicht ermangeln, die Einhändigung der letztern gleichfalls bestens zu besorgen. Da die Kürze der Zeit, in welcher ich vormals die Ehre gehabt, dieselbe zu sprechen, mir nicht zulassen wollen, sie von meiner Willfährigkeit und aufrichtigsten Diensteifer mündlich zu versichern; so habe ich bei Uebersendung Dero vorigen Schreibens mir die Freiheit genommen, solches schriftlich zu thun, und zugleich an die Hand gegeben, in etwaiger Ermangelung der Tinte, sich nur eines Bleistifts zu bedienen, um entweder an Euer Wohlgeboren selbst schreiben, oder falls etwas vorginge, welches Ihnen zu wissen nöthig wäre, mir solches in der Eile melden zu können. Hierdurch habe ich mir das Vergnügen verschafft, Sie mit beigehendem, auf solche Art geschriebenem, ob zwar offenem Briefe zu erfreuen. Sie können hieraus leicht schließen, in was für beklemmten Umständen sich diese liebe Fräulein befinden müsse. Ich halte gänzlich davor, daß der Herr von Reck zu dem, was vorgegangen, den meisten Anlaß gegeben und seine Schwester, die Frau von Töpffer, in ihrem dieser Heirath wegen gefaßten Eigensinn noch mehr gestärkt, auch dieselbe dahin gebracht, daß sie ihm ihre Tochter, um dadurch solche Heirath rückgängig zu machen, hierher liefern müssen; weil er vielleicht glaubt, daß man ihm selbige hier nicht abdringen könne. Die Ursache davon ist, wie ich unter der Hand vernommen, weil Euer Wohlgeboren nicht von Adel sind. Dieser steckt dem Herrn von Reck gewaltig im Kopfe; obwohl er, wenn sein Vater sich's nicht ein Stück Geld kosten lassen, solchen gewiß durch seine Verdienste nicht erworben haben würde; denn diese bestehen hauptsächlich in Geiz und Wuchern. Woher es denn auch kommt, daß er seine bei ihm wohnende Schwägerin, das Fräulein von Langmantel, verschiedene nicht unebene Partien auszuschlagen veranlaßt hat, indem dem Bräutigam entweder der Adel oder das Geld gefehlt. Seine Hauptabsicht aber geht wohl dahin, dieselbe gänzlich vom Heirathen abzuhalten, um durch ihr ansehnliches Vermögen dereinst das seinige vermehren zu können.

Vor einigen Tagen hat derselbe ein scharfes Examen unter seinen Domestiken angestellt, um herauszubringen, durch welchen von ihnen Dero Fräulein Braut heimlich Briefe zugesteckt würden. Der Bediente hat hierbei insonderheit einen harten Stand gehabt, indem er auf diesen den stärksten Verdacht geworfen, und unter Anderm zu ihm gesagt: „Er wüßte gewiß, daß der Fräulein Briefe zugebracht würden, und solches von Niemandem, als ihm geschehen könne,“ mit angefügter Bedrohung, „ihn fortzujagen, wenn er ihm solches nicht gestehen wollte.“ — Jener hat sich aber tapfer dagegen gehalten und nicht das Geringste eingestanden. Ob nun Herr von Reck aus bloßer Muthmaßung diesen Leuten etwas abzuschrecken gesucht, oder wirklich etwas in Erfahrung gebracht, solches kann ich nicht sagen. Wenigstens bin ich versichert, daß von meiner Seite nichts ausgekommen. Vielleicht kann es aber auch daher rühren, weil das Fräulein Tags vorher den vor ihr hergehenden Bedienten, nicht wissend, daß die Frau von Reck hinter ihr sei, ziemlich laut gefragt: ob er nichts an sie hätte? worauf aber derselbe, weil er die Frau von Reck gemerkt, nichts geantwortet, von dieser aber darüber sogleich zur Rede gestellt worden, indem sie wissen wollte, was das Fräulein zu ihm gesagt habe; er hat sich aber damit entschuldigt, daß er nichts gehört habe. Indessen hat doch der Herr von Reck Dero Fräulein Braut von sich weg und unter dem Vorwande, als ob sie sich, ich weiß nicht wo, über ihn beklagt hätte, zu seiner Schwester, der Frau Doctorin Billerin einlogirt. Ob

dieses die wahre Ursache oder ob er sich nicht vielmehr dadurch von einer Kostgängerin loszumachen gesucht hat, solches lasse ich dahingestellt sein. Wenn er aber etwa glaubt, durch diese Veränderung die fernere Behändigung der Briefe zu verhindern, so wird er sich sehr betrogen finden, indem ich noch allezeit ein Mittel aufzufinden hoffe, solches zu bewerkstelligen. Ich zweifle, ob das Fräulein bei gedachter Ihrer Frau Tante so genau als vorher werde eingeschlossen sein, vielmehr hoffe ich, sie wird solche durch ihre verehrungswürdigen Eigenschaften um so eher zum Mitleiden bewegen, als dieselbe wegen der mit ihrem verstorbenem Mann getroffenen Heirath fast gleiche Widerwärtigkeiten erdulden müssen. Jedoch, dieses wird sich in Zukunft zeigen.

Daß der Herr von Reck Euer Wohlgeboren ersucht, ihn mit Dero wortreichem Briefwechsel, wie er Dero wohlgefaßte Schreibart zu nennen beliebt, zu verschonen; solches glaube ich ganz gern. Vielleicht würde es ihn zu viel Mühe und Schweiß kosten, solchen auf gleiche Art zu unterhalten. Der zweite Vormund Dero Fräulein Braut, der Herr Stadtkämmerer Häberle, ist sonst ein rechtschaffener, wackerer Mann, bei welchem ich in einiger Gewogenheit zu stehen mir schmeichle. Ich weiß zwar nicht, ob derselbe von Euer Wohlgeboren gerechten Sache der Wahrheit gemäß unterrichtet, oder bereits von Dero Gegnern eingenommen sein mag. Finden Sie es aber etwa Ihrer Sache dienlich, an ihn zu schreiben, und mir die Ueberlieferung des Briefes aufzutragen, so werde ich solches nicht allein mit Vergnügen zu verrichten, sondern auch demselben dabei zugleich alle selbstverlangende mündliche Vorstellung zu thun nicht ermangeln. Ich bedaure anbei von Herzen, daß Euer Wohlgeboren sich in die verdrießliche Nothwendigkeit gesetzt sehen müssen, die Gerechtigkeit ihrer Sache noch durch den Weg Rechtens zu erstreiten; wünsche aber von Grund meiner Seele, daß deren baldige gedeihliche Entscheidung zu Dero und der werthesten Fräulein Braut vollkommenstem Vergnügen und desto eheren dauerhaften Verbindung gereichen möge! Dieser baldige Anblick Ihres beiderseitigen Glücks, nebst dem innigsten Vergnügen, so ich darüber empfinde, durch meine geringen Dienste dazu etwas beigetragen zu haben, wird mir eine überflüssige Belohnung derselben, so wie dessen lange Dauer jederzeit eine wahre Freude sein.

Ich bin im Uebrigen recht beschämt über die vielen Dankerstattungen, womit Euer Wohlgeboren allzuüberflüssig mich zu beehren die Gütigkeit haben wollen. Ich erkenne mehr als zu wohl, wie schlecht ich solche noch zur Zeit verdient und wie wenig ich mir also selbige zueignen kann; jedoch werde ich mich bestens bestreben, mich derselben immer würdiger zu machen. Ich muß zugleich aufrichtig gestehen, daß, ob ich zwar Euer Wohlgeboren persönlich gar nicht, Dero hochgeschätzte Fräulein Braut aber sehr wenig zu kennen die Ehre habe, ich dennoch aus einer innerlichen Zuneigung zu Ihnen, deren Ursprung mir selbst unbekannt, einen unüberwindlichen Zug verspüre, zwei so edlen Herzen meine, obwohl geringen, doch eifrigsten Dienste zu widmen. Wollte Gott, ich könnte Sie hiervon mehr durch die That, als durch Worte überzeugen! Ja ich wollte Ihnen mit der größten Freude von der Welt Ihre liebenswürdige Braut in die Arme liefern, wenn es in meinem Vermögen stände, aber dieses Glück wird wohl mir nicht aufgehoben sein.

Regensburg, 5. December 1753.

Nachschrift. Da am verwichenen Donnerstag von hier nichts abgeschickt worden, so habe ich Gegenwärtiges auch wider meinen Willen zurück behalten müssen. Inzwischen hat der Reck'sche Bediente mir gestern noch einen Brief von Dero Fräulein Braut eingehändigt, welchen ich gleichfalls anschließe. Es ist derselbe schon vor dem andern geschrieben, und bisher im Reck'schen Hause versteckt gewesen, weil das gute Fräulein nach ihrem Abzuge aus demselben, wovon sie vorher nichts gewußt, keine Gelegenheit gehabt, solches dem Bedienten zu melden. Dieser kann mir nicht genug sagen, wie sehr man das liebe Fräulein im gedachten Hause mißhandelt, und wie hart man ihr daselbst mitgefahren sei. Ueberdem habe ich von ihm vernommen, daß die gedachte, unter den Reck'schen Domestiken angestellte Untersuchung daher entstand, weil ein von Euer Wohlgeboren vor etwa vier Wochen, oder etwas mehr, abgelassener Brief, welcher durch eine dritte Person in das Reck'sche Haus geschickt worden, unglücklicher Weise in des Herrn von Reck Hände gerathen sei. — Es ist jetzt fast noch schwerer als jemals, dem Fräulein etwas zuzubringen, doch ist auch Dero letzter Brief derselben bereits behän-

bigt worden. Ich getraue mich also Niemandem zu entdecken, aus Furcht, verrathen zu werden. Wenn Euer Wohlgeboren ein ferneres Vertrauen zu mir haben, so schicken Sie Dero Briefe künftig alle an mich. Dem Bedienten habe ich die Verschwiegenheit und Vorsichtigkeit bestens empfohlen. Es thäte mir leid, wenn derselbe verunglücken sollte, indem er Weib und Kinder hat.

Den 10. December.

Henriette an Ebert.

Ein sehr importanter Brief von meiner Mutter an meinen Onkel ist mir in die Hände gefallen. Sie gibt ihm Vollmacht, mich sehr hart zu halten, befiehlt, mich scharf zu bewachen und mit Hilfe seiner Schwester zu bekehren. Er soll den Prediger zu mir kommen lassen und auf einen schriftlichen Revers bringen, darin ich völlig resignire. Ich verspreche aber, lieber tausendmal zu sterben. Sie hätte Dich an den Herrn Abt verwiesen, wie Du Dich melden lassen. Nun sehe ich freilich, daß alle mütterliche Liebe und alle meine Hoffnung, sie zu besänftigen, verloren ist. Ich gebe Dir Vollmacht, mein lieber Ebert, Alles zu thun, was Du der Billigkeit nach zur Rettung meiner Ehre und der Deinigen thun kannst; es ist ganz unglaublich, wie ich behandelt werde. In dem Briefe heißt es, ich wäre bisher in des Satans Gesellschaft eine vollkommene Atheistin, die niederträchtigste, gewissenloseste Person geworden und auf allen Seiten heißt Du mein Verführer. Erlöse mich, wenn Du kannst, von diesen unmenschlichen Herzen, denen keine Rache groß genug ist. Gott stehe uns bei, der der Retter der Unterdrückten ist. Lebe tausendmal wohl, mein liebster Ebert. Gott erhalte Dich und mich auch ferner, sonst werden meine Verwandten gewiß nicht nachlassen, bis sie uns in's Grab gebracht haben, und auch da wollen wir uns noch lieben. Jenseits des Grabes blüht unsere Hoffnung wieder und kein Feind kann sie tödten.

Henriette an Ebert.

Ach! niemals, niemals soll ich Dich wiedersehen, mein ewig geliebter Ebert. Aber für allezeit bist Du mein Liebstes und mein Leben! Zweifle daran nicht, mag auch aus mir werden, was da wolle. Ich bin ewig Dein! Dies ist das Einzige, was ich von meinem künftigen Schicksal weiß. Lebe wohl, theurer Ebert.

Sticker an Ebert.

Was denken Sie wohl von mir, da ich in Beantwortung Ihrer Briefe eine Zeit her so saumselig gewesen bin? Sie werden glauben, es sei mein bisher Ihnen bezeigter Diensteifer vielleicht erkaltet. Keineswegs. Ich versichere Ihnen vielmehr, daß ich noch mit eben derjenigen Aufrichtigkeit und Treue fortfahre, Ihnen zu dienen, mit welcher ich gleich anfangs mich dazu anheischig gemacht, und wovon ich Ihnen fernere Proben geben zu können, von Herzen wünsche. Aber die überhäufte Arbeit, da in dem neuen Jahre bereits zwei ziemlich starke Protocolle ausgefallen, ich auch in Ermanglung eines Secretärs, dessen Stelle mit versehen, mithin Alles doppelt arbeiten muß, hat mich kaum zu mir selber kommen lassen, viel weniger verstatten wollen, so sehr ich es auch gewünscht, Dero drei letztern kurz nach einander erhaltenen Schreiben vom 21. und 31. December vorigen und 10. Januar dieses Jahres, sogleich schuldigst zu beantworten. Euer Wohlgeboren danke ich indessen für den wohlgemeinten Glückwunsch zum neuen Jahre, womit Sie mir in einem derselben zuvorgekommen, und erwiedere solchen aufrichtigst dahin: daß die höchste Vorsicht Ihnen nicht allein künftighin eine dauerhafte Gesundheit verleihen, sondern auch alle Ihnen bisher zugegangenen Bekümmernisse in gegenwärtigem Jahre in lauter Freude verkehren und sowohl Ihre, als meine eifrigsten Wünsche in Erfüllung setzen möge. Wollte Gott, ich könnte Ihnen auch gleich jetzt zu demjenigen, wornach Sie sich schon so lange gesehnt, zu der vollkommenen Vereinigung mit Ihrer liebenswürdigsten Braut, Glück wünschen, mit was für ausnehmendem Vergnügen würde solches nicht von mir geschehen! — Allein, diese scheint allem Ansehen nach noch ziemlich weit entfernt zu sein. So viel kann ich Euer Wohlgeboren inzwischen mit Gewißheit versichern, daß Dero wertheste Fräulein Braut seit ihres Hierseins bis hierher sich bei vollkommener Gesundheit befunden, auch in Gegenwart anderer Personen jederzeit ein munteres Wesen blicken lassen, so daß man an ihr keinen innerlichen Kummer bemerken konnte, außer daß sie sich bisweilen etwas in Gedanken vertieft. Ich habe diese Nachricht von einem guten Freunde, dem Herrn Canzleirath Sonnemeyer, welcher von Frankfurt und einigen andern Reichsstädten Deputirter beim reichsstädtischen Collegio und

zugleich ein Taufpathe eines meiner Kinder ist, erhalten. Dieser, welcher mit dem Herrn von Reck sehr gute Freundschaft hält, hat sie nicht allein in dessen Hause gleich anfangs einige Male gesehen und gesprochen, sondern sie ist auch bei ihm selbst mit der Reck'schen Familie zweimal in Gesellschaft gewesen. Ich machte mir zwar die Hoffnung, dieselbe an diesem Ort sprechen zu können; allein, da ich, um hierzu zu gelangen, gedachtem Herrn Canzleirath etwas von Ihrer Sache, welche ihm ohnehin bereits einigermaßen bekannt war, vertraute, so schlug er mir die Gelegenheit in seinem Hause dazu rund ab, aus Furcht, dieserwegen mit dem Herrn von Reck, wenn derselbe etwas davon merkte, zu zerfallen; jedoch versprach er mir nicht allein eine genaue Verschwiegenheit in dieser Sache, sondern auch dann und wann Nachricht von dem Befinden Dero Fräulein Braut zu geben; welches denn auch geschehen ist. Nachdem aber dieselbe ihre Wohnung oder vielmehr Gefängniß hat wechseln müssen, hat weder er, noch Jemand anders sie weiter zu sehen und zu sprechen Gelegenheit gehabt, indem man allen Fleiß anwendet, solches zu verhüten. Sie kommt nirgends mehr hin, als bisweilen in das Reck'sche Haus und, jedoch sehr selten, in die Kirche, und zwar allezeit in Gesellschaft ihrer Tante, welche sie aber bei solcher Gelegenheit sehr fest in den Arm faßt, aus Furcht, sie möchte ihr davon laufen, wie denn auch dieselbe sie sogar im Hause nicht aus der Stubenthür gehen lassen soll, ohne sie wenigstens beim Aermel festzuhalten. Mit Bestellung der Briefe ist es bisher noch immer gut gegangen. Dero Fräulein Braut hatte gleich bei der Ankunft in das Haus ihrer Tante einen sichern Ort bemerkt, wo solche hingesteckt und von ihr bei ersehender Gelegenheit weggenommen werden konnten. Sie meldete mir solches durch ein Billet und auf diese Art sind derselben sowohl Dero vorigen Briefe, als noch die beiden vorletztern Anlagen vom 21. und 31. December richtig zugekommen. Jetzt aber hat sich die Scene auf einmal ganz verändert, so daß ich fast nicht weiß, wie ich mich inskünftige verhalten soll und ich sehe mich gezwungen, Euer Wohlgeboren einen Umstand zu vermelden, welcher Ihnen noch unglaublicher wie mir vorkommen und Sie in die alleräußerste Bekümmerniß setzen wird. Vielleicht ist Ihnen schon etwas davon bekannt. Wo nicht, so wird es Ihnen doch leidlicher sein, solchen von einem wahren Freunde, der an allem Demjenigen, was Ihnen zugeht, aufrichtigen Antheil nimmt, als von einem Andern zu vernehmen; obwohl es mir nicht wenige Bekümmerniß macht, Ihnen diesen Vorfall zu hinterbringen. Ich hatte nämlich noch bisher immer Anstand genommen, mit dem Herrn Stadtkämmerer Häberle Ihrer Sache halber zu sprechen, aus Furcht, daß ihm dadurch unsere Bekanntschaft verrathen und von ihm weiter ausgeschwatzt werden möchte, indem er seinem Charakter nach zwar ein gutherziges und nur allzu aufrichtiges Gemüth, dabei aber wenig Verschwiegenheit und eine große Menschenfurcht besitzt und überdies noch von seiner sehr schwatzhaften Frau sich gänzlich regieren läßt. Als ich aber am verwichenen Donnerstage mich wegen einer andern Sache mit demselben besprechen mußte, so wagte ich es, ihn bei dieser Gelegenheit unvermerkt auf den Punkt Ihrer Heirathssache zu bringen. Er fing demnach anfänglich an, sich über die geringe Titulatur *) zu beklagen, welche ihm sowohl in der vom dortigen Consistorio erhaltenen Citation, als auch in der von Serenissimo ihm und dem Herrn von Reck ertheilten Resolution, beigelegt worden. Nachher erzählte er mir, daß er von des Herrn von Reck seinem Vater zur Vormundschaft über die Töpffer'schen Kinder requirirt, auch darauf beeidigt worden sei, der Herr von Reck aber nach seines Vaters Tode solche, als Tutor legitimus, für sich selbst mit übernommen habe. Er für seine Person hätte schon längst gewünscht, von dieser Vormundschaft entledigt zu sein, und würde auch suchen, sobald die jetzige Heirathssache zu Ende, sich davon loszumachen, indem er Vormund und nicht Vormund sei, und von dem vorhandenen Vermögen, wo und wie es damit stände, und wie hoch sich solches beliefe, nicht die geringste Wissenschaft hätte, außer daß ihm die Mutter alljährlich einige Scheine und Quittungen über erhaltene Interessen zugeschickt, welche er mit unterschreiben müssen. Ich stellte ihm hierauf, so viel sich's, ohne mich bloszugeben, thun ließ, Ihre Sache auf's Beste vor und gab ihm zugleich von der Mutter boshaftem Eigensinn einige

*) Ein Stadtkämmerer ist eine von den höchsten obrigkeitlichen Personen bei hiesigem Magistrat. Es sind deren sechs, welche in der Regierung mit einander abwechseln. Der Herr Häberle ist noch über dem Director des reichsstädtischen Collegii.

Nachricht; wogegen er mir zu erkennen gab, daß ihm deren Charakter nicht gänzlich unbekannt sei. Er lobte zugleich deren Fräulein Tochter als eine Person von unvergleichlichen Eigenschaften und führte dabei an, daß der Proceß wegen ihrer Heirathssache nunmehr bald zu Ende sei und es allenfalls bloß der Mutter, wegen ihrer schriftlich ertheilten Einwilligung, ein Stück Geld kosten würde, um Euer Wohlgeboren damit abzukaufen, weil das Fräulein von der Heirath mit Ihnen, worauf sie sonst so standhaft beharrt, anjetzt freiwillig und von selbst abgestanden sei. — Sie können leicht ermessen, werthester Freund, wie sehr mich diese Nachricht Ihretwegen bestürzen müssen. Wie ich aber, um solches zu verbergen, hierüber meine Verwunderung bezeigte, mit dem Beifügen, daß ich dieses fast nicht glauben könne; so erzählte er mir ferner, daß, als er vor einigen Tagen seinen Besuch bei ihr abgestattet, sie ihm diese gefaßte Resolution selbst angezeigt, zugleich aber wegen des gegen ihn sowohl, als gegen ihre Mutter und Onkel, zeither bezeigten Ungehorsams fast auf den Knien Abbitte gethan, und überhaupt über diesen Punkt und ihrer hierüber hegenden Reue eine solche Rede gehalten, welche ihn selbst in Verwunderung gesetzt. Ja es hat mir der hiesige Hannoversche Legationscanzlist Krukenberg, welcher ein Schwager des Herrn Canzleiverwalters Naundorf in Wolfenbüttel ist, solches Tags darauf nicht allein gleichfalls versichert, sondern noch hinzugesetzt, daß sie sogar ihr bisher verborgenes Schreibzeug herausgegeben, um dadurch allen Verdacht von sich abzulenken, daß sie an Sie schreiben möchte. Was denken Sie von dieser Sache, werthester Freund? Sie müssen das Herz und Gemüth Ihrer so theuren Henriette am besten kennen; ich muß gestehen, daß ich mich nicht recht darein zu finden weiß; nach ihren Briefen, die ich Ihnen zugeschickt, kann ich mir eine so schleunige Aenderung unmöglich vorstellen. Könnte es aber auch wohl nicht eine Verstellung sein, um ihre Verwandten dadurch sicher zu machen und sich mehr Ruhe und Freiheit zu verschaffen? Ich wünschte solches von Herzen. Wenn aber auch dieses ist; so hat sie doch dadurch ihren Zweck noch zur Zeit wenig erreicht. Die Sache ist bereits vor fast drei Wochen geschehen und sie ist noch eben so enge eingeschlossen als vorher. Obwohl ich nun in der Ungewißheit stecke, ob hierunter die wahre Meinung, oder, wie ich doch noch immer glaube, eine Verstellung des Fräuleins verborgen liege; so habe ich dennoch etwas gewagt. Ich habe ihr nämlich vorgestern Dero letzteres Schreiben an sie zugeschickt und solches mit einem dergleichen von mir selbst begleitet. Ich habe sie in selbigem zur Standhaftigkeit ermahnt und zugleich ersucht, Sie und mich durch eine baldige Antwort aus dieser Ungewißheit zu setzen. Ich habe ihr zu diesem Ende Papier, Federn, Siegellack und Tinte mit übersandt und dem Reck'schen Bedienten aufgegeben, daß er Gelegenheit suchen möchte, ihr Alles in eigene Hände zu liefern. Ich habe ihr zugleich in meinem Briefe auf allen Fall, wenn sie ja etwas Gewaltsames merken sollte, mein Haus zur Zuflucht und Alles, was in meinem Vermögen, zu ihren Diensten angeboten, denn mit dem Herrn Gesandten ist in diesem Stücke nichts anzufangen. Es muß sich also bald zeigen, wie die Sache steht. Wenigstens hoffe ich, wenn auch das Fräulein, wie ich doch noch nicht gänzlich glaube, ihre Meinung geändert haben sollte, daß ihr Gemüth viel zu edel ist, als daß sie meinen Brief dem Herrn von Reck vorzeigen sollte. Sie würde mir dadurch dessen ewige Feindschaft auf den Hals laden, da ich Ihnen doch beiderseits mit möglichstem Eifer und ohne alle eigennützige Absichten zu dienen gesucht. Doch würde auch dieses mich nicht so sehr, als die Aenderung gegen Euer Wohlgeboren schmerzen. — Sie sehen also hier die Erläuterung und den Grund derjenigen Freude, welche die Mutter bei Erhaltung und Durchlesung des gemeldeten Packets geäußert. Der Herr von Reck und seine hiesige Schwester sind nicht weniger als jene einer scheinheiligen Schwärmerei ergeben, nachdem sie vor ihrer Verheirathung, wie hier Jedermann bekannt, die ausschweifendste Lebensart geführt, wie man denn sehr oft sieht, daß jene die Folge von dieser ist. Doch glaube ich, des Fräulein eigene Klugheit wird dieselbe vor dergleichen Fallstricken genugsam beschützen. Ich kann Ihnen, werthester Freund, im Uebrigen aufrichtig versichern, daß diese Sache mir hauptsächlich Ihretwegen einige schlaflose Nächte verursacht. Fassen Sie sich über diesen Zufall, so viel möglich ist; es ist noch nicht alle Hoffnung verloren, indem noch keine Gewißheit vorhanden ist. Ich werde Alles, was ich hiervon weiter erfahre, Ihnen sogleich melden. Uebersehen Sie zugleich

meine verworrene Schreiberei. Die Kürze der Zeit und die Verwirrung, worin ich bin, haben mir nicht zugelassen, solche in Ordnung zu bringen.

Regensburg, 24. Januar 1754.

Morgarten an Ebert.

Ew. Wohlgeboren wünsche ich in Entgegnung auf Dero Schreiben tausend Glück zu der Entdeckung des Charakters der Fräulein Töpffer, Dero gewesenen Braut. Nunmehr hoffe ich, sie die gewesene nennen zu dürfen.

Eine Person, in welcher die feurigste Liebe und die Entsagung derselben aus einer übertriebenen und lächerlichen Moral mit einander wechseln, muß nicht der Gegenstand einer männlichen Liebe sein, wenn man unter einem Manne nicht ein Geschöpf versteht, bei welchem Verstand und Wille mit einander in eine gefährliche Verwirrung gerathen sind.

Wollen wir nicht in folgender Woche einen Abend dazu ausersehen, um zu überlegen, wie Sie auf die anständigste Art aus der Sache kommen und sich gegen Chicane verwahren können, und soll ich nicht die Ehre haben, daß die Zusammenkunft bei mir geschehe?

Braunschweig, 28. März 1754.

Gegenseitige Entsagungsacte.

Ich, Endesunterschriebener, bekenne hiermit für Alle, denen zu wissen daran gelegen, daß ich mich aller Ansprüche auf der Fräulein von Töpffer Person, gegenwärtige und zukünftige Güter und auf alle übrigen Rechte, worauf ich wegen unserer ehemaligen Eheversprechung einen Anspruch machen konnte, mich freiwillig auf's Feierlichste hiermit begebe, den daraus entstandenen Proceß, nebst allen daraus herzuleitenden Forderungen meinerseits gänzlich aufhebe und der Fräulein von Töpffer alles ersinnliche Wohlergehen mit der vollkommensten Hochachtung anwünsche.

Joh. Arnold Ebert.

Ich, zu Ende Unterschriebene, declarire und bekenne hiermit und in Kraft dieser förmlichen Verzichtleistung, daß, nachdem zwar zwischen mir und dem hochedelgeborenen Herrn Professor Ebert aus ganz redlicher und uninteressirter Absicht eine Verlobung vorgegangen, diese aber nachher aus Mangel der hierzu gleichwohl nach göttlichen und weltlichen Rechten unumgänglich erforderlichen elterlichen Beistimmung zu ihrer rechtsbeständigen Vollkommenheit nicht gelangen mögen, mithin daraus ganz klärlich abzunehmen gewesen, daß es göttlicher Wille nicht sein müsse, diese Verbindung wirklich zu machen; oberwähnte Verlobung meinerseits hiermit völlig aufgehoben und cassirt, folglich der Herr Professor, dem ich im Uebrigen mit Beibehaltung schuldiger Estime alles nur erdenkliche Wohlergehen von Herzen gönne, auch die unangenehmen Folgen, welche über diese an und für sich unvollkommene Sache entstandenen processualischen Weitläufigkeiten mir zugewachsen sind, aufrichtig verzeihe, freie Macht und Gewalt haben solle, sich ohne meinen mindesten Wider- noch Einspruch in anderweite eheliche Verlöbniß einlassen zu können; wie denn mehr gedacht meine ganz unschuldige Verlobung hiermit wohlbedächtlich cassire, allen Ansprüchen an die Person und Vermögen des Herrn Professors unter was Vorwandes immer sein möge, ganz freiwillig und ungezwungen absage, und den daraus erwachsenen unangenehmen Proceß meinesorts völlig aufhebe. Zu Urkund dessen habe ich obstehende Declaration und Verzichtleistung mit meiner eigenen Handschrift und Beidruckung meines angeborenen adeligen Wappens bestätigt.

Marie Henriette Auguste von Töpffer.

Volkmar an Ebert.

Verschiedene fliegende Gerüchte von der Resignation der Fräulein von Töpffer hatten vorlängst bei mir den Wunsch erregt, etwas Zuverlässigeres von diesem Gegenstande zu erfahren, der mir bei allen Nachrichten auch von solchen, die es von sicherer Hand wissen wollten, doch noch immer sehr zweifelhaft vorkam. Nunmehr aber sehe ich aus demjenigen, womit Sie mich beehrt haben, daß es mehr als zu wahr sei. So sehr ich indessen Euer Hochedelgeboren für diese Nachricht danke, so sehr muß ich auch bitten, mir es nicht zu verübeln, daß ich sofort davon schweige.

Was die verlangten Briefe und Ring betrifft: so habe ich auf Veranlassung Dero geehrten Schreibens nur erst von meiner Frau erfahren, daß letzterer mit in dem Packet sich befinde, welches das Fräulein bei ihrer Abreise von hier auf Regensburg meiner Frau zur Verwahrung anvertraut hat Da aber dasselbe von dem Fräulein versiegelt und mit der ausdrücklichen Bedingung meiner Frau übergeben ist, daß sie selbiges so

lange an sich halten möchte, bis sie es selbst abfordern ließe: so sehe ich nicht ab, wie man Euer Hochedelgeboren mit dem Verlangten dienen könne, ohne Gefahr zu laufen, daß man gar darüber möchte actionirt werden. Ich versichere es Ihnen, sowohl meine Frau als ich wünschen sehr, uns davon vollends loszumachen. Zeigen Sie uns also nur ein Mittel, wie solches ohne Gefahr geschehen könne; so soll es alsobald erfolgen.

Hannover, 19. April 1754.

Henriette an ihre Schwester.

Ich sollte denken, Du müßtest es wissen, wie sehr mich Deine Briefe erquicken, und doch habe ich in sechs Wochen nur einen einzigen erhalten und ersehe noch dazu, daß die gnädige Mama Dir das Briefschreiben ordentlich anbefohlen hat. Wie kann es Dir nach einem so erschrecklichen Stillschweigen an Materie fehlen, da wir jetzt ohne Scheu die innersten Gedanken unsres Herzens einander sagen dürfen? O! laß uns doch unermüdet Gott loben, der unsere Zungen gelöst, ja, der auch zu unsern Herzen gesprochen: löset sie und führt sie zu mir! Lasse mich Theil nehmen an Deinem Wachsthum, an Deiner Freude am Herrn. Ich höre es zwar durch Andere, aber ich will Deine eignen Worte und Gedanken haben. Entdecke mir nur immer einen Theil Deiner Empfindungen, denn Alles läßt sich unmöglich ausdrücken. O! wie wollen wir die wunderbare Liebe Jesu preisen, wenn seine Erbarmung uns wieder zusammenführt! Indessen wollen wir Alles fein in unsere Herzen sammeln, keine einzige Wohlthat vorbeilassen, sondern Alles erwägen und anmerken, was er für uns gethan hat und voll Verwunderung ausrufen: O Tiefe, o Weite, o Höhe, o Breite! Der Herr hat Alles wohlgemacht, da er dem eignen Willen wehrte und rund ab ihm das versagte, was er so ängstlich begehrte. Ich kann Dir nicht genug beschreiben, wie ruhig meine Seele ist, was für einen tiefen Frieden mein Herz schmeckt, wie klein die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten und wie süß mir die Ruhe und Entfernung von der Welt, in der ich lebe, erscheint. Und wie kann die Verleugnung der Welt uns noch schwer sein, mein liebstes Lottchen! Wir haben mehr Fähigkeit gehabt als tausend Menschen, die Reizungen der Welt auf ihrer schönsten Seite kennen zu lernen, wir haben alle diese Fähigkeiten dazu angewandt, an ihrem Geschmack zu künsteln, wir haben Alles zusammen genommen, um sie recht reizend zu machen, wir haben die Werke der Natur und des Witzes gebraucht, um unseren Götzen, die Eigenliebe, zu schmücken, das Gewissen einzuschläfern, die Vernunft einzuwiegen und unseren Sinnen auf die angenehmste Art zu schmeicheln. Wer kann also mit mehr Wahrheit und Ueberzeugung sagen: die Welt hat nichts, das mir ein Labsal wäre. Ich glaubte edel und uneigennützig geliebt zu werden! — O wie betrüglich sind Deine blendenden besten Güter, arme Welt! Und über diesen Wahn verließ das Geschöpf seinen Werkmeister, das Kind entriß sich den Armen seiner Mutter, die Gesetze des ewigen Richters wurden zertreten, die Bande der Natur zerrissen und alles dieses aus einer edlen Liebe, die meine Sinne bezaubert und die Vernunft gefesselt hielt, die Ewigkeit weit hinausrückte, die Zeit zur Ewigkeit machte und Fluch, Tod und Grab vor den verbundenen Augen verbarg! So sieht das Köstlichste aus, was die Welt bieten kann, und wie trotzig spricht sie: das Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest. Wählt immer, ihr Sclaven eitlen Schimmers, welchem Gott ihr dienen wollt; ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen! Der höchste Gott kann allein glücklich machen. Er wird uns nicht im Verlangen nach ihm verschmachten lassen, wie die Welt ihren Anbetern thut. Bete für unsere theure Mutter, die uns vom Verderben erbeten und erkauft hat, bete für Deine Schwester, damit ich die Talente, so ich dem Herrn schuldig bin, abtragen kann und treu erfunden werde. Lebe wohl, meine liebste Charlotte, Gott erhalte Dich in seiner Gnade zum ewigen Leben.

Schluß.

Hier endigt der Briefwechsel, soweit er sich unmittelbar auf dies ergreifende Martyrium der Liebe bezieht. Was darauf noch folgt, sind geschäftliche Anliegen der Frau von Töpffer und Ebert's an das Consistorium und den Abt Jerusalem, die Aufhebung des Processes betreffend. Zwanzig Jahre später erlebte Jerusalem an seinem eigenen Sohne, dem unglücklichen Urbilde zum Werther, eine ähnliche Tragödie des Gemüths; es war eben das Zeitalter, wo der Kampf um jene Rechte des Herzens geführt wurde, jene Rechte, welche auch Schiller später in „Cabale und Liebe“ verfocht.

Die etwas rasch erscheinende Wendung in Henriettens Gefühlen, welche aus den Briefen hervorgeht, wird wohl nicht so unvermittelt und plötzlich eingetreten sein, als es bei diesen abgerissenen schriftlichen Reliquien den Anschein gewinnt. Indessen pflegen religiöse Einflüsse auf bedeutende Naturen oft in solcher raschen Weise überwältigend zu wirken und sich dann mit derselben Energie geltend zu machen, wie es früher eine starke Leidenschaft gethan. So unerwartet daher auch die Umwandlung bei Henriette eintritt, so ist dieselbe doch in deren tiefstem Wesen begründet und wirft kein unedles Licht auf sie. Was blieb dem zum Tode gepeinigten, verlassenen, kaum zweiundzwanzigjährigen Mädchen anders übrig? Zur Verzweiflung oder zum Selbstmorde ließ die wahre Frömmigkeit ihres Gemüthes sie nicht sinken; einen Ausweg aber mußte die von aller Welt verlassene Dulderin zuletzt finden. Mit all seiner innigen Liebe reicht Ebert doch nicht an die Tiefe und Gewalt ihrer Leidenschaft heran und die pedantische Besorglichkeit, welche sich in spätern Jahren bei ihm entschieden hervordrängte, mag wohl auch damals schon einem energischen Eingreifen von seiner Seite entgegengestanden haben. Spricht doch auch aus dem letzten Briefe Henriettens an ihre Schwester dieselbe leidenschaftliche Seele, dieselbe schwunghafte Ausdrucksweise, wie aus den frühern, und ihr liebebedürftiges Herz wendet sich auch hier wieder mit voller Treue zu der einzigen Schwester, der Genossin ihrer Leiden. Henriette ist ihrer Liebe untreu geworden, aber unter Umständen und in einer Weise, die uns jedenfalls ein noch tieferes Mitgefühl abnöthigen müssen, als der Selbstmord Werther's. Welch' eine Welt voll Leiden liegt in den Worten: „O, wie betrüglich sind Deine blendenden besten Güter, arme Welt!“ und wie bemitleidenswerth erscheint sie, wenn sie schreibt: „Gott wird Dich nicht nach ihm verschmachten lassen, wie die Welt ihren Anbetern thut.“ Auch in ihrer Resignation erscheint Henriette als eine wahrhaft große Seele, die nichts gemein hat mit der Scheinheiligkeit ihrer Verwandten.

Uebrigens konnte der Körper des jungen Mädchens bei den tiefen Seelenleiden, denen sie preisgegeben war, nicht lange Stand halten. Sie fand schon ein Jahr nach der Auflösung ihrer Verlobung die ersehnte Ruhe im Grabe.

Ebert betrauerte zwanzig Jahre lang den Verlust seiner ersten Liebe. Als er schon fünfzig Jahre alt, inzwischen mit Ehren überhäuft und ein rechter Pedant geworden war, vermählte er sich mit Louise Gräf, und lebte, wie es bei seinem sanften Charakter nicht anders zu erwarten war, zufrieden mit dieser Lebensgefährtin bis zu seinem Tode.

Obgleich der kleine, freundliche alte Mann während seiner späteren Lebensjahre in Braunschweig in seinen weißen, oder eigentlich gelben seidenen Strümpfen gegen jeden Temperaturwechsel und zu jeder Jahreszeit gleichmäßig mit einer steiffrisirten Stutzperrücke, mit einem Chapeaubas, einem Stocke, einem großen Regenschirme und einem noch größern Muffe armirt war, so hatte er doch das Unglück, sich beim Begräbnisse eines Freundes eine hartnäckige Erkältung zuzuziehen, welche in hitzige Brustkrankheit ausartete, in Folge deren er in der Nacht vom 18. auf den 19. März 1795 starb.

Die Tempelruinen von Pästum.

Von Karl Zinz.

Bevor wir Neapel verließen und seinen sonnigen Golf, wollten wir noch Pästum sehen, jene altgriechische Rosenstadt, deren Reize schon Virgil und Ovid besungen, jene wunderbar schönen Tempelruinen, deren Anblick einen Jeden noch heute mit dichterischer Begeisterung erfüllt.

Es war an einem schönen Maientage, als wir uns auf den Weg machten. Die Eisenbahn trug uns rasch vorbei an den Fischerwohnungen von Portici, an den malerischen Häusergruppen von Torre del Greco und Torre dell'Annunziata, wir sahen zur Linken den Wall der Todtenstadt Pompeji, zur Rechten das bunte Leben von Castellamare, wir bogen ein in jenes paradiesische Thal, das sich in einer Länge von sechs Stunden zwischen Scafati und La Cara hinzieht, allenthalben umgeben von den herrlichsten Zeichen der Erinnerung aus der Kunst- und Völkergeschichte des Mittelalters, allenthalben begrüßt von einer Ueppigkeit und Schönheit der Natur, wie wir sie nie zuvor gesehen — und gelangten so nach zwei und ein halbstündiger Fahrt nach La Cara, wo die Bahn einstweilen ihr Ende erreicht hat. Von dort



Das Innere des Neptuntempels.

geht man in einem bequemen Wagen nach Salerno. Der Weg dahin dauert eine halbe Stunde. Man könnte wünschen, er dauerte deren drei oder vier. Die vortrefflich gebaute Straße windet sich durch ein Thal von entzückender Schönheit und Abwechslung an einer römischen Wasserleitung vorüber, dem Meere zu. Der Busen von Salerno liegt vor unsern Augen, ganz im Vordergrunde die schimmernden Häuser von Vietri, weiter hinter das terrassenförmige Salerno, zur Rechten die zackige Felsenküste von Amalfi und das Alles wird bespült von einem Meere, so smaragdengrün gefärbt und so magisch beleuchtet, daß man unwillkürlich nach der weißarmigen Nymphe niederschaut, die auch aufsteigen möchte aus der krystallnen Fluth, um den schimmernden Zauber der Landschaft vollständig zu machen.

Es ist mittlerweile Abend geworden. Pästum, unser classisches Reiseziel, liegt noch sechs Wegestunden von uns, und so kehren wir ein unter den Schutz der „Sonne" von Salerno, die auch unser Inneres durch ein gutes Nachtmahl zu erwärmen versteht. Nach genommenem Imbiß betreten wir das Innere der Stadt, um, gefolgt von der Neugierde der hinter uns herziehenden Straßenjugend, für morgen unsern Mundvorrath einzukaufen, denn der classische Boden, den wir besuchen wollen, nährt nur noch schwarzäugige Büffel und einige fieberkranke Hirten, aber keine blondhaarigen Barbaren des Nordens, die neben der ästhetischen Erbauung auch einer materiellen Stärkung des Magens im Laufe des kommenden Tages bedürfen könnten. Wir besuchen noch in Salerno das Grab des großen Papstes Gregor VII., der den



Tempel des Neptun.

deutschen Kaiser im Bußhemde zu seinen Füßen sah, wir erneuern davor die Fülle unserer Ideen über die Wiederkehr eines deutschen Kaisergeschlechtes, das seine eigenen Widersacher vor sich im Staube sehen möge und sehen wird, wir verträumen eine „felicissima notte“ in den gastlichen Räumen der Sonne, und der kommende Morgen sieht uns heiter und wohlgemuth den Ruinen zueilen, die in noch dämmernder Morgenbeleuchtung magisch herüberschimmern von dem gegenüberliegenden Ufer des Golfes.

Nach ungefähr dreistündiger vergnügter Fahrt gelangten wir an den Sele, den Silarus der Alten. Wir überschritten ihn in einer Art von fliegender Brücke. Wir fahren noch eine kleine Stunde weiter und siehe da! vor uns tauchen empor aus der grünen Ebene die magisch beleuchteten Giebel der Tempel von Pästum.

Wunderbarer Anblick! Dicht vor uns die ehrwürdigen Ueberbleibsel griechischer Schönheit, geschmückt mit dem schimmernden Akanthus, der üppig zu ihren Füßen wächst, — in der Ferne das blaue Meer, dessen leichtbewegte Wogen ein wehmüthiges Schlummerlied murmeln an den Gräbern der alten Poseidonia, — zur Linken die vielgipflige Gebirgskette der Apenninen, deren waldbedeckte Häupter in stolzer Sicherheit und Ruhe herniederschauen auf die Stätte der Vergänglichkeit, — und über alle dem der ewig heitere, blaublinkende Himmel Italiens mit seiner milden Luft und durchsichtigen Klarheit, der hier über Pästum doppelt heiter zu lächeln scheint und der heute an dem schönen Maienmorgen seine Sonne so warm und so wonnig niedersendet, als sehne er sich wieder nach den Rosengärten Poseidonia's und als wolle er sie heute wieder hervorküssen aus dieser Erde, wie er sie ehemals ihr entlockte in üppiger, sängerbegeisternder Fülle.

Aber diese Erde gibt heute nichts mehr wieder, was an Rosen und ihren Duft er-

innert. Sie ist öde und leer. Da, wo sich früher, von den ältesten Zeiten der Phönicier an bis zum Beginn unserer Zeitrechnung eine reiche, blühende Handelsstadt erhob, die mit Stolz den Namen ihres Schutzgottes Poseidon trug, da wo die Bewohner dieser Stadt ihrem Gott jenen herrlichen Tempel erbauten, da wohnt heute ein krankes, armes Geschlecht von Hirten, da weidet der Büffel und da hauset während vieler Monate des Jahres die bösartige Malaria. Die Stadt und ihre Rosengärten sind vollständig zerstört und in ein sumpfiges, unfruchtbares Gefilde verwandelt. Was die Sarazenen im neunten Jahrhunderte verschonten, was die kirchenbauenden Normänner in späteren Perioden übrig ließen, hat die langsam nagende Zeit vernichtet. Nur zwei Tempel sind übrig geblieben von der herrlichen Stadt, eine Basilika und die Spuren eines Amphitheaters.

Nie noch in unserm Leben und vor keinem Meisterwerke der alten Kunst, weder beim Lesen des Homer, noch beim Beschauen der Schätze des Vaticans in Rom und des Museums in Neapel fühlten wir so den unmittelbaren Eindruck griechischer Harmonie und Vollendung, als beim Eintritt in den Tempel des Neptun, der von den drei Gebäuden das schönste, größte und best erhaltenste ist. Mit welcher Ordnung, mit welchem Ebenmaß fügt sich da Stein auf Stein, reiht sich da Säule an Säule, stützt sich da der Architrav auf die belasteten Glieder und bauen sich da über dem Architrav Triglyphen und Giebel auf. Allenthalben ein ruhiges Fortschreiten von Glied zu Glied, nirgendwo ein kecker Sprung in den Formen, nirgendwo ein schwindelnder Bogen oder eine aufragend in die Luft hinein befestigte Masse. Allenthalben heitere Gottesruhe wie auf dem Antlitz der Ludovisi'schen Juno oder des



Die Basilika.

Dieses Wenige aber, was uns geblieben, von welch' bewältigender Schönheit ist es noch zum größten Theil und von welcher Schönheit muß es ehedem gewesen sein?

Belvedere'schen Apollo. Das Gefühl der Sicherheit und Zufriedenheit lagert sich auf uns nieder und hält uns fern jede Aufregung oder verzehrende Begeisterung. Kraft

und Belastung stehen überall in einem graden Verhältnisse zu einander. Der schwere Quader wird von einer kräftigen Säule getragen, die kräftige Säule scheint organisch aus dem ebenmäßigen Piedestale, das die ganze Tempelsohle bildet, hervorzuwachsen und diese Sohle wieder erhebt sich auf breiter, mächtiger Grundlage aus der Erde. Und doch ist trotz der gewaltigen Massen Alles leicht, Alles zierlich, Alles wie hingeweht von dem schaffenden Hauche der Gottheit des Schönen und Erhabenen. Die ganze Länge des Neptuntempels beträgt 195 Fuß, seine Breite 78, während der Tempel der Ceres nur 107 und 48 Fuß hat. Der Stein, woraus beide gebaut sind, ist Travertin, eine Art von Kalkstein, der in der ganzen Scenerie. Es ist ein bräunliches Gelb, das in der malerischsten Weise absticht zu dem Blau des Himmels und dem Grün der Erde. Noch malerischer freilich mag dieser Stein ausgesehen und sich mit den überquellenden Reizen dieser Landschaft gemischt haben, als die einfachen und harmonischen Linien, worin er behauen und an einander gefügt ist, bedeckt waren mit der Kunst des Zeuxis und Apollon, und der blendende Schmuck des Dorischen Oberbaues wetteiferte mit dem gewaltigen und doch graziösen Eindruck, den die belasteten Säulen und ihre Formen auf uns machten. Aber die Farben sind dahin mit den Rosen von Pästum. Was die Wirklichkeit uns nicht mehr bietet, das muß unsere schaffende Phantasie wieder hervorzaubern



Tempel der Ceres.

Gegend von Pästum sehr viel gefunden wird. Die Farbe und das Aussehen, welches die Jahrhunderte diesen Steinen gegeben haben, passen heute wirklich ganz ausgezeichnet zu der aus dem Schutt der Jahrhunderte und aus dem Wenigen, was übrig geblieben. Aber das wird ja so leicht hier vor diesen Wunderwerken der griechischen Schönheit und Kunst.

Die Idee der Harmonie tritt uns hier in verkörperter Gestalt vor die Sinne und wir haben nur wenig hinzuzuthun, um die Lücken auszufüllen und in unserm Innern den Eindruck der ganzen und unversehrten Schönheit hervorzuzaubern. Ich weiß nicht, war es der glückliche Zufall eines heiteren Tages, war es das muntere Zusammensein einiger sich genau zu einander verstehender Freunde, war es das alte Griechenthum selbst oder endlich waren es diese drei Dinge zusammen genommen, die uns belebten und erfreuten. Es waren herrliche Stunden, die wir zubrachten auf den Trümmern der alten Rosenstadt und auf der Rückreise von dort nach Neapel, und noch lange und oft werden wir uns freuen in der Erinnerung an die sonnigen Gefilde Campaniens und an seine wunderbar schönen Ruinen von Pästum.

Das alte heilige Cöln.

Von

Karl Bölsche.

Es ruht ein wunderbarer Zauber auf den alten Römerstädten diesseit der Alpen, vor Allen auf den drei großen Cultursitzen Paris für den Westen, Wien für den Südosten und Cöln für den Nordwesten des europäischen Festlandes. Die eine wie die andere war durch ihre geographische Lage zu einem überragenden Erwerbs- und Handelssitze vorbestimmt, alle drei sind früh Weltstädte geworden und geblieben, große Herde für die intellectuellen und materiellen Interessen der Völker- und Länder weit umher. Paris, Wien und Cöln waren erzbischöfliche Sitze und Universitätsstädte sowie Weltmärkte und haben deshalb eine stattliche Folge von wissenswürdigen Begebenheiten aufzuweisen. Was insbesondere Cöln anbetrifft, so herrschte über dessen hervorragende Stellung im Mittelalter nur eine Stimme; es wurde, wie es in der Köhlhof'schen Chronik von 1499 heißt, „die hochwürdige und heilige Stadt,“ die „Metropolis und Hauptstadt vom ganzen deutschen Lande“ genannt und zwar nach dem Sprichworte, das da lautete: „Parijs in vrankrych, London in engelant, Coellen in Duyschlant, Roma in Italien.“

Cöln ist eine Römerstadt, aber nicht von den Römern gegründet. Längst war es ein Sitz der Ubier, als der erste römische Adler sich im Rheine spiegelte. Hier hielten die Ubier einen Markt, der, wenn er auch nicht das ganze Jahr hindurch dauerte, so doch in regelmäßigen Perioden wiederkehrte; hier tauschten die Stämme aus dem Oberlande mit den Bewohnern des Niederlandes die Erzeugnisse von Wald und Flur, Fluß und Meer aus.

Als aus der Burg der Ubier das Castell der Römer geworden und die Zahl der Ansiedler aus Süd und Nord sich mehrte, erhielt die Colonie vom römischen Kaiser Claudius ihren Namen Colonia Agrippina nach der Gemahlin desselben.

Vortheilhaftere Naturbedingungen zu einer Ueberfahrts- und Flußhafenstätte, wie zu einem Knotenpunkte für Verwaltungs- und Kriegsbehörden bot im ganzen nordwestlichen Germanien kein anderer Punkt. Hier treten die Gebirgs- und Hochlandschaften, die weiter oben das Rheinthal einengen, zurück, sie begleiten den Strom jedoch noch eine gute Strecke zu Thal in größerer oder geringer Entfernung und bilden so den herrlichen Busen des norddeutschen Tieflandes, in dessen Mittelpunkte Cöln liegt. So machte sich's wie von selbst — weil die Natur dazu trieb — daß von rechts her aus den westfälischen Gauen, wie von links her aus den Absenkungen und Thälern der Ardennen, den Sitzen der Belgier und Gallier, die Handelskarawanen hier sich begegneten und daß die Unternehmungen des Krieges und des Friedens, die dem norddeutschen Flachlande galten, von hier ausgingen, wie auch die christlichen Missionen mit den Heeren des großen Frankenkönigs Karl von hier aus nach dem östlichen Tieflande vordrangen. Hier auch waren die Hindernisse, welche die Rheinschifffahrt innerhalb des engen Stromthales erschwerten, verschwunden; denn in breiter Fülle und ruhigem Laufe wälzt sich von hier ab der Strom den Mündungsstellen zu und macht eine großartige Schifffahrt möglich und einträglich.

Zur Zeit, als die römischen Legionen die Pflanzstätte der Ubier am linken Rheingestade statt des Pfahlgrabens, hinter dem bis dahin die herbeiströmenden Tauschhändler den nöthigen Marktfrieden fanden, mit der ersten Ringmauer umgaben, befanden sich an den beiden Eckpunkten derselben nicht unbedeutende Uferhöhen. Diese beiden Hügel wurden von dem Rheinarme berührt, der damals eine



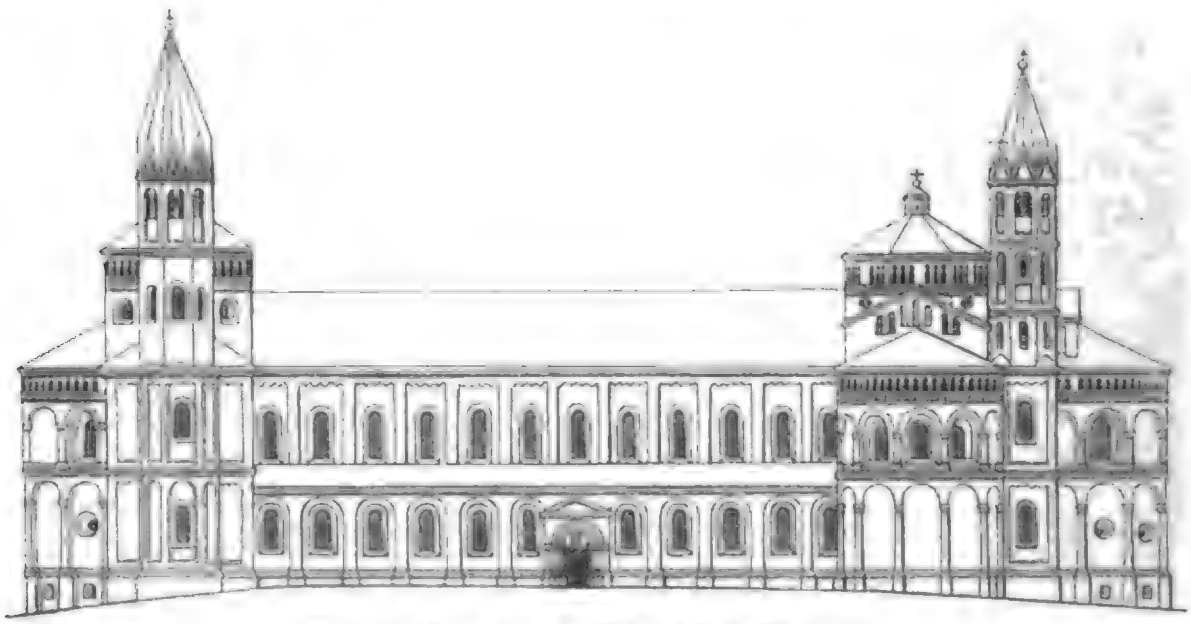
Die alte Römerstadt.

förmliche Insel bildete, welche seit Ausfüllung dieses Armes mit dem linken Ufer verbunden ist. Diese zwei Anschwellungen, von denen die Ebene beherrscht wurde, mußten sich auf den ersten Blick zu Plätzen für solche Bauten empfehlen, welche, wie Burgen und Opferstätten, Paläste und Kirchen, eine erhabene Bedeutung haben und deshalb eine überragende Lage erfordern. So ward sogleich nach der Romanisirung der Stadt, auf der oberen Anhöhe — also auf der Südostseite — auf der Stelle, wo jetzt St. Mergen steht, das Capitol gebaut, das nach Christianisirung der Bevölkerung in eine Kirche umgeschaffen ward, die der heiligen Maria gewidmet wurde. In gleicher Weise entstand auch auf der unteren Anhöhe, — also auf der Nordostseite, am äußersten Winkel der Altstadt — eine Burg, die von der römischen Ringmauer welche hier die Ufereckе bildete, eingeschlossen wurde. Die alte Ubierburg (Burgum Ubiorum), die schon bestand, als die Römer am Rhein erschienen, wurde von der Besatzung nach römischen Bedürfnissen erweitert und verschönert. Sie diente nunmehr als Veste (Castellum) und als Präfectursitz (Palatium). Als im fünften Jahrhunderte christlicher Zeit der Präfect und die Legionen den siegreichen Franken weichen mußten, ward das Castell der Römer in eine königliche Pfalz verwandelt, bis Karl der Große dieselbe nebst Umkreis durch Vermächtniß dem Erzbischof Hildebold schenkte.

Hildebold, der nach dem Tode seines Vor-

gängers Rikolf wegen seiner hohen Priestertugenden durch den großen Frankenkönig Karl im Jahre 782 zum Erzbischof von Cöln (zum zweiundzwanzigsten der Reihenfolge nach) erhoben wurde, legte auf der Stelle, wo die Ubierburg in das Römercastell und dieses in die Pfalz der Frankenkönige umgestaltet worden war, den Grundstein zu der ersten Cölner Domkirche („der Alde Doym zo Coellen“), die ungefähr zwei Drittheile von der Länge und Breite des jetzigen Domes einnahm. Bis dahin war St. Cäcilien die „Principailkyrche“ in Cöln gewesen. Hildebold stand bei Karl so hoch in Ehren, daß derselbe ihn zu seinem Canzler ernannte. Als Papst Leo III. im östlichen und einen westlichen, der sich zwischen zwei hölzernen Thürmen befand; jener war St. Petrus, dieser der heiligen Jungfrau gewidmet. Dieser Dom litt sehr durch die Normannen 882 und 890. Der östliche Theil brannte 1080 ab, wurde jedoch bald wieder hergestellt.

Seit Hildebold's Zeiten diente der erzbischöfliche Palast auf dem Domhofe gekrönten Häuptern wiederholt zur Herberge. So bewirthete Erzbischof Bruno hier seinen großen Bruder, den Kaiser Otto I., der in Cöln 965 mit seiner Mutter Mathilde, seinem Sohn Otto, seiner Schwester Giberga das Pfingstfest feierte. Bruno ließ den Rhein-



Der alte Dom, der im Jahre 1247 abbrannte.

Jahre 799 von Rom entflohen und nach Cöln gekommen war, begleitete er ihn nach Paderborn zum Könige und von dort zurück nach Rom, wo Hildebold für sich und seine Nachfolger das Vorrecht ertheilt ward, den deutschen König in seiner Provinz zu salben und zu krönen, während der Papst sich vorbehielt, ihn mit den übrigen Insignien zu schmücken: daher salbte im Jahre 813 Hildebold Ludwig den Frommen in Aachen. Als Karl 814 starb, hinterließ er Hildebold einen bedeutenden Schatz, den dieser durch Sparsamkeit vermehrte und mit dem er den Bau des Domes beförderte. Der alte Dom erhob sich grade auf der Stelle der ehemaligen Ubierburg an der Nordostecke der alten Römerstadt; mit ihm war an der Nordseite durch einen Porticus eine Mariencapelle und ein Dormitorium verbunden. Der alte Dom wurde nach Hildebold's Tode (818) erst unter Willibert vollendet und am 27. September 873 eingeweihet. Er hatte zwei Chöre, einen arm, der über die Ostseite des Domhofes floß und den Fuß des Margarethenhügels bespülte, ausfüllen und die Rheininsel mit dem Terrain seines Palastes vereinigen. Auf dem so gewonnenen Boden wurden später der bischöfliche Kraut- und Thiergarten angelegt. Auch hatte Erzbischof Bruno bereits im Jahre 955 die steinerne Rheinbrücke Constantin's, die durch die wiederholten Verwüstungen der Normannen sehr in Verfall gerathen und der auf ihr verübten Räubereien und Ermordungen wegen berüchtigt geworden war, abbrechen und die Steine zum Bau der Pantaleonskirche verwenden lassen. Von 955 bis 1672 geschah der Verkehr auf „Schaalen“ und Nachen; 1672 wurde eine fliegende Brücke eingerichtet; erst 1859, also nach Unterbrechung von 904 Jahren, erhielt Cöln wieder eine feste Brücke neben der seit etwa fünfzig Jahren bestehenden Schiffbrücke. Unter Erzbischof Gero verweilte Otto II. bei mehreren Gelegenheiten im Palaste im Domhofe

und bestätigte dort 973 den der Cölnischen Kirche von König Ludwig geschenkten Wildbann. Erzbischof Reinald von Dassel baute einen neuen „Bischofspalast", der viel größer und prächtiger war, als der alte, der nun als Wohnung den Ministerialen überwiesen und im Jahre 1237 dem Domcapitel zu einer Canonicalwohnung geschenkt wurde. Der Neubau, gewöhnlich „erzbischöflicher Saal" genannt, stand dem alten Gebäude grade gegenüber. Als die heiligen drei Könige im Jahre 1164 in den alten Dom zu Cöln gebracht worden, ließ Reinald zur Sicherung dieses Schatzes den ganzen Bezirk des Domhofes mit einer Befestigung umgeben.

Die Ankunft der heiligen drei Könige im Jahre 1162 wurde für Cöln epochemachend; es veränderte sogar sein Wappen und setzte drei goldne Kronen in dasselbe. Die heilige Stadt war jetzt das Ziel unzähliger Pilgerfahrten aus dem römischen Reiche, aus Frankreich, Italien und England geworden; viele Fremde gründeten sich auch unter dem Schutze der „Magier" eine neue Wohn- und Werkstätte, so daß die Römermauern die Einwohnerschaft nicht mehr fassen konnten und eine Erweiterung nöthig ward, durch die mehrere bis dahin vor den Thoren gelegene Kirchen in die Ringmauer gezogen wurden. Unter Reinald's Nachfolger, Philipp von Heinsberg, wurde auch der „erzbischöfliche Saal" bedeutend verschönert. Vor demselben wie ringsumher standen Buden, Tische und Bänke und zeugten von dem lebhaften Handel und Wandel. Die Buden dehnten sich bis unter das Hachtthor aus, wenn die berühmten Jahrmessen zur Zeit der heiligen drei Könige und am Tage Petri Kettenfeier gehalten wurden. Bei einem



Siegel des Erzbischofs Philipp von Heinsberg vom Jahre 1169.

solchen Aufschwunge des ewigen wie des leiblichen Wohles konnte der Dom, in den die Reliquien der Magier gebracht worden, die das ganze Abendland in Bewegung setzten, dem gesteigerten Bedürfnisse und den glänzenderen Verhältnissen nicht mehr Genüge leisten. Im Jahre 1236, also zwei Jahre vor Konrad von Hochstadens Besteigung des erzbischöflichen Stuhles, wird Cöln vom Mönch von Alban als so reich an Schätzen und so bevölkert geschildert, daß zehntausend Cölnische Bürger auf prachtvollen Rossen in Festgewändern der Braut des Kaisers Friedrich II., einer englischen Prinzessin, entgegen ritten, als sie deutschen Boden betrat.

Als der alte Dom im Jahre 1247 ein Raub der Flammen geworden, rief Erzbischof Konrad die vornehmsten Geistlichen, die Edlen des Landes und seine Beamten zusammen und legte am Tage Mariä Himmelfahrt des Jahres 1248 den ersten Stein zum Bau des neuen Domes, dessen Weiterführung vorzugsweise aus milden Beiträgen, die am reichlichsten aus England strömten, bestritten wurde. Aber nur zu bald stockten die Pilgergaben und der Wohlstand der Stadt litt Schiffbruch in den unseligen Fehden des Erzbischofs Konrad von Hochstaden und dessen Nachfolger Engelbert gegen die Bürgerschaft von Cöln. Die Bevölkerung bestand damals aus drei Classen: dem Ritter-, dem Bürger- und dem geistlichen Stande. Die „edlen Geschlechter" hatten seit undenklichen Zeiten das Heft in Händen, sie besetzten den Rathsstuhl und das Schöffengericht ausschließlich mit den Ihrigen; auch trugen sie vom Erzbischof alle übrigen wichtigen Stadtämter zu Lehen. Dieser turnierfähigen Geschlechter waren ursprünglich fünfzehn, die sich jedoch durch Einwanderung und Heirathen auf fünfundvierzig vermehrten. Die alte aristokratische Verfassung wurde durch den sechsundzwanzigjährigen Kampf zwischen den „Geschlechtern" und den „Gemeinen," der mit dem Weberaufstand 1370 begann, zertrümmert; im Jahre 1396 ward die demokratische Regierungsform erzwungen, die bis 1794 zu Cöln bestand.

Die Geschichte der Stadt Cöln ist ungemein reich an Begebenheiten von welthistorischer Bedeutung und Kämpfen von ungewöhnlichem dramatischen Interesse, wie sie eine Fundgrube für die Geschichte der Kirche, des Handels und der Cultur im Mittelalter ist. Aber dieser Schatz ist bei Weitem noch nicht zur Genüge gehoben und in Umlauf gesetzt

worden. Wiewohl wir gern zugestehen, daß von einzelnen Forschern und Liebhabern mittelalterlichen Dichtens und Trachtens mancherlei geleistet wurde, so sind wir doch vollständig mit den gelehrten Herausgebern der „Quellen zur Geschichte der Stadt Cöln,“ Dr. Leonard Ennen, Archivar der Stadt Cöln, und Dr. Gottfried Eckertz, Oberlehrer am königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Cöln (Cöln bei M. Du Mont-Schauberg) einverstanden, wenn dieselben in dem Vorberichte zu dem unlängst erschienenen ersten Bande bemerken:

„Auf dem Gebiete der Cölnischen Geschichte stehen die Resultate der historischen Forschung nicht in dem richtigen Verhältnisse zu dem Einflusse, den die Stadt Cöln auf die staatlichen, bürgerlichen und socialen Verhältnisse des deutschen Volkes in den meisten Stadien der Entwicklung desselben ausgeübt hat.“

Die Hauptursache war die, daß selbst die gelehrtesten Bearbeiter Cölnischer Geschichten zu keiner Cölnischen Geschichte gelangten, weil sie sich in Kleinigkeiten verloren. So pflegt es überall zu gehen, wo die Einzelheiten dem Forscher noch zu viel zu schaffen machten. So lange das Detail noch überwältigend auftritt, sieht man den Wald vor Bäumen nicht. Wie erhebliche Beiträge zur Cölnischen Geschichte geleistet worden, seit die deutsche Nation überhaupt wieder auf die Quellen ihrer Geschicke zurückgegangen, zeigt das Urkundenbuch von Ennen und Eckertz, welches eine bemerkenswerthe Uebersicht über dieses unschätzbare Material und am Schlusse derselben das Facit zieht, daß erst Licht in die Cölner Vergangenheit fallen werde, wenn die bis jetzt allzu ängstlich verschlossenen Schätze des Cölner Stadtarchivs für die historische Wissenschaft verwerthet werden.

Verwerthen, das ist der rechte Ausdruck. Denn wenn dieser ungeheure Reichthum wiederum nur zu den schon vorhandenen Reichthümern ausgeschüttet werden sollte, so würde das alte Uebel nur noch ärger werden. So aber war es nicht gemeint; leicht haben sich's die Herausgeber der „Quellen zur Geschichte der Stadt Cöln“ nicht machen wollen, ihr Unternehmen ist im Gegentheil darauf gerichtet, Alles, was sie veröffentlichen, streng gesichtet und geordnet vorzuführen, mit einem Worte, dahin zu streben, daß aus dem bisherigen Chaos Cölnischer Quellen und Geschichten ein geordnetes Ganzes, ein Cosmos des ganzen Entwicklungsganges einer der wichtigsten deutschen und abendländischen Culturstätten werde. Die Herausgeber haben mit dem sichern Tacte, der ihre ganze Arbeit auszeichnet, das Princip, nämlich die Urkunden zur inneren Geschichte der Stadt bis zum Jahre 1396 ohne chronologische Ordnung vorangestellt: sie haben zuvörderst die Eidbücher vorgelegt, welche die Verfassung der Stadt enthalten und ihren Namen davon haben, daß der Rath einen Eid ablegen mußte, alle darin enthaltenen Punkte stet und fest zu halten. Die Eidbücher galten von zehn zu zehn Jahren, die Artikel entstanden im Laufe dieses Zeitraums und wurden nach und nach eingetragen: diese Verfassungen waren keine von vorn herein abgeschlossenen Charten, sondern das in stetem Flusse erhaltene Bewußtsein der Bürgerschaft über ihre gemeinsamen Angelegenheiten. Den Eidbüchern von 1321, 1341, 1372, 1382 und 1395 folgen im Urkundenbuche die Rathsverzeichnisse, Rathsverordnungen, Bürgerverzeichnisse, Gerichte und Schreine u. s. w. und schließlich „dat nuwe boych,“ die für die inneren Kämpfe im vierzehnten Jahrhunderte so wichtige kurze Chronik, die vom demokratischen Standpunkte aus abgefaßt ist; der Compilator der Kölhof'schen Chronik scheint dieses Manuscript nicht gekannt zu haben. Die zweite Abtheilung des ersten Bandes bringt dann Urkunden und Actenstücke in chronologischer Ordnung vom Jahre 844 bis 1200. Da die Herausgeber auch von den bereits veröffentlichten Urkunden die wichtigsten eingereiht und sich nicht bloß auf die im städtischen Archive liegenden beschränkt haben, so wird das Urkundenbuch, wenn es einmal ganz vorliegt, eine Vollständigkeit erlangen, die um so wünschenswerther war, als, wie wir zuversichtlich hoffen, wir fortan nicht bloß Leute von Fach, sondern auch andere Geschichtsfreunde und namentlich die gebildeten Mitglieder der Stadtbevölkerung von Cöln sich eine Pflicht und Freude daraus machen werden, ihren Bürgersinn und ihre Vaterlandsliebe an den Quellen ihrer Geschichte zu erquicken und Muth zu neuen Thaten zu schöpfen. Nicht bloß die Religion, auch die Politik hat ihre heiligen Bücher.

Die Gemeinnützigkeit des Urkundenbuches — wenn man diesen Ausdruck, den wir absichtlich wählen, nicht mißverstehen will — wird durch den Vorbericht, ganz besonders aber durch die Register über Personen und Ortschaften, Verfassungs-, Verwaltungs-,

Handels- und Gewerbsgegenstände, Notizen zur Kunst- und zur Culturgeschichte u. s. w. bedeutend erhöhet. Namentlich wird letztere aus diesen Actenstücken reichen Gewinn ziehen, da Cölns Größe im Mittelalter ja grade auf seiner Stellung zur deutschen Gesittung und Verfeinerung beruht. Die den städtischen Archiven enthobenen Quellen sind im Stande, uns die vergangenen Jahrhunderte zur lebendigen Gegenwart zu gestalten und Tieck's Worte, mit denen so viel Unfug getrieben worden, endlich zu Ehren zu bringen:

„Wunderbare Zaubermacht,
Steig' auf in der alten Pracht."

Nur an der Hand der Urkunden kann man dazu gelangen, die Verhältnisse zu begreifen, wie sie in der Wirklichkeit waren; nur mit den Urkunden in der Hand kann man den vielen einseitigen und seichten Urtheilen und Vorurtheilen über die Zustände und Bestrebungen, wie über das Wissen und Gewissen unserer Altvordern mit Erfolg entgegentreten. Welche Schätze das Archiv der Stadt Cöln birgt, mag man daraus ersehen, daß dasselbe nach ungefährer Schätzung 40,000 Pergamenturkunden, 150,000 Stück Originalbriefe und eine Unmasse anderer Urkunden zählt, die vom dreizehntem Jahrhunderte bis zur preußischen Besitzergreifung



Altes Stadtsiegel, im Gebrauch bis 1271.

reichen. Die Einleitung zum Urkundenbuche erstattet hierüber eingehenden Bericht. Haben Bücher ihre Schicksale, so haben nicht minder ihre Schicksale Archive. Diese sind in den Rheinlanden verwüstet worden wie die Waldungen; nur das Cölner Archiv steht, trotz der unzähligen Kriegsstürme und politischen Erschütterungen wie trotz des fressenden Moders dumpfer Zeiten, noch da wie ein hehrer Urwald.

Die Urkunden des eigentlichen alten Cölner Stadtarchivs heben mit dem Jahre 1150 an. Von den älteren Urkunden, die aus Stiftern und Klöstern herrühren, bei der allgemeinen Verwirrung am Ende des vorigen Jahrhunderts in Privathände fielen und jetzt im Archive aufbewahrt werden, reicht kein einziges bis in die Zeit der Merowinger hinauf. Die Mehrzahl der ältesten Cölnischen Urkunden wird bei den Raubzügen der Normannen zu Grunde gegangen sein. Nach der normännischen Verwüstung richtete das geknickte Gemeinwesen sich nur langsam wieder auf; auch dauerte es geraume Zeit, bis die Leitung sämmtlicher bürgerlichen Verwaltungsangelegenheiten in der Hand einer obersten Behörde concentrirt ward. Die Zahl der während dieser Periode im Namen der Stadt ausgefertigten Urkunden mußte schon deshalb eine sehr beschränkte sein. Die städtischen Urkunden waren dazumal der Obhut des Stadtvogtes anvertraut, der seinen Sitz in einem festungsartigen Hofe am Laurenzplatze, dem späteren Hause „zur Steffe" hatte. Die Freibriefe mehrten sich, als die Bürgerschaft Schritt vor Schritt vom Erzbischofe sich emancipirte und nun eine Centralbehörde, der Rath, die oberste Leitung des erblühenden großen Gemeinwesens übernahm. Zur Aufbewahrung dieser städtischen Urkunden wurde nun ein besonderes Gewölbe in dem Thurme eingerichtet, den der Rath am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zum guten Theil aus Strafgeldern, zu welchem eine Anzahl Patrizier verurtheilt worden war, „zur Ehre der Stadt und zum gemeinen Besten," auf dem Hofraume hinter dem Rathhause zur Aufbewahrung der Stadtweine und für Abhaltung der Rathsversammlungen bauen ließ. Das Urkundengewölbe war mit mehreren Schlüsseln versehen, die von den drei Gewölbsherren, welche Mitglieder des Rathes waren, bewahrt wurden. Die Gewölbsherren mußten bei Uebernahme ihres Amtes einen leiblichen Eid schwören, daß sie das

Gewölbe nur in Gegenwart von wenigstens zwei Gewölbsherren, einem Syndicus und einem Secretarius öffnen und aus den städtischen Documenten nichts, was der Stadt zum Schaden gereichen könnte, verrathen wollten. Auch mit der Repertorisirung der Urkunden wurde sofort begonnen. Der von 1415 noch vorhandene Katalog weist in achtundvierzig hölzernen Laden vierzehnhundert Urkunden, die meistens aufgerollt aufbewahrt wurden, nach; in acht anderen Laden ist eine unbestimmte Anzahl von Quittungen, Mannbriefen, Söldnerbriefen u. s. w. summarisch aufgezeichnet. Im Laufe der Zeit schwand jedoch die anfänglich so schön gehandhabte Ordnung und der Rath befahl im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wiederholt eine gründliche Revision, ohne daß jedoch eine gründliche Besserung erzielt ward. Es war unserem, für Geschichte so begeisterten und kritisch so hoch gebildeten Zeitalter vorbehalten, wie in so Vielem auch hier reine Bahn zu machen.

Auch aus diesem Grunde wird das Urkundenbuch der Herren Ennen und Eckertz epochemachend für die Kunde der Cölnischen Geschichte werden — einer Geschichte, die von der Römerzeit bis auf unsere Tage in allen großen Zeitfragen und bei allen weltgeschichtlichen Wendepunkten mehr oder weniger bedeutend war. In Cöln zeigt sich der Glanz und die Schwäche des römischen Imperatorenthumes, wie die Glaubenskraft des Urchristenthums; Cöln steht in engster Beziehung zu den Siegen und Niederlagen des Frankenreiches; von Cöln geht zum guten Theil der Aufschwung aus, den das deutsche Volk im Mittelalter in Handel und Wandel, in Kunst (Meister Stephan) und Wissenschaft (Albertus Magnus) nahm; und in Cöln feierte besonders die Baukunst jene herrlichen Triumphe, welche noch jetzt die Welt in Staunen setzen.



Neues Stadtsiegel, seit 1271 im Gebrauch bis zum Sturze der reichsstädtischen Verfassung; der Stempel ist noch im städtischen Archive zu Cöln vorhanden.



Siegel des Albertus Magnus; findet sich an einem für den Papst bestimmten Briefe des Albertus vom Jahre 1272.

Litterarisches.

Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Von Moriz Carriere. Leipzig, Brockhaus.

Das vorliegende, schon rühmlich anerkannte Werk, das zunächst den Männern der Wissenschaft und der Kunst geboten wird, ist zugleich geeignet, in weitere Kreise des gebildeten Publicums zu dringen, und wir möchten es hier besonders in diesem Sinne betrachten.

Die beiden überaus inhaltsvollen Bände sind die Frucht vieljähriger Studien, Untersuchungen und Anschauungen. Der Autor (Professor an der Universität und Secretär an der Akademie der bildenden Künste zu München) hat über Aesthetik wiederholt gelesen und seine Materialien auf's Mannigfaltigste durchgearbeitet. Er gehört zu den Philosophen, welche die Erforschung der Principien mit vergleichendem Studium der einschlägigen Thatsachen verbinden, und sein Werk ist speciell auf Genuß und Betrachtung aller Arten von

Kunstschöpfungen gegründet. Nehmen wir dazu, daß er die Ergebnisse der besten Einzeluntersuchungen benutzt hat und Altes (d. h. Altwahres) und Neues — eigene und lebendig angeeignete Ideen in einer klaren, farbigen, jedem Denkenden faßlichen Sprache vorträgt, so dürfte diese Aesthetik recht eigentlich als eine solche erscheinen, die den Wünschen und Bedürfnissen des gebildeten Publicums überhaupt entgegenkommt.

Carriere's Darstellung hat ihren Grund in der herzwarmen Durchdringung des Gegenstandes. Sein Buch ist ein Product nicht nur der wissenschaftlichen Forschung und Ausbeutung, sondern der Liebe, der Begeisterung, die ihn oft zu Anstimmung eines wahrhaft poetischen Tones erhebt. Eben diese Wärme und das Nahebringen der Ideen durch Vergleiche mit bekannten Erscheinungen des Lebens wird dazu dienen, dem Werke den Antheil weiterer Leserkreise zuzuwenden.

Eigenthümlich ist dem Autor die stets wiederkehrende Herbeiziehung der Vorgänger und Mitstrebenden, um ihre Sätze entweder zu bestätigen, zu modificiren oder zu bekämpfen. Er hat in seinem Fache so viel gelesen und von den hiehergehörigen Werken so viel citirt und verarbeitet, daß man wohl sagen kann es sei darin im Wesentlichen das ästhetisch Wissen der Zeit überhaupt enthalten.

Eine lebendige Gottes- und Weltanschauung hat ihn zum Nachweis des tiefern Zusammenhangs der Künste und ihrer Gattungen unter sich und zur Ausgleichung mancher Ansichten befähigt, die sich bisher bloß entgegenstanden.

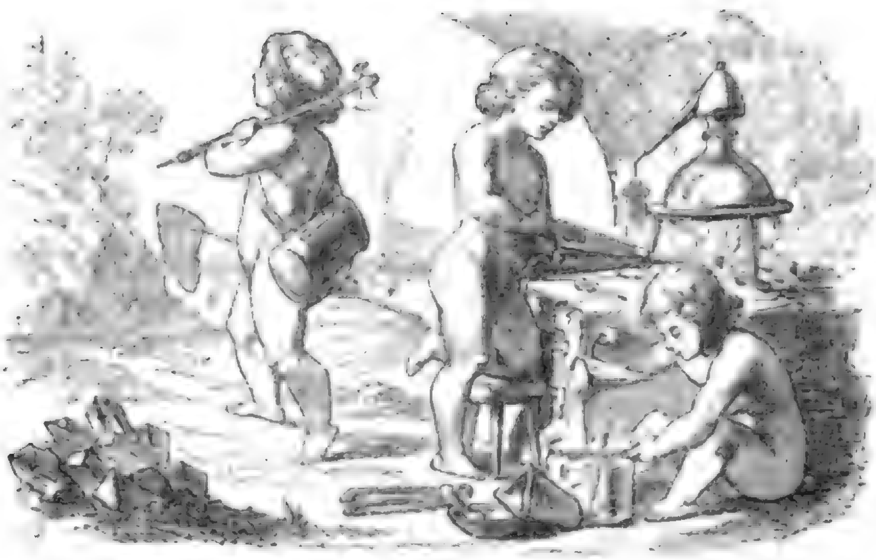
In wie fern in dem Streit mit verschiedenen Fachgenossen das Recht auf seiner Seite ist, dies zu untersuchen, kann hier nicht unsere Absicht sein. Eine Erwiderung von Seiten der Angegriffenen wird nicht ausbleiben, und ein Kampf, den man unter dieser Voraussetzung erwarten kann, wird der Wissenschaft selber ersprießlich werden.

Wenn wir diese Aesthetik den Künstlern und Kunstfreunden, den gebildeten Männern und Frauen empfehlen, so haben wir dazu noch einen besondern Grund. Einsicht in das Wesen einer Kunst ist immer die Bedingung gewesen sowohl der künstlerischen Production als des Genusses derselben; aber keine Zeit war der Erkenntniß zum Produciren und Auffassen noch so bedürftig wie die gegenwärtige. Die Geschichte der Menschheit zeigt uns einen Fortschritt von überwiegend unbewußtem, instinktmäßigem Thun zu immer bewußterem; und wir sehen, daß Jeder, der versäumt, sich des jeweilig gebotenen Maßes von theoretischem Wissen zu bemächtigen, den speciellen Aufgaben seiner Zeit nicht zu genügen wußte. Gegenwärtig ist es aber dahin gekommen, daß die Einsicht in das Wesen der Kunst recht eigentlich die Voraussetzung gründlichster Durchbildung eben des schöpferischen Vermögens ist. Je mehr, je klarer man heutzutage weiß, was man will, desto besser wird man auch können, was man will. Das liegt im Charakter der Zeit, die in allen Sphären auf die Stufe des bewußten Handelns und Darstellens sich erhebt; wer sich nun einbildet, auf Grund angenommener Genialität die wissenschaftliche Belehrung missen zu können, der wird sich praktisch überzeugen, daß er nicht zu durchgreifenden und nachhaltigen Schöpfungen gelangt. Künstler, die etwas Höheres erstreben, haben dies rechtzeitig einzusehen und sich in den Errungenschaften der Forschung die Mittel der ersprießlichsten Selbstausbildung zu gewinnen.

Die Vermählung der Theorie und Praxis in den productiven Naturen ist jetzt um so mehr gefordert, als eben dadurch Werke geschaffen werden können, die etwas wesentlich Neues haben, indem sie mit Kraft und Fülle zugleich mehr Licht verbinden und mehr Hinwendung auf die höchsten und letzten Ideale der Kunst. Die wahre theoretische Erkenntniß überhebt einer Menge von Fehlgriffen im Schaffen und genießenden Auffassen, sie lehrt um so rascher und sicherer den rechten Gegenstand und die rechte Behandlung ergreifen und fördert die Macht des Geistes über das Material. Wenn unsere Zeit im Hinblick auf die großen Leistungen früherer Jahrhunderte nicht muthlos zu werden braucht, sondern freudig emporsehen kann, so liegt der Grund in der Möglichkeit einer noch nie dagewesenen innigen Verbindung von Schöpferkraft und Wissen, die nothwendig auch neue und eigenartige Früchte bringen muß.

Unter dem Titel „Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler“ ist ein schön ausgestattetes Heft bei Fr. W. Grunow in Leipzig herausgegeben worden. Es bietet in zwölf Blättern ausgewählte Gedichte unserer großen Lyriker mit trefflichen Holzschnitten nach Originalzeichnungen der berühmtesten Meister in diesem Fache.

Eine Sammlung italienischer Volkspoesien hat Paul Heyse unter dem Titel „Italienisches Liederbuch“ im Verlage von W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin herausgegeben. Das Buch enthält köstliche Sachen. Ein vorhergehender offener Brief gibt dem Leser erwünschte Winke.



Das Mikroskop.

Von L. Dippel.

Wo wir uns hinwenden in der Natur, wie viele ihrer Kinder und unter welchen Gestalten sie uns umgeben, immer rufen wir das Auge zu Hilfe, um sie genauer zu beobachten, zu erkennen und zu unterscheiden. So ist denn auch der Sinn, dessen Werkzeug das Auge ist — der Gesichtssinn — der eigentliche „Weltsinn," der wichtigste Sinn des beobachtenden Naturfreundes, namentlich aber des Naturforschers. Das Auge führt uns ein in die Welt des Lichtes mit seinen verschiedenen Abstufungen und Abänderungen, die wir als Hell und Dunkel, als den herrlichen Wechsel der prachtvollsten Farben erkennen.

Zwar können wir das Licht nicht in Flaschen, Retorten und Tiegel einschließen, um es scharfsinnigen Untersuchungen und Zergliederungen zu unterwerfen und hierdurch sein Wesen zu erforschen. Nur aus seinen Wirkungen läßt sich dieses erschließen. Und da haben uns denn die unermüdlichen Forscher, unter denen vorzugsweise ein Newton, Huyghens, Herrschel, Fresnel, Frauenhofer, Schwerd u. A. hervorzuheben sind, dargethan, daß dessen Träger eine höchst feine, unmeß- und unwägbare, in dem ganzen Weltraum verbreitete Materie, der Aether ist, der von bestimmten Körpern in ganz bestimmter Weise in wellenförmige, gradlinig fortschreitende Schwingungen versetzt wird, welche die verschiedenartigen Erscheinungen des Lichtes hervorrufen. Treffen diese Schwingungen nun unmittelbar, von selbstleuchtenden Körpern hervorgerufen oder mittelbar, indem sie von andern, nicht selbstleuchtenden Körpern, auf welche sie trafen, zurückgeworfen werden, in unser Auge und durch dessen Vermittlung auf unsere Sehnerven, so werden diese hierdurch in einen Zustand der Erschütterung versetzt — gereizt. — Diese ihrer Stärke sowohl als ihrer Dauer nach verschiedenen Erschütterungen oder Reize pflanzen sich durch die Nervensubstanz von ihrem Ausgangspunkte nach dem Gehirne fort und unser Geist ist es dann, der aus den empfangenen, dem Maße nach verschiedenen Gehirneindrücken, jene genannten, der Art nach verschiedenen Erscheinungen gestaltet, sich seine Welt des Lichtes, der Farben und Formen aufbaut. Wie aber, so fragen wir, vermögen sich jene unabsehbaren Weiten, welche das Auge mit einem einzigen Blicke umfaßt, in diesem kleinen Organe und auf so beschränktem Raume zu einem klaren Gesammtbilde zu vereinen, wie ist es möglich, daß wir Gegenstände in den verschiedensten Entfernungen fast gleich deutlich sehen, daß wir bis zu gewissen Grenzen die ihrer Größe nach verschiedensten Dinge mit gleicher Bestimmtheit wahrzunehmen vermögen? Zweierlei ist es, was dieses scheinbare Wunder zu Wege bringt. Erstens die Eigenschaft der gradlinig fortschreitenden Lichtwellen — Lichtstrahlen —, daß sie, indem sie durch durchsichtige Körper, wie Luftarten, Flüssigkeiten, Glas und dergleichen hindurchgehen, eine Ablenkung von ihrer ursprünglichen Richtung erfahren, was wir als **Brechung** bezeichnen. Zweitens ist es der eigenthümliche, auf diese Eigenschaft gegründete Bau unsers Auges, das sich den in gewisse Grenzen eingeschlossenen

Entfernungen anzubequemen vermag. Wie dem aber auch sei, gewisse Grenzen der Wahrnehmbarkeit sind auch dem gesundesten Auge gesteckt. Was darüber hinausgeht, bleibt ihm verborgen, so lange es sich nicht mit angemessenen Instrumenten bewaffnet, welche jene Grenzen erweitern. Auch diese beruhen hauptsächlich auf der Brechung der Lichtstrahlen durch die aus Glas gefertigten Linsen. Möge mir daher der freundliche Leser gestatten, ihm die Gesetze derselben in Kürze darzulegen, um dann auf das Auge selbst und dessen Waffe, das Mikroskop, überzugehen.

Fig. 1.

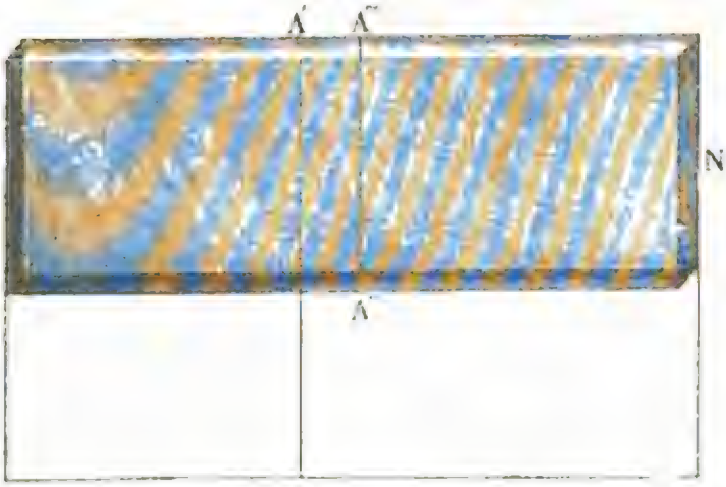
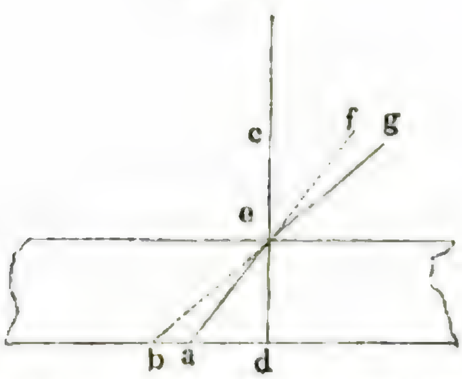


Fig. 2.



Die Thatsache der Lichtbrechung ist allbekannt und kann tagtäglich beobachtet werden. Pfähle, Baumstümpfe und dergleichen, welche unter die Oberfläche von ruhig fließenden, oder stehenden, klaren Gewässern hinabreichen, erscheinen bei gewissen Stellungen dadurch gewissermaßen wie unter jener Fläche geknickt. Es beruht darauf die kleine Spielerei, auf dem Boden eines mit undurchsichtigen Wandungen umgebenen, flachen Gefäßes liegende Münzen ꝛc. durch Aufgießen von Wasser zum Vorschein zu bringen, ohne daß der Beobachter die Stellung ändert. Für unsere Zwecke dürfen wir uns indessen hieran nicht genügen lassen, sondern müssen uns dieser Erscheinung etwas klarer bewußt zu werden suchen.

Als allgemeines Gesetz der Lichtbrechung gilt: Geht ein Lichtstrahl aus einem dichtern in einen weniger dichten Körper oder umgekehrt über, so erfährt er eine Ablenkung in der Art, daß er im erstern Falle von einer auf der ebenen Grenzfläche beider Körper senkrecht stehender Linie, dem sogenannten **Einfallslothe** abgelenkt, im andern Falle derselben genähert wird. (Fig. 1 und 2).

Von dieser Thatsache überzeugt man sich leicht auf folgende Weise:

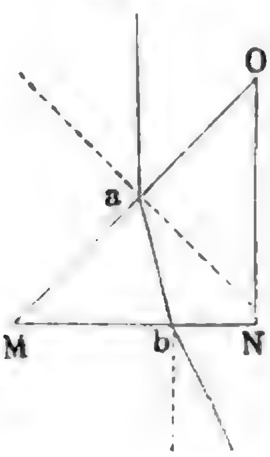
Eine etwa einen Zoll dicke Glasplatte MN lege man auf einen Papierstreif, worauf man die Linie AA' gezogen hat. Nun halte man das Auge senkrecht über die Linie und es wird dieselbe in ihrem Verlauf nicht gestört erscheinen. Aendert man dann aber die Stellung, so daß man unter schiefem Winkel nach der Linie AA' sieht, so wird dieselbe, so weit sie unter der Glasplatte verläuft, nach A'' A''' gerückt erscheinen. Fig. 2 möge dies näher veranschaulichen. Ein von dem Punkte a ausgehender Lichtstrahl, der aus dem Glase in die Luft übertritt, geht nicht in seiner ursprünglichen graden Richtung nach f fort, sondern wird von dem zugehörigen Einfallslothe cd abgelenkt und in der Richtung bg weiter geführt, so daß er einem in dem Punkte f befindlichen Auge nicht aus a, sondern aus b zu kommen scheint. Ein Gleiches geschieht bei allen andern von der Linie ausgehenden Strahlen und es erscheint dieselbe um den Abstand = ab aus ihrer Lage gerückt (Fig. 2). Je weiter sich ein Strahlen aussendender Punkt von dem Einfallsloth entfernt, desto größer wird sein Einfallswinkel und um so mehr entfernt sich der austretende Strahl von dem erstern. Man sieht nun leicht, daß endlich eine solche Stellung eintritt, wo der austretende Strahl mit dem Einfallslothe einen rechten Winkel machen muß, also gar nicht mehr in die Luft tritt. Bei noch weiterer Vergrößerung des Einfallswinkels endlich, wird der Strahl an der Oberfläche des Glases gänzlich zurückgeworfen und zwar unter gleichem Winkel wie

er aufgefallen ist. Bei gewöhnlichem Glas tritt dieser Fall ein, wenn der Einfallswinkel über 40 Grad 43 Minuten groß wird.

Treffen nun auf eine ebene Glasplatte parallele Lichtstrahlen, so werden dieselben zwar von ihrem Wege abgelenkt, aber sie bleiben auch bei ihrem Austritt in die Luft parallel. Betrachtet man daher durch eine solche einen entfernten Gegenstand, so erblickt man ihn zwar in seiner natürlichen Größe und Gestalt, aber es erscheint derselbe mehr oder minder von seiner Stelle gerückt.

Sind aber die Flächen des brechenden Glases nicht mehr gleichlaufend, sondern schneiden sich dieselben unter irgend einem Winkel, so ändert sich die Sache. Sei z. B. MNO

Fig. 3.



(Fig. 3) der Durchschnitt eines dreiseitigen Prismas und es treffe auf dessen, dem, brechender Winkel genannten, Winkel OMN zugehörige Fläche OM in dem Punkte a ein Lichtstrahl, so wird derselbe gemäß des oben entwickelten Gesetzes nach ab gebrochen und tritt an der zweiten Fläche MN in der Richtung bc in die Luft aus. Hätte man statt des obigen etwa ein vierseitiges Prisma mit weniger geneigten Flächen genommen, dessen Durchschnitt das Trapez GQRS (Fig. 4.) darstellt, so würde der Strahl ac bei seinem Durchgange durch dasselbe eine bedeutend geringere Ablenkung erfahren haben und zwar so, daß sich die beiden Ablenkungen verhalten hätten, wie die brechenden Winkel beider berührten Prismen.

Fig. 4.

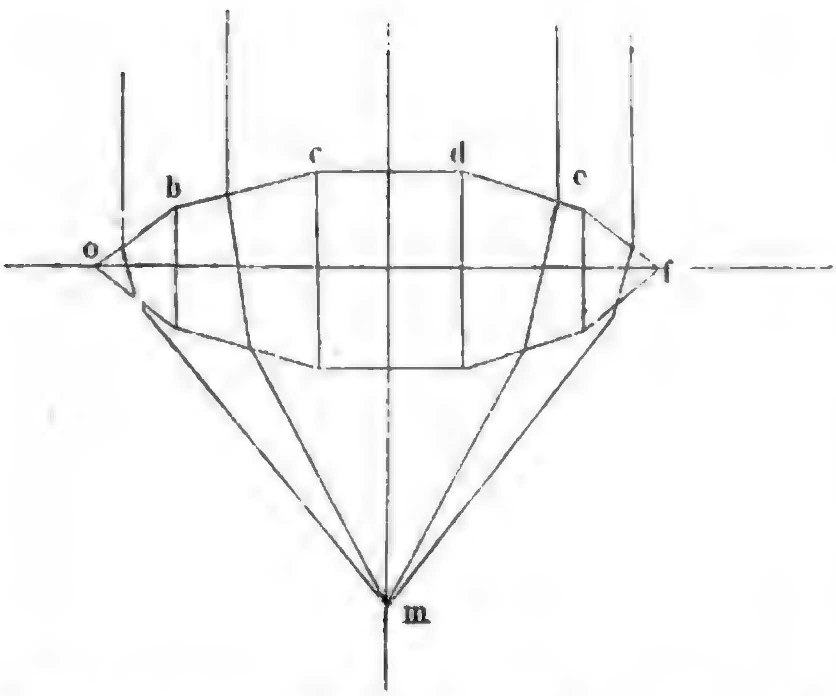


Vereinigt man nun mehrere solche Prismen in der Art mit einander, daß dieselben durch eine Platte mit gleichlaufenden Wänden getrennt, vollkommen symmetrisch angeordnet erscheinen, so können wir ein solches Verhältniß unter den Neigungen der brechenden Fläche, mithin unter den brechenden Winkeln erreichen, daß z. B. alle gleichlaufenden, auf den Flächen ob, bc, cd, de, ef auftreffenden Strahlen in einem einzigen Punkte m hinter der Combination vereinigt werden (Fig. 5).

Hierauf beruht die Ausführung der sogenannten **Sammellinsen**, welche für unsere nachfolgenden Betrachtungen einzig von erheblicher Wichtigkeit sind, da die **Zerstreuungslinsen** nur zur Erreichung gewisser, später zur Erörterung kommenden Zwecke mit jenen vereinigt angewendet werden. Denkt man sich die verbundenen Prismen sehr schmal und bis in's Unendliche vermehrt, so gehen die gradlinig gebrochenen allmälig in stetig gekrümmte Flächen über. Der Durchschnitt der Linse erscheint in diesem Falle aus zwei an einander stoßenden Kreisabschnitten gebildet und sie erhält den Namen **biconvexe Linse**, während dieselbe, wenn die eine ihrer Flächen eben ist, **planconvex** heißt. Eine Linie, welche durch die Mittelpunkte der Kugeln geht, zu denen die Linsenoberflächen gehören, heißt optische Achse; der Punkt in der letztern, welcher in der Mitte zwischen beiden Oberflächen liegt und gleichweit von den Linsenrändern absteht, **optischer Mittelpunkt**.

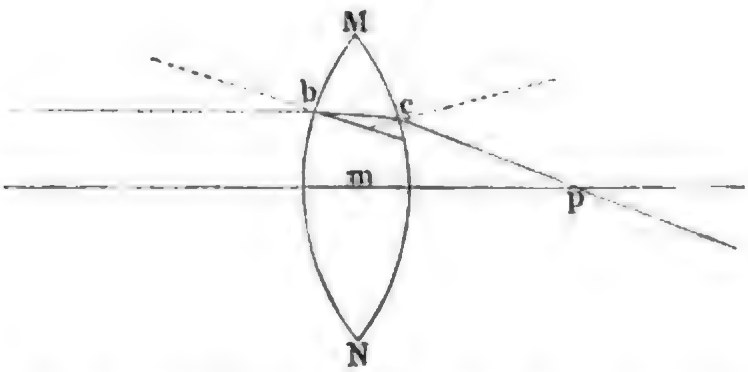
Tritt nun ein von einem unendlich weit entfernten leuchtenden Punkte, z. B. von der Sonne ausgehender, mit der optischen Achse paralleler Lichtstrahl bei b in die biconvexe Linse MN ein, so wird er zu dem Einfallsloth hingebrochen und gelangt nach dem Punkte e der andern Fläche. Indem derselbe nun dort aus dem Glase in die Luft tritt, wird er von dem entsprechenden Ein-

Fig. 5.



fallsloth weggebrochen und geht in der Richtung cp fort, so daß er in dem Punkte p die optische Achse schneidet. Alle andern, parallel mit diesem ersten und der optischen Achse einfallenden Lichtstrahlen werden in ähnlicher Weise und in einem solchen Verhältnisse abgelenkt, daß sie gleichfalls sowohl die optische Achse als einander in dem Punkte p schneiden, und es erhält derselbe den Namen **Hauptbrennpunkt** (Fig. 6).

Fig. 6.



Für das gewöhnliche Glas, dessen Brechungsexponent*) 1½ ist, fällt dieser Punkt der biconvexen Linse ungefähr mit dem Mittelpunkt derjenigen Kugel zusammen, welcher die gekrümmten Oberflächen angehören; ihre Brennweite ist also dem Halbmesser dieser Kugel gleich. Ist die Linse auf der hintern Seite eben (Fig. 7), auf der vordern gekrümmt, so liegt der Brennpunkt solcher Strahlen, welche parallel auf die gekrümmte Fläche treffen, um die doppelte Weite entfernt; deren Brennweite ist somit gleich dem Durchmesser jener Kugel, welcher die gekrümmte Oberfläche angehört.

Kommen die Strahlen von einem nähern, in der optischen Achse gelegenen leuchtenden Punkte, so bilden dieselben einen Kegel, welcher in dem leuchtenden Punkte seine Spitze, in der Durchschnittsebene der Linse seine Grundfläche hat. Sie treffen sonach in aus einander laufenden Richtungen auf die Linsenfläche und es hängt ihre Ablenkung, beim Durchgang durch die Linse so wie bei ihrem Austritte in die Luft von der Entfernung des leuchtenden Punktes zur Oberfläche der Linse ab. Hierbei sind denn folgende Fälle möglich:

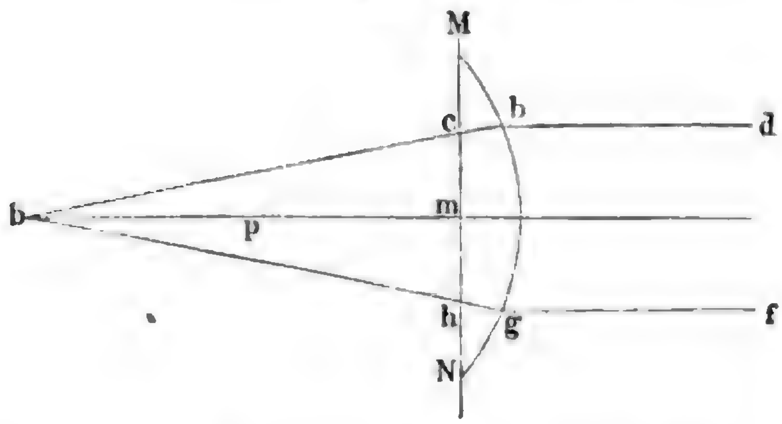
1) **Liegt der leuchtende Punkt p** (Fig. 6) **grade in dem Hauptbrennpunkte, so gehen die Strahlen, nachdem sie aus der Linse getreten sind, in einer unter sich und mit der optischen Achse gleichlaufenden Richtung fort.**

2) **Befindet sich der leuchtende Punkt a zwischen dem Hauptbrennpunkte und der Linsenoberfläche, so fallen die von ihm ausgehenden Strahlen in sehr stark aus einander laufenden Richtungen auf die Linse. Sie werden nun zwar bei ihrem Durchgange durch dieselbe und zum andern Male bei ihrem Austritt in die Luft einander in ihren Richtungen etwas genähert, allein sie bleiben immer noch aus einander gehend und zwar in um so höherm Grade, je näher der leuchtende Punkt sich an der Linsenoberfläche befindet** (Fig. 8).

3) **Ist die Entfernung des leuchtenden Punktes x von der Linse größer als ihre Brennweite, so werden die Strahlen bei ihrem Austritte**

*) Unter Brechungsexponent versteht man das Verhältniß von dem Sinus des Einfallswinkels zu dem Sinus des Brechungswinkels (Fig. 2, cg:ad).

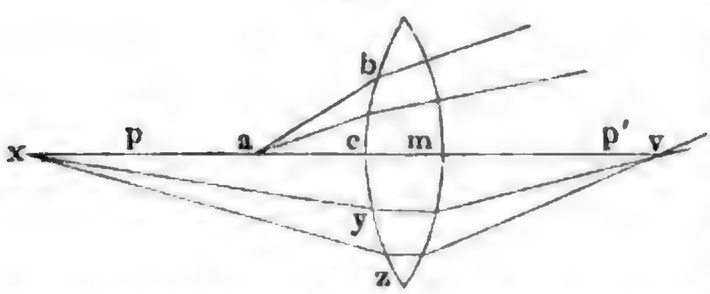
Fig. 7.



in die Luft zusammenlaufend und vereinigen sich in einem Punkte v der optischen Achse, welcher dem gegenüberliegenden Brennpunkte p' um so näher liegt, je weiter entfernt der leuchtende Punkt ist, sich von demselben dagegen um so weiter entfernt, je näher der leuchtende Punkt dem Hauptbrennpunkte rückt.

4) Treffen endlich schon zusammenlaufende Lichtstrahlen auf die Linse (Fig. 8), so werden sie

Fig. 8.

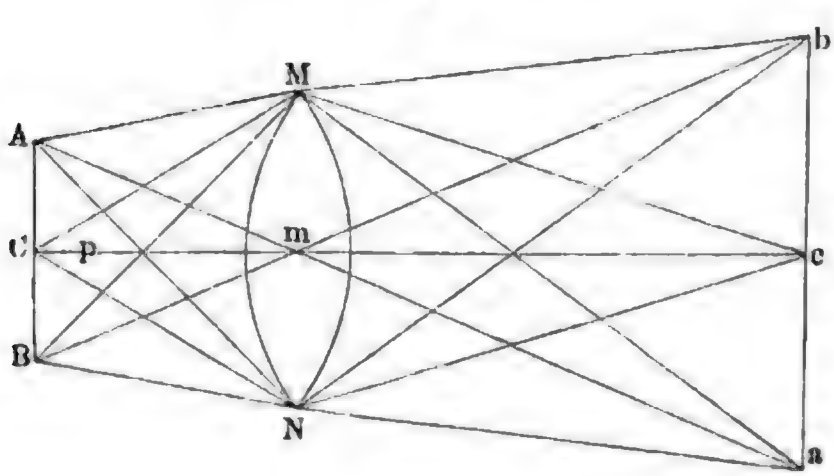


nach ihrem Durchgange noch näher zu einander geführt und schneiden die optische Achse in einem Punkte a zwischen dem Brennpunkte und der Linsenoberfläche.

Rückt der leuchtende Punkt aus der optischen Achse hinaus nach oben oder nach unten, so werden die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen nicht mehr in dieser selbst, sondern in einem Punkte unterhalb oder oberhalb derselben vereinigt.

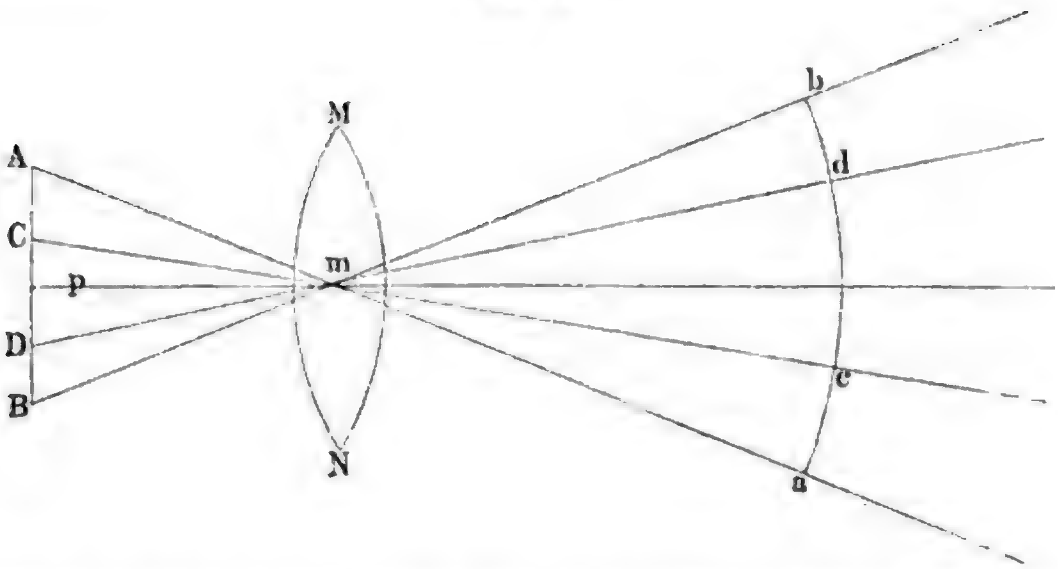
Da nun die Oberfläche eines leuchtenden Körpers als aus einer unendlichen Anzahl leuchtender Punkte bestehend betrachtet werden kann, von denen jeder einen Strahlenbüschel ausschickt, so ist nach dem oben Entwickelten leicht begreiflich, daß von ihm auf der entgegengesetzten Seite der Linse ein verkehrtes Bild entstehen muß, das auf einer passenden Fläche aufgefangen werden kann. Sei z. B. (Fig. 9) AB ein leuchtender Gegenstand, welcher sich hinter dem Brennpunkte befindet, ohne daß aber seine Entfernung der doppelten Brennweite der Linse gleich kommt, so entsteht von demselben ein verkehrtes Bild in ab, das um so viel Mal größer, als der Gegenstand selber ist, als die Entfernung des Gegenstandes Cm in der Entfernung des Bildes cm enthalten ist. Bringt man den Gegenstand dem Hauptbrennpunkte näher, so entfernt sich das Bild und wird größer, rückt man ihn dagegen weg, so rückt das Bild näher und wird kleiner, bis endlich, wenn der Gegenstand um den Durchmesser der zur Linsenoberfläche gehörigen Kugel entfernt wird, das Bild gleich weit entfernt und gleich groß ist.

Fig. 9.



Wurde auch in den bisherigen Erörterungen angenommen, daß das von dem in einer Ebene liegenden Gegenstand entstehende Bild gleichfalls in einer Ebene liege, so ist dies doch in der Wirklichkeit nie der Fall. Da nämlich die außerhalb der Achse liegenden Punkte (Fig. 10) A, B, C, D eine um so größere Entfernung von dem optischen Mittelpunkte haben, je weiter sie von dem Punkte m in der Achse entfernt sind, so müssen nach den oben erläuterten Gesetzen ihre Vereinigungspunkte auf der andern Seite in demselben Maße näher an den optischen Mittelpunkt heranrücken und es müssen somit deren

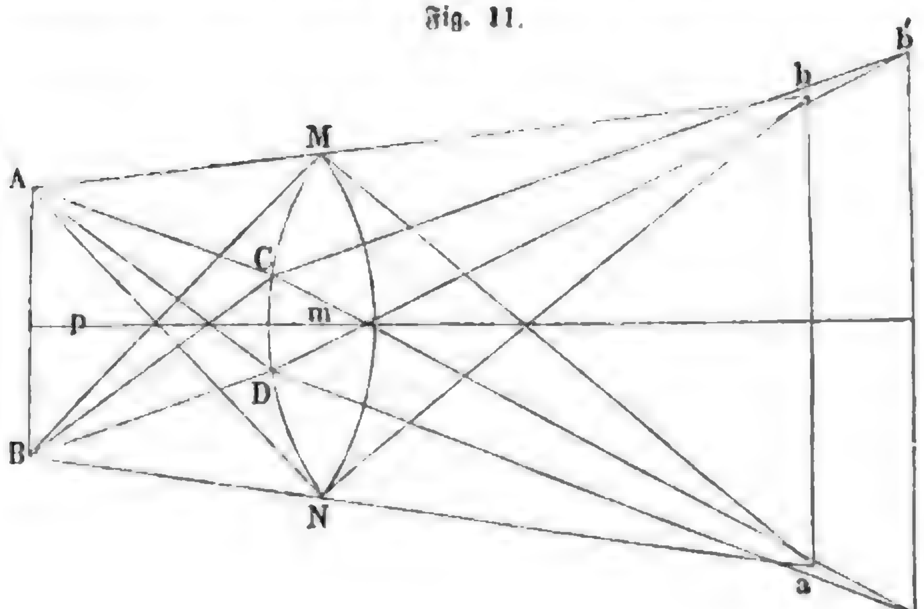
Fig. 10.



entsprechenden Bilder a, b, c, d in einer gekrümmten Ebene liegen. Diese Thatsache ist für die Theorie des Mikroskopes von erheblicher Wichtigkeit, da hierdurch die gewonnenen Bilder nach ihrem Rande zu an Schärfe verlieren, wenn man nicht passende Mittel anwendet, um diese Erscheinung möglichst aufzuheben. Außer diesem leiden aber die durch Linsen erzeugten Bilder noch an zwei andern Gebrechen, die man zu beseitigen suchen muß.

Das erste ist die sogenannte **sphärische Abweichung**, welche durch die gekrümmten Oberflächen bedingt wird. Fallen nämlich von dem Gegenstande AB auf verschiedene Punkte der Linsenoberfläche die Strahlen (Fig. 11) AC, AD, AM, AN, BC, BD, BM und BN, so werden die Strahlen, welche bei D und C durch die Linse gehen, in a' und b' vereinigt, während die bei M und N durchgehenden schon in den Punkten a und b zur Vereinigung kommen. Es entstehen somit zwei sich zum Theil deckende Bilder von AB, das eine in ab, das andere weiter entfernt in a'b'. Da nun aber, wie oben erwähnt, von einem leuchtenden Körper unendlich viele Lichtstrahlen ausgehen, so müssen natürlich hinter derselben auch unendlich viele sich theilweise deckende Bilder entstehen, welche sich noch in dem Maße vermehren, als die Entfernung der Linsenränder M und N, das heißt, die Oeffnung der Linse größer wird. Diese Bilder werden um so kleiner, je näher an den Linsenrändern die Strahlen durchgehen. Fängt man nun das Bild etwa zwischen ab und a'b' auf, so erhält man dort nicht allein dieses Bild, sondern auch sämmtliche Zerstreuungsbilder jener Ebenen, in denen sich schon die Strahlen der zwischenliegenden Punkte vereinigt hatten. Hierdurch erhält das Gesammtbild, namentlich in seinen Randtheilen, ein verworrenes, nebelhaftes Aussehen, ohne alle scharfe und bestimmte Umgrenzung. Daß sich dieser Uebelstand vergrößert, wie die Anzahl der Bilder sich vermehrt, daß derselbe also bei größerer Linsenöffnung bedeutender wird, ist einleuchtend. Ein Mittel, diese Abweichung zu vermindern, würde demnach darin bestehen, daß man die Oeffnung der Linse durch aufgelegte, durch-

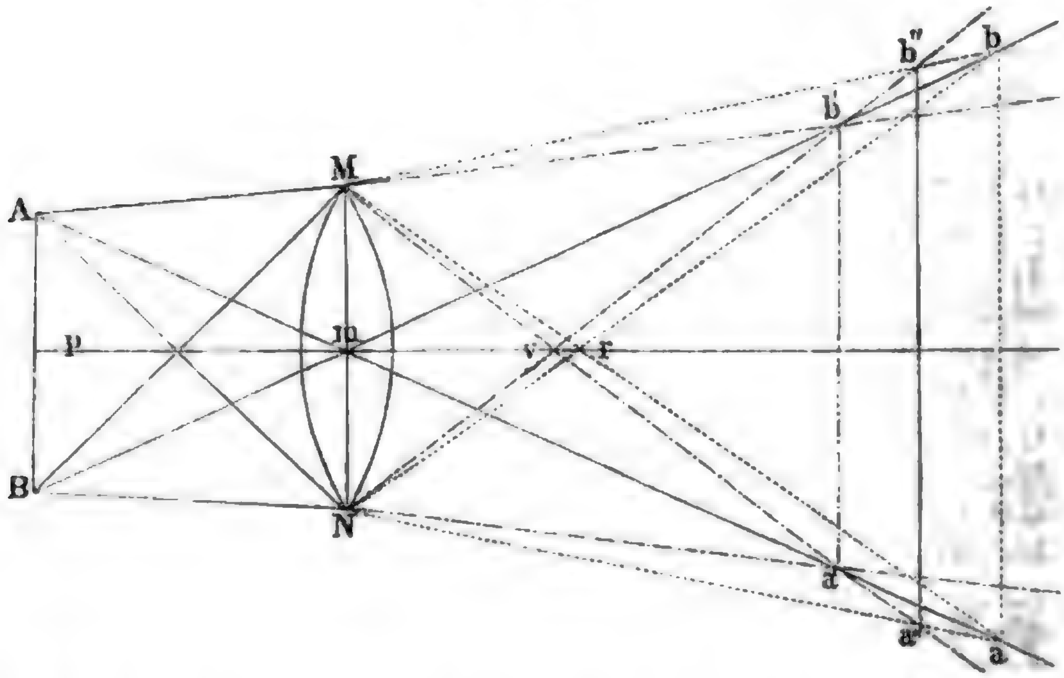
Fig. 11.



löcherte Scheiben zu verkleinern suchte. Dabei geht indessen so viel Licht verloren, daß sich dieses Mittel nur in beschränkter Weise anwenden läßt. Besser wird der Zweck erreicht, wenn man den Linsenoberflächen einen verschiedenen Krümmungshalbmesser gibt. Ist z. B. bei einer gewöhnlichen Glaslinse der Halbmesser der einen Oberfläche sechsmal größer, als der der andern, so kann die sphärische Abweichung fast gänzlich aufgehoben werden. Solche Linsen nennt man **Linsen von der besten Form**. Am vollständigsten indessen erreicht man den Zweck der Verbesserung, wenn man zwei oder drei Linsen zu einem Linsensysteme vereinigt und dabei den einzelnen Linsen eine solche Form und Entfernung von einander gibt, daß sich ihre einzelnen Abweichungen gegenseitig aufheben, während das ganze System auf die Vergrößerung gleich einer einzigen, stärker gewölbten Linse wirkt. In dieser Weise verfährt man heutzutage denn auch allgemein bei Verfertigung der Mikroskope.

Die **chromatische Abweichung**, welche einen fast noch nachtheiligern Einfluß auf die Deutlichkeit der durch Linsen erzeugten Bilder ausübt, wie die vorhergehende, hat ihren Grund in der verschiedenen Brechbarkeit derjenigen farbigen Lichtstrahlen, aus denen bekanntlich das weiße Licht zusammengesetzt ist. Geht ein Lichtstrahl durch ein Glasprisma, so wird von den ihn zusammensetzenden einfachen Strahlen der violette am stärksten, der rothe am wenigsten abgelenkt, während die Ablenkungen der indigoblauen, blauen, grünen, gelben und orangefarbenen Strahlen zwischen diesen Grenzen eingeschlossen sind. So entsteht das durch Prismen erzeugte farbige Sonnenbild oder Spektrum. Aehnlich verhält es sich bei einer convexen Linse. Gehen parallele Strahlen durch dieselbe, so werden die violetten Strahlen ihren Vereinigungspunkt näher an der Linsenoberfläche haben als die blauen, grünen etc., während derjenige der rothen am weitesten entfernt

Fig. 12.



liegt. So schneiden z. B. in Fig. 12 die violetten Strahlen die Achse in v, während die rothen erst in r mit derselben zusammentreffen. Befindet sich sonach ein Gegenstand AB vor der Linse MN, so werden die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen in der Art gebrochen, daß die rothen Strahlen das entfernter liegende, größte, roth gefärbte Bild ab, die violetten das nähere kleinste violette Bild a′b′ erzeugen, während zwischen diesen beiden noch so viele, verschieden entfernte und große Bilder liegen, als einfache Lichtstrahlen. Fängt man nun das Bild von AB etwa in der Fläche ab auf, so erhält man zwar ein in der Mitte farbloses Bild, dieses aber wird von einem farbigen Saume umgeben, dessen äußerster Rand blau erscheint; es erscheint derselbe roth, wenn man das Bild in der Ebene a′b′ sich erzeugen läßt. In der Ebene a″b″, wo sich die violetten und rothen Strahlen durchkreuzen, würden die farbigen Ränder zwar schwinden, allein das aus den verschiedenen Zerstreuungsbildern der nach ihrer Vereinigung schon wieder aus einander laufenden und der nicht

vereinigten noch zusammenlaufenden Strahlen zusammengesetzte Gesammtbild entbehrte aller Schärfe der Begrenzung und Zeichnung.

Diese aus der chromatischen Abweichung hervorgehenden Uebelstände werden natürlich durch das Hinzukommen der sphärischen Abweichung noch bedeutend erhöht, indem hierdurch die Anzahl der Zerstreuungsbilder nicht nur ansehnlich vermehrt, sondern deren Ordnung auch so gestört wird, daß bei immer vorhandener blauer oder rother Umsäumung ihre sämmtlichen Reihen in einander greifen.

Am stärksten treten die Zerstreuungserscheinungen bei den am Rande der Linse durchgehenden Strahlen auf, während sie nahe der optischen Achse fast unmerklich sind. Man hat demgemäß ein Mittel der Verbesserung darin, daß man die erstern abschneidet, indem man vor der Linse eine Blendung d. h. eine mit einer kleinen Oeffnung versehene Scheibe anbringt. Da hierdurch aber das Gesichtsfeld bedeutend verkleinert und die Lichtstärke in hohem Grade vermindert wird, so wendet man dieses Mittel, welches den Fehler ohnehin nur mangelhaft beseitigt, nur in beschränktem Maße an. Weit besser erreicht man das Ziel durch Vereinigung zweier, aus verschiedenen Glassorten gefertigter Linsen zu einer sogenannten Doppellinse. Das Brechungsvermögen und die zerstreuende Kraft verschiedenen Glases stehen nämlich in einem verschiedenen Verhältnisse zu einander. So besitzt z. B. das Kronglas ein hohes Brechungsvermögen, während seine zerstreuende Kraft nur mäßig ist; das Flintglas dagegen besitzt bei einem nahezu gleichen Brechungsvermögen eine weit stärkere Zerstreuungskraft. Werden nun eine convexe, starkbrechende Kronglaslinse und eine concave Flintglaslinse von einer mit der der ersten gleichen zerstreuenden Kraft mit einander verbunden, so heben sich die Zerstreuungsfehler beider wegen der verschiedenen Form einander auf. Die Folge ist, daß das entstehende Bild wegen der durch die Hohllinse verminderten Brechung zwar kleiner aber ziemlich frei von Farbensäumen, d. h. achromatisch wird. Eine solche Linse erscheint indessen immerhin noch nicht hinreichend verbessert, da bei ihr zwar die violetten und rothen Strahlen in einem Brennpunkte vereinigt werden, die Farbenzerstreuung der mittlern Strahlen aber nicht gänzlich aufgehoben und außerdem die sphärische Abweichung nicht genügend beseitigt ist. Um nun beide Fehler möglichst zu entfernen, vereinigt man mehrere solcher Doppellinsen zu einem Linsensysteme. Hierzu werden dieselben so construirt und in eine solche Entfernung zu einander gebracht, daß die Fehler der einen Linsenverbindung durch die der andern aufgehoben werden. Derartige Linsensysteme heißen aplanatisch.

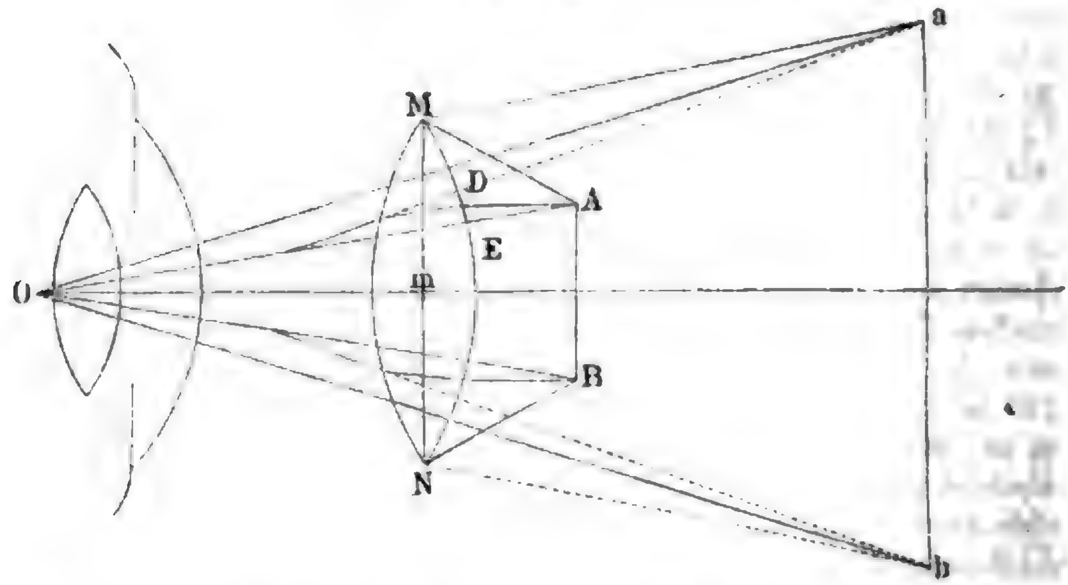
Das menschliche Auge ist nichts anderes als ein höchst vollkommener Linsenapparat in Verbindung mit einer dunkeln Kammer. Es besteht aus mehrern in einander geschachtelten Häuten und der Krystalllinse. Die äußere harte oder weiße Haut schließt den ganzen Augapfel ein und geht an der Vorderseite in die stärker gewölbte und durchsichtige Hornhaut über. Hinter dieser befindet sich die ebene, in der Mitte mit einer runden Oeffnung — der Pupille — versehene Regenbogenhaut oder Iris. Die Linse, welche unmittelbar hinter jener Oeffnung liegt, wird von einer eigenen durchsichtigen Kapsel in ihrer Lage gehalten. Ueber der harten Haut breitet sich nach innen die mit einem schwarzen Farbstoff überzogene Aderhaut aus, welche von der Netzhaut überkleidet wird, die nichts Anderes ist, als eine flächenförmige Ausbreitung der von hinten in das Auge tretenden Sehnerven. Der vordere kleine Raum zwischen Horn- und Regenbogenhaut ist mit einer etwas salzigen Flüssigkeit, der wässerigen Flüssigkeit, der hintere, größere mit einer gallertartigen, durchsichtigen Masse, der Glasfeuchtigkeit erfüllt.

Die auf das Auge treffenden Lichtstrahlen werden zum Theil schon von der harten Haut (das sogenannte Weiße im Auge), zum andern Theil von der Regenbogenhaut zurückgeworfen. Nur die mittlern gelangen durch die Pupille zu der Krystalllinse und werden von ihr aus nach der Netzhaut hin in der Art gebrochen, daß alle von einem, außerhalb des Auges liegenden, leuchtenden Punkte ausgehenden Strahlen wieder in einem einzigen Punkte vereinigt werden, welcher auf der entgegengesetzten Seite der Augenachse liegt. Auf der Netzhaut entsteht hierdurch von allen außerhalb des Auges befindlichen Gegenständen ein verkleinertes und verkehrtes Bild.

Ist auch der Bau des Auges höchst einfach, so ist dasselbe doch so vollkommen ge-

baut, daß die oben, bei den durch Linsen entstehenden Bildern erwähnten Fehler der beiden Abweichungen bei den auf der Netzhaut entstehenden Bildern gänzlich wegfallen. Diese Eigenschaft des vollkommenen Achromatismus ist durch verschiedene Mittel erreicht. Zunächst sind die beiden Flächen der Linse von verschiedener Krümmung; während die vordere einer Ellipse angehört, ist die hintere parabolisch. Dann wird der mittlere Theil derselben von einer härtern Masse gebildet als ihre Ränder, so daß die Lichtstrahlen dort stärker, hier schwächer gebrochen werden und die sphärische Abweichung beseitigt erscheint. Endlich wird durch die drei

Fig. 13.



verschiedenen brechenden Mittel die chromatische Abweichung aufgehoben und ist durch die schwarze Färbung der Aderhaut alle Zurückwerfung von Lichtstrahlen innerhalb des Auges entfernt gehalten.

Nächst dem vollständigen Achromatismus ist dem Auge auch die Fähigkeit eigen, sich bis zu gewissem Grade den verschiedenen Entfernungen der zu betrachtenden Körper anzupassen. Dieses Vermögen, welches schon bei Einzelnen schwankt, hat indessen seine Grenzen, indem das auf der Netzhaut erzeugte Bild eine gewisse Ausdehnung besitzen muß, um deutlich wahrgenommen werden zu können. Letztere nun ist bedingt durch den Winkel, unter welchem die von den äußersten Punkten des Objectes ausgehenden Strahlen in das Auge treffen. Dieser Winkel, welcher Gesichtswinkel heißt, nimmt, wie leicht aus einer geometrischen Betrachtung erhellt, mit steigender Entfernung des Gegenstandes ab und geht er unter eine gewisse Grenze, welche bei gewöhnlichen Verhältnissen eine halbe Bogenminute beträgt, herab, so ist der letztere nicht mehr wahrnehmbar. Außerdem steht diese Größe des Gesichtswinkels mit der Größe des zu betrachtenden Gegenstandes in gradem Verhältniß und es liegt derselbe, wenn er zu klein wird, außerhalb der Grenze der Wahrnehmbarkeit. Zwar könnten wir uns in diesem Falle leicht helfen, das Object dem Auge mehr nähern und dadurch den Gesichtswinkel vergrößern; aber auch hier gelangen wir bald an eine Schranke, indem von einem, dem Auge ganz nahe gebrachten Gegenstande, wegen der in zu stark aus einander laufender Richtung einfallenden Strahlen, das Bild nicht mehr auf der Netzhaut selbst, sondern hinter derselben entworfen wird. Die passende Entfernung des Objectes vom Auge heißt die Sehweite und es beträgt dieselbe für das gesunde Auge 8—10 Zoll. Berücksichtigen wir die beiden angegebenen Grenzwerthe, so geht daraus hervor, daß wir einen Gegenstand, dessen Größe unter $^1/_{1000}$ Zoll herabsinkt, mit bloßem Auge nicht mehr deutlich auffassen können. Diesem Mangel, in Folge dessen uns der Einblick in das kleinste Leben fast gänzlich verschlossen sein würde, kann aber dadurch abgeholfen werden, daß wir entweder einen solchen Gegenstand selbst, oder das von ihm durch eine Linse oder ein Linsensystem entworfene, vergrößerte Bild, mittelst einer einfachen Linse oder Linsencombination betrachten. Im ersten Falle wenden wir das einfache, im andern das zusammengesetzte Mikroskop an.

Eine erhabene Linse oder eine derselben gleichwirkende Linsencombination, welche wir

zwischen einen zu betrachtenden Gegenstand und unser Auge bringen, gestattet zunächst erstern, sich dem letztern mehr zu nähern, als es unter gewöhnlichen Umständen möglich ist. Die von ihm ausgehenden Strahlen nehmen je nach der Krümmung der Linse mehr oder weniger an Divergenz ab, treffen so auf das Auge, als ob sie von einem außerhalb der nächsten Grenze des deutlichen Sehens gelegenen Körper ausgingen und erzeugen in Folge dessen ein bestimmt gezeichnetes Bild auf der Netzhaut. Diese Möglichkeit größerer Annäherung ist es indessen nicht allein, was die Linse bewirkt; sie trägt auch zur Vergrößerung des Gesichtswinkels und demnach zur Vergrößerung des Netzhautbildes bei. Sei z. B. (Fig. 13) AB ein innerhalb der Brennweite der Linse MN befindlicher Gegenstand, welcher von allen Punkten seiner Oberfläche stark aus einander laufende Strahlen nach der Linse schickt, wie AM, AD und AE, so werden alle diese, von dem Punkte A ausgehenden Strahlen, wie AD und AE, nun so gebrochen, daß sie mit dem durch den Mittelpunkt der Linse ungebrochen durchgehenden Strahle — mit der sogenannten optischen Nebenachse — weniger divergiren als vorher, denselben aber nicht selbst jenseits der Linse, sondern seine auf der gleichen Seite mit AB liegende rückwärtige Verlängerung in a schneiden. Eben so verhält es sich mit den von B, so wie von allen zwischen A und B liegenden Punkten ausgehenden Strahlen. Ein hinter der Linse befindliches Auge wird demnach alle von dem Gegenstande AB ausgehenden Strahlen in scheinbaren Brennpunkten vereinigt erblicken, welche in der über AB hinausliegenden Fläche ab (die nach dem früher Gesagten gekrümmt ist) liegen. So erblickt es denn von AB das vergrößerte Bild ab, von welchem der Gesichtswinkel für ein in O seinen Kreuzungspunkt habendes Auge = aOb ist, während derjenige, des ohne die zwischengeschobene Linse gesehenen Objectes durch den Winkel AOB ausgedrückt wird.

Die vergrößernde Kraft einer Linse wächst, bei als gleich vorausgesetzter Sehkraft des Auges und wenn sie aus derselben brechenden Substanz geschliffen ist, in dem Maße, als ihre Krümmung eine stärkere wird und der Brennpunkt ihrer Oberfläche näher rückt. Unter gewöhnlichen Umständen kann man, ohne bedeutend fehlzugreifen, die Vergrößerungszahl durch den Quotienten ausdrücken, welchen man erhält, wenn man mit der Brennweite in die mittlere Sehweite dividirt. Eine Linse von einer Linie Brennweite würde demnach, die mittlere Sehweite auf acht Zoll angenommen, $8 : \frac{1}{12}$ oder sechsundneunzigmal vergrößern. Aehnlich verhält es sich bei Combinationen aus zwei (Doublets) oder drei Linsen (Triplets).

Jede solche Linse oder Linsencombination kann nun als einfaches Mikroskop betrachtet werden. In der Anwendung unterscheidet man jedoch zwischen Lupe und einfachem Mikroskop in engerm Sinne. Man begreift dann unter ersterm Namen alle diejenigen Linsen, welche bis etwa dreißigmal im Durchmesser vergrößern und die beim Gebrauche passend gefaßt in der Hand gehalten werden, während man unter dem letztern alle stärker vergrößernde Linsen sammt dem dazu gehörigen, mehr oder weniger zusammengesetzten Stative umfaßt. Ein durchgreifender Unterschied findet indessen nicht Statt, indem man eine Linse bald als einfache Lupe gebraucht, bald an dem einfachen Mikroskope verwendet, ohne grade auf die mehr oder minder hohe Vergrößerung Rücksicht zu nehmen.

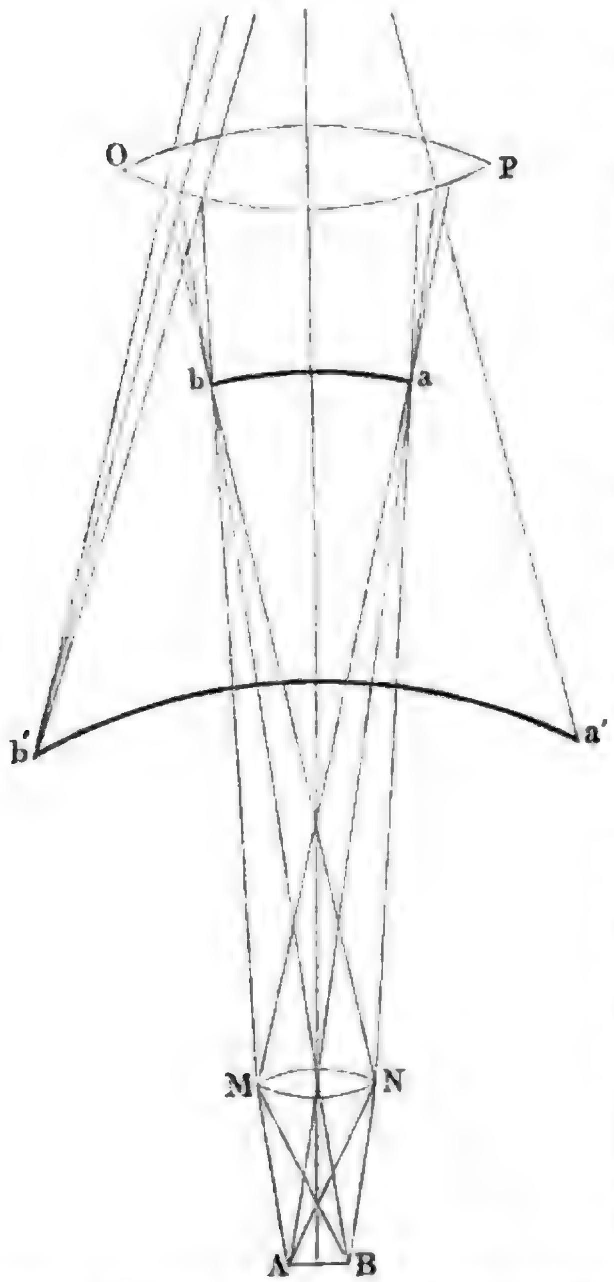
Mittelst des einfachen Mikroskopes lassen sich, wenn man sehr stark gekrümmte, geschliffene Glaslinsen, noch mehr aber, wenn man sogenannte Glastropfen in passender Fassung anwendet, schon bedeutende Vergrößerungen erreichen. Auch wurde dasselbe von den ältern Naturforschern, deren Untersuchungen nicht selten von großer Genauigkeit der Beobachtung zeugen, vorzugsweise gebraucht, da das zusammengesetzte Mikroskop zu jener Zeit noch höchst mangelhaft war. Heutzutage wird dasselbe nur noch in wenigen Fällen, namentlich aber bei dreißig- bis fünfzigfacher Vergrößerung dazu gebraucht, um kleinere Gegenstände für die Beobachtung tauglich herzurichten. Denn mit einem kleinen Gesichtsfelde und — bei stärkern Vergrößerungen — sehr geringem Abstande von dem zu untersuchenden Gegenstande, verbindet es auch die Eigenschaft, die Augen sehr stark anzugreifen, weil ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Netzhaut durch intensives Licht zu stark gereizt wird. Zu allen bedeutenden wissenschaftlichen Untersuchungen bedient man sich daher gegenwärtig des zusammengesetzten Mikroskopes.

Dieses wird seiner allereinfachsten Form

und Leistung nach durch die nebenstehende Figur erläutert. (Fig. 14).

Es enthält die beiden, mittelst einer Röhre verbundenen Linsen MN und OP, von denen die untere, dem Gegenstand zugewendete,

Fig. 14.



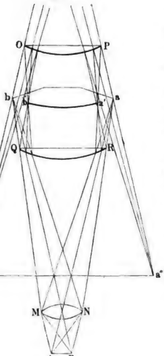
das Objectiv, die obere, dem Auge nahe, das Ocular heißt. Befindet sich nun etwas außerhalb des Brennpunktes der Objectivlinse ein kleiner Gegenstand AB, von dessen Oberfläche allseitig Lichtbündel ausgehen, so wird von demselben durch erstere ein auf ihrer hintern Seite gelegenes, vergrößertes, verkehrtes und gekrümmtes Luftbild ab erzeugt. Um dieses Bild noch stärker vergrößert zu sehen, betrachtet man es durch das, ein einfaches Mikroskop darstellende Ocularglas OP. Dadurch wird nun den von a'b' ausgehenden Lichtstrahlen ein solcher Grad der Divergenz ertheilt, daß es scheint, als ob sie von einem, weiter als ab von OP entfernten in deutlicher Sehweite gelegenen Gegenstande a'b' ausgingen. a'b' stellt somit das mikroskopische Bild von AB dar.

Ein so einfach gebautes Instrument würde indessen nicht entfernt dazu geeignet sein, den an dasselbe gestellten Anforderungen zu genügen. Einmal würde es der einfachen Linsen halber in hohem Grade mit den weiter oben besprochenen Fehlern der sphärischen und chromatischen Aberration behaftet sein, dann müßte das von ihm erzeugte Bild, wie die Figur lehrt, in einer gekrümmten Ebene liegen und könnte wegen des kleinen Gesichtsfeldes einen nur kleinen, bei einigermaßen starken Vergrößerungen zudem schwach erleuchteten Theil des wirklichen Gegenstandes umfassen.

Um den erstern Fehlern zu begegnen, wendet man denn auch bei unsern heutigen Mikroskopen statt der einfachen Linsen die weiter unten zu besprechenden aplanatischen Linsensysteme an. Außerdem trägt zu dessen Beseitigung die Einschiebung einer dritten Linse, des sogenannten Colletivglases, zwischen Objectiv und Ocular bei, dessen hauptsächlichste Wirksamkeit sich jedoch auf die Ebenung und Vergrößerung des Gesichtsfeldes, so wie auf die Vermehrung der Lichtstärke erstreckt (Fig. 17). Vermittelst dieser Linse QR werden nämlich die nach dem Durchgang durch das Objectiv noch immer stark divergirenden Strahlen, welche das Bild ab erzeugt haben würden, mehr vereinigt, so daß nun zwischen Ocular und Collectiv ein neues, dem von dem Objectiv unmittelbar erzeugten an Größe zwar nachstehendes Bild a'b' entsteht. Dieses Bild ist aber einmal stärker erleuchtet als das früher erzeugte, weil die Lichtstärke, sowie der Durchmesser des Bildes kleiner wird, im quadratischen Verhältnisse wächst, so daß ein halb so großes Bild viermal stärker erleuchtet wird. Dann besitzt es eine sehr geringe Krümmung nach entgegengesetzter Seite, indem die nahe der Achse des Collectivglases durchgehenden Strahlen etwas früher vereinigt werden, als die Randstrahlen. Durch das Ocular wird endlich von a'b' ein neues, nochmals vergrößertes, mit ihm gleiche Lage habendes Bild a''b'' entworfen, bei dem, wenn die Krümmungshalbmesser von Ocular- und Collectivlinse in einem gewissen Verhältnisse stehen, die Krümmung fast gänzlich aufgehoben ist.

Die Vergrößerungszahl des zusammenge-

Fig. 15.

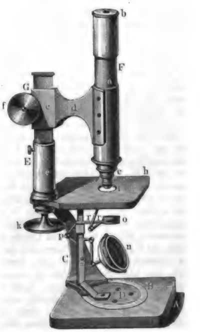


setzten Mikroskopes ist nach dem Vorausgehenden selbstverständlich ein Product aus den Vergrößerungszahlen des Objectives und Oculares, wobei man unter Ocular die Vereinigung der Ocular- und Collectivlinse zu einem zusammenwirkenden Ganzen zu verstehen hat. Falls demnach das Objectiv für sich vierzigmal, das Ocular sechsmal vergrößert, wird die Vergrößerung des Mikroskopes durch die Zahl 240 auszudrücken sein.

Nachdem wir die Grundsätze kennen gelernt haben, nach denen der Aufbau des zusammengesetzten Mikroskopes bewerkstelligt wird, wenden wir uns dem Gesammtbau desselben zu. Das in der nebenstehenden Fig. 16 dargestellte Instrument ist eines der vorzüglichsten der neuesten Zeit, sowohl was den optischen als auch was den rein mechanischen Theil betrifft. Es wurde in dem optischen Institute zu Wetzlar, von den Herrn Belthle und Rexroth ausgeführt und ist mit allen Einrichtungen versehen, welche für die mikroskopische Beobachtung erforderlich und erwünscht sind. Auf dem schweren, vierseitigen Fuße A ruht, getragen von der in sinnreicher Weise fest mit dem um seine Achse (die mit der optischen Achse des Instruments genau zusammenfällt) drehbaren Ringe B verbundenen, geschweiften Säule C das Gestell E, an dem sich, gehalten von dem auf der dreiseitigen Stahlstange G gleitenden Arme d der eigentliche Träger des optischen Apparates, der sogenannte Körper F befindet. Dieser besteht aus einem zweitheiligen Messingrohre, dessen obere Hälfte sich bei a etwas schwer in der untern verschieben läßt, so daß man das ganze Rohr in gewissen Grenzen verkürzen und verlängern, also den Abstand zwischen Ocular und Objectiv vermehren oder vermindern und damit die Vergrößerung verstärken oder verringern kann.

Das Ocular, welches in das obere Ende des Rohres eingeschoben wird, ist wie bei allen neuern Mikroskopen ein Huyghens'sches. Die beiden Linsen — Ocular und Collectiv — sind planconvex und so in ein kurzes Rohr eingesetzt, daß ihre convexe Seite nach unten steht (Fig. 17). Zur Abhaltung der überflüssigen, namentlich schiefen Randstrahlen, welche das Bild verschlechtern wür-

Fig. 16.



ben, befindet sich genau an der Stelle, wo das von dem Objectivsystem erzeugte Bild liegt, eine ringförmige Blendung B. In der Regel gehören zu einem Mikroskope mehrere, drei, manchmal bis fünf Oculare, von denen das schwächste etwa vier- bis sechsmal, das stärkste zehn- bis fünfzehnmal vergrößert. Noch stärkere Oculare gewähren keinen Nutzen mehr, indem bei ihrem Gebrauch ein zu fühlbarer Lichtmangel eintritt und in Folge dessen die Klarheit des Bildes abnimmt.

Fig. 17.

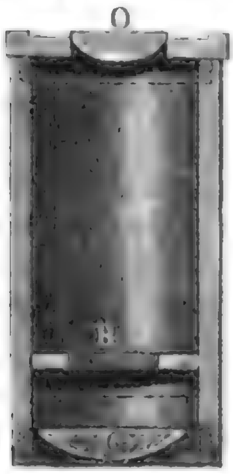
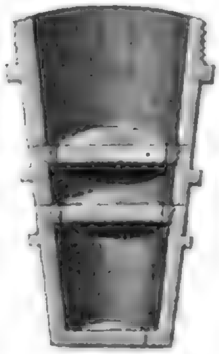


Fig. 18.



Das Objectiv c, welches an dem untern Ende des Rohres angeschraubt wird, um, da man gewöhnlich mehrere von verschiedenen Brennweiten und Vergrößerungen besitzt, nach Bedürfniß leicht gewechselt werden zu können, ist natürlich in möglichster Vollkommenheit construirt, da es eben den wichtigsten Theil des optischen Apparates ausmacht. Es muß dasselbe möglichst achromatisch oder aplanatisch sein. Da man dieses Ziel durch eine einfache Linse oder auch durch eine achromatische Linsencombination nur in gewissem Grade zu erreichen vermag, so setzt man dasselbe gegenwärtig entweder aus zwei, oder noch besser aus drei solcher Linsencombinationen zu einem Systeme zusammen (Fig. 18). Die letztern bestehen aus einer doppeltconvexen Kronglaslinse, mit der durch Canadabalsam eine planconvexe Flintglaslinse fest verkittet ist. Die Entfernung dieser Doppellinsen, von denen die mit der kleinsten Brennweite, also die stärkste, dem Objecte zunächst, die mit der größten Brennweite, d. h. die schwächste, zu oberst zu stehen kommt, wird, wie schon oben erwähnt, so geregelt, daß die Abweichung der einen durch die entgegengesetzte der andern möglichst aufgehoben und das System bis zu einem gewissen, von dem Optiker beabsichtigten Grade corrigirt wird, so daß endlich durch die hinzukommende Wirkung des Oculares möglichst vollkommener Aplanatismus erreicht wird. Die Verbindung der einzelnen Objectivlinsen zu Objectivsystemen kann nach zweierlei Methoden ausgeführt werden, welche auch beide von verschiedenen Optikern in Anwendung gebracht sind. Nach der einen, welche Schieck, Plößl, Merz u. A. befolgen, werden die einzelnen Doppellinsen nach ihrer Stärke mit den Nummern 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w. bezeichnet und dann in den Reihenfolgen 1+2; 1+2+3; 2+3+4; 3+4+5 u. s. w. zu Systemen auf einander geschraubt. Diese Methode läßt Vieles zu wünschen übrig und es ist weit zweckmäßiger, gleich die zusammengehörigen Objective fest mit einander zu einem Systeme zu verbinden, wie es von unsern hervorragendsten Optikern, z. B. von Bénèche, Belthle und Rexroth, Hartnack, Amici und auch von den Engländern geschieht, welche ihren Mikroskopen eine bestimmte Anzahl von ganzen Systemen beigeben. Da das genaue Schleifen der einzelnen Linsen, ihre passende Vereinigung, so wie ihre genaue Centrirung in einer optischen Achse, sehr viel Uebung und Kunstfertigkeit erfordert und einen hohen Grad von Ausdauer und Geduld in Anspruch nimmt, so sind die Objectivsysteme, namentlich die stärkern, immer sehr theuer und man bezahlt für ein solches wohl 10 bis 30, ja für die ausgezeichnetsten neuern Systeme, wie sie gegenwärtig Nobert, Professor Hasert und Hartnack in Paris anfertigen, gegen 50 Thaler. Diese letztern Systeme sind indessen auch nur für die allerfeinsten und schwierigsten Untersuchungen der Pflanzen- und Thieranatomie erforderlich und nur von geübten Beobachtern mit wahrem Vortheil zu gebrauchen. Da die verschiedenen Objectivsysteme, von denen die schwächern mit einem Oculare, das ungefähr fünfmal vergrößert, eine Linearvergrößerung von fünfundzwanzig- bis dreißigmal, die stärkern von fünfhundert- bis achthundertmal geben, einen verschiedenen Abstand von dem zu betrachtenden Gegenstande haben müssen, so ist eine entsprechende Bewegung des Mikroskopkörpers erforderlich. Letztere wird bei vollständigern Instrumenten durch eine doppelte, eine grobe und feine Einstellung bewirkt. Zu ersterer kann die durch den Arm d mit dem Rohre F in Verbindung stehende dreiseitige Kapsel e auf der dreiseitigen, an ihrer Rückenseite gezahnten Stahlstange G mittelst eines an der Schraube f befindlichen

Triebes auf- und abgeschoben, das Objectiv mithin dem, auf dem bei i durchbohrten großen Objectivtische h liegenden Objecte genähert oder von demselben entfernt werden. Die feine Einstellung, welche namentlich bei dem Gebrauche stärkerer Objectivsysteme unentbehrlich ist, geschieht mittelst des Knopfes k. Dieser hat in seiner Mitte eine Schraubenmutter, welche eine an der dreiseitigen Stahlstange befestigte feine (Mikrometer-) Schraube bewegt. Dreht man nun nach rechts, so wird diese Schraube und damit die in der Säule l gleitende Stahlstange um ein Geringes nach unten gezogen, dreht man dagegen nach links, so gibt die Schraube nach und die Stange wird durch eine im untern Ende der Säule l befindliche starke Spiralfeder gehoben.

Um durchsichtige Objecte bei durchfallendem Lichte zu betrachten, dient der mittelst des Stabes m auf der festen Scheibe D angebrachte Beleuchtungsapparat. Derselbe besteht aus einem Hohlspiegel n, der an gelenkten Armen befestigt ist und nicht nur allseitig in der Achse des optischen Theiles bewegt, sondern auch zur Beleuchtung mittelst schief einfallenden Lichtes nach vorn außerhalb der Achse gebracht werden kann. Um das schiefe Licht von allen Seiten her auf einen Gegenstand fallen lassen zu können, dient die genau um die optische Achse drehbare Scheibe B, mit der zugleich sich Gestell und Körper gegen den feststehenden Beleuchtungsapparat dreht. Einen zweiten nicht unwesentlichen Theil des Beleuchtungsapparates bildet die in eine Hülse o beweglich eingesetzte planconvexe Beleuchtungslinse von ungefähr ½ Zoll Brennweite, für die ein entsprechendes Linsensystem von weit kürzerer Brennweite substituirt werden kann. Sie kann mittelst des Hebels p auf- und abwärts, mittelst des zweiten Hebels q auf dem Arme r in einer Falze nach vor- und rückwärts bewegt werden. Durch diese Linse wird es ermöglicht, das Licht verstärken oder dämpfen, ferner, je nachdem man die Entfernung zwischen Spiegel und Linse und damit die Entfernung des leuchtenden Punktes von dem Brennpunkte der Linse ändert, parallele, convergirende oder divergirende, unter jedem beliebigen Winkel und von jeder Seite her einfallende Strahlen auf das Object wirken zu lassen, was oft von erheblicher Wichtigkeit ist.

Dies wäre nun das, im Laufe der Jahrhunderte auf seine jetzige, hohe Stufe der Vollendung gebrachte Instrument, welchem die Naturforschung auf dem Gebiete des Organischen ihre herrlichsten Resultate verdankt, mit dem ausgerüstet sie täglich tiefer und tiefer eindringt in die geheime, ihr anders verschlossene Werkstätte der Natur. Ob es uns für die Zukunft gelingen wird, noch weiter einzudringen in die tiefsten Tiefen des Geschaffenen, ob es gelingen wird, das Mikroskop in seinem optischen Vermögen auf eine noch viel höhere Stufe zu bringen, als die ist, welche die stärksten neuen Systeme mit einer vor wenigen Jahren kaum geahnten, die feinsten Structuren auflösenden Kraft erreicht haben, muß spätern Tagen überlassen bleiben. Wie es aber von den rohsten Anfängen an von Stufe zu Stufe vervollkommnet wurde, wie an seine fortschreitende Vervollkommnung sich die Erweiterung unseres naturgeschichtlichen Wissens von Thier- und Pflanzenreich anschloß, das, freundlicher Leser, wollen wir zum Gegenstand eines spätern Artikels machen.

Die Fälle des Ottawa.

Von

Talbj.

Die alte Stadt Montreal hat zwar nach der Entscheidung der Königin Victoria ihren Anspruch, als die eigentliche Hauptstadt Canada's anerkannt zu werden, aufgeben müssen; allein sie ist und bleibt doch der wahre Centralpunkt des Landes, der Nucleus, aus dem alle Land- und Wasserwege herauswachsen, sei es nach Norden oder Süden, nach Westen oder Osten, in die unbekannte Wildniß hinein oder durch die Regionen der ältern und neuern Civilisation. Nachdem wir vor einem oder zwei Jahren von hier aus den dunkeln Saguenay befahren, fanden wir uns wiederum im Sommer 1858 hier ein, um ein anderes der Wunder Canada's aufzusuchen.

Unser Ziel waren diesmal die Fälle des ungeheuern Flusses Ottawa, der auf den meisten ältern Karten mit Utawas bezeichnet wird, auch wohl als „the great river“ schlechtweg, obwohl der eigentliche „grande rivière“ der Franzosen der St. Lorenz ist. Auch ihn befuhren, so weit es seine Strudel

erlaubten, die rüstigen französischen Abenteurer des siebzehnten Jahrhunderts und dehnten längs seiner Ufer ihre bescheidenen Niederlassungen in vereinzelten Gruppen aus. Vom Ursprung dieses mächtigen Stromes aber fabelten sie und ihre Nachfolger gar viel. Noch als im Jahre 1791 unter Pitt die Provinz Canada in zwei Theile geschieden und der Ottawa vom St. Franzensee bis zum See Temiscaming zur Grenzlinie zwischen Ober- und Untercanada bestimmt ward, wußte Niemand, woher der riesenhafte Wanderer eigentlich komme. Ich glaube auch nicht, daß bis jetzt seine eigentlichen Quellen gefunden sind; nur daß sie im Hochlande sich befinden, das zwischen der Hudsonbai und dem St. Lorenzstrom die Wasserscheide bildet, weiß man.

Gleich von vornherein strömen ihm solch eine ungeheure Menge von andern Gewässern zu, solch eine Anzahl von Seen drängen sich in sein Bett, daß er schon tief im Norden zu einem mächtig breiten Strom anschwillt. Aber nirgends gräbt er sich ein tieferes Bett, und von der Wiege an wird sein Lauf durch Klippen und Felssteine gehindert. Kaum möchte es einen so gewaltigen Fluß geben, der so wenig schiffbar ist. Von seiner bekannten Länge von mindestens 170 deutschen Meilen sind kaum zwanzig bis dreißig für andere Fahrzeuge als Canoes fahrbar erfunden. Dennoch hat eine wunderliche Caprice der Königin das ganz neue Städtchen Bytown, jetzt Ottawa genannt, das mit Untercanada eine unterbrochene und mit Obercanada gar keine directe Verbindung hat, zur Hauptstadt der vereinigten Provinzen von Canada erklärt; offenbar weil ihre Majestät nicht die entfernteste Idee vom Local hatte.

Wir brachen am 24. August in aller Frühe auf und fuhren mit der Eisenbahn nach La Chine am südlichen Ende der Insel Montreal. Hier wartete unser ein Dampfschiff, das uns durch den See St. Louis in die braune Fluth des Ottawa hineintrug. Dieser Fluß ist hier ganz nahe am Ende seiner selbständigen Laufbahn: zum Theil ergießt er sich oben in den St. Louis, der andere Theil spaltet sich in zwei Arme, welche die Insel Jesus umschließen und, so getheilt, über ein felsiges Bette sprudelnd und stürzend die ganze ungeheure Wassermasse in den noch gewaltigern, alles verschlingenden St. Lorenz tragen.

Auch hier wiederholt sich das seltsame Phänomen, daß es eine Weile dauert, ehe die Gewässer dieser beiden Wasserkönige, die bisher beide an ein selbständiges Regiment gewöhnt gewesen, sich mit einander mischen. Wenigstens will man noch eine Zeit lang unterhalb Montreal im klaren blauen Spiegel des St. Lorenz den bräunlich gefärbten breiten Streifen unterscheiden, den die dunklern Gewässer des Ottawa durchgezogen. Eben so ist's mit dem Saguenay, der einen Theil des meergleichen St. Lorenz fast schwarz färbt. Auch der Main und Neckar mischen sich nur langsam, und in den grünen Wellen des Rheins kann man noch lange nach dem Zusammenfluß die braune Strömung des Mains unterscheiden.

Wir fuhren auf der breiten, trotz seines bräunlichen Colorits wunderbar klaren Spiegelfläche bis Carillon — etwa fünf deutsche Meilen — ohne daß irgend eine besonders schöne Naturscene unser lebhafteres Wohlgefallen erweckt hätte. So in die unbekannte Wildniß hineinzugleiten, hat immer seine interessante Seiten. Die Ufer sind im Anfang zwar noch ziemlich angebaut, allein im Ganzen ist das Land, das der Ottawa durchschneidet, noch durch und durch eine Wildniß. Ich hatte eine bergige Gegend erwartet, um so mehr, als ich bei einer Erweiterung des Stromes lac des montagnes auf der Karte las. Allein die Ufer waren meist flach und einförmig. Nicht weit von Carillon kam die rivière du nord herein. Hier nun werden auf eine Strecke von zwei bis drei deutschen Meilen die Stromschnellen wieder so reißend, daß an kein Weiterfahren zu denken ist. Eine hier beginnende Eisenbahn verbindet die beiden Dampfschiffe, denn sie führt nur bis Grenville, wo der andere Dampfer des Reisenden harrt. Bei Grenville, wie Carillon ein elendes Nest, tritt die rivière rouge ebenfalls vom Norden her in den Ottawa.

Die Eisenbahn, die auf einem hohen Damm nicht dicht am Flusse weg, sondern auf wahrscheinlich verkürztem Wege durch einen dichten Wald führt, sah eben nicht einladend aus, hielt aber noch weniger als sie versprach. Die Zahl der Reisenden war nur klein und füllte kaum den vierten Theil der zwei Wagen des Zuges. Gleich von vornherein trat wiederholt Stillstand ein. Wir bewegten uns langsam ein wenig weiter, dann neuer Stillstand. Endlich erfuhren wir, daß unsere Maschine einen Leck hatte. Nun mußten wir ganz anhalten; ein Bote wurde zurückge-

schickt, wie wir glaubten, in Carillon eine neue Locomotive zu bestellen. Aber nein! Wir vernahmen, daß es gar keine andere Maschine gab; daß aber die, welche man jetzt brauche, jeden Tag zweimal, beim Gehen und Kommen, einen Leck habe, daß man sich jedoch mit ihr behelfen müsse, bis man eine neue habe, die erwartet werde. Der Conducteur indessen wollte von dem Allen nichts wissen; der Fall trat nach seiner Aussage zum ersten Mal ein, und die Verzögerung habe noch nie stattgefunden. Unterdessen war der Leck mühselig zugestopft; wir arbeiteten uns langsam weiter, bis wir glücklich Grenville erreichten, nachdem wir statt einer fünf bis sechs Stunden auf dem Wege von Carillon bis hierher zugebracht hatten.

Nun galt es eilig sein. Der Capitän, ein sehr höflicher Mann, translocirte uns Damen mit einem Schwung auf das Dampfschiff. Das Mittagessen, das so lange gestanden, schmeckte den Hungrigen gut. Besonders erfreulich aber war es, die Ufer sich bedeutend heben zu sehen. Alles war waldbedeckt, und die schönen Berge, zu denen die Höhen an mehreren Stellen wurden, mochten hoch genug sein, nur daß die ungeheure Breite des Stromes sie niedrig erscheinen läßt. Nie aber zeigten sich an beiden Seiten zugleich Berge. Das Thal des Ottawa ist durchgängig, so weit es bekannt, von bedeutender Breite; gutes, fruchtbares Erdreich zwischen den dicken Nadelholzwäldern; von den kleinern hineinlaufenden Flußthälern dagegen sollen viele hüglig und von anmuthiger Formation sein und in ihnen auch das schönste Laubholz nicht mangeln.

Auf der Strecke von dreiundzwanzig deutschen Meilen, die zwischen Grenville und Ottawa lag, war nur ein einziges Dorf in einer Sehweite vom Flusse. In solcher Menscheneinöde fühlt man sich der Natur desto näher, und es war, als ob die großen und kleinen Flüsse, die besonders von Norden hereingeströmt kamen, uns begrüßen wollten. Besonders naht sich die rivière aux lièvres mit schönem anmuthigem Wellenschlag und gar nicht mit scheuer Hasenschnelle. Sie kommt aus der tiefsten Wildniß und hat sich in jugendlichen Jahren schon in tausend Schnellen und Strudeln ausgerast.

Endlich, spät Abends um elf Uhr statt um sechs, waren wir unserm Ziel nahe. Zum Glück ging eben der Mond auf und sein Schimmer fiel auf den breiten, stillen Strom, den Gatineau, der eine gute Viertelstunde östlich von der Stadt in den Ottawa tritt. Auch er kommt aus dem unbekannten Norden. Einige Minuten weiter und von dem erhöhten südlichen Ufer rauscht, nicht wild wie andere Katarakte, vielmehr wie in melodischem Ebenmaße, der Rideau herab. Die Stadt liegt vor uns auf der Höhe. Nichts kann schöner, nichts kann malerischer sein als die Annäherung von Osten her und im Mondschein.

Wir landen nun und befinden uns in der weitausgedehnten Unterstadt. Allein die das tägliche Dampfschiff hier erwartenden Wagen haben uns aufgegeben und sind alle davongefahren. Mit Mühe ward noch einer aufgetrieben, der erst aus der Stadt geholt werden mußte. Es war zweifelhaft, ob man noch irgendwo Unterkommen finden konnte. Doch zogen wir das Ungewisse dem Bleiben über Nacht auf dem Schiffe vor. Das kleine holperige Fuhrwerk brachte uns, für's Erste nur mit ein paar Reisetaschen versehen, durch die sich lang am Ufer hinstreckenden Straßen der Unterstadt in die Oberstadt hinauf. Diese liegt nur auf geringer Höhe, und ein ziemlich gutes Gasthaus, in dem wir noch ein einsames Licht gewahrten, nahm uns willig auf. Hier fanden wir für die Nacht ein erträgliches Quartier mit dem Versprechen eines bessern für den folgenden Tag.

Die Stadt Ottawa, die gegenwärtig etwa 12,000 Einwohner hat und von ihnen kaum ein Achtel von französischer Abkunft, ist etwa dreißig Jahre alt. Sie ist aus einem Haufen Holzhütten entstanden, die hier für die Ingenieure errichtet wurden, welche zum Bau des Rideaucanals von der Regierung hierhergeschickt worden. Der Canal sollte die Seen mit dem untern Theile des St. Lorenz in Verbindung erhalten im Fall eines Krieges mit Amerika. Er ist voller Schleusen und wunderschön gebaut und theilt, indem er mitten durch die Stadt geht, diese in die obere und untere. Der lange Aufenthalt der Ingenieure, die zum Theil ihre Familie mitbrachten, zog allerlei Gewerbs- und Handelsleute herbei. Die schnell steigende Ortschaft ward zu Ehren des Obersten der Ingenieure, der By hieß, Bytown genannt, ein Name, den sie erst im Jahre 1855 mit dem schönern Ottawa vertauschte. Bis jetzt hat sie bei aller ihrer Ausdehnung noch keine Art, auch der geringsten Bauschönheit erlangt. Selbst die öffentlichen Gebäude sind ganz ohne Würde, und bei den Wohnhäusern ist der Vortheil

des Raumes, der die amerikanischen Mittelstädte sonst so schön macht, indem er jedes Haus mit Hof und Garten umgibt, auf keine Weise benutzt worden. Klein und armselig stehen sie dicht neben einander, mehrere Straßen zusammengedrängt, während ganze Räume dazwischen noch ganz öde und leer daliegen. Der Eindruck des Ganzen ist entschieden unangenehm, und vergleiche ich Ottawa mit den Städten des Westens, die ungefähr zu gleicher Zeit oder um vieles später entstanden sind, wie zum Beispiel Milwaukie, St. Paul — von Chicago nicht zu sprechen — so fällt besonders der tiefste Schatten darauf.

Und doch ist die Schönheit keiner der genannten Städte nur halb so von ihrer Lage begünstigt. In der Oberstadt ist ein Hügel, der nach einer dort befindlichen Caserne Barack Hill genannt und ohne Zweifel nach und nach ganz bebaut werden wird. Von ihm kann man die ganze Gegend übersehen, und köstlichere Panoramas möchte es wenige geben. Nach Norden und Süden schließen ferne graue Berge die Landschaft ein. Der Blick nach Osten übersieht den gigantisch breiten Strom, wie, meilenweit in fast ganz grader Linie fließend, von Norden her der fast nicht minder breite, ernsthafte Gatineau hineintritt, während in noch größerer Nähe vom südlichen Ufer die beiden grünlich glänzenden Silberbänder des Rideau's hineinhängen. Der Blick nach Westen aber fällt auf einen der großartigsten, wunderbarsten Wasserfälle, welche die Natur je in ihren tausend Gestaltungen gebildet. Darüber weg zeigen sich bewaldete Inseln. Eine schöne, kunstvoll gebaute Brücke führt grade unter dem Fall über den Strom und verbindet Ober- und Untercanada.

Nach diesem herrlichen Katarakt, bis zu dem die Straßen der Stadt führen, war am Morgen nach unserer Ankunft unser Gang gerichtet. Und nun wünscht' ich mir wohl einen Pinsel statt der Feder — und doch — auch der Pinsel kann diese wunderbaren, wilden, rasenden Wasserkämpfe nicht malen! Schon zwei bis drei Stunden oberhalb Ottawa fängt der große Strom an zu brausen und zu strudeln, mehr und mehr, bis er auf einmal eine Biegung macht, die ihm eine noch bedeutend größere Breite gibt, als er in seinem natürlichen Bett hat. Sie wird auf fünf- bis sechstausend Fuß angegeben. Hier zieht sich in Hufeisenform eine ganz zerklüftete Felsenstufe durch den ganzen Ellenbogen des Flusses, die an Höhe nirgends vierzig Fuß übersteigt. Der mächtige Strom bäumt etwas auf. Dann mit furchtbarer Gewalt die Stufe hinunterstürzend, theilt er sich in eine unzählige Menge von Strömungen und findet durch die Zerklüftungen der Kalksteinklippen seinen hundertfachen Weg, während dazwischen die dunkeln Felsen uns wie von einem silbernen Schleier bedeckt vorschimmern. Im Winter und Frühling aber, wenn alle Vasallen des großen Stromes ihm eine doppelte Wasserfülle zutragen, sollen auch sie nicht zu sehen sein. Die Gestaltungen der Klüfte sind so grotesk und so mannigfaltig, daß daraus ein vollständiger Wogenkampf entsteht. Wenn man auf der Brücke steht, deren kühne Pfeiler auf den einzelnen Klippen ruhn, ist's als rauschten nicht einer, sondern hundert Ströme Einem entgegen; hier begegnen einander zwei oder drei, mischen sich mit furchtbarem Gebrause oder trennen sich in anderer Richtung; dort springt einer hoch auf aus dem Kessel, in dem sein Weg sich verlor, und verdampft seine halbe Kraft in Schaum und Gebraus; ja die Spalten sind so wild gerissen, daß man zwei Ströme in grade entgegengesetzter Richtung von einander abprallen sieht. Nie hat die Natur in ihren bizarrsten Launen Abenteuerlicheres gebildet! Das kecke Bild, das Mrs. Jamieson von den Stromschnellen des St. Lorenz gibt, indem sie die wilden Gewässer mit einer Heerde junger Tiger in tollem Spiele vergleicht, ist hier bei Weitem anwendbarer.

Nur rechts bleibt ein Theil des Bettes von ziemlich ansehnlicher Breite von all dem Koboldspiel ganz unberührt und bildet gleichsam einen eigenen großartigen Fall. Die Hauptmasse des Stromes wälzt sich hier in einen Kessel hinein, dessen Tiefe so ungeheuer angegeben wird, daß es mir zu fabelhaft scheint, um es zu wiederholen. Links aber hat die Natur eins ihrer tollsten Spiele getrieben. Hier verschwindet einer der wilden Ströme, der trotzig herunterbraust, plötzlich gänzlich in einem ganz trockenen Kessel. Kein Mensch weiß, wo er hin ist und was aus dem Strom geworden ist, dessen Wassermasse allein dem der Themse bei London gleichgestellt wird. Es ist, als hätte die Erde ihn eingesaugt, und trotz wiederholter Untersuchungen ist noch keine Spur seines Ausganges gefunden worden.

Dieses seltsame Naturspiel wird als die

verlorene Chaudière bezeichnet. Die Franzosen haben alle brausenden, gleichsam kochenden Wasserfälle in diesem Lande Chaudière genannt. Auch diesen Fall bei Ottawa nannten sie „la grande chaudière" und den Theil des Flusses, in den er fällt, lo lac des Chaudières.

Die beiden Tage, die wir in Ottawa zubrachten, widmeten wir ganz ausschließlich dem Ergötzen an den mannigfaltigen Zügen seiner wundersamen Gewässer. Denn auch der Rideaufall bietet ein gar schönes Bild. Er ward von den Franzosen so genannt, weil er glatt wie ein „Vorhang" herunterfällt. Der nicht unansehnliche Fluß kommt aus dem Rideausee, ungefähr dreißig deutsche Meilen von Südwesten her — eine Gegend, von der dem Ottawa nur viel weniger Gewässer zuströmen, als aus dem Norden und Nordwesten. Sein Sturz ist ganz plötzlich von einer Höhe von dreißig Fuß herab. Auch er soll seinen ganzen Weg in Sprung und Tanz machen, dazwischen aber still und anmuthig daherschlendern. Nicht weit vom Fall wird er durch eine grüne Insel in zwei Theile gespalten. Dies und die hufeisenförmig ausgewaschene Aushöhlung des Ufers unter dem Wassersturz macht den schönen Fall zu einem Miniaturbild des Niagara, den ja auch eine grüne Insel in zwei wunderbare Kataralte gespalten hat. In der unmittelbaren Nachbarschaft der oben beschriebenen merkwürdigen Naturscene muß natürlich diese kleinere und einfachere fast verschwinden; doch ist ohne Zweifel auch dieser Wasserfall schön und sehenswerth.

Das Bett des Rideauflusses ist vielfältig zum Rideaucanal benutzt worden und ein eigenes Bett für diesen vorzüglich nur dort ausgegraben, wo die Stromschnellen hinderten, das des Flusses zu benutzen. Unweit der Stadt aber trennen sich die Betten, und der Canal wird auf so schöngebauten Schleusen in den Ottawa geführt, daß die Structuren sehr wesentlich zur Verschönerung der Stadt beigetragen haben.

Wir machten in unserm Gasthaus mit einem reisenden Engländer Bekanntschaft, der uns ein so echtes Bild von John Bull gab, daß wir uns sehr daran ergötzten. Er war, wie er sagte, eigens nach Canada gekommen, seine großartigen Naturscenen zu sehen, konnte sich aber nicht entschließen, auch nach den „Staaten" zu gehen, denn er konnte die Amerikaner nicht leiden, weil sie „so saucy" seien. Indessen hatte er sich doch einmal entschlossen, über den Niagara zu fahren, um Goat-Island und die amerikanische Seite zu sehen, während Dickens nach seinem eignen Bericht dies Wunder der Natur nur vom Clifton-Haus und der canadischen Seite sah, in der innern Ueberzeugung, mit der unter der britischen Herrschaft stehenden Seite verglichen könnte die amerikanische doch nichts werth sein! Der Eigendünkel der Engländer und die verachtende Anmaßung, mit denen sie die „habitans" und Alles, was von den Franzosen herrührt, behandeln, grenzt wirklich an das Unglaubliche. Ein junger Mann, den ich nach dem Namen eines gegenüberliegenden Dorfes fragte, antwortete: „Es ist eine alte Niederlassung der Franzosen, sie nannten sie Gatineau; der eigentliche Name (its proper name) aber ist Waterloo." Dieser Geist geht durch alle Verhältnisse; kann man sich wundern, wenn der französische Canadier den britischen Eindringling haßt?

Nichts auch kann weniger geeignet sein, die Liebe der ersten zu gewinnen, als die willkürliche und so ganz unüberlegte Entscheidung der Königin, nach der Ottawa zur Hauptstadt der vereinigten Provinz Canada erhoben ist. Freilich war es schwer, die Ansprüche Quebeck's und Montreal's auf der einen und Toronto's und Kingston's auf der andern zu vereinigen. Allein Alle unzufrieden zu machen, war kaum besser, als nur einem Theil zu mißfallen. Grade als wir dort waren, gab es ein allgemeines Murren; ein Protest war eingesandt, zu dem sich Alle vereinigten, der aber seitdem mit dem ungnädigen Bescheid zurückgewiesen worden, daß es bei der königlichen Entscheidung verbleiben solle. Doch sind drei Jahre Frist gegeben, während welcher Zeit doch hoffentlich wenigstens für Wege gesorgt werden wird. Denn bis jetzt hat Ottawa mit Obercanada noch gar keine Verbindung und kann nur durch Umwege von dort erreicht werden. Mit Untercanada im Winter auch nur eine mittelbare über Prescott. Wie es mit der directen bestellt ist, die nur im Sommer benutzt werden kann, habe ich oben beschrieben.

Offenbar beruht die Entscheidung der Königin und ihrer Minister lediglich und allein auf einem Blick auf die Karte, nach welcher Ottawa allerdings eine Art von Mittelpunkt bildet; allein sie setzt, wie schon oben bemerkt, eine so gänzliche Unkenntniß des Locals und der Verhältnisse voraus, daß man

sich in das siebzehnte Jahrhundert zurückversetzt glaubt, wo es bekanntlich an ähnlichen Mißgriffen in den Colonien von England aus nicht fehlte.

Die Zukunft freilich wird dies Alles schnell genug ausgleichen. Die Gegend um die neue Hauptstadt wird aufblühen; die Wege werden gebaut werden. Und dabei hat die Regierung ihren Zweck erreicht, den Sitz der Administration so weit als möglich von denen der politischen Reibungen zu entfernen.

Gern hätten wir unsere Reise bis zur Grenze der Schiffbarkeit des Ottawa ausgedehnt, wozu alle Gelegenheit sich bot. Diese Grenze war eine Ortschaft, die den wunderlichen Namen Deux Joachims führt, oberhalb des Lac des Chats (jede Erweiterung des Flusses wird als ein See bezeichnet). Der Weg dahin, etwa zehn deutsche Meilen, wird erst im Omnibus, dann auf einem Dampfer, dann auf einer Pferdeeisenbahn, dann wieder auf einem Dampfer, dann in einem Landwagen und endlich hinter einander in zwei mit einander verbundenen Dampfern gemacht, also in sieben verschiedenen Vehikeln: so endlos wird die Schifffahrt durch Wirbel und Stromschnellen unterbrochen.

Man wollte uns viel von den Wundern dieser Ausfahrt, den hohen Bergen der Ufer und der Schönheit des dortigen Landes erzählen, und obwohl wir diese Beschreibungen nicht ohne Mißtrauen anhörten, denn der bis hierher durchschiffte Theil des Ottawa war uns in Montreal und durch Reiseführer als eben so reizend beschrieben worden, so hätten wir doch gar gern unsere Neugierde befriedigt, um so mehr, als es uns nur einen einzigen Tag gekostet hätte. Allein wir waren durch eine Verabredung einer Zusammenkunft in den weißen Bergen an einen bestimmten Tag gebunden, und durften nicht länger säumen. Wir fuhren demnach am 27. August auf der Eisenbahn nach Prescott und von dort mit dem Dampfschiff nach Montreal zurück.

Wir hatten früher schon diesen schönen obern Theil des St. Lorenz befahren, und zwar von Niagara kommend, durch den Ontario in den Anfang des Stromes hinein. Dieser Anfang ist so herrlich, daß es der Mühe verlohnt, das Bild zurückzurufen.

Wo der große Wasserkönig, der St. Lorenz, eigentlich zuerst das Licht sieht, ob seine Quellen in den Tiefen des Obersees, den Bergen jenseits oder sonst wo zu suchen sind und die Ströme St. Marie, St. Claire, Detroit und St. Lorenz alle nur ein und dasselbe quer durch die Tiefen eines halben Continents gestreckte Bett haben, das zu untersuchen, überlasse ich den Geologen und Geographen. Ist's ein und derselbe Fluß, so ist doch sicher, daß er während seiner langen Laufbahn die allerverschiedensten Kleider trägt und sich abwechselnd mit silbergrauen, smaragdgrünen und himmelblauen Farben schmückt. Für mich wie für die Kartenmacher fängt der St. Lorenz erst an, wo er gleich breit und stattlich aus dem Ontario tritt. Lustiger und lieblicher kann nichts sein als die mit einer Unzahl von grünen Inseln überstreute klare, lachende Fluthenebene, die den Reisenden hier empfängt, sobald er dem langweiligen Ontario den Rücken gekehrt hat. Es ist ein neuer See, auf dem er dahingleitet, schon von den französischen Entdeckern der See der tausend Inseln genannt. Ob je einer sie gezählt, bezweifle ich; aber sie umgeben den Schiffer auf einmal in solcher Menge und Fülle, daß ihm sicher die Zahl nicht zu groß scheint. Und dabei sind sie höchst mannigfaltig an Gestalt und unendlich verschieden an Größe; keine mißt mehr als zehn bis fünfzehn Morgen, die meisten sind mit höchstens tausend Schritten zu umgehen, und einige sind so klein, daß nur grade ein Baum mit seinen ausgespreizten Wurzeln sich darauf anklammern kann, während sein Laub rund umher in das Wasser hineinhängt. Aber alle ohne Ausnahme sind sie, obwohl felsigen Bodens, dick mit grünen Büschen und Bäumen bedeckt, und zwar bis zum äußersten Rande, und so frisch, grün und lustig anzusehen, daß es keine erquicklichere Fahrt geben kann, als durch diesen Irrgarten einer spielenden Natur. Es macht den Eindruck einer ungeheuern Ueberschwemmung, aus der nur die grünen Höhenflächen unbedeckt hervorragen. Im Winter, wenn zwischen den Inseln Alles zufriert — viele liegen nur einen Steinwurf aus einander — soll diese Gegend ein noch eigenthümlicheres Bild gewähren.

Kaum daß je eine Gegend dieses Landes von den ältern Reisenden mit mehr Wohlgefallen gepriesen worden als diese. Als Weld 1799 hier war, hausten die Indianer noch in dieser romantischen Wildniß, und er bewundert ihre Wigwams und den Rauch der Feuer, der aus der dicken Waldung aufstieg, als eine effectvolle Staffage.

Die Fahrt mit dem Dampfschiff durch die

abwechselnd engen und breiten Canäle dieses Labyrinthes dauert etwa eine Stunde. Wenn schon das eine wahrhaft vergnügliche Fahrt ist, was muß es sein, an einem stillen, duftenden Sommerabend im Ruderbot sich durch diese Irrgänge zu winden, deren Geschlinge sich wie in einem Zaubergarten immer weiter und grüner und lachender auszudehnen scheinen, je tiefer man hineinkommt. Es muß sein wie ein Märchen und magisch, träumerisch den Sinn bestricken.

Aber daß die Idylle nicht langweilig werde, klingen auch einige kriegerische Trompetentöne durch die Flöten und Schalmeien. Die tausend Inseln waren lange das Versteck des berüchtigten Bill Johnston und der Amazone, seiner Tochter, und zugleich der Schauplatz mancher blutigen Nedereien und Abenteuer zwischen ihm und der canadischen Miliz. William, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Bill Johnston, war der Führer der Bande verkappter Männer, die im Jahre 1838 während des canadischen Aufstandes den Ueberfall des amerikanischen Schiffes „Caroline“ durch die Zerstörung des britischen „Sir Robert Peel“ rächte.

Bill Johnston ist ein Canadier und in Trois-Rivières am St. Lorenz geboren; seine Eltern zogen aber schon, als er zwei Jahre alt war, in die Nachbarschaft von Kingston, wo er aufwuchs, und so viel bekannt ist, sich bis zum Jahre 1812 ganz friedlich als Provisionshändler (Grocer) nährte. Man spricht ihm zu, ein junges Titanengeschlecht erzeugt zu haben: vier Söhne von riesiger Gestalt und eine Tochter, die wacker und kräftig wie jene, des Vaters Abenteuer und Gefahren auch wie jene mit ihm theilte. Beim Ausbruch des Krieges 1812 trat er in die Miliz, überwarf sich aber mit seinen Obern, ward wegen Insubordinationsfehler bestraft, rächte sich und floh zu den Amerikanern. Hier ward er wegen seiner Localkenntniß und seiner Verwegenheit äußerst nützlich befunden. Sein Haß gegen die englische Regierung scheint schon damals in voller Gluth gewesen zu sein, denn obwohl er sonst keineswegs für einen schlechten oder gar verworfenen Mann galt, scheute er sich doch nicht, die schlechtesten und verwerflichsten Handlungen zu verrichten, wenn er den Engländern dadurch schaden konnte. Er diente verkleidet den Amerikanern zum Spion, überfiel gewaltsam die britische Post, um sich einiger wichtigen Depeschen zu bemächtigen, die er dem Commandanten von Sackets Harbour auslieferte, und war erfinderisch, den englischen Truppen kleine Schäden zuzufügen. Im Jahre 1837 nahm er gleich von vornherein an den Bewegungen der Unzufriedenen lebhaften Antheil. Als vollends in den Grenzprovinzen der Vereinigten Staaten durch die ruchlose, unmenschliche Zerstörung der „Caroline“ der Unmuth aller ruhigen Bürger und die Wuth des blinden Haufens geweckt wurde, war es ihm leicht, zur Ausführung eines Racheplanes jenseits und diesseits der Grenze Gefährten zu finden. Die Zerstörung des amerikanischen Dampfschiffes zu rächen, ward in der Nacht ein bedeutend größeres Passagierschiff von fünfzehn bewaffneten, als Indianer verkleideten Männern überfallen, die Passagiere in ihren Nachtkleidern und ohne Gepäck nebst der Mannschaft in aller Eile an das Ufer gedrängt, dann tüchtig geplündert und das Schiff zuletzt in Brand gesteckt. Barbarisch wie das Verfahren war, glich es doch noch lange nicht dem der englischen Truppen, welche die Caroline zerstörten. Dort wurde neun Menschen nicht Zeit gegeben, sich zu retten, und die Unglücklichen mit dem brennenden Schiff in die Fälle des Niagara hinuntergeschleudert, während bei der Zerstörung des Sir Robert Peel wenigstens kein Menschenleben der Rache zum Opfer gebracht wurde.

Eine Menge Menschen wurde zur Untersuchung gezogen, aber sämmtlich vom Gericht in Watertown für „nicht schuldig“ erklärt, wie denn in Wahrheit auch Keinem die That bewiesen werden konnte. Johnston, der sie ganz offen bekannte und eine förmliche Proclamation deshalb erließ, worin er sich komisch genug den Befehlshaber der Flotte der neuen Republik nannte, hatte sich eben in diesen See der tausend Inseln geflüchtet, indem er eine Zeit lang mit acht Gefährten ein vollständiges Piratenleben führte, sich aber sorglich hütete, irgendwo amerikanisches Eigenthum zu berühren, auch seinen Aufenthalt nur auf den zu Canada gehörigen Inseln nahm.

Nach dem blutigen Abenteuer zu Prescott, dessen Schauplatz mir bald Gelegenheit geben wird, davon zu erzählen, ward Johnston, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt ward, vier Tage lang in Ogdensburg wiederholt gesehen. Aber so groß war die Erbitterung gegen die Engländer in den amerikanischen Grenzprovinzen und so allgemein ihr Interesse für die Sache der Rebellen, daß man that, als kenne man ihn nicht, bis zuletzt, als er eben mit seinem

Sohne sich in ein Bot einschiffen wollte, ein Zollbeamter, vom Kopfpreis gereizt, ihn ergriff und festnehmen ließ. Er ward nach Auburn in's Gefängniß gebracht, entkam aber bald; er ward wieder festgenommen und in Albany gefangen gehalten. Auch von hier wußte er jedoch zu entkommen und eine geraume Zeit ward nichts mehr von ihm gehört. Als jedoch Alles wieder ruhig war, tauchte er plötzlich im Dorfe Clayton, ganz nahe am Schauplatz seiner verwegensten Handlungen, wieder auf, wo er sich still und ruhig hielt und man ihn vor einiger Zeit zum Wärter des Leuchtthurmes von Rock Island gemacht hatte, des nämlichen, unter dessen Licht er vor dreißig Jahren mit seinen Gefährten das englische Dampfschiff plünderte.

Nachdem wir das grüne Labyrinth verlassen hatten, ging es eine Zeit lang zwischen wohl angebauten Ufern auf der ungeheuern Wasserstraße ziemlich glatt fort, bis nach Prescott links und Ogdensburg rechts; Alles ist hier ziemlich zahm und ich wüßte nichts weiter davon zu erzählen, wenn sich nicht wiederum eine tragische Erinnerung an diese Gegend knüpfte. Die blutigen Scenen von 1837, die in Untercanada eröffnet wurden, setzten sich bekanntlich in eben dem Jahre und bis 1839 hinein in Obercanada fort, und zwar mit bedeutend gesteigerter Leidenschaft und höchst unreinen Beimischungen. Des Antheils, den die Grenzprovinzen daran nahmen, ist schon gedacht worden. Dem großen Haufen der republikanischen Amerikaner sind Aufstand und Freiheitskrieg, Königsherrschaft und Unterdrückung gleichsam synonyme Begriffe, und daß die große Masse von fremden Abenteurern, die sich in allen Landestheilen umhertreibt, diese Stimmung nach Kräften benutzt und besonders auf die unreife Jugend einwirkt, kann man sich denken. So ward denn auch in New-York und überall, wo es wilde Gesellen und verlorene Abenteurer gab, für den canadischen „Freiheitskrieg" geworben, obwohl die Hauptzahl der mitkämpfenden Amerikaner aus den canadischen Grenzprovinzen waren und überhaupt dort der eigentliche Sitz der Sympathie für die canadische Sache war.

Ein kriegerischer Haufe dieser „Sympathirer," Mitfühlender, wie sie sich nannten, hatte sich nach und nach von verschiedenen Seiten in Ogdensburg, Prescott gegenüber, gesammelt und schiffte, mindestens 180 an Zahl, in der Nacht vom 9. zum 10. November über den Strom. Es war ein buntes Gemisch von verlaufenen Taugenichtsen, wilden Raufbolden und nach Abenteuern dürstenden unbärtigen Knaben, aber durch einen Führer, dem es weder an Erfahrung, noch strategischer Kunst fehlte, vollständig militärisch organisirt. Dieser Führer war ein polnischer Officier, der den unglücklichen Krieg seiner Nation gegen Rußland mit durchgefochten hatte. Er ward General genannt und hieß von Schoultz; mit seinem vollen Namen, wie er in den Acten genannt wird, Szolteredi von Schoultz. Die Abenteurer bemächtigten sich eines großen, compacten steinernen Gebäudes, das früher als Windmühle gedient hatte, jetzt aber unbenutzt stand. Hier befestigten sie sich, was ihnen um so nöthiger war, als sie bei der canadischen Miliz, auf deren Uebergang zu ihnen sie wahrscheinlich gehofft hatten, sogleich den entschlossensten Widerstand fanden. Unverzüglich rückten aus der benachbarten Garnison von Brockville Truppen herbei; es kam beim Ausfall der Belagerten zu einem Gefecht, wobei von beiden Seiten Einige getödtet, mehr noch verwundet wurden. Schon dies entmuthigte die Rebellen. Viele ergriffen die Flucht und wurden auf derselben gefangen, so daß schon vor der Einnahme der schwachen Feste nicht weniger als dreißig Gefangene gemacht wurden. Die Eingeschlossenen, ungefähr 150 an Zahl, verloren nun vollends den Muth; schon am 12. ward trotz aller Gegenvorstellungen von Schoultz die weiße Fahne aufgezogen; aber der Führer der englischen Truppen wollte sie nicht sehen, und als am 13. Morgens ein Friedensbote nach dem andern mit der weißen Flagge hinausgeschickt wurde, war man barbarisch genug, beide niederzuschießen.

Ueberhaupt bietet dieser kurze Krieg Beispiele einer Barbarei dar, die Einen schaudern machen. Auf der Flucht nach jenem Gefecht sprangen einige Verzweifelnde in den Fluß, in der Hoffnung, sich durch Schwimmen zu retten, vielleicht nur, sich im Wasser zu verbergen, bis die Verfolger nicht mehr zu sehen. Aber von diesen warfen sich eine Anzahl sogleich in Kähne und schlugen, wo immer ein Kopf, ein Arm eines Unglücklichen auftauchte, mit ihren Kolben wüthend darauf los. Bald war der Strom mit schwimmenden Leichen bedeckt, und erst jetzt kehrten die Sieger, über ihre Heldenthat triumphirend, zurück.

Endlich beschloß der englische Oberst, die **unbedingte** Uebergabe anzunehmen; die Thore wurden geöffnet, und sogleich wollte sich die Miliz über die Elenden, von denen viele am ganzen Leibe zitterten, herwerfen und Alles niedermetzeln. Allein die Officiere traten dazwischen und übergaben die Gefangenen dem Schutze der regelmäßigen Truppen. Während dieser Scene wußten viele der Erstern zu entkommen; eine bedeutende Anzahl der Flüchtigen ward später wieder eingefangen. Achtzig Mann, darunter Schoultz, übergaben in der Windmühle ihre Waffen und wurden unverzüglich nach Kingston gebracht und in Fort Henry eingeschlossen. Zweiundachtzig wurden dort bereits verwahrt oder ihnen später beigesellt.

Während der ganzen vier Tage, die über diese Vorfälle vergingen, war das entgegenliegende Ufer mit Menschen bedeckt gewesen, Bürger von Ogdensburg und den benachbarten Orten, die ihre Theilnahme an der gesetzlosen und übelberechneten Unternehmung der Abenteurer zum Theil ganz unverhohlen aussprachen. Jetzt kamen sie in Schaaren herübergezogen; eine Deputation der Bürger von Ogdensburg verlangte die Gefangenen zu sehen, ihren augenblicklichen Bedürfnissen abzuhelfen und sich über ihre Vertheidigung vor Gericht u. s. w. zu besprechen. Allein das Kriegsgericht erkennt keinen Anwalt des Angeklagten an. Doch war der Commandant menschlich genug, den Besuch zu erlauben. Und die Scenen, die folgten, waren so, daß selbst die anwesenden englischen Officiere fast bis zu Thränen gerührt wurden. Mancher Verwandte und Freund ward unter den Verirrten von den Besuchenden erkannt; was aber von ganz besonders erschütternder Wirkung war, ist der Umstand, daß unter den Gefangenen gegen fünfzig nicht älter als 21 Jahre waren, die Mehrzahl von diesen Jünglingen kaum 16 bis 18, ja ein ganz verwahrloster Knabe von 15 Jahren war darunter. Die meisten dieser Opfer eines krankhaft verkehrten oder ruchlosen Leichtsinns hatten das 27. Jahr noch nicht erreicht, und Männer zwischen 40 und 50 waren kaum zehn unter den Gefangenen. Viele von den so grausam irregeleiteten Jünglingen drückten schluchzend ihre Reue aus, und als die Bürger von Ogdensburg sie fragten, was sie an Kleidungsstücken oder anderweitigen Bedürfnissen zu haben wünschten und was man sonst wohl zu ihrer Erleichterung schicken könne, bat einer dieser Knaben unter Anderm um „**Candy!**“*)

Die Gefangenen wurden gut und anständig behandelt, zur **Gnade** jedoch zeigte weder das Gericht noch die Regierung die mindeste Neigung. Ende November gingen die Untersuchungen an und Ende December war schon Alles vorüber. Von den 162 Gefangenen wurden Schoultz und alle Officiere, 9 außer ihm, **gehängt**, 60 nach Vandiemensland geschickt, 58, die zu gleichem Schicksal oder zum Zuchthaus verurtheilt waren (darunter der fünfzehnjährige Knabe), wurden begnadigt, 18 freigelassen, 3 für schuldlos erklärt. Vier dienten als Staatszeugen; was aus den andern neun geworden, verlautet nicht. Wahrscheinlich waren sie während des Processes an ihren Wunden gestorben und Niemand bekümmerte sich weiter um sie.

Die Rädelsführer, die sämmtlich **Männer** waren, verdienten schwerlich ein besseres Schicksal, wäre es auch nur um der ruchlosen Selbstsucht willen, mit der sie die armen Verführten ihren Zwecken geopfert hatten. Sie mußten wissen, was sie thaten, und bei den geringen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, auf ein schlimmes Ende vorbereitet sein. Im Ganzen aber waltete ein Geist des Zornes und der rachsüchtigen Willkür vor, der des Gerichts unwürdig war. So waren zum Beispiel unter den Transportirten eine Menge Unterthanen der Vereinigten Staaten, die viel paßlicher, und wenn nicht entschieden der **Wunsch** zu strafen obgewaltet hätte, bloß aus dem Lande verbannt und ihren eigenen Behörden hätten übergeben werden können. Allein ohne Zweifel wollte man ein Beispiel geben, und es ist daher wahrhaft absurd, wenn einige englische Schriftsteller die von der Regierung bewiesene Milde rühmen. Von dem ganzen canadischen Aufstand ließe sich beinahe Talleyrand's berüchtigtes Wort sagen: „Er war etwas Schlimmeres als ein Verbrechen, er war eine Thorheit.“ Die Gründe zur Unzufriedenheit mochten mannigfach genug sein; die Mißbräuche und sonstigen Ursachen zur Beschwerde waren aber noch lange nicht groß genug, um einen so verzweifelten Schritt, als ein bewaffneter Aufstand ist, zu rechtfertigen.

Unter solchen Betrachtungen fuhren wir

---

*) **Candy** ist ein in England, besonders in Amerika unter der Jugend beliebtes Zuckerzeug, dessen beständiger Gebrauch Magen und Zähne verdirbt.

den schönen breiten Strom hinunter, der bald nicht mehr von so anmuthig kleinen, muntern Segelschiffen belebt war als früher; denn wir näherten uns nun den ungeheuern Wirbeln und Strudelschnellen, die nur die größten und eigens dazu gebauten Dampfschiffe bezwingen können. Alle andere Fahrzeuge umgehen sie in dazu gegrabenen Canälen, durch welche auch der Dampfer den Fluß hinaufgeht.

Die Dampfschifffahrt durch diese Stromschnellen, die erst seit wenigen Jahren für möglich gehalten wird, erfordert einen geschickten Steuermann und ist noch jetzt mit einem gewissen Grad der Aufregung verbunden; die Strömung des St. Lorenz ist schon an sich sehr reißend, die ersten Strudel und Wirbel, mit denen er über sein Klippenbett wegfährt, werden daher kaum bemerkt, bis der Capitän sich auf die höchste Stelle des Verdecks stellt, das ganze Schlachtfeld zu übersehen, und der ungeheure Körper des Dampfers anfängt, schaukelnd und taumelnd die schäumenden Wellen des „Long Sault“ hinunterzutanzen. Und so tanzt es eine Weile weiter, grade in den See St. Francois hinein, denn in seinen Ausweitungen nimmt der mächtige Strom sogleich den Namen See an. Und wirklich ist er hier fast fünf deutsche Meilen lang und drei bis vierthalb solcher Meilen breit. Dann geht der wilde Tanz von Neuem an, der Coteau, die Cedern, die Cascaden werden eine nach der andern hinuntergetaumelt; manchmal stößt das Fahrzeug mit einer tüchtigen Erschütterung auf eine zackige Klippe, allein der kolossalen Maschine kann das nicht viel anhaben. Sie taumelt lustig weiter, und jede übertanzte Stromschnellenfolge wird von den Fahrenden mit einem lauten Hurrah begrüßt. Endlich sind wir im See St. Louis, der die Insel Montreal bilden hilft; nun ist bloß eine Stromschnelle noch zu überwinden, das ist die von La Chine, ganz nahe der Insel. Die Fahrt ist eine Lust. Wer aber mit dem offenen Meere vertraut ist, den kann der Anblick der stürmisch bewegten schäumenden Fluth nicht so mächtig ergreifen als den, der die Gewalt der großen Gewässer nie zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Wir fanden daher die Beschreibung, die man uns vorher von diesen wilden, brausenden Strömungen gemacht hatte, einigermaßen übertrieben, und besonders ist den gedruckten Reiseführern hierin wie in vielen andern Dingen nicht zu trauen.

Ueber

die Gesetze der Wüstenbildung.

Von Dr. Palacky.

Es gehört zu den glänzendsten Entdeckungen der Neuzeit, ein allgemeines Circulationssystem der universellen Ernährungsflüssigkeit der Erde (des Wassers) nachgewiesen zu haben, dessen Herz gleichsam das Meer, dessen Arterien die Regenwolken, dessen Capillargefäße die Regentropfen, dessen Venen Bäche, Moore, Flüsse, Sümpfe, Seen &c. bilden. Ich darf an diesem Orte dieses von Maury, Dove u. A. geschilderte Gesetz der Regenverbreitung im Allgemeinen als bekannt voraussetzen.

Doch gibt es in diesem Kreislaufe große Anomalien, große Strecken fast gänzlich ohne Regen und daher auch meist ohne Pflanzenwuchs, die man gewöhnlich die Wüsten nennt. Allerdings sind einige regenlose Striche durch Bewässerung fruchtbar, andere regenreiche Striche so felsig oder sandig, daß darauf keine Pflanze fortkommt: dies sind aber kleine Ausnahmen gegenüber jenem doppelten großen Wüstengürtel, der von Californien, Utah und Oregon bis zum Llano estacado und der Bolson de Mapimiwüste (in Chihahua), von der Sahara durch Egypten, Arabien, Persien, Turan bis Innerasien, und in der südlichen Erdhälfte von der Kalihariwüste über Inneraustralien, an der peruanischen Küste und wohl auch in Patagonien stets die Grenze zwischen den gemäßigten und tropischen Gegenden bildet. In diesem Gürtel ist der Regenfall theils sehr gering (Fort Juma in Californien 3 Zoll jährlich, wie Kurratschi; Kairo 1½ Zoll (nach Figari); Raimsk, Nowopetrowsk etwa 3,7 Zoll), theils kaum erwähnenswerth (Figari erlebte im arabischen Gebirge ein Jahr ohne Regen, nach Barth sagt man, daß es in Tischit des Jahres dreimal regne &c.).

Die meisten dieser Gegenden sind zugleich sehr dürr (in Kairo ist die Luft 156 mal dürrer als z. B. in Alexandria), nur an der peruanischen Küste (Atacamawüste u. s. w.) gibt es eine Zeit beständiger Nebel (der Garua). Diese Wüsten erstrecken sich meist bis an's Meer, ja die Capverden sind meteorologisch fast zur Sahara zu rechnen. Ebenso ist der Einfluß der Höhe gering, da diese Wüsten oft sehr hoch liegen (in Utah circa 4000 Fuß, am Sinai über 1000 Fuß, die Gobi noch 2- bis

3000 Fuß). Doch unterbrechen große Gebirge und Meere diesen Wüstengürtel, wie das Atlantische und Stille Meer, die Cordilleren ꝛc.*)

Allerdings sind diese Gegenden größtentheils wenig bekannt, und die meteorologischen Beobachtungen dort sehr vereinzelt und von noch kürzerer Dauer, so daß wir kein vergleichendes Bild derselben zu liefern vermögen. Doch kennzeichnen sie einige constante Züge, als die Häufigkeit großer Extreme in Hitze und Kälte, die trocknen Fröste, die Kimmungen (Mirage, fata morgana, die auch in Australien, Californien ꝛc. vorkommt), die durch das Aufsteigen erhitzter Luft entstehen, die tönenden Sandberge (Sinai, Gobi) ꝛc.

Es ist natürlich, daß eine Erscheinung, die ein Fünftel der festen Erde bedeckt, in ihrer Ursache erforscht zu werden verdient.

So lange man es nur mit continentalen Wüsten zu thun hatte, schrieb man sie theilweise der Entfernung vom Meere, die Regenmangel erzeugen sollte, theilweise der Sterilität des Bodens zu. Man nehme aber z. B. die Chinchasinseln im Meere und die übrigen Guanoinseln an der Südwestküste von Amerika und Afrika, wo es nie regnet, und wieder den tropischen Regenfall in der Mitte Afrika's und Amerika's. Andererseits sind viele Wüsten mit dem fruchtbarsten Boden versehen, der nur Bewässerung bedarf; so in der Sahara, Peru, Californien (wie z. B. die Culturoase am Gila beweist), Persien u. s. w.

Die Wüsten sind an keine Gesteinsform, keine geologische Periode gebunden, obgleich die Tertiärebenen an Zahl und Größe dominiren, wie überhaupt auf der Welt. Wir haben z. B. Urgebirge, devonische, Kreideformation, Thonflächen in der Sahara, wo man den sonst so verrufenen Sand noch für die fruchtbarste Bodenart hält. Wir haben in der Karreewüste silurische Schichten (nach Bain), in den Wüsten von Neumexico und Südcalifornien Kreide-, Kohlen- und devonische Schichten, in der Atacamawüste die Juraformation (neuerlich von Philippi bestätigt), endlich fast in allen Wüsten eruptive Massengesteine aller Perioden, in Australien, wie in Asien, Afrika und Amerika ꝛc.

Eben so wenig gibt es aber, von dem Regenmangel und dessen Folgen abgesehen, ein bestimmtes Wüstenklima, denn die Wüsten theilen gewöhnlich das Klima der umliegenden Länder. So hat die Sahara im nördlichen Theile des Mittelmeerklima, d. h. Winterregen, im Süden das Tropenklima, d. h. Sommerregen, die Grenze beider ist beweglich und meist durch den dürrsten Strich getrennt. Die Nordgrenze der Tropenregen ist in Nubien in diesem Jahrhunderte in zehn Jahren um zwei Grad nach Süden gerückt (nach Russegger). Auch tritt die Wüste nirgends plötzlich auf, sondern überall umgibt sie eine breite Zone von Steppen und wüstenähnlichen Ländern, so im Mittelmeergebiet und Asien, wie in Amerika, Afrika, Australien.

Wichtiger schon ist der Mangel an Dammerde, der bei den meisten Wüsten in Folge des Vegetationsmangels eintritt. Dies allein vermag aber die Bildung einer Wüste so wenig zu erklären, als die übrigen Ansichten, da ja große Striche fast ohne Dammerde und doch keine Wüsten sind, so in den mitteleuropäischen Heiden, in den meisten Urgebirgen.

Auch der Mangel an Luftströmungen kann allein nicht die Ursache der Wüstenbildung sein, da wir in vielen Wüsten von starken und häufigen Winden wissen, und andererseits das nach Dove fast windlose Centralsibirien doch genug Regen hat. Auch ist ja bei uns der regenreichste oder dampfreichste Monat nicht der der stärksten Winde.

Ich erlaube mir, meine Ansicht nachstehend auszusprechen.

Die bekannten „Roßbreiten," d. h. die Windstillenregion im Atlantischen Meere, die der Sahara entspricht, brachte mich zuerst auf den Gedanken, daß hier hinter localen Einflüssen ein allgemeines Gesetz stehen müsse. Die Ursache des Regens ist bekannt: eine Abkühlung dunstreicher, warmer Luftmassen hinlänglich plötzlich (im Gegensatz zu Thau und Nebel), um unsern Sehorganen aufzufallen. In den Tropen entstehen die fast constanten Nachmittagsregen durch die (solare) Abkühlung der Luft, ohne daß man hierbei Luftströme zu Hilfe nehmen muß. Anders ist dies in den gemäßigten Zonen, wo, wie wir Alle wissen, Regen fast stets von Wind, d. h. Luftströmungen, begleitet ist. In der Regel ist es hier im Norden der warme West- (Nordwest bis Süd-) Wind, der den Regen bringt, so in den Vereinigten Staaten, so in Europa, während in Ajan (in Sibirien am

*) So hat der Gipfel des Gareb im regenlosen arabischen Gebirge nach Wilkinson 5 bis 20 Gewitterregen jährlich.

Stillen Meer) nach der Regel der Nordostwind Regen bringen soll, was wohl locale Ursachen hat.

Er muß aber auf einen Gegenstand treffen, der ihn abkühlt, wie einen kalten Nordostwind (wie meist in Europa). Die Regenseite ist, so viel wir wissen, überall scharf bezeichnet und hängt aber auch von dem nächsten Meere ab, so regnet es wie in Europa mit Westwind, in Südafrika mit Südostwind (vom Indischen Meere her), ebenso in Ostaustralien und Tasmanien. Die absolute Regenmenge nimmt immer mit der Entfernung vom Meere ab. Wenn man nun annimmt, daß für eine bestimmte Gegend der zu einer größern Regenmenge nöthige Zusammenstoß zweier Luftströme verschiedener Temperatur (von denen einer wasserdunstreich sein muß), durch locale Hemmungen (wie Gebirge) oder sonst wie verhindert wird, so kann man leicht hieraus die Ursache der Wüstenbildung im Allgemeinen finden.

Eins muß man hier festhalten, daß eine nackte, d. h. pflanzenleere Oberfläche stets die Temperatur der Luft schneller und leichter annimmt als eine bewaldete, d. h. weniger Ursache von Abkühlung der Luft und daher von Regen wird. Da wir ferner wissen, daß jede Temperatur unter der Erdoberfläche zu gewissen Zeiten ihre bestimmte Höhe in der Luft hat, und daß bei jeder Temperatur die Dunstmenge ein gewisses Maß überschreiten muß, ehe ein sichtbarer Niederschlag, d. h. Regen, stattfinden kann, während dieses Maß für den Thau wohl niedriger liegt, so werden wir uns darüber nicht wundern, daß bei der Constanz der Temperatur der Erde im mittlern Durchschnitt vieler Jahre es z. B. in der peruanischen Strandwüste zur gewissen Zeit constante Nebel geben kann, ohne je zu regnen, wie in der Höhe darüber, und daß wieder z. B. die Spitze des Piks von Teneriffa, die Berggipfel von Java, der obere Himalaya regenarm sind, während es unter ihnen reichlich gießt. Versuchen wir nur die möglichen Ursachen für die bekanntesten Wüsten zu ergründen, so ist es am leichtesten mit der centralasiatischen Wüste (Gobi u. s. w.) zu beginnen. Denn diese ist von der Regenseite (Westen) her vom Meer durch ganz Europa und hohe Gebirge getrennt, ebenso vom Süden durch den Himalaya und genießt schon durch ihre hohe Lage ein kaltes, trocknes Klima. Dasselbe gilt von Turan, Persien und Arabien. Schwieriger ist es mit der Sahara, die grade nach Westen am Atlantischen Meere hin niedrig zu liegen scheint, und deren Klima sogar auf den nahen Inseln zu merken ist. Es wird dies durch den fast gänzlichen Mangel an meteorologischen Beobachtungen noch ärger, da man nur von Kairo Daten hat. Hier scheint keine locale Ursache zu dominiren, sondern es scheint, daß an der Grenze der tropischen und gemäßigten Zone eine stete Stauung der Luft eintritt, die nur selten einen Zusammenstoß zweier bedeutendern Luftströme und somit die Möglichkeit einer Abkühlung zuläßt. Wir wissen, daß der Nordostwind, der in die Sahara streicht, unsäglich dürr und warm werden muß, ehe er das Mittelmeergebiet, Syrien und Palästina übersetzt, daß ferner die Nordwinde nur den Nordrand der Sahara berühren, und es läßt sich leicht erklären, daß mit dem Aufhören der Temperaturverschiedenheit auch der Wind aufhört, da ja im Sommer wie im Winter kein großer Unterschied zwischen der Temperatur des Mittelmeerbeckens und jener der Sahara besteht. Der Süd- und Westwind müßte nach dieser Annahme in der Sahara dominiren.

Die Gebirge des Südostrandes von Afrika halten den Regen von der Kallihariwüste ab, doch scheint es, daß im Lande der Damaras ähnliche Verhältnisse stattfinden, wie in der Sahara.

Schon Streleckty erwähnt, daß die Gebirge des Ostrandes von Australien gleicherweise den Regen von Osten auffangen. Da uns das Innere von Australien noch unbekannt ist, so können wir nichts über die Breite des Wüstenstriches sagen, der von Westaustralien bis in das Murraythal an der ganzen Südküste theils unmittelbar am Meere, theils entfernter im Innern auftritt. Die austrocknenden heißen Nordwinde in Südaustralien zeigen auch hier wahrscheinlich ein Verhältniß wie in der Sahara an. Ueber das Innere von Patagonien und die Ausdehnung und Ursache der dort wahrscheinlich befindlichen Wüste kann man noch nichts sagen. Die Atacamawüste entsteht wohl durch den Mangel an einem Gegenstrom für die herrschende Seebrise, der durch die Anden abgehalten wird.

Am besten ist noch die große nordamerikanische Wüste bekannt, die von Oregon durch Utah, am Colorado, in Altcalifornien, Neumexiko bis Chihahua, Texas und in das Indianergebiet so vielerlei Formen bietet. Man

kann hier nur etwa für Utah und Texas die Abhaltung der Regen durch die Gebirge annehmen, nicht aber für Altcalifornien, Sonora 2c. Es scheint, daß man somit die bei der Sahara angeführte Stauung als die Hauptursache annehmen muß, neben welcher locale Ursachen, Gebirge 2c. mithelfen. Daß hierbei auch historische locale Ursachen, Gesteinsformen 2c. Einfluß haben, ist bekannt, ebenso daß einige Wüsten sich jetzt noch ausdehnen, so in Südafrika, Australien. Inwiefern dies mit dem Sinken und Heben der Continente zusammenhängt, ist noch unbekannt.

Man muß hiervon die Verwilderung, d. h. das Ableben, Aussaugen, Verwüsten eines Landes durch übermäßige Cultur, durch das Niederschlagen der Wälder 2c. unterscheiden, wie es z. B. in Westasien und am Mittelmeer auftritt. Allerdings kann durch dies eine Veränderung der constanten Temperatur eines Landes, und unter Umständen die Ausbreitung einer solchen Stauung aus Nachbarländern her und somit eine Wüstenbildung entstehen (wie am Sinai, in Mesopotamien, Persien, Oberegypten). Eine solche Gefahr bedroht jetzt das verwildernde Mittelmeergebiet, so schreitet jetzt die Wüste in Nordafrika vor. Doch pflegt gewöhnlich die geographische Lage stärker zu sein als die Menschenhand, und in Griechenland und Kleinasien hat bereits im Mittelalter nach vollständiger Verwilderung und Verödung die Natur eine Reaction durch Wiederbewaldung begonnen, die diese Länder wieder bewohnbar gemacht hat. Bei wirklichen Wüsten tritt dies aber nicht ein.

Literarisches.

George Henry Lewes, die Physiologie des täglichen Lebens. Uebersetzt von J. Victor Carus. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Der Weiteifer, der sich überall kund gibt, die Ergebnisse der Wissenschaft in immer weitern Kreisen zu verbreiten, gehört mit zu den bedeutungsvollen Zeichen unserer Zeit. Auffallend aber ist es, daß sich derselbe fast einzig auf das erstreckt, was außerhalb des Menschen liegt, und daß der Laie in der Regel grade mit den Verhältnissen, die ihn doch am meisten berühren, nämlich mit sich selbst, mit seinem geistigen und körperlichen Leben, am wenigsten bekannt ist. Ja es gilt sogar beinahe als ein Verstoß gegen die feine Bildung, hierüber etwas zu wissen und von Vielen würde eine Frage über Verdauung, über Blutkreislauf als unschicklich gebrandmarkt werden. Gar häufig reicht schon das Wort Anatomie, Physiologie allein hin, um zarten Seelen einen mystischen Schrecken einzujagen. Es sind dies Vorurtheile, die fallen werden, und die Menschheit wird Denen, die hierzu beitragen, zu Dank verpflichtet sein. Sie wird erkennen, daß auch diese Wissenschaften in einer Weise sich darstellen lassen, an der selbst das feinste natürliche Gefühl Gefallen finden, gegen die nur hirnlose Prüderie sich auflehnen kann. — Der Versuch einer populären Darstellung der Physiologie liegt uns in dem Werke von Lewes vor; derselbe hat sich speciell die Aufgabe gestellt, die genannte Wissenschaft mit möglichster Umgehung aller anatomischen Thatsachen zu behandeln. Der Absicht des Verfassers können wir natürlich nur unsern vollen Beifall zollen und wir bedauern deshalb um so mehr, der Arbeit selbst nicht in gleicher Weise beistimmen zu können. Im Allgemeinen scheint uns die concentrirte Schärfe, die lichtvolle Klarheit, die ein solches Buch nothwendig verlangt, die spannende Schilderung, die allein den Leser auf längere Zeit zu fesseln vermag, zu fehlen. Was aber den wissenschaftlichen Standpunkt anbetrifft, so müssen wir offen bekennen, daß uns aus den bisher erschienenen, Verdauung und Blut umfassenden Lieferungen nicht klar geworden ist, welchen der Verfasser eigentlich einnimmt. Wir tadeln ihn nicht darüber, daß er den modernen Theorien gegenüber sich skeptisch verhält, da dieselben thatsächlich viel Unrichtiges enthalten; aber wir hätten gewünscht, daß er sich die Grundfrage aller physiologischen Erscheinungen, ob dieselben auf die gewöhnlichen mechanischen oder aber auf besondere Kräfte zurückzuführen sind, ein für alle Mal bündig beantwortet hätte. Zwar spricht er einer besondern Lebenskraft die Existenz ab, mitunter spukt aber so viel von einer specifischen Lebensenergie, daß wir beinahe fürchten, der Verfasser möchte über diese Dinge sich selbst nicht ganz klar sein. Weizen und Unkraut stehen noch neben einander. Hoffen wir, daß in den Hauptcapiteln der erstere den Sieg davonträgt.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ein wenig mehr Eleganz in der Ausführung die Illustrationen dem Vorwurf einer allzu luxuriösen Ausstattung noch lange nicht ausgesetzt hätte.



Frankreich im 18. Jahrhundert.

Ein literargeschichtliches Genrebild

von

Robert Giseke.*)

Die Literaturen Europa's seit dem achtzehnten Jahrhundert sind Weltliteraturen; die nationalen Besonderheiten des stofflichen Gehaltes haben aufgehört; die großen geistigen Kämpfe sind allgemein, und dieselben Principien, dieselben Tendenzen wirken und wirken entgegen in den Literaturen von England, Frankreich und Deutschland. So kosmopolitisch wir Deutschen auch zu sein glauben, thatsächlich sind wir in unserem literarischen und wissenschaftlichen Verkehr, auch in scheinbar ersten und maßgebenden Verhältnissen, meist in entsetzlich kleinstädtischer Beschränktheit befangen und glauben, des wirklich weit sehenden Blickes und der edel menschlichen Lebensart entbehrend, nur zu oft die eigentlichen und allein Weisen zu sein, wo wir so gar kein Recht dazu haben. Wie oft ist die deutsche Literaturgeschichte der letzten Jahrhunderte geschildert, wie wird sie meist als etwas Einziges von idealer Bildung und als Nonplusultra classischer Vollendung hingestellt, und wie wenig ist dabei auf die Einflüsse und die gleichzeitigen, ja die lange vorauf gegangenen Resultate der übrigen Nationalliteraturen Rücksicht genommen! So gern sehen wir in unseren paar großen Koryphäen die ausschließliche Blüthe der Neuzeit, ja der Menschheit, und wie vielen unserer Historiker scheint moderne Classicität erst mit Klopstock und Lessing, wie vielen unserer heutigen Dichter erst gar mit ihnen selbst zu beginnen! —

Daß er solche Beschränktheit besiegen, solche Vorurtheile beseitigen und den Blick der Nation aus ihrer engen Häuslichkeit heraus zu wahrhaft allgemeiner Umsicht erweitern hilft, das ist das Verdienst des Unternehmens, das Hettner mit den beiden vollendeten Bänden seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts begonnen hat. Blicken wir nur hin auf diesen Abschnitt englischen und französischen Geisteslebens, — wie wird unser Gesichtskreis sich erweitern, wie der Dünkel von unserer Alleingiltigkeit sich verkleinern! Hundert Jahre fast, ehe Lessing es vermochte, deutsche Originaldramen zu schreiben, welche Traditionen, welche neuen Versuche, welche sich wechselvoll überbietenden Concurrenzen offenbarten da in England schon die verschiedensten Literatur- und Kunstgattungen, die bei uns kaum dem Namen nach bekannt waren. Und dann in der Weiterentwicklung dieses achtzehnten Jahrhunderts — in Frankreich, wie in England — welche Fülle von Gedanken, von Tendenzen und Formen, von Richtungen und Persönlichkeiten, die in Wissenschaft, Kunst und Leben mit einer Bedeutsamkeit, Bestimmtheit oder Eigenthümlichkeit auftreten, wie sie heutzutage zum Theil noch bei uns unerhört sind!

Werfen wir zunächst einen Rückblick auf den vor vier Jahren erschienenen ersten Theil: „die englische Literatur von 1660 bis 1770.“ Der selige Varnhagen sagte damals mit Recht

*) Vergl. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Hermann Hettner. Zweiter Band: Geschichte der französischen Literatur. — Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1859.

über diesen Band, daß „wohl nur wenige deutsche Leser eine Ahnung davon haben mögen, welcher Reichthum sich hier den Augen darlegt.“ So gründliche Studien unsere Aesthetiker über den einen Shakspeare gemacht haben, so thut man ihm doch immer Unrecht, ihn als eine ganz vereinzelte, in dem Mangel an Voraussetzungen und Folgen fast unerklärliche Erscheinung aufzufassen, denn die ihn ergänzenden Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger, wie Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, findet man selten mehr als dem Namen nach erwähnt; außer in dem Artikel in der Encyklopädie von Ersch und Gruber gab es eine Darstellung der englischen Literatur in Deutschland noch gar nicht, bis in den letzten Jahren von Büchner und Johannes Scherr compendiöse Uebersichten erschienen sind.*) Das vorliegende Werk gibt zum ersten Male eine wahre Geschichtschreibung, eine Schilderung des innern Zusammenhanges der Ideen, eine künstlerische Darstellung der repräsentirenden Gestalten des großen Jahrhunderts der Aufklärung. Da tritt uns zunächst Newton entgegen und die umwälzende Entdeckung des Gravitationsgesetzes, dann die Geschichte des englischen Deismus und der Popularphilosophie, die ersten Vertreter des Rationalismus von Locke bis zur „weltmännischen Blasirtheit“ eines Bolingbroke und Chesterfield, ferner die Entstehung der Freimaurerei, der „Ritter vom Geiste, von der inneren Mission jenes rationalistischen Deismus.“ Ferner welcher Reichthum und welche Reife der politischen Ideen, welche künstlerische Darstellung bis hinunter zu den Juniusbriefen, dem Auftreten Burke's und der Nationalökonomie von Adam Smith. In der Poesie verfolgen wir den Kampf zwischen der eindringenden französischen Technik und den Ueberlieferungen des alten englischen Realismus, von Milton und Butler bis Wicherley und Congreve; die rationalistische Philosophie hat zur Folge die moralisirende Richtung von Steele, Addison, Richardson, Lillo, E. Moore, Cumberland, u. s. w.; neben ihnen die radicale Rückkehr zur Natur in Defoe's Robinson, und die Humoristik eines Swift. Endlich gleichzeitig mit der Renaissance der deutschen Literatur kündigt sich auch hier ein neues ernstes und tiefes Kunststreben an, zuerst kritisch in S. Johnson, Burke, Gerard, Home, Hogarth und Anderen, dann auch productiv in den Originalen Fielding, Goldsmith, Smollet, Sterne, sowie in Young, Thomson, Macpherson, Cowper und Burns.

*) Neuerdings von St. Gätschenberger. Prag bei Kober und Markgraf, ein verdienstvolles Werk.

Daran nun schließt sich des Werks vorliegender zweiter Theil: „Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert.“ Dieselbe Welt der Ideen, die dort den Stoff des Lebens gibt, sehen wir auch hier sich gestalten, nur dort vom englischen, hier vom französischen Naturell, dort von germanischer, hier von romanischer Bildung und Gesittung getragen. In England war die Revolution voraufgegangen, in Frankreich stand sie bevor, dort baute man auf festem Fundamente ein geordnetes Staatswesen weiter aus, hier sah man die bestehenden Verhältnisse dem Verfall entgegengehen und suchte in bodenlosen Abstractionen nach Plänen für eine neue Ordnung; dort hatte man eine große originale Dichterkraft in der Vergangenheit hinter sich, hier arbeitete man aus den Traditionen imitirter Classicität nach Originalität in Stoff und Form sich erst hindurch.

Was in England von der Naturwissenschaft ausging, begründete sich in Frankreich auf die Philosophie; dort war Empirie, was hier Idealogie, dort Erfahrung, was hier Aufklärung.

„Die Engländer,“ sagt Hettner, „waren theils durch die Schwere ihres Inhalts und ihrer Darstellung nur den engsten Gelehrtenkreisen zugänglich, theils waren sie durch ihre insularische Abgeschiedenheit und die damals noch geringe Verbreitung ihrer Sprache vereinsamt. Die französischen Schriftsteller hatten eine günstigere Stellung. Ihr gewandtes, geistreiches, glanzsüchtiges Wesen war unerschöpflich in der Mannigfaltigkeit und Anmuth der Formen, in der Kunst, auch das Schwerste verlockend Allen nahe zu legen; ihre Sprache war Weltsprache. Unsichtbar und unbemerkt bemächtigte sich daher ihr Geist überall nicht bloß der Besten und Gebildetsten, sondern auch der Massen. In dieser Entschlossenheit und Allgemeinheit der Wirkung, in dem bestimmenden Einfluß auf das Leben, nicht in einzelnen, großen und selbständigen Entdeckungen und Forschungen, liegt die Macht und die geschichtliche Bedeutung der französischen Aufklärungsliteratur. Sie ist nicht Selbstzweck, sie setzt ihren Stolz darein, nur Mittel eines höheren Zwecks zu sein. Sie erkennt es als ihre göttliche Sen-

bung, der verrotteten Wirklichkeit ihren unbeugsamen Gedanken und das rettende Ideal vorzuhalten, und sie schreckt nicht zurück, wenn der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit sie zu hartem Kampfe ruft.“

Die englische Literatur, wie sie in jenem ersten Bande dargestellt ist, kommt uns vor wie einer jener soliden, honetten Familienromane, die sie erfand, wie ein halb ernstes, halb gemüthliches bürgerliches Schauspiel, dessen handelnde Figuren in praktischer Tüchtigkeit mit dem umgebenden Leben versöhnt sind, in dem Welt und Wahrheit zwar in gewisse Conflicte mit einander gerathen, die aber doch die Grenzen alltäglicher Gewöhnung nicht überschreiten und schließlich in humoristisch behaglicher und weltmännisch würdevoller Rührung sich versöhnen. Einen wie andern Eindruck macht das im zweiten Bande geschilderte Franzosenthum jenes Jahrhunderts! Ist es nicht, als wenn im grandiosen Stil der Weltgeschichte ein Lust- und Intriguenspiel, voll des sprudelndsten Esprits und der keckſten Charaktere, reich an Leidenschaften und Situationen, rapide fortschreitend in der Entwicklung, sich in der genialen tollen Laune hier abspielte, in der die haute comédie Wirklichkeit und Idealität in ironischer oder humoristischer Stimmung aus einander fallen läßt!

Der aufgehende Vorhang schildert uns des großen Ludwig letzte Jahre, das Königthum in seiner Machtfülle und Unabhängigkeit, von der selbst ein Karl V. und Philipp II. noch weit entfernt gewesen waren. Die souveränen Herzöge, der Adel, die Stände sind besiegt und beugen sich der Krone; die Centralisation des Staates, um die wir heute noch in gewissen Beziehungen Frankreich beneiden dürfen, ist erreicht und alle materiellen wie geistigen Kräfte dienen nur dazu, bei dem geheiligten Herrscherthume zu antichambriren. Dennoch, um die Conversation eben möglich zu machen, ist die Opposition erlaubt. Fenelon ist der erste Hofdemagoge; der Idealismus weiß nichts Anderes, als daß er bei den Fürsten anfangen müsse, Propaganda zu machen. Der Verfasser der Aventures de Télémaque war Erzieher des Herzogs von Burgund. Bezeichnend für diese Zeitbildung ist es, daß, so herbe Vorwürfe er nicht selten dem Könige machte, er doch nie ein Wort über dessen unerhörte Protestantenverfolgungen geäußert hat. Eine andere Opposition, eine volkswirthschaftliche, vollführt der Marschall Vauban, der schon eine Ahnung hat von den zukünftigen Gährungen und es nachweist, daß der zehnte Theil des Volks durch des Königs Ruhmsucht und Verschwendung an den Bettelstab gekommen sei. Religiöse und philosophische Aufklärung wird von St. Evremont und Fontenelle, von Bayle und Le Clerc offen vertreten; auch sie noch ist ungehindert hoffähig, ein Element der vornehmen geistreichen Unterhaltung; kaum ahnt man die Differenzen, in die sie noch mit dem Monarchenthum gerathen soll. Nach solcher Exposition der ernsthaften Tendenzen macht sich alsbald die echte Lustspielheiterkeit geltend. La Bruyère wird uns vorgeführt und Lesage, der Verfasser des Diable boiteux und des Gil Blas. In pikanter Weise charakterisirt Hettner das neue Element, das mit Letzterem sich geltend macht.

Die Regentschaft des Herzogs von Orleans und das Ministerium des Cardinal Fleury lassen die Gegensätze in der Verwilderung des Adels und der Erstarkung des Bürgerthums schroffer und schroffer hervortreten. Die raffinirte Frivolität der ausgearteten Zopfzeit gibt zu einer neuen Schilderung Anlaß. Ihr tritt alsbald die ernstere Einwirkung englischer Ideen auf Politik und Naturwissenschaft in Massillon, Abbé St. Pierre, d'Argenson und Maupertuis entgegen. — Der überlieferte Classicismus und die steife Hoffähigkeit der dichterischen Stoffe werden von bürgerlicher und realistischer Dichtung besiegt. Mehr und mehr bildet das Streben nach Kleinmalerei und unbedingter Natürlichkeit sich aus. Der Schauplatz der Handlung erweitert sich. Frankreich ist nicht mehr ausschließlich der Hof, es regt sich das Volk in seinen verschiedenen Ständen und Gliederungen. Die Gegensätze und Kämpfe der Zeit spiegeln sich in bürgerlichen Romanen und Lustspielen, nach Anregung der Engländer Swift und Defoe. Bald wird das leichtfertige Leben der vornehmen Welt geschildert, bald die Kämpfe und Verwicklungen, Freuden und Thorheiten des emporstrebenden Mittelstandes. Jene erste Richtung wird besonders durch den Abbé Prevost, durch Gresset und den jüngeren Crebillon bezeichnet; die zweite durch Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chaussée.

Der Name Crebillon's ist sprichwörtlich geworden für Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit, und doch haben unsere Zeitgenossen — zu unserm Lobe sei's gesagt — wohl nur zum kleinsten Theile noch eine bestimmte Kenntniß

jener Richtung. Manon Lescaut ist die berühmteste Figur derselben.

Um die gesammte Scenerie jenes Zeitalters uns klar zu machen, schließt Hettner daran die Schilderung der bildenden Künste jener Zeit. Das Vornehme, Lächelnde, Lüsterne, Gepuderte des französischen Marquisthumes liegt über allen Bauten und Bildwerken und auch über den meisten Bildern, die diesem Zeitalter entstammen. Watteau, Vanloo, Boucher, Chardin sind hier die genanntesten Namen.

Nach all diesen Vorspielen kommen wir auf den Höhepunkt des Jahrhunderts, die Regierung Ludwig's XV. Die Literatur hört vollständig auf, dem Staat und der Kirche liebedienerisch Weihrauch zu streuen, sie ist sich Selbstzweck geworden, die beiden Hauptfactoren dieses Dramas, das Ideale und das Bestehende, treten in offener Scene herausfordernd sich entgegen. Kunst und Publicistik sind kriegerisch, wenden sich an die Massen und begründen die bisher so gut wie unbekannte Macht einer maßgebenden öffentlichen Meinung. Die Dichtung tritt bescheiden zurück hinter die weitaussehenden Eroberungszüge der Wissenschaft oder arbeitet willig in deren Dienst; die Wissenschaft aber trachtet darnach, ihre Lehre und Denkweise unmittelbar zur Grundlage der Kirche, des Staates und der Gesellschaft, zur bestimmenden Wesenheit des gesammten werkthätigen Lebens zu machen. „Es lebt," so heißt es im Buche, „in diesen Geistern noch jene Frische der drängenden Leidenschaft, welche einzig aus der festen Zuversicht in die Gewißheit des endlichen Sieges quillt. Sie meinen noch, die Bäume werden in den Himmel wachsen, es wird ein Licht leuchten, in dem die Körper keinen verdunkelnden Schatten werfen. Die späteren Zeitalter mit ihren gescheiterten Revolutionen, mit ihren getäuschten Hoffnungen und zertrümmerten Idealen haben sich diese Frische nie wieder gewonnen." So stolz war das Bewußtsein jener Zeit, daß von ihr gesagt werden konnte: „Die Literatur und die Philosophie haben sich jetzt die Freiheit wieder erobert, welche sie im alten Griechenland hatten; sie geben den Völkern Gesetze; eine edle Begeisterung hat sich aller Geister bemächtigt; es ist die Zeit gekommen, wo Jeder, der zu denken und zu schreiben fähig ist, sich verpflichtet fühlt, seine Gedanken auf das Gemeinwohl zu richten." Und der das damals gesagt hat, war einer der höchsten königlichen Beamten Frankreichs, ja war der Directeur de la librairie (vom Jahre 1750 bis 1768), d. h. der Vorsteher des Preßwesens und seiner Ueberwachung, Herr von Malesherbes. So ausgesprochen also die Gegensätze damals schon waren, so unbefangen, so behaglich, so heiter sprechen sie sich doch aus. Sind es nicht geradezu Situationen eines Lustspieles, wenn wir lesen, wie Malesherbes einst an Diderot schreibt, daß er am nächsten Tage Befehl geben muß, alle Papiere Diderot's mit Beschlag zu belegen. „Unmöglich," antwortet Diderot, „wie soll ich sie sichten, wo soll ich sie verbergen, und dies Alles innerhalb vierundzwanzig Stunden?" „Schicken Sie sie zu mir," antwortet Malesherbes; „bei mir kommen sie unter Schloß und Riegel."

Die beutesüchtigen Häscher finden bei Diderot nichts als leere Schubkästen. — Oder ein anderes Beispiel. Als der Emil erschien, wurde gegen Rousseau ein Verhaftsbefehl erlassen. Rousseau hatte die Absicht, sich vor Gericht zu stellen; endlich aber gab er dem Rathe seiner hohen Gönner, des Herzogs und der Herzogin von Luxembourg nach, und zog die Flucht vor. Der Herzog selbst half ihm die Papiere ordnen und verbrannte die gefahrdrohendsten. Die Verhaftung sollte gesetzlich gegen Mittag erfolgen. Rousseau verließ Montmorency erst gegen vier Uhr: „Zwischen La Barre und Montmorency," erzählt Rousseau in den Confessions, „begegnete ich den Häschern, welche mich lächelnd grüßten." — Noch mehr. Es war eine Art stillschweigendes Uebereinkommen, daß der Schriftsteller nicht seinen Namen vor eine verfängliche Schrift setzte. So wurde der Schriftsteller einem unliebsamen Martyrium und die Regierung der ebenso unliebsamen Pflicht der Strenge überhoben. Man schritt gegen das Buch ein und verbrannte es durch Henkershand; den Verfasser ließ man außer Acht. Im fünften Briefe der „Lettres de la montagne" sagt Rousseau treffend: „Gegen denselben Mann bekennt man sich als Verfasser oder man bekennt sich nicht, je nachdem man mit ihm an der Tafel eines Salons oder an der Tafel eines Gerichtssaales steht." Die Helden jener Zeitrichtung waren Montesquieu und Voltaire, beide von Frau von Pompadour bewundert. Der Verfasser des Esprit des lois, der ernste Denker, wurde weit überstrahlt von dem glänzenden

Dichter. Auf sechs Blättern kann der Verfasser Montesquieu abfertigen, während er dem andern ein ganz kleines Buch widmet. So trat dieser dominirend in den Vordergrund. Niemand könnte Voltaire zum Helden eines Trauerspiels oder Rührstücks wählen; aber der geistsprühende Ton der französischen Conversation tritt in seinen Satiren und Bonmots in brillantester Vollendung auf. Die Gestalt des größten geschichtlichen Genius jener Zeit, die Friedrich's des Großen, greift hier in die französische Literaturgeschichte ein. Von wahrhaft dramatischer Spannung und Entwicklung sind die Begegnungen der beiden eroberungssüchtigen Heroen auf politischem und auf literarischem Gebiete. Wie enthusiastisch der Beginn ihrer Freundschaft, wie scheint eine, noch nicht dagewesene Zeit aus solcher Alliance des Königs mit dem Sänger hervorzugehen! Wie eilig aber treten die Differenzen dazwischen, wie gewaltsam sind die Enttäuschungen, wie lächerlich, wie barock — das Ende! Auf den gemeinsten Scandal kommt das ideale Verhältniß heraus, auf Drohung der Veröffentlichung der intimen Beziehungen, auf Gelderpressung, polizeiliche Verfolgung, Verhaftung und Beschlagnahme von Papieren. Ein Capitel, so recht bezeichnend für die seltsame Art dieser Nachfolge der Roccocoperiode: Nachahmung des classisch antiken Habitus und doch der Zopf im Nacken. Dennoch eine große Zeit; denn groß war sie trotz des Scandals, nicht versuchte sie es durch ihn zu sein! Ueber all dem und vielem anderen Kleinlichen wächst schließlich doch der Geist Voltaire's, wenn nicht als eine erhabene, so doch als eine brillante, mächtig fortreißende und charakteristisch interessante Gestalt empor. Die Schilderung seines Lebens, seiner Schicksale und Werke bildet mit die glücklichste Partie des Buches, die lebendig und fesselnd geschrieben ist, wie ein Roman. Den aufklärenden Genius des achtzehnten Jahrhunderts, hervorgegangen aus beschränkter bürgerlicher Existenz, nur auf die persönliche Capacität und die Liebe zur Wahrheit sich berufend, die neue Zeit heranlebend, die Welt beherrschend, sehen wir in diesem Patriarchen der modernen Geisteskirche triumphiren. Der letzte Lebensabschnitt namentlich des Philosophen von Ferney, wie nobel ist er in seiner Haltung, wie heroisch in seinen Resultaten! Jedes der Blätter, die davon hier berichten, enthält eine Großthat, einen Sieg des kämpfenden Freimuths der Humanität über Dummheit, Fanatismus und sittliche Verdumpfung. Wir nennen nur Voltaire's segensreiches Eingreifen in die zum Theil so tragischen und verwickelten Schicksale einer Nichte Corneille's, der Familie Calas in Toulouse, des Calvinisten Sieven in Castres, des jungen de la Barre in Abbeville, des unschuldig hingerichteten Montbailli in St. Omer. Welch erschreckendes Gewirr von Mißverständniß, Bosheit, richterlicher Rohheit und religiöser Verfolgungssucht trifft in alle dem zusammen, und wie löst der lächelnde Philosoph das Alles gleich einem vom Himmel gesendeten Engel. Endlich darf nicht vergessen werden, daß Voltaire es war, welcher auf's Kräftigste gegen die in Frankreich erhaltenen Reste der Leibeigenschaft kämpfte. Die armen Gedrückten der Franche-Comté hatten sich an ihn gewendet. Er vertheidigte ihre Forderungen, wenn auch nicht gleich mit allseitigem Erfolge. Aber Ludwig XVI. schaffte wenigstens die Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen ab und die Revolution von 1789 vollendete gänzlich, was der Sohn des Arrondissements St. André des Arts angeregt und angebahnt hatte.

Der Vergleich ist wahrlich nicht weit hergeholt, wenn wir in dieser Gestalt das Drama des Jahrhunderts zum Höhepunkt sich gipfeln und den Held des aufklärenden Geistes die siegende Katastrophe des dritten Actes erreichen sehen. Nun folgt die Peripetie des vierten Actes, die Wendung der Situation, die durch Ueberreizung der Leidenschaften, und durch neues mächtiges Aufraffen der Hindernisse herbeigeführt wird und in eine Niederlage scheint umschlagen zu wollen. Der Materialismus und seine Ausartungen und letzten Consequenzen werden uns geschildert. Voltaire und seine nächsten Vorgänger und Mitkämpfer waren innerhalb der von Newton und Locke festgehaltenen Schranken stehen geblieben; — aber der Taumel der erfochtenen Siege führte ein jüngeres Geschlecht herauf, das die letzten Schranken niederriß. Der Schauplatz der Debatten wird vom Hofe, von den Akademien, von den Werkstätten der Wissenschaft und Publicistik in die Salons, die Tempel des Luxus und der Frivolität, verlegt. Hat es der strenge Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts sich nicht versagt, so kann auch Hettner nicht umhin, ihrer Charakteristik ein Capitel zu widmen und die Häuslichkeiten der Geoffrin, du Deffant, der d'Epinasse,

Houdetot und d'Epinay zu schildern. Der Deismus wurde Atheismus und Materialismus. Diderot, d'Alembert, Robinet, Holbach, Condillac, Cabanis, Destütt de Tracy, La Mettrie, Helvetius, St. Lambert, Volney, Grimm werden der Reihe nach in fortschreitender Entwicklung uns vorgeführt, als solider Erforscher der Natur Büffon in allein stehender Ausnahme unter ihnen. Nur ein paar Beispiele der skeptischen Stimmung jener Kreise führen wir an.

Am 29. August 1769 schreibt d'Alembert an Voltaire: „Auf Treu und Glauben! In allen metaphysischen Dunkelheiten finde ich nur den Skepticismus vernünftig; eine deutliche und vollständige Idee habe ich weder von der Materie noch von irgend etwas; in Wahrheit, so oft ich mich in Betrachtungen hierüber verliere, fühle ich mich versucht zu meinen, daß Alles, was wir sehen, nur Sinnenerscheinung sei, daß es Nichts außer uns gibt, was dem, was wir zu sehen glauben, entspricht, und ich komme immer auf die Frage jenes indischen Königs zurück, warum gibt es Etwas? denn dies ist in der That das Allererstaunenswertheste." Ebenso schreibt er am 2. August 1770 an Friedrich den Großen: „Der Wahlspruch Montaigne's „„Was weiß ich?"" scheint mir in allen philosophischen Fragen das einzig Vernünftige. Namentlich in der Frage über Gott ist der Skepticismus an seiner Stelle. Es gibt im Weltall, insbesondere im Bau der Pflanzen und Thiere Zusammenstellungen und Verbindungen der einzelnen Theile, welche mit Sicherheit auf eine bewußte Intelligenz hinzudeuten scheinen, wie eine Uhr auf das Dasein eines Uhrmachers hinweist. Dies ist unbestreitbar. Nun aber gehe man vorwärts. Nun frage man, wie ist diese Intelligenz? Hat sie die Materie wirklich geschaffen oder die schon vorhandene bloß eingerichtet? Ist eine Schöpfung möglich und, wenn sie es nicht ist, ist die Materie ewig? Und wenn die Materie ewig ist, ist diese Intelligenz nur der Materie selbst innwohnend oder von ihr getrennt? Wenn sie ihr innewohnt, ist die Materie Gott, und Gott die Materie? Ist sie von ihr getrennt, wie kann ein Wesen, daß nicht Materie ist, auf die Materie wirken? Immer lautet die Antwort nur „„Was weiß ich?"" Und ganz mit derselben trauernden Entsagung spricht er in diesen Briefen über das Wesen der Seele, über die Unsterblichkeit, über die Freiheit des Willens.

Auch der politische Fanatismus der herannahenden Revolution findet hier schon prophetischen Ausdruck. Das berühmte Werk Volney's, „die Ruinen," ist die Anwendung der materialistischen Lehren auf das Leben der Geschichte. Die Liebe des Menschen zu sich selbst, das Verlangen nach Wohlbefinden, der Widerwille gegen den Schmerz sind, nach Volney, die wesentlichen und uranfänglichen Triebfedern gewesen, welche den Menschen aus seinem rohen Naturzustand herausrissen, ihn schöpferisch machten, ihn zur Gesellschaft, zur Wissenschaft, zur Kunst, zum Genuß führten; die Ueberstürzung der Selbstliebe in blinde Regellosigkeit der Begierde und deren Tochter, die Unwissenheit, wurden die Quelle aller Uebel, welche die Welt verwüsteten. Volney träumt in diesem Buche den Traum, den damals die Edelsten träumten; er sieht in der französischen Revolution den Versuch, die Vernunftherrschaft zu verwirklichen. „Die geschlagene Minderheit der Bevorzugten ruft: „„Alles ist verloren; das Volk ist aufgeklärt;"" das Volk aber sagt: „„Alles ist gerettet; denn da wir aufgeklärt sind, so werden wir unsere Kraft nicht mißbrauchen, wir wollen nur unser Wohl; wir haben Rachegefühle, wir vergessen sie; wir waren Sclaven, wir werden befehlen können; wir wollen nichts als frei sein und die Freiheit ist nichts als Gerechtigkeit.""

Und nun tritt der zweite wirkungsreichste Geist des Jahrhunderts, das Seiten- und zugleich das Gegenstück Voltaire's auf, J. J. Rousseau. Hier ist nichts von der Heiterkeit des reichen Wohlthäters von Ferney, nichts von seinem Selbstbewußtsein und seiner Siegesgewißheit, — Skepticismus und Desperation führen bei aller Reinheit der Begeisterung die so lustig begonnenen Tendenzen des Jahrhunderts in tragische Verwicklungen und Stimmungen hinein.

In einem solchen Naturell lag es mit Nothwendigkeit begründet, daß es mit den bestehenden Verhältnissen in Conflicte kam, die zu ernsteren Verwickelungen als Voltaire's schlagendste Bonmots führen mußten. Dazu kam, daß die Voraussetzungen von Rousseau's Bildungsgang noch ganz andere waren; nicht aus bürgerlichen, sondern aus abenteuerlichen Verhältnissen war er hervorgegangen; nicht um den poetischen Effect, sondern um Princip und Sache war es ihm allein zu thun; ein Poet war er viel weniger, als ein Charakter in seiner Art; ein

Talent war er kaum, eher ein Genie zu nennen. Nicht wie Voltaire verstand er sich auf literarische und finanzielle Speculationen; er war eher zu betteln, als auf Verdienst auszugehen im Stande. Machte Voltaire seine Carriere mit den Frauen, für Rousseau waren sie durch sein ganzes Leben ein Unglück. Stieg jener vom Bürgersohne zum Aristokraten empor, so konnte dieser nie in behagliche und geordnete Verhältnisse der Bourgeoisie sich hinauf schwingen und bahnte die Stimmungen an, durch welche der neu entstandene vierte Stand für die Entwicklung der Revolution so verhängnißvoll werden sollte. Zeit seines Lebens hat Jean Jaques mit Noth und Verfolgungen zu kämpfen gehabt; um der Ideen willen, die Voltaire von Hof zu Hof rufen ließen, wurde er von Land zu Land vertrieben. Weit entfernt, daß das Verhältniß zwischen Aufklärung und Staat und Kirche bis Ludwig XVI. immer im Salontone geblieben wäre, wurde der fahrende Gelehrte von Genf so von Gegnern eingeschüchtert, daß er zuletzt stets von Nachstellungen sich umgeben glaubte, mit allen seinen Freunden und Gönnern zum gewaltsamsten Bruche kam und, unheilbarer Misanthropie verfallen, endlich, wie es scheint, sich selbst vergiftet hat.

So, an die Tragödie streifend, schließt der vierte Act unseres weltgeschichtlichen Drama's. Aber nicht also sollte, dem französischen Nationalnaturell angemessen, die Handlung zu Ende gehen. Laune, Humor und glänzender Esprit, die eben um Märtyrerthume für die heiligsten Ideale der Humanität zu scheitern im Begriffe sind, raffen in genialer Energie sich noch einmal auf, und feiern, den Schluß zum Lustspiel wendend, den Triumph der Alles überwindenden Heiterkeit, die in den Dionysischen Festen zuerst für göttlich erklärt wurde und heute noch das eine unersetzliche Zaubermittel der Kunst verbleibt. Der kecke Beaumarchais, auch ein Bürgerssohn und ein Stück Abenteurer zugleich, bringt in seinem Leben wie in seinem Dichten den frohen Muth und die glückliche Ausgelassenheit, um die wir Deutsche die südlichen Völker nur zu oft beneiden müssen, in einer classischen Freiheit zur Geltung. Emporgestiegen, durch mancherlei Intrigue und freilich nicht immer in sittlichem Pathos, vom Uhrmacherssohne zum kleinen Baron, macht er in seiner poetischen Production den Schritt bis hinter seinen Ursprung zurück, kleidet sich in die bescheidene und lustige Maske des Bedienten und Barbiers und erfindet als Ausdruck des lustigen, pfiffigen, revolutionären und doch treuherzigen Volkshumors den — vermuthlich unsterblich gewordenen — Figaro. Die Ihr, verehrte Leser, den Barbier von Sevilla von Rossini und die Hochzeit des Figaro von Mozart nur gehört habt, wie wenig wißt ihr von dem, was der wahre Figaro, der Figaro von Beaumarchais ist. Es ist das ein ganz besonderes Verdienst des Hettner'schen Buches, daß es, neben den Idyllen von Bernardin de St. Pierre, in seinen letzten Capiteln diesen seltsam leichtfertigen und liebenswürdigen Originalgeist in das verdiente Licht setzt. Beaumarchais, bekanntlich derselbe, der wegen seiner Schwester Herrn Clavigo zur Rede stellte, wie ist er in Wirklichkeit so ganz anders, als Goethe ihn für seine Tragödie brauchen konnte. Die eine That, durch die er für seine Zeit wichtig wurde, sind seine Memoiren, hervorgerufen durch einen recht widerwärtigen Scandal, in denen der engagirte Courmacher der königlichen Prinzessinnen nicht einmal so ganz gerechtfertigt dazustehen scheint. Sich rein zu waschen, schrieb er Streitschrift auf Streitschrift — ich glaube, es ist ein Dutzend an der Zahl — die ihn als einen sehr interessanten und edlen Menschen hinstellten und nebenbei das Verdienst sich erwarben, die Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der büreaukratischen Gerichte zu enthüllen, ein königliches Parlament zu stürzen und die Berechtigung der alten historischen Stände wieder in's Gedächtniß zu rufen.

Die andere That, die ihn noch für uns berühmt gemacht hat, sind zwei Theaterstücke — eigentlich nur eines, denn sein erstes, der Barbier von Sevilla, ging nicht weit über ein glückliches Saisonereigniß hinaus, und erst die Hochzeit des Figaro war bestimmt, ein Ereigniß für die Welt und der letzte Act und Abschluß gewissermaßen dieser Conversationskomödie der Aufklärungsliteratur zu werden. In der theatralischen Technik machte dieses Stück Furore dadurch, daß es über die einfache, an die italienischen Maskenspiele sich anschließende Intrigue, die auch im erstgenannten Stück noch beibehalten war, zum ersten Male hinausging und das mannigfach complicirte Muster der Verwicklung in Anwendung brachte, auf dessen Grundlage später das französische Lustspiel bis auf Scribe und seine Genossen so erfolgreich und glänzend sich entwickelt hat.

Ihrem poetischen und politischen Inhalte nach feierte die „Hochzeit des Figaro" die nochmalige scheinbare Versöhnung der Stände, der Aristokratie mit dem Volke, der herrschenden Mächte mit den oppositionellen Tendenzen. Da beide schon in so gewaltsamen Differenzen aus einander gefallen waren, wurde es dem curiosen Pfiffîcus, dem Barbier, noch einmal möglich, mit seinen charmanten Manieren — „Figaro hier, Figaro dort" — bis in die höchsten Kreise sich einzuschmeicheln und sie zu einer Komödie einzuladen, deren ungewohnter Reiz sie so entzückte, daß sie nicht merkten, wie ein ordinärer Sohn des Volks sich darin ganz unanständig breit machte und sie und ihre Vorrechte auf das Unerhörteste verhöhnte. Marquis und Prinzessinnen drängen sich hinzu, bei Hoffesten sich selbst darin auf die Bühne zu bringen. Die Grazie, in welche diese Satire sich kleidete, wirkte wie verzaubernd auf alle Stände. „Von allen spaßhaften Dingen ist die Ehe die ernsthafteste, und von allen ernsthaften die Diplomatie die spaßhafteste," — das war eine Devise dieser glücklichen Lebensstimmung. Daß nicht das, **was** wir wollen, sondern **wie** wir es in's Werk setzen, zum Siege kommt, war ihre humoristische Maxime. Der Erfolg dieses Stücks war ein wunderbarer toller Fasching, ein unglaubliches Fest des Talents und Humors. Die Orgie der Aufklärung, die letzten Saturnalien der französischen Nation wurden hier gefeiert, in denen Herren und Diener, Grafen und Leibeigene im gottvoll heiteren Jubel scheinbar für immer versöhnt sich tummelten. — Das ist ein würdiger Beschluß dieser Epoche. Damit ging die Komödie des Idealismus zu Ende, um fünf Jahre später auf derselben Schaubühne die erschütterndste Tragödie des Idealismus, welche die Weltgeschichte darbietet, beginnen zu lassen.

Ist somit die französische Literatur in diesem Jahrhundert die genialere, so bleibt die gleichzeitige englische dagegen die gewichtigere. Ist die erstere glänzender, so ist die andere belehrender. Ist jene thatsächlich die gekanntere, so verdient die andere in Wahrheit mehr, es zu sein.

Der nächste Abschnitt des Werkes wird die gleichzeitige deutsche Literatur behandeln. Das baldige Erscheinen desselben ist in Aussicht gestellt.

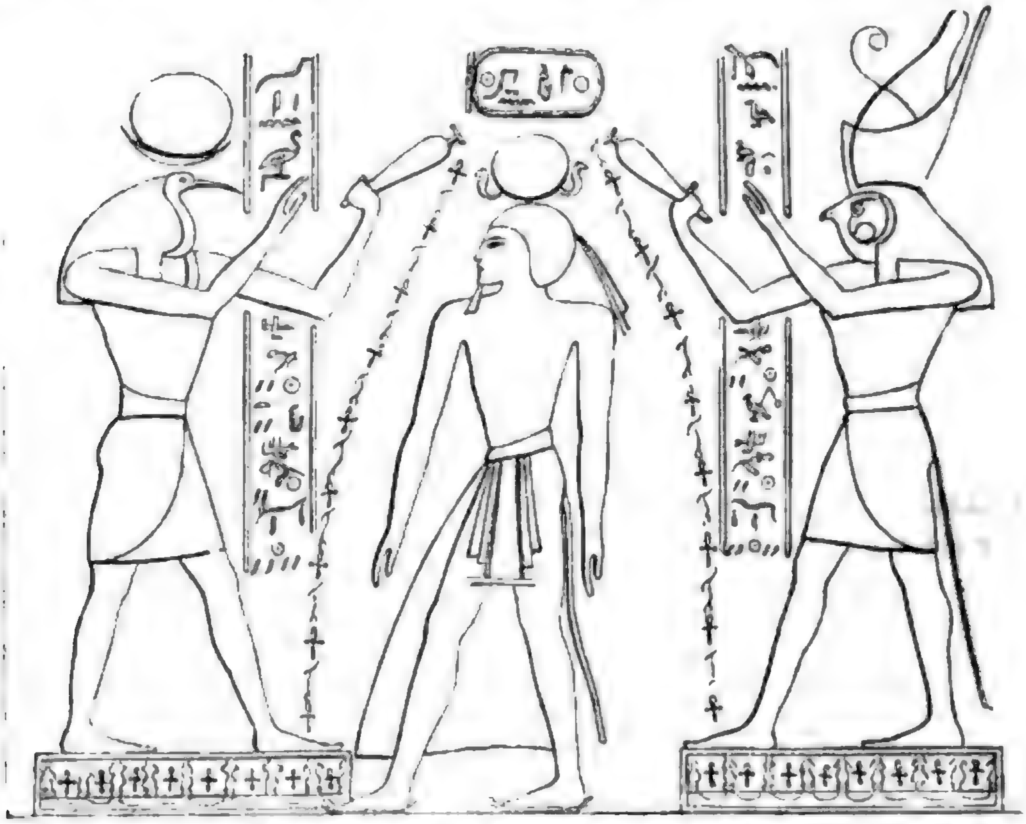
Zur Geschichte der Plastik.

Der unermüdliche Forscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, Professor **Wilhelm Lübke**, hat im Verlage von Ebner und Seubert in Stuttgart ein Werk, „Grundriß der Kunstgeschichte" erscheinen lassen, worin er in höchst anziehender Darstellung einen Ueberblick über die großen Grundzüge des Entwicklungsganges aller bildenden Künste von deren Ursprung und den ersten Anfängen bis zur Gegenwart gibt. Selten vereinigt ein Buch in so hohem Grade den gründlichsten Forscherfleiß mit vollendeter Meisterschaft in der Darstellung und verdient so sehr die allgemeinste Theilnahme wie das vorliegende. Architektur, Malerei und Plastik sind mit gleicher Sorgfalt behandelt und wir glauben das werthvolle Werk nicht besser empfehlen zu können, als indem wir die darin entwickelte Geschichte der Plastik zur Grundlage der folgenden gedrängten Uebersicht machen.

Der Ursprung aller Kunst, welcher in seinen dunkelsten Anfängen schwer nachzuweisen ist, beruht in dem Bestreben des Menschen, aus der verwirrenden Vielheit der Erscheinungen zur Erkenntniß der geistigen Gesetze zu gelangen, die den inneren Zusammenhang bedingen. Mit den ersten rohesten Versuchen, die unter allen Zonen gemacht worden sind, hebt überall das künstlerische Streben der Völker an. Den geheimnißvollen Drang nach der Kunst haben alle, sobald sie einen gewissen Punkt der Cultur erreichen und die Sehnsucht in ihnen erwacht, das dunkel Geahnte sich zu versinnlichen oder ein dauerndes Zeugniß, ein Denkmal des eigenen Daseins zu hinterlassen. Wie nun in den einzelnen Völkergruppen die geistige Anlage, die äußern Verhältnisse, die Natur des Landes, der forttreibende Zusammenhang menschlicher Entwicklung jenen künstlerischen Trieb zu mannigfacher Entfaltung, zu allmäligem Keimen, Wachsen und zu herrlicher Blüthe gebracht hat, das soll die Kunstgeschichte zeigen.

Was die Entwicklung der plastischen Kunst betrifft, so zeigt sich dieselbe zuerst bei den **Indiern** meist in kräftig vorspringenden Reliefbildern an den Außenseiten der Topes und Pagoden. Man findet dort die Gestalten des brahmanischen Götterhimmels und der Heldensage mit phantastischen Gebilden vereinigt. Wie

mangelhaft die Anschauung des indischen Kunstlebens war, beweist die Häufung der Gliedmaßen bei ihren plastischen Gestalten, wodurch sie deren Fähigkeiten andeuten wollten, so daß ein Mensch mit vier Armen den Ausdruck der Kraft darstellen sollte. In den figurenreicheren Bildern herrscht eine bunte Verworrenheit vor, in einfacheren spricht sich oft zarter Natursinn, weiche Anmuth und schwärmerisch naive Empfindung aus.



Relief, Ramses III. zwischen Thot und Horus.

Ueber drei Jahrtausende hindurch hat die Bildnerei als treue Begleiterin der Architektur bei den Egyptern eine Fülle von Denkmälern hervorgebracht, die der Großartigkeit des baulichen Schaffens in Nichts nachstehen. Wie aber die architektonischen Formen in jener unabsehbaren Zeitdauer, gewisse Einzelheiten der Behandlung abgerechnet, im Wesentlichen dieselben blieben und uns das nur im Orient mögliche Bild einer bei fortgesetzter reger Thätigkeit doch starren, monotonen Praxis ohne tiefere organische Entwicklungen bieten, so auch die bildenden Künste. Welche feineren Unterschiede in der Auffassung der Gestalten der Scharfsinn der neueren Forschung auch entdeckt hat, der geistige Gehalt, der Kreis der Anschauungen, das Verhältniß der bildnerischen Thätigkeit, ja selbst die Typen und Motive der Darstellung bleiben durch die Jahrtausende hindurch dieselben, unverrückbar und unabänderlich wie die Natur des Nilthals. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung kann nur in der Stellung gesucht werden, welche die bildenden Künste bei den Egyptern einnahmen. Diese läßt sich zunächst kurz dahin bezeichnen, daß Plastik und Malerei, mochten sie die ungeheuern Wandflächen und die Säulen und Decken mit Bildern und Reliefs schmücken, oder vor den Eingängen, an den Pfeilern der Vorhöfe, im Innern des Heiligthums ihre Kolossalgestalten aufstellen, ausschließlich im Dienste der Architektur standen. Zwar ist dies an allen Orten die primitivste Stellung der bildenden Künste gewesen und selbst bei den Griechen hatte sich das plastische Werk anfänglich nur den Gesetzen der Architektur zu fügen. Allein wo eine freie Entwicklung des Individuums sich im Volke Bahn brach und auch die plastischen Werke mit ihrem geistigen Odem zu beleben anfing, da wurden die Fesseln bald gebrochen und das Werk der Bildnerei trat in eigener Schönheit, auf sich selber ruhend, den Schöpfungen der Architektur gegenüber. Daß dieser Geist freier Entfaltung den Egyptern fehlte, daß sie in echt orientalischer Unterwürfigkeit blindlings einem despotischen Willen folgten, das ist der tiefere Grund, warum auch die bildende Kunst aus ihrer abhängigen Stellung sich bei diesem Volke nicht zu erheben vermochte. Es ist damit das Stadium bezeichnet, welches überhaupt die gesammte orientalische Geistesrichtung charakterisirt, welches alle ihre künst-

lerischen Leistungen an das unerbittliche Hausgesetz der Architektur fesselt und das individuelle geistige Leben gleich im Keime erstickt.

Wenn nun auch in der egyptischen Bildnerei ein Zug auf Porträtähnlichkeit ausgeht, so reichte doch der Genius dieser Kunst nur bis an die Auffassung des Zufälligen, Aeußerlichen. Wo hinter den Zügen die tiefere geistige Bedeutung anfängt, wo in den Lineamenten der bewegte Ausdruck subjectiver Empfindung, individuellen Geistes sich aussprechen sollte, da erhebt sich die unübersteigliche Schranke. Daher bei aller Porträtähnlichkeit die endlose Wiederholung derselben tungsbegriffs festgehalten wird, die eine der andern weder an Ausdruck, noch an Bewegung klar ausgeprägten individuellen Daseins irgendwie überlegen ist. Eine gleichmäßige absolute Ruhe und Passivität charakterisirt die ganze egyptische Plastik.

Außer den zahlreichen und kolossalen statuarischen Werken der Egypter, den Götter- und Herrschergestalten, Sphinx- und Widderbildern, waren auf allen Wandflächen der Tempel, Paläste und Gräber Reliefbilder in unermeßlicher Fülle angebracht. Ihr Zweck ist lediglich der einer chronikartigen möglichst getreuen Geschichtserzählung, eines ausführlichen Berichtes über das ganze öffentliche und private



Der Apoxyomenos.



Statue des Sophokles.

Herrscherfigur, daher in den Sphinxalleen wie an den Pfeilerhallen die monotone Wiederkehr derselben Standbilder mit demselben typisch starren Ausdruck, derselben befohlenen Haltung, denselben symbolischen Attributen, so daß die menschliche Gestalt, gleich der thierischen im Banne des allgemeinen Gat- Leben der Egypter. Uebrigens fehlt es dabei doch auch nicht an Darstellungen symbolisch religiösen Inhalts. Aber grade diese lassen am meisten den Mangel eines höheren idealen Sinnes hervortreten. Um die verschiedenen Götter des Landes zu charakterisiren, greift man zu äußerlich symbolisirenden Mit-

teln, setzt den menschlich gestalteten Göttern die Köpfe der Thiere auf, welche zugleich zur hieroglyphischen Bezeichnung ihrer Namen dienten. Erfreulicher als diese Verbindung von Thierköpfen mit Menschenleibern ist jenes der egyptischen Kunst eigenthümliche Räthselwesen der Sphinx, wo einem Löwenleibe ein menschlicher Kopf angefügt ist, eine Schöpfung, der man großartigen Charakter und mystisch bedeutsame Wirkung nicht absprechen kann.

Wie ganz anders tritt die Plastik bei den Griechen auf. Die wesentlich plastische Phantasie der Griechen wurzelte in der Naturanlage des Volkes, die eine wunderbare Einheit von Natur und Geist darstellt. Kein Bruch dieser beiden Factoren erzeugte bei ihnen Reflexion oder Sentimentalität; in harmonischer Durchdringung finden Verstand und Empfindung an einander wechselweise ihre Ergänzung, ihren Zügel und Halt. Niemals sollte der Einzelne sich zu eigenem Genuß, zum Schmuck seines besondern Daseins entwickeln; Jeder gehörte ganz und gar dem gemeinsamen öffentlichen Leben an und nur im Hinblick auf das Vaterland hatte Kraft und Talent des Einzelnen Geltung.

Aus diesen Bedingungen empfing die plastische Kunst in Griechenland ihren bestimmten Charakter. Wo das Subject für sich so wenig bedeuten wollte, wo die Hinweisung auf allgemeine, klar bezeichnete Zwecke Alles beherrschte, mußte der künstlerische Sinn mehr auf die Darlegung äußerer Vorgänge, als auf die Schilderung innerer gemüthlicher Zustände sich wenden. Wo das Einzelleben überhaupt hinter der Gesammterscheinung des Staates zurücktrat, mußte sich die bildende Kunst mehr der Verherrlichung der Götter und Heroen, als der menschlichen Individuen, mehr den idealen Begebenheiten der Sage, als dem realen Treiben des Tages zuwenden. Selbst das geschichtliche Leben der Nation, wo es als frischer Quell in die Schöpfungen der Kunst eindrang, wurde im Geiste des Mythos oder der Sage umgebildet und idealisirt. Wie nun in den Göttergestalten die sittlich politischen Begriffe der Stämme oder allgemeine Verhältnisse des Landes verkörpert waren, so fand die bildende Kunst in ihnen den ersten und höchsten Anlaß zu schöpferischer Thätigkeit. Bei den menschlich klaren, reinen Mythen der Griechen fiel alles nebelhaft Ungeheuerliche fort, und der Mensch schuf sich die Götter nach seinem Ebenbilde. Mochten immerhin ganze Stufenreihen kindlicher Unbeholfenheit vorausgehen, in denen es nur gelang, ein puppenhaftes Idol zu bilden, mochte in den ältesten griechischen Gottheiten selbst Manches von den monströsen Bildungen des Orients sich anfänglich erhalten, wie in der hundertbrüstigen Artemis der Ephesier oder dem vierarmigen Apollo der Lacedämonier; der klare griechische Geist fand bald den richtigen Weg, seinen Göttern die Erhabenheit und Schönheit menschlicher Gestalt zu verleihen. Dieser Weg war die Beobachtung und Auffassung der Natur. Die ausdrucksvolle Schönheit jenes südlichen Menschenschlages kam hier dem bildnerischen Triebe auf halbem Wege entgegen, indem er das Auge im Anschauen des Schönen schärfte und übte. Noch günstiger war die freie Sitte der Hellenen, die dem Körper eine ungehemmte Entfaltung gestattete, die Lebensweise der freigebornen Bürger und die Gymnastik, welche von frühauf den Körper stählte, schmeidigte und zu harmonischer Ausbildung gelangen ließ. Wurde das Geschlecht hierdurch selbst schöner, männlicher und edler, so boten zugleich die öffentlichen Gymnasien den Künstlern eine Fülle der schönsten Bilder jugendlicher Körperkraft, Gewandtheit und Anmuth. Auch die Gewandung der Griechen schmiegte sich in ausdrucksvoller Weise dem Körper an. Dort machte nicht der Schneider den „Schnitt“ des Kleides, sondern in freiem Wurf ordnete Jeder selbst sein Gewand, so daß auch hier aus der Art, wie dies geschah, Charakter und Bildung des Trägers erkannt werden konnte.

Der große Gegensatz, welcher die hellenische Plastik im Verhältniß zur orientalischen charakterisirt, beruht darin, daß im Orient Phantastik und Naturalismus unvermittelt neben einander thätig sind, jene in der Verkörperung mythologischer Anschauungen, dieser in der chronikmäßigen Darstellung des fürstlichen Lebens mit seinem alltäglichen Ceremoniell, während bei den Griechen Phantasie und Verstand einander harmonisch durchdringen, sich zu einer hoch idealen Anschauung verschmelzen, welche ebenso weit entfernt ist von jener Phantastik, die in unförmlichen Mißbildungen das Göttliche ausprägen zu können glaubte, wie von jener hausbackenen Prosa, welche in den Erscheinungen des wirklichen Lebens keinen tieferen Hintergrund ahnt.

Die Entwicklung der plastischen Kunst führt durch eine lange Reihe von Stufen, die sich wieder in große Epochen eingetheilt finden.

Die erste Epoche geht von den Anfängen bis zum Beginn der höchsten Blüthe und führt uns bereits einige der berühmtesten Künstler vor. In der zweiten Epoche begegnen wir einem der wunderbarsten Künstlergeister aller Zeiten, dem Phidias, und werden mit seinen Meisterwerken näher bekannt gemacht. Die unsterblichen Werke, welche das Parthenon, die Akropolis und den Theseustempel schmückten, stammen von ihm her. Die dritte Epoche umfaßt die eigentliche Blüthezeit, in ihr treten die unsterblichen Bildner Skopas, Praxiteles, denen die Niobidengruppe zugeschrieben wird, und Lysippos auf. In Letzterem, der nicht nur einer der einflußreichsten, sondern auch einer der fruchtbarsten Künstler seiner Zeit war, prägt sich schon wieder mehr die Neigung zur naturalistischen Richtung aus. Wir sehen dies an seinem Apoxyomenos, einem Athleten, der sich mit dem Schabeisen vom Staube der Arena reinigt. Der Sinn für lebenswahre, aber keineswegs realistisch nüchterne Auffassung kommt in Porträtstatuen aus der Schule des Lysippos immer mehr zur Geltung. Aus jener Zeit stammt auch die Statue des Sophokles, eins der trefflichsten Werke dieser Art. Die vierte Epoche geht von den beiden Perioden der höchsten Blüthe bis zur Eroberung Griechenlands durch die Römer. Hierher gehört die Gruppe des Laokoon und der sterbende Fechter. — Mit der Unterjochung Griechenlands durch die Römer hörte zwar ein selbständiges nationales Leben der Griechen auf und erlosch mit ihm auch der letzte Funken jener höchsten Begeisterung, welche die idealen Gestalten der früheren Kunstepoche erzeugt hatte: nicht aber vermochte diese Umwälzung das angeborene bildnerische Talent des hellenischen Stammes zu vernichten. Vielmehr weckte die beginnende Kunstliebe der Römer die schlummernde Plastik der Griechen zu neuem Leben und gab ihr Aufgaben und Antrieb zum Schaffen die Fülle. Freilich beruhte dieser Kunstsinn der Römer im letzten Grunde nur auf einer vornehmen Prunksucht; sie wollten die Leistungen der Plastik zum Genuß und zum Schmuck eines verfeinerten Lebens; aber niemals ist auch ein grandioserer, gediegenerer Luxus geübt worden.

Diesem äußeren Verhältniß entsprach fortan die Richtung der Plastik. Neue Anschauungen waren auf dem Idealgebiete hellenischer Kunst nicht mehr möglich, wesentlich neue Schöpfungen waren also nicht zu erwarten; aber ein freies Reproduciren der älteren berühmten Werke der Glanzepoche, ein Wiederaufnehmen des abgerissenen Fadens war möglich. So sehen wir denn eine neue attische Schule von Bildhauern in Rom wieder aufstehen oder für Rom arbeiten, deren Werke von einer Vollendung sind, daß sie durch Nichts übertroffen werden zu können scheinen.

Diese Richtung erhebt sich in der Epoche des Cäsar und August zu glänzender Wirksamkeit. Unter den massenhaft aus dieser Zeit aufgehäuften Werken ragen besonders die mediceische Venus, der farnesische Herkules, der Apollo von Belvedere, die Dioskuren, der Antinous u. A. hervor. Aus dieser und späterer Zeit sind auch werthvolle Reliefs auf Triumphbögen und Sarkophagen erhalten.

Einen gewaltigen Umschwung in allen Aeußerungen des geistigen Lebens brachte der Untergang der antiken Welt und der Aufschwung des Christenthums hervor.

Die alte christliche Kunst, deren Beginn sich bis in die ersten Jahrhunderte des Christenthums verliert und ihren Abschluß etwa gegen Ende des zehnten Jahrhunderts, mit dem selbständigen Auftreten germanischer Kunstbestrebungen findet, steht als Vermittlerin zwischen dem antik heidnischen Leben und der eigentlich mittelalterlichen Kunst.

Die altchristliche Kunst mochte sich jedoch nur zagend und ausnahmsweise der Plastik bedienen, denn zu eindringlich empfand man grade damals das Gesetz, das den Herrn nur im Geiste und in der Wahrheit anzubeten befiehlt. Diese Zeit hat daher keine neuen Formen und Typen der Darstellung hinzustellen vermocht; was sie an plastischen Werken hervorbrachte, ist bedingt durch den Geist der antik römischen Sculptur. Einige Standbilder von Kaisern, Statuen von Heiligen in Bronce und Marmor stehen vereinzelt da.

Die erste Epoche der mittelalterlichen Kunst, nach dem Zerfallen des Karolingischen Reiches, als der germanische Geist gegen die nach römischem Vorbild geschaffene Reichseinheit zu reagiren begann, nennen wir die romanische. Diese, sowie die darauf folgende Epoche des gothischen Stils, dessen Entwicklung aus dem romanischen eine freiere Entfaltung des fränkischen Geistes, wie er sich in den Kreuzzügen und im Ritterthum ausspricht, bekundet, ist nicht reich an selbständigen plastischen Werken. Elfenbein- und Holzschnitzereien zu Verzierung der Canzeln, Leuchter,



Das Sebaldusgrab.



Meerjungfern vom Sebaldusgrab.

Reliquienkasten und Altäre, Reliefs und einzelne Heiligenstatuen in Stein und Bronce geben Zeugniß für die Bestrebungen dieser Zeit auf dem Felde der Plastik. In Italien hatte schon in der gothischen Epoche die Sculptur ein freieres Terrain erkämpft; im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert boten sich ihr nun dort Gelegenheit und Mittel, sich noch ungehemmter zu entfalten. Ihre Hauptaufgaben bestanden in der Ausschmückung der Grabmäler und Altäre, deren Aufbau in ziemlicher Uebereinstimmung triumphbogenartig an die Wand sich lehnt und in Reliefs und freien Statuen mancherlei plastischen Schmuck verlangt. Außerdem wurden die Canzeln, Taufsteine, Weihwasserschalen,

Sängeremporen und Chorschranken reichlich bildnerisch verziert. Die Fülle der Aufgaben mußte der Technick fördernd entgegenkommen, die Art der Gegenstände aber dem malerischen und realistischen Streben der Zeit zum Ausdruck verhelfen. In den Porträtstatuen der Verstorbenen wird das Streben nach vollendet wahrer Auffassung der äußern Erscheinung, in den zahlreichen Reliefs die Richtung auf Schilderung mannigfach bewegter Scenen des

Mit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts regt sich auch im Norden jener realistische Sinn, der die Kunst des Mittelalters verdrängen und der modernen auf dem Studium der Natur beruhenden Auffassung den Sieg verschaffen sollte. Wenn die nordische Plastik nicht die Höhe der italienischen erreicht, so liegt dies theilweise im Mangel des Marmormaterials, theils auch in einem auf das Phantastische gerichteten Zug des nordischen Geistes.





Paulus und Thaddäus vom Sebaldusgrab.

Lebens mit Entschiedenheit verfolgt. Wenn gleichwohl im Ganzen selbst diese Zeit des energischen Realismus die italienischen Künstler vor kleinlicher, zersplitternder Ausführung, vor der Verirrung in unwesentliche, kümmerliche Details bewahrt, so ist dies nicht allein dem Studium der Antike, sondern noch viel mehr dem angebornen großartigen Sinn der italienischen Kunst für das Wesentliche und Bedeutende zu verdanken, den schon die früheren Epochen geweckt und gefördert hatten.

Toscana und namentlich Florenz war damals der Sitz der ersten Meister in der plastischen Kunst, als deren Haupt der gewaltige Michel Angelo Buonarrotti, dieses großartige Universalgenie, gleich bedeutend in verschiedenen künstlerischen Richtungen, dasteht.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert beginnen jedoch die Einflüsse der neuen italienischen Plastik sich überall hin zu verbreiten.

Hier begegnen wir nun den vorzüglichsten Holzschnitzwerken und Steinsculpturen, wie sie die berühmten deutschen Dome aufweisen. In Nürnberg ist Adam Krafft einer der bedeutendsten Meister dieser Zeit. Ganz besonders tritt jedoch die deutsche Broncearbeit dieser Epoche in den Vordergrund, wie sie namentlich von Herman Vischer und dessen Sohne Peter Vischer in Nürnberg geliefert wurde. Das berühmte Hauptwerk dieses letztgenannten Künstlers ist das Sebaldusgrab in der Sebalduskirche zu Nürnberg, das er von 1506 bis 1519 mit seinen fünf Söhnen ausgeführt. Das herrliche Meisterwerk hat

im Ausbau die schlanken, leichten Dispositionen des gothischen Stils, während die Formbildung im Einzelnen die zierlichste Renaissance zeigt. Diese verschiedenen Elemente sind aber so geistreich, frei und lebendig mit einander verschmolzen, daß das Werk schon in dieser Hinsicht bewundernswürdig erscheint. Noch mannigfaltiger glänzt der Genius des Meisters indeß in dem überaus reichen plastischen Schmuck, mit dem er vom Sockel bis zur obersten Spitze das Monument bekleidet hat. Am reich verzierten Fuße zeigt sich eine Fülle trefflich ausgeführter Figürchen und die in kleinen Nischen an den schön gegliederten Pfeilern angebrachten Gestalten der Apostel sind in ihrem Adel, der Freiheit und Größe des Stils durch unzählige Nachbildungen bekannt. Peter Vischer hat übrigens auch antike Stoffe behandelt, wovon sich einige in Nürnberg und in der Kunstkammer zu Berlin befinden.

Nach der Verflachung, welcher die Sculptur in der späteren Zeit des 16. Jahrhunderts in Italien und anderwärts anheimgefallen war, raffte sie sich gegen den Beginn des folgenden Jahrhunderts zu einem neuen Stile auf, der von Italien ausging und, mit geringen Abweichungen, fast zweihundert Jahre lang die Welt beherrschte. Fortan sollte jedes plastische Werk unter allen Umständen lebhaft, ja leidenschaftlich bewegt sein, sollte den Ausdruck innerer Erregung durch Geberde, Haltung und Stellung zum gewaltsamen Affect steigern. Die naturalistische Richtung der modernen Zeit verlangte dabei die erdenklichste Lebenswahrheit in der Formbehandlung, die aber gleichwohl bei männlichen Gestalten durch schwülstig übertriebene Musculatur, bei weiblichen durch eine widerlich üppige, glatte und im Einzelnen äußerst gezierte Behandlung sogleich wieder in einen neuen Manierismus umschlug. Dabei war die Drappirung überladen, bauschig und der natürlichen Form hinderlich. Prunkvolle, aber innerlich hohle Werke brachte diese sogenannte Renaissancezeit in Menge hervor, und es bleibt um so mehr zu verwundern, wenn einzelne tüchtige Künstler sich einfach und natürlich in ihren Werken halten.



Der große Kurfürst von Schlüter.

Deutschland besitzt aus den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts eine große Menge von Grabdenkmälern in Kirchen und Domen. An gediegeneren Arbeiten dieser Art sind namentlich die Dome zu Cöln, Mainz und Würzburg besonders reich. Aus der letzten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, wo namentlich die Einflüsse der Niederländer, unter welchen im 15. und 16. Jahrhundert die Genremalerei ihre höchsten Triumphe feierte, sich vortheilhaft geltend machen, ist die Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke in Berlin hervorzuheben, welche von A. Schlüter, einem der größten Künstler je-

ner Zeit, der in der Architektur und Plastik gleich Treffliches leistete, gefertigt ist.

Aus der affectirten Süßlichkeit, in welche die Plastik des 18. Jahrhunderts im Allgemeinen versunken war, lenkte zuerst der Venetianer Antonio Canova 1757—1822 zu einer reineren classischen Empfindung über. Besonders in der Darstellung weiblicher Schönheit erreichte er eine gefällige Grazie, die indeß noch durch einen Nachhall der früheren überzierlichen Manier und durch elegante Glätte getrübt wird. Sein Einfluß auf die Zeitgenossen war ein überaus durchgreifender und wenige Plastiker seiner Epoche blieben davon unberührt. Am reinsten tritt derselbe bei Dannecker hervor, der besonders in weiblichen Gestalten, wie in der berühmten Ariadne, eine reinere Anmuth entfaltete und zugleich im Porträtfache durch feineren Natursinn und edle Charakteristik sich auszeichnet. In den Geist classischer Kunst drang der Däne Thorwaldsen wie kein Andrer ein. Von deutschen Bildhauern aus der neuesten Zeit stehen noch Schadow, Rauch, Rietschel und Schwanthaler auf der Höhe der Meisterschaft. —

Indem wir unsre Uebersicht schließen, wiederholen wir das in der Einleitung in Bezug auf das Lübke'sche Werk gesagte. Wir gaben nur ein mageres Referat dessen, was er in Bezug auf plastische Kunst ausführlich mittheilt; in gleicher Vortrefflichkeit sind die ungleich reicheren Richtungen des architektonischen und malerischen Kunstschaffens behandelt. Die dem Werke beigegebenen zahlreichen und sehr gut ausgeführten Holzschnitte, von denen wir einige beifügten, tragen wesentlich zur Erläuterung bei. Somit sei denn dies ausgezeichnete, reichhaltige und dabei würdig ausgestattete Buch dem deutschen Publicum bestens empfohlen.

Literarisches.

Schiller-Denkmal. 2 Bände. Berlin, Riegel's Verlagsbuchhandlung.

Die Redaction dieses Denkmals (Dr. Karl Tropus), scheint bei der Zusammenstellung zwei Hauptaufgaben im Auge gehabt zu haben; erstens eine möglichst vollständige Uebersicht der Ausbreitung, welche die große Feier hatte, wozu aus allen Theilen Deutschlands und den Hauptstädten des Auslandes Beiträge aufgenommen wurden; und zweitens eine Darstellung der öffentlichen Stimmung, wie sie sich namentlich in den Festreden der hervorragendsten Männer unserer Nation kund gab. Die erste Rücksicht nöthigte allerdings zur Aufnahme manches unbedeutenden Productes, aber sie war dennoch eine sehr lobenswerthe, da grade die Allgemeinheit der Feier derselben ihre höchste Bedeutung gab. Der eigentlich charakteristische Werth des Denkmals liegt jedoch hauptsächlich in den größeren Reden, worin für spätere Zeiten ein durchaus getreues und interessantes Bild der innern Beweggründe niedergelegt ist, welche diese Feier so erhebend gestalteten und ihr das Gepräge einer momentan in der Idee vollzogenen Verwirklichung der höchsten Wünsche des ganzen deutschen Volkes gab. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist das Schillerdenkmal nicht nur für alle Diejenigen, welche bei der Feier betheiligt waren, ein schönes Erinnerungszeichen, es ist auch für die Zukunft von culturhistorischem Werthe und wird immer zum Beweise dienen für eine nationale Kundgebung der edelsten Art.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern, dargestellt von H. A. Berlepsch. Mit 16 Illustrationen nach Originalzeichnungen von E. Rittmeyer. Leipzig, H. Costenoble.

In einer Anzahl von trefflich abgerundeten und im populären Sinne gehaltenen Aufsätzen werden hier Schilderungen des Natur- und Menschenlebens in den Alpengegenden geboten, und der Herausgeber belehrt uns darin ebensowohl über die geologischen, meteorologischen und botanischen Verhältnisse, wie über das Jäger- und Hirtenleben daselbst. Der Sorgfalt in der Zusammenstellung des Textes stehen die wirklich ausgezeichneten Bilder würdig zur Seite und die ganze Ausstattung des Werkes ist eine durchaus geschmackvolle und gediegene.

Die Insel der Heiligen. Von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke.

Der Verfasser hat durch wiederholte Reisen in Irland Land und Volk daselbst genau kennen gelernt und bietet auch in dem vorliegenden Werke wieder Naturbilder, Traditionen und Volksdichtungen von Irland, deren Schilderung in seiner bekannten gefälligen und unterhaltenden Weise gehalten ist. Namentlich wirkt die Beschreibung der Seen von Killarney, des Paradieses von Irland, voll unbeschreiblicher Schönheit, durch den poetischen Schwung in der Darstellung sehr anziehend.



Die calorische Maschine.

Von

Dr. Wilhelm Hamm.

Es ist ein bekanntes Naturgesetz, daß sämmtliche Körper durch den Einfluß der Wärme oder Temperaturerhöhung sich ausdehnen, ihr Volumen erweitern. Dieses Vermögen der Ausdehnung oder Expansion besitzen die luftförmigen Körper in stärkerm Grade wie die festen und flüssigen, weil bei ihnen die Wirkung der Cohäsionskraft wegfällt. Den Ausdehnungscoefficienten der gewöhnlichen, wasserfreien atmosphärischen Luft bestimmte früherhin Gay Lussac auf 0,375; spätere Versuche von Rudberg fanden die Ziffer 0,365; die neuesten, von Magnus und Regnault unabhängig von einander angestellten Forschungen ergaben mit merkwürdiger Uebereinstimmung 0,366 als Expansionscoefficienten der Luft und aller trockenen Gase, das will sagen, bei einer Temperaturerhöhung der Luft von 0 Grad auf 100 Grad dehnt sie sich um 0,366 oder nahezu $^{11}/_{30}$ ihres Volumens aus. Bei diesem Vorgang entwickelt sich eine Kraft, welche man Expansionskraft erhitzter Luft nennt, das Ausdehnungsvermögen der letzteren ist unbeschränkt, wie dasjenige der Wasserdämpfe; wenn nun die Spannkraft dieser letzteren zum Betrieb von Bewegungsmaschinen mit einem Erfolg benutzt worden ist, welcher ganz ohne Beispiel in der Geschichte der menschlichen Thätigkeit ist, so lag der Gedanke nahe, die Expansionsfähigkeit der Luft anstatt der Wasserdämpfe bei der Construction von Motoren zu benutzen. In der That ist derselbe so alt wie die Erfindung der Dampfmaschine.

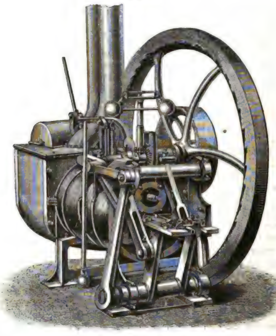
Schon im vorigen Jahrhundert tauchten verschiedene Vorschläge zu seiner Verwirklichung auf; allein es kam niemals zur Ausführung irgend eines desselben bis in das Jahr 1827, wo John Stirling in Birmingham ein Patent erhielt für die „Construction eines Mechanismus zur Benutzung des Expansionsvermögens der Luft als Triebkraft.“ Wirklich war auch die von ihm erfundene Maschine nach der Angabe des Mechanics Magazine mehrere Monate lang in Thätigkeit, hatte jedoch einen so geringen Nutzeffect und arbeitete so ungleichmäßig, daß man sie gleich von vornherein nur als ein physikalisches Experiment betrachtete, nicht werth der Beachtung für die Männer der Praxis. Im Jahre 1833 ward ein neuer Versuch bekannt. Diesmal war es ein junger schwedischer Ingenieur, *Johann Ericson*, der in London unter dem beifälligen Schutz der Chemiker und Techniker Faraday und Ure, eine Heißlufttriebmaschine aufstellte und in Gang brachte. Sie theilte das Schicksal der frühern Erfindung; ihr Constructeur verlor sogar dadurch alles Zutrauen in der britischen Welt der Technik und wandte sich mißmuthig nach Nordamerika. Hier gelang es ihm bald, sich einen bedeutenden Ruf als Ingenieur und eine sehr geachtete, unabhängige Stellung zu erwerben. Allein Ericson war damit nicht zufrieden, er hatte sich von Jugend an eine Lebensaufgabe gestellt und verfolgte deren Ziel mit aller Consequenz eines eisernen Charakters; es war die Anwendung der erhitzten Luft als Triebkraft in der Praxis. Im Jahre

1848 war die erste „Caloric engine“ endlich fertig, nominell von fünf Pferdekraft, aufgestellt in der Eisengießerei von Hoggs in New-York zum Betrieb des Ventilators. Das unscheinbare Ding arbeitete, wenn auch noch nicht regelrecht und zufriedenstellend, doch so, daß es Aufsehen erregte und Hoffnungen für die Zukunft gab; schon im Jahre darauf stand eine zweite calorische Maschine fertig in den Werkstätten der Maschinenfabrik von Hoggs und Delamater, die sich gänzlich auf den Bau derselben eingerichtet hatte; diese besaß sechzig Pferdekraft und erweckte allgemeine Bewunderung, wahrscheinlich aber ließ man Zuschauer nur dann hinzu, wenn ihre Thätigkeit durch Nachhilfe völlig gesichert war, was nebenbei bemerkt werden mag. Nunmehr schien die Erfindung befestigt, die Presse trat für sie ein, über die ganze Welt verbreitete sich die frohe Botschaft von der Entdeckung eines vortheilhaften Ersatzes der Dampfkraft, und der Name „Ericson“ glänzte als ein Stern erster Größe neben denen von Watt, Stephenson, Macpherson. Freilich nicht ohne Widerspruch; es fehlte nicht an gewichtigen Stimmen, welche der neuen Erfindung jeden praktischen Werth absprachen; neben den britischen waren es besonders deutsche Ingenieure, welche Zweifel erhoben. Begründung schienen diese zu finden durch die Thätigkeit der in der London Universal Exhibition 1851 ausgestellten Ericson'schen calorischen Maschine, auf welche Ed. Dunn das Patent erhalten hatte. Diese arbeitete unregelmäßig und mit so schwachem Nutzeffect, daß die Mehrzahl der Sachverständigen sie, bei aller Anerkennung der sinnreichen Construction, für eine Tändelei ohne Zukunft erklärte. Ohne den Unterschied im Volkscharakter wäre damit wahrscheinlich die Erfindung bei Seite gelegt worden. Aber während man dies in Europa wirklich mit ihr that, verfuhr man ganz anders in Nordamerika; sobald sich daselbst einmal herausgestellt hatte, daß die Sache ging, wenn auch noch nicht vollkommen, so war der Enthusiasmus dafür da und blieb wach; mit ihm kam die liberalste Unterstützung. Der New-Yorker Kaufmann Kitching bot alsbald Ericson einen Vorschuß von 300,000 Dollars an, das Marineamt that das Seinige, und mit den freudigsten Aussichten schritt der Erfinder zur Erbauung eines großen Schiffes mit der bewegenden Kraft calorischer Maschinen. Dasselbe, auf den Werften von Hoggs und Delamater gebaut, war in den größten Dimensionen angelegt, sein Gehalt 2200 Tonnen, zwei doppelte calorische Maschinen sollten einen Effect von 600 Pferdekraft ergeben. Im Februar 1853 lief der „Ericson,“ so war das „calorische Schiff“ getauft worden, vom Stapel; nachdem Tausende von Neugierigen und Fachmännern dasselbe in dem Dock besichtigt hatten, trat es seine Probefahrt an, begleitet von einer durch die Behörde ernannten Commission, von Abgeordneten des Marineministeriums, von vielen Gelehrten, Ingenieuren u. s. w. Bei ungünstigem Wetter gelang die Fahrt ziemlich gut; ihr Ziel war Alexandria, der Hafen von Washington in der Chesapeakebai. Indessen hatten sich verschiedene größere Uebelstände herausgestellt; die Maschinen entwickelten nicht mehr als die Hälfte der nominellen Kraft, ihr ungeheueres Gewicht beschwerte das Schiff so sehr, daß es an Geschwindigkeit sich mit keinem Dampfboot messen konnte, es kamen häufige Stockungen vor u. s. w. Das Urtheil der Commission und der Gelehrten sprach sich mit aller Schonung gegen die Einführung der Heißlufttriebkraft für Schiffsmaschinen aus, es erklärte mit einem Wort die Erfindung für noch unreif. Zwar strengte nunmehr Ericson alle Mittel an, um sie durch mannigfache Veränderungen über Wasser zu halten; aber vergebens. Eine zweite Probefahrt des calorischen Schiffes fiel noch minder befriedigend aus als die erste, und so ward der stolze „Ericson,“ wenige Monate nachdem er die Augen der ganzen Welt auf sich gezogen, in aller Stille in ein ganz gewöhnliches Dampfboot verwandelt. Da dieses Resultat mit den Voraussagungen der europäischen Ingenieure völlig harmonirte, so gerieth alsbald die ganze Erfindung in Vergessenheit; Niemand in der alten Welt dachte mehr an die calorische Maschine, wenn nicht einzelne, ebenfalls unglückliche Nachbildner und Nacherfinder, so Newton, Napier und Rankine, Randolph u. s. w. in England und Schottland.

Der Erfinder, Ericson, dachte aber wohl noch daran, er war sogar gezwungen, daran zu denken; denn während der kurzen Zeit des Ruhmesgipfels der Caloric-Engine hatte er nahezu an vierhundert Aufträge darauf aus allen Theilen der Vereinigten Staaten angenommen und einen beträchtlichen Theil des Aufgeldes in das calorische Schiff verwendet. Neben der Nothwendigkeit stachelte ihn aber

auch der Ehrgeiz, die Gewißheit, daß der Grundgedanke seiner Bestrebungen ein richtiger, haltbarer sei. Aber gewarnt durch die frühern Erfahrungen, arbeitete er nunmehr ganz geräuschlos, ohne den mindesten Lärm in der Presse, an dem Weiterbau oder der Umgestaltung seiner Erfindung fort. Und siehe, im Jahre 1859 ward man auf einmal in Europa durch die Nachricht überrascht, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schon nahezu tausend, in New-York allein über 150 calorische Maschinen in voller, zufriedenstellender Thätigkeit seien, daß eine bedeutende Anzahl von Maschinenfabriken sich bloß auf deren Anfertigung geworfen habe, diese mit der Nachfrage von Tag zu Tag wachse und das allgemeine Urtheil sich auf das Günstigste über die neue Triebkraft ausspreche. Dieselbe werde von den speculativen Amerikanern schon zu den verschiedensten Zwecken verwendet, für die bisher andere Motoren als die Menschenkraft nicht oder wenig üblich waren, zum Beispiel zum Betrieb von Nähmaschinen, von Hauspumpen und Aufzügen, von Pressen verschiedenster Art; überhaupt aber und vorzugsweise nur für geringere Kraftleistungen, bei welchen sie jedoch einen entschiedenen Vorzug gegenüber den Dampfmaschinen behaupte. Alle diese Angaben bestätigten sich vollkommen. Es ging aber auch aus ihnen für den Kundigen mit Gewißheit hervor, daß das System der calorischen Maschine eine totale Umwandlung erfahren haben müsse. Um diese zu verstehen, ist es nothwendig, daß wir ganz in der Kürze die wesentlichen Grundzüge der ältern Construction kennen lernen, ehe wir zur Beschreibung der neuen, gegenwärtigen, übergehen.

Fig. 1.



Calorische Maschine, perspectivische Ansicht.

Ericson's anfängliche Grundidee war, die Ausdehnung erhitzter Luft zur Erzeugung eines Kolbenspieles in einem Cylinder dermaßen zu benutzen, daß dabei die einmal producirte Wärme keinen weitern Verlust zu erleiden habe, wie den unumgänglichen durch Strahlung und Fugen, daher die Feuerung bloß zur Deckung des letztern dienen solle. Diesem sinnreichen Plan, dessen vollkommenere Ausführung allerdings sämmtliche bisher erzeugten Triebkräfte in Schatten gestellt haben würde, entsprach jedoch die dazu ge-

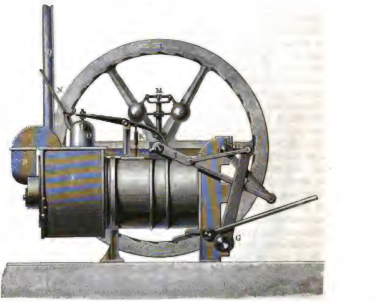
wählte Construction nicht. Sie bestand im Wesentlichen in den sogenannten Regeneratoren, einem System von zahlreichen feinen Drahtgeweben, und deren Wirkung fußte auf dem nämlichen Princip, nach welchem die Davy'sche Lampe Sicherheit gewährt. Die erhitzte Luft, indem sie durch einen der Regeneratoren streicht — es waren deren immer zwei angewendet — gibt ihre Wärme an die unzähligen sich kreuzenden Drahtfäden ab, diese sammeln die Wärme, werden nach und nach glühend, während die sie passirt habende Luft abgekühlt ist. Der Strom der Luft wechselt in gewissen Perioden; sobald ein Regenerator hinreichende Hitze gesammelt hat, schlägt jener den umgekehrten Weg ein; die abgekühlte Luft empfängt von den glühenden Drahtgeweben wieder so viel Wärme, als zu ihrer nothwendigen Expansion hinreicht. — Dieser Hauptheil der ältern Construction der calorischen Maschine war es aber grade, welcher ihre Achillesferse bildete; er functionirte stets nur eine Zeit lang richtig und zufriedenstellend, nutzte sich jedoch sehr schnell ab und gab Anlaß zu fortwährenden Stockungen und Reparaturen. Die andern Uebelstände, unter welchen die schnelle Abnutzung der Kolben durch die Einwirkung der directen Hitze obenan stand, hoffte Ericson zu beseitigen, jenen der Regeneratoren vermochte er aber nicht zu vermindern. Nach zahllosen Experimenten mußte er sich also entschließen, dieselben ganz aufzugeben. Es ist nicht zu leugnen, daß damit allerdings der beste Theil des Grundgedankens der neuen Erfindung geopfert worden ist, und daß die letztere erst dann ihren wirklichen Höhepunkt erreichen wird, wenn jener schließlich doch noch zur Verwirklichung kommt. Wie man vernimmt, ist Ericson immer noch rastlos damit beschäftigt.

Die neue, jetzige Construction der calorischen Maschine ist eine wesentlich einfachere wie diejenige der frühern, ist zugleich auch einfacher wie die Dampfmaschine. Mit Hilfe der Abbildungen wollen wir es versuchen, ein auch dem Laien verständliches, anschauliches Gemälde davon zu entwerfen, mit Uebergehung und Weglassung alles Dessen, was für unsern speciellen Zweck nicht bedeutend erscheint. Die calorische Maschine in ihrer gegenwärtigen Gestalt besteht aus einem solid gelagerten und fundamentirten Cylinder von Gußeisen mit den verschiedenen zur Kraftübertragung nöthigen Außenstücken. Jener zerfällt in zwei Räume, den Heizraum und den Kolbengangraum. Der Heizraum A ist ein liegender cylindrischer Ofen mit Rost; er wird gewöhnlich und am besten mit Gascoaks gefeuert; die Flamme umspielt den ganzen hintern Theil des Cylinders, aufsteigend durch B in der durch Pfeile angedeuteten Richtung (vergl. Abbildung 3, Längendurchschnitt). Der Speisekolben C besteht ebenfalls aus einem liegenden Cylinder, welcher sich über den des Feuerungsraumes schiebt, ohne bis an's Ende zu gelangen; seinen Kern bildet ein schlecht wärmeleitendes Material, Holz und Kohlenpulver, von Metallscheiben umgeben; er hat keine andere Aufgabe, wie den Zutritt frischer Luft an die Heizfläche zu sichern und den Arbeitskolben vor der directen Einwirkung der erhitzten Luft zu beschützen, also den Dichtgang des Arbeitskolbens bei einfacher Lederung und Talgschmiere dauernd zu erhalten; dies wird genügend durch jene schlechten Wärmeleiter erzielt. Der Arbeitskolben D ist der eigentliche Vermittler der Kraftübertragung, mit welcher der Speisekolben nichts zu thun hat; er geht daher so streng im Cylinder wie ein Dampfmaschinenkolben. Wesentlich sind in ihm die beiden aus Stahl gefertigten Ventile E E. Die Stange F ist beiden Kolben gemeinschaftlich. Die Arbeit der bisher beschriebenen Maschinentheile ist die folgende: Die Ausdehnung der erhitzten Luft treibt die beiden Kolben vorwärts; ihre Rückwärtsbewegung wird vermittelt durch das besonders schwere, in seinem Kranz durch Bleiversenkung ungleich belastete Schwungrad L; der Speisekolben bewegt sich schneller zurück als der Arbeitskolben; sein Druck öffnet das Ausgangsventil O, durch welches die heiße Luft entweicht. Die rasche Fortbewegung des Speisekolbens erzeugt zwischen ihm und dem Arbeitskolben einen Raum mit sehr verdünnter Luft; in Folge dessen öffnet der Druck der Atmosphäre die beiden Ventile E E des Arbeitskolbens und es strömt durch sie frische Luft in den Cylinder. Mittlerweile ist der Speisekolben am Ende seines Hubs angelangt und fängt wieder an, sich dem Arbeitskolben entgegenzubewegen; die Luft zwischen beiden wird comprimirt und ihr Druck öffnet das die ganze Peripherie des Speisekolbens umfassende Ringventil p p, dessen Leistung mit derjenigen des Schiebers an einer Dampfmaschine verglichen werden kann; die Luft zwischen den beiden Kolben tritt vermittelst schräger Hohlkehlen im ganzen Mantel des Speisekolbens zwischen diesen und

die glühende Feuerwand, empfängt Wärme von derselben, dehnt sich aus und treibt die Kolben vorwärts, indem zugleich ihr Druck das Ringventil des Speisekolbens wiederum schließt. Ein System von Hebelwellen G, Bläuelstangen H setzt die Kolbenstange mit der Kurbel I des Schwungrades L in Verbindung. Letzteres ist ein integrirender Theil der Maschine, deren Wirkung einfach ist; es vermittelt nicht nur den Rückgang der Kolben, ist im Wesentlichen die ganze Construction der calorischen Maschine, wie dieselbe heutzutage gebaut wird; hoffentlich ist es uns gelungen, den Lesern davon und von der Art ihrer Wirkung ein hinlänglich klares, wenn auch bloß übersichtliches Bild zu entwerfen.

Betrachten wir den ganzen Bau, die Feuerungseinrichtung, den Gang der calorischen Maschine genauer, so müssen uns sofort mehrere sehr hervortretende Unterschei-

Fig. 2.

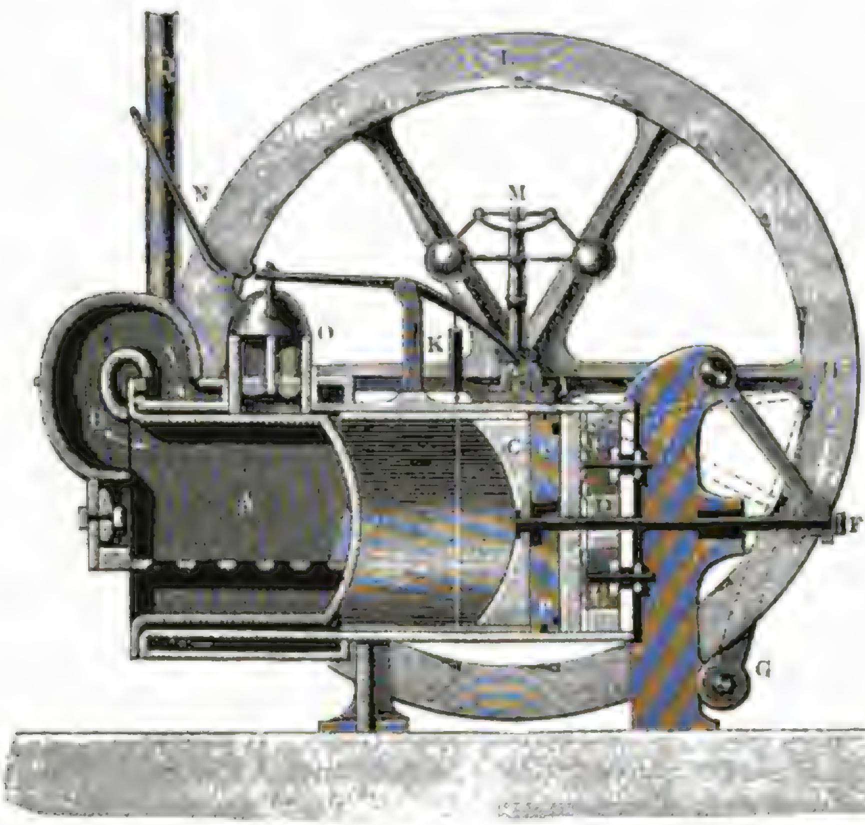


Seitenaufriß.

sondern bedingt auch die Regelmäßigkeit des Ganges, welche unterstützt wird durch den Kugelregulator M, der ein kleines Ventil im Cylinder regiert, und vermittelt durch Verrückung seines Schwerpunktes beim Andrehen das Ingangsetzen der Maschine. Ein Federmanometer ist bei K angebracht; außerdem zeigt ein Thermometer, der in den hintern Cylinder eingelassen ist, den jeweiligen Temperaturgrad der erhitzten Luft. Mittelst des Hebels N, der das Ausgangsventil O öffnet, kann die Maschine alsbald außer Thätigkeit gebracht werden. Der geringe Rauch, welchen die Feuerung erzeugt, wird durch das Rohr Q abgeführt, dessen Dimensionen diejenigen eines gewöhnlichen Ofenrohres nicht zu übersteigen brauchen. Dies dungsmerkmale von den Dampfmaschinen auffallen. Der erste, deutlichste Unterschied ist der: Bei der Benutzung des Wasserdampfes als Triebkraft ist es, bevor man die letztere gewinnt, stets zuerst nothwendig, das tropfbar flüssige Wasser in elastisch flüssigen Dampf umzuwandeln, dann aber, diese nunmehr erzeugte feuchte Luft durch Wärmezufuhr in eine größere Spannung zu bringen, als diejenige der atmosphärischen Luft beträgt. Es ist augenscheinlich, daß der zu dem ersten Theil dieses Processes nothwendige Wärmeaufwand ein reiner Verlust für den Zweck, die Production der Kraft, ist; eben so gewiß ist aber auch, daß derselbe den größern Theil der überhaupt erforderlichen Wärme in Anspruch nimmt. Bei der Luftexpansionsmaschine

hingegen fällt ein solcher Wärmeverlust ganz weg, ihre erhitzte Luft wirkt unmittelbar; folglich muß sie gegenüber der Dampfmaschine eine große Ersparniß an Brennmaterial erzielen. Dies thut sie auch in der That; es ist durch die Erfahrung erwiesen, daß die calorische Maschine höchstens den dritten Theil des Heizstoffes verzehrt wie eine Dampfmaschine von gleicher Leistungsfähigkeit. Selbst die mit den ungünstigsten theoretischen Unterlagen angestellten Effectsberechnungen haben stets eine Brennmaterialsersparniß von 50 bis 55 Procent für die calorische Maschine ergeben; die Praxis ergibt dieselbe aber noch bedeutend größer. Eine vierpferdekräftige calorische Maschine, welche seit zwei Monaten unter den Augen des Verfassers arbeitet und von demselben genau beobachtet worden ist, bedurfte im Durchschnitt von 60 Tagen niemals mehr als 8 preußische Scheffel Zünder, richtiger Sinter, oder Waschcoaks (à 7½ bis 10 Silbergroschen) für 12 Stunden Arbeitszeit, also per Stunde und Pferdekraft genau 0,1875. Nächst dem wichtigsten Vortheil der Brennstoffersparniß erscheint eben so beachtenswerth derjenige der Verhütung jeder Gefahr. Da kein Kessel vorhanden ist, kann auch keiner explodiren, Feuersgefahr ist nicht die mindeste zu besorgen, wenigstens nicht mehr wie bei jedem gewöhnlichen Heizapparat. Demzufolge bedarf es auch zur Aufstellung calorischer Maschinen nicht der Weitläufigkeiten und Scherereien wie bei Dampfmaschinen; sie können, zumal sie keinen großen Raum, keine besonderen Baulichkeiten beanspruchen, überall ohne Anstand placirt werden, selbst in dem dichtesten Häusergemeng volkreicher Städte; obrigkeitlicher Concession dazu bedarf es nicht, so wenig wie der vorherigen Prüfung und spätern polizeilichen Ueberwachung. Da der Rauch durch jede gewöhnliche Esse abgeführt werden kann, so fallen die kostspieligen hohen Schornsteine der Dampfmaschinen weg, da kein Wasser gebraucht

Fig. 8.



Längendurchschnitt.

A der Feuerraum mit dem Rost; die Flamme umspielt den Cylinder in der Richtung der Pfeile und zwar vermittelst der Zugröhre B. Der Ofen ist hermetisch verschließbar. C ist der Speisekolben; D der Arbeitskolben, darin die beiden Stahlblechventile E, E; die Stange F ist beiden Kolben gemeinschaftlich. G Hebel, durch H mit I, der Kurbel der Schwungradwelle in Verbindung, auf die Kolbenstange F wirkend. K ist ein Federmanometer. L das Schwungrad, am innern Kranz eingekerbt. M der Regulator, der durch Oeffnung eines Ventils jede unregelmäßige Geschwindigkeit verhütet. N Hebel zum sofortigen Stillstand der Maschine durch Oeffnung des Ausgangsventils O, welches die verbrauchte heiße Luft entführt. Das stählerne Ringventil p des Speisekolbens vermittelt den Zugang frischer Luft an Stelle der verbrauchten in den Raum zwischen Speisekolben und Feuerwand. Der geringe Rauch entweicht durch das Ofenrohr Q.

wird, sind Brunnen, Reservoirs, Kesselhäuser unnöthig. Die Ersparniß steigert sich noch durch die leichtermöglichte vortheilhafte Nachverwendung der gebrauchten heißen Luft, welche zur Heizung von Localitäten, Trockenstuben, Oefen u. s. w. sehr leicht und mit viel geringern Umständen, Kosten und Vorsichtsmaßregeln benutzt werden kann wie der abgehende Dampf der Dampfmaschine. Die calorische Maschine nimmt auch einen viel geringern Raum in Anspruch wie die letztere; ihre Behandlung verlangt keinen dazu angelernten Heizer, sondern kann alsbald jedem beliebigen Arbeiter anvertraut werden. Sie verursacht keine Belästigung der Adjacenten, beeinträchtigt nicht das Pflanzenwachsthum und die Gesundheit der Menschen in ihrer Umgebung und malt nicht mit qualmenden Wolken des schwarzen Goldes die Städte in eintöniges Düster. Ständen calorische an der Stelle der Dampfmaschinen, so wäre Manchester's Himmel bloß der natürliche Nebel Altengland's, nicht der künstliche einer stickenden Kohlenatmosphäre. Endlich sind auch die Leistungen der calorischen Maschinen, gute Construction und sorgfältige Bedienung vorausgesetzt, durchaus befriedigend und stehen in nichts denjenigen von Dampfmaschinen gleicher Stärke nach. Grade in dieser Hinsicht sind früher — auch jetzt noch! — die größten Einwendungen erhoben, die meisten Zweifel ausgesprochen worden. Diese sind widerlegt sowohl durch die theoretischen Berechnungen des Nutzeffects von Seiten verschiedener tüchtiger deutscher Ingenieure (Claus in Braunschweig, Mestern in Wilhelmshütte, Boetius in Hamburg) als auch durch verschiedene dynamometrische Messungen (in Buckau, Dresden, Chemnitz), welche das richtige Verhältniß der Kraftäußerung der Maschinen zu ihren Dimensionen außer alle Frage gestellt haben. Im Nutzeffect steht die calorische Maschine der Dampfmaschine völlig gleich.

Faßt man alle diese hervorgehobenen Punkte zu Gunsten der calorischen Maschine zusammen, so könnte man leicht zu der irrigen Meinung verleitet werden, sie sei der Motor des goldenen Zeitalters. Allein wo Licht ist, da findet sich auch Schatten; die calorische Maschine hat bei allen ihren Vorzügen noch lange nicht das Recht, ein vollkommener Mechanismus zu heißen, im Gegentheil ist sie noch mit vielen ernsten Mängeln behaftet, welche ihrer allgemeinen Verbreitung eine feste Schranke setzen und die Dampfmaschine in ihrem alterworbenen Rechte nicht entfernt beeinträchtigen können. Ihre Feuerungseinrichtung ist unstreitig ihr schwächster Theil und noch großer Verbesserungen fähig. Es würde keine Schwierigkeit haben, die gebrauchte heiße Luft wenigstens theilweise wieder zur Speisung der Flamme auf dem Roste zu verwenden, auch ist von competenter Seite der beachtenswerthe Vorschlag gemacht worden, die atmosphärische Luft vor ihrer Erhitzung bedeutend, um mehrere Atmosphären, zu comprimiren; in Folge dessen würden sich die Dimensionen der Maschine, die mit der Anzahl der Pferdekräfte sehr wachsen, verringern, die Leistungsfähigkeit aber gleichzeitig sich erhöhen lassen. Eine Vereinfachung der Construction ist von Lauberau in Paris dadurch versucht worden, daß nicht in Folge jedes Kolbenhubs eine erneuerte Zufuhr von frischer Luft stattfindet, wie bei der ursprünglichen Ericson'schen Maschine, sondern eine in einem geschlossenen Behälter befindliche Luftmasse bei jedem Niedergehen des Kolbens in einen erhitzten Raum getrieben, nach ihrer Expansion und Wirkung aber durch eine Condensationsvorrichtung wieder abgekühlt wird und demnach stets auf's Neue zur Verwendung gelangt. Einer allgemeinern Anwendung der Maschine steht bedeutend die bis jetzt noch nicht überwundene Unmöglichkeit entgegen, sie auf stärkere Kraftäußerungen einzurichten. Sobald nämlich der Durchmesser des Cylinders 32 Zoll übersteigt, so entsteht und wächst die Schwierigkeit, dem Arbeitskolben den gehörigen Dichtgang zu geben; der Speisekolben nutzt sich dann zu rasch ab, der Arbeitskolben wird angegriffen, keine Dichtung hält mehr. Stärkere calorische Maschinen als von sechs Pferdekraft baut man daher gegenwärtig nicht; diese haben doppelte Cylinder von 32 Zoll Diameter; schon von vier Pferdekraft an wählt man die letztere Vorrichtung mit 24 Zoll Durchmesser, um möglichst sicher zu gehen. Für alle größern Kraftleistungen wird daher die Dampfmaschine vor der Hand durch die calorische nicht ersetzt werden können. Die Abnutzung der letztern ist trotz vielfacher Verbesserungen in dieser Hinsicht immer noch eine bedeutende, namentlich leiden die Feuerplatten, der Mantel und der Kern des Speisecylinders, doch sind Reparaturen weder schwierig noch kostspielig; rathsam ist es, immer Reserven bei der Hand zu haben. Auch der Bedarf an Schmierung ist bei der calorischen Maschine größer wie bei der Dampfmaschine. Das

widerwärtige Geräusch, das die überseeische Construction der calorischen Maschine unausweichbar im Gefolge hat, herrührend von der Bewegung der Hebelwerke, dem Klappen der Ventile, dem Schlagwerk, welches das Ausgangsventil öffnet und verschließt u. s. w., ist bei den deutschen Nachbildungen durch zweckmäßige Anwendung verschiedenartigen Metalls, Verringerung der Reibung u. s. w. auf ein Minimum reducirt worden, aber immer noch sehr unleidlich. Die Amerikaner kümmern sich um jenes gar nicht, bestreben sich daher auch nicht, es hinwegzubringen.

Die Einführung der calorischen Maschine in Deutschland datirt erst von dem Anfang des Jahres 1860; die erste wurde gebaut von der Maschinenfabrik zu Buckau. Die Resultate ihres Betriebs waren außerordentlich günstig; alsbald bemächtigte sich eine große Anzahl von Werkstätten der neuen Erfindung; es gibt wenige Beispiele schnellerer Verbreitung neuer Mechanismen wie die der calorischen Maschine in Deutschland. Schon gegenwärtig sind hier Hunderte davon in Gebrauch, über ein Jahr werden es Tausende sein. Nächst dem Fabricat von Buckau zeichnet sich vorzugsweise das der Wilhelmshütte bei Sprottau in Schlesien durch besondere Solidität, Eleganz der Ausführung und Anbringung der wesentlichsten Verbesserungen aus. Die Preise der calorischen Maschine durchlaufen die Scala von 400 Thaler bei ein halb bis 2600 Thaler bei sechs Pferdekraft. Außer in Deutschland haben sie sich am meisten in Schweden, dem Vaterland des Erfinders, und in Frankreich eingebürgert. Dagegen hat sie England unbegreiflicherweise bisher fern von sich gehalten; es ist mir noch nirgendwo eine Nachricht zu Gesicht gekommen, daß man sie auch dort schon anfertige, dagegen kenne ich die Geringschätzung, mit welcher die großen britischen Dampfmaschinenfabrikanten auf die neue Concurrenz herabblicken; sie ist erklärlich, wird aber gegenüber dem durch die Erfahrung bestätigten Interesse nicht Stand halten können.

Der besondere Anklang, welchen die calorische Maschine in Deutschland gefunden hat, rührt vorzugsweise davon her, daß sie eine Lücke ausfüllt, welche die Dampfmaschinen lassen. Je geringer nämlich der Kraftanspruch an letztere ist, um so weniger Menschenkräfte sie zu ersetzen berufen sind, um so unvortheilhafter und kostspieliger gestaltet sich ihr Betrieb, während der umgekehrte Fall mit der Zunahme ihrer Leistungsfähigkeit eintritt. Grade aber für jenen kleinern Kraftbedarf von ein halb bis sechs Pferdekräften eignet sich die calorische Maschine ganz vortrefflich. Auf Grund ihres billigen Anlagecapitals und ihrer großen Brennmaterialersparung ist sie daher das passendste Triebwerk für alle kleinern Etablissements, welche dadurch befähigt werden, mit den größern erfolgreich in die Schranken zu treten. Die nationalökonomische Bedeutung, welche in dieser Hinsicht der calorischen Maschine beigelegt werden muß, ist ungemein groß; sie wird, als des „kleinen Mannes Motor," das Uebergewicht des Capitals verhältnißmäßig ausgleichen und der Intelligenz des Handwerks gegenüber der Fabrik zu ihrem Rechte verhelfen. Sie ist dazu bestimmt, eine Menge von theils lästigen, theils schädlichen Verrichtungen zu übernehmen, welche bisher der menschlichen, das heißt thierischen Kraft aufgebürdet waren, zum Beispiel Schwungradandrehen an Druckerpressen und Werkzeugmaschinen. Sie wird dem strebsamen Manne, dessen Verhältnisse es nicht gestatten, außerhalb der Stadt ein großes Etablissement anzulegen, den vollständigen Ersatz dafür bieten, wenn er sie in einer Ecke seiner Werkstatt placirt und sie zugleich als Ofen für alle seine Räume benutzt. Sie wird endlich da, wo die Dampfmaschine wegen Feuersgefahr unzulässig erschien, also in Wirthschaftshöfen, Scheunen, bei Getreideschobern u. s. w. hinreichende Triebkraft gewähren, um Arbeiten auszuführen, wie zum Beispiel Dreschen, bei welchen Gewinn an Zeit stets einen höhern Gewinn an Geld involvirt; da sie zugleich transportabel ist und zweifelsohne auch locomobil eingerichtet werden wird, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie auch dem Landbau dereinst große Dienste zu leisten berufen ist.

Das allgemeine Aufsehen, welches die calorische Maschine gegenwärtig überall in Deutschland erregt, wird deren eingehende Behandlung in diesen jedem Fortschritt offenen Heften hinreichend rechtfertigen. *)

*) Wir behalten uns vor, da eine Ueberschätzung der bereits mit der calorischen Maschine erreichten Erfolge nicht in unserer Absicht liegt, in einem der nächsten Hefte einige Betriebsresultate mitzutheilen, die neben den in diesem Aufsatze angedeuteten Schattenseiten der neuen Betriebskraft noch andere sehr in den Vordergrund stellen werden.

Redaction der techn. Abth. der Monatshefte.

Ueber Photographie.

Diese wunderbare Kunst macht immer noch neue und überraschende Fortschritte und überwindet täglich mehr von den Hindernissen, welche ihren Leistungen enge Grenzen zu setzen schienen. Es war bisher ein Uebelstand, daß man von der günstigen Tagesbeleuchtung abhängig war, daß Abends, wo viele allein im Drange des rastlosen Lebens eine freie Stunde finden, keine Porträts gemacht werden konnten. Heute sollen in Paris mehre Ateliers bestehen, in denen bei künstlicher Beleuchtung, einer Art bengalischem Feuer, sehr schöne Bilder gefertigt werden.

Aber der Photographie steht noch ein bedeutender Wirkungskreis bevor. Man hat angefangen, sie zur Aufnahme von Gebäuden, Landschaften u. s. w. zu benutzen und ist dabei jedenfalls sicher, treue Copien der Natur mit nach Hause zu bringen. Man hat gelernt, in wenig Secunden ein Porträt zu machen; in neuerer Zeit sind Bilder von Dampfschiffen in voller Fahrt geliefert, die an Schärfe und Präcision Nichts zu wünschen übrig lassen. Es scheint, daß die Amerikaner bis jetzt noch allein im Besitz dieser Vervollkommnung sind. Wir haben aber solche Bilder genau besehen und an den drei auf dem Fluß fahrenden Schiffen, welche doch 4 bis 5 Fuß in der Secunde sich während der Aufnahme bewegten, keine Verzerrung, keine Verwischung wahrnehmen können. Was können die Wissenschaften, ja was kann selbst die Malerei aus solchen Abbildungen lernen! Jetzt theilen wissenschaftliche Journale mit, daß ein Herr Fontayne in Cincinnati eine Vorrichtung erfunden habe, womit er im Stande sei, 12,000, sage zwölftausend Abdrücke eines photographischen Negativs in einer Stunde zu machen. Von octavblattgroßen Abbildungen sollen 2500 Abdrücke per Stunde mit Leichtigkeit geliefert werden.

Man hat bereits begonnen, Kupferstiche, Bilder u. s. w. durch die Photographie in größerem und kleinerem Format zu vervielfältigen. Kaulbach's Goethe'sche Frauen gehören gewiß zu den schönsten Leistungen der Photographie. Die verkleinerten Abbildungen der schönsten Kupferstiche bietet uns die Lichtbilderei bereits zu ganz geringen Preisen, in Berlin kauft man mehr als octavblattgroße photographische Vervielfältigungen der Art bereits zu 10 Sgr. das Stück. Bei Bestellungen für den Buchhandel wird der Preis bereits auf 4, ja sogar auf 2 Sgr. für das Blatt herabgedrückt. Aber dies ist eben doch noch so viel, daß man Kupferdruck und Lithographie häufig billiger liefern und die Photographie für viele Illustrationen noch nicht verwendet werden kann. Wenn aber mehre tausend Abdrücke per Stunde zu schaffen sind, dann ist es allerdings nicht mehr möglich, daß irgend eine andere bildliche Darstellung wohlfeiler hergestellt wird. Wenn 12,000 Abdrücke in der Stunde zu erhalten sind, so wird man künftig die Zeitungen s c h r e i b e n und photographiren müssen, denn so schnell kann nicht gesetzt und gedruckt werden, man mag noch so viele Setzer, Setzmaschinen und Schnellpressen anwenden. Man denke sich einen Schreibtelegraphen, der mit seinem Zeichengeben der wichtigen Rede eines Staatsmannes folgt und füge Fontayne's photographische Maschine hinzu. Eine Stunde nachdem des Mannes Worte verklungen, werden Hunderte von Meilen entfernt die Worte Schwarz auf Weiß in der Hand von 12,000 Menschen sein können.

Das in dieser Maschine von dem Lichte hervorzurufende Bild bedarf nur während 1/33 Secunde der Bestrahlung.

Man phantasire einen Augenblick über den Erfolg dieser Kunst für die Schriftstellerei. Verbannt wird das Tintenfaß, man sitzt nicht mehr gebeugt über dem grauen Papier und halt mit der von der Tinte zerfressenen Stahlfeder fest, was schon so manchen guten Gedanken in alle Lüfte verspritzen ließ; man sitzt bequem vor einem Tastenapparat in Clavierform, der jeden Buchstaben druckt den man spielt, oder noch besser, man spricht und ein Telegraphensecretär druckt mit Hilfe eines solchen Instrumentes jeden Laut in schönem Buchstaben auf einen Papierstreifen. Ist das Blatt voll, so liefert die Photograhie in einer Stunde alles Vorgetragene im Druck in so viel Exemplaren, daß meist jeder Leser sein eigenes wird erhalten können. Der Prometheusfunke ist unser, wir brauchen nicht mehr auf einen freundlichen Blick der neidischen Sonne zu warten, noch in derselben Nacht, wo wir gedacht, ist Alles zu Papier gebracht. Glückliche Nachwelt! Du verlierst keinen unserer Gedanken mehr! Aber an Dir wird es sein, zu erfinden, wie Du Dir das Lesen eben so leicht machst, wie wir uns das Büchermachen.



Neuestes aus der Ferne.

Schmarda's Reise um die Welt.

Eine Umsegelung der Erde ist keine That mehr, die vollbracht zu haben, nicht bloß den Reisenden, sondern seine ganze Nation mit Stolz erfüllt. Wohl aber bietet eine solche Reise dem Naturforscher wie dem Ethnographen den dankbarsten Stoff zu vergleichenden Betrachtungen und zwar weit mehr denn früher, da die Fortschritte der Wissenschaften Unterlagen geschaffen haben, auf denen die alten Weltumsegler nicht fußen konnten. Die neueste Beschreibung einer Weltreise, die von dem berühmten Zoologen Ludwig Schmarda herrührt, bestätigt dies. Erst nachdem so viele Arbeiten und Forschungen vorangegangen, war es einem Schriftsteller, der allerdings die Kunst der übersichtlichsten und klarsten Darstellung in hohem Grade besitzt, möglich, uns in die Geheimnisse der Natur und des Völkerlebens auf eine so anmuthige Weise einzuführen, daß wir uns bloß zu unterhalten glauben, während wir über in einander greifende Ursachen und Wirkungen des Weltlebens belehrt werden. Das Werk besteht aus drei Bänden. In dem ersten Bande ist der Insel Ceylon der größte Raum gewidmet. In andern Werken haben wir bloß Beschreibungen einzelner Merkwürdigkeiten der Zimmtinsel, ihres Adamsberges, ihrer Perlenfischereien, ihrer wilden Elephanten gefunden, Schmarda läßt ganz Ceylon mit seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart als lebendiges, farbenfrisches Bild vor uns aufsteigen. Vom höchsten Interesse sind seine Bemerkungen über die Grenzlinie, welche die beiden Klimate der Insel von einander trennt und zugleich die Vegetationsverhältnisse bedingt und eine Völkerscheide ist. Diese Linie läuft vom Südende der Lagunen Battikaloa's bis Putlam. Eine zoologische Anmerkung handelt von den Landblutegeln, der größten Plage Ceylons. Schmarda unterscheidet vier Spielarten derselben. Drei finden sich überall, in den Tiefebenen wie auf den Höhen bis zu viertausend Fuß, die vierte steigt nie unter zweitausend Fuß hinab. Sie leben auf der Erde unter abgefallenen Blättern und auf der untern Fläche der Pflanzen, seltener im Gebüsch und auf den Bäumen. Sie können sich bis zur Dünne eines Fadens ausdehnen und durch die Maschen der Strümpfe und des Leinenzeugs kriechen. Sie bewegen sich mit großer Schnelligkeit und springen sogar. Sie haben eine scharfe Witterung und stürzen aus dem Grase auf ihre Opfer, oder lassen sich von den Bäumen herabfallen und heften sich rasch und fast schmerzlos an. Die Thiere leiden durch sie nicht weniger als die Menschen, selbst den Vögeln kriechen sie in die Nasenlöcher. Gegen die am Boden kriechenden kann man sich durch lederne Strümpfe schützen, die auf den Bäumen leben, lassen sich von oben herabfallen. In einzelnen Landestheilen halten sie, wenn die Hitze den Boden völlig ausgetrocknet hat, einen Sommerschlaf. Sie vergraben sich dann in die Erde, aber der erste Regen lockt sie zu Myriaden hervor. In den Feldzügen der Portugiesen, Holländer und Engländer auf Ceylon litten die Truppen beim Biwachten im Freien schrecklich von diesen Thieren, welche im Südwesten der Insel schon den Aufenthalt im Garten verleiden. Es ist ein Irrthum, die Landblutegel auf Ceylon beschränkt zu glauben. Man findet sie auch auf den Sundainseln, auf den Philippinen, in den ostindi-

schen Nilgerris und im Himalaya, wo sie bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß vorkommen. Auch in Südaustralien und Chili sind sie verbreitet. Am Mittelmeer lebt ein Blutegel amphibienartig. Sie leben im Wasser, gehen aber Nachts auf's Land, um Regenwürmer zu jagen.

Die Insel Taviuni.

Im englischen Athenäum begegnen wir einem anziehenden Briefe unsers deutschen Botanikers Berthold Seemann über Taviuni, eine der Fidschiinseln. Taviuni ist eines der größern jener Eilande und hat einen felsigen Boden. Cocospalmen umgürten den Strand, das Innere ist mit dichten Wäldern bedeckt. Auf den Bäumen, die ein vortreffliches Bauholz liefern, nisten Massen von wilden Tauben und von Papageien. Die letztern werden von den Eingeborenen wegen ihrer rothen Federn, mit denen man die Matten verziert, sehr geschätzt. Der Hauptort Somosomo wurde bis vor wenigen Jahren von den Europäern gemieden, weil er der schrecklichste Sitz der Menschenfresserei war. Die ersten Glaubensboten, die sich dort niederließen, wurden bald zur Auswanderung gezwungen. Jetzt sind die Sitten milder geworden, vor drei Jahren ist der letzte Fall von Menschenfresserei vorgekommen. Häufige Fehden haben die Anzahl der Einwohner stark vermindert, und die überlebenden sind zum Christenthum bekehrt worden. Auch der Handel trägt viel dazu bei, die Eingeborenen zu sittigen. Cocosnußöl, Schildkrot und Trepang (eine Holothurie, die im Rauch getrocknet und als Reizmittel von den Chinesen stark gekauft wird) sind die hauptsächlichsten Erzeugnisse. Neuerdings hat man Baumwollenpflanzungen angelegt, von denen man sich ein fröhliches Gedeihen verspricht. Der höchste Punkt der Insel ist 2500 Fuß hoch und erhebt sich steil. Berthold Seemann erstieg diesen Berg in Gesellschaft der Königin und ihres Hofstaats. Die Dame ist eine Christin und besitzt eine höhere Gewalt als ihr Gemahl, der ein Heide geblieben ist. Ihre Tracht bestand in einem kurzen Rocke von weißem Baumwollenzeuge, der von den Hüften bis halb zu den Knien hinabfiel, in einer Krone von Farrenkrautblättern, in einer rothen chinesischen Rose, die im Ohr steckte, und in Armbändern von Muscheln. Sie war eine stattliche Persönlichkeit und sah in diesem Anzuge wahrhaft majestätisch aus. Ihre Hofdamen hatten sich ihre kurzen Kleidchen frisch von den Cocospalmen und den Pisangbäumen gepflückt. Die Tracht hatte den Vortheil, daß sie den Schritt weniger hemmte als Seemann's europäische Kleider. Die Damen waren ihm beim Besteigen des Berges immer voran und mußten oft auf ihn warten. Sie beschäftigten sich unterdessen damit, Cocosnüsse zu öffnen und geschnittenen Tabacl zwischen Pisangblättern zu Cigarren zu drehen und zu rauchen. Die Spitze des Berges erwies sich als ein erloschener, mit Wasser gefüllter Krater. Der nordöstliche Theil des Sees war mit einer vegetabilischen Masse bedeckt, die dem grünen Schildkrötenfett täuschend glich. Sie stammt von einer Algenart her und liegt mehrere Fuß dick auf dem Wasser. Wo der See von diesen Algen frei ist, hat er ein helles und kaltes Wasser, das unserm Landsmann zu seinem Mittagsessen von Geflügeln, Yams und Tarowurzeln vortrefflich schmeckte. An den Ufern des Sees wuchsen Stechpalmen, Myrten mit scharlachrothen Blüthen und eine schöne Federpalme, welche der von Neuseeland und der Insel Norfolk sehr ähnlich, aber nicht mit ihr identisch ist.

Die Provinz Petschili.

Unter 39 Grad 58 Minuten nördlicher Breite und 119 Grad 51 Minuten östlicher Länge von Greenwich tritt die große chinesische Mauer an das Meer hinan. Sie bildet die nördliche Grenze der Provinz Petschili, in der gegenwärtig die Truppen Englands und Frankreichs stehen. Ihre nördlichen Landschaften sind uns ziemlich unbekannt. Eine Ausnahme machen die nach der Mandschurei und Mongolei laufenden Straßen, die von Timkowski, Lord Macartney und Garbillon bereist worden sind. Ueber den östlichen Theil haben die Küstenaufnahmen der Engländer einiges Licht verbreitet. Bis zur Mündung des Jangho ist die Küste sehr fruchtbar und dicht besetzt mit Dörfern, die zwischen Obstgärten, Felderu und Wiesen liegen. Der Seeverkehr benutzt hier vorzüglich die offene Rhede von Ninghai, die durch eine gute Landstraße mit Peking in Verbindung gesetzt wird. Weiter südlich wird die Küste unfruchtbarer und besteht fast ganz aus Sümpfen, die so aussehen, als habe das Meer sie eben erst verlassen. Landeinwärts folgt ein Gürtel, in dem der Boden eine Mischung von aufgeschwemmtem Lehm,

Thon und Sand aufweist. Auch dieses Gebiet ist mit Ausnahme der Flußthäler von Natur arm, und es bedarf des ausdauernden chinesischen Fleißes, um ihm Ernten abzugewinnen. Erst hinter dieser zweiten Zone kommt man in fruchtbare Gegenden, in denen Stadt an Stadt, Dorf an Dorf sich reiht. Die Bevölkerung ist hier eine so dichte, daß sie der Provinz Petschili eine Kopfzahl von 13,246 Seelen auf die deutsche Geviertmeile verschafft. (Nach der Berechnung in Petermann's Mittheilungen X, 395. Die Volkszahl der ganzen Provinz wird dort zu 36,879,838 Köpfen angegeben.)

Der wichtigste Fluß der Provinz ist der in den Golf von Petschili mündende Peiho. Seitdem die Fortschritte der Mingleute den Kaisercanal für die Regierung in Peking unbenutzbar gemacht haben, schafft man auf dem Peiho die Lebensmittel des Südens, die auf dem Meere ankommen, in die Hauptstadt. Der Kaisercanal steht selbst mit dem Peiho in Verbindung, und dieser empfängt noch andere Canäle, namentlich einen größern aus dem Norden. Die Barre des Flusses ist bloß bei heftigem Südost gefährlich. Bei hoher Fluth bietet sie den Schiffen eine Wassertiefe von beinah elf Fuß englisch. Da sie aus einem sehr festen Lehm besteht, so würde ein Canal, den man austiefte, nicht versanden und den Schiffen allezeit einen sichern Durchgang gewähren. Bis Tientsin hat man zu Lande nicht ganz sieben, auf dem Flusse über elf deutsche Meilen. Der gewundene Lauf des Peiho, den der Unterschied der Entfernungen andeutet, hat etwas Räthselhaftes. Der Fluß bleibt ihm auch weiter oben getreu und strömt in einem scheinbar ganz ebenen Gelände mit scharfen Biegungen im Zickzack. Die Tiefe des Wassers im Flusse nimmt plötzlich ab und zu, ist einmal achtzehn, dann mit einem Male sechs, auf der allernächsten Strecke dreißig und gleich darauf wieder sechs Fuß. Oberhalb Tientsins, wo der Whenho einfällt, ist der Peiho bloß in einem schmalen Fahrwasser für Bote von acht Fuß Tiefgang zu benutzen. Die Engländer meinen, daß man bei hohem Wasserstande mit Kanonenboten bis zu der großen Stadt Tongtscheufu, bis wohin von Tientsin noch vierzehn deutsche Meilen ist, gelangen könnte. Der bei Tientsin einmündende große Canal gestattet der Hauptstadt eine Wasserverbindung mit Canton, die über eine Strecke von 440 deutschen Meilen reicht. Trotz der Stockung des Verkehrs, die in Folge der Revolution eingetreten ist, zählten die Engländer in Tientsin mehrmals über zweihundert Bote, die den Canal gleichzeitig hinauffuhren. Der Canal ist eigentlich ein canalisirter Fluß und sein Bett vertieft sich stellenweise bis zu siebzig Fuß. Seine Einfassungsmauern haben zum Theil eine erstaunliche Dicke, seine Schleusen sind praktisch, wenn auch sehr einfach eingerichtet.

Die Dörfer am Peiho und am großen Canal sehen abscheulich aus. Die Häuser sind bloße Lehmhütten, die Straßen starren von Koth und die zerlumpten Bewohner von Schmutz. Die kleinern Städte sind wenig besser, selbst Tientsin, ein Ort mit 300,000 Einwohnern, ist mit Ausnahme einer Vorstadt, in der die Reichen wohnen, ekelhaft unreinlich. Diese erbärmlichen Ortschaften enthalten indessen große Reichthümer, welche durch die Thätigkeit der Einwohner im Handel, in den Gewerben und im Ackerbau geschaffen werden. Die Flußufer tragen meilenweit Gemüsegärten, in denen man Kohlrüben, Bohnen, Rettige, Lattich, Yams und vieles Andere zieht. An die Gemüsegärten schließen sich meilenlange Baumgärten mit vortrefflichen Reben, Pfirsichen, Birnen und Aepfeln. Wo diese Gärten aufhören, beginnen Getreidefelder, in denen eine Art Riesenhirse eine Höhe von vierzehn Fuß erreicht. Wo der Boden weiter nichts gibt, gewinnt der chinesische Fleiß noch Salz, das durch Matten gegen den Regen geschützt, massenhaft in der Gestalt riesiger Heuschober aufgeschichtet wird. Zu welchem Verkehr diese Thätigkeit führt, gewahrt man an den zahlreichen Dschonken, die vor jedem Dorfe ankern. In Tientsin gibt es nicht bloß chinesische, sondern auch europäische Waaren, hauptsächlich russisches Tuch, Geschirre und englische und nordamerikanische Baumwollengewebe.

Ecuador.

So oft wir von den südamerikanischen Republiken hören, ist es immer das alte Lied von Bürgerkriegen und Racenkämpfen, von sittlicher und materieller Verkommenheit. Gegen die traurige Gegenwart stechen die glänzenden Zukunftsträume, in denen die creolische Bevölkerung dieser Gegenden sich wiegt, auf eine seltsame Weise ab. Wir glauben gern, daß man im amerikanischen Süden die besten Vorsätze hegt, aber wir

vermissen die Kraft, die zur Ausführung unumgänglich nöthig ist, und betrachten daher alle Verheißungen von Anstrengungen und Unternehmungen, die uns von dorther zukommen, mit unverhohlenem Mißtrauen. So geht es uns auch jetzt mit der Ankündigung einer Besiedlung im Großen, welche die Republik Ecuador ergehen läßt. In dem löblichen Bestreben, seine europäischen Schulden abzutragen, hat dieser Staat seinen englischen Gläubigern eine unermeßliche Landstrecke, nicht weniger als 4¼ Millionen Acker enthaltend, abgetreten. Zur Besiedlung derselben mit Europäern hat sich eine Gesellschaft gebildet, zu deren Leitern auch verschiedene Deutsche gehören. Zunächst wird die Gegend am Peilon, der unter 1 Grad 30 Minuten nördlicher Breite in's Stille Meer mündet, in Aussicht genommen. Die Flußmündung bildet einen guten Hafen, der nebenbei viele Fische und vortreffliche Austern enthält. Der Naturreichthum besteht in Wäldern von Cacaobäumen, die dreißig Fuß hoch werden und zahllose Früchte tragen, in wild wachsender Vanille, Panamastroh, aus dem die bekannten Hüte geflochten werden, Gummibäumen und vielen Arten von Farbhölzern. Mehrere Flüsse gestatten eine bequeme Verbindung mit dem Innern, eine Straße vom Peilon nach dem Bogotaflusse zu bauen, ist ein englischer Ingenieur Wilson beschäftigt. Der Weg muß theilweise fertig sein, wenigstens hören wir, daß Wilson, die bereits gebauten Strecken benutzend, durch den Wald bis Quito vorgedrungen sei, wo die Regierung ihn mit großer Auszeichnung, das Volk mit lautem Jubel begrüßt habe. So weit klingt Alles gut. Man sagt uns aber nicht, ob die Ansiedler ein für europäische Naturen angemessenes Klima finden werden. Wir bezweifeln dies wegen der geographischen Breite des Peilon und wegen der ungemeinen Nässe der Luft, die in den Urwäldern des Innern und mehr noch in den Mangrovegebüschen der sumpfigen Küste Fieber erzeugt. Auch die politischen Verhältnisse sind ungünstig, denn Ecuador ist einer der Staaten, wo im Innern und mit den Nachbarn fast ununterbrochen gehadert wird.

Der Hauran.

Im Südwesten von Damaskus liegt ein Gebiet, das in der neuesten Geschichte des Orients eine gewisse Rolle spielt und auch neuerdings nach der Niedermetzlung der Christen in Syrien oft genannt worden ist. Es ist der Hauran, für den auch noch ein zweiter Name, das Ledscha, gebräuchlich ist. Unsere gewöhnliche, in die Karten übergegangene Vorstellung, als sei diese Gegend ein Gebirge, wird von dem Orientalisten H. Petermann (Reisen im Orient, erster Band) berichtigt. Der Hauran ist im Gegentheil eine Ebene, die aber auf allen Seiten von Basaltwänden umgeben wird. In's Innere führen durch diese Grenzmauern nur vier bis fünf Pässe, die sich so labyrinthisch verschlingen, daß ein Fremder sich verirren muß. Diese Bodengestaltung hat den Drusen gestattet, den Hauran zu ihrer festen Burg zu machen, in die sie sich immer zurückziehen, wenn sie von übermächtigen Feinden bedroht werden. Man schätzt die Zahl der hier wohnenden Angehörigen der Secte auf 100,000 Seelen, zu denen noch viele Christen und Mohamedaner kommen. Diese zahlreiche Bevölkerung findet im Hauran Alles, was sie braucht, Getreide im Ueberfluß, Taback, Wein, Obst und große Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen. Selbst Pulverfabriken bestehen, und nur eine Nothwendigkeit fehlt — Wasser. Im Sommer muß man sich mit Cisternen behelfen, und auch diese werden zuweilen erschöpft. In solchen Fällen nimmt die Bevölkerung zu den Quellen und Bächen, die vor ihrer Gebirgsmauer zahlreich vertheilt sind, ihre Zuflucht. Die Entfernung des Haurans von Damaskus beträgt etwa zwei Tagereisen. Eine nähere Erforschung der abgeschlossenen Ebene verlohnte sich der Mühe, da sie zahlreiche Trümmer und Inschriften aus den Zeiten der Römer enthält.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 54. März 1861.



Theorie der Liebe.

Humoreske

von K. Fraas.

Erstes Capitel.

Es war vor einigen Jahren im Herbste, als ich auf einer kleinen Ferientour in das Städtchen M......, welches am Nordrande der baierischen Alpen in sehr romantischer Umgebung liegt, kam und zwar Abends, als eben ein pomphafter, musikalischer Zapfenstreich der Nationalgarde die Vorfeier des Namenstages der Königin ankündete. Die Kaufläden hatten sich eben geschlossen, leichtgeschürzte Mägde huschten schon über die Straße, das Nachtbier für die Herrschaft zu holen, die vier Oellichter glimmten bereits an der Mariensäule des Hauptplatzes, wo unfehlbar und mit Recht in den altbaierischen Städten die alte Patrona Bavariae, die Retterin des Landes in gar vielen Kriegsnöthen, steht, — und der graue, abgeschossene und da und dort arge Risse zeigende, zwar plumpe aber sehr massenhafte Rathhausthurm, das Zeichen — nicht der Frömmigkeit, wie anderwärts, sondern der gesammten Stadtpolitik, schaute ganz geisterhaft mit den Erinnerungen an all' die harten Kämpfe der baierischen Herzogthümer als benarbter aber unbesiegbarer Recke in das heitere Treiben zu seinen Füßen. Ich selbst zog mich von dem Rudel Festlustiger, welche der Musikbande folgten, in die nächstgelegene Apotheke zurück, um mich nach der Wohnung eines alten Studiengenossen, den wir an der Universität nicht unpassend Dampfhuber getauft hatten — er war entsetzlich dazumal vom Dampf und den Fortschritten unserer Tage überhaupt begeistert — und der hier Arzt war, zu erkundigen. Ein junger Adept der Kunst, welche die Wunder der Natur nach dem Medicinalgewicht schätzt, zeigte mir sehr freundlich die nahegelegene Wohnung meines Freundes und ich war eben in die offene Hausthür eingetreten, als eine Stimme vom obern Stock ertönte: „Marie! lassen Sie in mein Zimmer allmälig noch 78,000 Wärmeeinheiten! —“ und damit schloß sich eine Thür oben wieder. Ich stand einen Augenblick überrascht still, denn ich hatte die Stimme Dampfhubers erkannt, als bald die Tochter der Hauswirthin, ein junges Mädchen von neunzehn Jahren erschien, welches an ein Fenster ging, wo ein Thermometer hing, las und etwas von reiner Kohle — 7815 Wärmeeinheiten — Calorimeter und Buchenholz murmelte — sich wieder still entfernend. Sie grüßte mich

flüchtig, öffnete mir auf Befragen die Thür zu des Doctors Zimmer und ich trat rasch ein. Der Empfang war wie bei alten Studiengenossen fast immer herzlich, die Neuigkeiten bald ausgetauscht, die Erinnerungen rauschten wie lustig hüpfende Wellen über die bemoosten Steine des Rinnsales und wurden manchmal durch gar schöne Cascaden plötzlich unterbrochen. So unter Anderm, als ich erfuhr, daß noch ein anderer alter Bekannter von den Schulbänken her, der von uns sogenannte Stazensacherl, hier Arzt sei, — „aber," setzte Dampfhuber hinzu, „nicht ganz auf der Höhe der Zeit, sondern so eben, wohin man uns auf der Schule von Seite der damalsleben den Herren des Brownianismus und der Naturphilosophie gestellt hatte."

Ich merkte nun, wenn ich es auch nicht aus der Umgebung schon geschlossen hätte, daß mein Freund noch immer der Enthusiast für den Fortschritt, daß er ein thätiges Mitglied der exacten Medicin sei und der Leser muß mir erlauben, ihm denselben nunmehr genau vorzustellen. Dr. Progressus Dampfhuber aus dem deutschen Kos, der Stadt B...... in Franken, die zwar eine ganze Reihe großer Asklepiaden geboren, aber keinen ernährt hat, war zur Zeit praktischer Arzt in diesem Städtchen, wo er eine schöne Wohnung von nur drei Zimmern in einem zwar bescheidenen aber alterthümlich schön verzierten altdeutschen Hause, das einer Beamtenwittwe, Frau Preußlin, gehörte, deren einziger Miethsherr er war, inne hatte. Der Doctor war ein gemüthlicher, seelenguter Mann, rastlos thätig, in und außer der Praxis, unverheirathet zwar, aber doch im ewigen Kampfe, — um an der Spitze des wissenschaftlichen Fortschrittes zu bleiben. Da er vom Hause aus sehr vermögend war, so konnte er den modernen Bewegungen der medicinischen Studien und deren Hilfswissenschaften folgen, — gründlich naturwissenschaftlich gebildet, verachtete er solche Irrwische am freilich nur erst sternhellen Himmel der wissenschaftlichen Arzneikunde, wie sie in den Semmel- und Wasser- und zahllos andern Curarten auftauchen.

Da standen ganze Stellagen voll von Büretten und den nöthigen titrirten Flüssigkeiten in seinem Zimmer, sechs verglichene und corrigirte Thermometer und ein Thermograph, drei Psychrometer und zwei Barometer gaben täglich, stündlich Rechenschaft über Temperatur, Spannung und Druck der Luft, vor dem Fenster der Ozonometer, auf einem Tischchen an der Seite ein Spirometer, im Nebenzimmer zahlreiche Aräometer, dann ein kleines Laboratorium — neben seinem Bette ein Reagentienkasten und eine gewaltige Decimalwage, denn der Doctor hielt täglich Buch über Einnahme und Ausgabe — seines Körpers. Nur auf dem Wege des Versuches, des rationellen Experimentes, so behauptete er, sei Fortschritt zu hoffen, daher experimentirte er früh, wenn er aufstand und Abends, wenn er sich niederlegte, wenn er aß oder trank, wenn er ging oder stand oder saß, ja wenn er athmete. Und doch hatte Dr. Dampfhuber Praxis! —

Verliebt war der Doctor nicht, aber eben stellte er hierin einige Experimente an, von deren Resultate ich Zeuge sein sollte, und da sie den höchst wichtigen Gegenstand dieser Abhandlung bilden sollen, so muß ich seine Theorie, wie sehr auch der Leser vor Fachwissen Scheu haben mag, doch gleich hierhersetzen.

Es könne nicht geleugnet werden, so nahm er an, daß die Nerventhätigkeit im Freiwerden von Atomen sich äußere — sie müsse auf ein materielles Substrat und dessen Erklärung, das heißt die Atomistik, zurückgeführt werden. Aus dem über dem Magen liegenden Nervengeflechte — den Ganglien — der Männer strömten immer feste Nervenatome aus. Sie kämen dabei sogleich in Berührung mit den Wärmeatomen und damit in den Strudel der Anziehung und Abstoßung dieser — das heißt sie tanzten, was sich sehr häufig auch in der äußern Bewegung des Körpers bei Verliebten fortzusetzen strebe (Theorie des Tanzens). Wenn nun überflüssige Wärmeatome vorhanden seien, welche keine Verwendung im gebundenen Zustande (Kraftbildung) erlangen könnten, dann würden diese ausgestoßen, da sie keinen Gegenstand der Affinitätsäußerung im Körper mehr fänden. Rissen sie nun Nervenätheratome, — die immer im Taumel, anziehend und abstoßend, zwischen den Wärmeatomen gedacht werden müssen, — mit sich fort, so kämen sie bei ihrem endlosen Streben, den leeren Raum auszufüllen, zwar überall hin, verlören aber ihre Existenz, so wie sie zu den Nervenätheratomen von den Magenganglien der Frauen kämen, welche Atome weich wären. Der Grad der Härte und Weichheit dieser Nervenätheratome bestimme die Möglichkeit einer Vereinigung beider überhaupt

und die einer festen oder lockern insbesondere. Die Neigung derselben, immer wieder die Vereinigung zu suchen, heiße Liebessehnsucht, die wirkliche Verbindung heiße Liebe und verhalte sich wie ein Neutralsalz überhaupt, was in der Ehe seinen wahren Krystallisationspunkt finde. Eine silberne oder goldene Hochzeit sei nichts anderes, als ein salziger großgefütterter Liebeskrystall. Die Stärke der Liebe hänge von dem Maße von Wärmeatomen ab, die ein Individuum zu entwickeln vermöge, der Thermometer und ein richtiger Küchenzettel seien auch hier die Grundlage zum Experimentiren, die Art der Bestimmung der Härtegrade aber müsse noch weiter festgesetzt werden.

Der Doctor behauptete, aus dieser Hypothese alle Erscheinungen bei Verliebten erklären zu können. So namentlich die Gefahren, welche die Liebe erleide durch Hunger und Durst, wie durch Fraß und Völlerei — dann die Dauer derselben, die Verkehrung derselben in Haß bei fortgesetzter Flucht der Ganglienätheratome einerseits, — die Erscheinungen der Untreue bei gleichfalls fortdauernder Liebe, das plötzliche Auftreten derselben, Mangel an Eßlust, ja am Leben selbst, bei fortdauerndem Taumel derselben, ohne je Vereinigung zu finden, Schwierigkeit der Erkenntniß dieser, obgleich sie oft schon vollzogen sei, und Anderes. Daß jeder Mensch nach einer gewissen Ausbildung der Magenganglien verliebt sei, verstand sich nach dieser Annahme von selbst, er werde aber sich dieses Zustandes nur bei extremer Atomenflucht bewußt.

Seine eben an sich selbst anzustellenden Experimente in dieser Richtung betrafen eine junge, sehr hübsche und lebenslustige Wittwe, welche er seit vierzehn Tagen ärztlich behandelte und die in einer der nächsten Straßen wohnte. Schon seit mehrern Wochen befand sie sich unwohl und hatte unsern Doctor, wie er mir schmunzelnd erzählte, zum ärztlichen Rathgeber erwählt. Der Doctor fand ihren Zustand als einen um so gefährlichern, als er ihn nirgends zu erforschen vermochte, — da ihm jedoch niemals etwas daran lag, seine Kranken zu curiren, sondern die wissenschaftliche Seite, welche die Krankheit für die Physiologie und Pathologie bot, ihm weitaus das Wichtigere war, die Heilung aber nur nebenbei dreinging, so wurde er um so heftiger in seiner Bemühung zur Erforschung der Krankheitsursache bei Frau Ludmilla Waydelin, wie die Wittwe hieß.

Eben als ich den Doctor anordnen fand, sein Zimmer am kühlen Herbstabend zu heizen, hatte er sich vorgenommen, ein neues Experiment vorerst einzuleiten, dessen Erfolg in die neuesten Lehren über den Stoffwechsel eingriff. Er hatte also beschlossen, zu Hause zu bleiben und erst später seine gewöhnlichen Krankenbesuche zu machen. Das hatte mir auch das Glück verschafft, nicht bloß ihn zu treffen, sondern auch dem Experimente selbst für die acht Tage, welche ich hier bleiben wollte, folgen zu können. Um aber völlig unparteiisch in einem für alle Menschen so wichtigen Falle der exacten Forschung sein zu können, muß ich ohne Zweifel mich mehr vom Schauplatz als selbstthätiger Beobachter zurückziehen und den unbetheiligten Erzähler allein hervortreten lassen. Wohlan denn, da mich der Doctor nicht mehr fort ließ und ich bei ihm wohnen mußte, so kann ich auch um so sicherer rapportiren.

Nächsten Tags früh mußte Marie, als chemischer Assistent gleichsam, zum Mechanikus Elias Quetschhahn eilen, um noch einige Requisiten für den Doctor zu kaufen.

Marie, die aufblühende Knospe des Hauses, voll Liebesreiz, Gehorsam und Herzensgüte, hatte anfangs nur zum Scherz auf des Doctors gelehrte Reden in allen Dingen des Hauswesens gehört, allmälig sich aber überzeugt, daß sehr viel Nützliches daraus erlernt werden konnte, und endlich bekam sie selbst Geschmack an naturwissenschaftlichen Studien, ja sie behauptete zuletzt, daß die Küche, die Waschkammer, die Milchstube, das Hühnerhaus Orte seien, wo Naturforschung beständig getrieben werden könne und selbst müsse, weil aller Fortschritt daraus zu schöpfen sei und alle Vorgänge aus ihr erklärt werden könnten.

Sie verlor dabei keineswegs die schöngeistige Bildung, welche Verstand und Herz des Menschen so hoch adelt; umgekehrt, sie faßte sie nur mit mehr Liebe und größerm Ernst auf, da sie die Natur Wahres vom Falschen trefflich zu unterscheiden gelehrt hatte und sie das Erstere in jeglicher Kunst nur um so tiefer empfand. Doch liebte sie Musik vor allen andern Künsten und zeigte auch darin die meisten Fortschritte.

Unsere kleine Alchymistin, wie sie der lustige Eustathius Sacherl, der häufig in's Haus kommende Collega des Dr. Progressus, hieß — Marie warf flüchtig einen Mantel um, setzte Hut und Schleier auf, schlüpfte

in Gummigaloschen und war in einigen Minuten zur Thür hinaus. Hier sah sie einen Augenblick gegen den Himmel, wohl des Zuges der Wolken wegen? — dann gegen einige Dächer der Häuser gegenüber, — offenbar der Wetterfahnen wegen, die den Wind anzeigen? — dann sehr flüchtig über die Reihe der Fenster des zweiten Stockes desselben Vis-a-vis-Hauses, — gewiß der alten Frau wegen, die mit einer abscheulich fetten Katze am Fenster saß und gar griesgrämig hinter ihrer grünen Brille herabschielte? dann seufzte sie sehr leise und schritt fürbaß, ihrer Mutter, die gleichfalls mit einem fetten Mops am Fenster, aber Parterre, saß, freundlich zunickend. Sie seufzte? — auch über eine mißlungene Beobachtung, denn der Sohn der Katzenfreundlichen gegenüber, Herr Sebald, der junge Assessor am Stadtgericht, — ein gar braver und schöner junger Mann, so ernsthaft, daß selbst ihre Mutter, die mit der Gegenübernachbarin seit zehn Jahren in bitterster, christlicher Nächstenliebe nach dem Satze lebte: „Wenn Du nicht willst, daß ich Dir zu nahe komme, so halte Dich weit entfernt von mir" — daß selbst diese nichts an ihm zu tadeln fand, als etwa bloß sein stilles, geräuschloses, fast trauriges Leben, das er zu führen schien — dieser Sohn nun war nicht am Fenster — und doch schien nach des Doctors Theorie einige Atomflucht sich bei ihr einzustellen! Er mußte eben auf dem Büreau sein, und das war nicht fern — fern im Vergleich zum Weltraume, in welchen alle Aetheratome beständig zu fliehen streben! In der Jugend zwar, noch vor der jetzigen Gestaltung der Nächstenliebe zwischen ihren Müttern, als die Väter noch lebten, auch der des Assessors war längst gestorben, da sahen sich die Kinder öfters, warfen sich mit Schneebällen nach dem Schulgange, machten schwarze Striche gegenseitig an ihren Häusern, selbst einen Papierzopf versuchte einst Marie dem kleinen Sebald anzuhängen, dem, als er schon in die Lateinschule ging, von ihr und den Freundinnen in der deutschen Schule noch gar viele Spottreime nachgesungen wurden — aber Sebald kam leise auf die Universität und beachtete im Tumult des „gelehrten" Lebens daselbst nichts mehr aus und in der Heimath, auch nicht im Praktikantenleben — und jetzt — grüßten sie sich nur noch sehr förmlich, weil es die Mütter — wieder aus Nächstenliebe — so wollten, und waren sich fremd geworden. Doch sah der Assessor mehr als nöthig war zum gelehrten aber närrischen Doctor hinüber, wie er der Mutter erklärte, und Marie konnte, wenn ihre Mutter im Zimmer war, nicht genug an der garstigen Katze der Frau Stadträthin Kirschbaumer tadeln.

„Aha, nun weiß ich schon, wieviel es geschlagen hat;" ruft der vielerfahrene Leser hier aus, „alte Geschichte! verliebte Hindernisse — Verlobung! altes Zeug!" Geduld! sage ich — Praktiker mögt Ihr sein, das gebe ich zu, aber die Theorie? Habt Ihr eine Liebestheorie im Kopfe? Habt Ihr auch nur einen einzigen Versuch gemacht, die Stärke der Liebe zu messen? ihren Gehalt zu wägen? Ihr fühlt sie! Ich sage darauf, das sind Täuschungen, wenn Maß und Gewicht nicht controliren! Also geht mit mir zum Ende.

Marie schritt auf dem glatten Wege rüstig vorwärts gegen den Laden des Meisters Quetschhahn zu, während die zwei Wittwen gegenüber ihre Gedanken pflegten, Dr. Progressus aber eifrig seinen Apparat zu construiren begann und nur zeitweise gar lüstern nach Minz, dem fetten Kater der Frau Stadträthin schielte und mir indessen viel von der Bedeutung der Verhungerungsversuche erzählte. Während dem entstand einmal plötzlich ein großes Getümmel in der Nähe auf der Straße — Menschen liefen dahin, die Stadträthin öffnete ein kleines Guckfensterchen, das im großen Fenster angebracht war, — die Wittwe unseres Hauses desgleichen, und der Doctor nahm einen Tubus zur Hand und sah gleichfalls aus dem Fenster die Straße hinauf. Es war nichts weiter, als daß die Sicherheitswache sich eines unsichern Mitgliedes der Gesellschaft versicherte. Der Doctor warf noch einen forschenden Blick auf Minz und grüßte die Frau Stadträthin gegenüber auf's Freundlichste.

Marie hatte inzwischen beim Meister Elias das Nöthige eingekauft und war mit mehrern Glasröhren, die sie in der Hand tragen mußte, bereits auf dem Rückwege, als sie an der andern Seite der Straße, wie rasch sie auch den Kopf abwandte, doch Herrn Sebald, den Assessor, erkannte. Auch er mußte sie erkannt haben, denn er machte ja den durch ihr Abwenden vereitelten Versuch, sie zu grüßen. Auch ging er mit ihr in derselben Richtung. Sollte sie rascher gehen? oder langsamer?

Wie konnte sie doch, das arme Mädchen, das wie ein Dienstmädchen in den Straßen

ging, den reichen Sohn der stolzen und geizigen Wittwe, dem angesehenen Beamten, ihre vollste Gleichgiltigkeit am besten zeigen? Langsamer gehen — das schien ihr das Beste. Die Schaufenster der Kaufleute ein wenig anschielen — die Wagen der Fahrenden — ach, wenn nur jetzt eine Freundin ihr begegnet wäre, eine klatschlustige, heitere, scherzende, eben so unbefangen wie sie die Straße hinziehende Jugendfreundin. Aber nichts Bekanntes begegnete ihr, — sie mußte vor sich hinsehen, mit und ohne Willen, — ja! und da ging er keine zwei Schritte vor ihr am linken Trottoir langsam, immer langsamer, grade wie sie selbst. Sie hätte stehen bleiben müssen, um zurückbleiben zu können! Jetzt grüßte er, — ach, wie freundlich, die drei Damen, — wer sie doch sind? Die Frau Directorin von Kletten mit den zwei Fräulein Töchtern, den „Wuzerln," wie sie ihr Papa so freundlich und stadtkundig nannte. Die Wuzerln mußten etwas verloren haben, denn sie schauten gleich nach dem Gruße wieder um, gegen die Ecke zu, weit hinaus in die Ferne, begreiflich nicht auf den Assessor. Da wurde es Marie warm um's Herz — die Ganglienatome Sebald's mußten nach des Doctors Theorie die ihrigen, die offenbar auf rasender Flucht waren, gefunden haben, denn sie tanzten und tummelten ganz gewiß, wie es Marie vorkam, der selbst etwas schwindelte und die daher beschloß, nun rascher zu gehen, vorbei vor ihm nochmals, wenn er bei langsamem Schritte verharren sollte, um nach Hause zu eilen. Eben war diese neue Gangart von ihr mit Energie eingeschlagen, als Sebald plötzlich umsah und, als gebe es gar keinen andern Gegenstand mehr in der Straße, ihr grade in's Antlitz. Und sie — ach, sie ward in ihrem Blicke auf ihn ganz offen ertappt. Sie achtete auf nichts um sich, so sehr war sie verlegen — als eine Droschke, gegen ihr Trottoir hinfahrend, so rasch auf sie zugekommen war und so ungeschickt gegen die Häuser hindrängte, daß sie, die Glasröhren in der Hand, sich kaum mehr vor dem Ueberfahren zu retten vermochte. Schon war Pferd und Deichsel ihr ganz nahe, sie mußte erdrückt werden oder umfallen, da erfaßte sie, unter dem heftigsten Geschrei des in der Droschke sitzenden Herrn und Fluchen des aus dem Halbschlaf erwachenden Kutschers, der starke Arm Sebald's, der, die Gefahr erkennend, über die Straße geeilt war. Er drängte sich zwischen das Pferd und sie, dann führte er sie in eine offenstehende Hausthür, wo alle Gefahr abgewandt war.

Ueber und über mit Schamröthe übergossen, wollte Marie ihren Dank stammeln, als sie Sebald taumeln und sich an die Wand stützen sah. Er ward blaß, führte ein Sacktuch zum Munde und würde umgesunken sein, wenn nicht rasch ein kurzer, sehr dicker Herr gleichfalls eingetreten wäre, schreiend und mit dem Stocke Zirkelhiebe ziehend: „Lump, ellendiger Lump von einem Fiaker! Sie litten doch keinen Schaden, Fräulein Marie? keine Röhre gebrochen? hähähä! Experimentirzeug für den Dampfhuber! Wäre das Geringste! Aber — Herr Assessor — ach! ich sehe, Sie sind unwohl? Was — Blut aus dem Munde? Gewiß — die Deichsel hat Sie an die Brust getroffen? Nicht wahr?" Und als jener bloß stumm bejahte, drang der Doctor Sacherl, der es war, in ihn, sich sogleich in den Fiaker mit ihm zu setzen und in die nahe Wohnung seiner Mutter zu fahren.

Marie war außer sich vor Betrübniß, und doch wagte sie nicht, Sebald anzusprechen. Dieser aber, der immer bläßer wurde und schwer athmete, reichte dem armen Mädchen, welchem Thränen in den Augen standen, die alle ihre Gefühle ausdrückten, beim Weggehen stumm die Hand und drückte die ihrige. Dann hob ihn der Doctor fast in den Fiaker und fuhr fort. Als er am Hause ankam, hatte Sebald schon einen heftigen Blutsturz, war bewußtlos und nur mit Mühe konnte er in sein Bett gebracht werden, und nur erst, als Sacherl eine Ader geöffnet hatte, kam er langsam wieder zu sich, bis zum Tode erschöpft, mit beginnendem Fieber, kurz, lebensgefährlich krank. Ruptura vasorum et peripneumonia — ex contusione notirte Sacherl und verordnete des Weitern strengste Antiphlogose.

Marie wußte nicht, wie sie nach Hause gekommen war. Jedermann auf der Straße sah ihr verdutzt nach, ihr räthselhaftes Aussehen befremdete Alle. Kaum angekommen, erzählte sie unter Schluchzen den Vorfall der Mutter, diese dem Dr. Progressus; der wußte schon, daß Sacherl einen Kranken gegenüber in's Haus geleitet habe, — nahm jedoch Anstand, ungerufen sich in dessen Praxis zu drängen, als eilig Sabina, die Magd der Frau Kirschbaumer, kam und von ihrer Frau die Bitte brachte, Herr Dr. Dampfhuber

möchte eiligst ihren Sohn besuchen, der tödtlich krank sei. Nach einiger Ordnung seiner Apparate machte sich der Doctor auf den Weg und nahm mich als Collegen mit, um, wie er zweifelsohne dachte, seine Triumphe zu bewundern.

Inzwischen lag in einem der am meisten alterthümlich erhaltenen Zimmer seines Hauses blaß und mühsam athmend mit hüpfenden Pulsen der unglückliche Sebald, umgeben von Spuren des Blutverlustes, des Schreckens, des Kummers, der namenlosen Angst, die alle Hausbewohner erfaßt hatte. Auf den Zehen schritten Alle umher, nur leise flüsternd theilten sie sich mit; ein fallender Löffel, ein klirrender Topf in der Küche erzeugte alle Zuckungen des Mißmuthes auf dem Gesichte der Wärterin, mehr noch bei der Frau Kirschbaumer selbst. Und wie traurig war auf einmal das Aussehen der sonst so gemüthlichen alten Stube geworden, die großen braunen Wandschränke mit eckigen, gothischen Spitzen sahen jetzt viel ernsthafter aus denn früher, als wollten sie sagen: Gehen rasch vorüber, die Geschlechter, — unser Vetter Sarg wird zu thun bekommen; und der alte mit viel Schnitzwerk verzierte Lehnstuhl streckte sich wichtigthuend, als wäre er selbst ein Heilkünstler, und murmelte mit wichtigthuender Miene, wie es weit sicherer bei ihm gewesen wäre, als auf der Straße, und wie die Jugend das nur nicht einsehen wolle, — die altmodische Handwelle ließ bekümmert das Leintuch fallen und verlor in Trostlosigkeit ihre ohnedem so schwache Haltung, der Vogel Greif aber auf einem der großen alten Humpen, die auf den Schränken standen, schien allein am Bestand der Trübsal zu zweifeln und trotz allen Grimmes, mit dem ihn der Künstler ausstaffirte, schien er doch das eine Auge listig zuzudrücken und zu sagen: Die Reihe kommt doch auch wieder an uns, alter durstiger Sargvetter, — und gar oft leerten mich die am gründlichsten, die am meisten geblutet hatten. Credas experto! Ich kenne die humores! Und wie wenn ihn der anwesende Stazensacherl, der Doctor, der auf einem Stuhle ruhend, den Knopf seines Stockes als Stützpunkt des schweren Hauptes vorerst gewählt hatte, und seinen Collegen erwartete, verstanden hätte, so vertraulich schielten des Doctors Augen gegen den Humpen und seinen Greif! Der Kranke schien zu schlummern.

Da öffnete die Stadträthin leise die Thür und Dr. Progressus trat ein, grüßte stumm nickend den Collegen und ging mit diesem flüsternd an eine Fensternische.

„Ein ernsthafter Fall das, nicht gefahrlos,“ murmelte Dr. Eustathius, Prognosis difficilis, anceps, dubia, he?

„Ich kenne die Entstehung bereits,“ erwiederte der Andere, „da unsere Marie ja eine Art Veranlassung dazu war. Weißt Du die Fiakernummer noch?“

„Ei freilich,“ entgegnete Stazi, „es war ja der mich selbst immer fahrende Fiaker Nummer 36.“

„So — so! das ist ja vortrefflich, da kann man ja Form, Größe und Kraft des verletzenden Instrumentes leicht ermitteln.“

„Der Wagenbeichsel? Das ist freilich sehr einfach, — aber vorerst scheint mir hier die nächste Hilfe nothwendig. Ich habe einstweilen zwanzig Unzen Blut genommen und Salpeter verordnet, kalte Ueberschläge und Senfteig auf die Füße.“

„Der alte Schlendrian! Lauter dummes Zeug!“

„Weiß schon, weiß schon, Dampfhuber, — alter Schlendrian! Nun ändere es ab, wie Du willst, ich gebe es gern zu — schlag' eine andere Methode vor, gib's los, Atomenquirler,“ rief Stazi im Affect.

„Pst — leise,“ wehrte der Andere lächelnd — „der Fall ist in der That interessant und kann die Wissenschaft fördern, verstehst Du? Kurzsichtiger Saliterer, alter ex juvantibus et non nocentibus, — merk auf, wie ich es ansehe. Vorerst muß mittelst eines Kraftmessers die Größe des Gewichtes ermittelt werden, das mittelst des Wagens auf die Brust des Assessors wirkte. Ich bin überzeugt, daß nicht das Gewicht an sich, sondern nur das Plötzliche, die Erschütterung wirkte. Aber wie? Leg' Dir zwei Centner Eisen stundenlang auf die Brust — doch —“ hier dachte der Doctor ernstlich daran, einen Versuch zu machen, bis zu welcher Belastung fortgeschritten werden könne, bis menschliche Rippen brächen, zog eine Schreibtafel heraus und notirte einige Worte. „Ist also,“ fuhr er fort, „die Ursache wissenschaftlich erforscht, dann sieh zu, ob das Blut wirklich abnorm ist, ob seine Plasticität vermehrt ist, eine interessante Analyse dieses Plasma will ich selbst anstellen, bin begierig, ob Dein Aderlassen und Salpetergeben im Stande sind, etwas an seiner Beschaffenheit zu ändern — schicke mir von dem Blut — alltäglich, —

auch die flüchtigen Fettsäuren möchte ich dabei controliren."

„Aber inzwischen die Cur," mahnte Stazi.

Achselzuckend meinte Progressus, damit möge er beliebig fortfahren, wie er angefangen. „Jedenfalls," setzte er sehr leise hinzu, „wird die Section einen sehr interessanten Krankheitsherd enthüllen, und ich freue mich schon auf die Reihe von Blutmetamorphosen, die wir finden werden."

Damit gingen die Doctoren an's Krankenbett, trösteten Frau Kirschbaumer und Sabina, die pflegende Magd, verboten dem erwachenden Kranken jegliches Sprechen, jede Beunruhigung, und empfahlen fleißiges Nehmen der Arznei. Damit machten sie Anstalt, sich zu entfernen und unter allgemeinen Bemerkungen über die Temperatur des Zimmers und daß Sabina gleich einige Unzen von dem Aderlaßblut zu Dr. Progressus bringen möge, lobte letzterer hingeworfen die schöne Katze, welche am Boden um Frau Kirschbaumer schnurrend herumstrich und meinte, sie werde auch recht gut im Hause genährt, was die Wittwe mit dem Bemerken bestätigte, daß ihre liebste Kost gebratene Fische, wenn auch nur Weißfische, wären.

„Der Tausend! die Feinschmeckerin!" sagte Progressus und streichelte die ihn übrigens sehr verdächtig anschielende Minz. Unter vielen Versicherungen, daß es mit der Krankheit „nichts auf sich habe" entfernten sich die Asklepiaden. Noch denselben Abend aber steckte der Doctor gegenüber gebratene Kreßlinge in die Katzenfalle, die er auf den Boden seines Hauses behufs der Gewinnung von Material zu Experimenten aufgestellt hatte.

Stazi, der ein gewaltiger Freund von Räthselaufgeben war, ging in's Büreau des Stadtwochenblattes.

Zweites Capitel.

Nur sechs Häuser entfernt von der Wohnung des Dr. Progreß war das Haus der Frau Ludmilla Waydelin, der kranken, siechen Wittwe, deren Zustand dem Doctor so viele Sorgen machte.

Ein prächtiges, erst jüngst gebautes Haus im modernen Stile, dem sich ein großer Garten mit Buschwerk und Zierbäumen anschloß, wurde ganz allein von der kraftlosen Ludmilla, die erst achtundzwanzig Jahre zählte, bewohnt, nachdem ihr alter Ehegatte vor einem halben Jahre das reiche Zeitliche, das ihm in der Lebenszeit so viele Mühe machte, endlich gesegnet hatte. Bei Gelegenheit dieser „Segnung" hatte Ludmilla unsern Doctor, der den Gatten behandelte, kennen und schätzen gelernt. Wie tief forschte er auch nach dem Uebel des todtkranken alten Herrn! Wie quälte er sich mit Ermittlung aller Gestaltungen, welche die Krankheit in ihrem Verlaufe annahm, so daß Herr Waydelin selbst, „der Segnende," es zuletzt bedauerte, ihn endlich mit den Experimenten im Stich lassen zu müssen, da die letzte Metamorphose in der That das Leben gekostet hatte, noch ehe der Doctor die das Factum der Erkrankung ganz sicher constatirende Analyse gemacht hatte. Das mußte auch Ludmillen zum größten Trost gereichen, daß nichts zur gründlichsten Behandlung des Kranken versäumt worden war und die Ruhe wie das unerschütterliche Bewußtsein des Doctors, allen Forderungen der Wissenschaft genügt zu haben, trugen nicht wenig dazu bei, ihr das Leben noch erträglich erscheinen zu lassen.

Dennoch stellte sich bei Frau Ludmilla von dieser Zeit an ein schleichendes, höchst hartnäckiges Uebel ein, dessen Bekämpfung, wie schon oben gesagt, des Doctors ganze Thätigkeit in Anspruch nahm.

Nebst einer schon ältlichen Tante, welche bei Ludmilla im Hause wohnte, war noch einige Dienerschaft da, denn sie konnte es zeitweise ganz unerträglich finden, allein zu sein. Sie hatte dann ihren bösen Tag und es war bejammernswerth anzusehen, welche gewaltige Seelenqualen sie dann litt und wie selbst des Doctors Anwesenheit diese nur zu verstärken schien. Da flog dann das Schoßhündchen, Mops Joli der Fette, auf die Treppe hinaus, wo er winselnd den Wechsel alles Vergänglichen beheulte, die Zofe Lisette schlich mit zerzaustem Haar und thränenschwerem Blick durch die Gemächer, wie in einen Zauberkreis gebannt, aus dem sie trotz allen Willens nicht zu entfliehen vermochte, die alte Tante bildete aus der Umgebung ihrer grauen Augen Dreiecke und aus der knappen Stirnhaut Wülste von Parallellinien, Jakob der Bediente drückte seine Augäpfel so weit aus den Höhlen, daß der geringste Ruck sie in das Kehricht der Küche, wo er am liebsten dann verweilte, fallen zu lassen drohte, zugleich hing er sein Unterkinn aus den Angeln, — deutliche Zeichen des Mit-

gefühls und Mißbehagens — kurz Alles trauerte und war betrübt, wenn Ludmilla den „bösen Tag" hatte. Selbst der Ofenschirm schien das mitzufühlen, denn er hatte sich nicht mehr auf den Füßen erhalten können und war schluchzend und die Beine tragisch in die Luft streckend über das nächststehende Sofa hingefallen, um seinen Schmerz zu verbergen, der Ofen weinte Rauch aus allen Ritzen und schloß die Kaminklappe, die schöne Uhr hatte sich selbst so vergessen, daß sie um zehn Stunden zu spät ging, endlich neunundzwanzig schlug und dann hartnäckig alle Viertelstunden wiederholte, alle Stühle der Zimmer hatten sich zur Darstellung lebender Bilder in Trauerscenen so herzzerreißend vereinigt, daß nicht wenige selbst ihre Eingeweide nebst Drahtfedern zwischen emporgestreckten Beinen zeigten.

Dazwischen aber saß Ludmilla, bald weinend, dann scheltend, dann tröstend, indem sie zum zehnten Mal die Uhr aufzog, die Stühle rumpelnd zur Ordnung wies, den Ofenschirm vom Sofa und ganz auf den Boden warf, die Kaminklappe sechsmal zugleich umdrehte, dann ein frommes Lied sang, wie es die Tante befohlen hatte, das aber immer mit dem merkwürdigen Refrain endigte:

„Einen Kuß, dann gute Nacht!"

Wenn man aber genauer beobachtete, so bemerkte man einen sehr verschiedenen, dieser Trauer ganz fremden Zug in Allem, was Ludmilla umgab, — ja in ihr selbst, der schönen Wittwe, barg sich ein Schelm, der das pure Gegentheil seines Bruders mit der umgekehrten Fackel war und seine Verwandten bei allen Angehörigen des Hauses hatte. In den dicken Augäpfeln Jakob's reifte dann allmälig ein ganz lustiger Lachschelm, unter seinem Lippenwulst versteckte sich ein Munterkeit versprechendes Grübchen, im zugekniffenen linken Auge des Mopses saß verstecktes Schwanzwedeln und Hüpfen und Springen, Lisettens schwellende Lippen und schwarze Augen, runde Wangen und helle Stirn bargen zahllose Quellen von Wollust und Freude, selbst das geometrische Gesicht der Tante zeigte Schwankungen, an den Winkeln allmälig in Wellenlinien überzugehen. Und zauberhaft ward dies auch Alles vollbracht, wenn Ludmillen's „guter Tag," ja „gute Stunde" — denn das Uebel wechselte selbst stundenweise! — gekommen war. Dann bellte laut auf vor Freude der Mops, meckerte Jakob, kicherte Lisette, knarrten die Angeln der Tante, — dann prasselte der Ofen und schenkte Wärme Jedermann, der ihm zu nahe kam, der Schirm neckte sich mit ihm und stellte sich bald näher bald weiter von dem Ofen, dem in ihn verliebten heißblütigen Kumpan, die Uhr sang vor Wohlbehagen ihr Leibstückchen:

„Freut Euch des Lebens."

und die Stühle stellten sich allen Ernstes zu einem Contretanz an.

Ludmilla aber saß bald am Flügel und intonirte:

„So soll ich Dich nun meiden, Du meines Lebens Lust!"

bald sang sie mit heller Stimme:

„Bei Frauen, welche Liebe fühlen, —"

ergriff die Tante oder Lisetten, wer ihr vorkam, und walzte durch den Salon, daß selbst die Fenster Beifall klirrten, bald stellte sie sich declamirend in schwärmerischer Begeisterung mitten in den Salon oder setzte sich an den Schreibtisch und schrieb Verse, — Ergießungen — bis wieder die böse Stunde kam.

Den Nachmittag, an welchem das eben beschriebene Unglück mit Sebald sich ereignet hatte, waren die Anfälle besonders häufig gewesen und Jakob mußte dreimal zum Dr. Progressus laufen, ohne ihn bringen zu können. Am Tage darauf, in aller Frühe, kam schon Lisette weinend wieder und bat den Vollaugigen aus eigenem Antriebe, doch gleich wieder zum Doctor zu gehen und ihn mitzubringen, was es auch kosten möge, denn es sei nunmehr mit Frau Ludmilla nicht länger mehr auszuhalten. Aber immer noch kam der Heilspender nicht. Was war denn die Ursache?

Wir finden an diesem Morgen sehr früh schon Dr. Dampfhuber in seinem Laboratorium beschäftigt. Bereits waren die nöthigen Wärmeeinheiten im Zimmer vorhanden, die Blutanalyse in Arbeit genommen und zur unsäglichen Wonne des Doctors der Inanitions- (Verhungerungs-) Versuch mit Minz dem Kater im Gange, denn vor einer Stunde war richtig der Lüsterne mit Hilfe der Backfische in die Falle gegangen. Wie würde die Wissenschaft frohlocken, wenn sie die Reihen der Producte der regressiven Metamorphose dieses fetten Fleischfressers erfahren

werde! Welche Rolle werde das Fett dabei spielen? Welche die stickstoffhaltigen Bestandtheile?

Minz, der Unglückliche, hatte darauf nur eine Antwort, die er mit gesträubten Haaren, rechtwinklig aufgerichtetem Schwanze und gelbglänzenden, wüthenden Augen gab, — er miaute in dem Experimentirkäfig. Aber trotz aller dieser entzückenden Aussichten, konnte doch zeitweise der Doctor nicht einen Seufzer unterdrücken, ja selbst die Blutanalyse gerieth dabei nicht selten auf einige Minuten in's Stocken und schon zweimal hatte er den Quetscher an der Burette zu schließen vergessen und dadurch eine ganze maßanalytische Bestimmung verdorben. — Seufzer? — Dr. Progressus Dampfhuber seufzt nur über den Mangel des Exacten in der Medicin! Und doch! Ja doch seufzte der Doctor auch noch über andere Dinge, die er freilich nicht minder exact zu stellen hoffte. Schon dreimal gestern und zweimal heute war Jakob, von Frau Ludmilla geschickt, gekommen, und hatte seine Anwesenheit bei der todtkranken Wittwe dringend begehrt. Die halbe Nacht hatte er über diese ihm ganz unverständliche Krankheit nachgedacht, und war keinen Schritt weiter in ihrer Erkenntniß gekommen! Gar kein Substrat, — keine palpable Materie — die tollsten Wirren aller Symptome! — Dabei war er in Halbschlummer gekommen und sah dann mit eigenen Augen eine völlige Fahnenflucht aller seiner Ganglien oder Liebesätheratome, er sah sie kugeln, rollen, taumeln, schwingen, — sah sie zu Ludmillen fliehen, wo sie, von den ihrigen abgestoßen, elendiglich verkümmerten, eines nach dem andern wie Goldregen traurig zu Boden fielen und von dem mit dem einen Auge lachenden Mops gierig gefressen wurden. Er wandte den Blick von diesem entsetzlichen Schauspiel und freute sich nicht wenig, als er einen alten Polizeidiener in einem Paßbüreau erblickte, der heiser kichernd erklärte, kein Atom dürfe mehr ohne Paßkarte außer Landes und, obgleich Alles um ihn wimmelte und Pässe ausgestellt haben wollte, so schrieb er doch so langsam, unbeholfen — grade einen Steckbrief nach den durchgegangenen Liebesätheratomen des Dr. Progressus — und der Schreiber war auf einmal Freund Stazi, der die unruhigen Atome scheltend zur Ruhe wies, da eines würgte, dort einem andern mit dem spanischen Rohre auf den Kopf hieb, daß es knackte und dann schrecklich — miaute. So hatte der Doctor geträumt und erwachend Minz in der Falle gefunden.

Der Traum machte ihm vollends klar, was er schon lange gefürchtet hatte, nämlich seine Liebe zu Ludmilla, zur schwerkranken Frau, die von ihm Heilung, aber keinen Liebesäther begehrte! Was ihn noch allein tröstete, war, daß die Wissenschaft daraus Vortheil ziehen könne, wenn durch das Experiment das Verhalten des Liebesäthers nach seiner Theorie exact gemacht werden könnte. Daß die Wärme, also zunächst die Wärmequellen damit im engsten Zusammenhange stünden, scheine vorerst klar und unbestritten, also sei damit ein Ausgangspunkt gewonnen. Wie aber anhaltend mit Frau Ludmilla, die von so schrecklichen Zufällen in ewigem Wechsel heimgesucht wurde, wie mit der schönen Frau, ohne Schaden in der nüchternen Auffassung der Resultate, zu experimentiren? — Da kam ihm ein neuer Gedanke — leicht auszuführen! — eine telegraphische Verbindung mit den bekannten Modellen — gleichsam ein Taschentelegraph — das werde gehen — ein Draht über einige Häuser weg werde leichtlich die Verbindung fortwährend unterhalten und Ludmilla könne ihm den ganzen Tag über die anzustellenden Beobachtungen mittheilen. Gute Idee! Der Doctor war zufrieden mit sich und als eben Marie eintrat, um den Küchenzettel wie täglich vorzulegen und sehr bekümmert und verweint aussah, so fragte er sie emsig um ihr Herzeleid. Schluchzend erzählte nun das Mädchen, daß sie der Gedanke, an dem Tod des Herrn Sebald Schuld zu sein, ganz um's Leben bringe, und sie bat mit aufgehobnen Händen, der Doctor möge doch alle Kunst, alle Wissenschaft zur Heilung des Armen anwenden, — Alles, was sie ihm, dem Doctor, nur immer thun könne, sei sie bereit, für ihn zu arbeiten und zu leiden. Und das sei noch das Betrübendste von Allem, daß sie nicht einmal den Kranken sehen, geschweige erst pflegen oder nur sprechen dürfte!

In dem durch sein eigenes Geschick schon mißtrauisch gewordenen Doctor tauchte angesichts dieser allzu innigen Theilnahme der Verdacht auf, ob nicht bei Marie gleichfalls ein Ueberschuß von Wärmeatomen, zu Liebesätheratomen sich constituirend, auf der Flucht nach jenen Sebald's begriffen wäre, um dort das bekannte Salz „die Liebe," zu bilden, und sein Möglichstes versprechend,

nahm er doch vorerst ihre Pulsschläge mit der Secundenuhr ab und bat sie, die Kugel eines sehr empfindlichen Thermometers nur einige Augenblicke in der geschlossenen Hand halten zu wollen. Er signirte dann auf ein neues Folium seines Versuchstagebuches:

Pulsschlag 80; Temperatur 33,7 R.
$+ MGAe^3 - DGAe = G^2Ae^4 + MD$
$(HO) = G^2Ae^4 + HO$ oder
Ganglienätheroxydhydrat (alias „Liebe").

Er fügte dann tröstend bei, daß er bezüglich der Verbindung mit dem Kranken die Anbringung eines kleinen Handtelegraphen versuchen werde, um ihn später auch auf größere — hm — Entfernungen anzuwenden. Uebrigens zeige das Blut des Herrn Sebald eine sehr schlimme Beschaffenheit, aber jedenfalls werde durch diesen Fall die Wissenschaft mächtig gefördert werden.

„Uebrigens recommandire ich," setzte er bei, „eine besondere Kost."

„Die Kohlenhydrate müssen zuverlässig das Dreifache von den Proteïnkörpern betragen — also 1 : 3, noch besser 1 : 2."

Marie versprach zu willfahren und ging an ihre Arbeit, der Doctor aber schickte sich an, seine Krankenvisite zu machen.

Er lenkte seine Schritte zuerst gegen das Haus Ludmillens, nicht ohne lebhaftes Gefühl von Unruhe zu empfinden und zwar zunächst um die Herzgrube herum, was trotz des Unangenehmen den Doctor doch heimlich erfreute, weil er eine Bestätigung seiner Theorie, die sich mit der Annäherung immer mehrende Fahnenflucht seiner Ganglienätheratome, darin sah. Ja, als er an die Thür gekommen war und den Griff in der Hand hielt, meinte er, ganze Reisegesellschaften derselben (Molecüle) in der Luft schweben und durch Fensterritzen, ja den Kamin Eingang suchen zu sehen. Denn Ludmillens Haus war überall verschlossen, still — es schien öde und voll Trauer.

Schon beim Eintritt fand er Joli, den Mops, vor Frost zitternd und wimmernd an der untersten Stufe kauernd — aus der Küchenthür quollen die Augen Jakob's, der schnell mit der Hand vor sie fuhr, wie wenn er ihr Herausfallen durch das Thürzumachen fürchtete, oben auf dem Gang schwebte Lisette, wie Lenore „früh um's Morgenroth" und die Thür in's Boudoir Ludmillens öffnete ihm die Tante, deren Augenwinkel so scharf wie ein Bratspieß geworden waren.

Der Doctor fand Ludmillen in einem jämmerlichen Zustande. Kalt und blaß, marmorgleich, lag sie in der Stellung einer verzweifelnden Kassandra, von einem Rosamorgenkleid umflossen, auf einem Sofa, — die Fenster ganz verhüllt, zwei Kerzen vor ihr um den Toilettenspiegel — brennend? — ach, glimmend nur und häufige Dochtthränen vergießend; sie selbst, ein Buch in der Hand — Schiller's Dido — reichte matt lächelnd dem Doctor die Hand, die dieser sogleich pulsfühlend drückte.

Es war merkwürdig! Ihr Puls ging langsam, starr, zusammengezogen, — der seinige (er fühlte ihn des Vergleichs halber sofort) rasch, voll, fast hüpfend und nicht selten aussetzend. — „Die Atome! die Atome!" murmelte er leise.

„Sie kommen?" flüsterte die Sterbende, die ihn nicht recht verstanden hatte. — „Sie Grausamster aller, ach! aller Menschen! Fünfmal schickte ich gestern und heute vergeblich zu Ihnen und Sie kamen nicht. Jetzt — jetzt ist's zu spät wohl, ich fühle meine Kräfte rasch schwinden, der letzte Lebenshauch wird bald, — ja bald — über diese falsche Welt und die kalten Menschen hinweg — hinweg in's goldene Land der ew'gen Freiheit fliehen.

Vollbracht hab' ich den Lauf, den mir das Loos beschieden,
Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden."

„Ludmilla!" rief entsetzt der ganz außer sich gerathene Doctor. — „Ludmilla! Verzeihung! Ach, ich wähnte Sie nicht so krank, so schwach, — so schrecklich elend schon! Jammervoller Anblick! Und ich, ich soll die Schuld tragen müssen? — Das bricht mir das Herz!"

Verzeihung in den nach Befreiung von irdischen Banden schmachtenden großen, schwarzen Augen, wandte die Unglückliche das Köpfchen gegen den Hilfeflehenden, verrückte dabei das Morgenhäubchen und eine Fluth von üppigen schwarzen Haarflechten quoll auf Hals und Schultern herab.

Wehe! Sie wurde dessen gar nicht mehr gewahr!

„Verzeihung?" lispelte sie, „ich habe der ganzen großen, falschen Welt verziehen und vergeben — und Ihnen, guter ernster Freund, der nur die Wissenschaft" (das betonte sie wie in den letzten Zügen schon) „liebt, zuerst."

Hier lächelte sie so zauberhaft, wie wenn

es gelte, zum letztenmal die Grazien zum höchsten Dienst zu zwingen, stützte zugleich das schwache Haupt auf den schönsten Arm, den man bewundern konnte, so daß der Doctor mit thränenfeuchtem Blick vor dem Sofa niederkniete und die noch immer von ihm festgehaltene Hand mit Küssen bedeckte.

Aber Ludmillens ernste Stimmung bewog sie, die Hand zurückzuziehen, und da der Doctor sie nicht freigab, so zog sie den Grausamen begreiflich nur näher an sich heran.

„Und nun — ich bitte, Doctor, meine Arznei — bitte, bitte, sonst stehe ich selbst auf, um sie zu holen," — sprach Ludmilla plötzlich und als der Doctor auffuhr, um ihrer Bitte zu genügen, erhob sie sich selbst langsam — und schwebte dem Glockenzug entgegen. Als Lisette kam, hatte die Kranke schon einen Löffel voll Medicin unter liebreichster Assistenz des Doctors genommen und war so gestärkt, daß sie den Wunsch äußern konnte, auf die Zofe gestützt, in den Salon zu gehen, um dem Doctor eine Arie aus dem Nordstern vorspielen zu können. Ob sie aber die Tasten finde? Ob sie sie niederzudrücken im Stande sein werde?

Der Doctor mußte sie schon selbst führen, wenn man sicher gehen wollte. Als er dies voll Freuden that, bedauerte er doch schon wieder heimlich, keinen Thermometer in die linke Westentasche gesteckt zu haben, da gegenwärtig entschieden eine so rasche und gewaltige Metamorphose der Wärmeatome in Liebesätheratome bei ihm stattfand, daß sie meßbar werden mußten. Entsetzliche Consumtion von so werthvollen Atomen, die alle ungenützt das Weite suchen! Denn Ludmilla, das war ihm klar, Ludmilla hatte nicht einmal Wärme genug für ihren Lebensproceß, woher sollten hier entgegenkommende weiche Atome der Frauenliebe kommen? Hier war Liebe absolut, d. h. physisch unmöglich, das stand ihm fest, so gewiß seine Forschung exact war.

Ludmilla genas indeß wundervoll schnell.

Nach einer Viertelstunde kauerte der Mops wieder am wärmsten Ende des Sofa und heulte zeitweise vor Wohlbehagen, Jakob lachte, daß seine Augen oceangleich den ganzen blauen Himmel wiederspiegelten. Lisette schlug dem Doctor heimlich — sehr heimlich! ein Schnippchen, als sie aus dem Salon in's Boudoir zum Ausräumen zurückkehrte und die alte Tante rückte sichtlich in der Bildung eines größten Kreises aus ihrem Munde fort. Ludmilla aber sang, tanzte, hüpfte wie ein Reh und zeigte eine solche Fülle von Lust und Heiterkeit, daß der Doctor zum ersten Mal ernstlich an ihrer Krankheit zu zweifeln anfing und sich vornahm, das nächste Mal mit Hilfe eines guten Thermometers und eines kleinen galvanischen Apparates die Sache zur Entscheidung zu bringen.

Selbst als der Doctor nach vielem Abschiednehmen doch endlich gegangen war, hielt diese Besserung Ludmillens länger an, wie jemals.

„Der Doctor ist doch ein Teufelskerl!" sagte Jakob zu Lisette, — „der muß unser Arzt werden, wenn wir heirathen!"

„Hm," — meinte Lisette, — „er könnte noch viel geschickter sein!" —

Desselben Tages noch in einer ziemlich späten Nachmittagsstunde saßen im kummervollen Krankenzimmer bei Sebald die Mutter und Sabina, die Magd. Der Kranke lag bleich, still, schlummernd. Man hörte selbst das Tiktak der kleinen Standuhr am Spiegeltischchen, so still war Alles in diesem Zimmer, welches im schwermüthigen Halbdunkel die Trauer, die hereinbrechen sollte, schon im Voraus angelegt zu haben schien.

Nachdem Sabina auf den Zehen an's Bett geschlichen und ebenso zurückgekehrt war, sagte sie leise zur Frau Stadträthin, die mit thränenschwerem Blick am Fenster saß und in einem frommen Buch gelesen hatte:

„Das laß ich mir nicht nehmen, daß der alte Hiesel von Beulendorf dem Dachdecker, der vor zwei Jahren vom Thurm herabgefallen war und sich alle Knochen im Leibe, wie wenn es Pfeifenröhren gewesen, zerknickt und zerknackt hatte, — hu mir grauſt's, wenn ich daran denke — die gesunden Glieder wieder verschafft hat, nachdem ihn die Doctoren gänzlich aufgegeben hatten. Ja, ja — gewiß und wahr ist's, setzte sie der ungläubig den Kopf schüttelnden Stadträthin gegenüber hinzu — er hat mir's selbst neulich im Steinbühl erzählt, wo er mit der Käthi vom Apotheker einen Kreuzschottischen tanzte, daß die Fetzen davon flogen und nachher noch obendrein den Sixtenpaulus die Stiege hinabwarf, es war wegen einem Gansviertel angegangen, das ihm der Paulus ausgewechselt haben sollte und weil sich der Gensd'arm, den es doch gar nichts angegangen hatte, dreinmischte — aber der Gensd'arm sah eben die Käthi schon immer gern, wie er noch Soldat war in der Kreuzcaserne und die Käthi beim Storchen diente,

— ach Gott, wie viel Unfrieden gibt's doch auf der Welt! Wenn der Mensch doch immer daran dächte, wie bald es mit ihm gar ist!"

„Mit dem Dachdecker," fiel die Stadträthin ein, „fällt mir unsere Minz ein, die ich heute noch gar nicht gesehen habe. Das ist ganz gegen ihre Gewohnheit, — wo sie wohl steckt?"

„Katzen" — flüsterte Sabine sehr leise und sah forschend auf den Kranken — „Katzen meiden die Zimmer, wo gefährlich Erkrankte liegen — das ist gewiß und wahr, denn als meine alte Base Wally vor zehn Jahren starb, wir hatten grade Maurer im Hause und ließen eine Wand durch die Hausflur ziehen, weil wir noch ein Zimmer brauchten und mein Vater immer sagte, so einen kleinen Studenten mit 3 bis 4 Thlr. Miethzins trägt's doch und im Fall der Noth kann man einen Fremden manchmal oder einen alten Menschen oder einen Kranken und wenn der Herbst kommt eine Stopfgans und wie's manchmal geht, einige Spanferkeln dazu hineinthun, so ein Zimmerchen ist gar bequem für Einen, der seine Ruhe haben will — und da — ja, wo war ich denn — da kränkelte die Base, tröste sie Gott! den ganzen Herbst und aß Hundsfett und Dachsfett und trank Thee von Gundelreben und Ehrenpreis und nahm Zaunrübenpulver, — das half ihr doch am meisten und der Jakob, der bei Frau Ludmilla dient, und sich jetzt so aufbläht, was er gar nicht nöthig hat, denn er ist nur ein Hirtensohn von Langenzenn — der Jakob grub sie ihr, wofür sie ihm immer einen Zehner gab — und so starb sie. Aber in den letzten Tagen schon war ihre Katze verschwunden, — auf und davon und wir sahen sie nie wieder! Die schwarze Nanni von Trabelsdorf, die damals neben uns beim Conditor Pappsüß diente, sagte zwar, der Maurerseppl, der bei uns arbeitete, habe sie gefangen, des Pelzes wegen — und die Katze selbst habe er sogar, pfui Teufel! ich mag's gar nicht aussprechen. Aber das war neidische Verleumdung, denn der Sepp war ein reputirlicher, ordentlicher Mensch — am Sonntag sah er wie ein Bankör aus — kein Mensch tanzte besser einen Rutscher wie er!"

„Sieh nur," sagte die Frau, durch das Fenster auf die Straße hinabblickend, — „da kommt schon wieder die Marie von drüben an unsere Hausthür und will wohl nach dem Befinden Sebald's fragen. Das arme Ding weint immer um ihn, nachdem doch nun die Dummheit geschehen ist, — sie kann ja nichts dafür, ich seh' es wohl ein. Geh doch und sage ihr einige tröstliche Worte."

Bald kehrte Sabina auf den Zehen schleichend zurück, näherte sich ihrer Frau und sah sie still aber lächelnd geraume Zeit groß an — dann, als diese kopfschüttelnd zu fragen schien, was es denn gebe, sagte Sabina:

„Merken Sie denn nichts? gar nichts? Nichts um das Blut Christi willen?" Und hier machte sie eine schreckliche Halsverrenkung gegen das Haus der Frau Preußlin zu und wieder in entgegengesetzter Richtung gegen das Bett des Kranken, indem sie die Augen auf demselben Weg, gleich einem an der Schnur noch knapp gehaltnen Kreisel, hin- und herlaufen ließ und fuhr fort: „Merkte ich nichts, bin ich denn stockblind und taub, wie das Judenbärblein von Neußig, daß ich nicht errathen sollte, wo Barthel Most holt, wenn der Herr Sebald den Thau oder Reif vom Fenster früh wischte und auf die Straße hinab sah, aber die Augen gegen das Fenster der Fräulein Preußlin richtete? wenn er immer die Richtung des Windes erforschte, grade wenn Marie die Thür öffnete, um die Milch in Empfang zu nehmen? Nickte er ihr da nicht immer einen guten Morgen zu und mußte sie denn nicht da allemal auch herauf zu uns schauen? Und wie lustig er dann und wie ausgewechselt er sich zum Frühstück setzte!

Mir macht man nichts weiß mehr — mir, Alles in Ehren, natürlich, aber gewiß ist's."

Die Stadträthin machte große Augen und wäre gewiß unter andern Umständen und Zeiten in schreckliche Entrüstung gerathen, nun aber seufzte sie bloß, drückte erstaunt ihre Verwunderung und zugleich einige Zweifel aus und meinte, Gott möge nur vorerst ihrem Sohne das Leben wieder schenken.

Ein Geräusch vor der Thür unterbrach jetzt ihre Unterhaltung und ehe sie noch nachsehen konnten, was die Ursache davon sei, so traten schon die es verursachenden zwei Aerzte ein, legten leise Hut und Stock ab, nickten Gruß und fragten leise, wie es dem Kranken inzwischen ergangen sei?

Die Mutter deutete nur sprachlos vor Kummer und thränenschweren Blickes auf das Bett, in welchem Sebald noch immer schlummernd und regungslos zu liegen schien. Die

Herren gingen daher rasch dahin, Stazi bemächtigte sich sofort des Pulses, und begann Haut, Brust und Leib weiter zu untersuchen. Dabei erwachte der Kranke, starrte die Umstehenden erst lange mit leeren Augen an, seufzte endlich und versuchte zu sprechen, ohne es jedoch zu vermögen. Auch Progreß untersuchte den Kranken, faßte vor Allem Schweiß, Temperatur, Athemzüge, Kraftzustand in's Auge — und dann gingen sie, nachdem der Kranke auf die Frage, wie er sich befinde, wiederholt vergebens zu sprechen versucht hatte, an eine Fensternische und begannen leise Consilium zu halten.

„Der Kopf ist frei," sagte Stazi, „der Puls gezähmt, das Athmen ganz ruhig, nirgends ist mehr eine Agitation. — Und doch ist er noch krank! — noch krank! — haeret aliquid! sagte unser alter Kliniker, weißt Du noch? haeret! — ich meine, jetzt wäre Zeit, den Unterleib in Bewegung zu setzen, Laxantia zu geben und damit ja die Entzündung nicht wieder den Kopf erhebe, noch einige Unzen Blut vorsorglich wegzuzapfen? Hm — meinst Du nicht auch?"

Progreß hatte inzwischen eine elegante Dose geöffnet und dem Collegen eine Prise geboten, dann sah er, während beide schnupften, was Stazi, der ein Raucher war, sehr schnell und summarisch vollzog, den Collegen einige Secunden mit ernstem Blick an und sagte:

„Und während des Aderlassens würde er sterben — und die Wirkung des Laxans schmählig vereiteln!"

Und als Stazi auffuhr und erwiedern wollte, — nahm er ihn sanft am Arm und sagte mild: „Stazi, — diesmal sei gescheit und merk', daß der Patient bereits an den äußersten Pforten des Lebens weilt, er ist eigentlich gar nicht mehr krank, weil die Krankheit keine Unterlage mehr findet — seine Krankheit ist gleichsam verhungert und danken wir Gott, daß wir noch die letzten Lebensfunken finden, so daß wir sie sammeln und wieder zum helllodernden Lebensfeuer anfachen können." —

„Und so hab' ich sie doch zum Verhungern gebracht!" rief lauter als gut war, Stazensacherl, der Antiphlogistiker.

„Und ich will, nachdem Du die Krankheit zu Tode curirt hast, der Gesundheit wieder auf die Beine helfen — nicht wahr? Das können wir Stoffwechsler von heutzutage!"

„Ei freilich!" meinte Sacherl, der getröstet war, weil er doch wenigstens Etwas todt gemacht hatte, „nur erwischt Ihr manchmal die Krankheit statt der Gesundheit und helft dann jener auch auf die Beine! hihihi!"

„Und Ihr bringt in der Verwechslung statt der Krankheit manchmal die Gesundheit um," — erwiederte ebenso spitz Progreß und näherte sich dem Kranken und den ihn Umstehenden, untersuchte nochmals genau, führte dann die Stadträthin und Sabine zur Seite und sagte, der Kranke sei vorerst von Medicin ganz frei zu lassen, — aber müsse sehr sorgfältig ernährt werden. Das sei aber viel schwerer, als sie glaubten und er wolle daher aus seiner eigenen Küche die verordnete Speiseordnung aufrecht erhalten. Marie sei von ihm so gut unterrichtet, daß sie Alles herzurichten und zu geben verstehe. Als nun Sabina offenbar wegen des Unglaubens an ihre eigene Kochkunst gekränkt und Frau Kirschbaumer, aus dem Leser leicht erklärlichen Gründen, die ganze neue ärztliche Anordnung mit nicht besonderer Befriedigung vernahmen und allerlei „Aber" auf der Zunge entwickelten, so erklärte Progreß sehr ernsthaft, daß er den Kranken auf das Aeußerste gekommen ansehe und daß er ihn, wenn nicht Verdauungskraft und Ernährung geschickt und rasch wieder in Zug gebracht würden, für verloren gebe. Als der Doctor gar bemerkte, daß Marie Fleischextract vor Allem bereiten müsse, so gaben sich die Frauen endlich gern zufrieden, denn Sabina meinte, sie verstände allerdings nichts von Fleischcontracten und ähnlichem Apothekerzeug. Auf der Stiege noch erwähnte Progreß seines Versuchs mit dem Handtelegraphen und empfahl ihn gleich hier zur Probe. Frau Kirschbaumer hatte begreiflich gar nichts dagegen einzuwenden.

Drittes Capitel.

Einige Tage nach den von uns in den vorigen Capiteln geschilderten Vorgängen in unserer alten, würdigen Stadt M., fand ich meinen Freund Progressus eines schönen Wintermorgens in seliger Selbstzufriedenheit auf seinem Zimmer.

Die Sonnenstrahlen glitzerten durch die bethauten Fenster, welche große Massen von Wärmeeinheiten banden, helle, leicht schwebende Reifkrystalle flimmerten schon in der Luft, die von größter Reinheit und Frische war und überzogen Alles mit bräutlichem Schmuck, und überall wirbelten Kamine, diese Thermometer der Gemüthlichkeit des häus-

lichen Herdes — und seiner Kochfähigkeit — dicken Rauch auf und ab und zufliegende Schaaren von flinken Spatzen tummelten sich auf ihnen, fern zog sich der dunkle Fichtenwald der Vorberge hin. Es war ein lieblicher Anblick. Auch rieb sich der Doctor, vom Fenster zurücktretend, vergnügt die Hände. Hatte er doch auch die Drähte unverändert gefunden, die von seinem kleinen Telegraphen aus in das Zimmer der Stadträthin gegenüber, vorerst zur Probe, gezogen waren! Auch Minz, der Kater, schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben und mit Entsagung dem Tode für die Wissenschaft entgegenzugehen. Seit zwei Tagen bereits miaute er im Käfig des nebenanstoßenden Laboratoriums nicht mehr, lag mit struppigen Haaren und sehr vernachlässigtem Aeußeren, abgemagert zum Geripp, in einem dunkeln Winkel des Käfigs, aus dem nur sehr unheimlich gelb flammende Augen mit den weit geöffneten Pupillen der Raserei entsetzliche Wuth sprühten.

Wieder lag der Küchenzettel für heute vor ihm, da Marie, zu sehr noch um den kranken Sebald beschäftigt, nicht selbst darüber referiren konnte.

„Meine Liebesatome, wie ich den metamorphosirten Wärmeäther der Ganglien nunmehr mit Sicherheit nennen kann," — murmelte er vor sich hin, — „sind seit der Mehrung stickstofffreier Nahrung in offenbarer Zunahme begriffen — ich werde bald die äußerste Grenze in Milchzucker- und Stärkmehlzusätzen, die noch im rechten Verhältniß zu der stickstoffhaltigen Substanz stehen, erreicht haben und dann, dann — (hier lachte er still in sich hinein), dann mag sich Ludmilla sträuben, wie sie will, meine Atome werden die Trägheit der ihrigen überwinden, besiegen, — sich verbinden — sie muß verliebt in mich werden! Aber sie lebt ja fast nur von Consommé — einige Tassen Kraftbrühe — einige Eier — zuweilen ein Cotelett — das ist Alles, was sie genießt, wie sie sagt. Das ist schrecklich! nichts als stickstoffhaltige Substanz! Woher sollen da die überschüssigen Wärmeeinheiten für die Ganglien kommen, aus denen Liebesäther wird? Der Kampf ist groß — aber ich werde ihn bestehen!" Und damit zog er ein Papier aus einem Haufwerk von Schriften hervor, welches die Aufschrift trug:

„Skizzen zu einer Theorie der Liebe."

Er setzte sich in seinen Lehnstuhl und las mir Folgendes vor:

I.

„Die Aeußerungen des Geistes und des Gemüthes des Menschen (der Geschöpfe!) lassen sich durch die Atomistik allein erklären.

II.

Die Centralsitze des Nervensystems — Gehirn und Ganglien, sind die Herde der Aeußerungen beider.

III.

Von ihnen gehen die wirkenden Atome aus. Sie sind nicht verschiedene Arten, sondern nur in leichten Uebergängen befindliche Modificationen der Aetheratome überhaupt. Sie haben die Urkraft aller Materie — nämlich Anziehungs- und Abstoßungskraft. Gleichartige stoßen sich ab, ungleichartige ziehen sich an.

IV.

Ihre Modificationen werden durch die mittelst Nahrung zu producirenden Wärmeatome hervorgerufen.

V.

Sie sind demnach ewigem Wechsel (geistigem Stoffwechsel!) unterworfen und haben das größte Bestreben zur unendlichen Ausdehnung (Verschwinden derselben) — zu Verbindungen höchst flüchtiger Art!

Von diesen Prämissen ausgehend," fuhr mein Freund fort, „leite ich folgende Corollarien ab:

a) in Bezug auf die Liebe.

1) Allzurasche und verschwenderisch eingeleitete Verbindung der Liebesätheratome beider Geschlechter, die bloß durch ihre Härte, d. h. metallische Atomengruppirung verschieden sind, bewirkt Schwächung und Versiechen derselben (Untreue aus Ueberdruß).

2) Stärkere durch Wärme besonders stark erzeugte Atome fällen oft andere aus der Verbindung (gemeine Untreue).

3) Der Liebesäther erreicht bei einer gewissen Entfernung die größte Kraft, sich zu verbinden, oder die höchste Affinitätskraft, — darüber hinaus folgt er der Luft immenser Verflüchtigung (Untreue wegen weiter Entfernung).

4) Eine einmal von diesen Atomen eingegangene Verbindung hinterläßt auch später bei neu sich erzeugenden Atomen die Neigung zur alten Verbindung (Alte Liebe rostet nicht).

5) Bei nachlassender Wärmeentwicklung hört endlich die Bildung von Liebesäther ganz auf; ihre Quelle kehrt in's Centralnervensystem zurück und es fließen daraus dann nur noch die Atome der Achtung und des Wohlwollens (Erscheinungen an Verliebten im hohen Alter).

6) Unnatürliche Entwicklung von Liebesätheratomen stört die Entwicklung auch aller übrigen geistigen Atome (Selbstmord aus Liebessehnsucht, Verrücktheit)."

Hier stand der Doctor in großer Erregung auf, seufzte einigemale und drückte einen in Zehntelsgrade abgetheilten Thermometer an seine Herzgrube, um sein Steigen zu beobachten. Das Resultat mußte ein ihn sehr überraschendes sein, denn er schritt sehr bewegt durch das Zimmer, ging auch in's Laboratorium, seufzte und öffnete gedankenlos den Versuchskäfig, um Wasser hineinzustellen. Da faßte Minz, der auf's Aeußerste gebrachte, den Entschluß zu einer entscheidenden That. Ein gewaltiger Sprung gradaus auf des Doctors Leib, — dann, als dieser erschrocken zurückfuhr, ein zweiter noch entsetzlicherer gegen das Fenster und durch dasselbe an die Dachrinne und er verschwand — daran hinauf — auf's Dach — in's Freie. Alles das war das Werk einiger Augenblicke. Minz war frei! Der Doctor ärgerte sich ein wenig, tröstete sich aber mit dem Gedanken, nicht unerhebliche Ergebnisse aus der Controle seiner Ausgaben bei aufgehobner Einnahme gewonnen zu haben.

Da übrigens die Zeit für seine Krankenbesuche gekommen war, legte er sein Manuscript wieder weg und schickte sich an, wegzugehen, indem er noch vorher den bereits aufgestellten Handtelegraphen beifällig betrachtete und daran einige Drehungen, gleichsam zum Versuch, vollzog. Anscheinend sehr zufrieden mit den Leistungen begab er sich nun auf den Weg der goldenen Praxis, nicht versäumend, den noch immer unter der Weste steckenden Thermometer diesmal mitzunehmen. Ich begleitete ihn. —

Zu derselben Zeit war im Krankenzimmer Sebald's nicht minder einige Fröhlichkeit zum ersten Mal eingezogen, denn der Kranke zeigte offenbare Fortschritte in der Reconvalescenz. An einem Fenster saßen als Wärterinnen beisammen die Stadträthin und die von ihr inzwischen sehr liebgewonnene Marie, welche nach des Doctors Ordination wirklich die Leitung der Diät des Kranken und damit die Obergewalt in der Küche übernommen hatte. Selbst Sabina hatte indessen eingestanden, daß Marie in jeglicher Art Kochkunst Meisterin sei, obgleich sie immer zusetzte, was das Fleischextract betreffe, so sei wohl begreiflich, daß dies eine große Kraft zu geben im Stande sein müsse, wenn man 15 Pfund Fleisch auskoche, um davon zuletzt nur 4 Unzen Extract zu erhalten. Aber Marie verstand auch alle sonstigen Vorkommnisse im Haushalt, das Aufbewahren der Eier, Einmachen der Früchte, die Beurtheilung der Güte der Butter und des Schmalzes, des Mehles, der Fleischsorten, die Behandlung des Kellers und der Vorrathskammer, der Wäsche und Zeuge und vieles Andere, daß allmälig das Mißtrauen, welches Mutter Kirschbaumer anfangs hegte, einer großen Achtung und selbst Zuneigung Platz machte. Sie gestand gern ein, daß man jetzt wohl viel mehr als früher lerne, und daß der Haushalt, wenn naturwissenschaftlich erlernt und praktisch geübt, eine sehr angenehme Beschäftigung sei, welche den Geist veredle und stärke.

Da eben Sabina die Stadträthin rief, so fand sich Marie allein im Krankenzimmer. Wie rasch wandten sich ihre nunmehr unbewachten vor Freude strahlenden Augen gegen das Krankenlager Sebald's hin, von dessen Besserung die vergangene Nacht, die er vortrefflich zubrachte, die unzweideutigsten Beweise gegeben hatte. Eben war der Kranke aus einem sanften Morgenschlummer erwacht und hatte, nicht wissend, wer an dem in seinem Rücken liegenden Fenster etwa sitze, nach Art schwacher Reconvalescenten zum ersten Mal sich daran gemacht, leise die auf dem Nachttischchen vor ihm stehenden Gegenstände zu untersuchen, mit der Hand zu betasten, die Aufschriften der Schachteln, Töpfe und Gläser mit Medicamenten zu lesen, den Lichtschirm zu prüfen, den Fabrikstempel der Silberlöffel zu studiren und den Chinesen zu bewundern, der auf der Tasse sein stationäres Dasein fristete. Marie verrieth auch nicht durch den mindesten Laut ihre Anwesenheit, aber ihr Herz schlug ihr hörbar vor Freude, als sie diese ersten Boten des zurückgekehrten Bewußtseins und der Kraft bemerkte. Da plötzlich klingelte das kleine

Glöckchen, welches an dem auf einem Seitentischchen stehenden telegraphischen Handapparat des Dr. Progreß sich befand. Erschrocken blickte Marie dahin — und der Kranke wandte gleichfalls den Kopf. Ihre Augen begegneten sich und beide blieben einige Secunden stumm vor Bewegung im Innern, der sie keinen Ausdruck zu geben vermochten. Dann nahte sich Marie dem Kranken, der seine magern, blutarmen Hände ihr entgegenstreckte und mit einer Alles sagenden Thräne im Auge ihre Hand erfaßte und das Wort: „Dank“ stammelte. Wieder klingelte es! Marie flog an den Apparat und nunmehr unter der gespanntesten Aufmerksamkeit des im Bett aufgerichteten Kranken und der erstaunten Marie arbeitete dieser fort, rollte, raspelte, drehte die commandirte Kraft und wand sich den Papierstreifen zur Aufnahme der Botschaft.

Sebald, der von Allem nichts verstand, blickte fragend auf Marie, welche die Arme auf die Brust gekreuzt, lächelnd vor dem Telegraphen stand, den ihr der Doctor gründlich erklärt hatte. Endlich stand Alles still. Marie wandte sich zu dem ihr mit fragendem und bittendem Blicke begegnenden Kranken und erklärte ihm die Erscheinung, indem sie zusetzte, daß dies nur ein Versuch des Dr. Progreß wäre, der gesonnen sei, in Zukunft von seinem Laboratorium aus in alle Zimmer seiner in der Stadt so sehr zerstreuten schweren Patienten isolirte Telegraphendrähte zu leiten, um beständig über Zustand wie Bedürfniß derselben in Kenntniß sein zu können und die zeitraubenden Visiten wenigstens theilweise zu sparen.

„Und nun, — liebe, theure Marie!“ sprach der Reconvalescent mit schwacher Stimme, indem er die warme, volle Hand der liebenswürdigen Wärterin im Ueberfließen der Dankbarkeit ergriff und drückte, — „und nun — sagen Sie mir doch, was denn der Doctor herüberfragte.“

„Ach, das habe ich ja ganz nachzusehen vergessen,“ entgegnete diese, die durch den Händedruck ängstlich geworden war, und eilte an den Apparat, zog den Papierstreifen hervor, verglich den Schlüssel, — erröthete und gerieth in die anmuthigste Verwirrung — verbarg den Streifen bald, bald wollte sie den Schlüssel verstecken — lächelte und verhüllte sich zuletzt die Augen.

„Und was fragt der Doctor?“ wiederholte der Kranke heiter lächelnd und nichts ahnend.

„Thorheit!“ antwortete endlich Mariechen, die sich erholte, nun aber erst rechte Verlegenheit fühlte, grade über ihre Verwirrung, deren Motiv ja ganz hätte fehlen sollen. „Er fragt — wie kann er doch nur dazu kommen? Es muß eine Verwechslung sein, — er fragt — es ist ja unmöglich! — Er fragt: Lieben Sie mich?“

Und damit eilte sie wieder an das Fenster zurück und verbarg ihre brennenden Wangen im Fenstervorhange.

Sebald aber seufzte und legte sich in's Bett zurück. Es folgte eine peinigende Stille — bis endlich der Kranke lispelte: „Marie!“ Das arme Mädchen trat zu ihm.

„Marie!“ wiederholte Sebald und griff wieder nach ihrem Händchen, das sie ihm gern überließ, — „was würden Sie denn zurücktelegraphirt haben, wenn ich anstatt des Doctors so gefragt hätte?“ Und damit ergoß sich ein kaum sichtbarer Streifen Röthe über seine blassen, von Stazensacherl so erfolgreich entphlogosirten Wangen, gleich einer, neues Leben verkündenden Morgenröthe und die ersten Funken der wieder thätigen Lebenswärme stahlen sich in seine Augen. Marie aber stand in namenloser Verwirrung, unfähig, ein Wort zu sprechen, bis endlich der Kranke seufzend den Kopf auf die Seite legte und flüsterte: „Der glückliche Doctor!“ da ward ihr plötzlich klar, daß Sebald denken könne, der Doctor habe an sie diese Frage gerichtet und er sei der Glückliche, der offen durch Telegraphen mit ihr von Liebe sprechen könne. Sie sah, wie des Armen Herz pochte und die wenigen Blutwellen ängstlich an die schwache Brust schlugen, an die Brust, die sich für sie dem tödtlichen Stoße entgegengestellt hatte, sie sah die schwache Morgenröthe von seinen Wangen schwinden und den matten Strahl der sich abwendenden Augen erlöschen, — da konnte sie's nicht länger mehr ertragen, sondern ergriff wieder die ihr entzogene Hand und sank auf die Knie vor dem Bette nieder, das Antlitz in die Kissen bergend und stotterte schluchzend: „Ich liebe — Sie — wieder!“ Der Kranke legte sein Haupt an ihre Stirn, streichelte mit matter Hand die Wange, drückte mit der letzten Kraft, die er besaß, ihre Hand, die sich auf seine Brust gelegt hatte und so verflossen einige Minuten des seligsten Entzückens. Als Marie aus den Kissen ihr Antlitz erhob und nach dem seinigen sich wandte, da traf sie der letzte Sonnenstrahl seines verlöschen-

den Lebens — dann sank er ohnmächtig auf das Lager zurück.

Mit welcher Angst Marie die Hausgenossen rief und wie eben so sorgfältig der Kranke wieder in's Leben zurückgerufen, als die Ursache des „Rückfalles“ verschwiegen wurde, — wie der Doctor nur in seinen beständigen Gedanken an den mangelnden Liebesäther Ludmillens diese Probefrage durch den Handtelegraphen that, eben als er auszugehen sich anschickte, wie endlich Sebald Riesenschritte in der Reconvalescenz machte und einhellig Alle diesen Erfolg dem Fleischextract zuschrieben, den, wie der Kranke behauptete, nur Marie allein bereiten und ihm geben könne, — das Alles sind nothwendige Folgen, die sich jeder Leser schon von selbst gezogen hat. Wie auch sollten in den Tagen der Philosophie der absoluten Nothwendigkeit unsere Leser nicht auf die Warte der Zeit gestiegen sein und ihres Amtes gewartet haben?

Wie ganz anders stand es dagegen im Hause der kranken Ludmilla, die den Arzt schon seit früh fünf Uhr erwartet hatte, deren Zustand nunmehr in eine Phase getreten war, welche zu verstehen selbst dem philosophischen Erforscher und Controleur aller Entwicklungen, unserm Dr. Progressus, schwer werden mußte.

Ganz entgegengesetzt früheren Vorgängen war heute das Haus in Heiterkeit versetzt, die Rouleaux von den Fenstern gezogen, manche waren trotz grimmiger Kälte selbst ganz offen, lustig sprang Jakob durch die Hausthür, strich sich die fettglänzenden Haare und forschte neugierig mit den Vollaugen die Straße hinab, — oben aber ertönte Ludmillens Stimme in den süßesten und hellsten Tönen, kurz Alles schien hier in Freude und Lust auf den Empfang des Frühlings sich schon vorzubereiten.

Im niedlichsten Schlafzimmer saß Ludmilla vor dem Toilettenspiegel und sang die „letzte Rose,“ während Lisette vor Angst zitternd beschäftigt war, dem strengsten Befehl, sie nachlässig zu frisiren, nachzukommen. Die arme Zofe hatte längst bemerkt, daß die Lustigkeit Ludmillens nur angenommen war und daß ihre Krankheit jetzt in das merkwürdige Stadium der Vereinigung der sonst doch nur abwechselnd sich folgenden Paroxysmen der Freude und Trauer getreten war. Noch im Bette hatte sie früh schon declamirt, daß mit Kränzen und Blumen geschmückt sie den Opfertod für kalte — kalte Herzen sterben werde und sie traf nunmehr Anstalt, ihrem tragischen Geschicke mit antiker Ruhe und Sinneshoheit entgegenzugehen. Nur der Doctor noch sollte Zeuge ihres Opfertodes sein, — er allein — sonst Niemand!

„Sollst ruh'n mit am Herzen und mit mir, ja mit mir im Grab!“

tönte eben ihr klagender Gesang, als sie plötzlich auffuhr und die Zofe zurückstoßend ausrief: „Falsche Brut, verrätherische, die mich umgibt — geh mir aus den Augen — schnell — gleich!“ — Da aber Joli, von des Gesanges Tönen irregeleitet, schwanzwedelnd neben ihr stand und die Exclamation nicht so rasch wie die flüchtende Zofe begriff, so warf ihn der zarte Fuß der Schönen drei Ellen weit in eine Ecke, aus der er mit dem jammernden Quiks eines schrecklich Enttäuschten mit Windeseile durch die offene Thür stiegenabwärts entfloh. Ludmilla aber stand in hehrer Gestalt aufgerichtet, eine glühendrothe Camelia im schwarzen aufgelösten, noch nicht vollendeten Haarputz, vor dem Spiegel und sann darauf, auch im letzten Augenblick noch Zucht und Sitte zu wahren, wenn sie hinsänke, ein bejammernswerthes Opfer der hartherzigen, verständnißlosen Zeit.

Da unterbrach sie Jakob, indem er mit den in Wohlgefühlen der Treue und Ergebenheit schwimmenden Augen einige seltene, aus dem Treibhaus mit vieler Mühe erhaltene Erdbeeren servirte. Ein Blick aus Ludmillens Auge — und heftig abwehrend, stieß sie die Crebenzten sämmtlich auf den Boden und gebot dem Unglücklichen mit der hohlen und ernsten Stimme des geahnten Jenseits, zu fliehen — weit — aus dem Hause — fort — nach Langenzenn, wo Heulen und Zähneklappern sei. Damit schlich auch dieser Treue die Treppe hinab, seufzend und nicht ohne Mitgefühl den am Stiegenende fröstelnden Mops betrachtend, der ihn mit dem einen Auge gar treuherzig ansah, mit dem andern aber, wie es seine Gabe war, den Jakob auslachte, als wenn er sagen wollte: „Bist Du auch so angekommen, wie ich?“

Ludmilla aber von dieser neuen Anstrengung im Kampfe gegen ihre jammervolle Zeit erschöpft, sank auf das uns schon bekannte Sofa und dachte an ihren letzten Willen, als Lisette schüchtern die Thür öffnete und den eben angekommenen Dr. Progreß anmeldete.

Mattlächelnd winkte Ludmilla den rasch folgenden Doctor zu sich.

Dieser seufzte zwar und kam in Verwirrung, — da er aber sogleich bemerkte, daß dies von der gewaltigen Flucht seiner Ganglienatome herrühre, beschloß er innerlich um so entschiedener, diese Vorgänge nunmehr durch alle wissenschaftlichen Hilfsmittel und eine Radicalcur festzustellen und schielte dabei in die Westenöffnung nach dem mit jedem Herzschlag hüpfenden Thermometer.

Er fühlte den Puls bei Ludmillen, welche die Augen geschlossen hatte, maß die Zeit an der Secundenuhr und murmelte etwas von 73, 74, 75, was die Kranke aufschrecken machte. Doch seufzend legte sie ihr Haupt wieder zurück. Der Doctor legte die Hand auf die Stirn — streichelte dann den vollen, schneeweißen Arm, — Hauttemperatur zu ermitteln, — seufzte und wollte sich eben niederknien, um dem Herzschlag zu lauschen, als die Kranke tonlos flüsterte: „Eine Trauerweide — und zwar eine geknickte — pflanzen Sie mir an mein Grab — das — ist mein letzter Wille — und hat die falsche Welt — noch ein — nur ein Vergißmeinnicht — dann, Doctor — ach! wie beklommen ist mir's — — —"

Solche Symptome geboten Eile und rasch lehnte der Doctor das Haupt an Ludmillens zuckendes, schlagendes, hüpfendes — gequältes Herz!

Im hohen Grade verwirrt stand der Asklepiade wieder auf und schüttelte den Kopf, — seufzte dann, faßte einen Entschluß und sprach mit ernster aber bekümmerter Stimme:

„Ludmilla! schönste, theuerste Ludmilla! Es muß endlich gesagt werden —" die Kranke öffnete blitzschnell die Augen und fuhr fast zugleich mit den Händen davor, — der Doctor fuhr ermuthigt fort: „es muß heraus, so schrecklich es auch klingen mag, aber es ist sonst keine Abhilfe möglich. Ihnen, schöne Frau, der ich ja nichts, nicht mein eigenes Inneres verheimlichen möchte, Ihnen — ich sage es in fester Ueberzeugung — fehlt es an Liebesäther!" Ludmilla ließ die Hände von den Augen sinken und starrte mit halbgeöffnetem Munde, staunend den philosophischen Denker mit der Aethertheorie der Ganglien — und nachdenkend an. Der aber fuhr fort: „Hätten Sie nur den achten Theil von den Wärmeatomen, die ich besitze, so müßte bereits die Metamorphose in Liebesäther und dann — vielleicht — ja möglicherweise," — die Stimme des Doctors wurde hier unsicher und wankte, „ja etwa die Vereinigung mit den meinigen erfolgt sein. Aber Ihre Fleischkost, die Sie genießen, die ewigen Gelées und Cotelets — das ist's, was Sie so kalt, so unempfindlich gegen das Leben macht, daß Ihr Zustand mich wahrhaft tief bekümmert. Tag und Nacht denke ich darüber nach, wie ich diese schrecklichen Anfälle bekämpfen möge, diese eisige Ruhe und Verachtung aller Lebensfreuden — schon Thränen habe ich über diese Ihre Versteinerung des Herzens, — ja das ist es — eine Petreficirung, eine Art Herzstalaktitenbildung — vergossen, und immer will es mir nicht gelingen, das Schönste — ja ich sage es ohne Scheu, das Theuerste, was ich im Herzen trage, — Sie, edle Ludmilla —"

Aber der Doctor konnte nicht vollenden, denn die gequälte, gefolterte, entsetzlich gemarterte schöne Frau flog plötzlich mit der Elasticität einer Antilope vom Sofa auf und dem Doctor um den Hals, umschlang ihn, wie der Epheu die Ulme, die er endlich findet, preßte ihn an's Herz und — krach! der Thermometer, der zehntheilige, noch dazu von Greiner in München — 5 fl. 24 kr. — er rollte in Stücken unter der Weste heraus, das Quecksilber aber fuhr in die Stiefeln. Der Doctor lächelte bloß, — die Schöne wankte nur einen Augenblick zurück, bis sie erkannt hatte, was geschehen war, dann aber umhalsten sich Beide von Neuem und küßten sich so lange, daß sie weder den die Erdbeeren zusammenkehrenden Jakob, der ein Langenzenner

„Steh ich am Brünnele, trink aber nit,"

vor sich hinsummte, daß sie nicht den schmollenden Blick Lisettens, die inzwischen im Nebenzimmer selbst Toilette machte, nicht den Mops, der sich in die Sofaecke wieder gedrückt hatte, bemerkten.

Der Hochzeitstag endlich festgesetzt, konnte nur die Pflicht, die Patienten zu besuchen, den Doctor wieder zum Fortgehen bewegen. Als er auf der Straße war, schüttelte er oft den Kopf und murmelte: „Ueberschuß von Liebesäther! Merkwürdig! von Fleischspeisen — Fleischextract — gibt der Theorie einen Stoß — aber bringt sie nicht um!"

Es schienen also nicht Wärmeatome der Metamorphose in Liebesäther sich zu unterziehen, — wenigstens nicht allein, — waren Liebesatome am Ende nichts als Ganglienätheratome, im Zustande der Erregung? gleich ozonisirtem Sauerstoff? nur allotropisch? Alle unsere Gefühle und Leidenschaften sind am

Ende nichts anderes als Nervenäther im allotropischen Zustande und die Allotropie ist eben die Grundlage des Begriffes der Eigenschaft. Ein Körper hat Schwere, Affinität, Wärme und Elektricität als nothwendige Folge seiner Eigenschaften, — er ändert sie im allotropen Zustande und wird dadurch gleichsam neu erzeugt, — er entsteht neu und anders. Daher die Lust des Liebesäthers am Wechsel, weil die Liebe eben dann wieder neu entsteht — variatio delectat! — So philosophirte Progreß, schloß aber seufzend seine Betrachtungen, als er zum angedeuteten Schluß gekommen war.

So gelangte er in das Krankenzimmer Sebald's, wo auch Freund Stazi eben eintrat. Hier fanden sie große Veränderung. Der Patient saß aufgerichtet im Bette und genoß eben etwas Fleischextract, was ihm Marie reichte, neben dieser stand Frau Kirschbaumer, den Arm um sie geschlungen und Thränen im Auge, denn Sebald hatte ihr seine lange — lange geheim gehaltene Liebe zu Marie gestanden und von ihr den Segen erhalten. Nur Sabina war rasch an's Fenster gelaufen, als die Doctoren eingetreten waren, und suchte Minz, den Kater, der mit gewaltigen Sätzen auf das Fensterbrett gesprungen war, als er den Doctor erkannt hatte, zu beschwichtigen, denn der Kater machte deutlich Miene, durch das Fenster zu setzen, um das Freie zu gewinnen.

Wenige Fragen genügten, das vortreffliche Befinden des Patienten in's Klare zu stellen. — Stazi murmelte etwas von „facies compostita" — Progreß aber gerieth in großes Erstaunen, als er hörte, daß Sebald und Marie sich ihre Liebe erklärt hatten, — jetzt erst, — in der Reconvalescenz — im Stadium fast ruhenden Stoffwechsels bei dem Patienten, — nur Fleischextract! da lag wieder das Räthsel! Also schien ihm klar, daß doch die eigentliche Grundlage des Liebesäthers von den plastischen Nährstoffen gebildet werde, die Liebe wesentlich im Entstehen, recht verstanden, fleischlich sei, daß die so gebildeten Ganglienätheratome aber durch vermehrte Kost von Kohlenhydraten, also durch überschüssig erzeugte Wärmeatome in allotropen Zustand, in den der Erregung versetzt, flüchtig würden, und dann alle Folgerungen einträten, die wir oben schon mitgetheilt haben. Ueberdies vermehre ja die Wärme immer die Repulsion der Atome und es sei gedenkbar, daß man auch sonst noch durch mechanische Mittel den Ganglienäther in den gewünschten Liebesäther überzuführen im Stande sein werde. Und das werde dann der Triumph der Wissenschaft sein, die leider noch andere Theorien habe, weniger fest wie diese gestützt.

Unter aufrichtigen Glückwünschen entfernten sich endlich die Aerzte, und die Fama des Städtchens, die gar ein gewaltiges Mundstück führt, sagt uns, daß sowohl Dr. Progreß, wie Sebaldus, der Assessor, sehr glückliche Tage des Ehelebens vollbrachten, die Theorie meines Freundes also richtig ist. Ludmilla verlor ihre Hysterie, der Doctor aber experimentirte von da an weniger und als ich ihn neuerlich wieder besuchte und an das Experiment der naturwissenschaftlichen Erklärung der Liebe erinnerte, lächelte er zwar, meinte aber allen Ernstes, daß man mit einem richtigen Speisezettel und den übrigen Apparaten der Wissenschaft allerdings Herrschaft über diesen interessanten Naturkörper gewinnen könne. Noch habe er ihn zwar nicht krystallisirt gefunden, aber die von ihm aufgestellte Formel sei dennoch richtig, wenn sich auch gezeigt habe, daß Fleisch ihn besser nährt als Zucker und Stärkemehl.

Lord Byron's Leben und Dichten.

Von

Hermann Wils.

Es ist immer eine lockende und lohnende Aufgabe, eine irgend bedeutende dichterische Persönlichkeit in ihren innersten Tiefen zu ergründen, der Psyche zu folgen in ihre geheimnißvolle Werkstatt, und aus dem Gewebe der dort zusammenwirkenden Kräfte, aus dem Ineinandergreifen angeborener Triebe, Neigungen, Talente mit den Bedingungen der äußern Existenz und der den Charakter schmiedenden Schule des Lebens die Genesis und die Bedeutung epochemachender Werke zu entwickeln.

Dichtkunst ist Leben, idealisirtes Leben. Das Universum gehört ihr, soweit es einen Wiederhall in der Menschenbrust findet. Hier ist ihr Zauberreich, hier ihre Minen, aus deren unerschöpflicher Fülle sie die edelsten Schätze zu Tage fördert. Alles, was hier gefühlt, geahnt, gedacht, gelitten wird, in

verklärter Gestalt durch das Medium des geistigen Wortes darzustellen, hat sie Recht und Beruf. Weil sie aber eben Alles umfassen soll und darf, kann nie der Gegenstand einer Dichtung allein den Maßstab zu ihrer Beurtheilung geben; nur darauf kann und muß es ankommen, ob die Form eine künstlerische, der Ausdruck der Empfindung adäquat ist, und diese selbst eine innere Wahrheit hat. Denn nicht Lehr- und Zuchtmeisterin soll die geistigste Kunst sein, sondern der ideale Abdruck und Spiegel des menschlichen Daseins.

Dies als zugestanden und allgemein anerkannt vorausgesetzt, verschwinden die nicht bloß von bigotten Zeloten, sondern selbst von besonnenen und einsichtsvollen Kritikern gegen Byron's Poesie erhobenen Vorwürfe in Nichts. Sie gipfeln schließlich in dem einen, daß er „der Meister der satanischen Schule“ sei, wie ihn zuerst Southey der Belehrte und daher zum Poeta laureatus Gekrönte, und nach seinem Vorgange der geistvolle, aber verfrömmelte Friedrich von Schlegel genannt. In dem boshaften Beinamen liegt viel Wahrheit, wenn man nur das Gift absondert, welches in ihm steckt und womit Gemeinheit und Parteihaß fremden Dichterruhm begeifern wollten. Er verweilt allerdings mit entschiedener Vorliebe bei der Schilderung der düstern, wilden, mag sein höllischen Mächte in unserm Innern, und eben in dieser Schilderung ist er Meister; aber in dieser unerreichten Meisterschaft besteht auch seine unvergängliche Größe. Die wilden und düstern Leidenschaften des menschlichen Herzens, unglückliche Liebe, Schuld und Reue, die keine Hoffnung mehr kennt, das sind allerdings die Lieblingsthemen der Byron'schen Muse; aber eben hier entfaltet auch sein wunderbarer Genius seine ganze Schwungkraft. Kein Dichter, selbst Shakspeare nicht, sang je in vollern Tönen von der Liebe Zaubergewalt, keiner je in herzergreifendern von dem tödtlichen Kummer, den herzbrechenden Qualen, der eisigen Grabesruhe, welche Dämonen gleich in den nachtumhüllten Busen ziehen, wenn das Geliebteste, das einzig Geliebte auf ewig verloren ist. Und dann die tiefe, kalte Verzweiflung eines ursprünglich edel beanlagten Gemüthes, das durch eine einzige frevle That für immer aus seiner ursprünglichen Bahn gerissen, sich nun in vergeblicher Reue verzehrt, auf dessen Vergangenheit ein dunkler Flecken ruht, der nicht verblaßt und nicht verbleicht, und es nun auf ewig ausschließt von friedlichem Glück, — wahrer, ergreifender, markiger ward sie nie geschildert, als in den Werken Lord Byron's. Und daß hier seine dichterische Kraft das ihr angemessenste Gebiet fand, daß er sich mit besonderer Vorliebe der Nachtseite im Menschen zuwandte und hier mit vorzüglicher Meisterschaft sich bewegte, das will man ihm zum Vorwurf machen? Darum soll er kein großer und jedenfalls ein verwerflicher Dichter sein? Der Vorwurf träfe, das Urtheil wäre gerecht, wenn seine Gestalten an innerer Unwahrheit kränkelten. Welcher Kenner des menschlichen Herzens aber möchte das behaupten? Ist denn nicht in Wahrheit unseres Lebens Hälfte Nacht und Finsterniß? Liegen nicht in uns Himmel und Hölle in Kampf? Ist nicht des Lebens Blüthe dahin, wenn der Tod uns das Theuerste nahm? Ist nicht jedem Menschen ein Schatten an die Fersen geheftet, der ihn an eine gern vergessene Vergangenheit mahnt, und wird nicht diese Stimme des Gewissens grade bei den edelsten Menschen am lautesten tönen? Diesem Bewußtsein, diesen Gefühlen den schönsten und energischsten Ausdruck gegeben zu haben, darin besteht Byron's unantastbare Größe. Hier ist er König und Herr; mächtigste Energie der Empfindung paart sich mit verzehrender Gluth, edelste Bilderpracht mit hinreißender Beredtsamkeit; — und daher braust der Strom der gewaltig einherrollenden Worte, wie in Flammen getaucht, in Wahrheit eine „Lavafluth.“ Es packt uns mit wahrhaft dämonischer Gewalt; wir fühlen uns wie von einem Zauber überwältigt; sein Sang gleicht dann dem des geheimnißvollen Vogels über dem Grabe Zuleika's: „Wir möchten gern noch länger wachen und weinen; er singt so wild und schön.“ Diesem Zuge zum Düstern, Traurigen, Nächtlichen im Schicksal und Charakter des Menschen, welcher die Grundrichtung der Byron'schen Poesie kennzeichnet, gesellt sich als zweites Merkmal eine in dieser Weise seltene, unendlich innige und tiefe Naturempfindung und Naturbetrachtung, und wie sich aus dem beständigen Hinblick auf die Schattenseite der Menschen mit Nothwendigkeit eine bittere und feindselige Stimmung gegen Thun und Treiben derselben erzeugen mußte, so erwuchs aus dem beständigen Verkehr mit ihr eine fast schwärmerische Liebe zur Natur. Sie sucht er auf als seine vertrauteste Freundin; bei ihr

allein, wenn er fern ist von der Wüste des Menschengewühls, fühlt er sich nicht einsam; im öden Felsengebirge, an der unwirthbaren Meeresküste, vor dem „glorreichen Spiegel des Unendlichen," da ist seine Heimath; die Donnerstürme in den Alpen sind ihm „Brüder," und der grause Fall der Schneelawine tönt ihm nicht erschreckend. Aber eben so entzückt taucht er ein in die süße Stille der helldunkeln Nacht am Lemansee, wo oben die goldenen Sterne funkeln, „die Poesie des Himmels, eine Schönheit und ein Geheimniß," wo nur die Grasmücke, „die Abendschwärmerin," ihr letztes „Gute Nacht" singt, und auf der ganzen Gegend „ein Zauber liegt, der Alles mit Schönheit umwindet, gleich dem fabelhaften Gürtel der Aphrodite." So fühlt er sich Eins mit dem Geiste des Universums, in welchem aufgehend er seine Individualität vergißt oder vergessen möchte, und „nicht liebend, aber auch nicht hassend," hoch erhaben schweben über der Menschheit Schwächen und Gebrechen. Diesem engen Verwachsensein mit der Natur verdanken denn auch seine herrlichen Schilderungen ihren so köstlichen Schmelz; für jetzt genüge es, außer den eben bereits angedeuteten, an die Griechenlands in Kind Harold's Pilgerfahrt und im Giaur, an die Italiens, insbesondere Roms und des Kolosseums ebenda und im Manfred, und an die Geisterchöre im letztern Gedicht zu erinnern.

Zu diesen Eigenthümlichkeiten der Byron'schen Dichtung kommt endlich drittens ein bedeutendes Vorwiegen der Reflexion. Besondere Belege hierfür sind überflüssig; diese Bemerkung muß sich vielmehr Jedem aufdrängen, der auch nur einen Blick in Byron's Werke thut oder gethan hat. Das Wunder ist nur, daß die Poesie so wenig unter dieser Beimischung des ihr an sich fremden und feindlichen Elementes leidet; denn für den Dichter liegt hier die gefährlichste Klippe. Daß er diese — hierin unserm Schiller ähnlich und ihn überflügelnd — so glücklich überwunden, daß über der Tiefe des Gedankens nie die Plastik des Ausdrucks leidet, und die innere Wärme der Empfindung nie unter der Kühle der Betrachtung erstarrt, das zeugt nicht am wenigsten für seine eminente dichterische Begabung.

Nach dem Gesagten liegt es auf der Hand, daß Byron's Dichtung wesentlich und in einem besondern Sinne subjectiv, lyrisch ist.

Der Dichter schöpfte stets und unmittelbar aus seinem eigenen innersten Leben; nur das, was er selbst empfunden, erlebt, erlitten, fand in seinen Dichtungen Ausdruck. Daß dies in einem gewissen Grade bei jedem wahren Dichter der Fall sein muß, bedarf keiner Erörterung. Nur Wenige aber vermögen theils ihre eigenen Empfindungen und Erlebnisse so von sich abzulösen und abzuklären, theils vermittelst des seltenen Talentes, sich ganz in Anschauungs- und Gefühlsweise Anderer zu versetzen, verbunden mit feinster Beobachtungsgabe, reichster Phantasie und innigster Sympathie mit dem ganzen Menschengeschlecht, auch das, was sie nicht an sich selbst in eigenster, wirklicher Erfahrung erlebt, so im Geiste zu erfassen und mitzuleben, daß sie daraus in schöpferischer Kraft Gestalten bilden, urwahr, leibhaftig, individuell und ewig dauernd, — „denn sie sind."

George Byron Gordon ward am 22. Januar 1788 zu Dover geboren. Sein Vater, der „tolle Hans," hatte sich als jüngerer Sohn eines altberühmten Geschlechts nur unter den Wüstlingen und Verführern von Profession einen Namen gemacht. Nachdem er das Vermögen seines Weibes, einer geborenen Miß Gordon, zum größten Theil verschleudert, ließ er sie mit ihrem und seinem Kinde im Stich, um in Frankreich der ihn verfolgenden Hetzjagd seiner Gläubiger zu entgehen. Hier starb er nach kurzer Zeit. Die Gefühle, welche die verrathene Frau gegen ihren Gatten erfüllten, bezeugen am besten die Worte, welche sie nach Byron's eigenen Mittheilungen im Zorn an diesen zu richten pflegte: „Ei, Du kleiner Hund! Du bist ein Byron durch und durch, grade so schlecht wie Dein Vater."

Nach der unnatürlichen Flucht ihres Mannes zog sich die vor der Zeit zur Wittwe Gewordene nach ihrer Heimath, dem schottischen Aberdeen, zurück, und lebte hier in gedrückten Verhältnissen von dem geringen Reste ihres Vermögens. Der Aufenthalt bei der leidenschaftlichen und schwachen Frau, die ihren Sohn, je nach ihrer augenblicklichen Laune, bald mit einer Fluth der zärtlichsten Liebkosungen, bald mit einer nicht geringern der ärgsten Schmähworte überschüttete, war wenig günstig für einen Knaben, der von den Eltern ein so wildes Temperament ererbt, von der Natur eine so enorme Reizbarkeit mitbekommen hatte. Andererseits fand hier in der Umgebung der romantisch wilden

Berge des schottischen Hochlands jenes schwärmerische Naturgefühl die erste Nahrung, welches sich später zu einer ungewöhnlichen Intensität steigerte, immer mächtiger die ganze Individualität des Dichters bestimmen sollte. Erst als siebenjähriges Kind ward er zum Besuche der Aberdeener Schule angehalten. Schon hier zeichnete er sich sehr bald durch Fleiß und Fortschritte, weniger in literis, als in artibus liberalibus, aus; namentlich entwickelte er eine bedeutende Anlage und Fertigkeit in Handhabung der edlen Boxerkunst. Inzwischen starb am 17. Mai 1798 der letzte Stammhalter des ältern Zweiges seines Hauses, der fünfte Lord Byron, ein rechter Onkel unseres Dichters, der nach dem Tode seines einzigen Sohnes sein einsames Greisenalter als finsterer Sonderling und in tiefer Abgeschlossenheit in Newstead-Abbey, dem stolzen, ehrwürdigen Familienstammsitz, beschloß. So gingen Würde und Güter auf den zehnjährigen Knaben über, der nun sofort der unmittelbaren Aufsicht und Erziehung seiner Mutter entzogen, unter die Vormundschaft eines Verwandten, des Earl von Carlisle, gestellt, und seinem nunmehrigen Range gemäß auf die unter der Leitung des Dr. Drury stehende Schule zu Harrow geschickt wurde. Hier wiederholten sich in größerm Maßstabe die Erfahrungen von Aberdeen, und nicht bessern Erfolg erzielten später die ehrwürdigen Herren der alten Universitätsstadt Cambridge.

Bei leichtester Auffassungskraft und regstem Interesse für Alles, was seine Phantasie anregen und beschäftigen, seinen Geist bilden konnte, war dem jungen Lord doch Alles, was Lernen, Auswendiglernen hieß, verhaßt und zum Ekel, — Gefühle, denen er später in Kind Harold's Pilgerfahrt bei Erwähnung des Horaz einen so frappanten Ausdruck gegeben hat. „Mir graute vor der langweiligen eingetrichterten Lectüre, die mir in meiner widerstrebenden Jugend Wort für Wort heruntergezwängt wurde — der täglichen Medicin, welche mein krankes Gehirn schwindeln machte.“ Dagegen übertraf ihn kaum einer seiner Genossen in den Künsten des Reitens, Schwimmens, Boxens, Fechtens. Diesen körperlichen Leibesübungen blieb er sein Lebelang getreu und that sich auf seine Tüchtigkeit und Fertigkeit in denselben nicht wenig zu Gute.

In die Zeit seines Harrow'schen Aufenthalts fällt des Dichters erste, man kann wohl sagen verhängnißvolle Liebe; denn der Eindruck, welchen ihr unglücklicher Ausgang auf ihn machte, blieb nachhaltig und entscheidend für sein ganzes Leben. Marie Chaworth war die Tochter einer benachbarten und befreundeten Familie. Byron lernte sie auf einer Ferienreise kennen, sah in ihr, die einige Jahre älter als er war, — wie es bei frühreifen Geistern im Uebergangsalter eine nicht seltene Erscheinung zu sein pflegt, — das Ideal seiner kindlich-jugendlichen Träume, und entbrannte in glühendster Liebe. Sie schien von der ländlichen Schönen nicht unerwiedert zu bleiben, wie denn ja das stürmische Feuer des genialen Knaben auf sie einen gewaltigen Eindruck zu machen nicht verfehlen konnte. Es entstand ein förmliches Liebesverhältniß, bei welchem Marie von dem Vorwurf leichtfertiger Coletterie nicht freizusprechen ist. Es endete in gänzlicher Entfremdung von ihrer Seite; sie gab einem Andern ihre Hand und lebte und starb in unglücklichster Ehe. Byron aber verwand nie diesen ersten tiefen Schmerz, nie die bittere Enttäuschung von Seiten derer, welcher er sein ganzes jugendliches Selbst hingegeben. Dies Gefühl zieht sich durch alle seine Gedichte hindurch; den unmittelbarsten Ausdruck aber hat es in jenem hochpoetischen und tiefmelancholischen „Traume“ gefunden, in welchem er die Geschichte dieser Liebe, ihre Phasen, ihr Ende in „Elend und Wahnsinn“ in den ergreifendsten Bildern sich und uns vorführt.

Mit neunzehn Jahren verließ er Cambridge, wo er wenig mehr gelernt hatte, als immer neue Tollheiten auszuhecken, wie er sich denn unter anderm einen jungen Bären hielt, um ihn, wie er zu seinen Freunden zu scherzen pflegte, zu einem Professor auszubilden. Er ging nach seinem Erbgut Newstead-Abbey und lebte hier, ganz auf sich selbst gestellt und wie von seiner Erziehung, oder vielmehr Nichterziehung zu erwarten war, — denn „er hatte nicht gelernt, sein Herz zu bändigen,“ — ganz seinen Launen und seinen Lüsten. Wilde und wüste Gelage wechselten mit Todesphantasien und Leichenspielen; die Nacht ward zum Tag; „Dirnen und Zecher“ waren die gerngesehensten Gäste. Hier ward der Keim zu jenem Lebensekel gelegt, der ihn nie wieder ganz verlassen sollte, hier der Keim zu jener Krankheit, die ihn dereinst in der Blüthe seiner Jahre und auf der Höhe seines Ruhmes hinwegraffen sollte von

der glorreichsten Aufgabe, welche sich je ein Dichterherz gestellt. Inzwischen sahen hier auch die Erstlinge seiner Muse, „Stunden der Muße," das Tageslicht, lose lyrische Blätter, die, so gelungen sie auch in Einzelheiten sind, doch im Ganzen nicht über das Niveau des Gewöhnlichen aufsteigen. Sie wurden von der damals namhaftesten Zeitschrift, der Edinburg Review, in unwürdiger und unverdienter Weise heruntergerissen; der junge Lord aber rächte sich durch seine „Englische Barden und schottische Kritiker," eine Satire auf die damaligen literarischen Zustände Großbritanniens, in welcher etwas von dem gewaltigen Grimme des gefürchteten Archilochus athmet.

Mit dem Sommer 1809 beginnt eine neue Periode. Byron ekelte selbst an dem Treiben der letzten Jahre; sich für immer von ihm loszureißen, brachte er jetzt einen schon früher aufgetauchten Entschluß zu einer weitern Reise, — sie sollte ursprünglich bis Persien, ja Indien gehen, — zur Ausführung. Welcher Art seine Stimmung, seine Lebensanschauung, seine Gefühle beim Antritt derselben waren, das lehrt am besten der Eingang der nach der Reise herausgegebenen „Kind Harold's Pilgerfahrt," wo er eine, zwar im Einzelnen übertriebene, doch im Ganzen treue und wahre Schilderung seines eigenen Selbst in der seines offenbaren, wenn auch nie von ihm als solchen anerkannten, poetischen Spiegelbildes gibt. Wir lernen daraus zugleich, daß schon damals der Kreis, innerhalb dessen sich sein Leben und die in ihm wurzelnde Dichtung bewegen sollte, fest gezogen, seinem Geiste für alle Zeit Färbung und Ton gegeben war. Es ist mit einem Worte der Widerspruch zwischen Geistigkeit und Sinnlichkeit, den er selbst nur zu sehr an sich erfahren, dessen Lösung er in der Religion nicht suchen konnte und wollte, in sich selbst und der eigenen Sittlichkeit aber nicht fand, und über den er somit nie hinauskam. Schon hier finden wir jenes schmerzliche Bekenntniß vorgebildet, welches er später in weit reifern Jahren seinem Manfred in den Mund legt, daß „wir, halb Staub, halb Gottheit, nicht ganz heruntersinken und uns doch nicht (zu der uns gebührenden Höhe) hinaufschwingen können, daß wir im Kampfe mit gemeinen Bedürfnissen und Trieben und erhabenem Wollen zugleich den Athem der Entwürdigung und den des Stolzes athmen, bis unsere irdische Natur obsiegt, und die Menschen das sind, was auszusprechen und beim Namen zu nennen sie weder sich noch Andern wagen." Dieser Zwiespalt, diese Disharmonie in der Natur des Menschen, dies schließliche Unterliegen im Kampfe — sein Leben war davon ein nur zu sprechendes Zeugniß. Von angeborenem Seelenadel, mit einem für alles Schöne, Große, Gute tief empfänglichen Gemüthe vermochte er doch, zumal bei seinem von Natur sinnlichen Temperament, den Versuchungen, in welche er bei seiner gefährlichen Lage, als junger, reicher, sich selbst überlassener Pair des Landes, so leicht gerathen mußte, keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen. Daß er es ärger getrieben, als in gleichem Alter seine Standesgenossen, dafür spricht Nichts, dagegen Alles, was wir von der Zeitgeschichte wissen; aber hierin ungleich den Aristokraten vom Dutzendschlag, die sich mit ihren „Modethorheiten" billiger und ohne Kopfschmerzen abzufinden wußten, packte ihn mitten im Strudel wilder Ausschweifungen das Gefühl seiner Männerwürde, seines Männerstolzes, das bittere Bewußtsein des Abfalls von seinem bessern Selbst. Dann ekelte ihn vor sich, vor den Menschen, vor der Welt, deren reale Bedingungen so mit der idealen Bestimmung „des Herrn der Schöpfung" widerstritten, solche Verirrungen möglich machten; dann versenkte er sich mit ingrimmigem Behagen in den ihm trostreichen Gedanken der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit dieses ganzen jämmerlichen Daseins; dann rettete er sich endlich in das trotzige, stolze Bewußtsein, daß zwar der Richter wacht und die Vergeltung naht, daß aber Beides in der strafenden Stimme unsers eigenen Gewissens, in den unaufhörlichen Martern einer selbstquälerischen, aber fruchtlosen Reue zu finden ist. Gewiß, dies ist eine finstere, einseitige Weltanschauung; es ist ein Standpunkt, der im Denken und Handeln überwunden sein will, und überwunden sein muß, soll der Einzelne zur Ruhe, zum Frieden mit sich, mit Gott und Welt kommen; und Byron der Mensch ist zu beklagen, daß er nicht über ihn hinauskam; aber seine Dichtung kann, so sehr sie mit seinem Leben verwachsen ist und so parador dies daher auch klingen mag, daraus kein Vorwurf treffen. Darum nicht, weil sie jene Weltanschauung in der vollendetsten, umfassendsten, erschöpfendsten Weise repräsentirt, weil sie deshalb, getragen wie sie ist von einer einzigen, aber titanischen Persönlichkeit,

doch zugleich das getreueste Bild einer Stimmung und Gefühlsrichtung ist, welche einmal ein ganzes Zeitalter durchdrang und beherrschte, dann aber auch im Leben jedes Einzelnen unter den Gebildeten der Jetztzeit eine schwer vermeidliche Entwicklungsstufe zu sein, eine bestimmte Lebensperiode zu bestimmen, wo nicht ausschließlich auszufüllen pflegt. Das ist denn auch die höchste Bedeutung der Byron'schen Poesie, die in diesem Sinne bei dem mächtigsten Subjectivismus doch zugleich eine wahrhaft objective genannt werden kann. Daß jenem „Weltschmerz" nachgrade der Fluch des Lächerlichen sich an die Fersen heftet, ist nicht Byron's Schuld, sondern die der winzigen Nachtreter jenes Großen, an dessen gigantischer Gestalt gemessen sie wie Zwerge erscheinen. Auch die Werther'sche Sentimentalität ist allgemach lächerlich geworden; ist darum Goethe's Werther weniger eins der vollendetsten Dichterwerke aller Zeiten? — Diese Grundstimmung also, welche Byron's sämmtliche Werke durchdringt, war bereits im Jahre 1809 gegeben, als er seine „große Tour" begann. Der Anblick großartiger Naturscenen oder des Schauplatzes erhabener Thaten mochte seinen Gedankenkreis erweitern; ihn mit neuen Anschauungen und Empfindungen befruchten, und so seine Meisterwerke heranreifen lassen, — spätere Ereignisse seines schicksalsvollen Lebens mochten seine Melancholie „herzgefühlter," seinen Ekel am eigenen Dasein tiefer, seine Verachtung der Menschen noch gründlicher machen; aber im Großen und Ganzen war er bereits damals fertig mit sich und der Welt; fortan bewegte er sich in Leben und Dichtkunst innerhalb der selbstgezogenen Bahnen.

Von seiner Reise, die voll war der reizvollsten Abwechslung und der interessantesten Episoden, kehrte er im Julius 1811 zurück, nachdem er Portugal, Spanien, Griechenland und die europäische Türkei besucht, und mit dem scharfen Auge des Liebenden und des Forschers beobachtet hatte; ihn empfing die Nachricht von dem Tode seiner Mutter und zweier lieben Jugendfreunde. Ueber den herben Verlust, den er in den Schlußversen des zweiten Gesanges von „Kind Harold's Pilgerfahrt" in tiefempfundenen und tiefergreifenden Worten beklagt, vermochte ihn, wenn irgend etwas, der ungeheure, ihn selbst am meisten überraschende, Erfolg zu trösten, welcher die Veröffentlichung der poetischen Frucht seiner Reise, eben der beiden ersten Gesänge des genannten Gedichts, begleitete. Nie vielleicht ist ein Dichter so plötzlich auf eine ungeahnte Höhe des Ruhms emporgetragen, wie jetzt Byron. Der noch jüngst als Reimer und Scribler bis in den Staub heruntergezogen war, ward nun von dem begeisterten Zuruf der Gebildeten und der Ungebildeten, der kritischen und der unkritischen Gemüther als ein urgewaltiger Genius, als ein moderner Dichterheros begrüßt, und unter dem donnernden Beifall der Menge verhallten die Stimmen der wenigen Tadler wie im Winde.

Inmitten dieser frisch gewonnenen Lorbeeren betrat er die Bühne der Gesellschaft, wo Aller Augen auf ihn, den Pair und den Dichter, sahen. Und in Wahrheit, er war eine bezaubernde Erscheinung.* Seine Statur war mittelgroß, sein Gang durch den fehlerhaften Bau des einen Fußes kaum verunstaltet; seine Hände von auffallender Feinheit und Zartheit, vollkommene Damenhände, — ein Vorzug, auf den er sich in der That nicht wenig einbildete. Auf stolzem Nacken erhob sich das wunderbar schöne Haupt. Dunkelbraune Locken kräuselten sich um die hohe, bleiche Stirn, unter welcher in grellem Contrast mit der Farbe des Haares zwei hellblaue Augen bald von Heiterkeit und Frohsinn zu blitzen schienen, bald in unheimlich düsterm Feuer erglänzten, bald von tiefer Schwermuth umschattet, trübe und verschleiert dalagen. Um die etwas aufgeworfenen Lippen spielte ein stark sinnlicher Zug; und wie dieser gegen die gedankenstolze Stirn, so stach ein spöttisches, frivoles Lächeln in den feingeschnittenen Mundwinkeln seltsam ab gegen die wilde Gluth seines Blicks. Nicht selten auch in der belebtesten Umgebung schweigsam und grübelnd in sich selbst verloren, war doch seine Unterhaltung, wenn er wollte, hinreißend, von Laune und Witz übersprudelnd. So war der Dichter in der Mitte seiner zwanziger Jahre, — eine stets neue und immer gleich fesselnde Erscheinung; Aller Herzen gewann er sich so, wie mit Zaubergewalt, zumeist die der Frauen. In dieser Zeit stand er auf der Höhe des ihm beschiedenen Glücks, und sein Ruhm war im Steigen. Beides zwar konnte durch seine Einführung in das Oberhaus und die leidliche Aufnahme, welche hier seiner nicht ganz schlechten Jungfernrede zu Theil ward, nicht eben erhöht werden; wohl aber gewann er sich immer neue Kränze durch die Herausgabe

seiner reizenden poetischen Erzählungen, die meist auf orientalischem Boden spielend eine nächtliche That zum Vorwurf hatten, und in der hinreißenden Gluth der Schilderung, in dem helldunkeln Colorit der Gestalten, in dem melodiösen Zauber der Sprache ihres Gleichen suchen und für diese Dichtungsart als noch unerreichte Vorbilder dastehen. — Der Umschlag erfolgte bald. Er lernte eine reiche Erbin, Miß Anna Isabella Milbanke, kennen und muß sie, trotz späterer Aeußerungen zu Freunden und Bekannten, welche für eine große Oberflächlichkeit der beiderseitigen Gefühle und des ganzen Verhältnisses zu sprechen scheinen, tief innig geliebt haben. Denn nicht nur, daß er seinen Heirathsantrag binnen Jahresfrist wiederholte, in Folge dessen am 2. Januar 1815 die Vermählung vollzogen wurde; auch das berühmte Lebewohllied, welches er nach der Trennung von seinem Weibe ihr widmete, kann nur aus wahrster, gewaltigster Empfindung entsprungen sein, und wenn dies, so zeugt es für einen unendlichen Fonds der hingebendsten und zärtlichsten Neigung im Grunde seines Herzens. Daß trotzdem dieser Verbindung das Unheil auf dem Fuße folgte, erklärt sich weniger aus einer Unwahrheit oder Seichtheit der Empfindungen beider Gatten oder aus einzelnen Anläßen, wie sie später von dem klatschsüchtigen Publicum und den Anwälten der Lady Byron mit Begier aufgesucht und in's Schlimmste umgedeutet wurden, als vielmehr ganz einfach aus der völligen Grundverschiedenheit beider Gatten, wie solche nach der Heirath in Temperament, Charakter und Lebensanschauung in immer erschreckenderer Klarheit sich herausstellte. Daß Byron's excentrische Natur wenig dazu geeignet sein mochte, das Glück friedlicher Häuslichkeit zu spenden oder zu genießen, liegt zu Tage; nicht minder aber, daß seine Frau nicht entfernt im Stande war, seine dichterische Größe zu fassen und zu verstehen, geschweige denn zu würdigen, oder gar dem genialen Fluge seines Genius zu folgen. Man braucht nur das eine bezeichnende Wort von Byron zu kennen: „Ich ließ mich nur von meinen Gefühlen leiten; sie war eine Sclavin der Regel. (I was always dictated by my own feelings; she was quite the creature of rules);" und man begreift, daß ein Zusammenleben auf längere Zeit unmöglich war, daß selbst bei geringem Anlaß die innerliche Entfremdung zur äußern Trennung führen mußte. Ist somit das Räthsel an sich leicht gelöst, so ruht doch noch ein tiefes Dunkel über den letzten, unmittelbaren Vorgängen; daß es auch wohl für ewig undurchdringlich sein wird, ist Thomas Moore's unverzeihliche Schuld, der in beispielloser Weise das unbegrenzte Vertrauen des befreundeten Dichters verrieth, indem er dessen ihm zur Herausgabe anvertraute Memoiren aus elenden Familienrücksichten vernichtete, — ein unersetzlicher Verlust. Jedenfalls erhellt so viel, daß auch die Frau nicht ohne Schuld war; am mächtigsten aber erwies sich der Einfluß und die Wirksamkeit der eben so beschränkten wie boshaften Schwiegermutter. Welche Cabalen von dieser Seite gespielt wurden, davon mag ein einziger Umstand eine Ahnung geben.

Byron hatte sich einst, allerdings sehr gegen die „Regel," in einer abgelegenen Gegend Londons eine Stube gemiethet, um hier in völliger Abgeschlossenheit von der Welt seine „Belagerung von Korinth" fertig zu schreiben. Eines Tages ward er durch den etwas zudringlichen Besuch zweier ihm bis dahin gänzlich fremden Herren gestört, die ihn in befremdlichster Weise mit den ungehörigsten und seltsamsten Fragen belästigten. Wer war es? Ein Advocat und ein Arzt, von den Verwandten seiner Frau, wo nicht von dieser selbst abgeschickt, um seinen Gemüthszustand zu untersuchen und Beweise zu einer Wahnsinnigkeitserklärung zu sammeln!! Der Dichter des „Kind Harold" reif für Bedlam! Dies Eins von Vielem. Und wer mag es verzeihlich finden, daß ein junges Weib, eine junge Mutter, — denn am 10. December 1815 war ihnen ein Töchterchen geboren, Ada, nach Byron's Worten „das einzige Kind seines Hauses und seines Herzens," — kalt und ungerührt von dem Gatten, dem Vater ihres Neugeborenen geht, anscheinend um eine mit des Letztern Einwilligung und Zustimmung beschlossene Reise zu ihren Eltern zu unternehmen, in Wahrheit um den lange gehegten und vorbereiteten Plan einer Trennung für immer zur Ausführung zu bringen?! Nach wenigen Wochen erhielt der nichts ahnende Ehemann einen Brief von seinem Schwiegervater, worin ihm der Entschluß seiner Frau mitgetheilt und die Scheidung vorgeschlagen wurde. Byron wollte nicht darauf eingehen; als ihm aber schließlich mit der Scheidungsklage gedroht wurde, entschloß er sich, um größern Eclat zu ver-

meiden, zur Unterzeichnung einer Privatscheidungsacte. Weib und Kind waren somit verloren; damit sollte es aber nicht zu Ende sein. Es galt, den Dichter moralisch zu vernichten; welche Mittel und Wege dazu eingeschlagen sein mögen, mag man aus obiger Probe ermessen; der Zweck wurde erreicht und der Sturm brach los. Wie in wilder Wuth über sich selbst, den „Frevler gegen die Heiligkeit der Ehe" so gefeiert zu haben, stürzte nun der gebildete Pöbel Altenglands auf den Verrathenen und suchte die Fundgrube des Schmutzes und Kothes zu erschöpfen, um mit wüstem Triumphgeschrei seinen großartigsten Dichter der Neuzeit zu beflecken und zu besudeln. Alte Sünden und neue Excentricitäten wurden hervorgesucht; waren keine zu finden, so mußten frischgeprägte Lügen und Verläumdungen herhalten; die innersten Details seines häuslichen und Privatlebens wurden mit unerhörter Schonungslosigkeit an die Oeffentlichkeit gezogen und von einer parteiischen Kritik unbarmherzig beleuchtet. Lady Byron war eine Märtyrerin, Lord Byron ein wilder und wüster Tyrann, nur den kaiserlichen Ungeheuern des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt vergleichbar. Die Thüren der Gesellschaft schlossen sich vor ihm; wo er sich öffentlich sehen ließ, ward er ausgezischt; die periodische Presse überbot sich selbst in dem rühmlichen Wetteifer, wer den ärgsten Geifer über ihn ausspritzen, die gehässigste Anklage schmieden, die sinnreichsten Schimpfnamen erfinden könnte. Den Wahnwitz dieses Verfahrens hat Macaulay in seiner feinen und geistreichen, nur nicht genug anerkennenden Abhandlung im ersten Bande der Essays treffend und gebührend gezeichnet und gegeißelt, und in der That, man kann bei diesem in seiner Art einzigen Schauspiele, welches uns etwa an das der Athener gegen Alcibiades erinnert, nicht ohne tiefe sittliche Entrüstung verweilen. Die ekle Meute hätte den Edelhirsch gern zu Tode gehetzt, es gelang ihr nicht, und mancher der Kläffer mußte es später büßen, wenn das zornige Geweih des Schwergereizten ihn durchbohrte. — Ekel, Grimm und bittere Menschenverachtung im Herzen verließ Byron, „freiwillig und doch ein Verbannter," im Frühjahr 1816 sein Vaterland, um es in der Fremde durch seinen immer mächtiger anschwellenden Gesang immer mehr zu verherrlichen. Er nahm den Weg durch Belgien, den Rhein herauf zur Schweiz, wo er mit Shelley bekannt wurde und am Genfersee, dessen wundervolle Schönheit er mit durstiger Seele einsog, einige Monate verlebte. Der dritte Gesang des „Kind Harold," Manfred und einige kleine Sachen sind die Frucht dieses Aufenthalts. Von da ging es über die Alpen nach Venedig, „dem reizvollen Wohnort aller Lust, dem Carneval Italiens." Es war auch für ihn ein nur zu toller Carneval. Liebschaft folgte auf Liebschaft, Gelage auf Gelage; — ein wüstes Taumelleben, das auf Körper und Geist in gleicher Weise entnervend wirken mußte. Auf diesem Boden schoß denn auch der Don Juan empor, an dessen Ton zwar auch früher schon vereinzelte leise Anklänge sich finden, der aber in diesem Ganzen den Uebergang von ernstester Melancholie und stolzer Gedankentiefe zu wilder Frivolität, spielendem Witz, ja selbst zur Trivialität auf das Entschiedenste manifestirt. Auch in Venedig war des Bleibens nicht für den „düstern Selbstgeächteten;" weiter ging es nach Ravenna, Pisa, endlich nach Genua (1818—23). Die nächste Veranlassung zu diesem wiederholten Wechsel des Wohnorts war sein Verhältniß zu der Gräfin Guiccioli, Therese Gamba, deren Bekanntschaft er bereits in Venedig gemacht hatte. Nach Allem, was vorliegt, war es das geist- und gemüthvollste Weib von Allen, welche mit seinem Schicksal verflochten waren, und in Wahrheit ein reizendes Wesen. Ihre Ehe war unglücklich; im Alter von dreiundzwanzig Jahren war sie einem Greise vermählt; kein Wunder, wenn Byron's unwiderstehliche Erscheinung in ihr bis dahin ihrem Gatten kindlich treues, pflichtergebenes Herz die Fackel der glühendsten Liebe schleuderte. Das Verhältniß, welches zu einer Scheidung führte, hatte auf den Dichter den günstigsten Einfluß; die Guiccioli war sein guter Engel wie seine letzte Liebe.

Zum großen Theil auf ihre Anregung wurden nun die herrlichen Werke entworfen und vollendet, welche diese letzte Periode ausfüllen: der vierte Gesang des „Kind Harold," die meisten des Don Juan, die Prophezeiung Dante's, die Klage Tasso's und fast die sämmtlichen dramatischen Gedichte. Inzwischen war der griechische Befreiungskampf ausgebrochen. Byron, seit lange ein energischer Vorkämpfer der Freiheit und des nationalen Aufschwungs, und in letzter Zeit durch seine Verbindung mit den Gamba's in

enger Verbindung mit den italienischen Carbonari, hatte ihn mit Jubel begrüßt und mit lebendigster Theilnahme verfolgt; jetzt beschloß er in edelster Begeisterung, den Rest seines Vermögens — und wie er vielleicht wohl ahnen mochte, auch seines Lebens, — dem von ihm in so unvergänglich herrlichen Tönen besungenen Griechenland, „der schönen, nun zur Auferstehung geweckten Leiche," zu opfern. Mit reichlichen Geldmitteln und zwei eigens ausgerüsteten Schiffen ging er nach Missolunghi, wo er Anfang des Jahres 1824 eintraf. Er wurde mit unglaublichem Enthusiasmus begrüßt; der seinige war bald in Gefahr zu verrauchen, als er sah, durch welche elende Eifersüchteleien und Zwistigkeiten die einflußreichsten Parteihäupter der Griechen das endliche Gelingen der guten Sache hemmten. Aber eben die Sache war ihm heilig und er blieb ihr treu, so lange er lebte. Es währte nicht lange. Die feuchte und ungesunde Luft um Missolunghi, die letzten bittern Erfahrungen mit den durch sie hervorgerufenen geistigen Aufregungen, schließlich eine arge Erkältung führten ein hitziges Fieber herbei, welchem sein seit lange geschwächter Körper nicht Stand zu halten vermochte. Dazu kam, daß unverständige Aerzte die gefährliche Natur des Uebels nicht erkannten und so die rechtzeitige Anwendung wirksamer Mittel versäumt wurde. Am 9. April 1824 legte er sich, am 19. war er eine Leiche. Nicht ohne tiefe Wehmuth und ernste Rührung kann man die Geschichte von des Dichters letzten Tagen und Stunden lesen, deren kostbare Mittheilung wir dem treuen Diener Wilhelm Fletcher verdanken. „An seinem letzten Lebenstage rief er: „O mein armes theures Kind! meine Ada! Mein Gott, hätte ich sie nur einmal sehen können! Bring ihr meinen Segen, auch meiner lieben (Stief-) Schwester Auguste und ihren Kindern! Und hingehen wirst Du zu Lady Byron und ihr Alles sagen; Du bist ja gut Freund mit ihr." Hier schien er sehr bewegt und seine Stimme verließ ihn, so daß ich nur von Zeit zu Zeit ein Wort auffangen konnte. So murmelte er lange Zeit sehr ernstlich und mit großer Anstrengung; dann rief er: „Fletcher, wenn Du nicht jeden Befehl, den ich Dir jetzt gebe, genau ausführst, sollst Du mir's noch büßen." Ich sagte ihm in größter Angst und Bestürzung, daß ich kein Wort verstanden hätte, worauf er erwiederte: „O mein Gott, dann ist Alles verloren, denn nun ist es zu spät. Ist es denn nur möglich, daß Du mich nicht verstanden hast?" — Nein, Mylord, sagte ich, aber ich bitte Euch, versuchts und unterrichtet mich noch einmal. — „Wie kann ich das," erwiederte mein Herr. „Es ist nun zu spät und Alles ist vorüber." — Ich sagte: Nicht unser Wille, sondern Gottes geschehe! und er antwortete: „Ja, nicht mein Wille geschehe! — und doch will ich's versuchen." Er machte auch wirklich angestrengte Versuche zu sprechen, konnte aber immer nur zwei oder drei Worte zu gleicher Zeit hervorbringen, wie z. B.: „Mein Weib! — mein Kind! — meine Schwester! — Du weißt Alles, — Du mußt Alles sagen, — Du kennst meine Wünsche." — Alles Uebrige war unverständlich. — — Die letzten Worte, die ich aus dem Munde meines Herrn vernahm, sprach er am 18. April, Abends um sechs Uhr: „Ich muß nun schlafen," worauf er sich niederlegte, um nicht wieder aufzustehen." — Am 19. April Abends sechs Uhr hatten die müden Pulse ausgeschlagen. Die Bestürzung und Trauer war groß in Missolunghi; man fühlte, was man an Byron verloren. Am 22. wurde die Bahre mit der Leiche in der Kirche ausgestellt, in welcher Marco Bozzaris und General Normann ruhten. Der Sarg war einfach und schmucklos; statt des Leichentuches ein schwarzer Mantel, darüber ein Helm, ein Schwert und ein Lorbeerkranz. So blieb er stehen bis zum 23. und wurde dann von dem Officiercorps der eigens von ihm gebildeten und befehligten Brigade in seine Wohnung zurückgetragen. Erst am 29. wurde der Sarg geschlossen. Im Mai wurde die irdische Hülle des großen Verbannten nach England eingeschifft und nach dem üblichen Todtenschaugepränge am 24. Junius in einem kleinen Dörfchen, Hucknall, unweit Newstead-Abbey, im Familienbegräbniß der Byron's beigesetzt. Eine einfache Inschrift, von seiner treuen Stiefschwester Auguste ihm gesetzt, verkündet in würdiger Weise dem Wanderer die Ruhestätte des Dichters des „Kind Harold;" die Westminster Abtei aber harrt noch immer vergebens auf den größten Todten, der je in Albions heimathlicher Erde Ruhe gefunden, seitdem Shakspeare seine irdische Laufbahn geschlossen.



Pauker und Trompeter
in der deutschen Poesie.

Von Otto Roquette.

Obgleich die große Masse der Gelegenheitspoesie des siebzehnten Jahrhunderts fast nur gereimte Prosa ist, so darf man sie doch nicht unbeachtet lassen, da sich in dieser Dichtungsgattung der ganze lyrische Inhalt der Zeit ausspricht. Der Werth dieser Geistesproducte, die so weit von der eigentlichen Poesie abliegen, kann freilich nicht nach den Gesetzen der letzteren bestimmt werden, sondern die Frage wird den Ausschlag geben, inwiefern die Verfasser einen gewissen Charakter, eine gewisse Originalität verrathen, und ob sie irgend eine Seite der Culturepoche besonders repräsentiren. So sollen sich diese Zeilen mit zwei Originalen beschäftigen, beide merkwürdig in ihrer Art, und jeder sehr verschieden vom andern. Es sind die beiden Dichter, Nicolaus Peucker, Kammergerichtsadvocat zu Cöln an der Spree, und der königlich dänische Hoftrompeter Gabriel Voigtländer. —

1) Nicolaus Peucker war aus Schlesien gebürtig. Er trat in brandenburgische Dienste, und lebte seit etwa 1650 in Cöln an der Spree. Hier erlangte er außer seiner Stellung als Advocat beim Kammergericht noch die eines Stadtkämmerers und Stadtrichters († 1674). Er war ein unermüdlicher Gelegenheitsdichter, ohne doch bei Lebzeiten etwas von seinen Gedichten zu veröffentlichen. Dabei spielte er gern mit seinem Namen, indem er aus Peucker Pauker machte, und nicht, wie andere Dichter, von seiner Leier, sondern von seiner Pauke sang. Auch bediente er sich eines Notariatssiegels, auf dem er sich selbst in seinem Lieblingscharakter, nämlich als Paukenschläger, hatte abbilden lassen. Lange nach seinem Tode erst wurden seine Gedichte gesammelt, und zwar unter einem Titel, der ein Eingehen auf seinen eignen Geschmack bekundet:

„Nicolai Peucker's die rechte, klingende, lustige Paucke, von hundert sinnreichen Scherzgedichten, nach des Autoris Tode in Ordnung verfasst, mit Fleiß übersehen und zum Druck befodert von O. Ch. Pfeffern, Buchhändlern in Berlin."

Die Gedichte sind in Decaden eingetheilt und schon die Ueberſicht der wunderlichen Titel läßt auf eine originelle Persönlichkeit schließen. Die merkwürdigsten seiner Gedichte sind jedoch diejenigen an die kurfürstlich brandenburgische Familie. So besang er den Einzug des großen Kurfürsten im Jahre 1650. Der Titel des Gedichtes lautet: „Pauke, mit welcher nach viertehalbjährigem Abseyn zu dero Residenz ꝛc. eingeholet ward Friedrich Wilhelm der Große, Marggraf zu Brandenburg ꝛc. mit dero hochgeliebtesten Gemahlin Frauen Loysen, Prinzessin von Uranien." Er beginnt, wie fast immer, mit einer Einleitung in Alexandrinern, dann folgt das Lied, von dem hier einige Strophen folgen:

„Mein Paukenschlag, das bom bi bi bi bom
Spricht: Fridrich Wilhelm komm!
Mit der, die Dir gegeben
Das Haus Uranien

In einer Seel zu Leben!
Die gantze Marck schreyt: wenn?
Wenn, hat man nicht vernommen,
Wird unser Vater kommen?
Bom, bom di bi di bom!

Komm, deine Burg, das Wunderwerck zu Cölln,
Wird sich so freundlich stelln,
Als wie vor diesen nimmer,
So lange sie getrutzt:
Es haben alle Zimmer
Sich schön heraus geputzt,
Mit eines Mahlers Pinsel,
Als kaum trug Cous Insel:
Bom, bom di bi di bom!

Des Feldes Trost, die Lerche steigt herfür,
Und singt: Dir, Dir, Dir, Dir,
Dir Churfürst zu gefallen,
Laß ich dem Schöpffer nach
Mein Ackerlied erschallen
Am Spree und Havel-Bach,
Und sing in meinem Liede:
Dir, Dir, Dir, Dir sei Friede!
Bom, bom di bi di bom

Mein Paukenschlag, das Bom di bi di bom,
Spricht: Fridrich Wilhelm, komm!
Das Lusthauß Deiner Märcker,
Das fürstliche Berlin!
Verschließ Bellonen Kercker,
Und heiß Sie weiter ziehn,
Die Kriegrischen Giganten,
Hin zu den Garamanten.
Bom, bom di bi di bom!

Wohlan so kommt! Ihr Eltern dieser Chur,
Weil Gott und die Natur
Euch Fried und Lust verleihet,
Kommt an! Die Mittel-Marck,
Die Neu- und Alte schreyet:
Bleib, Churfürst jung und starck
Mit Deiner Halb-Göttinne
Und Chur-Erhalterinne.
Bom, bom di bi di bom!

Mein Paukenschlag, das bum di bi di bum,
Spricht endlich in der Summ:
Komm Churfürst mit Loysen
Weil Storch und Schwalbe kömmt
Vom Frühling angewiesen.
Vielleicht, was Wechsel nimmt,
Das bringt der Storch: darum
Kling bum di bi di bum,
Das bum di bum, bum, bum di bi di bum:"

Peucker hatte bald darauf neue Gelegenheit, für den Hof seine Pauke zu stimmen. Ein Prinz war geboren. So singt er denn ein „Fürstliches Wiegenlied bey der Chur-Printzlichen Wiege Caroli Aemilii ꝛc.
(Nach der Melodie: Nun schlaf mein liebes Kindelein.)

„Schlaf Churprintz, Fridrich Wilhelms Sohn,
Damit Du größer wirst,
Und endlich Deines Vaters Thron
Besitzest als ein Fürst.

Es liegt noch keine Sorg auf Dir,
Drum schlaf und weine nicht:
Der Krieg, das ungeheure Thier,
Steht draußen, wie man spricht;
Wir lassen ihn noch nicht herein,
Und kömmt er unvermuth,
So sagen wir, du bist noch klein
Ein Schelm, der Dir was thut.

Dein Vater ist ein starcker Held,
Wann er sein Schwert bewegt,
Und mit den Seinen zieht ins Feld,
Wer ist wol, der ihn schlägt?

Drum schlaf, es hat noch keine Noth,
Wann ist nicht Krieg geschehn?
Und Morgen, wils der liebe Gott,
Soltu den Garten sehn.

Schlaf also, lieber Churprinz schlaf,
Du solt es alles sehn,
Wird das nicht stattlich seyn und brav?
Ja ja, es soll geschehn!"

Peucker scheint andauernd bei Hofe so gut angeschrieben gewesen zu sein, daß er sich auch einmal etwas erlauben durfte. So hatte er im December 1671 eine Saujagd des Kurfürsten im Grunewald mit angesehen, bekam dabei Appetit auf den Braten, und reichte nachstehendes Supplicatum an seinen Herrn ein:

„Gestern hab ich angesehn, Großer Nimrod! Deine Jagt,
Die Du bei dem Grunen-Wald anzustellen hast behagt,
Und gefiel mir trefflich wol, weil ich zuvorhin dergleichen
All meine Tage nicht geschaut. Wär ich einer von den Reichen,
So vermöcht' ich auch so viel, daß ich mir ein hauend Schwein,
Eine Sau, und solt es auch endlich nur ein Fröschlein (Frischling) sein,
Schaft in meiner Küch und Hauß; aber was ist hier zu sagen?
Gibt nicht Fridrich Wilhelm mir auch einmal von Seinem Jagen
Etwas ab, so krig ich nichts von Wild-Braten in dem Mund.
Gott erhalte, Churfürstin! Dich zuförderst nur gesund,
Da Du fürstlich schwanger bist, und ein Printzchen mit Dir gehet,
Oder eine Princeßin! Ach! daß doch mein Wunsch bestehet!
Des Groß-Gewaltigen Jägers;
das ist:
Ew. Churfürstl. Durchl. ꝛc."

Der Kurfürst, belustigt durch diese Supplik, gewährte die Bitte, und befahl, daß Peucker das Decret in Reime setzen und zur Unterschrift vorlegen lassen, so wie auch ein neues Wiegenlied in Bereitschaft halten solle. Dem Kurfürstlichen Decret gab Peucker sofort die folgende Form:

„Der Große Nimrod gibt Befehl:
Actäon, das ist, der von Oppen,
Soll Niclas Peuckern seine Kehl
Mit einem wilden Schweine stoppen.

Er wird dafür, wenn Dorothe,
Die Churfürstin, nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegen-Lied zusammen binden."

Fridrich Wilhelm.

So wurde der Wunsch des leckern Stadtrichters und Poeten erfüllt. Er spricht seine Freude darüber in zwei Sonetten aus, deren eins anhebt: „Für ein Dutzend Vers ein Schwein! traun! das Tichten ist gelungen!" Solch ein Wunder, sagt er, habe selbst Simon Dach nicht erlebt. — Als darauf im Januar 1672 die Kurfürstin von einem Prinzen (Albrecht Friedrich) entbunden wurde, hatte auch Peucker sein Wiegenlied schon in Bereitschaft. Es ist charakteristisch genug, drum mögen auch daraus einige Strophen hier stehen. In der Einleitung erzählt er noch einmal, wie er zu der Verpflichtung gekommen sei, ein Wiegenlied zu dichten, dann hebt er an:

„Der neue Printz von Brandenburg,
Printz Albrecht Fridrich weint,
Die Hofemeisterin hat Sorg,
Und spricht: Ist's so gemeint?

Der Printz wil in der Wiege seyn,
Macht, daß Er eine kriegt,
Er schläft gewiß nicht eher ein,
Kein Kind schläft ungewiegt.

Behilf Dich in dem engen Raum,
Den Dir die Wiege schenckt,
Es ist noch draußen kalt, daß kaum
Ein Mensch so kalt gedenckt.

Es gibt zwar gute Schlittenfahrt,
Dein Bruder Carl Aemil
Und Fridrich fahren jung und zart,
Doch aber auch nicht viel.

Vor Dich, Du kleines Fürstenkind
Ist es noch gar zu kalt,
Schlaf bis der angenehme Wind
Aus Westen kriegt Gewalt.

Wann Flora sich Tapetengrün
Im Felde lässet sehn,
Dann kannst Du mit nach Potstam ziehn,
Die Reiß ist bald geschehn.

Nach Potstam, das der Helden-Held,
Dein Vater oft besucht,
Das der Frau Mutter wohl gefällt,
Wenn sie zur Wirthschaft kocht." u. s. w.

Die Mehrzahl der Gedichte Peucker's sind Hochzeitsscherze. Er besaß eine große Gewandtheit, aus persönlichen Verhältnissen und Anspielungen auf Namen etwas Originelles zusammenzureimen. Die Einleitung in Alexandrinern fehlt nie, und ihr folgt dann eine Reihe von Liederstrophen, die oft etwas von der Naivheit des Volksliedes haben. Auch hat er die Verse meist nach damals bekannten Melodien gesetzt. So z. B.

(Mel. Ach Du Hertzchen schöne.)

„Tausendfache Schmertzen
Hab ich, und auch Pein,
Liebst', in meinem Hertzen,
Ach, wann soll es seyn,
Daß Du Ja wirst sprechen,
Und von Deiner Hand
Geben mir ein Liebes-Pfand?

Andre Leute liegen
Jetzt in ihrer Ruh,
Aber ich kann kriegen
Nicht ein Auge zu,
Wenn ich mich schon lege,
Denn Dein Angesicht
Kömmt mir aus dem Sinne nicht.

Halt den Schlaf zurücke,
Wunderschönes Bild
Bis mir Deine Blicke
Gram und Leid gestillt,
Zeige mir die Wangen
Und den Rosenmund,
Der mich wieder macht gesund."

Ein Andermal führt er bei einer Hochzeit im Frühling eine Deputation der Vögel ein. Manche Strophe dieser Lieder klingt recht ansprechend aus dem übrigen Reimwust heraus. So läßt er singen:

Die Lerche.

„Tirili! Gott mein Gesang
Saget Dank!
Tirili! tirili!
Daß der Winter weggenommen,"
Und die Freud
In der Zeit
Des Frühlings kommen.

Der Storch

Klap, klap, klap, klap!
Gott segn' auch dieses Jahr,
Und laß euch alles wol gelingen!
Pest, Hungersnoth und Kriegsgefahr
Soll keinen noch zur Zeit verschlingen!
Klapper, plapper, papper!

Die Schwalbe.

Geleert, verheert, verzehrt,
Was Gott der Herr bescheert!
Als ich im andern Jahr
Noch hier zugegen war,
Lag Schuppen und Boden und Scheun
Mit Früchten beschweret,
Ich finde diß alles geleeret,
Verheeret, verzehret."

Anspielungen auf Krieg, Verheerung, Hungersnoth kommen fast in allen seinen Gedichten vor. Das Elend des dreißigjährigen Krieges war, trotz des Friedensschlusses, nicht vorüber. Athmeten die Herzen gleich freier, so lag doch noch der Druck auf allen Verhältnissen. Die brandenburgischen Lande

konnten zwar mit Stolz auf ihren heldenhaften Kurfürsten blicken, doch vermochte auch er nicht so schnell die Uebel der langen Kriegszeit auszurotten. Am wenigsten konnte er der innern Verwilderung und Ausartung des sittlichen Gefühls steuern. Ueber den Ton, der bei bürgerlichen Festen damals in Berlin herrschte, geben uns Peucker's Gedichte mannigfachen Aufschluß. Es ist unglaublich, mit welchen Unanständigkeiten und Zoten in Versen man die Gäste auf Kosten der Brautleute unterhielt. Peucker war ein angesehener Mann und in Gunst bei Hofe, und fast alle seine Gedichte machte er für festliche Gelegenheiten in den ersten Familien der Stadt, sie können also als eine gewöhnliche Unterhaltung der damaligen guten Gesellschaft angesehen werden. Demnach mußte eine Rohheit in den bürgerlichen Kreisen herrschen, von der wir uns jetzt keine Vorstellung machen können. Einmal jedoch kam Peucker mit einem derartigen Hochzeitsscherz dennoch in's Gedränge. Indessen waren es weniger die Obscönitäten, mit welchen er verstieß, als vielmehr eine persönliche Beleidigung, die er hatte mitunterlaufen lassen. Es kam in dem Gedichte etwas von einem „Hahnreih" vor, und der Betroffene verklagte den Kammergerichtsadvocaten bei dessen eigner Gerichtsbarkeit. Peucker wurde zu zehn Thalern Strafe verurtheilt. Er wandte sich in einer „demüthigsten Supplication" an den Kurfürsten:

„Großer Churfürst, Fridrich Wilhelm, aus dem Hause Brandenburg,
Laß doch Deinen Diener Peucker etwas seyn in Deiner Sorg,
Und verstatt ihn zum Gehör. Es ist so mit ihm beschaffen:
Als er einsten etwas Vers wollt in Eil zusammenraffen,
Braut und Bräutgam zu beschencken, und von Hanreh-Sachen schrieb,
Sprach Herr Lucius von Rohden auf derselben ihr Betrieb:
Peucker soll in Straffe seyn, und sechs und vier Thaler geben.
Peucker sprach: Ich habe kaum selber noch das liebe Leben,
Wo sol ich das Geld hernehmen, der Verdienst ist gar zu schlecht.
Theils von guten Freunden riethen: Gnade geht manchmal vor Recht,
Sprich den Landesvater an, der kann Dir die Straf erlassen:
Und auf dieses hab ich mir solches Hertze wollen fassen,
Fridrich Wilhelm, und begehre nichts aus Deiner Gnaden-Hand,
Als daß die zehn Thaler Strafe, mir vom Hofe zuerkannt,
Möchten nachgelassen seyn. Gott im Himmel wird belohnen,
Und das Churhauß Brandenburg mit dem Kriees stets verschonen."

Die folgende Seite in Peucker's Gedichten bringt das „Allergnädigste Decretum auf voriges Supplicatum."

„Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, Unser gnädigster Herr, haben dem Supplicanten die ihme im Cammer-Gerichte dictirte zehn Thaler Strafe in Gnaden erlassen, und befehlen dero Cammer-Gerichte hiemit gnädigst, sich danach zu richten. Signatem Cölln an der Spree den 1. November 1673.

Fridrich Wilhelm."

Peucker hat seine Gedichte nie drucken lassen, und dies zeigt, daß er nicht eigentlich Anspruch auf Dichterruhm machte, sondern seine Reime nur dem geselligen Vergnügen widmete. Auch ist in der ganzen Masse derselben nichts von poetischem Werth zu finden. Nur seiner wunderlichen Einfälle, der Mannigfaltigkeit seiner originellen Wendungen wegen ist er bemerkenswerth. Bald trägt er seine gereimte Prosa im Tone des Pritschmeisters vor, bald gelehrt, bald volksmäßig naiv, zuweilen auch in märkisch plattdeutscher Mundart, bald religiös, bald roh und gemein.

2) Ein ähnliches Original, wenn gleich von dem Obigen sehr verschieden, ist der Hoftrompeter Gabriel Voigtländer. Von seinen Lebensumständen ist nichts weiter bekannt, als was er selbst auf dem Titel und in der Vorrede zu seinen Gedichten sagt. Der erstere lautet: „Erster Theil, Allerhand Oden und Lieder, welche auf allerley, als Italiänische, Frantzösische, Englische, und anderer Teutschen guten Componisten, Melodien und Arien gerichtet, hohen und nieder Standes Persohnen zu sonderlicher Ergetzlichkeit, in vornehmen Conviviis und Zusammenkunfften, bei Clavi Cymbalen, Lauten, Tiorben, Pandorn, Violen di Gamba gantz bequemlich zu gebrauchen und zu singen, gestellet und in Druck gegeben, durch Gabrielen Voigtländer, Ihrer hoch Printzlichen Durchlauchtigkeit zu Dennemark und Norwegen ꝛc. wolbestalten Hoff- Feld Trompetern und Musicus. Lübeck MDCL." (Folio)

Wir haben es also hier mit einem Naturdichter zu thun. Er selbst entschuldigt die Fehler, die er bei seiner Ungelehrtheit macht, in der Vorrede. „So ist es mir nicht zu

verdenken," sagt er, „der ich nicht studirt, noch von jemand die Poesie gelernet, sondern was ich von Natur für Einfälle gehabt, das habe ich aufgesetzet." — Er wählte sich nicht ein nur symbolisches Museninstrument, wie Peucker seine Pauke, sondern er blies seine Trompete praktisch, sie war sein Gewerbe oder seine Kunst. Er scheint nicht ganz ohne Bildung gewesen zu sein, gleichwohl haben wir uns einen Mann niedern Standes in ihm zu denken, der eben nur durch den Verkehr und die Gunst bei Hofe eine gewisse Cultur erlangt hatte. Wahrscheinlich ritt er im Soldatenrock mit vor der Schwadron oder spielte in buntscheckiger Livree im Orchester bei Hofe mit auf. Was ihn in die Gunst des Hofes gebracht, seine Meisterschaft auf der Trompete, oder im Dichten, läßt sich nicht mehr entscheiden. Jedenfalls legt er größeres Gewicht auf das letztere. Denn trotzdem, daß er seine Ungelehrsamkeit zugibt und sich gar bescheiden über seine Dichtungen ausspricht, so ergeht er sich doch mit Heftigkeit gegen Jeden, der über den Werth derselben eine andere Ansicht haben möchte. „Will jemand was drinnen tadeln," sagt er, „so wisse er, daß schon längst gelährtere und weisere Leute, als etwan ein solcher Zoilus sein mag, über meine Arbeit judicirt. Ich habe sie auch vor solche Leute nicht gemacht, sondern nur zur meinen Aufwartungen vor großen Herren, und sonsten mich derer gebraucht, habe auch dessen kein Schand noch Schaden gehabt. — Denn dieses halte ich mir vor eine hohe Gnad und Ehr, daß wo ich mich bey hohen Fürstlichen, Gräfflichen, Adelichen, Gelehrten und sonst qualificirten Leuten habe damit hören lassen, sie (keine zu verachten) vor ander sind gerne, und mit großer Lust angehöret worden." — Demnach war damals am dänischen Hofe und unter dem Adel die deutsche Sprache nicht nur geläufig, sondern üblich. — Er sagt ferner: „Man hat je und allzeit meinen Liedern sehr nachgetrachtet, und hab von männiglich viel Anlauffens umb ein einziges gehabt, und wenn ich einen guten Freund etwas geben, ist es unter die Leute kommen. Endlich haben sie die Buchdrucker und Buchführer gar gedruckt, und gemein gemacht, und so ihren Vortheil gesucht, wobei meines Namens nicht einmal gedacht worden." — Sie waren also unter das Volk gedrungen, und wenn nicht Volkslieder — denn den tiefern Ton des eigentlichen Volksliedes haben sie nicht — so doch beliebte Gesellschaftslieder geworden. —

Hatten wir in Peucker einen ausgesprochnen Gelegenheitsdichter gesehen, der eben nur bestimmte Ereignisse besang, so finden wir bei Voigtländer nicht ein einziges Gedicht dieser Art. Auch er singt bei allerlei Festen, aber ohne irgend einen Zusammenhang mit der augenblicklichen Situation. Er singt sie wirklich, es sind Lieder, und so gibt er in der Samlung derselben zu jedem die Musiknoten.

Es war also auch bei diesen Liedern hauptsächlich auf eine gesellige Unterhaltung abgesehen, und so läßt ihr Ton auch wiederum auf den seiner Gesellschaft schließen. Er ist fast durchgehend sehr derb und plump. An Obscönitäten ist kein Mangel in den Gedichten des Trompeters, aber seine Rohheiten haben etwas Naturwüchsiges, sie sind kein Product der höfischen Frivolität. Der Gesichtskreis eines solchen Dichters kann nicht eben umfassend sein. Mythologische Idyllen und Schäfereien, die in der Zeit lagen, erfüllen auch zum großen Theil seine Lyrik. So z. B. „daß Coridon will ein Hoffmann werden."

„Falscher Schäfer ist das recht,
Daß Du nun von mir wilt fliehen,
Ist der Wald Dir nur zu schlecht,
Daß Du wilt nach Hofe ziehen?
Ist das bunte Blumenfeld
Dir nunmehr abscheulich worden?
Hast Du einen neuen Orden
Dir zu wählen vorgestellt?

Als Du (Schäfer denke doch)
Warst ein Hirtenjung vor diesen,
Und ich ein Viehmäglein noch,
Wie wir unsre Heerden liessen
In den Thälern weiden sich,
Aber wir zusammen giengen
Wo die Haselnüsse hiengen,
Die wir pflückten emsiglich.

Brachten sie zusamm nach Hauß
Unsern Eltern, welche sprachen,
Es wird noch ein Paar hierauß
Künftig werden, welche Sachen
Wir damals verstunden nicht,
Nun wir unsre Jahr erreichet,
Daß die Kindheit von uns weichet
Gibt Natur uns selbst Bericht.

Was die Curtzweil doch bedeut,
Wenn der Hirt die Hirtin hertzet,
Wenn der Bull so brummt und schreit,
Wenn der Bock mit Schafen schertzet,
Wenn der Hahn geht zu dem Hun,
Wenn sich schnäbeln unsre Tauben,
Welches (wie wol ist zu glauben)
Sie gewiß umbsonst nicht thun." rc.

Ein von ihm sehr oft variirtes Thema ist „wozu die Jungfern und die Gesellen gut sind.“ Von den ersteren sagt er viel Gutes, in 20 Strophen zählt er all den Nutzen auf, den sie gewähren. Unter Anderm singt er:

„Jungfern sind uns gar gerechte,
Durch sie wächset unser Stamm,
Unser Namen und Geschlechte,
Wenn wir rechnen alls zusamm,
So kann nichts auf dieser Erden
Jungfern vorgezogen werden.

Sie sind unsres Wamses Futter,
Unser Hopfen zu dem Malz,
Zu dem Stockfisch unsre Butter,
Zu den Eiern unser Schmalz,
Speck zum Kohl, Gewürz zu Speisen,
Nüsse, leichtlich aufzubeißen.

Wie manch Lied hab ich geblasen,
Vor der Zeit zu ihrer Ehr,
Meine Stimm auch hören lassen
Jetzund kann ich so nicht mehr,
Wind und Stimme, Kräft und Stärke,
Sind nun schwach zu diesem Werke.“

Aus der letzten Strophe sehen wir, daß es ihm, weit entfernt von absichtlicher Burleske, durchaus Ernst ist mit seinen Lobsprüchen. In ähnlicher Weise besingt er den Nutzen der Gesellen. Charakteristisch ist ferner das Lied eines jungen Herrn nach der Mode:

„Ich bin in der Lehr gewesen,
Und gelernet Schreiben, Lesen,
Bin auf hohen Schulen auch
So gehobelt und geschliffen
Daß ich nun zum Theil begriffen,
Was zu thun und lassen taug.

Frembde Länder hab ich ziemlich
Durchgereiset, und mich rühmlich
Da verhalten, daß ich weiß
Mich auf Parmavois zu schicken,
Bin so fix in meinen Stücken
Daß mir jeder giebet preiß.

Anders ist mein Haar geputzet,
Parla Franz der Bart gestutzet,
Kragen, Kleider, und was mehr
Steht mir ala Modo zierlich,
Gleich als wenn ich recht natürlich
Ein Franzos geboren wär.

Frauenzimmer recht zu grüßen
Höflich ihre Hände küssen,
Sprach zu halten, wie man soll,
Zu bedienen, vorzuschneiden,
Was sie gerne sehn und leiden,
Weiß ich mehr als allzuwol.

An Gesichte, Leib und Lenden,
Füßen, und an allen Enden,
Hinten, forn und überall,
An der Manneslang und Dicke
Bin ich paßlich von Geschicke,
Nicht zu rauh und nicht zu kahl.
Ich kann mich wol lustig machen,
Tanzen, singen, spielen, lachen,
Einen guten Rausch zur Noth
Kann mein Magen wol vertragen,
Ich laß mich nicht gerne schlagen,
Leid auch ungern Schimpf und Spott.“ &c.

Außerordentlich gefällt er sich in allerlei Kunststücken, die auf Wiederholung immer derselben Wendung beruhen, z. B. „als seine Liebste sich zu viel einbildete.“

Seid ihr eine Göttin, billig ich euch verehr,
Seid ihr denn ein Mensch, so lieb ich euch herzlich sehr,
Seid ihr eine Göttin, so ruf ich euch stets an,
Seid ihr denn ein Mensch, so dien ich euch wo ich kann,
Seid ihr eine Göttin, so halt ich eur Gebot,
Seid ihr denn ein Mensch, so klag ich euch meine Noth.

Seid ihr eine Göttin, dann ich euch bitt allein,
Seid ihr denn ein Mensch, so muß ich euch günstig sein,
Seid ihr eine Göttin, so fürcht ich mehres nicht,
Seid ihr denn ein Mensch, so zwingt mich euer Gesicht,
Seid ihr eine Göttin, so seid ihr lobenswerth,
Seid ihr denn ein Mensch, so seid meine Liebst auf Erd.“

So geht es fort durch sechs Strophen.

Dergleichen erfordert eine gewisse Gewandtheit, die dem Trompeter nicht abzusprechen ist. Die Versification ist sehr verschieden bei ihm, bald leicht und ungezwungen, bald wieder unbeholfen und hölzern. Er ist reich an Formen, und seine Strophen zeigen oft recht geschickte Versverschlingungen. Nicht genug aber ist es anzuerkennen, daß er das poetische Faulbett der Zeit, den Alexandriner, ganz bei Seite läßt. Ganz frei von diesem Schlendrian der Gelehrtenpoesie singt er seine Lieder frisch und unbefangen, und einige derselben sind von einem so naiv treuherzigen Klange, wie er in jener Zeit selten gehört wurde. Muß es nicht bemerkenswerth erscheinen, daß im Jahre 1642, also während der überall hin dringenden Schauer des dreißigjährigen Krieges, unser Trompeter eine Weise anstimmen konnte, wie die folgende:

Ein Frühlings Liedlein.

Lieber Frühling, der das Leben
Allen Wesen mit sich bringt,
Durch Dich wird uns Lust gegeben,
Daß das Herz vor Freuden springt.
Weil wir Gras und Kräuter sehen
In dem grünen Schmuck und Zier,
Mag es billig jetzt geschehen,
Daß wir fröhlich sein in Dir.

Alles sucht sich jetzt zu paaren,
Eines eilt dem andern zu.
Jedes, sonder Fleiß zu sparen,
Machet ihm ein Nest zur Ruh.
Man hört dort den Gukuk lachen,
Schön die Nachtigall jetzt singt,
Die Frösch auch sich lustig machen,
Alles lustig hüpft und springt.

Ach, wer sollt sich nicht erfreuen
In der angenehmen Zeit,
Da man siehet sich erneuen,
Was Natur hat zubereit.
Wer mag billig nicht verachten,
Das was man hoch schätzet sonst,
Und alleine nur betrachten
Gottes treue Lieb und Gunst.

Lasse niemand sich verdrießen,
Sein hart Herz bei dieser Zeit
Auch mit Freuden aufzuschließen,
Und die wahre Dankbarkeit
Samt der Tugend vorzubringen,
Die zu allen Zeiten grünt,
Und zu himmelischen Dingen
Uns zu fördern merklich dient.

Solcher Gedichte wären noch einige aufzuführen. Er ist darin am glücklichsten. Merkwürdig erscheint es, daß in seinen Liedern nichts an die kriegerischen Verhältnisse der Zeit erinnert, auf die doch alle übrigen Dichter anspielen. Ein idyllischer Zug macht sich vielfach bei ihm geltend. Aus der Umgebung des Hofes sehnt er sich in's freie Land hinaus und preist die Glückseligkeit des vergnügten Bauerknechts und des Landmädchens.

Der Erste, der Gabriel Voigtländer in der Literatur genannt hat, ist Bouterwed, (Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Band X., S. 216).

Die Privatbibliothek Friedrich Wilhelm's des Vierten.

Eine literar-historische Skizze

von Wilhelm Krähne.

In dem Theile des königlichen Schlosses zu Berlin, in welchem Friedrich der Große das Licht der Welt erblickte, und zwar da, wo man vom Schweizer-Saale in den Weißen Saal gelangt, führt eine unansehnliche Nebenthür in die sogenannten Braunschweigischen Kammern, deren größter Theil die nachgelassene Privatbibliothek Friedrich Wilhelm's IV. enthält. Vier große Säle, von denen zwei an der Spreeseite den Blick über den nordöstlichen Stadttheil schweifen lassen, bergen hier in mehr als zwanzig kolossalen Schränken Tausende von Bänden, Karten, Kupferwerke und zahlreiche werthvolle Manuscripte — ein wissenschaftlicher Schatz, der leider mit sehr geringer Ausnahme dem forschenden Gelehrten bisher verschlossen geblieben und auch verschlossen bleiben wird.

Wenn die Art, Wahl und Zahl einer Bibliothek gewöhnlich als Maßstab dessen gelten, welchem Literatursache und geistigen Geschmack der Besitzer besonders gehuldigt, und hier so zu sagen den Ruf des Protectors in Betreff specieller Literaturfächer documentiren sollen, so kann man von Friedrich Wilhelm IV. sagen, daß er vorwiegend die christliche Kunst, und neben der Theologie, Naturwissenschaften, Geschichts- und schöne Wissenschaften, letztere jedoch nur nach einer besondern Richtung hin, protegirte. Kein preußischer König, vielleicht kein Mann seines Ranges und Standes, hat pecuniär Kunst und Wissenschaft so reich unterstützt und in verhältnißmäßig kurzer Zeit namentlich den Erzeugnissen des Geistes und der Presse so enorme Summen geopfert, wie Friedrich Wilhelm IV. Seine große Mannigfaltigkeit und sein seltener Geschmack in der Auswahl aller Literaturfächer jedweder Sprache, seine ausgezeichneten bibliographischen Kenntnisse geben hiervon ein glänzendes Zeugniß, und wie er kein Opfer scheute, in öffentlichen Bauten und Monumenten seinem Kunstsinn ein würdiges Denkmal zu setzen, so war er immerfort bemüht, die Literatur im Allgemeinen zu heben und zu unterstützen, die von ihm begünstigten Künstler und Gelehrten zu neuem Schaffen zu ermuntern, durch königliche Geschenke, durch Erwerbung und Verbreitung von zahlreichen Exemplaren der Producte seiner Günstlinge. Die so enorme Zahl von circa 16,000 der von ihm hinterlassenen Doubletten, welche in drei großen Gemächern besonders aufgestellt sind, mag hier als selbstredendes Beispiel gelten, manche hiervon sind in 20 — 50 facher Anzahl vorhanden, so Werke von Overbeck, Stillfried, Hefner, ferner die Reisewerke eines Barth, Heine, Minutoli, Möllhausen u. a.; der zahlreichen von Kunst- und wissenschaftlichen Vereinen herausgegebenen Schriften nicht zu gedenken, deren Interesse Friedrich Wilhelm IV., größtentheils als Ehrenmitglied derartiger Gesellschaften, durch Erwerbung und Verbreitung zahlreicher Exemplare zu fördern beflissen war.

Nicht die vorwiegend luxuriöse Ausstattung dieser Büchersammlung ist es, was beim ersten Blick das Auge des Kenners fesselt, sondern die in andern Bibliotheken so seltenen, hier in tausendfacher Anzahl vorhandenen Autographen der Verfasser in ihren Werken. Von besonderem Interesse sind namentlich die vielen eigenhändigen Marginalien des größten Alexander's der Welt, Alexander von Humboldt's, dessen Urtheil vom König häufig erbeten und in wenigen Zeilen auf dem Titel des betreffenden Werkes mit kritischem Scharfsinn gegeben wurde. Jedes Product eines noch jungen unbekannten, aufstrebenden Talents, gleichviel welcher Wissenschaft, jede Broschüre, jedes Gedicht, das der König für beachtenswerth hielt, mußte von Humboldt gelesen, kritisirt und mit der betreffenden Notiz dem Könige wieder vorgelegt werden. Man sieht hieraus, welchen Werth Friedrich Wilhelm IV. auf die Humboldt'schen Urtheile legte, und es war eine ausgemachte Sache, daß derjenige Schriftsteller oder Künstler, welcher die Fürsprache Alexander von Humboldt's erworben, auch der Protection seines kunstsinnigen Königs gewiß war. Ebenso bezeichnend als interessant sind die Humboldt'schen Kritiken durch ihren Geist, ihre Einfachheit und Kürze, und da auf diesem Gebiete die Humboldt'sche Schreibweise weniger bekannt ist, mögen hier einige Proben folgen, die wir ohne weiteres Suchen herausnehmen. Auf eine anonyme Broschüre setzte Humboldt die Worte: „Ew. Majestät werden vielleicht mit einigem Wohlgefallen einen Mondstein betrachten, der im Thiergarten in der Villa von „Madame Merz" niedergefallen, mit orientalischer Rinde! Das Büchlein, voll patriotischer Ansichten, kann in dem schmerzhaften „Häutungsprocesse" seiner prosaischen Faßlichkeit wegen, nützlich wirken." Ueber ein Gedicht, unterzeichnet C. A. D. (vom Entomologen Dohrn) schrieb Humboldt: „Ein gelehrter aber conservativer Scherz von dem talentvollen Präsidenten des Ungeziefers." u. s. w.

Wie der König seinen Freund und Rathgeber selbst in seiner Bibliothek zu ehren wußte, geht daraus hervor, daß er dessen Werke in einem besondern Schranke, der mit Humboldt's kunstvoll in Seide gewirktem Bildnisse geschmückt ist, aufstellen ließ, und in diesem „Humboldtsschranke" trifft man denn, wie wohl nirgends, die sämmtlichen Erzeugnisse der Feder des großen Forschers in einer Vollständigkeit an, die den Kenner staunen machen muß und wie sie in der Humboldt'schen Bibliothek factisch nicht vorhanden war. Wenn wir jetzt den Verlust der Humboldt'schen Bibliothek auf's Tiefste beklagen und der Veräußerung und Zerstücklung derselben im Auslande (durch einen Londoner Buchhändler) entgegensehen, so ist und bleibt in Berlin dieser Schrank in der hinterlassenen Privatbibliothek Friedrich Wilhelm's IV. das einzigste und seltenste Andenken an den Mann, der für die Wissenschaft so viel gethan; hier finden wir sogar ein Exemplar jenes wichtigen Werkes über Humboldt's Reisen in Amerika, welches bekanntlich 3000 Thaler kostet und welches selbst Humboldt nicht vollständig besessen zu haben scheint, da es bei seinem Tode in seiner hinterlassenen Bibliothek nicht vorgefunden wurde; auch alle jene bedeutenden Werke und kleineren Arbeiten, selbst Vorreden fehlen nicht, die Humboldt geschrieben. Sicher wird der kostbare Inhalt dieses Schrankes nicht demselben Schicksale verfallen, das, wie Humboldt wohl nie geahnt haben mag, dessen Nachlaß getroffen, und die Königin Wittwe von Preußen, die Erbin all dieser seltenen herrlichen Geistesschätze, würde sich ein großes Verdienst um die Wissenschaft und speciell um die Hauptstadt Preußens erwerben, wenn sie es ermöglichte, daß diese in ihrer Art einzige Reminiscenz an den großen Forscher zu Nutz und Frommen der Mit- und Nachwelt Jedermann zugänglich ausgestellt würde.

Wie die Humboldt-Notizen in der hinterlassenen Bibliothek Friedrich Wilhelm's IV. auch für die Zukunft von Wichtigkeit und Bedeutung sein werden, so werden jedenfalls die Werke und Briefe der von diesem Könige protegirten Günstlinge zur Charakteristik einer Periode beitragen helfen, die nun hinter uns liegt. Zur Geschichte Friedrich Wilhelm's IV. und seiner Zeit würde grade hier der Historiker sein Feld finden, wo authentisches Material zu sammeln wäre. Von theologischen Capacitäten, die hier am meisten vertreten sind und mit dem Könige viel auf theologischem Gebiete verkehrten, wären Hengstenberg, Hoffmann, Krummacher, Sartorius, Stier u. a. zu nennen; von Männern der freieren Richtung könnten wir nur Bunsen anführen. Das Freimaurerthum ist nur auffallend spärlich vertreten.

Auf dem Felde der Kunst und Alterthumswissenschaft glänzen Namen wie Cornelius,

Rauch, Schadow, Stüler, Overbeck, Persius, Petavel, Püttrich, Hefner, Klaproth, Kugler, Dorow, Rumohr &c., die sich der Gunst Friedrich Wilhelm's IV. besonders zu erfreuen hatten. Der Katalog der von ihm hinterlassenen Kupferstiche und Originalhandzeichnungen enthält mehr denn 6000 Nummern, wobei zahllose Doubletten; unter den Handzeichnungen befinden sich neben den Arbeiten hervorragender, anerkannt tüchtiger Künstler auch die eigenhändigen Zeichnungen und Malereien talentvoller Fürsten und Fürstinnen selbst der neuesten Zeit, unter denen wieder die mit seltener Accuratesse und Kunstsinn ausgeführten Pläne, Entwürfe und Zeichnungen des verklärten hohen Sammlers einen würdigen Platz einnehmen, und wir widmen dem kunstsinnigen Könige nur einen bescheidenen Kranz, wenn wir sagen, daß seine Arbeiten von Fachmännern als eine echte, bleibende Zierde dieser wahrhaft königlichen Sammlung bezeichnet worden sind.

Die Reichhaltigkeit der Bibliothek in Betreff der schönen Wissenschaften läßt bei ihrer großen Unvollständigkeit darauf schließen, daß König Friedrich Wilhelm IV. diesem Zweige der Literatur besonders gewogen war. Seine Lieblingsdichter waren vornehmlich Brentano, Rückert und Tieck, dann aber auch Chamisso, Fouqué und Gaudy. Die ebenso geistvollen als gediegenen Werke eines Heine, Freiligrath, Kinkel, Mundt &c. wird man in dieser königlichen Privatbibliothek vergeblich suchen. Von den Obengenannten scheint namentlich Rückert derjenige gewesen zu sein, mit welchem der König in seinen jüngeren Jahren am meisten in literarischem Verkehr gestanden; von ihm sind wenigstens die meisten Briefe vorhanden, die unwiderleglich darthun, welche große Gunst und Huld Rückert genoß, welche Aufmerksamkeit der König dessen Ansichten und wissenschaftlichen Entscheidungen widmete. Rückert war denn auch ein Glied jenes Trifoliums, welches zur Zeit des Regierungsantrittes Friedrich Wilhelm's IV. neben Cornelius und Schelling in Berlin einzog, zu jener Zeit, wo man sich in Berlin mit höchst sanguinischen Hoffnungen trug und die „Metropole der Intelligenz" als den künftigen Hauptsitz der liberalen Staatsformen und freisinnigen Ideen, als das zukünftige Dorado der Kunst und Wissenschaft bezeichnete. Fast jeder Band der hier zahlreich und fast in allen Ausgaben vorhandenen Werke dieses Dichternestors enthält Briefe, welche die einstigen geistigen Beziehungen documentiren und in Rückert den wissenschaftlichen Rath und Günstling des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm bekunden. Es kann daher auch nicht überraschen, wenn er in einem Briefe d. d. Erlangen den 1. August 1838 dem Gefühle der Dankbarkeit sinnige Worte leiht und den Auszeichnungen seines Königs den schuldigen Tribut zollt: „Ew. Königliche Hoheit haben mich durch Ihr schönes Geschenk wahrhaft beglückt. Das der Kehrseite Ihres edlen Bildnisses eingeprägte Sanscritwort Kritagnatâ ist doppelgültig. Einmal bedeutet es ursprünglich „Erkennung des Gethanen," und ich bin stolz, darin ein bleibendes Zeichen höchster Anerkennung eines von mir Geleisteten zu erblicken, dann aber bedeutet es gewöhnlich Dankbarkeit, d. i. ein Erkennen und Bekennen, ein Gedenken des Gethanen; wie denn auch unsere Sprache Dank neben denken stellt, und in diesem Sinne darf ich das Wort mir selber aneignen:

Nur um zu danken, denk' ich Dein;
So lang' ich denke, werde ich dankbar seyn."

Die Werke Rückert's hat Friedrich Wilhelm IV. oft und sehr gern gelesen, eine gleiche Vorliebe hegte er in späteren Jahren für Brentano, dessen Werke er sich in mehreren Exemplaren in seinen Handbibliotheken zu Berlin, Erdmannsdorf und Sanssouci hielt, namentlich waren die geistlichen Gedichte dieses Dichters seine Lieblingslectüre. Zu den Schriftstellerinnen übergehend ist nächst der durch ihr Königsbuch bekannten Schwester des Letzteren, Bettina von Arnim, vor Allen die Paalzow zu nennen, welche Friedrich Wilhelm IV. ungemein protegirt hat. Diese Schriftstellerin genoß sogar die Vergünstigung, in unmittelbarer Nähe des Hofes ihren Arbeiten obliegen zu dürfen; sie schrieb den größten Theil ihrer mittelalterlichen Romane in einem Eckzimmer des anmuthig im Thiergarten an der Spree gelegenen königlichen Schlosses Bellevue, wo sie bei ihrem geistigen Schaffen die Huldigungen von Prinzen und Prinzessinnen empfing und bald zu den wenigen bevorzugten Personen gehörte, denen die königlichen Gemächer, auch die der Privatbibliothek des Königs jederzeit geöffnet waren. Es war eine eigenthümliche Periode, in welcher sich in den vierziger Jahren ganz heterogene Koryphäen der Poesie und Kunst am Hofe des neuen Königs bewegten. Welche Hoffnungen

wurden damals nicht gehegt, als man höchsten Orts in Preußen vor der deutschen Kunst, Literatur und Wissenschaft das Knie beugte und ihnen dem Auslande gegenüber einen glänzenden, gewissermaßen auch wohl verdienten Ruhm begründen wollte. Wie groß waren bald die Enttäuschungen und was ist uns jetzt von dem Allen geblieben!

Auf die Paalzow zurückzukommen, so war sie eine Zeit lang in den Salons der Berliner Aristokratie, deren Conversation sich damals viel um Literatur und künstlerische Elemente bewegte, der Gegenstand des Tagesgespräches, und wie ihr Bruder, der Maler Wach, durch den Prinzen Wilhelm, den Oheim Friedrich Wilhelm's IV., protegirt war, so wurde sie durch die Gemahlin des Prinzen Wilhelm bei Hofe eingeführt. In den Kreis modischer Bewunderer dieser Frau, die im Grunde doch kein Genie war, drängte sich bald ihr zukünftiger Protector, der König; ihn fesselten die allseitig gerühmten Vorzüge dieser Frau, aber durch seine Zuneigung und Gunst wurde dem Wesen dieser schriftstellernden Dame, die sich ganz der Convenienz hingab und sich und ihre Werke von höchsten Personen, nicht aber von Fachmännern bewundern und kritisiren ließ, mehr geschadet denn genützt. Ihr Ruf verschwand so schnell, wie er gekommen. Die von ihr „gemachten Arbeiten," wie sie Sternberg also beim richtigen Namen nennt, waren eine Zeit lang bei Hofe eine Lieblingslectüre, die sich in aller Händen befand, und wurden, von der vornehmen Gesellschaft vergöttert, in Tausenden von Exemplaren im Publicum verbreitet, leider aber verlor sich zu schnell das Interesse an dieser Dame, die dem künstlerischen und literarischen Berlin auf lange einen Mittelpunkt hätte geben können. All ihr Denken und Empfinden, ihr Sehnen und Trachten, wie ihr ganzes Verhältniß zum Könige Friedrich Wilhelm IV. skizzirt sich wohl in nachfolgendem Briefe, der als eins der bedeutendsten Actenstücke in dieser Hinsicht gelten wird:

„Euer Königlichen Majestät danke ich eine große Gnade — das Gefühl der Ermuthigung, auch dies Werk zu Füßen legen zu dürfen! Seit der Zeit, daß ich, von einer inneren Aufforderung gedrängt, die Feder ergriff, ist mein Verhältniß zu dieser geistigen Thätigkeit dasselbe geblieben: ich kann nicht darüber verfügen wie ich will — und von außen und von meiner Willkür hängt der Gegenstand immer ab. Unabweislich werde ich von ihm ergriffen — werde mit ihm isolirt, und fühle Forderungen an meinem Geist ergehen, denen ein glühend erweckter Eifer antwortet — ohne Nachfrage, ohne Erinnerung nur an Urtheil Beifall oder Tadel!

Nur wenn Ruhepunkte in der Arbeit eintreten, fallen mir die äußeren Beziehungen ein, und ich betrachte dann meine Aufgabe, ohne das Geheimniß ergründen zu können, mit Neugier, und frage schüchtern: was seine Bestimmung sein wird. Seit dem Jahre 1836, wo Godwie-Castle erschien, sind von den drei ersten Werken 13,000 Exemplare in acht Auflagen verbreitet, und dies *) tritt eben wieder mit dreitausend Exemplaren in's Leben — und man sagt mir, daß dies eine Katastrophe im deutschen Buchhandel sei!

Wenn ich es wage, dies Alles Euer Königlichen Majestät auszusprechen, so habe ich doch in Wahrheit nichts weniger dabei im Sinn als mich selbst!

Es ist ein Gefühl der Rechenschaft, wonach sich mein Herz sehnt, und was sich mir abzunöthigen scheint, meinem Könige gegenüber! — ich habe das in seinem Lande gethan, ich will es fort thun, und bei jeder neuen Arbeit, bei allen ihren Ruhepunkten, später bei ihren Erfolgen mein nächster Gedanke ist immer: Was wird der König dazu sagen!

Nach diesem kühnen Geständniß wage ich Euer Königlichen Majestät an die Worte der Kaiserin Maria Theresia in Thomas Tyrnau zu erinnern —

„In Wahrheit, Kaunitz, ein Monarch muß sich, wie die Gottheit selbst, die sonderbarsten Arten der Verehrung gefallen lassen, und die Absicht zu erkennen suchen, die oft in der unpassendsten Form hervortritt!"

Möchten diese Worte meine Bitte enthalten, die Bitte einer Unterthanin, welche diesen Namen ihren größten Stolz nennt und ihm eine Fülle des Gefühls dankt, von der mir nichts zu nennen zusteht als das der tiefsten Ehrerbietung!

Euer Königlichen Majestät bitte ich um die Gnade, mich nennen zu dürfen

Euer Königlichen Majestät
unterthänigste Dienerin
J. Paalzow, geb. Wach.

den 19. November 1844."

*) Thomas Tyrnau.

Eine der vorigen in ihren Ansichten ganz entgegengesetzte Schriftstellerin, die, wie sie selbst sagte, keine einzige Zeile für Andere, sondern alles für sich schrieb, um die „Leere in ihrem Innern“ auszufüllen, muß hier noch genannt werden, es ist die Gräfin Hahn. Auch ihre Werke finden sich in selten zu treffender Vollständigkeit in der Privatbibliothek Friedrich Wilhelm's IV. Zwar war sie nie von einer höfischen Glorie umgeben, was hauptsächlich an ihr selbst gelegen haben mag, aber der König würdigte ihre Arbeiten nicht minder, wie denn ohne Ausnahme alle Werke hochgestellter Dichter, Poeten von Rang und Stand, so Lenau, Grün, Eichendorf, Haugwitz, Platen, Zinzendorf, Jellachich, Mailath 2c., auch Patrioten wie Arndt, Kleist, Körner, Schenkendorf entschieden den Vorzug hatten, während unter den bürgerlichen Dichtern sogar die Producte von Dilettanten, die sich in geistlichen Gedichten versuchten, vornehmlich sehr begünstigt wurden.

Von besonderer Wichtigkeit namentlich für die Wissenschaft sind die zahlreichen Manuscripte und die oft nur in einigen wenigen Exemplaren als Manuscript gedruckten Bücher in dieser Königsbibliothek. Sie sind meist wissenschaftlichen Inhalts und, von anerkannt tüchtigen Fachmännern geschrieben oder entdeckt, werden sie jederzeit für den Philosophen, Historiker und Alterthumsforscher ein wichtiger Schatz sein, dessen Ausbeute indeß so leicht nicht zu erwarten sein dürfte. Man findet da Arbeiten von Ancillon, Delbrück, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Niebuhr, Radowitz, Raumer, auch von Solchen, die auf des Königs Kosten eine wissenschaftliche Reise unternommen und speciell ihrem Protector Bericht erstatteten, überhaupt von bedeutenden Schriftstellern aller Fächer und Sprachen, namentlich arabische, chinesische, italienische und russische Manuscripte. Aber auch viele anonyme Arbeiten, die nicht minder von Werth sind, finden sich darunter; weniger bemerkenswerth, weil werthloser, ist die enorme Zahl von theologischen Arbeiten, z. B. Predigten in Manuscript, die alle aufbewahrt sind. Wie es scheint, hatte es Friedrich Wilhelm IV. gern, an seinem Geburtstage oder an einem ihm wie seinem Hause denkwürdigen Tage ein derartiges Geschenk aus den Händen eines mit seiner Huld beehrten Schriftstellers oder Künstlers entgegenzunehmen, und die Zahl solcher Ueberraschungen steht nicht vereinzelt da. Auf vielen Titeln der Manuscripte findet man häufig die Notiz „Meinem Könige zum 15. October“ und ähnliche. Wie kein preußischer König eine so reichhaltige Bibliothek sich geschaffen, als Friedrich Wilhelm IV., so dürfte auch Keiner im Besitz von so vielen Manuscripten gewesen sein, wie er. Wir zählen hierbei nur diejenigen, die ihm während seiner Regierung zu Händen gekommen, während die Zahl der von ihm durch Erbschaft erworbenen Manuscripte, worunter namentlich noch viele unbenutzte Handschriften Friedrich's des Großen und dessen sämmtliche Werke im Manuscript zu rechnen wären, sicher nicht klein und nicht minder werthvoll ist.

Doch auch die antiquarischen Raritäten, die man unter den Geistesschätzen in dieser königlichen Büchersammlung vereinzelt antrifft, verdienen wegen ihres seltenen Sonderinteresses wohl hervorgehoben zu werden, schon aus dem Grunde, da sie, wie schon erwähnt, der Bewunderung des Kenners ganz entzogen sind. Zwar wird man hier irgend eine seltene alte Ausgabe von Werken der unsterblichen Dichterheroen, Schiller und Goethe, ganz vermissen, Raritäten, die jetzt so sehr gesucht und mit fabelhaften Preisen bezahlt werden, desto mehr erfreuen alte gediegene wissenschaftliche Werke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, darunter sehr seltene, die sogar in den bedeutendsten Bibliotheken fehlen, auch viele Unica's, Incunabeln und Elzevirdrucke, das Auge des Kenners und Forschers, dem die Titel solcher Sachen aus Citaten, nicht aber aus eigener Anschauung bekannt sind. Sehen wir von dem derartigen Werthe einer Bibliothek ab, da fast jede durch die Seltenheit ihres antiquarischen Reichthums sich besonders auszeichnet und in dieser Beziehung eine Vollständigkeit, wenn auch nur in einem Fache, nirgends anzutreffen sein dürfte, so hat doch die Bibliothek, welche Friedrich Wilhelm IV. hinterlassen, wieder etwas Eigenes, Apartes in ihren Antiquarien, das man selten findet. Es sind die äußerst seltenen, zu besondern Zeiten und Gelegenheiten in Bücher geschriebenen Autographen berühmter Männer. So kam mir unter den theologischen Werken ein altes, in Leder gebundenes Gebetbuch unter die Hände, das den Titel führt: „Traité sur la providence par Guillaume Sherlock. A la Haye 1721“ und jetzt an und für sich ganz werthlos ist. Auf dem Vorsatzblatte desselben fand ich in-

deß bald eine unleserliche, gelbe Handschrift, welche von Katte, jenem unglücklichen, opferfreudigen Jugendgefährten Friedrich's des Großen herrührte. Diese Zeilen hatte er im Vertrauen auf die „providence“ am Abend vor seiner Hinrichtung geschrieben und so das Buch, das er von seinem einzigen hohen Gönner erhalten, seinem Freund Eickstedt zum Andenken geschenkt. Da kein preußischer Geschichtsschreiber dieser Zeilen, die Katte zuletzt geschrieben, gedenkt, und dieselben Niemandem bekannt sein dürften, so mögen sie hier noch länger als 130 Jahren sowohl ihres wichtigen Interesses als ihrer seltsamen Orthographie wegen Platz finden; ihr Sinn ist deshalb nicht zu verkennen:

Recevez tres cher Ami, ce livre comme un temoignage d'une sincere Amitié que je vous porte ce present n'est il point precieux par son dehors; il l'est d'autant plus par le tresor inestimable, qu'il renferme.

Resouvenez vous en le lisant d'un ami, qui ne vous Scauroit donne: des marques plus essentielles de ce caractere, qu'en vous agitant a admirer cette Sagesse Supreme qui gouverne l'Univers avec une Sagesse et bonté infinie. Comment pourraye vous prouver plus réellement la Verité de ce que tache de vous persuader c'est à dire d'une amitié parfaite qu'en vous donnant occasion de vous fortifier de plus en plus dans une verité, qui vous fraye le chemin au Salut.

Je Suis aux portes de la Mort, vous y viendrez aussi, quoique par la grace de Dieu par un autre Chemin. La Sainte Providence l'a voulu ainsi à mon egard, j'admire dont sa sagesse dans sa conduite. Si je meurs innocent devant la Monde; ce n'est point de même devant Dieu, il nous a donné la vie, elle lui apartient, il faut donc la rendre quand il la veut savoir, et tacher de la lui remettre cette Vie temporelle pour que nous puissions ètre assuré de l'Eternelle.

Souvenez vous toujours de votre sincere Ami Katte.

Custrin, le 5. Nov. 1730.

Dieses Buch ist seit jener Zeit in Besitz vier verschiedener Personen gewesen und man muß hier wieder die Pietät Friedrich Wilhelm's IV. rühmend erwähnen; denn er scheute keine Opfer, solche ihm und seinem Hause theuren Reliquien zu erwerben. Das geht unter Anderm aus seinen eigenen Handnotizen hervor, von denen ich eine in einem auf Pergament kunstvoll geschriebenen Gebetbuche fand, das durchweg eine schwer vom Druck zu unterscheidende Handschrift mit herrlichen Initialen, die dem Farbendruck der heutigen Typographie würdig zur Seite gestellt werden können, enthielt. In dieses letztere schrieb denn auch Friedrich Wilhelm IV. mit eigener Hand: „Von Rauch gegen sechs Vasen eingetauscht.“ Interessant sind auch noch seine Schulbücher und Lectionspläne; in jedem der ersteren hat sich Delbrück mit eigener Hand und mit Angabe, wann er mit dem Könige zu Charlottenburg selbige gelesen, (1802 bis 1804) verewigt; letztere, wie in jeder Schule vom Schüler, hier von dem königlichen Sohn Friedrich Wilhelm's III. eigenhändig geschrieben, weisen die Namen sämmtlicher Lehrer sehr bestimmt nach und man ersieht daraus, daß Friedrich Wilhelm IV. schon in früher Jugend ebenso wenig mit dem Lernen geschont wurde, als irgend einer, der sich den Wissenschaften widmen soll. Die Lehrstunden waren täglich von 7 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 5 Uhr Nachmittags, dabei immer je zwei Stunden „Militärwissenschaft.“

Prüft man aber all diese enormen Geistesschätze im preußischen Königsschlosse zu Berlin, die Werke, die Friedrich Wilhelm IV. sammelte, förderte und mit eigner kunstvoller Hand selbst in's Leben rief, so darf ihm das Urtheil nicht versagt werden, daß er ein hochgebildeter Geist war, den die Natur mit reichen Gaben, mit einer lebendigen Phantasie, mit aller Begeisterung für das Schöne und Edle begabt hatte. Während seines ganzen Lebens lebte er in ununterbrochenem gegenseitigen Verkehr mit den meisten Koryphäen deutscher Kunst und Wissenschaft, er liebte den persönlichen Umgang mit Alexander von Humboldt ebenso, wie den Verkehr mit all den Männern der entgegengesetzten Richtung. Für Hebung und Förderung der Literatur speciell hat er viel, sehr viel gethan, wie vielleicht Keiner seiner Zeitgenossen; in diesem Falle steht Friedrich Wilhelm IV. als ein ruhmwürdiges Muster da, das recht zahlreiche, eifrige Nachfolger finden möge!

Ernst Kossak.

Eine eben so einflußreiche wie charakteristische Stellung nimmt in neuerer Zeit die von Berlin ausgehende, mit den scharfen Waffen des Witzes ausgerüstete Kritik der öffentlichen Ereignisse ein. In den nachfolgenden Zeilen ist einer der Hauptvertreter dieser Richtung in seinem Entwicklungsgange gezeichnet. Vielseitigkeit der Begabung und dadurch Schwanken im Entschluß, welche künstlerische Richtung wohl zu erfassen sei, ein durch frühzeitige Kämpfe mit den Verhältnissen und körperlichen Leiden herbeigeführter Hang zur Reflexion, stellen Ernst Kossak zu jener Classe von Schriftstellern, die in letzter Zeit namentlich in Norddeutschland häufig von der Naivetät unmittelbaren Kunstschaffens zur kritischen Thätigkeit geführt worden sind.

Ernst Kossak ist im Jahre 1814 zu Marienwerder in Westpreußen geboren, wo sein Vater die Stellung eines Regierungssecretärs bekleidete. Schon im Jahre 1816 wurde der letztere in derselben Eigenschaft an das Regierungscollegium nach Danzig versetzt, woselbst Kossak dann seine gesammte Jugenderziehung und Ausbildung genoß, und bis zu seinem Abgange vom Gymnasium im Jahre 1834 blieb. Außer der Bildung in den Wissenschaften ließ ihm sein Vater, der selbst ein vortrefflicher Violinspieler war, eine sorgfältige musikalische Erziehung geben, und ihn als Pianist so weit ausbilden, daß der talentvolle junge Mann in Danzig häufig in öffentlichen Concerten mitwirken konnte. Im Jahre 1834 ging er alsdann zur Universität Berlin ab. Anfangs entschlossen, Medicin zu studiren, beschäftigte er sich, angezogen durch die philologischen Collegia Böckh's und die geschichtlichen Vorträge Ranke's, mehrere Jahre hindurch mit Studien in diesen beiden Fächern, hörte zugleich die naturwissenschaftlichen Collegia von Dove und beschäftigte sich vielfach mit Poesie und Musik. Da er von Hause nur eine bescheidene Zubuße erhielt, die selbst mit Opfern von Seite der Eltern verbunden war, so kam er auf den Gedanken, seine musikalischen Kenntnisse zu verwerthen und gab Musikunterricht. Hierdurch wurde natürlicherweise sehr bald in ihm das Bedürfniß nach einem gründlichern und längern Studium der Theorie der Tonkunst geweckt, und er genoß längere Zeit die Unterweisung des nun verstorbenen, gediegenen Theoretikers S. W. Dehn. Diese Studien, vereint mit poetischen Uebungen, zu welchen ein im Jahre 1838 gedrucktes Trauerspiel, „Friedrich Barbarossa," gezählt werden muß, so wie die Unabhängigkeit, welche der Ertrag der Musikstunden gewährte, veranlaßte Kossak, nach vierjährigem akademischen Studium, nicht weiter den Wissenschaften, sondern ganz den Künsten zu leben. Unter dem bloßen Vornamen L. Ernst gab er damals einen Band Novellen unter dem Titel „Genrebilder" (Berlin, Wolff, 1839) heraus, die ein entschiedenes Zeugniß seiner poetischen Begabung sind und allgemein sehr günstig aufgenommen wurden. Der Verfasser erhielt darauf eine Anzahl Anträge, an Journalen mitzuarbeiten, die er jedoch seltsamerweise sämmtlich unbeachtet ließ. Er schrieb bis zum Jahre 1846 keine Zeile weiter für den Druck, weil er sich damals das Ziel gesteckt hatte, als Virtuose und Componist in der Musik etwas zu leisten und außerdem, da er bereits verheirathet war, auf Regelmäßigkeit der Einnahme sehen mußte, die durch Lectionen ungleich leichter und reichlicher zu erreichen war, als durch schriftstellerische Thätigkeit. Auch hatte der durch seine musikalischen Lectionen herbeigeführte Umgang mit einer großen Menge Menschen aller Altersclassen und Stände anfangs einen großen Reiz für den zu kritischer Thätigkeit neigenden Geist und forderte ihn zur Beobachtung auf. Ein angeborener Hang zur Schwermuth, verbunden mit heftigen und anhaltenden körperlichen Leiden, machten sich bereits frühzeitig durch eine gewisse Bitterkeit geltend, in Folge deren jene Schärfe des Urtheils entstand, die einen besonders charakteristischen Zug in Kossak's publicistischer Thätigkeit bildet, vielleicht auch leider die volle Entfaltung seines ursprünglichen Talentes beeinträchtigte. Er wurde des tödtlichen Einerlei seiner musikalischen Schulmeisterei müde und ergriff wieder die Feder, die ihm gestattete, sich der Einsamkeit zu ergeben. Kossak war damals in einer Gemüthsstimmung und Verfinsterung des Geistes, die ihn oft der Verzweiflung nahebrachte. Aus diesem unglücklichen Zustande wurde er durch ein Zusammentreffen mit begabten und heitern Altersgenossen gerissen. Eine Anzahl geistreicher Leute hatte sich damals in Berlin unter dem Titel „Rütli" zu einem humori-

stischen Vereine zusammengethan, den Kossak in seinen „Historietten“ ausführlicher beschrieben hat. Man machte sich hier über alle Welt, am meisten aber zunächst gegenseitig über einander lustig. An jedem Sonnabende kam die Gesellschaft zusammen und erholte sich nach den Berufsgeschäften der Woche. Aus erheiternden wurden bald literarische Verbindungen. Mit Wilhelm Scholz, dem gegenwärtigen Illustrator des Kladderadatsch, gab Kossak ein humoristisches Album über die Kunstausstellung von 1846 heraus, das allgemeinen Beifall fand, aber die alten Professoren der Berliner Akademie sehr erbitterte. Bald darauf wurde die Berliner Zeitungshalle, das erste der politischen Journale neuerer Zeitrechnung, gegründet und Kossak übernahm daran die musikalischen Kritiken, bis im Jahre 1848 die politischen Verhältnisse dem Blatte ein frühes Ende bereiteten. Hierauf schrieb Kossak gelegentlich musikalische Kritiken in einigen der neuentstandenen Blätter und lenkte immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch die strenge Unparteilichkeit und durchgreifende Rücksichtslosigkeit seines Urtheils. Auswärtige Blätter forderten ihn zur Mitwirkung auf und seine Geltung als Berichterstatter auf künstlerischem und namentlich musikalischem Felde war fortwährend im Zunehmen begriffen, als er nach dem Untergange der Constitutionellen Zeitung, deren Feuilleton er seit ihrem Bestehen redigirt hatte, eine längere Reise nach Süddeutschland und Oberitalien machte. Heimgekehrt wurde er Redacteur der von A. Hoffmann herausgegebenen „Berliner Feuerspritze,“ trat jedoch, bewogen durch den Mangel an Uebereinstimmung in den Grundsätzen der Redaction mit dem Herausgeber, von der Redaction zurück und begründete, in Compagnie mit einem reichen Privatmann, unter dem Titel „Berliner Montagspost,“ eine Wochenschrift, die viel in allen Kreisen Berlins gelesen



Ernst Kossak.

wird und sich gegenwärtig zahlreicher Abonnenten erfreut. Seine Verbindungen mit den bedeutendsten Organen der gesammten deutschen Presse dauern fort und bieten ihm eine regelmäßige und angestrengte Arbeit, die er im steten Kampfe mit einer schwankenden Gesundheit ununterbrochen fortsetzt. Als Früchte dieser zwölfjährigen literarischen Thätigkeit sind folgende Sammlungen von Aufsätzen in einzelnen Bänden erschienen: Berlin und die Berliner. — Aus dem Papierkorbe eines Journalisten. — Aus dem Wanderbuche eines literarischen Handwerksburschen. — Pariser Stereoskopen. — Historietten. — Badebilder. — Silhouetten. — Federzeichnungen. — Von den Historietten und den Humoresken aus dem Papierkorbe eines Journalisten sind zweite Auflagen erschienen.

Kossak ist von jeher bestrebt gewesen, die von einem heitern und humanen Standpunkte aus beobachteten Menschen und Dinge getreu zu schildern. Mag er dagegen auch durch trübsinnige Episoden und Bitterkeiten gesündigt haben, so hat ihm doch stets das klare Ziel des lachenden Humors vorgeschwebt, und es steht zu wünschen, daß er sein Talent für die Zukunft zu größern humoristischen Romanen zusammenfassen möge, wodurch ihm in der deutschen Literatur nach dieser Richtung hin gewiß einer der ehrenvollsten Plätze gesichert würde.

Kunstgeschichtliches

von

W. Müller von Königswinter.

Leben Michelangelo's von Herman Grimm. 1. Theil. Hannover. Karl Rümpler.

Leben und Wirken Albrecht Dürer's von Dr. A. von Eye. Nördlingen. Beck'sche Buchhandlung.

Unsere kunstgeschichtliche Literatur ist im Jahre 1860 um zwei bedeutende Werke reicher geworden, welche beide Monographien sind und die Lebensläufe zweier Künstler darstellen, die zu den größten Gestalten gehören, welche die Welt auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Der Eine, Michelangelo, ist ein gewaltiger Italiener, der Andere, Albrecht Dürer, ein gewaltiger Deutscher. Beide haben ihren betreffenden Völkern große neue Bahnen in der Kunst eröffnet, indem sie mit mächtigen Gaben der Phantasie ausgestattet, die bis dahin fast conventionelle Art und Weise einer naiv sich gehen lassenden Bearbeitung von vorzugsweise kirchlichen Gegenständen durchbrachen und das ganze Gebiet menschlicher Interessen für die bildende Hand des darstellenden Künstlers gewannen. Beide fallen bekanntlich mit der Reformation zusammen. Beide sind die entschiedensten Reformatoren auf dem Felde, dem sich ihr Genius widmete. Wie aber Jeder in seinem eigenen Volksthume wurzelte, so hat auch Jeder seinen eigenen Weg eingeschlagen und sein eigenes Ziel erreicht. In derselben Weise aber, wie die Individualitäten verschiedene sind, haben die Biographen auch einen verschiedenen Weg der Darstellung eingeschlagen.

Herman Grimm's Michelangelo ist ein höchst lebendiges Buch, in dem lauter frisches unmittelbares Leben vor unsern Augen dahinrollt. Wir sehen in ihm nicht allein die mächtige, fast riesenhafte Gestalt des wunderbaren Künstlers, der durch die rastlose Gewalt und Kraft seines Schaffens wie durch die Originalität seiner Schöpfungen einzig in seiner Art dasteht, wir erhalten zugleich die klarste und deutlichste Einsicht in die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit. Das Leben der italienischen Städte, namentlich das Treiben und Fluthen des Florentinischen Gemeindewesens, in dem die Kämpfe der Medici und Savonarola's von höchstem Interesse waren, das Leben in Rom, wo ein Alexander Borgia und ein Julius II. auf dem päpstlichen Stuhle saßen, das Leben der Künstler, die vor und mit Michelangelo schafften und wirkten, alles das verbunden mit den Schilderungen der Thätigkeit dieser großen Meister bietet ein höchst bewegtes, farbenreiches Bild, aus dem uns die culturgeschichtliche Wichtigkeit dieser reformatorischen Periode, die nach und nach auf die Umgestaltung Europa's den größten Einfluß gewonnen hat, in feinster und charakteristischer Ausmalung entgegentritt. Es kann uns nicht einfallen, dem Schriftsteller in seinen Schilderungen zu folgen, sie sind überall so inhaltvoll, daß wir den Leser an die Quelle verweisen müssen. Er wird sich dort übrigens im höchsten Maße befriedigt finden. Grimm hat es in der feinsten Weise verstanden, den gehäuften Stoff zu bewältigen. Man gewinnt aus seiner Darstellung einen klaren Ueberblick über das italienische Leben jener Tage, obgleich ihre Verhältnisse oft kraus und bunt genug durch einander gehen. Und von diesem Hintergrunde löst sich im Vordergrunde stets die gigantische Figur des Künstlers, zu dem der Schriftsteller eine so eigenthümliche Sympathie besitzt und für die er ein gleich tiefes Mitgefühl zu erregen weiß. Ganz besonderes Lob verdient

auch die Schreibweise des Biographen. Sie ist überall klar, kurz, gedrängt. Neben den fleißigen Studien macht grade die Darstellung das Buch zu einem Meisterwerk. Es liest sich, wie man zu sagen pflegt, gleich einem Roman. Ueberall herrscht natürlichster Fluß der Erzählung. So ist dieser Michelangelo in jeder Beziehung empfehlenswerth. Wir preisen ihn noch besonders als ein Werk, in dem jede edle Natur Erhebung, Begeisterung und Trost suchen und finden kann. So sehen wir denn mit Ungeduld dem zweiten Bande entgegen.

Albrecht Dürer's Leben bietet an und für sich nicht jene brillanten Seiten, wie dasjenige des italienischen Meisters. In dem Dasein des Florentiners entwickelt sich Alles groß, weit, adlig, fast fürstlich; die Verhältnisse des Nürnbergers sind hübsch bürgerlich umgrenzt. Jener hatte hauptsächlich mit Fürsten, dieser mit Reichsstädtern zu thun. In Italien war die humanistische Bildung bei den höchsten Ständen im hellsten Flore. Deutschland befand sich in der Periode bürgerlich gelehrter Entwicklung. Seine Höfe waren nüchtern. Das geistige Leben wohnte in den Reichsstädten, wo es nur kümmerlich fortschlich. Unter solchen Verhältnissen konnte sich der deutsche Meister, der überdies aus der Werkstätte des Handwerkers hervorging, nicht frei und fliegend entfalten. Er mußte seine Bahn gemach und still dahinschreiten. Und diese Bahn hat uns nun A. von Eye gleichfalls ganz trefflich aufgezeichnet. Mit tiefer Rührung verfolgen wir die Erlebnisse des reinen, edeln, naiven Künstlers, der fast sein ganzes Leben lang mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen hat. Seine Frau ist ein bitterböses, zänkisches Weib, welches den Flug der Phantasie nicht verstehend, den Mann stets mit neuen Versuchen in das Handwerk zu treiben wünscht. Seine Besteller sind zum Theil karge Geizhälse, die um die bedungenen Preise feilschen und markten. Seine Vaterstadt versagte ihm nicht allein alle Beschäftigung, sie weigert auch die Zahlung der vom Kaiser dem Künstler angewiesenen Gelder. Allerwärts Jämmerlichkeit und Plackereien! Und dennoch wird dieser Geist nicht müde zu dichten und die Hand läßt nicht nach, zu malen, zu zeichnen, zu formen und den Grabstichel zu führen. Welch eine zahllose Reihe von Schöpfungen zählt uns der Verfasser auf, in denen der Genius stets auf höhere Stufen klimmt und uns das deutsche Leben der damaligen Zeit so genial offenbart, wie es von keinem Zeitgenossen in irgend einer andern Kunst geschehen ist! In der Genauigkeit, mit welcher A. von Eye alle Quellen benutzt hat, liegt nun auch der hauptsächliche Vorzug seines Buches. Er hat den Künstler und seine Werke Schritt vor Schritt verfolgt und uns auch sehr dankenswerthe Mittheilungen aus Dürer's eignen Aufzeichnungen gegeben. Unter denselben werden vorzugsweise die Briefe über den Aufenthalt in Venedig, wie das Tagebuch über die niederländische Reise ansprechen. Dagegen hätte der culturgeschichtliche Zustand des damaligen Nürnbergs und auch Deutschlands im Allgemeinen wohl eine bessere Berücksichtigung verdient, zumal da die sich vorbereitende Reformation hinlänglichen Stoff an die Hand gab. In dieser Beziehung ist Grimm viel glücklicher gewesen.

Indeß beide Bücher sind durchaus interessant und bilden, ohne daß wohl die Verfasser von ihren gegenseitigen Arbeiten gewußt haben, Vitae parallelae, in denen wir mit dem größten Interesse die Gegensätze der romanischen und germanischen Natur verfolgen. Daß die erstere sich ungleich brillanter entwickelte, wie die letztere, lag eben an den Verhältnissen: daß auch wohl einmal ein umgekehrtes Verhältniß eintreten kann, würde man sehen, wenn man heutigen Tags etwa einen deutschen Dichter wie Göthe einem italienischen wie Alfieri entgegensetzte. Kunst- und Literaturfreunde werden gewiß beide Werke mit Freude ihren Bibliotheken einverleiben.

Literarisches.

Der Tannhäuser und der ewige Jude. Zwei deutsche Sagen, verfolgt und erklärt von Dr. Gräße. Zweite Auflage. Dresden. Schönfeld's Buchhandlung.

Gräße's beiden Abhandlungen über den Tannhäuser und den ewigen Juden erschienen vor etwa drei Lustren. Gegenwärtig legt der Verfasser dem wissenschaftlichen Publicum einen erweiterten und vermehrten Wiederabdruck jener Aufsätze vor, ein ganz anerkennungswerthes Beginnen, da der Gegenstand, den die Artikel behandeln, nicht veraltet, sondern immer interessant und unabgeschlossen bleiben wird. Gegen die erste hat diese zweite Auflage viel gewonnen, namentlich sind beim Tannhäuser das dänische Volkslied und die diesem Minnesänger in der Colmarer Liederhandschrift zugeschriebenen Lieder hinzugekommen, und auch das alte deutsche Volkslied aus Kornmann's Mons Veneris, das in der ersten Ausgabe fehlt, ist jetzt wörtlich abgedruckt worden.



Einige interessante Versuche

über das Sehen mit zwei Augen.

Von

G. Th. Fechner.

Der Mensch ist gewohnt, seine beiden Augen wie eines zu gebrauchen, und in der That wirken beide in vieler Beziehung zusammen, wie ein Paar gut mit einander eingefahrene Pferde, die denselben Wagen nach demselben Ziele unter der Leitung des Kutschers, den die Seele vertritt, führen. Sie gehen gemeinsam nach rechts, links, oben, unten, richten sich gemeinsam auf denselben Punkt, wie es die Seele gebietet, ohne daß sie jedem insbesondere zu gebieten nöthig hat; sie unterstützen einander, so lange sie beide da sind, vertreten einander, wenn eins wegfällt, und wird eins gestört, so findet sich das andere fast immer mit gestört; Alles wie bei zwei Pferden.

Auch spricht man allgemein von einer Sympathie, einer Synergie, einem Consensus beider Augen. Noch mehr, in jedes Auge fällt ein Bild der ganzen Gegend rings und jedes Gegenstandes in dieser Gegend; doch sehen wir die Gegend, die Gegenstände nicht doppelt, die zwei Bilder in den Augen fließen für die Seele in *ein* Bild zusammen; die Augen stellen so zu sagen hier zwei Eimer dar, die ihren Inhalt in den einen Eimer der Seele zusammenschütten. Sehen wir in den hellen Himmel oder auf eine weiße Fläche, so empfängt jedes Auge eine gleiche Helligkeit. Schließen wir ein Auge, so sollte man meinen, es müßte nur noch die halbe Helligkeit übrig bleiben; aber sie scheint uns kaum vermindert. Die beiden Augen zusammen thun also merklich nur dasselbe als ein Auge für sich.

Fragt man nach dem Grunde eines so einträchtigen Zusammenwirkens, so kann das obige Bild uns zur kurzen Erläuterung zu Statten kommen. Die beiden Pferde würden nicht so einträchtig zusammen gehen, wenn nicht die Zügel in einer Hand, der Hand des Kutschers, zusammenliefen. So laufen die Nerven beider Augen im Gehirn oder selbst noch vor dem Gehirn (in der Kreuzungsstelle der Sehnerven) zusammen; das Gehirn aber kann in gewissem Sinne als Sitz der Seele gelten. Dies würde aber nicht hinreichen, wenn nicht noch eine gemeinsame Einübung durch die Erfahrungen des Lebens hinzuträte.

Inzwischen findet das einträchtige Zusammenwirken der Augen doch nur unter Verhältnissen Statt, die wir berechtigt sind, als die natürlichen, normalen zu bezeichnen, und oft genug auch gehen sie aus einander. So können wir die Augen zum Schielen zwingen oder es tritt von selbst krankhaftes Schielen ein. So kann unter Umständen, von denen wir gleich weiter sprechen werden, statt Einfachsehen auch Doppeltsehen der Gegenstände eintreten. So gibt es ungleich helle Augen, wo der Schluß des einen, aber nicht des andern die Helligkeit merklich mindert.

Es ist nicht die Absicht, diese den Sachkundigen und selbst den Laien wohlbekannten Verhältnisse hier nochmals ausführlich vorzuführen, sondern es galt nur, kurz daran zu erinnern, um die Darstellung einiger neuen, das Sehen mit zwei Augen betreffenden Ver-

suche anzuknüpfen, welche den Ersten noch wenig, den Letzten noch gar nicht bekannt sein dürften, ein mehrseitiges und selbst populäres Interesse darbieten, und sich unter Anderm dadurch empfehlen, daß sie von Jedem mit den einfachsten Mitteln zu wiederholen sind. Ein wissenschaftliches Interesse knüpft sich insbesondere insofern an sie, als dadurch unter Anderm bewiesen wird, daß es außer dem sympathischen Verhältnisse nach gewisser Beziehung auch ein antagonistisches Verhältniß (Verhältniß des Entgegenwirkens) zwischen beiden Augen gibt.*)

Da zu mehren dieser Versuche die Erzeugung eines Doppelbildes in Anwendung kommt, so wird Einiges darüber vorauszuschicken sein. Wie oben erinnert, sehen wir unter normalen Verhältnissen die Gegenstände nur einfach, ungeachtet wir zwei Bilder, eins durch jedes Auge, davon empfangen. Es ist dies so lange der Fall, als wir, wie es bei der gewöhnlichen Betrachtung der Gegenstände immer von selbst geschieht, die Axen beider Augen**) grade in dem Gegenstande zusammentreffen lassen. Wir sind so gewohnt, dies zu thun, daß es zumeist schwer gelingt, die Gegenstände anders als einfach zu sehen. Doch braucht man bloß etwas seitlich mit dem Finger an einen Augapfel zu drücken, wodurch sich die Axe desselben gegen die des andern Augapfels verschiebt, so sieht man sogleich alle Gegenstände doppelt. Mittelst einiger Uebung bringt man es leicht dahin, daß man eine Kreuzung der Augenaxen, hinter oder vor dem betrachteten Gegenstande, wobei derselbe doppelt erscheint, ohne Zuhilfenahme eines äußern Druckes, durch das bloße Gebot des Willens erzeugen kann. Ich selbst lasse dazu, während ich den Gegenstand aus gewöhnlicher Sehweite betrachte, die Augen gleichsam wie in Zerstreuung aus einander gehen. Wem jedoch die Erzeugung des Doppelbildes auf diese Weise nicht gelingt, der kann sich zu den folgenden Versuchen immerhin des Fingerdrucks bedienen.

Verdeckt oder schließt man eines beider Augen, während das Doppelbild da ist, so verschwindet entweder das dem verdunkelten Auge gleichseitige oder ungleichseitige Bild, wodurch man sich überzeugen kann, ob das Doppeltsehen ein gleichseitiges oder ungleichseitiges ist.

Das Erste ist der Fall, wenn die Augenaxen vor dem betrachteten Gegenstande zusammentreffen, das Zweite, wenn sie hinter demselben zusammentreffen. Bei den folgenden Versuchen ist es gleichgiltig, welcher Art das Doppeltsehen ist.

Als Object zur Erzeugung eines Doppelbildes dient zu den folgenden Versuchen im Allgemeinen ein kleines weißes Feld auf schwarzem Grunde, wozu man ein kleines Scheibchen oder Streifchen weißes Papier auf einen Bogen schwarzes Rußpapier oder ein Stück schwarzes Zeug legen kann. Dies weiße Feld betrachtet man erst in gewöhnlicher Weise so, daß es einfach erscheint, und verschiebt dann mit oder ohne Hilfe des seitlichen Fingerdrucks die Augenaxen so, daß das einfache weiße Bild sich in zwei zerlegt, was ich kurz das Auseinanderschieben des Doppelbildes nenne.

Erster Versuch.

Im gewöhnlichen Leben hält man es für selbstverständlich, daß, wo überhaupt Empfindlichkeit für das Licht besteht, vermehrter Lichtzutritt vermehrte Helligkeit bewirkt. Indeß hat uns schon die Physik belehrt, daß dies nicht allgemein richtig ist. Die Helligkeit, die ein Lichtstrahl erzeugt, kann durch Zusammentreffen mit einem zweiten, der mit ihm von demselben Punkte ausgegangen und durch ein geeignetes Mittel demselben wieder zugelenkt worden ist, eben so gut zerstört als gesteigert werden, es kommt auf den Wegesunterschied der beiden Strahlen an. Zu diesem, durch die bekannten Interferenzerscheinungen bewiesenen Satze der Physik läßt sich nach dem hier zu beschreibenden Versuche folgender Satz der Physiologie fügen: Wenn zu Licht, was in ein Auge fällt, Licht im andern Auge hinzutritt, so kann die Helligkeit des Gesichtsfeldes eben sowohl abnehmen als wachsen, es kommt auf die Verhältnisse der Stärke des Lichts, was in beide Augen fällt, an.

Man findet jetzt überall bei Opticis rauchgraue Plangläser zum Gebrauch für reizbare Augen vorräthig. Ein solches von einer der dunklern Nummern, oder auch ein helleres

*) Wer sich ausführlicher über diese Versuche zu unterrichten wünscht, findet das dahin Gehörige in einer, in den Schriften der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften enthaltenen Abhandlung: „Ueber einige Verhältnisse des binocularen Sehens, von G. Th. Fechner. Leipzig. Hirzel 1860."

**) Unter Axe eines Auges ist die grade Linie zu verstehen, die durch den Mittelpunkt und vordersten Punkt des Auges (Mitte der Hornhaut) gezogen und verlängert gedacht wird.

doppelt gelegt, nimmt man vor ein Auge, während man mit beiden Augen in den Himmel sieht. Ein mit Rauch angelaufenes Stück Fenster- oder Spiegelglas, oder ein etwas dunkles, bläuliches oder grünliches planes Brillenglas wird dasselbe leisten. Durch Vornahme des dunkeln Glases vor ein Auge hält man einen Theil des hineinfallenden Lichtes ab, und wie zu erwarten, verdunkelt sich dadurch das beiden Augen gemeinsame Gesichtsfeld in gewissem Grade. Nun sollte man weiter erwarten, daß, wenn das halb verdunkelte Auge durch Verdeckung mit der Hand oder Schluß vollends verdunkelt wird, auch die Verdunklung des Gesichtsfeldes noch zunehmen müßte. Statt dessen erhellt es sich vielmehr wieder, und erscheint fast wieder eben so hell, als da beide Augen ganz offen und unverdunkelt waren, um sich abermals zu verdunkeln, wenn man die Hand vor dem dunkeln Glase wegzieht oder das Auge dahinter öffnet, so daß wieder etwas Licht hineinfallen kann.

Vermehrter Lichtzutritt in einem Auge, indeß der Lichtzutritt im andern constant bleibt, bewirkt also hier verminderte Helligkeit, verminderter Lichtzutritt vermehrte Helligkeit des Gesichtsfeldes. Dieses erscheint heller, wenn ein Auge ganz, als wenn es bloß theilweise verdunkelt wird, während das andere offen und frei bleibt.

Dieser Versuch, den ich wegen des Auffälligen, was er darbietet, den paradoxen genannt habe, gelingt allen Personen, denn so viele ich auch denselben habe anstellen lassen, er ist nie fehlgeschlagen; nur darf das verdunkelnde Glas nicht gar zu hell sein. Bei Gläsern, welche die Hälfte des auffallenden Lichtes oder noch mehr verschlucken, kann man des angegebenen Erfolges gewiß sein, und am auffälligsten ist er bei Gläsern, die nur etwa 2 bis 5 Hunderttheile des auffallenden Lichts hindurchlassen. Stellt man ihn mit Gläsern von verschiedener Helligkeit unter erforderlichen Abänderungen an, so findet man sich zu folgenden allgemeinen Resultaten geführt.

Wenn ein Auge ganz offen, das andere ganz geschlossen ist, so ist, wie schon früher bekannt und oben bemerkt, die Helligkeit des Gesichtsfeldes fast eben so groß, als wenn beide Augen ganz offen wären. Läßt man nun in das erst ganz verdunkelte Auge nach und nach immer mehr Licht zutreten, indeß das andere ganz offen bleibt, so nimmt die Helligkeit des Gesichtsfeldes immer mehr ab, bis die Stärke des Lichtes im dunkeln Auge etwa 2 bis 5 Hunderttheile von der Stärke des Lichtes im hellen Auge beträgt. Bei dieser Grenze findet die größtmögliche Dunkelheit des Gesichtsfeldes Statt. Ueberschreitet man diese Grenze mit dem Lichtzutritte im dunkeln Auge, so wächst die Helligkeit des Gesichtsfeldes wieder; wird aber erst bei dem Punkte, wo die Lichtstärke im dunkeln Auge etwa zwei Drittel von der im hellen beträgt, wieder eben so groß, als da das eine Auge ganz dunkel war, und wächst darüber hinaus noch weiter, aber nur unbedeutend. Die angegebenen Zahlenverhältnisse sind nur ungefähre und mittlere, um welche die Ergebnisse bei verschiedenen Individuen schwanken.

Zur Erklärung dieses eigenthümlichen Verhaltens bietet sich zunächst der Gesichtspunkt dar, daß, wenn Licht in beide Augen fällt, die Aufmerksamkeit sich zwischen beiden theilt, und vermöge dessen die Helligkeit in jedem Auge minder stark percipirt wird, als wenn sie sich auf ein Auge concentrirt. Bis zu gewissen Grenzen, so kann man sich vorstellen, überwiegt dieser Nachtheil der Theilung der Aufmerksamkeit den Vortheil der vermehrten Lichtmenge, wenn zum Licht im einen Auge Licht im andern hinzutritt; indeß über gewisse Grenzen hinaus das Gegentheil stattfindet. Von anderer Seite aber kann man sich auch ohne Bezugnahme auf die Aufmerksamkeit denken, daß das gleichzeitige Dasein des Lichtes auf beiden Netzhäuten eine beschränkende Wirkung auf die Empfindung desselben äußert, indem die Reizung einer Netzhaut (antagonistisch) die Reizbarkeit der andern in ähnlichem Sinne herabstimmt, als es die Reizung einer Hautstelle mittelst eines Blasenpflasters bezüglich anderer thut, welcher Nachtheil doch aber auch nur bis zu gewissen Grenzen die an sich erhellende Wirkung des vermehrten Lichtzutrittes überbieten kann.

Aus mehrern Gründen ist die letzte Erklärung vorzuziehen. Die Erfahrung lehrt, daß wir je nach Zuwendung oder Abwendung der Aufmerksamkeit zwar einen sinnlichen Eindruck in das Bewußtsein heben oder aus dem Bewußtsein verbannen, aber die sinnliche Stärke eines Eindruckes, auf den wir einmal aufmerksam sind, nicht durch verstärkte Aufmerksamkeit verstärken können. Ein Stück weißes Papier erscheint uns deshalb nicht heller, daß wir es mit stärkerer Aufmerksam-

keit betrachten, ein Schall deshalb nicht stärker, daß wir aufmerksamer auf ihn horchen. Auch erfolgt das angegebene Phänomen der Erhellung oder Verdunklung ganz unabhängig von willkürlicher Richtung der Aufmerksamkeit, und hängt zu sehr mit andern Phänomenen zusammen, die nur im Sinne der letztern Ansicht zu deuten sind, um nicht dieser auch hier Platz zu geben.

Beiläufig will ich zum vorigen noch einiger anderer Versuche gedenken, wo die größere Helligkeit zu Gunsten des geringeren Lichtzutrittes Statt hat, indem ich jedoch die detaillirte Erklärung der Kürze halber übergehe, welche der Sachverständige leicht, theils auf Wirkungen des Contrastes, theils auf die Weise, wie beide Augen zur Bildung eines gemeinsamen Gesichtsfeldes zusammenwirken, zurückzuführen wissen wird.

1) Bei recht hellem Sonnenschein stelle man sich auf die Straße, so daß man seinen eigenen Schatten vor sich hat; nehme die eine Hand zu einer Art Röhre zusammen und blicke mit dem einen Auge durch diese Röhre, mit dem andern frei daneben hin auf den Schatten. Durch die Röhre wird man eine Art helles Loch im Schatten erblicken.

2) Man nehme vor ein Auge eine inwendig schwarze, vor das andere eine inwendig weiße Röhre (wozu ein schwarzer und weißer zusammengerollter Papierbogen dienen kann), und richte dieselben auf einen schwarzen Grund, so daß zwei getrennte kreisförmige Flecke darauf erscheinen. Der durch die schwarze Röhre gesehene Fleck erscheint viel heller als der durch die weiße gesehene.

3) Man lege auf einen am Fenster stehenden Tisch ein kleines weißes Feld auf schwarzem Grund, stelle sich selbst seitlich an den Tisch, so daß die eine Seite dem Fenster zugewandt, die andere davon abgewandt ist, schiebe in der oben angegebenen Weise ein Doppelbild des kleinen weißen Feldes aus einander und achte auf die Helligkeit der beiden Bilder. Man wird finden, daß das eine entschieden heller als das andere ist, und prüft man auf die oben angegebene Weise, durch Schluß eines Auges, welchem beider Augen das hellere Bild angehört, so findet man: demjenigen Auge, welches entfernter vom Fenster, also einer schwächern Beleuchtung theilhaftig ist. Nach einer photometrischen Bestimmung, deren Methode ich hier nicht angeben kann, verhalten sich für mein Auge bei hellem Himmel die Helligkeiten, in welchen beide Bilder erscheinen, ungefähr wie 3:4, was ein sehr beträchtlicher Unterschied ist, der in keiner Weise verkannt werden kann. Auch ist der Versuch allen Personen gelungen, welche ich denselben anstellen ließ; gleichviel ob sie gleichseitiges oder ungleichseitiges Doppeltsehen anwandten; bei gleichseitigem aber ist es stets das vom Fenster entferntere, bei ungleichseitigem das dem Fenster nähere Bild, welches als das hellere erscheint, und wechselt man gleichseitiges und ungleichseitiges Doppeltsehen, was der Geübte wohl im Stande ist, so sieht man auch sogleich die relative Lage des hellen und dunkeln Bildes sich umkehren.

Nimmt man den Versuch bei blauem Himmel vor, so hat in der Regel das dunklere beider Bilder eine mehr oder weniger entschiedene, manchmal sehr schöne, blaue Färbung.

4) Man stelle sich vor, wie bei dem vorigen Versuche, seitlich an den am Fenster stehenden Tisch, und betrachte, sei es die Tischfläche selbst oder einen darauf liegenden schwarzen oder grauen Papierbogen mit beiden offenen Augen, während man zwischen beide Augen eine, auf einer Seite weiße, auf der andern schwarze Tafel so als Scheidewand an Stirn und Nase setzt, daß das eine Auge bloß die eine, das andere bloß die andere Seite der betrachteten Fläche erblicken kann, und daß die weiße Seite der Tafel nach dem Fenster gekehrt ist.

Man wird nun zwischen beiden Theilen des Gesichtsfeldes, welche durch die Scheidewand geschieden sind, einen sehr auffälligen Helligkeitsunterschied finden, und sollte natürlicherweise erwarten, daß der nach dem Fenster gelegene Theil der Tischfläche oder des darauf liegenden Grundes als der hellere erscheint. Denn er liegt günstiger für die directe Beleuchtung, außerdem wird noch etwas Licht von der weißen Fläche der Scheidewand dahin zurückgeworfen, hingegen von dem andern Theil etwas Licht durch die Scheidewand abgehalten. Aber grade umgekehrt ist der vom Fenster entferntere Theil der Fläche der bei Weitem hellere.

5) Principiell schließt sich auch der folgende, jedoch vielmehr Farben als Helligkeitsabänderungen betreffende Versuch den vorigen an:

Man lege einen Viertelbogen grünes und einen Viertelbogen rothes Papier neben einander, und auf jeden derselben ein kleines weißes Papierfeld. Man rolle ferner einen

Viertelbogen grünes und einen Viertelbogen rothes Papier, jeden mit der Farbenseite nach Innen, zu einer Röhre zusammen, und betrachte das weiße Feld auf dem grünen Grunde durch die grüne Röhre, das weiße Feld auf dem rothen Grunde zugleich durch die rothe Röhre, so wird das weiße Feld auf dem grünen Grunde roth, das auf dem rothen Grunde grün erscheinen; diese Färbungen aber sofort verschwinden oder ganz unscheinbar werden, so wie man die Röhren von den Augen entfernt.

Zweiter Versuch.

Der Versuch, von dem wir im Vorigen ausgegangen, hatte uns gelehrt, daß durch Verdeckung oder völligen Schluß eines zuvor halbverdunkelten Auges vermehrte Helligkeit entsteht; der folgende Versuch wird uns lehren, daß durch Verdeckung oder Schluß eines Auges Farbe entstehen kann, wo mit beiden Augen Weiß gesehen wurde; nur müssen die Augen dazu gehörig vorbereitet sein.

Die wirksamste Vorbereitungsweise ist folgende: Man nimmt vor ein Auge ein rothes, vor das andere ein grünes, oder vor ein Auge ein rothgelbes, vor das andere ein blaues Glas, kurz zwei Gläser, deren Farben sich nach der Newton'schen Farbenlehre zu Weiß ergänzen, und die man hiernach als complementäre zu einander bezeichnet. Bleiben wir als Beispiel bei dem rothen und dem grünen Glase stehen. Jede Glashandlung vermag solche Gläser zu liefern, da sie häufig zu bunten Fensterscheiben verwandt werden. Das Auge, vor welchem sich das rothe Glas befindet, wollen wir kurz mit R, das, vor welchem sich das grüne befindet, mit G bezeichnen.

Mit den Gläsern vor den Augen blickt man nun eine Zeit lang in den hellen Himmel. Bei hinreichend reizbaren Augen reichen 15 Secunden oder noch weniger vollkommen hin, den nachher anzugebenden Erfolg zu erzielen. Bei minder reizbaren Augen bedarf es eines längern Blicks. Bei sehr wenig reizbaren Augen, was in der Regel die gesündesten sind, kann der Versuch den Erfolg ganz versagen. Während des Blicks durch die Gläser in den Himmel zeigen sich im Allgemeinen die Erscheinungen des sogenannten Wettstreits der Sehfelder, d. h. es überwiegt bald das Roth, bald das Grün oder auch fleckweise die eine und andere Farbe, was uns jedoch hier nicht weiter zu beschäftigen hat. Nachdem die Augen solchergestalt lange genug durch beide complementäre Gläser geblickt haben, nimmt man die Gläser von den Augen weg und sieht mit denselben ein kleines weißes Feld auf schwarzem Grunde an. Es wird weiß wie gewöhnlich erscheinen. Jetzt verdeckt oder schließt man abwechselnd das Auge R und G. So wie man das Auge R verdeckt, wird das, jetzt bloß noch mit dem Auge G gesehene, weiße Feld roth; so wie man umgekehrt das Auge G verdeckt, wird das jetzt bloß noch mit R gesehene Feld grün; so wie man das Feld wieder mit beiden offenen Augen fixirt, erscheint es wieder weiß, ein Wechsel, den man beliebig oft wiederholen kann, bis sich die von der vorherigen Farbenreizung im Auge zuückgebliebenen subjectiven Farbenstimmungen (um diesen Ausdruck der Kürze halber zu gebrauchen) allmälig verloren haben.

Anstatt das Grün und Roth abwechselnd an dem weißen Felde zum Vorschein zu bringen, kann man auch beide Farben gleichzeitig erhalten, indem man, statt abwechselnd ein und das andere Auge zu schließen, beide Augen offen behält, und durch angemessene Kreuzung der Sehaxen oder seitlichen Druck auf ein Auge in der früher angegebenen Weise ein Doppelbild des weißen Feldes erzeugt. Das Bild im Auge R erscheint grün, das Bild im Auge G erscheint roth, beide farbige Bilder aber vereinigen sich wieder in ein einfaches weißes Bild, so wie man das Feld wieder nach der Weise des gewöhnlichen Sehens fixirt. So kann man das weiße Bild abwechselnd in zwei farbige aus einander schieben, und die farbigen wieder zum einfach weißen Bilde zusammenschieben; und auch dieser Wechsel läßt sich beliebig oft wiederholen, bis die subjective Farbenstimmung der Augen allmälig erloschen ist.

Endlich kann man auch so verfahren, daß man nach Entfernung der Gläser von den Augen den Blick in den Himmel gerichtet behält, und nun abwechselnd ein und das andere Auge verdeckt oder schließt. Dann füllt sich das ganze Gesichtsfeld abwechselnd mit Grün und mit Roth.

Die Erklärung dieses Versuches stützt sich auf folgende Punkte:

1) Grün und Roth geben, als Malerfarben mit einander vermischt, Grau, als reine Farben, wie man sie mittelst des Prisma erhalten kann, mit einander vermischt, Weiß; und da auch das Grau nur als ein verdun-

keltes Weiß zu betrachten ist, so kann man allgemein sagen, daß Roth und Grün beim Zusammentreffen sich zu Weiß zusammensetzen. Entsprechendes gilt vom Blau und Orange, Gelb und Violett, überhaupt den sogenannten Complementärfarben bezüglich zu einander. Doch bleiben wir wieder bei Roth und Grün stehen.

2) Wenn man eine Zeit lang einen rothen Fleck auf irgend welchem Grunde starr angesehen hat, alsdann die Augen von da auf einen weißen Grund wendet, so wird man bei hinreichender Reizbarkeit der Augen einen grünen Fleck von der Gestalt des früher gesehenen rothen erblicken, umgekehrt einen rothen, wenn man vorher einen grünen Fleck angesehen hatte; welches beweist, daß durch anhaltende Betrachtung einer Farbe die Reizbarkeit des Auges so umgestimmt wird, daß ihm nachher Weiß mit der dazu complementären Farbe erscheint. Die so entstandene Farbe nennt man eine subjective.

Gesetzt nun, man bietet nicht beiden Augen dieselbe Farbe, sondern dem einen Auge die eine, dem andern die andere der zu einander complementären Farben eine Zeit lang dar, wie durch Vorhaltung der beiden Farbegläser geschieht, also unserm Beispiele zufolge dem Auge R roth, dem Auge G grün; so geräth jenes in eine grüne, dieses in eine rothe subjective Farbenstimmung, d. h. es sieht nachher, wenn ihm für sich Weiß dargeboten wird, beziehentlich Grün oder Roth. Wenn aber beide Augen zusammen das Weiß in der Weise betrachten, daß die Bilder desselben im Gesichtsfelde sich decken, so setzen sich die subjectiven Farben, die jedes für sich sehen würde, eben so wieder zu Weiß zusammen, als wenn man es mit gewöhnlichen (objectiven) Farben zu thun hätte.

Zum Voraus hätte man nicht versichern können, daß dies bei subjectiven Farben, zumal wenn sie in zwei verschiedene Augen fallen, eben so möglich sei, als bei objectiven Farben, und der Versuch bietet daher das besondere Interesse dar, es zu beweisen.

Wenn man, anstatt zwei verschiedene Gläser, ein und dasselbe Glas, z. B. ein grünes, vor beide Augen nimmt und eine Zeit lang durch dasselbe in den Himmel sieht, so wird dadurch in beiden Augen dieselbe, zur Farbe des Glases complementäre, in unserm Falle also rothe Farbenstimmung erzeugt, und wenn man nach Weglegen des Glases ein weißes Feld auf schwarzem Grunde als Doppelbild betrachtet, erscheinen beide Bilder roth. Aber selbst bei sehr reizbaren Augen ist dieser Schein nur schwach und flüchtig, während bei der vorigen Versuchsweise, wenn die Augen auch nur mäßig reizbar sind, die subjectiven Farben sehr deutlich und nachhaltig sind. In meiner Abhandlung über diese Verhältnisse habe ich vergleichende Versuche mit Zeitmessung darüber mitgetheilt. Hieraus läßt sich folgern, daß die Entstehung einer subjectiven Farbenstimmung in einem Auge durch die gleichzeitige Entstehung derselben Farbenstimmung im andern Auge verhältnißmäßig beschränkt, durch die der complementären dagegen befördert wird, wodurch dieser Versuch mit dem oben mitgetheilten paradoxen in Beziehung tritt.

Noch mehr, es reicht hin, eine subjective Farbenstimmung kräftig im einen Auge zu erzeugen, so entsteht bei hinreichender Reizbarkeit der Augen von selbst, wenn schon in schwächerm Grade, die dazu complementäre im andern Auge mit. Zum Beweise dient folgender Versuch:

Man sieht mit beiden Augen eine Zeit lang in den Himmel, indeß man nur vor einem beider Augen ein Farbeglas, z. B. ein grünes, hat, während das andere frei bleibt. Dann, nach Weglegung des Glases, stellt man den Versuch wie oben mit abwechselnder Verdeckung eines Auges oder Auseinanderschieben eines Doppelbildes an. Obschon hier bloß eines beider Augen mit farbigem Lichte gereizt worden ist, erhält man doch auch diesfalls beide zu einander complementäre subjectiven Farben, nur ist die in dem gereizt gewesenen Auge in der Regel stärker und nachhaltiger als in dem andern.

Ich übergehe manche weitere Abänderungen, deren die vorigen Versuche noch fähig sind, so wie viele Specialitäten, die dabei in Betracht genommen werden können, als bloß für den Physiologen von Fach von Interesse. Nur zweier Abänderungen will ich noch in Kürze gedenken.

1) Man schiebt das Doppelbild eines kleinen weißen Feldes auf schwarzem Grunde aus einander, während man nur vor einem Auge ein Farbeglas, z. B. ein grünes, hat. Das Bild in diesem Auge wird grün, das im andern weiß erscheinen. Jetzt nimmt man vor das Auge, in welchem das Bild weiß erscheint, ein recht dunkles, graues oder mit Ruß angelaufenes Glas, welches nur sehr wenig Licht durchläßt. Natürlich ver-

dunkelt sich hiermit das weiße Bild ausnehmend, aber es verdunkelt sich nicht bloß, sondern es färbt sich zugleich, ungeachtet das dunkle Glas vor diesem Auge farblos ist, und zwar färbt es sich in unserm Falle roth, überhaupt complementär zu der Farbe des Glases vor dem andern Auge. Wenn das dunkle Glas noch zu viel Licht durchläßt, gelingt der Versuch nicht.

2) Man blickt, ohne Zuziehung eines Farbeglases, mit einem Auge eine halbe bis ganze Minute lang in den hellen Himmel, indeß man das andere Auge schließt oder mit der Hand verdeckt. Hierdurch wird jenes Auge stark ermüdet, indeß dieses ausruht. Darauf öffnet man das geschlossene Auge und schiebt bei Vorderstellung gegen das Fenster, so daß keine ungleiche Beleuchtung beider Augen stattfindet, das Doppelbild eines kleinen weißen Feldes auf schwarzem Grunde aus einander. Das Bild, welches dem ermüdeten Auge angehört, wird, falls die Augen nicht sehr kräftig sind, ganz grau, das andere ganz licht dagegen erscheinen. War der Himmel, in den man sah, blau, so können die Bilder auch farbig erscheinen.

Ich habe gezeigt, wie sich dieser Versuch benutzen läßt, die verschiedene Ermüdungsfähigkeit der Augen bei verschiedenen Personen zu vergleichen, nämlich so: man gleicht die ungleiche Dunkelheit beider Bilder dadurch aus, daß man vor das nicht ermüdete Auge, in welchem das hellere Bild erscheint, ein dunkles Glas nimmt. Je stärker nun das andere Auge durch den Blick in den Himmel während einer gemessenen Zeit ermüdet war, eines desto dunklern Glases bedarf es zu dieser Ausgleichung und wenn man im Besitz eines abgestuften Sortiments dunkler Gläser von photometrisch bestimmtem Werthe ist, so hat man in dem Dunkelheitsgrade des zur Ausgleichung nöthigen Glases ein Maß der Ermüdungsfähigkeit des Auges. Auch läßt sich selbst mittelst eines einzigen Glases bei geeigneter Verwendung ein Vergleich anstellen.

Manche Menschen haben von Natur oder in Folge von Krankheit ungleich hellsehende Augen, und man kann sich dann eines ähnlichen Verfahrens bedienen, den Grad der Ungleichheit zu bestimmen, wie dies von mir an mehreren Individuen geschehen ist.

John Bull in Japan.*)

Lord Elgin war bei seiner Mission nach dem Osten recht glücklich in der Wahl eines Historiographen. Mr. Oliphant, welcher die Mission als Privatsecretär des Gesandten begleitete, ist ein aufmerksamer Beobachter und ein vortrefflicher Darsteller. Er weiß, was man sehen und wie man die Resultate seiner Beobachtungen wiedergeben muß. Lassen wir jetzt die Ergebnisse seiner Studien in China, welche den Streit mit Yeh, die Einnahme von Canton, die Zerstörung der Forts am Peiho, den Zwangsvertrag von Tientsin und verschiedene Expeditionen in das Innere des himmlischen Reiches umfassen, bei Seite und beschränken wir uns auf einen Auszug aus seinen Beobachtungen über Japan.

Die Japanesen scheinen unter allen nichtcivilisirten Völkern das einzige zu sein, welches pittoreske Naturscenerien zu würdigen versteht und einige Fähigkeit besitzt, dieselben in Bildern darzustellen. Capitän Yule be-



Japanesischer Künstler.

merkt in seinem Werke über Birmo, daß die Birmanen keinen Begriff von dem Verständniß eines Gemäldes zu haben scheinen; sie sind im Stande, die Darstellung eines Schiffes für die Abbildung eines Elephanten oder irgend eines andern Gegenstandes zu halten. Es gibt auch keine chinesischen Gemälde, welche Gegenstände der Natur mit vollkommener Treue darstellen. Die japanesischen Bücher hingegen sind reich an Abbildungen von Naturschönheiten. Wasserfälle und Abgründe, pittoreske Dörfer und Berggipfel sind

*) Die sämmtlichen Abbildungen in diesem Artikel sind nach Originalen japanesischer Künstler gezeichnet.

besonders beliebte Stoffe; und die Copien von Charaktergemälden, welche Oliphant aus japanesischen Volksbüchern mittheilt und von denen wir einige diesen Spalten beigefügt haben, bekunden eine nicht unbedeutende künstlerische Geschicklichkeit und ermangeln zum Theil keineswegs des Humors.

Als der Vertrag von Tientsin entworfen war, schiffte sich der Gesandte mit seinem Gefolge an Bord eines Dampfers ein, welcher die Yacht „Emperor,“ ein Geschenk der Königin von England für den Kaiser von Japan, im Schlepptau hatte. Diese Yacht war ein sehr wichtiger Gegenstand; denn da man es für nöthig erachtete, das Geschenk in Person zu übergeben, so gründete man darauf die Hoffnung, direct nach der Hauptstadt steuern zu dürfen. Die Entfernung zwischen Shangai und Nagasaki beträgt nur 450 englische Meilen, wenn man aber den Verkehr zwischen beiden Ländern als Maßstab der Entfernung annehmen wollte, so hätte es den Anschein, als wenn sowohl der Atlantische wie der Stille Ocean seine Fluthen zwischen beiden dahinrollte. Niemals hatte sich ein japanesisches Schiff, es sei denn, daß ein Sturm es verschlagen, in den chinesischen Meeren blicken lassen. Nicht mehr als zehn chinesischen Dschunken war es gestattet, in Japan zu landen. Sobald ein chinesisches Schiff an der japanesischen Küste ankam, wurde es von den Landesbehörden in Beschlag genommen, hoch auf den trockenen Strand hinaufgeschafft, ausgeladen und dann mit der Rückfracht versorgt, während die Schiffsmannschaft an der Küste in engem Gewahrsam gehalten wurde.

Die Expedition steuerte friedlich über das enge, so selten von einem Kiel durchfurchte Meer und kam am Morgen des fünften Tages in Sicht der vulcanischen Berge von Japan. Der erste Gegenstand, welcher mit Gewißheit zu erkennen war, bestand in einem Zeichen von Civilisation, welches im himmlischen Reiche unbekannt ist; ein hoher Flaggenstock auf dem erhabensten Punkte einer kleinen Insel telegraphirte ihre Ankunft dem Festlande; und, wenn man es damals auch noch nicht wußte, der Schall einer Reihe von Kanonen, welche in Hörweite von einander auf dem ganzen Wege bis nach Jeddo, siebenhundert Meilen weit, aufgestellt waren, meldete die Neuigkeit, daß die Fremden um diese Zeit den Hafen von Nagasaki heraufkämen. Sie segelten nun in der Bucht aufwärts, an Hügeln vorüber, welche mit Batterien gekrönt waren und an deren Seiten Lagunen in das Land einschnitten, von denen aus sich dichtbewaldete Thäler in das Innere verbreiteten; an den Rändern der letztern boten sich grüne Abhänge und Reisfelder, in Terrassen über einander emporsteigend, den Blicken dar, während aus den Hainen aufsteigende Wirbel blauen Rauches die Gegenwart eines friedlichen Meilers andeuteten. Zierliche einheimische Barken mit hochgespitztem Bug und schwarz und weiß gestreiften Segeln waren in versteckten Buchten vor Anker gegangen oder lagen mit gerefften Segeln da, während ihre Mannschaft sich mit Fischen oder der Jagd auf Seevögel beschäftigte. Dann kam man an der Felseninsel Pappenberg vorüber, von deren hohen Klippen in den alten Zeiten der Christenverfolgung Hunderte von Christen hinabgestürzt wurden. Ueber diese Inseln hinauszusegeln, war früher keinem ausländischen Fahrzeuge gestattet. Das Eiland starrte von Batterien, von welchen einige wirklich mit Kanonen von ungeheuerer Größe ausgerüstet waren, während andere nur scheinbare, den Seefahrern unter dem Namen von „Dungaree-Forts“ bekannt, aus Leinwandwällen bestanden, welche wie Batterien angemalt waren.

Die furchtbare Linie von Schiffen, welche einstmals den Hafen sperrte, war jetzt durch ein einziges Bot vertreten, auf dessen Deck ein Beamter, ruhig lesend und sich Luft zufächelnd, dasaß. Als der Dampfer sich näherte, blickte er von seinem Buche auf und schwang herablassend seinen Fächer, zum Zeichen, daß die Fremden nicht weiterfahren dürften, und setzte sich dann wieder hin mit der Miene eines Staatsdieners, welcher seine Pflicht gethan, ohne sich um die daraus entstehenden Folgen zu kümmern.

Der Dampfer plätscherte ruhig heran, und sobald er vor Anker gegangen, kamen einige Beamte an Bord in gazenen Obergewändern und weiten Calicobeinkleidern, während ihre Füße in Pantoffeln oder richtiger „Fuß-Fausthandschuhen“ steckten, denn die große Zehe war mit einem besondern Behälter beehrt. Sie drängten sich auf das Verdeck unter Lächeln und Verbeugungen, wobei die beiden Schwerter, welche sie zum Zeichen ihres Ranges nach hinten geschoben trugen, ihnen das Aussehen einer Art unbekannter Vögel mit zwei Schwänzen gaben. Sie schwatzten sehr eifrig ein gewisses Kauderwälsch, welches gu-

tes plattes Holländisch zu sein schien, das aber kein Mensch an Bord verstand, so daß der Inhalt ihrer Mittheilungen ein unenthülltes Geheimniß blieb.

Es traf sich, daß der holländische Oberaufseher Donker Curtius grade abwesend war; er befand sich noch auf dem Rückwege von der Hauptstadt, wo er in Gemeinschaft mit dem amerikanischen Minister Townsend Harris vergeblich einen Vertrag zu Stande zu bringen versucht hatte. Harris war nach Simoda zurückgekehrt, während Curtius sich nach Nagasaki begab. Schwerlich ließ sich der ehrliche Holländer träumen, daß, während er den langen Landweg verfolgte, sein schlauer Erinnerung an dies herrliche Land zu trüben vermöchte. Jeder Tag gab uns neue Proben von dem liebenswürdigen und edeln Charakter des Volkes, unter welchem wir verweilten. Jeder Augenblick des Tages lieferte uns irgend eine neue Thatsache, welche unsere Aufmerksamkeit verdiente. . . . Der unmittelbare Genuß war köstlich; nur schade, daß sich später, wenn man versucht, die Thatsachen zu ordnen und die Erscheinungen zu beschreiben, der Uebelstand einer Ueberladung von Eindrücken fühlbar macht." Diese Worte schrieb Oliphant, nachdem er sich in Nagasaki, Simoda und Jeddo „der gastlichsten Aufnahme erfreut" hatte.



Gruppe von Pferden.

Freund Yankee von der Unterzeichnung des chinesischen Vertrages von Tientsin Kunde erhalten, sogleich nach Jeddo zurückgekehrt war und wirklich den Vertrag durchgesetzt hatte, der jetzt bereits durch die erste japanesische Gesandtschaft, welche die civilisirte Welt jemals gesehen hat, aus seinem scharlachenen Behälter genommen und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten in Washington überreicht worden ist.

Die alten Beschränkungen waren jetzt beseitigt und die Fremden konnten in voller Freiheit Nagasaki und seine Umgebung durchstreifen. Oliphant malt seine japanesischen Bilder äußerst rosenfarben, und wenn wir dieselben als eine wahrheitsgetreue Darstellung aufnehmen dürfen, so müßten wir Japan als ein wahres irdisches Paradies ansehen. „Es existirt nicht ein einziger unangenehmer Umstand," sagt er, „welcher unsere

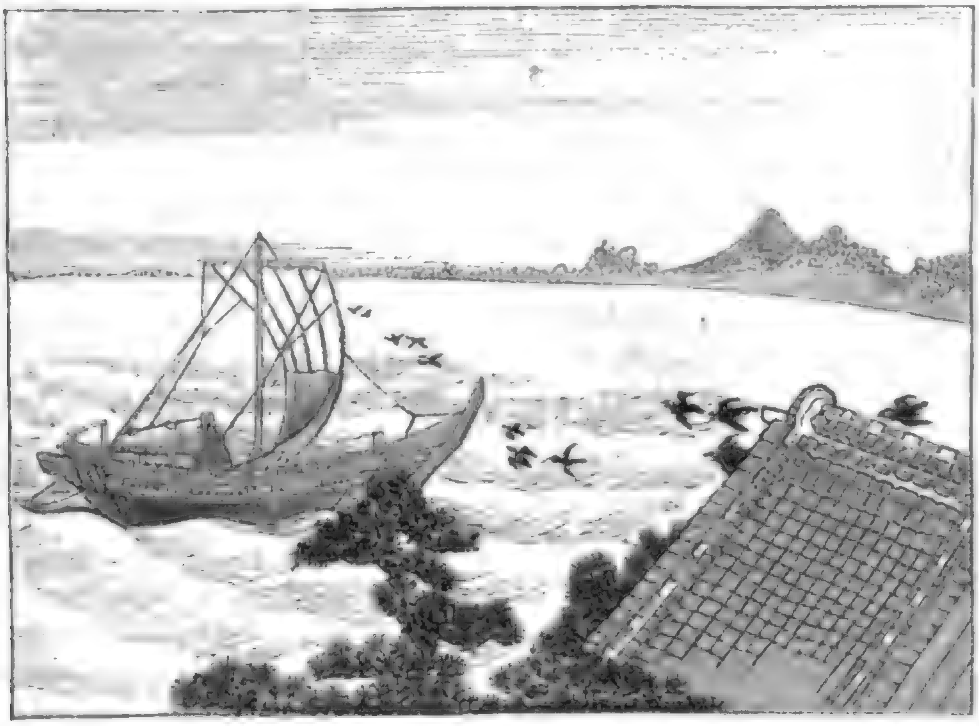
Anstatt eines endlosen Gewirres von Häusern, die ohne bestimmten Plan gebaut sind, wie in einer chinesischen Stadt, bietet der erste Anblick von Nagasaki eine breite Straße dar, welche von netten zweistöckigen Häusern, mit Ziegel- oder Schindeldächern und breiten Regentraufen an dem untern Stockwerk, flankirt wird. In der Mitte derselben läuft ein Pflaster dahin, welches an den Seiten nach den Gossen zu sorgfältig mit Kies bestreut ist. Die Häuser waren offen; die leichten, verschiebbaren Papierschirme, welche des Nachts die Häuser in verschiedene Gemächer eintheilen, waren zurückgeschoben, und so bot das Innere einen einzigen weiten Raum. Keine übeln Gerüche belästigten die Nase, keine Bettlergestalten von widerlichem Aeußern beleidigten das Auge; bagegen waren die breiten Straßen, welche von Fuhrwerken und Lastthieren nicht verstopft wurden, von zahl-

reichen Fußgängern belebt, und die offenen Thüren gestatteten Blicke auf Männer, Frauen und Kinder, welche im Innern der Häuser auf reinlichen weichen Matten ruhten. Als die Fremden durch die Straßen schritten, folgten ihnen nicht lärmende Haufen, wie in einer chinesischen Stadt, sondern überall wurden sie mit ruhiger, alles Aufsehen vermeidender Höflichkeit behandelt.

Am zweiten Tage kam Lord Elgin mit seinem Secretär nach einer Art Reitschule, wo das junge Blut von Nagasaki sich mit dem Reiten von feurigen jungen Hengsten vergnügte. Das Auffallendste in der Kleidung des jungen Nagasaki waren ihre goldlackirten Hüte, die so flach wie ein Schild und durch ein complicirtes System von Bindebändern auf dem Kopfe befestigt waren. Zwei Schnüre kreuzten sich auf dem Hinterkopf, zwei gingen unter das Kinn, während ein anderes Paar sich unter der Nase kreuzte. Einen japanesischen Hut auf dem Kopfe zu befestigen, macht eben so viel Arbeit, als ein Paar Schlittschuhe anzuschnallen, und wenn das Werk endlich gethan ist, so sieht der Träger des Hutes aus, als ob seinem Kopfe ein bedenklicher Schaden zugestoßen sei, daß ein so großer Aufwand von Schnüren und Bandagen nothwendig wurde. Die jungen Leute waren äußerst artig gegen die Fremden und luden sie durch Pantomimen ein, an ihren Galoppaden Theil zu nehmen.

Nagasaki liegt am Fuße einer Hügelreihe, deren Gipfel und Abhänge mit Tempeln und Theegärten gekrönt sind. Zweiundsechzig der erstern und siebenhundert und fünfzig der letztern liefern gewiß eine überaus reichliche Anzahl Erholungsorte für eine Stadt mit 60,000 Einwohnern. Die Gewölbe enthalten eine Unmasse von Porcellan- und lackirten Waaren, durch welche Japan so berühmt ist; aber die Fremden konnten keine Einkäufe machen, denn es ist streng verboten, daß andere Geldsorten als japanesische Münze angenommen werden dürfen. Die Fremden sind daher genöthigt, ihr Geld zuvor in die Landesmünze umzuwechseln, und dies kann nur in dem Regierungsbureau geschehen, in welches die Engländer noch nicht eingeführt worden waren. Kein Ladenbesitzer, wie groß sein Verlangen danach auch sein mochte, wagte dies Gesetz zu verletzen, denn er hatte die moralische Ueberzeugung, daß das Auge irgend eines Spions ihn überwache und daß seine Uebertretung sicherlich würde angezeigt werden. Die allgemeine Verbreitung dieses Spionirsystems ist jedenfalls einer der Schatten, welche das rosenfarbene Gemälde trüben müssen, das Oliphant von dem Leben in Japan entwirft.

Es steht sicher zu erwarten, daß die blühende Industrie des Westens in Japan eine Heimath finden werde. So hat die Regierung in Nagasaki kürzlich eine Maschinenwerkstätte und eine Gießerei mit allem zur Ausbesserung von Dampfern erforderlichen Zubehör errichtet, und die Taucherglocke und Nasmyth's Dampfhammer sind täglich in



Die Bai von Jeddo.

Bewegung bei der Erbauung eines neuen Hafendammes. In diese Anstalten sind verschiedene japanesische Fürsten, wie einst Peter der Große in Saardam, als Arbeitsleute eingetreten und zeigen sich an der einen Dampfer von Hafen zu Hafen und selbst über den Ocean zu führen.

Nach einem Aufenthalte von zwei bis drei Tagen zu Nagasaki dampfte die Expedition weiter, Simoda und Jeddo entgegen. Nach-



Der Fusi-Yama.

Drechselbank, dem Schraubstock und in der Schmiede thätig. Der Erfolg, mit welchem sie ihre Studien betrieben haben, beweist sich durch die Thatsache, daß sie bereits Ingenieure unter sich besitzen, welche befähigt sind,



Besteigung des Fusi-Yama.

dem sie in einem plötzlich ausgebrochenen Sturme mit genauer Noth einem Schiffbruch entgangen war, berührte sie die hohen vulcanischen Küsten von Kiusu. Auf dieser Insel allein gibt es nicht weniger als fünf thätige Vulcane. Unter diesen ist Wurzen-take, „der hohe Berg der heißen Quellen," der vorzüglichste. Bei einem seiner Ausbrüche zerstörte er die Stadt Sima Barra, wobei 35,000 Menschen ihr Leben verloren. Später, im Jahre 1793, sank die Spitze desselben gänzlich ein, Ströme siedenden Wassers entstürzten der entstandenen Höhlung und der Dampf stieg wie ein dicker Nebel empor. Die vulcanische Natur des Landes hat die Veranlassung zu gewissen volksthümlichen Vorstellungen von der Unterwelt gegeben, in welcher manche Strafen einen Dante'schen Anstrich tragen. So werden Zucker- und Pastetenbäcker, welche sich während ihres Lebens Verfälschungen zu Schulden kommen ließen, in einen siedenden Pfuhl geworfen, dessen Oberfläche in einem sahneähnlichen Schaum aufkocht, während betrügerische Destillateure und Brauer in heißen Quellen gesotten werden, deren Wasser so dick und trübe sind wie die elenden Gebräue, mit denen sie die Gesundheit ihrer allzu vertrauensvollen Gäste untergruben — eine herrliche Aussicht für die Mit-

glieder dieser Gewerbe, wenn deren verbrecherische Verschmitztheit eben so groß ist wie die ihrer europäischen und amerikanischen Brüder.

Am fünften Tage bekamen die Reisenden den lustigen Gipfel des Fusi-Yama in Sicht, welcher auf japanesischen Bildern eine so hervorragende Rolle spielt, indem er seinen beschneiten Kegel 12,000 Fuß über den Seespiegel erhebt und eine Landmarke abgibt, würdig der großen Stadt Jeddo, welche nicht weit von seinem Fuße liegt. An kühnen Vorgebirgen und felsigen Inseln vorüber gelangten sie dann zu der ruhig daliegenden Bai von Simoda und durchschnitten ihre friedlichen Gewässer zwischen Ufern, die mit Laubwerk geschmückt waren, welches bis zum Wasserspiegel hinabreichte.

Ungefähr eine Meile von der Stadt konnten die Reisenden einen anmuthigen Hain wahrnehmen, zwischen dessen Stämmen die Mauern eines pittoresken alten Tempels hindurchschimmerten. Indem sie denselben durch ein Fernrohr betrachteten und sich zu entdecken bemühten, zu welchem geheimnißvollen Gebrauch derselbe bestimmt sein möge, bemerkten sie ein wohlbekanntes Stück Flaggentuch, welches zwischen den Zweigen des heiligen Bobaumes flatterte. Es war das blau-weiß-rothe, die Sterne und Streifen des Yankeelandes. Dieser sequestrirte Tempel war die Behausung des amerikanischen Consuls Harris, dessen Secretär Hewsken die neuen Ankömmlinge zu begrüßen kam, bevor sie noch Zeit zum Landen gehabt. Gewiß mochten die Amerikaner sie willkommen heißen, denn sie hatten hier bereits zwei Jahre in fast gänzlicher Abgeschlossenheit von der civilisirten Welt verbracht. Ausgenommen die seltenen Gelegenheiten, wo ein fremdes Schiff in Simoda anlegte, hatten sie kaum ein menschliches Wesen gesehen, mit welchem sie in gleichartigen Gedankenaustausch treten konnten. „Sie hatten," sagt Oliphant, indem er ihre Entbehrungen in einer drolligen Zusammenstellung summirt, „achtzehn Monate zugebracht, ohne einen Brief oder eine Zeitung zu empfangen, und zwei Jahre, ohne einen Bissen Hammelfleisch zu genießen." Der Mangel der Zeitungen hatte jedoch den amerikanischen Consul nicht gegen Japan eingenommen, vielmehr war er verschwenderisch in seinen Lobsprüchen über Land und Leute, und erzählte mancherlei Beispiele der Artigkeit und Aufmerksamkeit, mit welcher man ihm entgegengekommen war. Einmal, als er sich ernstlich krank fühlte, hatte der Kaiser darauf bestanden, ihm seinen eigenen Leibarzt zu senden, während dessen Gemahlin sich ein Vergnügen daraus machte, mit ihren eigenen kaiserlichen Händen für ihn gewisse Delicatessen zur Bekämpfung seines Appetitmangels zuzubereiten.

Am folgenden Tage wurden die Ankömmlinge von dem Gouverneur von Simoda besucht, einem muntern Individuum, welcher alle Vorfälle des Lebens als einen famosen Witz aufzufassen schien, selbst Lord Elgin's feste Weigerung nicht ausgenommen, die Yacht den Händen des Gouverneurs anzuvertrauen und den Vorsatz, mit seinem Geschwader bis Jeddo zu gehen, aufzugeben. Die Folgen eines so gewagten Schrittes, sagte der Gouverneur lachend, würden für ihn und mehr noch für Jene fürchterlich sein; er lachte, als seine Vorstellungen nicht beachtet wurden; er lachte, als er den angebotenen Champagner und Schinken annahm, diejenigen ausländischen Leckerbissen, welche in Japan am meisten in Gunst stehen; und er lachte noch viel herzlicher, als er seinen Wirthen die japanesische Artigkeit erwies, in seinen taschenähnlichen Aermeln die Reste der Mahlzeit mit sich zu nehmen.

Simoda scheint nur ein armseliger Platz zu sein und ist jetzt nicht mehr ein offener Hafen für ausländischen Handel, indem Kanagawa, einige Meilen weiter aufwärts in der Bai, in dem neuen Vertrage an dessen Stelle getreten ist. Indessen befand sich hier ein Bazar, in welchem Fremde einkaufen durften. Die Gesandtschaft verfehlte nicht, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen und kaufte allerlei Artikel der japanischen Manufactur ein, darunter eine Art Oberkleider aus Wachspapier und gänzlich wasserdicht. Natürlich sind sie nicht sehr dauerhaft, indeß hat dies wenig zu sagen, denn sie werden ungemein billig verkauft. Den hauptsächlichsten Theil ihrer Einkäufe versparten die Mitglieder der Gesandtschaft indessen für Jeddo.

Nach Verlauf einiger Tage verließ die Expedition Simoda und steuerte die Bai eifrig aufwärts auf Jeddo zu, durch Gewässer, welche ein fremdes Schiff zum ersten Male bei Gelegenheit der Expedition des Commodore Perry durchsegelt hatte. Bei Kanagawa, achtzehn Meilen von Jeddo, passirten sie die russische Flotte, welche dort seit vierzehn Tagen stationirte, während Graf Patiutin Versuche machte, seinen Empfang in der

Hauptstadt zu bewerkstelligen. Ohne sich nur aufzuhalten, dampfte Lord Elgin über die Linie der russischen Schiffe hinaus und passirte in vollem Lauf den Punkt, den noch kein europäisches Schiff überschritten hatte; ein paar Stunden später ging er der berühmten Hauptstadt von Japan gegenüber vor Anker.

Sogleich kamen die Beamten mit den zwei Schwertern an Bord der Schiffe. Sie waren verwundert, aber freundlich und höflich, und befragten die Fremden auf japanesisch und holländisch, worunter sie hin und wieder ein Wort Englisch mischten. Glücklicherweise hatte Harris ihnen seinen Secretär Hewsken „geliehen," durch dessen Dolmetscherdienste es den beiden Parteien möglich wurde, sich einander verständlich zu machen. „Wer seid Ihr?" frugen sie. „Wie viel Kanonen führt Ihr? wie viel Mannschaft? Aus welchem Grunde kommt Ihr?" Eine Sache war ausgemacht: die Fremden und ihre Absichten möchten sein, welche sie wollten, so sollten sie mit ihren Schiffen nach Kanagawa zurückkehren. Mit gleicher Artigkeit, aber mit aller Bestimmtheit wurde den Beamten erklärt, daß man nicht einen Augenblick auf dieses Verlangen eingehen könnte. Lord „Elgin und Kincardine" sei am Bord, sei aber jetzt nicht zu sprechen, und seine Untergebenen dürften nicht wagen, ihm die Zumuthung, zurückzukehren, mitzutheilen. Die herrliche Yacht, wegen deren Ueberbringung sie so weit hergekommen seien, müsse officiell überliefert werden, und der Gesandte wünsche daher, daß eine passende Behausung für ihn an der Küste in Bereitschaft gesetzt werde.

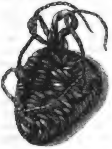
Am nächsten Tage kamen statt der dagewesenen Beamten andere von höherm Range. Ihre Absicht war die nämliche: sie wollten die Gesinnung und die Zwecke der Fremden erforschen und vor Allem sie bewegen, ihre Schiffe aus der Nähe der Hauptstadt hinwegzuführen. Wenn „Elgin und Kincardine," — welchen sie für zwei verschiedene Gesandte hielten, von denen der eine dem andern nach japanesischer Sitte als überwachender Spion beigegeben sei — nach Kanagawa zurückkehren wollten, so würden sich die Einrichtungen zu ihrem Empfang in Jeddo viel leichter machen lassen. Lord Elgin konnte nicht begreifen, wie es dazu beitragen könne, sein Betreten der Hauptstadt zu erleichtern, wenn er sich achtzehn Meilen weit davon entferne. Sie stellten ihm vor, daß der Ankerplatz von Jeddo gefahrvoll sei. Dann müßten sie, wandte der Gesandte ein, ihre eigene Flotte ja auch von dort entfernen. Es werde unmöglich sein, sagten die Japanesen, die fremden Schiffe mit Proviant zu versorgen. Das sei auch ganz unnöthig, entgegnete Elgin, denn sie seien reichlich damit versehen. Ein Beamter nach dem andern erschöpfte seine Beredtsamkeit, ohne zum Ziele zu kommen. Lord Elgin wollte sich nicht darauf einlassen abzusegeln, bevor er nicht die Yacht der kaiserlichen Regierung in Jeddo selbst übergeben habe. Als die Japanesen fanden, daß sie mit ihren Einwendungen nicht durchdrangen, versprachen sie lächelnd, ihren Vorgesetzten Meldung zu machen und widmeten sich unterdeß dem Luxus der Barbaren an Gänseleberpasteten und Champagner.

Unter Vorwänden aller Art wurde die Landung noch drei Tage lang verweigert, während welcher die fremden Schiffe der Gegenstand neugieriger Untersuchung für die Bevölkerung waren. Bote voll Damen mit gepuderten Wangen, geschwärzten Zähnen und Lippen so roth, wie Cochenillefarbe sie nur machen kann, drängten sich umher, und die Schönen guckten neugierig durch die Stückpforten. Ein Herr, welcher ein Möbel Lord Elgin's für einen Altar ansah, warf sich vor der unbekannten Gottheit mit löblichem Eifer zu Boden.

Endlich kamen fünf Commissäre an, welche die Einrichtungen zur Landung treffen sollten. In ihrer Begleitung befand sich ein Mann Namens Moriyama, welcher vollständig holländisch sprach. Er verdolmetschte das Japanesische auf holländisch, welches letztere Secretär Hewsken in's Englische übersetzte. Alle Mittheilungen zwischen Engländern und Japanesen gingen den Weg dieser doppelten Uebersetzung. Der Gesandte ward benachrichtigt, daß zwei Häuser zu seiner und seines Gefolges Verfügung gestellt seien, daß aber das Unwohlsein des Kaisers diesen verhindere, Lord Elgin einen persönlichen Empfang zu gewähren. Erst nach seiner Abreise von Japan merkte dieser, was es mit jenem Unwohlsein auf sich habe.

Der Landungsplatz von Jeddo liegt ungefähr in der Mitte der Stadt, welche hier durch lange grüne Batterien gedeckt ist, deren grasreiche Böschungen, mit hübschen Bäumen überstreut, eher die Nähe eines Parks als die einer volkreichen Stadt anzukündigen scheinen. Es zeigte sich kein Menschengewühl bei der Ausschiffung, da die Batterien dem

Publicum nicht zugänglich waren. Pferde und „Norimons," oder Palankins, waren in Bereitschaft, die Fremden aufzunehmen. Diese Palankins, unähnlich den indischen, sind nicht länglich, sondern viereckig, und so ist der sie Benutzende gezwungen, kerzengrade darin zu sitzen. Sie werden von vier Männern getragen und sind nichts weniger als ein comfortables Fortbewegungsmittel. Die Schwänze der Pferde sind sorgfältig in einen Beutel gebunden, der fast bis auf die Erde niederreicht. Statt eiserner Hufeisen tragen sie eine Art von Pantoffeln aus geflochtenem Stroh, von denen ein jedes eine reichliche Menge bei sich führt, denn sobald einer derselben



Pferdeschuh.

durchgetreten ist, wird er augenblicklich durch einen neuen ersetzt, und so entstand die Gewohnheit, die Entfernung von einem Orte zum andern nach den verbrauchten Pferdeschuhen zu berechnen, fast wie in Holland, wo man sie nach den unterwegs ausgerauchten Pfeifen bestimmt. Der Sattel ist



Japanischer Sattel.

ein hartes und fast mehr der Unbequemlichkeit als der Erleichterung dienendes Ding, mit pantoffelähnlichen Steigbügeln, in denen beinahe ein Bot Platz hätte. Jedes Pferd wurde von zwei Grooms geführt, denn wahrscheinlich lag ihnen viel daran, die Meinung zu erwecken, die Rosse seien so feuriger Natur, daß ein einzelner Mann am Zügel durchaus nicht im Stande sei, ihren Muth zu zähmen.



Japanischer Steigbügel.

Die Procession wurde von einem prächtig gekleideten Beamten geführt, der einen Spieß trug. Dann kam eine Menge von Dienern, von denen einige Regenschirme und andere lackirte Reisekoffer trugen, welche an Schlingen von Stäben herabhingen, die sie über der Schulter trugen; man that aus Artigkeit so, als ob diese das Gepäck der Fremden enthielten. Dann kamen die Mitglieder der Expedition, einige in Norimons, andere zu Pferde, gefolgt von noch andern Kofferträgern. Die Bevölkerung befand sich in der höchsten Aufregung und strömte auf allen Kreuzwegen und Plätzen zusammen. Hier sah man Mütter mit ihren Kleinsten auf den Schultern, dort Kinder, die zwischen den Beinen der Größern hindurchschlüpften, und dort alte Leute, welche hinter ihren Kindern hertrippelten. Die Hausthüren waren gedrängt voll Zuschauer, von denen einige in solcher Eile herbeigestürzt waren, daß ihr Anzug in tiefem Negligee bestand. Uebrigens fand nicht die geringste Unordnung Statt. Die Zuschauer liefen neben der Procession einher, bis sie durch eine Barriere aufgehalten wurden; alle zweihundert Ellen nämlich war ein hölzernes Gatter über die Straße gezogen, mit einem Wächter, der in einem kleinen Hause saß. Sobald die Procession eine dieser Barrieren passirte, wurde das Gatter gesperrt, und die so abgeschlossene Menschenmenge konnte ihr nur noch von fern nachschauen. So setzte die Procession zwischen zwei Menschenwällen, die immer breiter wurden, ihren Weg zwei englische Meilen weit fort, wandte sich dann durch eine enge Gasse, passirte noch zwei unförmliche hölzerne Gatter

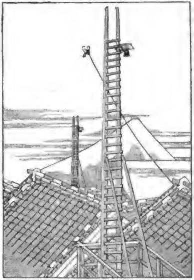
und gelangte dann in das Gebäude, welches für ihre Aufnahme hergerichtet war.

Dieses Gebäude stand mit einem Tempel in Verbindung, in welchem sogleich religiöse Ceremonien begonnen wurden. Die Gemächer gingen auf einen freundlichen Garten hinaus, in dessen Mitte sich ein Teich mit großen Goldfischen befand, welche lustig unter den breiten Lotusblättern umherschwammen. In der Mitte des Teiches lag eine kleine Insel, zu welcher eine ländliche Brücke hinüberführte. Das allerliebste Plätzchen war von einem hohen, mit Gesträuch und Fichten bewachsenen Ufer umgeben. Die innern Gemächer des Hauses waren durch papierne Schirme abgetheilt, welche sich ein- und ausschieben ließen, so daß man nach Belieben einen größern Raum oder kleinere Gelasse herstellen konnte. Der Fußboden war mit vier Zoll dicken, aus Stroh geflochtenen Matten belegt, die so weiß und reinlich waren, daß die Insassen, aus Furcht, sie zu beschmutzen, zu Anfang nur in den Strümpfen oder in japanesischen Sandalen darauf umherzugehen wagten. Das Meublement hatte ein ganz europäisches Aussehen. Bei dem frühern Besuche von Harrison in Jeddo hatte die Regierung im Stillen nach Simoda gesendet und eine Copie aller seiner Möbeln aufnehmen lassen, so daß er bei seiner Ankunft seine Zimmer mit Tischen, Stühlen und Betten versehen fand. Ebenso fanden nun auch die Engländer ihre Wohnung in europäischer Weise ausgestattet. Zahlreiche Diener erfüllten die Vorzimmer und waren auf eine oft unbequeme Weise geschäftig, um allen wirklichen oder eingebildeten Wünschen nachzukommen. Die Vorbereitungen, welche die Europäer trafen, als sie sich zu Bett legen wollten, waren für ihre japanesische Bedienung ein Gegenstand des neugierigsten Interesses und selbst einige Nachbarn nahmen daran Theil. Einige Gemächer waren nämlich von den daranstoßenden Häusern nur durch einen Papierschirm getrennt. Am andern Morgen wurde die Aufmerksamkeit der Engländer während des Ankleidens auf ein Rascheln an der Papierwand und ein unterdrücktes Gekicher hingelenkt. Als sie ihre Blicke nach dieser Richtung hinwendeten, bemerkten sie ein Paar glänzende Augen, welche durch zwei Gucklöcher hindurchschauten, und sie überzeugten sich, daß ein Paar junge Damen nebenan eifrig damit beschäftigt waren, den Körperbau und die Unterkleidung der Fremden zu studiren.

Kein Hinderniß wurde den Engländern in den Weg gelegt, wenn sie irgend einen Theil der Stadt oder der Umgebung mustern wollten. Zwar waren sie in den von den geringern Classen bewohnten Geschäftsstraßen von einer Anzahl Polizisten beobachtet, sobald sie sich aber nach den breiten, von den Vornehmern bewohnten Straßen begaben, zogen sich die Aufpasser zurück. Diese letztern Straßen waren zwanzig bis dreißig Ellen breit und hatten in der Mitte einen Canal mit fließendem Wasser. Der Unterbau der Häuser bestand aus rohen Steinen, über welchem sich weißangestrichenes Mauerwerk bis zu zwanzig Fuß Höhe erhob. In der Mitte haben sie einen Thorweg, welcher mit rother oder einer andern lebhaften Farbe angestrichen und mit einem Schutzdache versehen, sowie mit lackirten Ornamenten verziert ist. Die Architektur der Paläste des hohen Adels ist an und für sich äußerst einfach, aber die ungemeine Größe einiger dieser Gebäude macht sie dennoch ziemlich imposant. Die Wände von einem derselben besaßen eine Ausdehnung von zwei- bis dreihundert Ellen und waren nur hier und da von vergitterten Fenstern durchbrochen. Die Fremden hatten keine Gelegenheit, das Innere dieser Paläste in Augenschein zu nehmen, denn sie gehörten einer Classe an, welche mit Mißgunst auf die Ausländer blickt. Die Citadelle hat acht englische Meilen Umfang und vermag 40,000 Mann aufzunehmen. Dies ist die Residenz des Tycoon und auch seine Welt, denn es ist ihm nur gestattet, ihren Umkreis incognito zu überschreiten. Unter solchen Umständen erschien es fast wie ein Spott, denselben mit einer Yacht zu beschenken.

Mit Ausnahme der Häuser der Vornehmen ist Jeddo fast gänzlich aus Holz gebaut. Hier und da sieht man ein Gebäude aus ungebrannten Ziegeln mit eisernen Läden; es ist dies ein feuerfestes Magazin, in welchem bei ausbrechenden Bränden das Eigenthum der Nachbarschaft geborgen werden kann. In der Nähe aller Barrieren ist eine hohe schmale Leiter aufgerichtet, an deren Spitze eine Glocke befestigt ist, die bei Feuersbrünsten geläutet wird. Die Zahl der Bevölkerung kann nur nach Muthmaßungen abgeschätzt werden. Golowin schätzt sie allen Ernstes auf acht Millionen; Oliphant glaubt, daß sie mehr als zwei Millionen betrage. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß nächst London die Hauptstadt von Japan die bevölkertste auf der Erde sein mag.

Die städtische Verwaltung scheint sehr gut organisirt zu sein. An der Spitze derselben steht ein Bürgermeister oder Gouverneur, unterstützt durch eine Anzahl Deputirter, so wie durch eine Art Beamten, die zwischen dem Volke und den Behörden stehen und deren Geschäft es ist, Bitten und Beschwerden entgegenzunehmen, an den Gouverneur zu befördern und die Angelegenheiten der Petenten bei diesem zu unterstützen. Jede Straße hat eine Magistratsperson, welche von den Bewohnern derselben gewählt wird, und von der man erwartet, daß sie mit dem Charakter und der Aufführung aller Insassen ihres Bezirkes bekannt und zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten befähigt ist; sie ist für Ruhe und Ordnung in ihrer Straße verantwortlich. Ebenso sind die Hausbesitzer in kleine Gruppen von vier oder fünf Personen eingetheilt, deren Vorsteher den Magistratspersonen gegenüber für das gute Betragen jedes Hausbewohners einstehen muß. Außer der regulären Polizei patrouilliren des Nachts die Bürger selbst zu zwei und drei in den Straßen. Obgleich Oliphant die dichtbevölkertsten Straßen durchwanderte, sah er niemals die geringste Unordnung; er begegnete nicht einem einzigen Betrunkenen, wenn man nicht eine ungewöhnliche Erheiterung der kaiserlichen Commissäre, denen ihre Gäste den Champagner etwas zu reichlich dargeboten hatten, als eine Ausnahme betrachten will; von zwei oder drei geistlichen Almosensammlern abgesehen, bemerkte er nie einen Bettler; ebenso sah er nirgends ein weinendes oder gemißhandeltes Kind und hörte (welches Wunder!) nirgends eine keifende Frau. — Das erste Zusammentreffen zwischen den beiden ersten Staatsministern und dem Lord Elgin fand einige Tage nach seiner Ankunft



Feuerglocke.

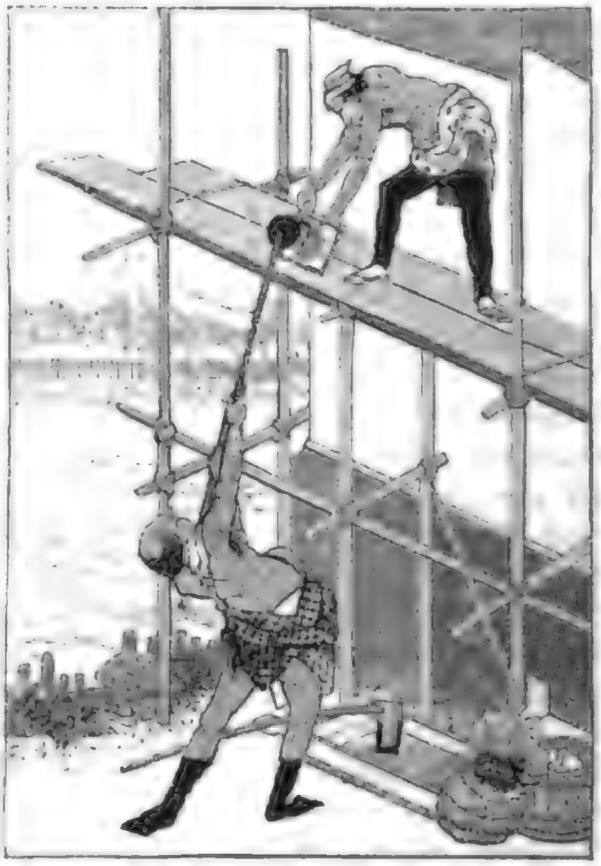
zu Jeddo Statt. Als der Gesandte mit seinem Gefolge die Citadelle betreten hatte, passirten sie eine Reihe durch Papierschirme abgetheilte Vorzimmer und wurden dann in ein längliches Zimmer geführt, an dessen unterm Ende die Minister hinter zwei einfachen Tischen standen, während an der



Japanische Frauen.

gegenüberliegenden Seite eben solche Tische für Lord Elgin und die Mitglieder der Gesandtschaft aufgestellt waren. Zwischen den beiden Reihen Tische kroch Moriyama, der Dolmetscher, welcher jedesmal den Fußboden ehrerbietig mit der Stirn berührte, wenn er zur Ausübung seines Amtes aufgerufen wurde. Nachdem die gegenseitigen Complimente gehörig ausgetauscht waren, wurden Erfrischungen gereicht. Diese bestanden aus Thee, dann einer Art Thee, Sillabub genannt, welcher nach der Meinung Oliphant's im Ganzen etwas angenehmer schmeckte als Sennesblätter und Rhabarber, und außerdem in Süßigkeiten.

Am nächsten Tage erschienen die sechs japanesischen Commissäre in der Behausung des Gesandten, um ihre Beglaubigungsschreiben abzugeben und die Präliminarien des Vertrages zu beginnen. Das Beamtencostüm der Japanesen ist sehr einfach; es bilden dabei strohgelb, blau und schwarz die vorherrschenden Farben. Der Schnitt der Matrosenbeinkleider, welche bei einer Audienz vor dem Tycoon getragen werden, ist der bemerkenswertheste Theil in ihrem Staatsanzug. Bei einer solchen Gelegenheit muß Jedermann sich der Person des Kaisers eigentlich auf seinen Knien nähern, da dies aber in der That mit vielen Schwierigkeiten verbunden wäre, so weiß man sich dadurch zu helfen, daß man das Beinkleid um eine halbe Elle länger machen läßt, als die Gliedmaßen sind, welche es umschließt. Diese hinterdreinschleppende überflüssige Länge muß dann einigermaßen den Anschein gewähren, als ob der Mann auf seinen Knien herbeirutsche. Die Commissäre nahmen Gelegenheit, mitzutheilen, daß der Tycoon kinderlos sei und behufs seiner Nachfolge Jemand als Sohn adoptirt habe. Es war dies ein Theil eines Systems wohlüberlegter Mystification, wie sich in der Folge herausstellte, wovon man aber den Grund nicht recht einsieht. Nachdem eine gewaltige Menge Schinken und Champagner aufgetragen war, wurden die Creditive mit aller Förmlichkeit ausgewechselt, und nachdem Jedermann eine Pfeife oder Cigarre angezündet, wurden die Bestimmungen des Vertrages rasch erledigt. Die japanesischen Commissäre bewiesen sich als gewiegte Diplomaten, indem sie zu keiner Position ihre Zustimmung gaben, bevor sie dieselben nicht in ihrer ganzen Tragweite geprüft hatten. Einmal stießen ihnen in der That so bedeutende Bedenklichkeiten auf, daß eine beträchtliche Fluth Wein vonnöthen war, um sie hinwegzuspülen. Die hauptsächlichsten Punkte des Vertrages betrafen den Handel, das Recht einer Vertretung durch Consuln und die Einrichtung von Gerichtshöfen, vor denen Streitigkeiten zwischen Angehörigen



Japanische Bauhandwerker.

beider Nationen entschieden werden sollten. Im Allgemeinen sollen die britischen Unterthanen durch ihre Consuln und nach englischen Gesetzen, die japanesischen von ihren eigenen Behörden nach den Landesgesetzen abgeurtheilt werden. Durch einen Specialartikel wird dem britischen diplomatischen Agent und dem Generalconsul nebst ihren Gefolgen gestattet, in jedem Theile von Japan zu reisen. Wir wollen hoffen, daß diese Bestimmung in nicht zu ferner Zeit die Mittel gewähren wird, uns zuverlässige Nachrichten über das Innere von Japan zu verschaffen, denn man muß sich in das Gedächtniß zurückrufen, daß unsere auf eigener Anschauung beruhende Kenntniß dieses Kaiserreichs sich noch auf nur drei oder vier Hafenplätze beschränkt. Selbst die alten Jesuiten und die holländischen Missionäre vermögen über Nichts Bericht zu erstatten, was von der Hauptstraße zwischen Jeddo und Nagasaki entfernt liegt. Wenn wir uns aus den Bildern, welche japanesische Künstler entworfen

haben, ein Urtheil bilden dürfen, so muß das Innere Japans überaus reich an prachtvollster Natursceneric sein.

Was Landschaftsgärtnerei betrifft, so bieten die Theegärten, welche in der Umgebung von Jeddo so zahlreich sind, einige der reizendsten Beispiele.



Japanische Böttcher.

Während die Verhandlungen über den Vertrag ihren Fortgang nahmen, beschäftigten sich die englischen Subalternen mit dem Besuche der Werkstätten und Kaufläden, und zwar mit einem Eifer, der des schönern Geschlechtes würdig gewesen wäre. Porcellangewölbe und Silberwaarenläden übten die meiste Anziehungskraft aus. Die Art und Weise, wie der Kauf vor sich ging, war folgende: Die Kunden setzten sich auf einem niedrigen Divan nieder und wurden mit Thee und Pfeifen bewirthet, bevor sie ihre Auswahl begannen. Wenn diese beendigt war, mußte der Käufer seinen Namen nennen, welchen der Ladenbesitzer aufschrieb; dann wurden die Rechnungen nach dem Regierungsgebäude gesendet, um dort in japanischer Münze bezahlt zu werden. Sie waren mit solcher Genauigkeit aufgestellt, daß nicht ein einziger Irrthum entdeckt werden konnte.

Am 26. August wurde der Vertrag in aller Form unterzeichnet. Während darüber noch verhandelt wurde, erschien seitens des Tycoon eine Gesandtschaft, durch die er sein Bedauern ausdrücken ließ, daß ein ernstliches Unwohlsein ihn verhindere, die englische Gesandtschaft zu empfangen. Auch nach Abschluß des Vertrages, wo ein glänzendes Bankett veranstaltet wurde, nahm er Gelegenheit, durch eine nochmalige Gesandtschaft sich entschuldigen zu lassen, daß er nicht im Stande sei, Lord Elgin zu sehen, dem er übrigens alles mögliche Wohlergehen wünschen ließ. Wie groß mag die Verwunderung des Empfängers aller dieser gnädigen Botschaften gewesen sein, als er zwei Monate später nach seiner Rückkehr nach China erfuhr, daß es während seines ganzen Aufenthaltes in



Gymnastische Uebungen.

Japan gar keinen Tycoon daselbst gab! Seine Majestät war gestorben, wann und auf welche Weise, weiß Niemand. Sein Nachfolger war noch nicht bestimmt und die Erzählung, daß er einen Erben adoptirt habe, eine leere Erfindung, so gut wie die in seinem Namen abgesendeten höflichen Botschaften.

Nach den von Oliphant, theils von Fremden, die im Lande leben, theils von dem Dolmetscher Moriyama eingezogenen Erkundigungen ist der Mikado oder das geistliche Staatsoberhaupt eine bloße Puppe und ohne Einfluß auf politische Angelegenheiten. Der Tycoon oder Reichsverweser ist in Wahrheit wenig mehr. Die Regierung ist eine oligarchische und die wirkliche Macht ruht in den Händen eines Rathes, welcher von dem Tycoon aus den Fürsten des Reiches ausgewählt wird. Dieser Rath besetzt alle Gouverneursstellen der Provinzen und empfängt die Berichte der öffentlichen Spione. Dennoch lastet der Tycoon wie ein Alp auf diesem Rathe. Sobald letzterer von jenem in irgend einer wichtigen Angelegenheit abweichender Meinung ist, so wird Berufung an eine Körperschaft eingelegt, welche aus den Prinzen von Geblüt zusammengesetzt ist. Fällt deren Entscheidung gegen den Tycoon aus, so ist dieser verpflichtet, sofort abzudanken; ist sie aber dem Rathe ungünstig, so ist jedes Mitglied desselben verbunden, an sich selbst das Karakiri, das heißt das Bauchaufschlitzen, zu vollziehen, oder vielmehr, wie jetzt der Gebrauch ist, so zu thun, als verrichte er es, während der Henker ihm den Kopf abschlägt.

Nachdem der Vertrag mit Großbritannien abgeschlossen war, welchem der mit den Vereinigten Staaten vorausging und diejenigen mit Rußland und Frankreich folgten, übergab Lord Elgin der Regierung die herrliche Yacht und steuerte nach Shangai zurück, von wo er vor kaum einem Monat ausgelaufen war. Er war nicht ganz vierzehn Tage auf japanesischem Grund und Boden gewesen, von denen neun auf den Aufenthalt in der Hauptstadt kommen. Ob sich die Handelsverbindungen mit Japan vortheilhaft für die Einfuhr von Waaren gestalten werden, ist bei der großen Einfachheit der dortigen Sitten noch sehr fraglich.

Ethnographische Streifzüge.

Von

Dr. J. Perz.

Von Prag bis Müncheberg (Oberpfalz).

Der würdige Freund Yorick-Sterne versuchte es einst, den ganzen Kreis der Reisenden auf folgende Hauptabtheilungen zurückzuführen:

Müßige Reisende,
Neugierige „
Lügende „
Aufgeblasene „
Eitle „
Milzsüchtige „

Außerdem aber unterscheidet er noch den sündhaften, den unglücklichen, den einfachen und den empfindsamen Reisenden, mit welch' letzterm Yorick sich bekanntlich selber meinte. Soll damit das Verzeichniß geschlossen und der ganze Kreis der Reisenden erschöpft sein, so bleibt das ernste Bedenken: in welcher Abtheilung etwa der ethnographische Reisende unterzubringen wäre? Denn auf die Gefahr hin, zu den eiteln Reisenden gezählt zu werden, muß der ethnographische Wanderer von vornherein gegen die Kategorien des aufgeblasenen, milzsüchtigen und besonders des lügenden Reisenden Verwahrung einlegen. Dagegen kann er sich immerhin gefallen lassen einen Platz unter den Müßigen, denn er bedarf der Muße zur behaglichen und beschaulichen Beobachtung; eben so eine Stelle unter den Neugierigen, denn er muß vielerlei erfragen, weil er es nicht sowohl mit der Natur als mit den Menschen zu thun hat. Ganz besonders aber müssen wir wünschen, zu den einfachen Reisenden gerechnet zu werden, denn nur dies gibt uns den Muth, solche einfache Beobachtungen, die keineswegs bei Jedermann ein Interesse beanspruchen dürfen, hier zu veröffentlichen und noch dazu in der überaus einfachen Form, wie sie ungefähr in einem Tagebuche niedergelegt zu werden pflegen. —

Wenn die freundlichen Herbsttage kommen, wird es dem Deutschen, der als Student seine Ferien zu Ausflügen zu benutzen pflegte, auch in der schönsten Stadt zu enge, um so mehr, wenn man nur den Fuß in's Freie zu setzen braucht, um in merkwürdige, von Reisenden nur seltener besuchte Gegenden einzutreten. Das westliche Böhmen gehört zu diesen Ge-

genden und so beschlossen wir denn — ein Freund und ich — das Thal der Beraun hinauf in den vom Böhmerwalde und Erzgebirge gebildeten Winkel des Landes vorzubringen, das Gebirge zu übersteigen und die Wanderlinie durch Mitteldeutschland so lange gen Westen fortzusetzen, bis sich aus der Vergleichung einige deutlichere Anhaltspunkte zur ethnographischen Beurtheilung der durchzogenen Gegenden herausstellen möchten. Einige Tage lang befinden wir uns unter tschechischem Landvolke; in's deutsche Sprachgebiet eingetreten, streifen wir mehrfach an der Grenze hin, wo der mitteldeutsche, fränkische Stamm schon von einzelnen baierischen Ausläufern durchsprengt ist, bis in der Gegend von Koburg Franken und Thüringer zusammenstoßen. Noch weiter westlich beginnt dann der scharf ausgeprägte hessische Stamm. Innnerhalb dieser allgemeinern Umrisse lassen sich aber manche bunt durch einander gewürfelte Verschiedenheiten erkennen. Diese mitteldeutschen Gegenden empfingen Zuwanderer aus Westen und aus Osten. Bald in einzelnen Gemeinden, bald auch in größern Landstrichen nimmt man verdeutschte Slawen wahr. Ich kenne ein Dorf des westlichen Böhmens, wo sich umgekehrt die rheinische Mundart in überraschender Schärfe erhalten hat. An dem mittlern Main, in der Gegend von Aschaffenburg und besonders östlich davon, so wie an der fränkischen Saale nach der Rodach hin möchte ich sächsische Bevölkerungstheile vermuthen, die vielleicht von Karl dem Großen hierher versetzt wurden. Das blonde Haar scheint mir hier häufiger, die Wange röther, die Gestalt knochiger und minder ebenmäßig als bei den echten Franken. So mannigfaltig aber auch diese Abschattungen (Nüancen) sein mögen, sowohl in leiblicher wie geistiger Beziehung, so ist doch im großen Ganzen und verglichen mit norddeutschen oder süddeutschen Stämmen der gemeinsame Grundcharakter nicht zu verkennen. Ueber den einzelnen Verschiedenheiten schwebt das allgemeine Frankenthum, welches sich in der Mundart, Lebensart, Sitte, im Körper wie in der Gemüthsbeschaffenheit der mitteldeutschen Bevölkerungen ausspricht. Die Sprache ist jene bequeme, in den Endsilben verschliffene — die Franzosen haben wohl ihre Nasenlaute, z. B. das aus einander geblasene en, schon aus der alten Heimath mitgebracht — und mundgerechte, mit welcher sich im Wirthshaus und auf der Volksversammlung so trefflich arbeiten läßt. Die Selbstlauter lösen sich in buntem Wechsel ab; e wird a oder i (gihste har = gehst du her), aus u wird o (Würzborg, Kuborg = Koburg) u. s. w. Der Körperbau ist im Allgemeinen mehr schlank als untersetzt, das Gesicht von oberdeutscher Breite sehr weit entfernt, der Charakter nicht phlegmatisch, genügsam, spannkräftig, reich an Hilfsmitteln, mit einer gewissen ebenmäßigen Begabung, sehr geeignet zur bildenden Kunst wie zur Industrie, minder hochfliegend in Poesie und Religion als z. B. der Schwabe, doch phantasiereicher als der Baier und der Niedersachse; leicht beweglich, aber ohne das tiefleidenschaftliche Feuer des Alemanen; im Allgemeinen von einem gewissen gesunden Menschenverstand; am Gegebenen, am geschichtlich Geworbenen vielleicht minder festhaltend als die friesisch-sächsischen Stämme, auch zu einer gemeinsamen That minder entschlossen als die fest zusammenhaltenden Baiern, aber auch weniger Verirrungen und Einseitigkeiten ausgesetzt als diese, — kurz ein rechter Mittelstamm, welcher durch seine geographische Lage wie durch seinen Charakter zur Rolle der Vermittlung zwischen Nord und Süd unseres Vaterlandes vorzugsweise berufen ist. —

Den 5. August.

Um den Weg nach der Beraun und dem Schlosse **Karlstein** einzuschlagen, verläßt man das schöne Prag auf der Kleinseite, da wo in neuester Zeit die bedeutende Fabrikvorstadt Smichow entstanden ist. Eine sehr kurze Strecke geht es im Moldauthale aufwärts, dann steigt man auf die Höhen empor, welche einem ziemlich unregelmäßig gestalteten, oft von tiefen Schluchten plötzlich durchfurchten Landrücken angehören. Der Boden scheint rauh und nicht besonders fruchtbar; langgezogene Felsennasen springen aus demselben hervor, die ein Dichter im Abendsonnenscheine mit ruhenden Löwen vergleichen könnte.

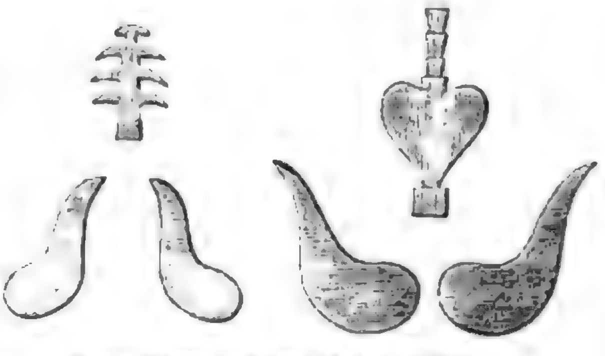
Die Leute, die uns begegneten, waren oft recht derb, mit einem redlichen Ausdruck, blond, von blühender Farbe und auch mit größern Köpfen und Augen als die echtslawische Bevölkerung, die man um Czaslau, Kolin und nach der Slowakei hin findet. Es mögen hier massenhaft deutsche Sprenglinge von altersher unter das slawisch redende Volk gekommen sein. Ist es doch auch im innern Böhmen nicht anders, wie man auf Schritt und Tritt bemerken kann, z. B. an den Na-

men. Um nur eines anzuführen, ich kenne eine Familie „König,“ welche sich für echt-tschechisch hält, wie mir andererseits ein Bauer mit dem geschichtlichen Namen „Ziska“ (sprich Schischka) vorkam, und dieser Bauer verstand kein Wort tschechisch. Die Böhmen, Deutsche wie Tschechen, sind ein Mischvolk von ziemlich gleichem Blute geworden; ob sie nun deutsch oder tschechisch reden, das ist fast eine Sache des Zufalls.

Die Dörfer bieten im Allgemeinen einen freundlichen Anblick. Durch die Grundentlastung hat der böhmische Bauer ungemein gewonnen, besonders da gute Jahre dazu kamen. Die großartigen Ausfuhren von Getreide nach Sachsen und Preußen brachten in den Jahren 1854 und 55 viel Geld unter das Landvolk, und es ist erfreulich zu sehen, daß dieser vermehrte Wohlstand zur Verbesserung und Verschönerung des Hauses verwendet wird. Bezeichnend für die Bauernhäuser des Ostens ist der weiße Bewurf und Anstrich, der fast jährlich erneuert wird. Auch in Ungarn findet man diese grelle weiße Farbe. Die Häuser stehen mit der Giebelseite nach der Straße; in den Hof führen große Thore mit aufgemauerten weißen Pfeilern. Auf diese Thore verwendet der böhmische Bauer viele Aufmerksamkeit, denn ihre Höhe und Stattlichkeit gilt einigermaßen als Maßstab für den Wohlstand des Hofbesitzers. Neben dem großen Fahrthore befindet sich noch eine kleine Thür. Der Grundplan ist im Allgemeinen derselbe, den wir schon früher in diesen Blättern*) als den Plan des mitteldeutschen Bauernhauses bezeichneten. Nicht selten stehen die Häuser solcher Bewohner, die keine eigentlichen Bauern sind und keine größere Oekonomie besitzen, mit der Längenseite nach der Straße und dann sind die untern Räume zum Stalle, die obern zur Wohnung benutzt, — eine Sitte, die sich bei ärmern Leuten schon darum ergibt, weil die aus dem Stalle hinaufziehende Wärme zur Winterzeit den oben hausenden Bewohnern zu Gute kommt und manche Ausgaben für Feuerung erspart. Diese Bauart trifft man daher in weiter Verbreitung unter den ärmern Dorfbewohnern unsers Himmelsstriches, besonders in hügeligen Gegenden, wo man durch Benutzung der Bodenerhebung noch auf einer nicht allzu hohen Treppe in den Wohnraum gelangt.

*) Band V. Seite 68.

Von Pferdeköpfen, die sich etwa auf den Häusern befunden, gewahrte ich keine Spur. Dagegen ist es nicht unmöglich, daß die im Dorfe Ginonitz aufgezeichneten unten folgenden Figuren eine Erinnerung an Hausmarken enthalten.



Hauszeichen aus dem Dorfe Ginonitz.

Diese Figuren sind als luftfreie Oeffnungen in die gemauerte Giebelwand gebrochen. In den beiden obern Theilen scheint ein Baum und ein Herz dargestellt; die beiden untern sackartigen Formen, die sich wohl auch in die Holzwand alter Häuser in Böhmen eingeschnitten finden, vermag ich nicht zu enträthseln. Der „Alterthümler“ in Walter Scott's trefflichem Romane würde vielleicht die allgemach unkennbar gewordenen Ueberreste von Schwänen darin entdecken, welche allerdings in der slawischen Götterlehre, wie in den slawischen (z. B. serbischen) Gedichten eine bedeutende Rolle spielen.

„Böhmische Dörfer,“ woher kommt doch diese deutsche Bezeichnung für etwas recht Unbekanntes? „Das sind mir böhmische Dörfer.“ Ich habe wohl äußern hören, daß in der für Oesterreich und besonders für Böhmen so sehr traurigen Zeit nach der Schlacht am Weißen Berge, als der harte Ferdinand II. über einen Theil des böhmischen Adels Gericht hielt, dessen Güter massenhaft einzog und an seine Kriegsleute mit verschwenderischer Hand verschenkte, dieses Sprichwort aufgekommen sei. Inwiefern dies begründet ist, weiß ich nicht. Möglich, daß damals die neuen Erwerber dieser Güter, meist Deutsche, Niederländer oder Wälsche, die mit der tschechischen Sprache unbekannt waren, Schwierigkeiten hatten, die oft seltsam klingenden Namen der böhmischen Dörfer im Gedächtniß zu behalten und auszusprechen. So wird es aber auch heute noch jedem Nichtslawen ergehen, welcher zum ersten Male auf Worte wie Dobrschikow, Wrschowetz, Skrziwan u. a. stößt.

Näher nach Karlstein und dem Flüßchen Beraun hin beginnen einzelne Wälder und bringen Abwechslung in die bis dahin wenig ansprechende Gegend. Doch bleibt der Charakter derselben ein herber. Inzwischen ward es Nacht und im vollen Mondscheine erblickten wir endlich das romantische Schloß mit seinem riesenhaften Thurme aus der waldreichen Gegend aufsteigen. Welche tiefe Stille, von der man glauben könnte, sie sei seit den alten Tagen des Gründers der Burg, seit Karl IV., nicht unterbrochen worden! Welch' ein Gegensatz zu dem nur wenige Stunden entfernten städtischen Treiben! Schon die Lage des Schlosses ist seltsam genug, keineswegs auf einem Berggipfel, hoch in den Lüften, mit freier Aussicht nach allen Seiten, wie die Deutschen ihre Burgen bauten, sondern nur auf halber Höhe, und gleichsam in sich hineinblickend wie ein beklommener und verschlossener Mensch. In mancher Beziehung spiegelt sich in dem Gebäude der Charakter seines Stifters, welcher eine befremdende Stellung in der Reihe der deutschen Kaiser einnimmt. Sohn eines tapfern Deutschen (Johann's von Luxemburg, des erblindeten Kämpfers, der bei Crecy fiel) und einer Polin, geboren zu Prag und in Paris erzogen, gehörte Karl in seiner körperlichen Erscheinung wie in seinem Wesen mehr der slawischen Race an. Dies gibt ihm seine Eigenthümlichkeit. Weit entfernt von dem hochfliegenden und ritterlichen Charakter unserer echtdeutschen Kaisergeschlechter, namentlich der Hohenstaufen, hielt sich Karl an nahliegende, sehr praktische Zwecke und suchte dieselben mehr durch List als durch tapfere Gewalt zu fördern. In der Wahl seiner Mittel war er gewissenlos; wir vermissen an ihm Edelmuth und Seelengröße, er hat keine Ader von Poesie und Idealität. Ihm fehlt — wie Mizkiewitsch von den slawischen Dichtungen sagt — das Springfederelement, die goldenbeschwingte Romantik. Aber auf der andern Seite ist ihm doch auch eine Klugheit, die sich bis zur Weisheit steigert, nicht abzusprechen. Nicht umsonst kennt und liebt ihn bis zur Stunde noch der dankbare böhmische Landmann, das ist doch auch ein Zeugniß und zwar ein sehr beachtenswerthes. Es will mir aber scheinen, daß wir Deutschen heute noch von Karl IV. Manches lernen können. Dieser Mann besaß grade das, was unsern andern Kaisern mit äußerst wenigen Ausnahmen ganz fehlte, — die Kenntniß des gewöhnlichen Lebens, volkswirthschaftliche Einsicht, Verständniß der Bedürfnisse des gemeinen Mannes und weises Streben, die Lage desselben zu verbessern. Man muß nach England gehen, um wieder einen mittelalterlichen Fürsten zu entdecken, welcher so viel praktische Staatskunst besessen. Was war ihm das imperium mundi, das Schiedsrichteramt der Welt, die romantische Politik, welche, von einer ganz unsichern Grundlage aus, hundert gewaltige Aufgaben ergriff, ohne eine einzige zu vollenden? Karl war kein kühner Max, kein „letzter Ritter,“ welcher sich, ein Kaiser, in der Kampfbahn mit abenteuernden Strolchen auf Tod und Leben schlug, aber über des Reiches „Pfeffersäcke“ spottete. Karl sorgte für das Wohlergehen seiner Nächsten, indem er Ackerbau und Bergbau beförderte, Wege und Brücken baute, Flüsse vertiefte und durch Heranziehung deutscher Künstler und Handwerker den Gewerben einen neuen Aufschwung gab. Es ist fraglich, ob Böhmen selbst jetzt sich in so blühendem Zustande befindet, wie damals unter Karl IV. Aber nicht zufrieden mit bloß materiellen Erfolgen, krönte er seine Schöpfungen durch die Stiftung der ersten deutschen Universität, und hatte auch für die schönen Künste noch Geld übrig, wie es der Hradschin, die Prager Brücke, der leider unvollendete Dom von St. Veit und auch unser Karlstein beweisen. Recht bezeichnend ist es, daß seine Rechencasse (Finanz) — ein seltener Fall unter deutschen Kaisern und zumal ein Gegensatz zu Maximilian! — sich immer in gutem Zustande befand. Auch der andere Zug ist von ihm aufbewahrt, daß er mit den Bauern und den ihm auf der Straße Begegnenden sich über die Landwirthschaft und dergleichen zu unterhalten pflegte. Er war eben kein idealer, aristokratischer, sondern ein wirthschaftlicher Kaiser, welcher mit kluger Beschränkung seine Mittel zu Rath hielt und nichts unternahm, was über seinen Mitteln hinauslag. Man kann dies karg und kleinlich finden, aber wir leben in einer realen Welt und aus solchen „Pfeffersackmaximen“ ist denn doch schließlich die Größe Englands hervorgewachsen. Es würde sehr zwecklos und vielleicht lächerlich sein, wenn wir jetzt beklagen wollten, daß nicht die alten Friedriche und Konrade, statt nach Italien, der Löwenhöhle, wo keine Fußtapfen rückwärts führen, oder statt nach Palästina zu ziehen, hübsch im Lande blieben, sich redlich

nährten und die unendlichen Kräfte der damaligen Deutschen zur Erbauung von Straßen und dergleichen friedlichen Eroberungen verwendeten. Aber es stände doch besser um die deutsche Gegenwart, wenn in den Verhandlungen unseres alten Reichstages, wie es in denen des englischen Parlaments der Fall war, die Worte „Häring, Wolle, Eisen" öfter vorkämen, und wenn nicht erst der arme Konrad oder der Bundschuh ihre gewaltsamen und darum unerfüllten Anträge auf Ablösung der Frohnden und auf Gleichheit des Maßes und Gewichtes in Deutschland hätten stellen müssen.

Und ist es so tadelnswerth, daß Karl seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt vorzugsweise und fast ausschließend seinem Erblande Böhmen zuwendete? Handelte nicht auch Rudolf von Habsburg, unser verständigster Kaiser, welcher im Umgang mit den Schweizern manche volksthümliche und praktische Anschauungen gewonnen hatte, schon früher ganz ebenso? Schon war das Sonderleben in Deutschland übermächtig geworden, und wenn die Kaisergewalt wieder zu Macht und Ansehen kommen sollte, so mußte ihr eine feste materielle Unterlage gegeben werden. Dies versuchte Karl, und zwar that er es, indem er seine Bestrebungen auf ein Land gründete, welches durch seine natürliche Ausstattung vorzugsweise zur Unterstützung solcher Pläne geeignet erscheinen mag. Das Land Böhmen ist im Kranze seiner Berge und Wälder eine natürliche Burg, welche alle umgebenden Länder beherrscht. Nur wollte es das Schicksal, daß diese große und mit Vorräthen und Hilfsmitteln aller Art wohl ausgestattete Festung eine ungleichartige, nationalgespaltene Besatzung habe. Was die Natur aus Böhmen machen wollte, das verhinderte die Geschichte. Wären nicht slawische Stämme bis nach Böhmen vorgedrungen, wäre dies Land nur von Deutschen bewohnt, so würde sich früher oder später um diesen festen Kern ein großes Reich angesetzt haben und unsere Geschichte wäre eine andere. Die Hindernisse, die sich aus diesem ethnologischen Verhältniß ergeben, hat Karl IV. nicht verkannt. Es vermehrt unsere Achtung vor seiner Weisheit, wenn wir sehen, wie er durch Versöhnung und Verschmelzung beider Nationalitäten jene Schwierigkeiten zu bekämpfen suchte. Darauf bezieht sich z. B. die Bestimmung der goldenen Bulle, daß der deutsche Kaiser sowohl der slawischen wie der deutschen Sprache mächtig sein solle, und ebenso ertheilte er in reichem Maße den Städten und dem Adel die Befugniß der Selbstregierung, — das sicherste Mittel, um nationale Reibungen zu verhindern. Wäre dem klugen Vater ein kluger Sohn gefolgt, wer weiß, ob wir nicht in Karl IV. den Erneuerer des Reichs zu verehren hätten?

Daß die Tschechen diesem Kaiser eine begeisterte Verehrung widmen, scheint für einige mehr wohlmeinende als weitblickende Deutsche die Veranlassung geworden zu sein, vom nationalen Standpunkte gegen ihn Anklagen zu richten. Ich glaube, sehr mit Unrecht. Indem Karl für Wohlstand und Bildung der slawischen Völker sorgte, brach er dem Deutschthum die Bahn, schlug er den einzig würdigen und möglichen Weg ein, diese östlichen Stämme dem deutschen Reiche dauernd zu verknüpfen. Grade unter seiner Regierung wurde ein Herüberziehen der Slawen zu unserm Volkselemente angebahnt, welches von den schönsten Folgen begleitet gewesen, wenn sein thörichter Sohn Wenzel nicht das ganze Werk wieder zerstört hätte. Mächtig war das Deutschthum vorgedrungen, so lange es, von weiser Hand geleitet, als der Träger einer höhern Cultur, einer gewinnenden Bildung erschien; aber als der tolle Wenzel in diese Fäden griff, erhob sich der Rückstoß des kräftigen Tschechenstammes, ein Rückstoß, welcher in den schrecklichen Hussitenkriegen seinen Höhepunkt erreichte.

Erinnern wir uns noch der großartigen auswärtigen Politik, welche Karl IV. verfolgte, wie er den bis dahin in Avignon unter französischem Einfluß befindlichen Papst durch die ausdauerndsten Bemühungen wieder nach Italien zurückführte und das damals schon zu Uebergriffen geneigte Frankreich durch die Entgegensetzung Burgunds noch ein Jahrhundert lang zurückhielt, so dürften darin, auch von unserm deutschen Standpunkte aus gesprochen, starke Gründe zu einer vorsichtigen Beurtheilung Karl's IV. gefunden werden. Niemals werden wir ihn lieben, aber seiner Klugheit unsere Achtung nicht versagen.

Aber wohin irrten unsere Gedanken! Und doch, wieviel lebhafter und klarer wird die Geschichte, wenn auch nur ein kleines Stück Wirklichkeit sie unterstützt! Wir kehren uns rasch von der stattlichen Burg ab, deren helle Mauern im Mondenscheine gleißen, und treten in das nicht unbequeme Gasthaus ganz in der Nähe.

Auf einem nicht hohen Jaspisfelsen, der aus einem waldigen Thale aufsteigt, erhebt sich der Karlstein, ein Lieblingsort des genannten Kaisers, dessen Wirken und Charakter wir einige bessere Seiten abzugewinnen suchten. Die Burg war dazu bestimmt, in ihre von den Heerstraßen abgelegenen und sehr festen Räume die wichtigsten Urkunden und Kostbarkeiten aufzunehmen. Auf einem einzigen, in Felsen gehauenen Wege gelangt man durch zwei starke Thore in den Vorhof und durch ein drittes Thor in die innere Burg. Mannigfache Gemächer, oft durch geheime Treppen verbunden, öffnet uns der Führer. Weitere Höfe mit andern Gebäuden schließen sich an, ehemalige Wohnsäle des Königs, Speisezimmer, Wohnräume der Domherren, eine Capelle mit drei merkwürdigen Bildern von Wurmser aus Straßburg. Mehrmals begegnet man Karl's Bildniß. Aber den Haupttheil der Burg bildet ein gewaltiger viereckter Thurm von 121 Fuß Höhe und trotzender Festigkeit. Die untern Mauern sollen eine Dicke von 13 Fuß haben. Einige Gemächer in sehr verfallenem Zustande lassen wenig mehr von ihrem frühern Aussehen erkennen. Man zeigt noch die Richtstube mit dürftigen Ueberresten des grausamen peinlichen Rechts, das im spätern Mittelalter die Menschheit quälte. Auch ein Steinblock von 130 Pfund Gewicht liegt im zweiten Stockwerk des Thurms, und das gesprengte Eisengitter des Fensters zeigt noch die Lücke, die der von einem nahen Berge herabgeschleuderte Fels gerissen hat. Dies geschah zur Hussitenzeit, im Jahre 1419. Aber obwohl die Belagerer mit aller Kraft der Feste zusetzten und dieselbe sogar mit Fässern voll Unrath aus starken Maschinen bewarfen, um Krankheiten unter der Besatzung zu erregen, konnten sie doch nicht der Burg Herr werden. Ueberhaupt ward sie dreimal belagert, nie genommen. Den Zerstörungswerkzeugen unserer Zeit kann sie jedoch keinen Widerstand entgegensetzen, um so weniger, da sie von einem benachbarten Berge völlig beherrscht wird.

An den Thüren sind noch einige große künstliche Schlösser erhalten. Der uns herumführende Alte meinte, dieselben seien „nicht für zehn Gulden“ zu öffnen. In dieser Gegend hat das Geld doch noch seinen Werth! Am Rhein hätte man schon von hundert Gulden, in England gar von hundert Pfund gesprochen.

Sehr bemerkenswerth sind die Alterthümer, die das dritte Stockwerk des großen Thurmes enthält. Die Kroncapelle oder Kirche zum heiligen Kreuz ist an den Wänden ringsum mit Halbedelsteinen belegt, deren geschliffene Flächen seltsam aus dem dunkeln Bewurf hervorblinken, — ein ganz eigenthümlicher und besonders bei Nachtbeleuchtung prächtiger Anblick. Der St. Veitsdom in Prag enthält in einer Seitencapelle Aehnliches. Den werthvollsten Schmuck dieser Thurmkirche bilden jedoch die berühmten Bildnisse verschiedener Heiligen von Theodorich von Prag. Auf Holz gemalt und meist trefflich erhalten, erblicken wir mehr wie hundert Brustbilder von Heiligen in großem Format und von verschiedener nicht ermüdender Haltung. Die Köpfe sind sprechend, die Farben trefflich in einander gehend. Friedrich von Schlegel äußert darüber Folgendes: „Theodorich's Bilder sind sämmtlich auf geblümtem Goldgrunde, die Gewänder theils einfarbig, meistens blau und roth, theils mit goldenen Blumen und Sternen besät. Die ganze Capelle muß überhaupt ehedem, da Alles noch frisch war, einen prachtvollen und fast blendenden Eindruck vom höchsten Farbenglanze gemacht haben, da überall Wände und Gewölbe, von Gold und hellen Farben schimmernd, auch mit Sinnbildern und bedeutenden Zierrathen reichlich geschmückt waren, unter denen besonders die gevierten deutschen Kreuze häufig angebracht sind. Die Köpfe sind durchgehends ausdrucksvoll, weich von Blick und Farbe, viele von hoher Schönheit; wie man es schon weiß, daß die Köpfe auf den ältesten Gemälden zu sein pflegen; sinnvoll und edelgestaltet, tiefgefühlt und so glücklich und leicht hingemalt, daß der neuere Künstler es wohl beneiden möchte. ... Mit andern Köpfen der ältesten Gemälde verglichen, dürften sie nach meinem Gefühl zu den vorzüglichsten dieser Gattung gehören.“ Man möchte den Meister für einen Angehörigen oder Vorläufer der altdeutschen Schule halten, welcher sich byzantinischen Mustern anbequemte, oder umgekehrt für einen Sohn des Ostens, welcher in Deutschland seine Kunst erlernt oder vervollkommnet hat. Indessen scheint das deutsche Element in der Art des Malens doch sehr zu überwiegen, und zwar wird man am meisten an die etwas später blühende altflandrische Schule erinnert. Von byzantinischer Starrheit und strenger Regelmäßigkeit ist kaum eine Spur

zu bemerken, obwohl ich sonst selbst auf Heiligenbildern an den Straßen die byzantinischen Einflüsse in Böhmen häufig angetroffen. Bei genauer Forschung wird man überhaupt in diesen östlichen Grenzländern noch manche Spuren des hartnäckigen Streites entdecken, welchen hier die römische mit der griechischen Kirche gekämpft hat. Ich entsinne mich, zu Resia, einem abgelegenen von Slawen bewohnten Dorfe im Gebiete des Tagliamento, zu einem Gottesdienste gekommen zu sein, wo bei der Messe verschiedene an den griechischen Ritus erinnernde Gebräuche stattfanden. — Auch die übrige Ausstattung der Kroncapelle des Karlsteins hat einen unverkennbaren östlich-byzantinischen Beigeschmack, insofern mit St. Marco in Venedig vergleichbar. Die mit Bildern oder sonstigem Schmucke durchaus bekleideten Wände erinnern an die — nach griechischem Ritus — vor dem Altar befindlichen Schranken, ein die Phantasie erregender Ruhepunkt für die Blicke, die zu der im Verborgenen gefeierten Messe nicht durchdringen können. Auch die massenhafte Anwendung von Gold, die Mosaik und auch die Vorliebe für ein träumerisches Halbdunkel scheinen dem slawisch-griechischen Volkscharakter besonders zuzusagen.

Die Bilder Theodorich's von Prag haben nicht nur als Kunstwerke und als merkwürdige Vermittlungsglieder zwischen altdeutscher und neugriechischer Malerei, sondern auch als Urkunden zur Geschichte böhmischer Volkskunde ihren hohen Werth. Theodorich von Prag hat seinen Heiligen vorwiegend den tschechischen Typus gegeben. Nur sind die Köpfe derber und kräftiger als heutzutage, und trotz ihres andächtigen Ausdrucks kostet es uns grade keine große Mühe, die dort dargestellten Männer uns als hussitische Krieger zu denken. Aber die niedere Stirn, der oft wie lauschende und schlaue Ausdruck findet sich noch heute bei den Tschechen.

Auch zwei Gemälde von Thomas von Mutina wurden uns gezeigt. Das feine italienische Gesicht der Madonna und die Behandlung erinnern an Fiesole. Die Mitte zwischen beiden Typen, zwischen den tschechischen und den italienischen, erblickt man auf den alten Fresken in der Mariencapelle, die von einem deutschen Maler, Wurmser aus Straßburg, herrühren.

Ich kann von dem Karlsteine nicht scheiden, ohne der angenehmen Empfindungen zu gedenken, die mir bei dem Besuche dieser Burg die Erinnerung an einen Roman der Frau von Paalzow gewährte. Bekanntlich spielt die Erzählung „Thomas Tyrnau" großentheils auf dem Schlosse Karlstein, und man muß der leider verstorbenen Dame die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sowohl das Schloß wie die ganze Gegend gut geschildert und nicht nur in ihrer äußern Erscheinung, sondern in ihrem ganzen Charakter richtig erfaßt hat. Sie ist, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen dürfte, in die Seele dieser Landschaft eingedrungen, indem sie das Geheimnißvolle, für uns Deutsche Fremdartige, welches hier vorherrscht, wohl hervorzuheben wußte. Und wie anmuthig bevölkert sie die jetzt so stillen Räume! Steigen wir den Burgweg hinauf durch die Thore, so glauben wir den ernsthaften Castellan und Ordensmeister in gravitätischer Haltung zum Willkomm bereit uns entgegentreten zu sehen; sind wir in der Capelle, so fühlen wir uns unter die ritterliche Besatzung versetzt, welche den Gottesdienst feiert, während die Heldin des Romans durch das Gitter hereinschaut; und wenn wir am Fuße der Feste den niedern Wald durchstreifen, der die Gärten von ehedem ersetzt hat, so scheint es fast, als ob wir das heitere Lachen der anmuthigen Magda und des jungen Trautson, ihres Gespielen mit dem kindlichen, krystallhellen Sinne, vernehmen könnten.

In der That müßte es ganz angenehm sein, das Buch der Frau von Paalzow in der Hand, in dieser Gegend ein paar Tage zu verträumen. Aber es wäre doch nicht eine bloße Schwelgerei der Phantasie, sondern selbst ernsthafte Leute könnten dabei Vergnügen und Belehrung finden. Denn dem „ethnographischen Reisenden" wird es gestattet sein, zu bemerken, daß Thomas Tyrnau ein guter ethnographischer Roman ist. Wie die eigenthümliche Natur des Landes, so ist auch der Charakter seiner Bewohner durch eine Reihe feiner Pinselstriche in jenem Buche herausgearbeitet. Ich weiß es nicht, aber ich bin dennoch meiner Sache sicher, daß die Verfasserin das Land Böhmen aus öftern Reisen und aus längerm Aufenthalt kannte. Der tschechischen Sprache war sie wohl kaum mächtig, denn sonst würde sie schwerlich unterlassen haben, auch auf den gemeinen Mann häufigere Streiflichter zu werfen. Indessen wird dies weniger bemerklich, weil die handelnden Hauptpersonen durchweg den „höhern" Ständen angehören,

welche bekanntlich sich einer immer größern allgemein weltbürgerlichen Gleichförmigkeit befleißigen; und wenn Frau von Paalzow selbst bei einzelnen dieser in ein kosmopolitisches Bildungselement eingetauchten Persönlichkeiten die ursprünglich nationale Grundfarbe gut durchschimmern läßt, so ist ihr Verdienst um so bemerkenswerther. Namentlich ist damit der Charakter der Heldin des Stücks gemeint; obwohl idealisirt, kann man doch eine gewisse anmuthige Wildheit, eine bei aller Zähmung zuweilen durchbrechende Naturgewalt, ein zwischen wirklich scharfsinnigen Verstandesblitzen und schattenhaft vorüberziehenden Phantasien hin und her springendes Wesen, das sich in Böhmen nicht ganz selten findet, bei Magda wiedererkennen. Auch Graf Thurn hat böhmische Züge, streift aber dabei an das spanisch-wallonische. In Thomas Tyrnau selbst aber würde ich mehr den Ungar als den Tschechen vermuthen.

Was macht die Romane Walter Scott's so fesselnd? Neben den dichterischen Talenten des Mannes trägt dazu gewiß die ethnographische Richtigkeit seiner Schilderungen viel bei. Die celtischen Hochschotten und die germanischen Niederschotten — letztere uns deutschen Altgermanen in mancher Hinsicht noch näher stehend als die eigentlichen Engländer —, die Normannen und die Angelsachsen gehen in festgezeichneten Persönlichkeiten an uns vorüber. Walter Scott malt nicht „Menschen," sondern Angehörige bestimmter Völker; das verleiht seinen Werken das Gepräge der Wahrhaftigkeit, weil sie von einer bestimmten, wirklichen Grundlage ausgehend, nicht in's Unendliche verblassen können. Glücklicherweise brauchen wir uns aber nicht mehr nach England zu wenden, um diese Richtung zu begrüßen. Auch in Deutschland bricht sich dieselbe immer entschiedener Bahn, wie z. B. Wilibald Alexis, Frau von Paalzow, Th. Mügge u. A. beweisen. Den glücklichsten Wurf hat aber neuerlich Gustav Freytag mit „Soll und Haben" gethan, ein Buch, das auch in ethnographischer Beziehung vortrefflich ist. Die Reibung von Deutschen und Polen, der vielhundertjährige Vorgang, wodurch letztere stetig zurückgedrängt werden, bildet bekanntlich den Hintergrund der Dichtung. Dem dazwischen spielenden semitischen Element ist in seinen guten und üblen Verzweigungen die richtige Stelle angewiesen. Auch die ritterlichen Eigenschaften der Polen finden ihre Vertretung, beweisen sich aber im Romane wie in der Wirklichkeit mehr glänzend als dauerhaft, dem ruhigen deutschen Verstand, der deutschen Arbeitsamkeit in den Grenzgegenden weichend. Im Gegensatze zu „Thomas Tyrnau" ergeben sich aus „Soll und Haben" noch einige bemerkenswerthe Resultate, insofern beide Romane durch die Schilderung des Verhältnisses von Polen zu Deutschen und von Tschechen zu Deutschen auch gleichzeitig die Charakterverschiedenheiten zwischen beiden Slawenvölkern unter sich zur Anschauung bringen. Während der Pole der westlichen und namentlich der germanischen Bildung sich widersetzt, hat der Tscheche sich ihr angeschlossen. Hört man Polen über Tschechen urtheilen, so bespötteln sie an letztern den Fleiß, welcher keine Mühe spart, die Genügsamkeit, welche auch mit kleinem Erfolge zufrieden ist, das redliche Streben, sich zu belehren und auszubilden, — kurz, grade jene Eigenschaften, die echt deutsch sind und die der Tscheche von dem Deutschen angenommen hat. Ohnedem fast immer durch Religionsverschiedenheit von den Deutschen, mit denen er in Berührung kommt, getrennt, ist der nördliche Pole in den feudalen Anschauungen stecken geblieben, während der Tscheche zu dem mehr bürgerlichen Charakter der Gegenwart fortschritt. Darum ist die Stellung beider Stämme eine so sehr verschiedene, wie wir sie in „Soll und Haben" mit klarem Bewußtsein ausgeführt, in „Thomas Tyrnau" wenigstens angedeutet finden. —

Wir verlassen den Karlstein und wandern an dem Flüßchen Beraun aufwärts. Rechts und links erheben sich steil abfallende Felsen zuweilen so regelmäßig, daß wir gleichsam zwischen weiten Mauern dahinschreiten. Die Felsen sind oft von kühner Bildung, in einzelnen Pfeilern und Spitzen emporstrebend; ein wirrer Teppich von Brombeer und anderm Strauchwerk hängt da und dort über die Thalwände herab. Die uns Begegnenden tragen feine Züge, wie man bei dem Landvolke in der Umgebung von Burgen, die lange Zeit hindurch ritterliche Besatzung gehabt, öfters wahrnehmen kann. Wir kamen in ein zwischen die Felsen geschmiegtes, mit Obstbäumen grün überbuschtes Dörfchen am Ufer der Beraun, — ein überaus sonniger und traulicher Ort. Auf dem kleinen freien Platz in der Mitte, dem sogenannten „Ring," steht nach der uralt slawischen Sitte eine Capelle, oder, um dies einfache Bauwerk richtiger

zu bezeichnen, ein Heiligenbild in einem kleinen Gewölbe, über welchem oben in einer durchbrochenen Mauer frei zu Tage eine Glocke hängt. Eine einfache Mauer dient also als Thurm; solche frei hängende Glocken findet man sonst noch in Italien. Auf dem Gipfel der hochaufgebauten, weißgetünchten Mauern, in welchen das Thor und die Thür der Bauernhöfe eingefugt sind, prangt eine große steinerne Birne (der Pyrus) oder ein Tannzapfen; die Nebenpfeiler tragen dann gewöhnlich zwei Kugeln.

Bei diesem Dörfchen läßt man sich über die Beraun setzen und hält sich nun auf steilen Waldpfaden an dem Abhange eines in den Fluß abfallenden Berges. Das Erdreich ist ein höchst wechselndes; Berge, Thäler, Schluchten lösen sich ab. Endlich an das Ende einer kleinen Hochebene gekommen, erblickt man unten in einer freiern Fläche freundlich hingelagert das sehr alte Städtchen Beraun. Man begreift wohl, wie in diesem wohlbewässerten, durch die Anschwemmungen des Flüßchens fruchtbaren flachen Kessel sich schon in frühster Zeit Ansiedler niederließen. Die in einiger Entfernung ringsum amphitheatralisch aufsteigenden Höhen gewähren überdem manchen Schutz gegen rauhe Winde.

Diejenigen Alterthumsforscher, die dem Lande Böhmen eine „celtische" Urbevölkerung zuschreiben, behaupten, daß man den Namen des Flusses und der Stadt, Beraun, nicht aus der slawischen Sprache erklären könne; sie bringen denselben mit „Verona," in dem venetianischen Oberitalien, der Stadt von „Dietrich von Berne," so wie mit dem schweizerischen „Bern" in Verbindung. Ich wage darüber kein Urtheil, aber man wird doch vielleicht auch an Brünn (Brno) und den Namen des slawischen Donnergottes Perun denken dürfen. Die ganze Celtenfrage, d. h. der Nachweis, daß Böhmen, die obere Donaugegend, die Alpen, Süddeutschland und Oberitalien von Stämmen bewohnt waren, die mit den heutigen Iren, Wallisern und Bretonen in Verwandtschaft standen, ist noch unerledigt, und die Nachrichten der alten Schriftsteller genügen schwerlich zur Entscheidung derselben. Nur von der Durchforschung der lebenden Welt, von der Vergleichung der Sprachen, Sitten, des Charakters und Typus lassen sich allmälig Aufklärungen erwarten.

Was namentlich die Gesichtsbildung betrifft, so will ich nicht in Abrede stellen, daß gewisse Aehnlichkeiten z. B. zwischen irischem und böhmischem Typus vorhanden sein mögen. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß wir in Böhmen ein Element anerkennen müssen, welches weder germanisch noch slawisch ist. Wohin aber dasselbe einzuordnen sei, darüber sind noch verschiedene Ansichten möglich. Wenigstens will es mir scheinen, daß neben den „Celten" auch die finnisch-tatarischen Stämme, uralte Völker, deren Züge periodisch von ihrer hochasiatischen Heimath herabflutheten, eine besondere Beachtung verdienen. Eine mittlere Ansicht würde dann die sein, welche die „Celten" für ein aus Indogermanen und Finnen zusammengesetztes Mischvolk hält.

Jedenfalls begegnet man in Böhmen und besonders in diesen westlichen, an waldigen Verstecken und leicht zu vertheidigenden Stellen sehr reichen Theilen, ganz auffallenden Typen, — dunkle Haare und Augen, die kleinen Augäpfel oft in der Farbe an die glänzendbraune Rinde des Johannisbeerstrauches erinnernd, bleiche Gesichtsfarbe der Mädchen; dazwischen auch einzelne Männer mit großen gebogenen Nasen, wie man sie sonst unter den reinen Slawen sehr selten findet. —

Auf einer langen Holzbrücke gelangt man über die Beraun und wirft noch einen Blick rückwärts auf das Städtchen, das von einer malerischen, stellenweise mit Epheu bewachsenen Umfassungsmauer gegürtet ist. Nun geht es die Beraun aufwärts, und bald beweisen rußige Arbeiter, die uns begegnen, die röthliche Farbe der Landstraße und fern aufsteigender Dampf, daß wir uns Eisenhütten nähern.

Der Sitz derselben sind die Orte Althütten, Neuenhütten und Nischburg, sämmtlich an der Beraun gelegen. Die nächste Umgebung solcher Industriestätten ist gewöhnlich keine reizende, aber ein anziehendes Schauspiel bieten dagegen die innern Räume, wo die Feuer glühen, die flüssigen Eisenmassen quellen, ungeheuere Hämmer arbeiten und der Menschengeist seine Triumphe feiert, indem er den wahren Muskel der Arbeit, das Eisen, in eine verwendbare Form und Masse bringt. Roth- und Brauneisenstein wird verarbeitet. Die Arbeiter sind fast nur Böhmen, Tschechen wie Deutsche; denn auch die Tschechen eignen sich gut für die industrielle Beschäftigung, obschon die höhere Leitung, die Stellen der Directoren und Werkführer, meist in deutschen Händen sind. Dies wiederholt sich im ganzen slawischen Osten.

Die überströmende deutsche Intelligenz und Arbeitskraft, im eigenen Hause nicht immer die entsprechende freie Bewegung und Verwerthung findend, hat bis nach Moskau, bis in die Bergwerke des Ural und in die Salzwerke am Caspischen Meere hin, den Osten in die industrielle Schule genommen. Die Deutschen sind den Engländern auf diesem Felde rasch nachgefolgt und in die von jenen verlassenen Plätze nachgerückt. Während die Engländer durch ihren Stolz und ihre übermäßigen Ansprüche anstießen und noch dazu durch ihr starres Haften an den heimischen Gewohnheiten zu vielen Verlusten Anlaß gaben, haben sich die Deutschen besser bewährt, indem sie, klein beginnend, aber zu Größerm vorschreitend, die Bedingungen der Geschäfte im fremden Lande rasch auffaßten und sich denselben anschmiegten.

Einst traten die Deutschen im Osten von Nowgorod bis Siebenbürgen als ritterliche Eroberer auf, wohl auch als Kaufleute und kriegerische Ansiedler: heutzutage gestattet ihnen ihre nationale Zerrissenheit nur eine bescheidene aber nicht minder wichtige Rolle, — sie sind im Osten die geistigen und gewerblichen Pfadfinder, erschließen die Bodenschätze, verbessern die einheimischen Handwerke, errichten oder lenken die Fabriken und lockern und erheben durch Alles dies die schweren, gebundenen slawischen Bauernmassen. Diese ebenso ausgebreitete als stille Thätigkeit wird aber wenig anerkannt. Andere Völker, die von Civilisation schwatzen, aber wenig für sie thun, ernten Beifall und Sympathie. Nur der Starke hat Verdienste.... Die Eisenwerke, wie überhaupt die ganze Gegend, gehören dem Fürsten Fürstenberg, einem noch jungen Manne, welcher damals in Lana wohnte. Wir nähern uns nun dem nördlich liegenden großen Pürglitzer Thiergarten. Indem die Beraunka hier große Krümmungen macht, bildet sie einladende trauliche Plätzchen. Die Landschaft ist merkwürdig zerstückelt und zerrissen, wie denn fast ganz Böhmen die Spuren langer Wasserstürme trägt. Insofern steht es in gradem Gegensatze zu den Pusten, wo man überall ein weites Gesichtsfeld rings um sich hat.

Die oft hübschen Bäuerinnen tragen rothe Kopftücher. Auffallend war es mir, Weiber dreschen zu sehen. Indessen kommt dies auch in Deutschland vor, z. B. in den Rheingegenden, aber immer wird es nur die Noth sein, welche Frauen zu dieser unweiblichen Arbeit bringt. In England wird man Aehnliches nie sehen. Da das Wetter sehr milde war, spielten kleine Kinder im Naturzustande, kaum mit einem Hemdchen bekleidet, auf der Straße und in den Höfen. Die Kinder sind durchweg blond, oft flachshaarig, und ich glaube, daß dies bei allen Nordslawen der Fall ist, wenn sich auch später die Haarfarbe in's Braune oder Schwarze verdunkelt.

Pürglitz hat noch ein auf einem Felsen romantisch gelegenes, großes Schloß. Es scheint mir, als ob diese Orte einst bessere Tage erlebt haben, doch muß dies schon lange her sein.

Im kleinen Dörfchen **Stabtl** gab mir ein Wirth über einige wirthschaftliche Verhältnisse folgende Auskunft. Die Gegend war früher schwer belastet, die Bauern mußten wöchentlich drei Tage mit Pferden roboten (Frohndienste leisten) und zwei bis drei Tage mit der Hand. Da sich außerdem die Herrschaft immer die zur Arbeit geeigneten Witterungstage wählte, so blieb den Bauern zur Bestellung ihrer eignen Baugründe sehr wenig Zeit übrig. Jetzt hebt sich die Gegend langsam; da sie nicht übermäßig fruchtbar, kommt noch Getreide von Westen herein und wird bezahlt mit dem Gelde, welches die Eisenarbeiter in Umlauf bringen. Seit den Bewegungsjahren ist bekanntlich das Silbergeld in Oesterreich aus dem gewöhnlichen Verkehr verschwunden. Vieles davon ward über die Grenze verkauft, Vieles ist aber auch noch von den Bauern in die große Schatzkammer der Mutter Erde verscharrt. „Sehen Sie, hier gegenüber," sagte der Wirth, „wohnt ein Kleinhäusler in jenem halbzerfallenen Häuschen, das nicht einmal sein Eigenthum ist, und doch hat dieser Mann mehr wie tausend Gulden in Silberzwanzigern dort vergraben." Ob dies eine Unwahrheit? Aber so viel ist wenigstens gewiß und auch dem Charakter des Landvolks vollkommen entsprechend, daß bei gerichtlichen Aufnahmen zuweilen ganz bedeutende Summen klingender Münze vorgefunden wurden.

Die deutsche Sprache wird in dieser Gegend als erstes Mittel der Bildung und des Fortkommens eifrig erlernt, und zwar thun sich die gebornen Tschechen gern auf eine hochdeutsche, dialektfreie Aussprache des Deutschen etwas zu Gute. Dies habe ich in ganz Böhmen gefunden; die Aeußerung: „Wir sprechen reiner deutsch als die Oesterreicher," kann man dort oft hören, auch ist sie in

jenem Sinne nicht unbegründet, obwohl man den Tschechen an seiner Aussprache dennoch erkennt. Aber auch im deutschen Oesterreich macht sich in neuester Zeit ein bedeutendes Vordringen des Hochdeutsch geltend, während es früher für guten Ton galt, die baierisch-österreichische Mundart recht sorgsam beizubehalten. Im ganzen deutschen Vaterlande wiederholt sich diese Erscheinung: in Friesland wird das Plattdeutsche von dem Hochdeutschen verdrängt, wie einst jenes das Altfriesische verdrängte, ebenso das Platt der Ostseeküste, wie das Alemanische und Bojoarische im Süden; es ist grade, wie wenn die hochdeutsche Schriftsprache aus der Mitte Deutschlands in immer erweiterten Ringen ihre Wellen nach den Grenzen aussendete, die alten und ehrwürdigen Mundarten einengend, aber der Volkseinheit eine neue Grundlage gewährend.

Die Häuserbauart in dieser Gegend nähert sich schon mehr dem Brauch der Gebirge. Vielleicht weil der Wald häufiger, trifft man mehr Häuser von Holz. Balken, der Länge nach auf einander gelegt, deren Ritzen mit weißen Kalkschichten ausgefüllt sind, bilden die Wände. Auch Strohdächer sind nicht selten. Aber Beides, Holzbau und Strohdach, wurden neuerdings verboten. Ueberhaupt besteht eine merkwürdige Feindschaft zwischen dem Strohdach und dem modernen Beamtenthum. Wie sich der rothe Mann vor dem Europäer zurückzieht, so verschwindet das Strohdach überall, wo die Bureaukratie sich entwickelt, was bekanntlich in Oesterreich in größerm Maßstab erst seit etwa zehn Jahren der Fall ist. Da bekanntlich Cicero und Papinian nicht die rechten Leute sind, um die studirende Jugend in die Kenntniß des Volkslebens und in die Volkswirthschaft einzuführen, so pflegt eben die Volkskunde die schwache Seite des Beamtenthums zu sein. Aus einer idealen Welt plötzlich unter Bauern versetzt, fehlt ihm nur allzu häufig der Blick für die Wirklichkeit. Da leuchtet denn der Gedankenblitz hervor: daß Stroh leichter brennt als Ziegelstein. Die armen Strohdächer fallen daher als das erste Opfer des Thatendrangs, und doch ließe sich, selbst zugestanden, daß solche Eingriffe in das bürgerliche Leben ausnahmsweise gebilligt werden könnten, gar Vieles zu Gunsten des Strohdaches anführen. Schon der einzige Umstand, daß Justus Möser, dieser ernste Kenner deutschen Lebens, es nicht verschmäht, sich zu wiederholten Malen der uralten Sitte anzunehmen, gibt einen bedeutsamen Fingerzeig. In der That kann man sagen, daß die Polizei, die den Bauer nöthigt, vom alten Strohdach abzugehen, das Bauernhaus gleichsam langsam abbrennt, d. h. die Verluste an Bequemlichkeit und Häuslichkeit, sowie die durch ein Ziegeldach verursachten Mehrkosten sind in einer längern Periode so bedeutend, daß man dafür ein ganz neues Haus herstellen könnte. Den Rohstoff baut sich der Landmann auf seinem eigenen Acker, während er die Ziegel kaufen muß; wird das erstere Dach schadhaft, so flickt er es mit geringer Mühe selber aus, und wenn es so alt geworden, daß ein Flicken nicht mehr möglich, so nimmt er es herab und düngt seine Felder damit. Das Strohdach gehört außerdem organisch zu dem ganzen Haus, besonders zu dem niedersächsischen, von welchem Möser sagt, es sei so vollkommen, daß es gar nicht mehr vervollkommnet werden könnte. Aendert man nun das Dach, so muß auch manches Andere sich ändern. Ein Ziegeldach, welches die Kälte leicht annimmt und durchläßt, wird zum Beispiel manche Verwendung des mitteldeutschen Speichers unmöglich machen, und wie man die großen, unmittelbar unter dem Dache befindlichen Räume des niedersächsischen Hauses im Winter dabei heizen wollte, ist mir völlig unklar. Das Strohdach, im Winter warm, im Sommer kühl, ist ein herrliches Ergänzungsmittel für die Mängel unseres Himmelsstriches. Der deutsche Bauer weiß es und zahlt lieber, als dasselbe zu missen, das Doppelte in die Brandcasse, — aber wer fragt ihn um seine Meinung, um seinen Willen?

An den Häusern werden die Dächer länger und senken sich zuweilen auf der Wetterseite bis fast zur Erde herab, dadurch sehr an die „Niederlässe“ auf dem Westerwald ꝛc. erinnernd. Die Bauart scheint überhaupt schon die Annäherung an die deutsche Sprachgrenze zu verrathen. Seltsam und unschön sind am Wege die eisernen Crucifixe, woran das Christusbild, allen Gesetzen der Plastik zuwider, nur aus einem bemalten platten Bleche besteht.

Eine waldige, mit Fichten bestandene Landschaft durchschreitend, gelangt man nach Rakonitz, einem alten Orte mit hübschen Thürmen und andern derartigen Spuren ehemaligen Wohlstandes. Die Bewohner, meist dunkeln Haares, scheinen demselben

Typus anzugehören wie die von Beraun. Ueber Horosedl und Herrnsdorf erreichten wir Horschowitz und damit die deutsche Sprachgrenze. Das Aeußere des Wirthshauses, wo wir einkehrten, machte auf uns einen Eindruck, der unserer Nationalität schmeicheln konnte; die reinliche und zierliche Schlafkammer mit weißen Vorhängen, mit alten Schränken und Bildern, dies Alles, was wir nun längere Zeit entbehrt hatten, schien auf eine höhere Cultur hinzudeuten, hätte uns nicht manche spätere Nacht belehrt, daß doch nicht allein die Nationalität, sondern die Lage des Gasthauses und der Wohlstand seines Besitzers für die Behaglichkeit des Reisenden von entscheidendem Einflusse sind.

Die Mundart in Horschowitz ist fränkisch. Uebrigens wollten die Wirthsleute wissen, daß das deutsche Element hier gegen das tschechische im Vortheil sei und letzteres zurückdränge. Von Horschowitz selber ward behauptet, daß es „von jeher" von Deutschen bewohnt sei, obwohl mir der Name dem zu widersprechen scheint; nach Horosedl und auch schon weiter nach Stadtl und Neuhaus seien aber neuerdings die Deutschen mehr vorgedrungen. Eine wirthschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen stellten die Leute in Abrede; auf meine Frage, wie sie denn das Vordringen des Deutschen erklären wollten, meinten sie, mit der deutschen Sprache komme man weiter. Die Tschechen bedürften der Erlernung des Deutschen, aber nicht umgekehrt. In ihrem Orte (Horschowitz) könne Niemand tschechisch reden als sie, die es ihres Geschäftes wegen nöthig hätten.

Der junge Mann, der so redete, verleugnete selbst in seinem Körperbau nicht die Eigenschaften eines Grenzanwohners; sein hoher, knochiger Wuchs war deutsch, während die Gesichtsbildung, die auffallend hervorstehenden Backenknochen, die kleinere Nase, die wenig scharfgeprägten Umrisse des Mundes und Kinns zugleich auf die Wirkung slawischen Blutes deutete. Da die Mutter sich als eine echte Deutsche darstellte, so mußte wohl die slawische Beimischung von väterlicher Seite herrühren, eine Vermuthung, die sich auch bestätigte durch den Namen der Familie, „Sperk," welcher wenigstens kein deutscher zu sein scheint. Auch die Gemarkungen und „Gebäue" — so heißen hier die Bauerngüter — haben slawische Namen. Wahrscheinlich sitzt hier seit dem dreißigjährigen Krieg eine deutsche Bevölkerung, denn neuerdings blieben sich die Sprachgrenzen ziemlich gleich. Der lebhaftere Verkehr mag es fordern, daß die Tschechen mehr Deutsch lernen als vorher, aber damit ist an kein Aufgeben ihrer Nationalität zu denken, und ich habe öfters wahrgenommen, daß im großen Ganzen, und besonders unter dem Landvolk, beide Stämme ihre uralten Wohnsitze fest behaupten.

Hier berührt man schon die Hopfenpflanzungen, durch welche das nordwestliche Böhmen, zumal die Gegend von Saaz, berühmt ist. Viel Geld wird dadurch erworben; die Spuren eines bedeutenden Wohlstandes sind unverkennbar, wie es kaum anders sein kann an Orten, wo, wie hier, die Felder eine im Preise so sehr gestiegene Handelswaare hervorbringen, während gleichzeitig die Gebundenheit der Güter eine allzu rasche Bevölkerungszunahme verhindert.

Die Mundart wechselt hier ungemein. In Horosedl und Horschowitz sind baierische Laute im fränkischen Dialekt unverkennbar, während in Lubenz eine Aussprache herrscht, die bald an Sachsen, bald an die Rheinpfalz erinnert. Sollte Letzteres von den vielen Juden herrühren, die sich hier aufhalten? Die vielen neuen Häuserbauten bezeugen einen zunehmenden Wohlstand. Uebrigens wird auch das deutsche Wesen in Allem bemerklicher, wozu die Nähe der Badeorte äußerlich manches beitragen mag. Die Einkehrhäuser werden bei steigenden Preisen „elegant," so in Buchau, wo uns ein Gewitterregen zur Besteigung des Postwagens nöthigte. Ueber mehrere Höhenzüge führt eine treffliche Landstraße dann rasch nach Karlsbad. Man erblickt das berühmte Bad erst, wenn man den Rand der waldigen Granitberge erklommen, welche das tiefe und nicht breite Thal von beiden Seiten einengen. An den beiden sich gegenüberliegenden Bergen diesseits und jenseits sieht man, originell genug, auf hohen Sockeln zwei weiße Hirsche aufgerichtet, die sich gleichsam grüßend anblicken und mit ihrer hellen Farbe von dem dunkeln Buschwerk sich gut abheben. Einige Landhäuser, mit geschickter Benutzung des romantischen Terrains an den Abhängen der Berge angebracht, leiten in anmuthiger Weise den Blick in den von der Tepel durchflossenen Thalkessel, in welchem man die um die heißen Quellen allgemach zu einer nicht unansehnlichen Stadt angewachsenen Häusermassen und Straßen aus der Vogelsicht erblickt.

In vorsichtigen Windungen führt die Landstraße hinab. Wir besuchen die Quellen, deren Wärme von 38 bis 59 Grad R. wechselt, den Sprudel mit seinem nicht hoch, aber breit aufsteigenden Schwalle; zum Verkaufe bietet man dort die bekannten Versteinerungen aus, braunrothe Niederschläge der Quelle, die man etwa um eine Blume, um einen Krebs oder dergleichen sich hat ansetzen lassen. Es ist ein Kalksinter, der vor allen übrigen, welche in der bekannten Welt entstehen, sich auszeichnet, und der durch seine verschiedenen Lagen und Farben, durch die schöne Politur, die er annimmt, zuerst auf die hiesigen Steinarten aufmerksam gemacht hat.

Karlsbad ist uns erfreulich durch seine schöne Umgebung, die es mit den meisten Heilquellen gemeinsam hat, die aber nicht — wie leider in den rheinischen Bädern — durch das Spiel und die damit zusammenhängenden Uebelstände verstört wird; ehrwürdig ist es uns durch das Andenken an die große Anzahl berühmter Männer, die hier Heilung oder Erholung fanden und noch finden. So Goethe, welcher die geologischen Verhältnisse der Gegend genau geschildert, Hufeland und Andere. Mancher Gelehrte, eine Zierde deutscher Wissenschaft, findet sich hier regelmäßig mit Freunden zusammen. Und nicht leicht wird man hierzu einen angenehmern und heilsamern Ort finden können. Auch die Bevölkerung, die nicht allein auf die Kurgäste angewiesen, sondern auch in mannigfacher Gewerbthätigkeit eine Stütze findet, zeichnet sich durch Zuvorkommenheit aus. Gern entbehrt man dann die gespreizte Pracht anderer Badeorte, die sich nicht für den einfachen Deutschen schmücken, sondern dem Geschmack der Fremden dienstbar sind. Der leichtere Sinn der Badestadt ist dennoch auch hier nicht zu verkennen.

Die Tepel (zu deutsch „die warme") mündet unweit Karlsbad in die Eger. Die Landschaft ist außerordentlich freundlich; wechselnde Wiesen, Felder, walbbedeckte Berge, angenehm verbunden durch die beiden Flußthäler. Zugleich hat die reiche geologische Zusammenschichtung, welche im westlichen Böhmen die mannigfaltigsten Stoffe häufte — Eisen, Kohlen, Kalk, biegsame Erden u. s. w. — zu verschiedenen Industrien eingeladen. Im Dörflein Aich gewahrten wir eine ziemlich groß angelegte Porcellanfabrik, die sich jedoch keines sonderlichen Fortgangs rühmen soll. So erzählte wenigstens unsere Wirthin, eine alte Frau mit echtdeutschen Zügen, großen freundlichen Augen und gebogener Nase, sehr ähnlich der hessischen Erzählerin, deren Bild die Gebrüder Grimm ihren „Hausmärchen" vorangestellt haben. Dieser Typus findet sich übrigens, wenn auch vereinzelt, vom Riesengebirg bis in's Hessenland.

Es fiel ein feiner, aber nachdrücklicher Regen, als wir die Eger übersetzten und nun über grüne Hügel, zwischen Waldstücken, die ein Maler zu Vordergrundstudien benutzen könnte, uns dem Städtchen Ellenbogen näherten. Längs der Straße lehnen sich niedliche Gärtchen an die bunt hervortretenden moosbewachsenen Felsen an.

Der seltsame Name des Ortes erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß hier die Eger einen Bogen bildet, in dessen innerm Winkel eben das Städtchen liegt. Eine ähnliche Lage hat das Schloß und Städtchen Katzenellnbogen am Dörsbach in Nassau, wobei die ersten beiden Silben wahrscheinlich auf die alten Chatten deuten, deren Namen im Laufe der Zeit und je nach den Mundarten der Stämme, unter denen er vorkommt, sehr verschiedene Wandlungen erlitten hat.

Das Städtchen hat viel Alterthümliches, scheint jedoch in wirthschaftlicher Beziehung gedrückt. Dies mag sich denn auch im Aussehen der Bewohner geltend machen — ein etwas befremdlicher Menschenschlag, dunkel von Aug' und Haar, oft mit eingefallenen kleinen Gesichtern, die Nasen mitunter aufgestülpt, aber nicht grob; ich wurde an abgelegene rheinische Landschaften erinnert, zum Beispiel den Hunsrück oder die Gegend von Hachenburg. Vermehrt wird dieser Eindruck noch durch die schwarzen Tücher, welche die Weiber um den Kopf tragen, die hinten in eine Art Futteral für die Zöpfe auslaufen. Dieses Futteral ist mir auch bei den Bewohnerinnen von Iglau in Mähren aufgefallen. Sonst gewahrt man wohl auch in den Zügen hier etwas mittelalterliches — kleine, aber stark modellirte Gesichtspartien, mit scharfen Abgrenzungen hervortretend, wie bei alten Holzschnitzereien, die man zum Beispiel in Nürnberg sieht.

Eine hübsche Kettenbrücke führt uns über die Eger. Das Landvolk, unter dessen Fluren und Gütern wir nun dahinwandern, ist unter dem Namen der Egerländer bekannt und bietet selbst für den bloßen Durchreisenden viel Bemerkenswerthes. Die schon ziemlich hoch gelegene Gegend, ursprünglich

wenig fruchtbar, aber durch den ausdauernden Fleiß ergiebig geworden, ist mit Wiesen und Feldern bedeckt, zwischen welchen die Höfe entweder ganz vereinzelt oder in kleinen Gruppen liegen. Die Höfe bestehen aus einem Gebäudeviereck, das den Hof einschließt. Es ist jene Form, die ich schon früher einmal in ihren Umrissen angegeben,*) sowie auch damals bemerkt wurde, daß sie in einem von Norden nach Süden sich erstreckenden Strich von Sachsen (namentlich der Gegend von Freiberg) bis tief nach Altbaiern hinein (Rottachthal, Gegend von Oetting) reiche und dort dem Alpenhaus die Hand biete. In der That mahnt hier Vieles an den schönen Bauernhof der Alpen, ohne jedoch die fast raffinirte Sauberkeit und Pracht der Häuser um Altötting oder Tegernsee, im Algau oder im Canton Bern ganz zu erreichen. Die Gebäude sind meist mit Holz ausgeschlagen, oft ist auch das Wohnhaus geweißt, mit schwarzen oder rothen Wandbalken und grün angestrichenen Fenstern. Auch laufen „Lauben" (Galerien) längs des zweiten Stockes hin, sowie auch die oberste Wandgegend unmittelbar am Dach durch vorgestoßene Kasten verschalt ist. Obstbäume sind selten, aber eine Zierde der Gegend bildet das wohlgepflegte braunrothe Vieh.

Was den Typus der Bauern betrifft, so wird sich eine slawische Einwirkung darin kaum mehr bemerken lassen. Wohl sind die Backenknochen oft hoch, aber der sonstige Schnitt ist ein ganz vom tschechischen verschiedener, und wenn man ihn nicht lediglich aus Germanischem erklären könnte, eher noch mit Finnischem verwandt. Die Nasen sind oft gebogen, die Haare braun oder schwarz, die Gesichtsfarbe bei stark rothen Wangen eine nicht weiße, sondern dunkelnde. Vielleicht deuten diese Züge auf scandinavische Verwandtschaft? Auch die Endungen der Ortsnamen auf grün, zum Beispiel Wintersgrün, Rabengrün, Grassengrün finden sich meines Wissens in Scandinavien wieder.

Siegfried Kapper sagt einmal bei Gelegenheit einer ausführlichen Schilderung des Egerlandes, daß schwerlich ein anderer deutscher Landstrich von allen den vielen Kriegen, die unser Vaterland zerfleischt, mehr gelitten habe als diese Gegend. Tschechen und Deutsche, Hussiten, der dreißigjährige Krieg, der Erbfolgekrieg tobten an diesen einsamen, aber an wichtiger Stelle liegenden Landschaften. „Unter allen diesen Lasten der Ereignisse aber hat das egerländische Landvolk mit der ausharrendsten Unverdrossenheit nicht nur an seinem heimischen Boden festzuhalten, sondern mit praktischer Klugheit sich allmälig jene bäuerliche Selbständigkeit zu sichern gewußt, der allein es seine solide Wohlhabenheit, seine innere Festigkeit, sowie die treue Bewahrung seiner alten Sitten und Gebräuche zu danken hat. Größerer, abliger Grundbesitz ist im Egerlande nur wenig geblieben. Die kleinen, zerstreuten Edelgüter haben die Landleute vor Jahrhunderten bereits käuflich an sich gebracht, und zu einer Zeit, da die Frohne noch überall in vollster Blüthe stand, sich von aller Giebigkeit und Servitut losgezahlt. Mancher Rittername, mancher Egerer Patriciername ist seitdem verschollen, die Nachkommen jener egerländischen Urväter der modernen „Grundentlastungscommissionen" sind noch heute ein gesundes, kräftiges, männliches Geschlecht von Landwirthen, das nicht ohne gerechten Stolz auf seine ehrenwerthen Ahnen zurückschaut. Man muß mit dem Egerländer verkehren, um den Abstand zwischen dem freien, sich selbst bestimmenden Herrn seiner Scholle und dem knechtenden Robotpflüger recht deutlich sich ausprägen zu sehen. Ein egerländischer Bauer — und sein Besitzthum braucht keineswegs ein sehr umfangreiches zu sein — fühlt sich in seinem Hofe nicht schlechter als je sich ein Edelmann auf seinem Freisitze gefühlt. Er führt den Pflug, aber auch zugleich das Regiment auf seinem Grund und Boden. Er ist nicht nur der Vater, er ist auch das waltende Haupt seiner Familie. Fest, wie er in der Gemeindestube auftritt, um da sein Wort mitzureden, tritt er vor alle Welt hin, den Herrn Kreishauptmann selbst und den Herrn Landeschef nicht ausgenommen. Er fühlt sich aber auch selbst einen Herrn, wenn auch nur in seiner Sphäre."

Derselbe Schriftsteller erzählt auch von einem Egerländer einen Zug, der für die Charakteristik nicht nur des egerländer, sondern überhaupt des altfreien deutschen Hofbauern so bezeichnend ist, daß ich mir erlaube, denselben hier wiederzugeben. „Der Bauersmann hatte einen langwierigen Proceß mit einem Egerer Bürger. Wenn wir uns recht entsinnen, handelte es sich um streitige Ackerabgrenzungen. Da der Proceß kein Ende nehmen wollte, so entschloß sich der

*) Band V. Seite 68.

Bauer kurz und nahm seinen Weg direct gen Prag. Hier legte er seinen unendlich langschößigen und eben so unendlich kurzleibigen, kragenlosen und rothgefütterten Sonntagsrock und seine bocklebernen Beinkleider und Stiefel an, ging hin und ließ sich direct beim Oberstburggrafen anmelden. Den breitkrämpigen Hut mit dem Holzstoß — so nennt der Egerländer die reiche Bänderverzierung seines Hutes — in der Hand, den großen schildförmigen Hosenknopf an der Brust, vorn spiegelblank geputzt, tritt er ein, und zwar so fest und sicher, wie er glaubt, sich in seinem Rechte zu wissen. Nun aber war das Parkett des Excellenz-oberstburggräflichen Audienzcabinets keineswegs darauf eingerichtet, die schweren Tritte eines egerländer Bocklederstiefelabsatzes über sich ergehen zu lassen, ohne dessen sprechendstes Conterfei in der Form mehrerer äußerst gelungener Abbrücke zurückzubehalten. Der Bauer brachte sein Anliegen kurz und bündig vor und ging, nachdem ihm der Oberstburggraf zugesagt hatte, sehen zu wollen, was sich thun ließe. Der Kammerdiener, der ihn durch das gleichfalls parkettirte und somit gleichfalls von den Absätzen etwas hart mitgenommene Vorzimmer hinausbegleitet, wirft ihm einen Blick der tiefsten Entrüstung nach, den der Bauer, da er sich nicht bewußt ist, dem Herrn zu nahe getreten zu sein, mit dem stoischsten „B'hüt Gott" erwiedert. Wenige Tage darauf wird er wieder vor den Oberstburggrafen berufen. Er hat den Proceß gewonnen. Mit strahlendem Gesichte versucht er es, Sr. Excellenz dankbarlichst die Hand zu drücken, macht seine Reverenz und geht. Im Vorzimmer wieder dieselben entrüsteten Blicke. Das ist dem siegesfrohen Bauersmann etwas zu arg. „Sie, Herr Bedienter!" spricht er den Kammerdiener an, „Sie werden doch nichts dagegen haben, daß ich meinen Proceß gewonnen hab'?" „Was geht mich Sein Proceß an," entgegnete der Kammerdiener, — „ein andermal aber, wenn Er hier etwas zu suchen hat, komm' Er nicht in Seinen bocksledernen Stiefeln und laß Er nicht zolltiefe Spuren von seinen Absätzen im gewichsten Boden zurück!" ... „Wenn's weiter nichts ist," erwiederte der Bauer, „das muß schon der Herr Bediente zu Gnaden halten. **Wenn ein Egerländer Bauer wo auftritt, so muß man's auch merken, daß er dagewesen ist!**" und schritt stolz und groß aus der Antichambre.

Einen dieser Bauern findet der geneigte Leser hier in doppelter Stellung abgebildet.



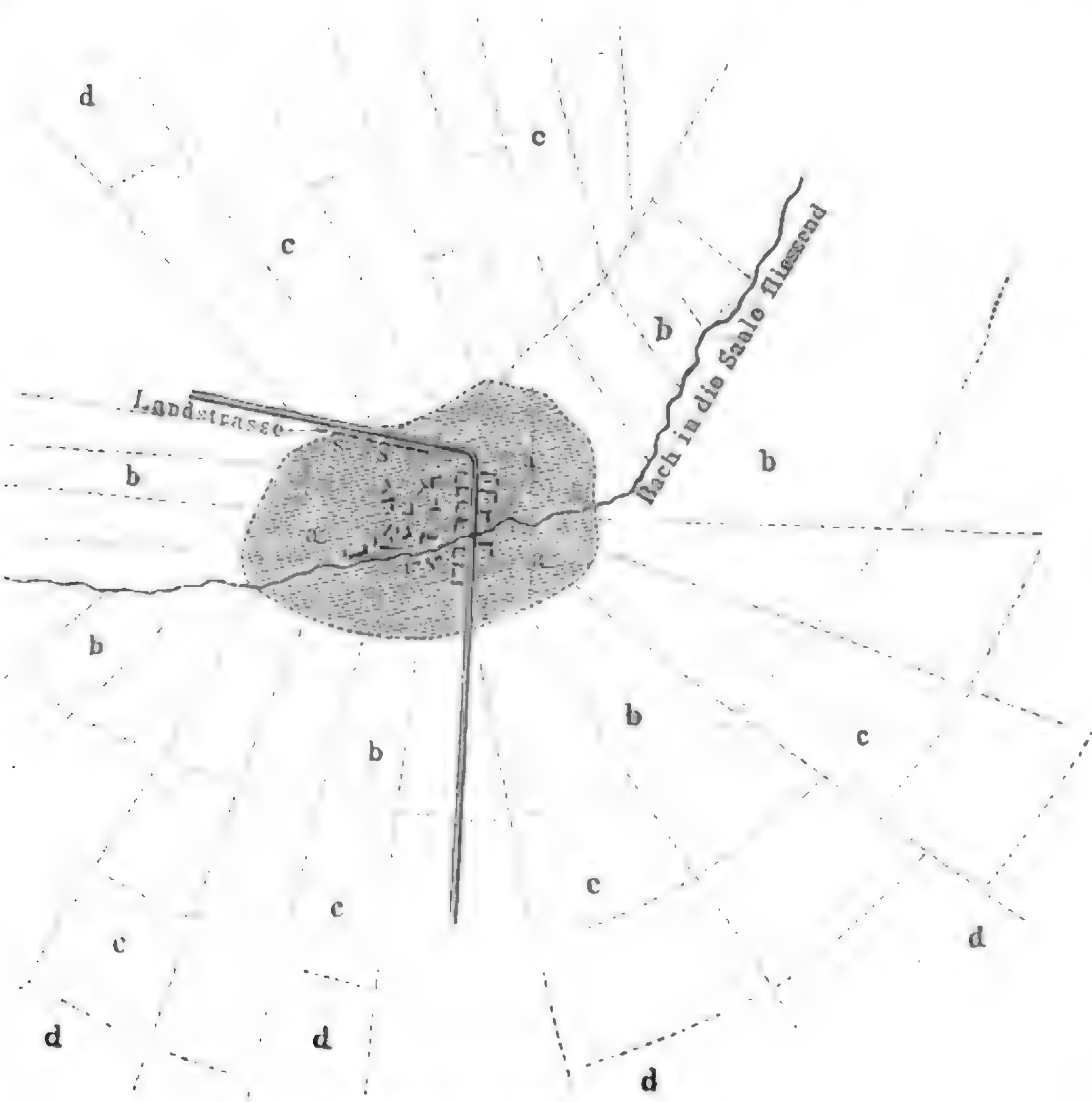
Bauer aus dem Egerland.

Man bemerkt an ihm den schwarzen Hut mit schwarzseidenen Bändern, die dunkelgrüne Jacke, die schwarze Hose. Vor der Brust trägt er eine große gelbe Schnalle, und besonders eigenthümlich sind die rückwärts stehenden Zipfel des Halstuches. Außerdem hat der Egerländer Bauer einen Sommer- und einen Wintermantel.

Der Hauptort des Ländchens, die Stadt Eger, hat ein alterthümliches Aussehen. Die Nahrungsquellen scheinen sparsam zu fließen. Die Besatzung, die sonst hier zu liegen pflegte, brachte wohl vorübergehendes Leben; aber Städte, die nur auf dieser Grundlage ruhen, müssen stets auf den Verfall gefaßt sein. Jetzt soll dort noch ein „Commandant" mit zwei Officieren wohnen. Ernst blickt ein halbverfallenes Schloß auf die Stadt herab. Sind es die Erinnerungen an das blutige Ende Wallenstein's, die uns hier so düster stimmen? Dort am Markte steht das einfache Haus, wo der räthselhafte Mann ermordet wurde. Welche Pläne lagen hinter dieser langen, in schweren Linien gegossenen Stirn? Wollte er, die Rolle des glücklichen Soldaten aus Corsika vorausnehmend, Deutschlands Napoleon sein? Wer weiß es! Seine Geheimnisse nahm er mit sich in das Grab, und heute noch ist das Urtheil über ihn kein ganz klares und einstimmiges.

Grenzgegenden bieten immer einigen Stoff zur Beobachtung. Ueberschreitet man etwa eine Stunde hinter Eger die österreichisch-

baierische Grenze, so bemerkt man zuerst eine Verschlimmerung der Landstraße. Ich habe zu bemerken vergessen, daß in den letzten Jahren in Böhmen an den beiden Ausgängen der Dörfer Standpfähle mit Tafeln aufgeschlagen wurden, worauf in deutscher und theilweise in böhmischer Sprache der Name des Ortes u. s. w. sauber, ja zierlich angeschrieben steht. Außerdem findet man noch, wo es nöthig ist, Wegweiser für die Reisenden, mit Angabe der Meilenzahl nach den Hauptorten. Auf der baierischen Seite vermißte ich diese Annehmlichkeit. Dagegen ward auf den hiesigen Tafeln kundgethan, daß wir uns im „Landgericht Hof" befinden, eine Mittheilung, die zwar den Bedürfnissen des Reisenden oder auch des einheimischen Landmannes wenig entspricht, aber für die regelrechte Schematisirung des Landes von Vortheil und etwaige Verbrecher an die Allgegenwart der Behörden zu mahnen sehr wohl geeignet ist. Nicht auf der grünen Flur, aber auf dem grünen Tisch sind diese Tafeln gewachsen. Uebrigens trägt die Gegend ein gewisses Gedeihen zur Schau, ein erfreuliches Gepräge, welches man jetzt selten in Baiern vermißt. Die Menschen sind offenbar fröhlicher; man hört wieder einmal jodeln und singende Kinder ziehen die Straße daher. Ich schreibe diesen Unterschied zunächst dem Umstande zu, daß in den letzten zwölf Jahren das Geschick beider Staaten ein so verschiedenes war. An welchen ernsten Erlebnissen hat der Oesterreicher inzwischen Theil genommen, — Aufstände, Kriege, Verluste, Reformen, Rückfälle, neue Grundlagen der Entwicklung!



Dorf und Feldflur Kirchenlamitz.

a das Dorf mit dem Gürtel von Gärten. b der Gürtel von Wiesen. c die Ackerfluren. d der Wald auf den ringsum liegenden Höhen. s die zusammengebauten Scheunen.

Der Ort Schirnbing, einst eine Feste, die einen wichtigen Paß hütete, gehörte früher zu den preußischen Besitzungen in Franken,

wie sich der Pastor, den wir in der Gaststube antrafen, noch gar wohl erinnerte. Derselbe rühmte die Anstelligkeit der Bevölkerung, besonders im Felde der Industrie; während an andern Orten die Arbeiter sich nur mit Widerstreben zur Fabrikarbeit verstünden, habe man hier das Vortheilhafte derselben rasch erkannt, und seitdem in Bayreuth eine große Spinnerei entstanden, habe der Bettel ganz aufgehört. Den kräftigsten Menschenschlag finde man nicht hier, sondern zwischen Nürnberg und Sulzbach.

Nun steigen die waldigen Kuppen des Fichtelgebirges vor uns auf, doch befinden wir uns noch immer im Flußgebiet der Elbe. Die Gegend gleicht einem großen Waldpark mit reinlichen, aber vielverschlungenen Wegen; es beginnen schon die hochgelegenen Burgen und Klöster, eines der Wahrzeichen des Frankenlandes. Unter den Burgtrümmern von Thierstein liegt das arme Dörflein gleichen Namens. Hier wimmelt es allenthalben von Webern, die noch mit ihrer Hand den schwierigen Kampf gegen die Maschinenarbeit fortführen. Bei großer Genügsamkeit waren diese Leute zufrieden, sobald sie überhaupt Beschäftigung fanden; seitdem sind nun trübere Zeiten eingetreten, die große Handelskrise, die Kriegsbesorgnisse, die lähmende Unsicherheit der Lage. Da mag die Noth in bitterer Weise in diese stillen Berggegenden hineingetreten sein!

Die vielfach sich kreuzenden Pfade machten vieles Fragen nöthig; ich weiß nicht, wie es kam, an gutem Willen der Antwortenden fehlte es nicht, aber wohl an Verständniß. Die guten Leute schienen gar nicht zu begreifen, daß man in ihrer Gegend fremd sein könne. Die Köpfe sind hier oft länglich, etwas zusammengepreßt, die Augen nah zusammengerückt, die Nasen groß und gebogen. Der Stamm scheint nicht unedel, aber durch lange Dürftigkeit fast erdrückt.

Wir haben nun den Schneeberg und Ochsenkopf, die höchsten Kuppen des Fichtelgebirges, sowie Wunsiedel, die Heimath eines großen Geistes (Jean Paul), links liegen lassen und berühren bei Marktleithen die nicht weit davon entspringende Eger. Der Taglohn steht hier auf 8 Kreuzer, wenn der Arbeitgeber die Kost stellt; ohne Kost 16 Kreuzer. Nehmen wir das Jahr zu 300 Arbeitstagen an, so ergibt sich ein jährliches Einkommen von 80 fl. Wasserkraft ist reichlich vorhanden.

Eine mäßig hohe Wasserscheide übersteigend, kommen wir in das Flußgebiet der Saale, wo ich den freundlichen und wohlhabenden Ort Kirchenlamitz nach der Mundart und Aussehen für eine aus der Rheinpfalz bevölkerte Ansiedlung halten möchte. Ein kleiner Zug bestärkte diese Vermuthung. Als wir an einem hellspringenden Brunnen am heißen Tage unsere Lippen kühlten, sprang ein hübsches Mädchen aus dem Nachbarhause, um mit artigen Worten ein Glas anzubieten. Ich glaube, das würde weder in Niedersachsen, noch in der Schweiz, auch kaum in Altbaiern geschehen sein, und zwar wäre es nicht aus bösem Willen unterblieben, sondern nur, weil es nicht in Charakter und Sitte des Stammes liegt. Der schnelle Entschluß, das rasche Ueberspringen schüchterner Bedenklichkeiten, die wirklich freie, anstandsvolle, vielleicht etwas theatralische Art der verbindlichen Rede und des ganzen Auftretens schien mir einen wesentlich fränkischen Charakterzug zu enthalten. Eine ganz ähnliche Erfahrung ward uns unmittelbar nachher zu Theil. Als wir nämlich das Dorf hinter uns gelassen und, einen langen Bergrücken hinaufschreitend, vom rechten Pfade abgewichen waren, ließ uns ein lauter, fast scharfer Ruf plötzlich Halt machen. Wir standen und blickten suchend nach dem Orte, woher der Laut gekommen. Da zeigte sich denn eine hochgewachsene weibliche Gestalt und wies, als sie unsere Aufmerksamkeit erregt sah, mit einer kühnen, schwungvollen Handbewegung in die von uns einzuschlagende Richtung. Erst als wir ihr mit Hutschwenken einige dankende Worte zugerufen, ließ sie die Hand herabsinken und schritt gelassen dem Dorfe zu. Auch hier war That und Geberde rhein-fränkisch, das heißt ein Grad mehr fränkisch als oberfränkisch.

Ein Rückblick, den wir von dem erwähnten Bergrücken in das Thal hinabwerfen, zeigte uns das vielzerschnittene Netz einer Dorfflur so scharf und regelmäßig ausgeführt, wie ich es noch selten wahrgenommen. Das ansehnliche Dorf, welches ohnedem die Eigenthümlichkeit hatte, daß die Scheunen nicht bei dem Wohnhause, sondern in einer langen Reihe vor dem Orte lagen, bildete den Mittelpunkt eines Kreises, dessen nach Außen strahlenförmig abgehende Radien das ganze Gebiet des Thalkessels durchschnitten und umspannten. Es ist die Dorfanlage nach deutschem oder fränkischem Recht, von der wir hier ein außerordentlich deutliches Bei-

spiel vor uns haben. Die vorstehenden Umrisse machen keinen Anspruch auf Genauigkeit, sie sollen nur eine allgemeine Vorstellung von dieser Art der Flurtheilung geben.

Hier ist es möglich gemacht, daß ein Bauer sein ganzes Besitzthum in einem einzigen langen Kreisschnitt zusammenliegen hat: erst seinen Haushof, dann den Garten bei a, hierauf sein Wiesenstück von b, woran sich im Gürtel c die Fruchtfelder und oben der Waldantheil bei d anschließen. Ein solches Besitzthum ist die reinste Form der Hagenhufe,*) welche auch die westfälische, flämische und deutsche Hufe genannt wird und sich sehr häufig in diesen östlichen, theilweise erst später von Deutschen besiedelten Gegenden vorfindet. Ob nun Kirchenlamitz, dessen rheinfränkische und zwar pfälzische Abstammung, wie mir wahrscheinlich vorkommt, schon zur Zeit der großen deutschen Colonisation in den Slawenländern im elften bis fünfzehnten Jahrhundert oder erst nach dem dreißigjährigen Krieg angelegt wurde, wo Schweden und Kroaten diese oberfränkischen Gegenden auf's Furchtbarste verwüstet hatten, das bleibe Einzeluntersuchungen vorbehalten.

Da es grade Sonntag war, ging es in den Dörfern recht munter und hoch her. Aus einer Waldschenke schallte fröhliche Musik, und als wir näher kamen, sahen wir kräftiges junges Weibervolk in violetten Röcken, mit schwarzen, lebhaften Augen und entschieden gebogenen Nasen sich zum Tanze anschicken. Die Abendsonne brach zitternd durch den Fichtenwald und hauchte das einsame Wirthshaus, die Bäume und die lebhaft bewegten Gestalten erglühend an. Bei Müncheberg erreichten wir die Eisenbahn.

Zum Schlusse noch eine allgemeine Charakterschilderung der Bewohner der Oberpfalz, von welcher letztern wir nur die kurze Strecke Schirnbing-Müncheberg durchschnitten haben. Diese Schilderung gibt in seinem inhaltreichen Werke „Aus der Oberpfalz" Fr. Schönwerth. „Der Charakter der Oberpfälzer ist zurückhaltend, lernbegierig und leichtfassend für Musik und Sprachen, voll tief eingewurzelter Treue und Religiosität, obwohl zur Zeit der Reformation in einem Jahrhunderte viermal das Bekenntniß gewechselt werden mußte; Tag und Nacht arbeiten, schlecht sich nähren und dabei zufrieden, ist der Grundzug des oberpfälzischen Lebens. Der Wuchs ist hoch und schlank, von scandinavischer Körperbildung, der Größe entspricht die Kraft; oberpfälzische Bauern waren es, welche den unbesiegten Hussiten den ersten Schlag beibrachten. Reiches, hellblondes Haar (oder schwarzes bei slawischer Abstammung) und weiße Zähne, die bis in hohes Alter bleiben, sind Eigenthum der Bevölkerung, die oft in dem kleinsten Umkreise scharf abgeschnitten sich unterscheidet. Hier finden sich nämlich, oasenartig eingesprengt, Ableger des wendischen Stammes im Norden und Westen und des tchechischen im Osten; Karl der Große hatte nach morgenländischer Sitte unbändige Sachsen hierher verpflanzt, und Franken waren eingezogen. Der Kern aber gehört dem gothischen Volke an, das schon von der Danau herauf oder erst aus Scandinavien eingezogen. Eine Menge Wörter, welche in verschlimmerter Bedeutung gehen, weisen unzweifelhaft darauf, die Gesetze der Mundart lassen sich ohne Gewalt an die gothische Sprache anknüpfen und eine auffallende Verwandtschaft mit dem Nordischen zu Tage treten."

*) Vergl. Landau, die deutsche Feldordnung. Ill. Monatsh. VI. S. 673.

Literarisches.

Aus dem Verlage von A. Büchting in Nordhausen wurden in letzter Zeit zwei bemerkenswerthe Romane versandt. Karl Robert greift mit seiner zweibändigen Dichtung „Hohenastenberg" in das sociale Gesellschaftsleben der Gegenwart, und zwar bildet die innere Hohlheit und Zerrissenheit in den Eheverhältnissen der höheren Stände seinen speciellen Vorwurf. Wir können den Griff als einen glücklichen bezeichnen. Der Gegenstand erscheint an sich wohl geeignet, ein Interesse zu erwecken, welches durch die geschickte Behandlung seine Steigerung erfährt. Der Roman ist wesentlich ein Reflexionsroman. Manche Betrachtungen wiederholen sich und wirken deshalb ermüdend. Der Stil des Verfassers ist ein glänzender. — Eine verwandte Aufgabe hat sich Ernst Willkomm in dem dreibändigen Roman „Moderne Sünden" gewählt. Auch hier werden die socialen Zustände der Gegenwart behandelt, insbesondere ihre Gebrechen und Nachtseiten. Die Corruption und Fäulniß in den Kreisen der industriellen und commerciellen Speculation wird mit Schärfe bloßgelegt. Für die Charakteristik der auftretenden Personen entwickelt Willkomm sein bewährtes Talent; die Erfindung und Darstellung der Situationen dürfte dagegen weniger gelungen sein.



Kleine Geschichten

aus der großen Welt.

Von

W. v. K.

Die Diplomatie im alltäglichen Leben.

Ich hatte als Knabe eine heilige Scheu vor Diplomaten. Ich konnte sie mir nicht anders vorstellen, als mit einer Stirn, die das Nachdenken in Falten gezogen, mit ernstem, durchdringendem Blick, mit weißem Halstuch und in Uniform mit Stern und Band; die kindische Einbildungskraft malte mir ihre Equipagen mit goldenen und silbernen Verzierungen, vielleicht auch einigen ungeheuer großen Edelsteinen, und die Köpfe der Pferde und des Jägers mußten mit vielfarbigen Federbüschen geziert sein. Als Jüngling sah ich Manches, was mich irre machte an der Treue des selbstgeschaffenen Bildes; da kamen mir aber die Worte eines großen Diplomaten zu Ohren: „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, nicht um seine Gedanken auszudrücken, sondern um sie zu verbergen;“ — und von Neuem wurden meine Begriffe unklar. Leute mit solchen Grundsätzen mußten durchaus etwas ganz Apartes in ihrem Wesen haben.

Da brachte mich das Leben in nahe Berührung mit den Herren, und ich überzeugte mich allmälig, daß sie in der Nähe aussehen wie andere Sterbliche. Ich sah manche Stirn ohne Falten — ob dem Eigenthümer derselben das Nachdenken sehr leicht wurde, oder ob er überhaupt sich mit dem Grübeln wenig abgab, weiß ich nicht. In jeder Classe der Gesellschaft entwickeln die Verhältnisse vorzugsweise irgend eine besondere Schwachheit. Unter den Diplomaten in einem beschränkten Wirkungskreise ist vor allen Dingen der Drang, wichtig zu erscheinen, vorherrschend. Der großen Posten gibt es nicht viele, wir zählen leider nur fünf Großmächte, in deren Residenzstädten die Fäden der Politik verwickelt und entwickelt werden — worauf sollen nun die zahlreichen Gesandtschaftssecretäre rechnen, die auch einmal eine Rolle als Envoyés extraordinaires spielen wollen? Sie warten, bis ihre Laufbahn sie an einen kleinen Hof führt, von wo sie wohl ziemlich deutlich die Glocken läuten hören, aber ohne selbst an dem Strange zu ziehen. Wie soll man da nicht in Versuchung gerathen, Nebensachen mit Wichtigkeit zu behandeln? Wo in des Himmels Namen sollen denn die Materialien zu den Depeschen herkommen? Und Depeschen müssen doch geschrieben werden. Allmälig erstreckt sich die Wichtigkeit auf Alles im Hause. Ich kann mich eines Besuchs erinnern, den ich einst einem Gesandten machte — Seine Excellenz waren mißmüthig gestimmt und ich erlaubte mir die Frage: „Was haben Ew. Excellenz?“ — „Ich denke darüber nach,“ war die Antwort, „wie der Lauf der Jahre alle Traditionen der Diplomatie in Vergessenheit bringt; früher aß man bei einem diplomatischen Diner mit receuillement; man folgte dem leitenden Gedanken, der die Schüsseln so und nicht anders auf einander folgen ließ, und wußte es zu schätzen, wenn die Anordnung allen Ansprüchen des denkenden Essers entsprach. Jetzt ist das vorbei. Ich habe gestern ein Diner gegeben; es waren vierunddreißig Personen eingeladen;

ich habe sie alle beobachtet; wollen Sie mir glauben, daß ein Einziger, ein ganz junger Mensch, ein englischer Attaché, den Speisezettel mit Intelligenz beurtheilt hat!" Und es war ein geistreicher Mann, von dem ich das hörte.

Ist aber der Diplomat liebenswürdig, so ist er es vollkommen. Seine Lebensweise bildet ihn von dem ersten Eintritt in die Welt zum Umgang mit den Menschen. Willenlos wird er aus einer Hauptstadt in die andere versetzt und hat Gelegenheit, die interessantesten Leute der Welt kennen zu lernen; die Politik läßt ihm Zeit genug, sich auch mit anderen Gegenständen zu beschäftigen und seine lebenslustigen Collegen sorgen dafür, daß er nicht bis zum Pedantischwerden in die Bücher schaut. Ist auch bei dem Studium des Menschengeschlechts die weibliche Hälfte desselben die Hauptsache, so drängt sich Einem doch allmälig die Menschenkenntniß gleichsam auf bei der fortwährenden Berührung mit Hunderten und Tausenden.

Einen solchen Diplomaten vergesse ich nie. Er war Gesandter — gleichviel bei welchem Hofe. Schon als Jünglinge hatten wir uns gekannt und in tollem, jugendlichem Übermuth Mancherlei zusammen durchgemacht, was die Rückerinnerung in reifen und überreifen Jahren in ihrer Schatzkammer aufbewahrt. Sein heiterer Sinn, seine durch und durch loyale Natur, die Art, wie er den losesten Streichen den Firniß des comme-il-faut und den trivialsten Witzen einen Charakter zu geben wußte, mit einem Worte sein ganzes edles, leichtsinniges, liebevolles Wesen machten ihn zum Liebling seiner Genossen; wo er dabei war, ging es gewiß lustig her, und wenn auch in seltenen Fällen der Anstand dabei nicht mehr recht auf festen Füßen stand, so hätte selbst der strengste Richter lachen müssen und dem alten Spruche sein Recht lassen: Die Jugend muß austoben.

Als Gesandten also fand ich X. wieder und zwar nach langen Jahren. Das halbe Säculum stand ihm bereits in drohender Nähe, aber er hatte sich gut erhalten; die Runzeln waren nur bei sehr hellem Sonnenschein zu bemerken, wenige graue Haare mischten sich in die etwas verarmten kastanienbraunen Locken, und die Haltung hatte nichts von ihrer eleganten Geschmeidigkeit verloren, wenn auch die Bewegungen weniger lebhaft geworden waren. Der officielle Ernst hatte dem lebensfrohen Ausdruck des Gesichtes wenig Abbruch gethan; es war aus dem Gemisch etwas außerordentlich Anziehendes geworden; das freundlichste Wohlwollen sprach aus jedem Zuge — X. sah aus, als wollte er der Jugend sagen: lebt nur darauf los, Ihr könnt in meiner linken Seite etwas finden, was Euch beweist, daß das flotte Leben nicht schlecht macht, wenn man nur das Unedle fern von sich hält. Nur wenn eine handgreifliche Lächerlichkeit ihr Pfauenrad vor ihm spielen ließ, war es ihm schwer, seine gutmüthige Nachsicht nicht Reißaus nehmen zu lassen; er pflegte dann sein Gesicht in die ernstesten Falten zu zwingen, aber die Lachlust zitterte in jedem seiner Worte, und in engem Freundeskreise machte sich der Zwang in burlesken Witzen Luft.

Das Glück, unter einem solchen Chef als Gesandtschaftssecretär zu dienen, hatte der junge Graf Blankenstein, ein Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren. Bei aller seiner Rechtlichkeit und Tüchtigkeit mußte man dem angehenden Diplomaten Eins vorwerfen: er war zu ernst für den Kreis, in welchen ihn seine Laufbahn gebracht, machte wenig Aufsehen in einem Salon, obgleich sein Aeußeres schön genannt werden mußte; er schloß sich schwer an und sprach noch schwerer mit Offenheit von seinen eignen Angelegenheiten. X. hatte ein warmes Wohlwollen für Blankenstein, dessen vortreffliche Eigenschaften ihm die täglichen Berührungen des Dienstverhältnisses entdeckt; er sah deutlich vor Augen, was einst aus dem jungen Manne werden mußte, und beobachtete mit lebhaftem Interesse den Ausdruck von Schwermuth, der sich mehr und mehr in seinem Gesichte ausprägte.

Da verrieth ihm eines Tages — oder vielmehr eines Abends — der Zufall die Ursache des überhandnehmenden Ernstes seines Untergebenen. Es war Theegesellschaft im Hause eines Collegen; ein kleiner intimer Kreis war versammelt; man hörte den Gesprächen in den verschiedenen Gruppen an, daß sie die Fortsetzung der Gespräche von gestern waren. In einer zahlreichen Gesellschaft kann man mitten im Gedränge allein und unbeobachtet sein — bei Gelegenheiten aber wie die eben erwähnte, wird Alles bemerkt. Das hatte Blankenstein vergessen, und mit ihm die Tochter des Grafen Rosenhagen. In der Mitte eines zweiten Salons stand ein kreisförmiger Sopha, aus dessen Centrum ein gigantischer Armleuchter,

von blühenden Pflanzen umgeben, zwölf Kerzen emporhielt. Hinter diese Verschanzung hatten sich die Beiden hingesetzt — ungesehen freilich, aber höchst wahrscheinlich nicht unvermißt. In X. stieg eine leise Ahnung auf; er folgte ihnen, um dem auffallenden tête-à-tête ein Ende zu machen und stand plötzlich mit der unbefangensten Miene vor den jungen Leuten. „Die Wärme im anderen Zimmer ist Ihnen wohl lästig gewesen," sagte er; „hier ist es kühler." Blankenstein und Comtesse Eveline schwiegen, ohne Verlegenheit, aber sie schwiegen und X. setzte gutmüthig seinen Monolog fort, bis noch andere Personen sich zu ihnen gesellten und der Scene Alles nahmen, was auf Vermuthungen hätte leiten können.

Am folgenden Morgen erschien Blankenstein wie gewöhnlich im Arbeitszimmer seines Chefs. X. ging ihm freundlich entgegen, legte ihm die Hände auf beide Schultern und sagte: „Es thut mir leid, daß Sie mich noch nicht recht zu verstehen scheinen. Die Zeit liegt nicht übermäßig fern, wo ich jung war wie Sie, und ich habe etwas mitgenommen aus jener Zeit, was ich nie zu verlieren hoffe — das Interesse an der Jugend. Gestern Abend habe ich zum ersten Male die Ursache eines Trübsinns geahnt, der mir oft an Ihnen aufgefallen. Ich bin Ihr Freund — seien Sie offen — vielleicht kann ich helfen."

Blankenstein überwand schnell seine augenblickliche Verlegenheit; wahre Theilnahme und Zudringlichkeit sind von so verschiedener Natur, daß die eine nur bei dem abgefeimtesten Heuchler den Ton der anderen annehmen kann; hier besonders konnte kein Zweifel obwalten. „Ich danke Ihnen," sagte der junge Mann mit Innigkeit und drückte die Hand seines Chefs; „Sie thun mir wohl, obgleich ich leider von keiner Seite eine wirksame Hilfe erwarten kann. Ich liebe die Tochter des Grafen Rosenhagen und darf einem Ehrenmanne gegenüber sagen, daß ich wiedergeliebt werde. In meiner Stellung und mit meinem unabhängigen Vermögen glaubte ich der Einwilligung der Eltern des herrlichen Mädchens zu unserer Verbindung sicher zu sein, eröffnete aber meine Absichten aus einer gewissen instinktiven Scheu zuerst der Mutter allein. Sie kennen die Frau und haben gewiß die untergeordnete Rolle bemerkt, die sie ihrem Manne gegenüber spielt — sie drückte mir mit Thränen beide Hände, beschwor mich, an ihre Achtung, an ihr Zutrauen zu glauben, bat aber zugleich in den dringendsten Ausdrücken, keinen Schritt bei dem Grafen zu thun, der mehr als einmal erklärt habe, seine Tochter dürfe nur einen Gesandten heirathen. Die Gräfin gab mir ängstlich zu verstehen, was sie Alles bei der Entdeckung des Einverständnisses würde auszustehen haben — ich schwieg!" —

Um die inneren Angelegenheiten des Rosenhagen'schen Hauses gehörig zu würdigen, muß man vor allen Dingen den Grafen kennen lernen, der uns einen Typus vor die Augen führt, wie man ihn in so kostbarer Reinheit selten zu finden das Glück hat. Er hatte früh die diplomatische Laufbahn betreten und war schon im Anfange der dreißiger Jahre Gesandtschaftssecretär in Wien, also in einer Zeit, wo der Nachhall der französischen Revolution noch durch sämmtliche Canzelleien tönte. Der Gesandte entfernte sich von seinem Posten; Graf Rosenhagen fungirte als Geschäftsträger. Der Gesandte blieb mehrere Monate abwesend — Graf Rosenhagen fungirte fort und fort. Diese Episode seines Lebens übte einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze Zukunft aus. Er hatte auch wohl früher leise Anwandlungen gehabt, sich für einen großen Diplomaten zu halten, aber sie waren in dem jungen Manne nicht zur fixen Idee geworden; er hatte Depeschen abgeschrieben, ohne seine Intelligenz besonders dabei anzugreifen. Jetzt nahm allmälig eine gewisse Würde in seinem Benehmen überhand; ein stiller Ernst lagerte sich auf seine Stirn, wenn er ein Paket vor sich liegen sah mit großem officiellen Siegel und der Aufschrift: à Mr. le Comte de Rosenhagen, Chargé dA'ffaires de S. M. etc. — „Warum nicht Excellenz?" fragte es in seinem Innern, und mit leisem Erröthen antwortete er sich: „Nur Geduld, das kommt später noch!" — Das Pässevisiren, das er früher harmlos und mit großer Virtuosität betrieben, ward ihm zum Gräuel; er entschloß sich erst dazu, wenn die Leute ungeduldig wurden, und that es dann mit einem herablassenden Lächeln. Der Verstand, den er sich zutraute, war offenbar nicht in dem ungewöhnlich reichlichen Maße da, wie er glaubte; — seine Depeschen waren nicht schlecht; sie leierten die politischen Verhältnisse nicht ohne Geschick und Stil herunter, aber besondere Glanzpunkte hatte keine aufzuweisen. — So waren also mehrere Monate

verflossen; die Ueberzeugung hatte vollständig in ihm Wurzel gefaßt, seine Regierung müßte ihn nach einem solchen Interim durchaus irgendwo als Gesandten accreditiren; — da kam sein Chef wieder an, und hatte nichts für ihn mitgebracht! Der rücksichtslose Chef trieb es sogar so weit, dem gewesenen Geschäftsträger am andern Morgen eine Depesche zur Abschrift zu übergeben! — Rosenhagen litt unaussprechlich; es war ihm unmöglich, sich wieder in die Lage eines Untergebenen hineinzupassen; — er bat um einen Urlaub und ging nach Hause, um an Ort und Stelle den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu bearbeiten, so lange die Rückerinnerung an die eben geleisteten Dienste noch frisch war. — Aber vergebens! Seine Bemühungen führten zu nichts; er wurde am Ende lästig, und lästig darf ein Diplomat seinem Minister nur dann werden, wenn seine Fähigkeiten ihn unentbehrlich machen, sonst bricht er sich den Hals. Das geschah dem armen Grafen Rosenhagen; er brach sich den Hals vollständig; nachdem er bei jeder neuen Vacanz Himmel und Erde bewegt, wurde er endlich nach fünfundzwanzig Jahren in den Ruhestand versetzt und erhielt einen Stern.

Aeußerlich war nun freilich Ruhe, aber innerlich hatte sich viel Galle gesammelt, und der Graf war nicht immer angenehm in seinen vier Mauern; seine Gemüthsstimmung artete nicht selten in einen Zustand aus, den der Berliner mit dem Ausdruck „ellig" bezeichnet. Seine Frau hatte er nach der Rückkehr aus Wien geheirathet; sie hatte ihn also nicht in den Glanzperioden seiner Liebenswürdigkeit gekannt. Es wäre unmöglich gewesen, eine passendere Lebensgefährtin für ihn zu finden. Alles, was wie ein Opfer aussah, gefiel ihrer frommen Seele; sie blickte voll Bewunderung hinauf zu ihrem Gatten, lauschte aufmerksam auf die oft gehörten Geschichten aus der Zeit, wo er Geschäftsträger war, wunderte sich über Gott und den Minister, daß sie einen solchen Mann nicht zum Gesandten gemacht, ließ sich unterdrücken und anfahren, und schwieg, ihre Thränen verbergend. Im Anfang pflegte sie, wenn von einem vacanten Posten die Rede war, ihrem Gatten mit schwärmerischer Freude zu sagen: „Jetzt wirst Du's!" Er hatte sie aber so oft barsch zurückgewiesen, daß sie am Ende Alles in sich verschloß, Hoffnungen und Sorgen, Freuden und Kummer, und als stille Dulderin wortkarg ihrem Hauswesen vorstand. Entschädigung für alle Unbill gewährte ihr ihre Tochter Eveline und der Stern auf dem schwarzen Frack des Mannes.

Graf Rosenhagen war 65 Jahre alt, als ich ihn kennen lernte; er machte Figur in der Gesellschaft; die hohe Gestalt trug sich stolz und grade; der Blick des braunen Auges sah aus wie viel bedeutend, wenn man nicht zu nah stand. In herrlicher Wölbung hob sich die Stirn und schien einen Schatz von Intelligenz zu bergen; die grauen Haare, die über den Schläfen große Winkel frei ließen, standen ziemlich kurz geschnitten in allen Richtungen aufrecht; es fuhr bald die linke, bald die rechte Hand über sie hin, um sie in dieser Lage zu erhalten. Um den Mund lag ein spöttelnder Zug, als käme ihm Alles ziemlich schwach vor, was umher vorging; vielleicht war aber auch der Mangel an Oberzähnen daran Schuld, der der Unterlippe einen entschiedenen Vorsprung gewährte. Seine Conversation war gewöhnlich sehr trocken; er haßte den Humor als etwas, was der Auseinandersetzung positiver Wahrheiten die Schellenkappe aufsetzte. Gelang es ihm, das Gespräch auf seine diplomatische Laufbahn zu leiten, so nahm er einen bescheidenen Ton an, sprach leise und in abgebrochenen Sätzen, und deutete nur in halben Worten an, wie leid es dem Kaiser von Oesterreich gethan habe, ihn als Geschäftsträger nicht in den engeren Kreis seiner Intimen ziehen zu dürfen. Nur wenn von Politik die Rede war, wurde er lebhaft; wie ein Schlachtroß, das die Trompete hört, hob er den Kopf und die Augen rollten. Ohne die beiden Hände aus den Hosentaschen zu ziehen, zuckte er mit den Schultern hinauf und mit den Ellenbogen nach vorne, und seine correct conservativen Grundsätze machten sich donnernd Luft, wobei regelmäßig eine Phrase deutsch und die andere französisch erklang; ob die Anwesenden beider Sprachen mächtig waren oder nicht, galt ihm gleich. Der Absolutismus war sein Steckenpferd, auf dem Felde der Politik wie in seinem eigenen Hause; ein Widerspruch brachte ein mitleidiges Lächeln auf seine Lippen, wenn er nicht grob werden durfte.

Welch ein Feld für psychologische Studien in langen Winterabenden ist ein solcher Mann!

X. ging einige Mal nachdenkend auf und nieder, nachdem er Blankenstein's Geständniß gehört, und fragte dann: „Weiß Graf Rosen-

hagen noch gar nichts von Ihrer Bewerbung um seine Tochter?"

„Nicht ein Wort," war die Antwort; „er hat sich so oft und so kategorisch darüber ausgesprochen, Eveline müsse bei ihrem Auftreten als Frau gleich auf der ersten Stufe stehen, daß die Gräfin nicht den Muth gehabt hat, ein gutes Wort für mich einzulegen."

„Desto besser," erwiederte X., „haben Sie nur noch einige Wochen Geduld und lassen Sie die Flügel nicht hängen; ich denke, es geht noch Alles gut."

Die laufenden Geschäfte wurden vorgenommen, und nach ein paar Stunden trennten sich die Herren.

Noch an demselben Tage erhielt Rosenhagen ein Billet von X. „Wollen Sie mir das Vergnügen machen, Herr Graf," schrieb er ihm, „morgen um fünf Uhr meine Suppe mit mir zu theilen? Ich fühle lebhaft das Bedürfniß, mich häufiger mit einem Manne zu unterhalten, der so viel gesehen in der Welt; Ihre Erfahrungen müßten zum Gemeingut aller Diplomaten werden. — Wir sind ganz en petit comité." — „Ein Mann von Welt," sagte Rosenhagen, nachdem er den Zettel gelesen, und versprach zu kommen. Große diplomatische Diners machte er nie mit, weil jeder Springinsfeld von 50 Jahren, der den Titel eines Gesandten führte, ihm dabei vortrat, und er mit seinen 65 Jahren hinterdrein spazieren mußte. Diesmal war das nicht zu fürchten; das Diner bei X. hatte durchaus keinen diplomatischen Charakter. Und in der That nahm die Wirthin des Hauses seinen Arm und wies ihm den Platz zu ihrer Rechten an. Er war der Mittelpunkt des kleinen Kreises und fühlte sich ganz besonders wohl dabei; es waren außer Blankenstein nur noch drei Herren eingeladen.

Der Kaffee wurde im Cabinette des Gesandten getrunken; in bequeme Stühle von verschiedenen Formen behaglich zurückgelehnt, wurde am Kamin geraucht, und das Gespräch, das bis dahin ungezwungen von einem Gegenstand zum andern übergegangen war, nahm eine ausschließlich politische Richtung. Bei dem ersten Wort vom englischen Parlament stand Rosenhagen auf und wandte seine Rückseite dem Kaminfeuer zu. „Ich mache kein Geheimniß daraus," sagte er, „je déteste Lord Palmerston; England — je l'aime — das Land hat noch des traditions religieuses — aber — sa politique — abscheulich! Unzuverlässig — voilà! Da liegt das Uebel! — Wie? — Na also!"

Frage und Antwort am Ende seines Satzes klangen wie ein Selbstgespräch; er dachte sich wahrscheinlich als Zwischensatz eine vollkommene Uebereinstimmung der Zuhörer mit seinen Ansichten. Der Graf sprach noch lange, und wunderbar waren die Uebergänge und Gegensätze, die bunt durch einander liefen; man wußte nie, wo er hinaus wollte, und kaum, wo er angefangen. Aber stattlich nahm sich die Figur des Redners aus. Die Anwesenden wiegten schweigend die Köpfe; zu bestreiten war nichts.

Da benutzte X. eine Pause und zog Blankenstein mit sich fort in eine entfernte Ecke des Zimmers. Hier holte er ein Papier aus der Tasche, übergab es dem jungen Manne mit ernster Miene und sagte: „Lesen Sie."

Blankenstein entfaltete das Papier. „Eine Schneiderrechnung?" sprach er überrascht; „Was soll ich damit?"

X. schaute hinein. „Richtig, eine Schneiderrechnung, aber Gottlob eine bezahlte. Finden Sie die Sachen theuer, die mir der Künstler geliefert?"

„Billig sind sie nicht."

„Wollen Sie mir die Adresse Ihres marchand tailleur angeben?" Blankenstein that es; X. steckte das Papier wieder in die Tasche und ging hinaus.

Rosenhagen war der geheimnißvollen Unterhaltung mit den Blicken gefolgt. Er bekümmerte sich sonst um nichts, was ihn nicht persönlich berühren konnte; handelte es sich aber um ein politisches Geheimniß, so brannte er vor Neugier — was konnten die Beiden da in der Ecke besprochen haben? Es mußte ein Geheimniß sein — vielleicht eins von der größten Wichtigkeit. Er verließ seinen Posten am Kamin und schritt langsam und majestätisch auf Blankenstein zu, der sich noch nicht erklären konnte, wie sein Chef plötzlich auf den Gedanken gekommen war, ihm diese Rechnung zu zeigen.

„Immer beschäftigt — la politique ne chôme pas," sagte Rosenhagen, indem er Blankenstein am Rock faßte und herablassend den Zeigefinger durch ein Knopfloch zwängte; — toujours occupé — wie?"

„In diesem Augenblick wohl nicht, Herr Graf," erwiederte der Angeredete.

„Wie denn nicht? Haben Sie nicht eben eine Depesche lesen müssen? was?" —

„Ein Irrthum, Herr Graf — es war nur eine Schneiderrechnung."

„Impertinent, aber vortrefflich — eine Schneiderrechnung! Vous me prenez pour un imbécile. Doch ich ehre die Verschwiegenheit in einem Diplomaten — parole d'honneur, und Sie sind ganz ernsthaft dabei geblieben — c'est sublime!" Rosenhagen ging — „Schneiderrechnung — kostbare Geschichte — parole d'honneur," wiederholte er leise, ging eine Zeitlang schweigend auf und nieder und nickte dann lächelnd zu dem Manne hinüber.

Einige Tage später war Abendgesellschaft bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Sterne aus allen Ländern und von verschiedenen Größen glänzten in dem eleganten Gedränge. Auch Graf Rosenhagen erschien. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten mehrere Mal gravitätisch die Runde zu machen, um seine Gegenwart gehörig zu constatiren, und sich dann zu einigen alten Damen zu setzen, denen er vielleicht einst den Hof gemacht. Diese speiste er sorgfältig mit Jugenderinnerungen, bis es ihm gelang, einen Diplomaten zu erwischen. Heute mußte er sich mit der Geheimeräthin von Weizenfeld begnügen, die wenig Sinn für Politik hatte, sich aber um so lieber auf dem Felde der Literatur bewegte. Seine Blicke schweiften zerstreut umher. Da entdeckte er in der Nähe X. und Blankenstein, die in ein Gespräch mit dem preußischen Gesandten vertieft schienen. Rosenhagen stand auf und näherte sich wie zufällig der Gruppe. „Der Zeitpunkt ist von der größten Wichtigkeit," sagte in diesem Augenblick der preußische Diplomat. X. hatte den Nahenden bemerkt; er legte eine Hand auf Blankenstein's Schulter und wiederholte: „Der Zeitpunkt ist von der größten Wichtigkeit!" Rosenhagen packte die Neugier — die Herren sahen aus, als wären sie im Begriff, das Schicksal der alten und neuen Welt zu entscheiden — schnell entschlossen zog er Blankenstein bei Seite und fragte: „qu-est ce qu'il y a? Wovon ist die Rede?"

„Der Zeitpunkt ist von der größten Wichtigkeit!" erwiederte der Gefragte und sah den Grafen ruhig an.

Sehr komisch war die Miene, mit der Rosenhagen den verhängnißvollen Ausspruch anhörte. Er öffnete den Mund, als wollte er um eine nähere Auseinandersetzung bitten; aber der erfahrene Weltmann durfte doch nicht weniger wissen als der junge Mensch, der vor ihm stand. Er kniff einen Augenblick die Lippen zusammen und tauchte mit dem Kinn in sein weißes Halstuch — dann sagte er, mit schwermüthigem Ernst den Kopf wiegend: „Vous avez raison, der Zeitpunkt ist en effet von der größten Wichtigkeit."

Noch an demselben Abend traf Rosenhagen mit X. zusammen, steckte ihm den Zeigefinger in ein Knopfloch und sagte ihm: „Hören Sie, verehrter Herr, Sie haben einen Legationssecretär, der es weit bringen wird — je m'y connais; er hat jenen Ernst, jene vielsagende und doch nichts verrathende Einsilbigkeit, die den Diplomaten kennzeichnet." —

„Sie sprechen von Blankenstein?" unterbrach ihn X.

„Ich spreche von Blankenstein, naturellement. Glauben Sie mir, der bringt es weit."

X. sah Rosenhagen einige Augenblicke schweigend an, dann ergriff er seine Rechte mit beiden Händen. „Herr Graf," sagte er, „ich glaube, wie Sie, daß bedeutende Fähigkeiten in dem jungen Menschen stecken. Aber — es fehlt ihm noch die gehörige Routine in Manchem, was der Diplomat wissen muß! Was man aus Büchern erlernt, weiß er — es geht ihm nur der Umgang mit einem Manne ab, der auf dem Felde der Politik grau geworden, der ihn in lehrreichem Gespräch unterrichten könnte, in der Kunst, Staatsmännern gegenüber sich nicht verblüffen zu lassen! Ein solcher Umgang fehlt ihm, ein solcher Umgang würde ihm den letzten diplomatischen Firniß geben — verstehen Sie mich, Herr Graf?" — Und X. schüttelte dem Alten die Hand.

„Je comprends," antwortete Rosenhagen und fuhr nach Hause. Am andern Morgen beim Kaffee sagte er zu seiner Frau: „Gertrud, der junge Graf Blankenstein soll heute bei uns speisen. Lasse ihn einladen."

Die Gräfin und ihre Tochter hätten Beide beinah ihren Zwieback fallen lassen bei diesem unerwarteten Auftrage. Die Mutter hatte nicht den Muth gehabt, ihrem Gatten gegenüber der Absichten des jungen Mannes auch nur mit einer Silbe zu erwähnen; Eveline natürlich noch weniger. Die Ueberraschung war vollständig.

Blankenstein konnte sich nicht erklären, wie er zu der Ehre einer solchen Einladung gekommen war, freute sich aber darum nicht weniger über die Aussicht, die Geliebte seines Herzens wiederzusehen und vielleicht von nun

an in näherer Verbindung mit dem Rosenhagen'schen Hause stehen zu dürfen. Er zog um fünf Uhr ein Paar neue buttergelbe Handschuhe an und erschien in dem gräflichen Salon. Alles ging vortrefflich; der alte Graf war überaus wohlwollend, klopfte sogar seinem Gast wiederholt auf die Schulter, und setzte ihn bei Tisch neben sich. Rosenhagen war ursprünglich von dem lieben Gott dazu bestimmt gewesen, ein sehr guter Mensch zu werden, und wäre es auch geworden, hätte er sich bis zum envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire hinaufschwingen können. Wenn das Essen gut war, geschah es häufig, daß er in einem so kleinen Kreise gemüthlich wurde.

Nach aufgehobener Tafel lud der Graf seinen Gast ein, ihm in sein Cabinet zu folgen. Zwei Lehnstühle standen vor dem geheizten Kamin. „Wir wollen hier unsern Kaffee trinken, setzen Sie sich," sagte er. „Rauchen Sie?" Blankenstein versicherte, daß er nie rauche, wenn Gefahr da sei, von Damen überrascht zu werden. „Rauchen Sie nur," wiederholte der alte Graf; — „der Qualm zieht in den Kamin."

Die Herren setzten sich. Nach den ersten fünf Minuten einer Unterhaltung über geringfügige Gegenstände gedachte Rosenhagen seiner menschenfreundlichen Absichten, und eine feierliche Stimmung kam über ihn. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, und fing in verändertem Ton zu sprechen an. Zuerst kam eine ziemlich ausführliche Schilderung der Zeit, wo er Geschäftsträger in Wien gewesen. Von seinen persönlichen Beziehungen zum Kaiser von Oesterreich sprach er bescheiden wie immer; die gegenseitige Sympathie ließ sich mehr errathen, als aus dem Gesagten nachweisen; offener trat sein freundschaftliches Verhältniß zu sämmtlichen damaligen Staatsmännern an's Licht. Einige Variationen über das Thema, was er alles hätte werden können, wenn nicht Neider ihm entgegengetreten wären, bildeten den Uebergang und gleichsam die Berechtigung, jetzt belehrend aufzutreten, und nun folgten in bunter Reihe beherzigenswerthe Erklärungen und Beleuchtungen, die verdient hätten, unter dem Titel: „Conseils d'un diplomate à son fils" der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Manches war von unumstößlicher Wahrheit, z. B. „Viel essen zu können," sagte er unter Anderm, „ist bekanntlich eine Fähigkeit, die sich oft schon in zarter Kindheit in dem Menschen entwickelt, und die mancher Bevorzugte bis in das späteste Alter ungestraft übt. Sie ist an keinen Stand gebunden; der Holzhacker kann, seinen pecuniären Interessen zuwider, einen kolossalen Appetit haben. Die Behauptung, ein Diplomat müsse mit einem absonderlich construirten Magen versehen sein, ist also nichts als ein veraltetes Vorurtheil. Der Diplomat ißt nicht, er dinirt, und in diesem Ausdruck allein liegt ein leicht faßlicher Unterschied. Ich hoffe, Sie verstehen mich, junger Mann? Wie? Na also. — Der Begriff „diniren" schließt freilich das Unterbringen eines gewissen Quantums seiner Lebensmittel in sich — aber sehr wichtig — ich möchte fast sagen die Hauptsache dabei ist die äußere Ausstattung der Tafel. Die strengste Harmonie muß in den Verzierungen herrschen. Geben Sie Acht, wohin Sie gerathen, wenn Sie diese Regel aus dem Auge verlieren. Sie haben, sagen wir, einen Tafelaufsatz von Bronce; sind nun die Armleuchter von Silber, und erlauben Sie sich daneben Schüsselchen von Plaqué und Confecttellerchen und Compotschälchen von verschiedenartigem Porcellan auf den Tisch zu stellen, so ist gar kein Grund vorhanden, nicht auch ein Waschbecken oder ein Dintenfaß en vieux Saxe mit paradiren zu lassen. Die Idee der classischen Einheit ist verloren; die Gemüthsstimmung verliert die Ruhe, die etwas vollkommen abgerundetes Ganzes dem Essenden gibt; er ißt zerstreut — und Sie machen ein formidables Fiasco mit Ihrem Diner!"

Zwei Stunden dauerte die Vorlesung; Graf Rosenhagen sprach mit jenem Eifer, den tiefe Sachkenntniß dem Redner einflößt. „Kommen Sie bald wieder," sagte er endlich zu Blankenstein, als dieser sich erhob, „oder noch besser — ich betreibe gern Alles systematisch — ich erwarte Sie jeden Montag und Donnerstag zu Tisch — um fünf Uhr, wie heute."

Man kann sich denken, daß Blankenstein keinen Montag und keinen Donnerstag ausblieb. War auch Eveline nie zugegen, wenn der diplomatische Lehrcursus im Cabinet des Vaters begann, so brachten doch seine häufigen Besuche eine Annäherung hervor, die später auf das Gelingen seiner Absichten einen günstigen Einfluß haben konnte. Die Vorlesungen selbst, in denen Rosenhagen die Früchte seiner langen Laufbahn mit innigem Wohlgefallen zu sammeln schien, hätte er gern entbehrt.

Drei Wochen flossen auf diese Weise schnell

dahin. — X. folgte dem ruhigen Gange der Begebenheiten mit aufmerksamem Blick, und wartete auf eine Gelegenheit, um mit gewohnter Unbefangenheit einen Schritt weiter zu thun. Da kam er eines Tages auf einem Spaziergange mit dem Grafen Rosenhagen zusammen. Es gehörte zu den Eigenheiten des alten Mannes, daß er nicht gern stehen blieb. X. kehrte also mit ihm um, und sie lustwandelten zusammen im Sonnenschein. Die Unterhaltung mit dem Grafen war nicht schwer; man brauchte ihn nur auf ein Thema zu bringen, das in irgend einer Beziehung zu seiner schroff abgegrenzten Ideenwelt gehörte — das Uebrige machte sich von selbst, wenn man die schwere Kunst des Zuhörens verstand. X. berührte den verderblichen Einfluß der Eisenbahnen und Telegraphen auf den Gang der Politik, das fieberhafte Ueberstürzen der wichtigsten Beschlüsse in Folge dieser Erfindungen, und Rosenhagen übernahm die nähere Entwicklung des Satzes. Der Graf ging dabei so aus dem Hundertsten in's Tausendste, daß X. am Ende nicht mehr wußte, wie er dem eigentlichen Zweck der Unterredung wieder nahe kommen sollte. Er entschloß sich zu einer plötzlichen Schwenkung und sagte:

„Ich höre Sie immer mit Vergnügen und wundere mich nicht über den Ideenreichthum, den mein junger Blankenstein seit einiger Zeit an den Tag legt. Ich weiß, Herr Graf, Sie haben den Schatz Ihrer Erfahrungen vor ihm aufgedeckt. Er verdankt Ihnen viel. Aber — aber —"

„Pourquoi — aber?" fragte Rosenhagen.

„Sie werden meine Offenheit nicht mißbrauchen," fuhr X. fort; — „aber — ich glaube, seine Seelenruhe ist dahin, seitdem er Ihr Haus so oft besuchen darf, — ich glaube, er liebt Ihre Tochter!"

„Vous croyez?" rief der Graf und blieb stehen.

„Blankenstein ist ein Mann von guter alter Familie und hat ein hübsches Vermögen; das Mädchen, das ihn heirathet, macht eine gute Partie; — aber Sie werden wahrscheinlich für Comtesse Eveline mehr wünschen als die Stellung der Frau eines Gesandtschaftssecretärs — wie nah auch seine Beförderung sein mag." — X. betonte die letzteren Worte mit besonderem Nachdruck, und ließ den Grafen stehen.

Das Abtreten nach einer bedeutungsvollen Phrase ist im wirklichen Leben, wenn man es sparsam anwendet, so effectvoll wie auf der Scene. Rosenhagen ging nachdenkend nach Hause.

Die Sache hätte sich vielleicht dennoch in die Länge gezogen, wenn der Zufall nicht X. ein Mittel in die Hände gegeben hätte, die Entwicklung zu beschleunigen. „Eine chiffrirte telegraphische Depesche!" rief er Blankenstein zu, als dieser am folgenden Morgen zu gewohnter Stunde in das Schreibzimmer des Gesandten trat. Die Herren machten sich an das Dechiffriren. Die Depesche war von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und lautete: „Der König reist incognito unter dem Namen eines Grafen von Süd-Ost nach K.; kommt übermorgen an die Grenze des Staates, wo Sie accreditirt sind, und passirt das Land, ohne sich aufzuhalten."

„Wir müssen unserm Herrn entgegen gehen," bemerkte X. — Blankenstein erklärte, jeden Augenblick zur Abreise bereit zu sein.

„Das ist aber nicht genug," fuhr X. fort, „wir müssen das Incognito des Königs so durchsichtig machen, daß er dennoch an der Grenze gehörig empfangen wird. Das Geheimniß muß sogleich verrathen werden. Gehen Sie augenblicklich zum Grafen Rosenhagen und theilen Sie ihm die Sache mit, officielle Schritte darf ich nicht thun, sprechen Sie also in Ihrem eigenen Namen."

Ich habe die Schilderung meines kostbaren Rosenhagen ohnehin schon so weitläufig gemacht, daß das Gewissen anfängt, rege zu werden und es mir dem Leser gegenüber zur Pflicht wird, das Ende in wenigen Worten zu erzählen. Der Graf war überrascht und geschmeichelt von dem Zutrauen, das der junge Blankenstein ihm bewies; er ging einigemal in großer Aufregung im Zimmer auf und nieder, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, rief: „Ja, ja, je m'en charge!" — ließ anspannen und eilte zum Oberhofmarschall. „Der König von ** kommt übermorgen in's Land!" berichtete er. „Ei, ei," war die Antwort. „Und geht von der andern Seite wieder hinaus!" — „So, so." Die Negociation war hiermit so ziemlich beschlossen; Graf Rosenhagen erfreute sich aber noch der Ehre, daß unter den Standespersonen, die der durchreisenden Majestät als Ehrenbegleitung beigegeben werden sollten, auch von ihm die Rede war; die Wahl fiel jedoch auf einen Anderen, und der Graf von Süd-Ost ging

des Vergnügens verlustig, Rosenhagen's Bekanntschaft zu machen.

„Jetzt machen Sie mich zu Ihrem Gesandten!" sagte X. zu Blankenstein, und drückte ihn fest an sich. Noch an demselben Tage war Eveline die Braut des jungen Diplomaten.

Aus dieser Geschichte ist zu entnehmen, daß die Diplomatie auch in ihrer praktischen Anwendung im gewöhnlichen Leben ihre guten Seiten hat.

König Karl I.

und die fünf Parlamentsmitglieder.

Ein Capitel aus der englischen Revolutionsgeschichte

von

Paul von Rosenhahn.

Die wichtigen Staatspapiere, welche unlängst durch den Master of the Rolls in Rolls Court in London der Oeffentlichkeit übergeben wurden und so viele historische Zweifel aufgeklärt und wichtige Vorgänge in ein neues Licht gestellt haben, gestatten uns auch eine ganz unerwartete Einsicht in eins der merkwürdigsten Ereignisse aus der Geschichte der ersten englischen Revolution; indem der Versuch Karl's, seine Hauptfeinde, die fünf Parlamentsmitglieder Pym, Hampden, Hollis, Haselrig und Strode widerrechtlich zu ergreifen und zu richten, obwohl ein Wendepunkt in der englischen Geschichte, doch bisher ganz einseitig und unrichtig dargestellt worden war. In der That betrachtete man diesen Versuch Karl's I. als etwas, was der König gegen den Rath seiner Anhänger, im Ausbruch plötzlicher Leidenschaft gethan und später, in Noth und Unglück, aufrichtig bereut habe. So hat es uns vor Allem Clarendon in seinem großen Detailwerke über die Ereignisse jener Zeit dargestellt; ein Schriftsteller, welcher dabei interessirt war, sich von aller Schuld zu reinigen, die Aufführung des Königs so schuldlos wie möglich darzustellen, über seinen Plan leicht hinwegzugehen und seine That nicht als Ursache der fürchterlichen Folgen, welche sie hatte, gelten zu lassen. Jetzt ergibt sich, daß Clarendon in vielen Punkten absichtlich die Unwahrheit gesagt hat; wir dürfen den Plan des Königs nicht mehr als einen nur flüchtig in seinem Kopfe aufgetauchten Gedanken ansehen, sondern müssen einem Ereigniß, welches bisher nur als ein Zwischenfall ohne weitere Bedeutung in dem großen Kampfe beschrieben worden ist, seinen wahren logischen Werth zuerkennen. Karl's Plan war nicht plötzlich gefaßt, nicht durch aufbrausende Leidenschaft eingegeben, kein vereinzelter und excentrischer Zug, sondern die consequente Verfolgung einer wohl überlegten und hartnäckig aufrecht erhaltenen Absicht; es war die Antwort auf die Remonstranz des Parlaments, das förmliche und unvermeidliche Vorspiel zu dem Proceß zwischen König und Volksvertretung, welcher bald darauf auf dem Schlachtfelde von Naseby entschieden wurde.

Zugleich erhalten wir auch durch die Darstellung, welche uns jetzt von Herrn Forster nach den erwähnten Staatspapieren gegeben ist, eine tiefere Einsicht in die Charaktere der Männer, von denen sich das Parlament zu jener Zeit leiten ließ, und die, nach Warburton, „die größten Genies für Regierung waren, welche es je gegeben hat." Je mehr wir die Einzelheiten ihres Verfahrens kennen lernen, je genauer wir ihre Leitung der Angelegenheiten zu verfolgen im Stande sind, desto höher steigen sie in unserer Achtung. Sie waren ausgezeichnete Geschäftsleute, welche sich nie in ihren Mitteln oder Zwecken irrten; sie waren verständig, entschlossen und so lange gemäßigt, bis Mäßigung zur Tollheit geworden wäre. Es gibt in der That wohl kaum einen frappanteren Contrast zwischen solchen Scenen, zu welchen wir jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser einladen wollen, und den allbekannten wüsten Auftritten aus der ersten französischen Revolution; und man wird es leicht begreiflich finden, daß die Freiheit, welche jene Männer durch ihren Muth und ihre Besonnenheit errangen, eine dauerhaftere sein mußte, als die der „großen Nation," sowohl für sie selbst wie für ihre Nachkommen.

Die fünf Parlamentsmitglieder waren dem König Karl schon lange ein Dorn im Auge gewesen, und als er erfuhr, daß sie im Briefwechsel mit den aufrührerischen Schotten standen, steigerte sich sein Grimm gegen sie noch um ein Bedeutendes. Kaum war der König aus Schottland zurückgekehrt, als die Mitglieder heimliche Kunde erhielten, daß er einen Schlag gegen sie beabsichtigte. Pym erwähnte dies auch, obwohl in zweideutigen Ausdrücken,

im Parlament, und so allgemein wurde der Glaube daran, daß eine Katastrophe bald zum Ausbruch kommen müsse, daß am 20. December 1641 die Minorität im Unterhause einen Protest gegen die Remonstranz des Parlaments ablegte — aus Furcht, daß man sie sonst auch für verantwortlich halten würde, und sie in der allgemeinen Verwirrung vielleicht auch ihre Köpfe verlieren möchten.

Seit seiner Rückkehr aus Schottland hatte König Karl manche Aufmunterungen erhalten und diese spornten ihn um so mehr an, jenen Gestalt eines Briefes vom Sprecher des Unterhauses, Lenthal. Dieser war ein sehr unbedeutender Mensch, seinem Posten durchaus nicht gewachsen, vom Unterhause nur geduldet und oft zurechtgewiesen. Er war durch die Verhandlungen des Parlaments über die Remonstranz so unruhig geworden, daß er den Staatssecretär um Entlassung von seinem Posten bat. So zuversichtlich glaubte er an einen baldigen Sieg des Königs, daß er sein Leben und Vermögen zu verlieren und seine Familie in Armuth zu stürzen fürchtete, wenn



Karl I.

verhängnißvollen Schritt zu thun. Es sah aus, als ob selbst in der Altstadt von London eine königliche Partei aufwüchse. Am Tage seiner Ankunft gab der königlich gesinnte Lord Mayor dem Könige ein Bankett im Stadthause; der König wurde vortrefflich aufgenommen und Alles ließ sich scheinbar auf's Beste an. Die Anhänger des Königs erklärten übereinstimmend, daß die Stimmung in der City weit besser sei, als sie zur Zeit der Abreise des Königs gewesen war. Alles kam nun aber darauf an, auf welche Seite die City sich schlagen würde, und das Bankett, welches sie ihm gab, sowie die Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, gefielen dem Könige so sehr, daß er den Lord Mayor und den Recorder zu Rittern schlug und den Erstern sogar am folgenden Tage zum Baronet erhob.

Ein anderes Irrlicht, welches den König auf einen falschen Weg führte, erschien in er noch länger Sprecher des Unterhauses bliebe. Er bat daher, man möge ihn seiner drückenden Würde entheben, und er wolle von Neuem der unterthänigste Knecht des Königs werden, welchen er mit einer Art von abgöttischer Verehrung zu betrachten vorgab.

König Karl, welcher sich gern täuschen ließ und in dem Glauben triumphirte, endlich mächtige Freunde in der Altstadt gefunden zu haben, hielt es nun für sicher, daß für seine Feinde im Parlament bald die letzte Stunde schlagen würde. Inzwischen sahen jedoch des Königs Anhänger selbst nach und nach ein, daß die Dinge nicht so gut weiter fortgingen, wie sie sich zuerst bei der Rückkehr des Königs angelassen hatten. Die Bürger der Altstadt fingen wieder an, zu Hunderten mit ihren Schwertern an der Seite nach dem Parlamente zu ziehen und gegen die bischöfliche Verfassung zu protestiren. Zuerst ging freilich diese

Agitation nur von den unteren Classen aus, bald aber mischten sich auch anständige Leute in beträchtlichen Mengen hinein, die in ihrer besten Kleidung und in Kutschen herbeikamen, damit man nicht sagen sollte, daß nur das gemeine Volk Theil daran nähme. Sie beklagten sich nicht nur über Papisten, Lords und Bischöfe, sondern auch über den Lord Mayor, daß er Bewaffnete in der Altstadt gegen sie aushübe.

Karl selbst fuhr fort zu handeln, als ob seine eingebildete Macht fest und ewig gewesen wäre, und ließ sich durch sein sanguinisches Temperament, wie gewöhnlich, in die Irre leiten. Er entfernte absichtlich die Mannschaften, welche bisher an den Parlamentshäusern Wache gestanden hatten, und setzte an ihre Stelle Compagnien, deren Officiere ihm persönlich ergeben waren. Sodann erließ er eine Verordnung, welche der Opposition ausnehmend anstößig war, und griff die Vorrechte des Unterhauses in einem sehr wichtigen Punkte an, indem er nämlich, während es einen Gesetzesvorschlag über die gepreßte Aushebung von Soldaten discutirte, dem Parlament eine in unmäßigen Ausdrücken gehaltene Botschaft zukommen ließ, worin er demselben sein Mißfallen kundgab. Am Tage nachdem die Bürger ihre Bittschrift gegen die Bischöfe abgegeben hatten, erließ er eine Proclamation, worin er Diejenigen mit den schwersten Strafen bedrohte, welche das Gebetbuch irgendwie abzuändern gedächten. Auf der einen Seite ließ er das Gesetz in seiner vollen Strenge gegen die Puritaner walten, während er es zu Gunsten römischer Priester, welche wegen solcher Vergehen zum Tode verurtheilt waren, nicht in Anwendung kommen ließ. Den jesuitischen Missethätern schenkte er das Leben, gab aber den Befehl, die Puritaner hinzurichten. Dies erregte eine ungeheure Aufregung in der Altstadt, man schaffte insgeheim Waffen nach dem Richtplatze und sann auf offenen Widerstand; aber da die wohlhabenden Bürger es nicht für gut hielten, die Sache bis zum Aeußersten zu treiben, wurden die verurtheilten Religionisten wirklich am 14. December gehängt. Dies Ereigniß ließ im Herzen aller Volksclassen einen Stachel blutiger Tücke zurück, wovor, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „selbst die Stärke aus dem Kragen der Elisabeth scheu zurückgewichen wäre.“ Karl machte inzwischen den Versuch, einen anerkannten Schurken, Namens Lunfford, zum Gouverneur des Tower zu machen und dadurch die „Zwing-Altstadt“ in seine Hände zu bekommen, worin er auch die fünf ihm besonders feindlichen Parlamentsmitglieder sicher unterbringen wollte; aber eine Abstimmung im Unterhause und die Haltung des Volkes schreckte ihn davon ab. Gegen Ende December gestalteten sich die Sachen immer schroffer, die Bürger sammelten sich mit drohenden Blicken und in großen Mengen, und Karl selbst scheint am Vorabend des verzweifeltsten Entschlusses in seinem Leben einen Augenblick geschwankt zu haben.

Der Weg, welchen er einschlug, war so außerordentlich und ist bis jetzt so vollständig unbekannt geblieben, daß wir das, was wir jetzt erfahren, als eine ganz neue historische Enthüllung bezeichnen müssen. Karl machte mit einer Schlauheit, welche Machiavelli's würdig war, seinem großen Feinde Pym heimliche Eröffnungen.

Es ist über allen Zweifel erhaben, daß Pym zu jener Zeit der einflußreichste Mann in ganz England war. Der Streit, welchen er mit Karl's früherem Minister Strafford führte, hatte ihn hoch gestellt, und die Mordversuche, welche man während der Parlamentsverhandlungen über die Remonstranz auf ihn gemacht, hatten seine Beliebtheit beim Volke nur noch gesteigert. Er war nicht nur das hervorragendste Mitglied des Parlaments, welches bereits so viel für die Nation gethan hatte, sondern er stellte auch in seiner Person die Parlamente früherer Jahre, und jene Gebräuche und Präcedenzfälle dar, welche seitdem die wahren Bollwerke der Freiheit geworden waren und wofür die großen Männer der Vergangenheit, ein Cokes, ein Elliott, ein Sir Robert Cotton, mit hartnäckiger und verzweifelter Ausdauer gekämpft und mit langer Gefangenschaft, ja mit ihrem Leben bezahlt hatten. Pym selbst hatte vor achtundzwanzig Jahren im Staatsgefängnisse gesessen, weil er kühn für die Rechte der Nation aufgetreten war. Er hatte sich bereits in jener patriotischen Versammlung ausgezeichnet, welche im Jahre 1620 viele der schändlichsten Monopole vernichtet, die damals am Herzen des Reiches fraßen. Er war einer von den Zwölfen, welche ihre berühmte Erklärung an Jakob I. brachten, als er in Newmarket war und wobei Einer ausrief: „Platz gemacht! hier kommen zwölf Könige!“ In allen folgenden Parlamenten unter der Regierung Jakob's und Karl's hatte er eine hervorragende

Rolle gespielt; und als im April 1640 ein neues Parlament zusammentrat und die Mitglieder sich anfänglich gegenseitig ansahen, wer beginnen sollte (indem die meisten niemals vorher im Parlamente gesessen hatten), stellte sich ein Mann an ihre Spitze, welcher vor allen anderen durch Beredtsamkeit, Erfahrung und Entschlossenheit dazu befähigt war, die Freiheit für sie zu erkämpfen. In dieser Zeit war es, wo Pym hauptsächlich seinen ungeheuren Einfluß erlangte, und wurde sein Name bald an jedem englischen Herde ein wohlbekanntes Wort. In jenem kurzen Parlamente, welches die Regierung unsinniger Weise aufgelöst, hatte Pym die Erzählung der schrecklichen Leiden des Volkes gegeben — das einzige Vermächtniß, welches dieses Parlament hinterlassen hatte. Dann hatte er dem Hofe die Bewilligung jenes größeren und stärkeren Parlamentes abgezwungen, von welchem man endlich Abhilfe erwartete. Als die Wahlbriefe für diese Versammlung ausgeschrieben waren, war er zusammen mit Hampden durch ganz England geritten, um allen Leuten ihre Pflicht und ihr Recht eindringlich vorzustellen, ehrlich zu wählen und freimüthig zu petitioniren. Er war es endlich, der späterhin die Tyrannei von Strafford und Laud zu Boden geschmettert und schließlich die große Remonstranz zu Stande gebracht hatte. Bei der Anklage jener Verbrecher hatte er die denkwürdigen Worte gebraucht: „Soll es ein Verrath sein, das Geld des Königs zu fälschen, obwohl es nur ein Schilling oder Sixpence sein mag; und ist es da nicht ein weit größerer Verrath, den Geist seiner Unterthanen zu fälschen und sie zu Sclaven zu machen, so daß sie unfähig werden, etwas für den Dienst des Königs oder des Staates zu thun?“ So kann man sich denn nicht darüber verwundern, daß sein Name in jedem Winkel des Landes berühmt war und daß man ihn so sehr mit der Vergangenheit identificirte, daß man auch von ihm fast ausschließlich das Heil für die Zukunft erwartete. Schon Clarendon sagt, daß Pym zu jener Zeit der angesehenste Mann in ganz England und im Stande war, mehr Schaden anzurichten als irgend ein Mann, der jemals gelebt habe.

Der König hatte sich bereits früher einmal mit Pym in Verbindung gesetzt und hatte ihm angeboten, ihn zum Schatzkanzler zu machen, wenn er Strafford das Leben schenken wolle. Aber Pym wollte nichts davon wissen. Jetzt wurde ihm diese Stelle von Neuem angeboten, und zwar zu einer Zeit, wo der König „Beweise für den Verrath Pym's“ in seinen Händen hatte. Pym besaß, wie gesagt, die Macht eines wirklichen Monarchen, während Karl nur ein Schattenkönig war, und konnte als solcher wohl Friedenseröffnungen erhalten. Die royalistischen Bänkelsänger bezeichneten ihn gewöhnlich als König Pym, und Karl selbst fühlte sich von ihm wie von einer Art höherem Wesen bald angezogen, bald abgeschreckt. Pym selbst hat freilich nie erwähnt, daß der König ihm zu jener Zeit Eröffnungen machte. Jedenfalls war er klug genug, das Anerbieten abzulehnen; in der That war es auch schon seit langer Zeit Jedermann klar geworden, daß man den Stuarts nicht trauen konnte.

Der Plan, den fanatischen Royalisten Lunsford zum Gouverneur des Tower zu machen, hatte das Volk mit Recht in Schrecken gesetzt; es wurde sehr unruhig und Karl hielt es für gerathen, das Anstellungspatent schnell wieder zu annulliren. Bei diesen Unruhen war zuerst von den Anhängern des Königs Blut vergossen worden, indem am 27. December mehrere Bürger verwundet und Sir Richard Wiseman getödtet wurde. Eine Bande Lehrjungen, welche mit einer Petition nach dem Parlamente gezogen waren, hatten den Erzbischof von York übel mitgenommen, ihm seinen Rock vom Rücken gerissen und den Obersten Lunsford durchgeprügelt, da sie wahrscheinlich noch nicht wußten, daß die Anstellung desselben rückgängig gemacht war. Bei ihrer Rückkehr von den Parlamentshäusern hatten diese Bittsteller durch das Thor von Whitehall zu gehen, welches damals von einer Horde zügelloser Abenteurer besetzt gehalten wurde, die der König zum Schutze seiner Person zusammengebracht hatte. Die Bürger waren dem Anscheine nach unbewaffnet, aber da sie die Wache verhöhnten, stürzte diese aus Whitehall hervor und griff das Volk an, welches übel zugerichtet wurde. Vielleicht war die ganze Sache nur ein „Mißverständniß,“ welches hauptsächlich von dem Umstande herrührte, daß das Thor von Whitehall den Leuten unbequem im Wege lag; aber das Parlament sah den Vorfall an, als ob der König Krieg angefangen habe, und gerieth in eine zugleich unruhige und gereizte Stimmung.

Am folgenden Tage, den 28. December, herrschte ein ominöses Schweigen im Unter-

hause, man sah den Schatten von Ereignissen vorüberziehen, deren wirkliche Gestaltung noch Niemand voraussehen konnte. Oliver Cromwell sprach an diesem Tage über die Aufstellung des Heeres und die Anstellung der Officiere in demselben. Kundschafter, die man ausgeschickt, kamen vor die Schranken des Hauses und meldeten, daß sie Drohungen gegen das Parlament hätten ausstoßen hören. Auch aus Whitehall erhielt man Warnungen, daß der französische Kreis der Priester und Intriganten mit Henriette von Frankreich an ihrer Spitze geschäftiger sei als je. Pym erlangte Kunde davon, daß der König beabsichtige, ihn festzusetzen.

Beschleunigt wurde die Gefahr noch durch den unklugen Protest der Bischöfe vom 30. December, worauf das Unterhaus binnen einer halben Stunde mit einer peinlichen Anklage gegen die Urheber desselben antwortete. Wahrscheinlich hatte der König oder seine Rathgeber diesen Protest veranlaßt, um die bereits durchgegangenen Gesetze umzustürzen; aber der Stoß wurde parirt und schon am Abend desselben Tages saßen zehn von den zwölf Prälaten im Tower, während zwei unter ihnen wegen ihres hohen Alters im Unterhause selbst gefangen gehalten wurden. Das Oberhaus war an jenem Abend äußerst spärlich besetzt, und die beiden Bänke, auf welchen die Bischöfe zu sitzen pflegten, hatte man ganz nahe an die Wand gerückt. Im Unterhause verlangte Pym mit ungewöhnlichem Ernst, daß man die Thüren schließen und ohne Aufschub eine Bürgerwache zum Schutz des Parlaments herbeiholen solle. Er motivirte aber seinen Antrag in so allgemeinen Ausdrücken, wahrscheinlich weil er den, welcher (oder vielmehr die, welche) ihm die Mittheilung gemacht, nicht bloßstellen wollte, daß das Haus demselben nicht beitrat. Man beschloß vielmehr, es noch einmal mit dem König zu versuchen, und verlangte von ihm durch Denzil Hollis eine Wache, welche unter dem Befehl des Grafen Essex stehen sollte. Der König verlangte, diese Bitte schwarz auf weiß zu haben, und verschob seine Antwort um drei Tage. Inzwischen machte er Culpepper zum Schatzcanzler und äußerte mit verächtlicher Ironie, daß er selbst das Parlament beschützen wollte. Am 2. Januar endlich brachte der Staatsanwalt eine Anklage gegen fünf Unterhausmitglieder vor das Haus der Lords, worin er dieselben des Verraths beschuldigte, insofern sie mit den schottischen Rebellen conspirirt, Unruhen angestiftet und gutgeheißen, Krieg gegen den König erregt und in der That begonnen hätten u. s. w.

Während diese Artikel vorgelesen wurden, entstand eine ungeheure Aufregung im Oberhause, viele Lords schienen wie vom Donner gerührt. Jedoch verwarfen sie sofort das Verlangen des Königs, daß ihm die Personen der Angeklagten ohne Weiteres ausgeliefert werden sollten, und stellten die Regelmäßigkeit der Anklage in Frage. Sodann erhob sich Lord Kimbolton, ein entschlossener Vertreter der Volkspartei, wies die Anklage in entschiedenen Ausdrücken zurück und verlangte eine Untersuchung. Lord Digby, ein Anhänger des Königs, welcher den Antrag des Staatsprocurators hatte unterstützen sollen, wich vor dem entschlossenen Auftreten des Oberhauses zurück, stellte sich überrascht, erklärte, der König sei übel berathen, und machte sich eilig aus dem Staube, mit dem Anmerken, daß er versuchen wolle, weiteres Unheil zu verhüten.

Unterdessen wurde das Unterhaus durch die Anwesenheit einer Menge von Officieren und andern verdächtigen Personen in den Corridoren und Gemächern der Parlamentsgebäude in Unruhe gehalten, und Pym machte den Vorschlag, daß die Behörden der City Compagnien reisiger Männer zum Schutze des Parlaments nach Westminster schicken sollten, und daß auch in den Straßen und an den Ringmauern der Altstadt starke Wachen aufzustellen und anderweitige Vertheidigungsmittel zu beschaffen seien. Es kam dann die Nachricht, daß die Studirzimmer und Schränke von Pym, Hampden und Hollis von Dienern des Königs versiegelt worden seien. Sofort erklärte das Haus dies für einen Bruch des Privilegs, wogegen Widerstand erlaubt sei. Bald kam ein neuer Schrecken. Es erschien nämlich der Sergeant des Königs an der Thür des Versammlungssaales mit einer Botschaft Karl's, welche die Auslieferung der angeklagten Parlamentsmitglieder verlangte. Man that ihm kund, daß er draußen warten solle, bis ihm der Beschluß des Hauses mitgetheilt werde. Sodann setzte man eine Antwort an den König auf, worin bemerkt wurde, daß die Angeschuldigten sich auf jede gesetzliche Klage verantworten und deshalb von jetzt an keinen Tag auf ihren Plätzen im Unterhause fehlen würden. Man nahm darauf den Antrag

Pym's, eine Wache aus der City zu verlangen, an, und der Sergeant des Unterhauses erhielt Befehl, das königliche Siegel auf den Papieren der angeklagten Parlamentsmitglieder zu zerbrechen; außerdem erließ man Verhaftsbriefe gegen Diejenigen, welche an diesem gesetzwidrigen Verfahren theilgenommen hatten. Dies wurde dem König mitgetheilt; man ließ alle Verhandlungen, welche an dem Tage vorgefallen waren, noch vor Mitternacht drucken und in der City in Umlauf setzen. Karl erwiederte, daß er am folgenden Morgen seine Antwort an's Parlament schicken werde.

Ob der König wirklich beabsichtigte, eine solche Antwort zu schicken, hängt davon ab, ob eine von Sir William Coke mitgetheilte Anekdote wahr ist, wonach die Königin ihn angereizt habe, selbst in's Parlament hineinzugehen und die fünf Mitglieder herauszuholen. Henriette soll gesagt haben: „Allez, poltron! Geh' und schleppe diese Schurken bei den Ohren heraus, ou ne me revoyez jamais!“ Wahrscheinlich aber war die Sache lange überlegt. Noch in derselben Nacht schickte Karl an die Inns of Court,*) um Beistand zu erhalten, und ließ auch noch dem Lord Mayor sagen, daß er nicht nur das Verlangen des Unterhauses nach einer Wache abschlagen, sondern im Gegentheil eine solche Wache für den Specialdienst des Königs einreihen solle. Aber sein Bote kam zu spät, der Lord Mayor war bereits zu Bett, und die Boten des Parlaments waren schon vorher bei ihm gewesen.

Karl's Versuch, die fünf Mitglieder selbst festzunehmen, wurde durch die vorzeitige Prahlerei der Königin oder durch seine eigene Unvorsichtigkeit in Gegenwart der Lady Carlisle gradezu zu einem verzweifelten Unternehmen gemacht. Eine Frau verdarb Alles. Lady Carlisle, welche früher Strafford's Freundin gewesen war, stand jetzt mit Pym im Bunde. Ob sie ein Liebesverhältniß mit ihm hatte, ist ungewiß; sicher aber ist, daß sie der Opposition zu jener Zeit als Spion diente. Sie machte Pym von Zeit zu Zeit Mittheilungen, welche er nicht wiederholen durfte, die man indessen in seinen Reden und Anträgen wohl erkennen konnte. Es scheint, daß die Königin, welche sich in der Zeit irrte, sich in Gegenwart von Lady Carlisle rühmte, daß der König jetzt Herr in seinen Staaten sei, und daß Pym und seine Mitschuldigen gefangen säßen. Eine Stunde später wußte Pym, was jener Tag ihm bringen sollte.

Am Morgen des 3. Januar wurde dem Unterhause die Antwort des Königs mitgetheilt, und man suchte Karl's Unternehmen, die Inns of Court für sich zu gewinnen, zu vereiteln. Vier Mitglieder des Parlaments, welche zugleich Mitglieder dieser Gesellschaften waren, wurden an ihre respectiven Corporationen abgeschickt, um dieselben dem Parlamente treu zu erhalten. Dann erhob sich Pym und einer seiner Mitangeklagten nach dem andern, um sich gegen die Anschuldigung des Verraths zu vertheidigen. Hampden sprach zuletzt und zwar mit großer Entschiedenheit; er, der gewöhnlich so sanft war, zeigte sich heute trotzig, ja grimmig; viele andere Mitglieder, welche sonst leicht unruhig zu werden pflegten, waren ganz gefaßt, und Alles wies darauf hin, daß der Geist des Parlamentes ungebrochen war. Bald erfuhr man, daß die Wache in Whitehall beträchtlich verstärkt worden, daß am Abend vorher dreißig bis vierzig Kanoniere in den Tower gegangen und daß an gewisse Leute Waffen vertheilt worden seien. Man schickte eine Deputation an den Lord Mayor und beschloß, über den Zustand der Dinge in Whitehall Erkundigungen einzuziehen, worauf sich das Haus um zwölf Uhr Vormittags auf eine Stunde vertagte, um zu Mittag zu essen. Während dieser Stunde wurde die Botschaft von Lady Carlisle an Pym abgeliefert und kam auch eine weitere Mittheilung von Essex mit dem Rath an die Fünf, sich so bald als möglich aus dem Staube zu machen.

Um ein Uhr trat das Haus wieder zusammen, um Berichte aus den Inns of Court so wie über die bewaffnete Mannschaft in Whitehall anzuhören. Die fünf Mitglieder waren jetzt noch zugegen, und es erfolgte nun eine kurze Verhandlung, ob sie sich zurückziehen oder den König hier erwarten sollten. Pym, Hampden und Hollis waren dafür, fortzugehen, Haselrig und Strode aber wollten dem Sturm im Parlamente selbst trotzen, als ein neuer Schauspieler auf der Bühne erschien in der Person des Capitäns

*) Inns of Court nennt man die Häuser der Londoner Juristen. Es sind ihrer vier, nämlich: der innere Temple, der Mittel-Temple, Lincoln's Inn und Gray's Inn. Ihr Name rührt davon her, daß sie früher in der Aula Regia oder dem Hof des königlichen Palastes sich befanden. Alle vier Corporationen haben seit jeher außerordentlichen Einfluß besessen.

Langres, welcher von Whitehall her über die Dächer geklettert war. Er theilte dem Sprecher durch ein anderes Unterhausmitglied mit, daß der König so eben Whitehall an der Spitze einer großen Menge Bewaffneter verlassen habe und auf dem Wege nach Westminster sei. Dies schloß die Debatte. Ein Antrag wurde angenommen, daß die fünf Mitglieder sich zurückziehen dürften, und so machten sie sich denn auf und davon. Unmittelbar darauf kam der König und war im Parlamentshause, noch bevor die Fünf sich auf die Themse geflüchtet hatten.

Die bewaffnete Mannschaft, welche den König begleitete, bestand aus etwa fünfhundert Soldaten und Edelleuten, woraus man wohl schließen kann, daß er sich nicht gescheut haben würde, die Mitglieder mit Waffengewalt zu ergreifen und selbst Blut zu vergießen. In der That nahm er den ganzen Haufen mit sich, welchen er vorher in Whitehall gesammelt hatte; die Leute waren mit Schwertern und Pistolen bewaffnet. Als sie am Thor des Parlamentsgebäudes angelangt waren, bildeten sie eine Gasse zu beiden Seiten des Hauses. Der König ging nun die Treppe zum Unterhause hinauf und mit ihm so viele von seinen Nachfolgern, als Platz fanden; so kam er in's Unterhaus, wo noch nie ein König gewesen war, ausgenommen Heinrich VIII.

Die Aufregung, welche in diesem Augenblick selbst in entschlossenen Herzen pochte, läßt sich leicht vorstellen. Der Sprecher war grade beauftragt worden, mit dem Scepter vor ihm stillzusitzen, als ein lautes Klopfen an der Thür gehört wurde, dann Waffengeklirr und die Stimme des Königs, welcher befahl, daß seine Leute draußen bleiben sollten. Alsdann trat Karl selbst ein, begleitet von dem Kurfürsten Rupert von der Pfalz, während die Thür offen blieb und einen Blick auf die bewaffnete Menge hinter ihm gestattete. In dem Augenblick, wo der König eintrat, erhoben sich alle Mitglieder und entblößten ihre Häupter; auch Karl nahm seinen Hut ab, und wenn auch die fünf Mitglieder dagewesen wären, so hätte es doch schwer fallen mögen, sie unter diesem Haufen von bloßen Köpfen zu erkennen. Aber ein Gesicht kannte der König zu gut, als daß er es nicht schnell hätte ausfindig machen können, und er wandte sich auch schnell nach dem Platze, wo Pym zu sitzen pflegte. „Die Vögel sind ausgeflogen," sagte der König, und hielt dann die Rede, welche schon längst bekannt ist. Da er aber seine Feinde nicht mehr vorfand, wandte er sich noch unzufriedener und ärgerlicher als er gekommen war, aus dem Hause heraus, während die Rufe: „Privileg! Privileg!" ihn verfolgten. Der Haufe der Bewaffneten war wüthend, daß ihre Beute ihnen entronnen war.

Ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit herrschte jetzt in der Stadt. Aber für den Augenblick hatte Karl Stuart seinen Sprung gethan und seine Beute verfehlt. Schlimmere Gefahren drohten allerdings noch, aber für den Augenblick waren doch die Fünf in Sicherheit. Das Haus brach auf und die Mitglieder besprachen unter einander die außerordentliche Gefahr, der sie durch Gottes wunderbare Vorsehung entronnen waren, während Karl mit seinen Anhängern nach Whitehall zurückging, und der Königin zu erzählen hatte, daß er noch nicht Herr in seinen Staaten war.

Noch an demselben Abend erließ der König eine Proclamation, worin er die Häfen zu schließen befahl, um die fünf Mitglieder an der Flucht zu hindern. Diese hatten aber inzwischen einen sichern Zufluchtsort in einem Hause in Coleman-Street in der City gefunden, und der König, welcher dies in Erfahrung gebracht hatte, beschoß alsbald, selbst dorthin zu gehen und von den städtischen Obrigkeiten die Auslieferung der Fünf zu verlangen. Lord Digby erbot sich, mit ihm zu gehen und die Mitglieder todt oder lebendig zu ergreifen. Aber London war durch seinen Reichthum, seine Organisation und seinen öffentlichen Geist zu mächtig, als daß ein solcher Handstreich sich leicht hätte ausführen lassen, und als die Freiheit des Volkes wirklich auf dem Spiele stand, schlug sich die Altstadt ohne Zaudern auf die Seite des Parlaments. In der Nacht des 4. Januar war die Aufregung in der City ungeheuer. Nachdem die Kunde von Karl's Gewaltschritt angelangt war, hatte man die Läden geschlossen und die Bürger blieben die ganze Nacht unter Waffen; Gerüchte flogen hin und her, daß die Cavaliere im Anzug wären, um die Häuser zu durchsuchen, die Waffen fortzunehmen, ja selbst die Altstadt in Brand zu stecken. Am Morgen des 5. Januar erhielt der Lord Mayor Nachricht, daß der König mit Verhaftbriefen gegen die fünf Mitglieder nach dem Stadthause kommen wolle, und bald darauf erschien der König in Person.

Er hatte keine Wache mitgenommen, indem er darauf rechnete, eben so ehrerbietig begrüßt zu werden, wie es bei seiner Rückkehr aus Schottland der Fall gewesen war. Aber kaum hatte er Temple-Bar, das Thor, welches die Altstadt von London von der Stadt Westminster trennt, passirt, als mißvergnügte Rufe auf allen Seiten gegen ihn laut wurden. „Privileg des Parlaments!“ erscholl es rechts und links, und ein Kerl warf einen Zettel in den Wagen des Königs, worauf die Worte geschrieben standen: „Zu Euern Zelten, Israel!“ Indessen wurde er im Stadthause von den Behörden mit den äußerlichen Zeichen der Achtung und Huldigung empfangen. Er hielt dann eine lange Rede, deren Sinn war, daß er diese Verräther ausgeliefert haben müsse. Während seiner Rede herrschte ein ominöses Schweigen; nachdem er geendet hatte, war Alles noch eine Zeit lang still, dann fingen Einige an zu rufen: „Privileg des Parlaments!“ während Andere schrien: „Gott segne den König!“ Diese beiden Rufe hielten eine Zeit lang an, und man konnte nicht sagen, welcher der lauteste war, bis der unentschiedene Kampf einer Niederlage des Königs gleichkam. Es wurde nun geklopft, daß man still sein sollte, und der König befahl dann, daß wenn Einer etwas zu sagen habe, er es sagen solle. Es sagte dann Einer: „Die Meinung dieses Hofes ist, daß Ew. Majestät auf den Rath des Parlaments höre!“ Dagegen rief dann ein Anderer: „Das ist nicht die Meinung dieses Hofes, es ist Eure eigene Meinung.“ Der König antwortete: „Wer sagt, daß ich nicht auf den Rath des Parlaments höre? Ich höre auf seinen Rath und will es auch thun; aber ich muß zwischen dem Parlament und einigen Verräthern, die darin sitzen, unterscheiden, und diesen will ich den Proceß machen — den Proceß!“ Dann war wieder Alles still; es folgte jedoch bald eine andere höchst charakteristische Unterbrechung. Ein kühner Bursche aus dem niedersten Stande erhob sich und rief: „Privileg des Parlaments!“ und ein Anderer rief: „Seht den Mann, greift ihn!“ Der König antwortete in mildem Tone: „Ich habe und will fürder alle Privilegien des Parlaments beobachten, aber keine Privilegien können einen Verräther vor dem Proceß schützen — dem Proceß.“ Und damit ging er fort. In der äußern Halle war eine Menge rohen Volkes, welches, als der König fortging, brüllte: „Privileg des Parlaments!“ Durch diese Masse ging er zum Sheriff Garett, wo er zu Mittag aß, und kehrte dann nach Whitehall zurück, auf seinem ganzen Wege von dem Ruf: „Privileg des Parlaments!“ verfolgt. Er hatte seine letzte Karte ausgespielt und das Spiel verloren. Zwei Tage später erhielt er die formelle Antwort aus der City, worin ihm gerathen wurde, mit seinem Parlament zu Rathe zu gehen, seine militärischen Rüstungen auszusetzen und nur in gesetzlicher Form gegen die Angeklagten vorzugehen. Dessenungeachtet erließ er eine neue Proclamation, worin er befahl, die Fünf zu greifen; in einem andern Erlaß verbot er, sie zu beherbergen, was eine eitle Drohung gegen die Altstadt war.

Zu derselben Zeit hatte sich das Unterhaus in Westminster versammelt. Die Thüren wurden geschlossen, die Galerien geräumt, Niemand hinausgelassen und eine Recognoscirung gegen Whitehall zu angeordnet. Es wurden dann einige Mitglieder, unter ihnen Glyn, beauftragt, eine Resolution aufzusetzen. Sie waren nur eine Viertelstunde fort und kamen dann bereits mit einer langen Resolution zurück, was wohl darauf hinweist, daß sie dieselbe schon vorher in Erwägung gezogen hatten. Diese besagte, daß das Parlament sich bis zum 11. Januar vertagen und in der Zwischenzeit ermächtigt sein sollte, im Ausschuß im Stadthause zu sitzen. Dies geschah, weil die Parlamentshäuser in Westminster in zu gefährlicher Nähe an Whitehall lagen. Der Antrag wurde angenommen und dem Oberhause mitgetheilt; das Haus zerstreute sich sodann, versammelte sich aber am folgenden Morgen wieder im Stadthause.

Das, was hier vorfiel, erfahren wir jetzt auch zum ersten Male. Eine Wache, aus bewaffneten Bürgern der Altstadt bestehend, war zum Schutze des Parlaments herbeigezogen, und in der großen Halle des Stadthauses wurde für die Mitglieder ein Mittagsmahl bereitet. In den Verhandlungen erklärte d'Ewes, daß Parlamentsmitglieder durchaus nicht unter dem Vorwande des Privilegs Schutz vor einer Anklage auf Verrath verlangten; sie wollten nur nicht nach dem Belieben der Stuarts gerichtet werden; der König selbst sei Partei, und die von ihm erlassenen Haftbriefe könnten nicht bindend sein; er könne weder als Richter noch als Ankläger in dem Processe auftreten. Vane, „jung an Jahren, aber alt an Weisheit,“

beantragte weiterhin, man solle eine Erklärung erlassen, daß das Parlament weder die Fünf noch irgend welche andere Parlamentsmitglieder in Schutz nehmen solle, wenn sie etwa Verbrechen begingen. Ueber alle diese Vorgänge hat Clarendon geschwiegen.

Inzwischen blieben die Läden geschlossen, die Bewohner der Altstadt hielten sich unter den Waffen, und als ein Gerücht sich verbreitete, daß ein Angriff auf das Haus in Coleman-Street gemacht werden sollte, waren binnen einer Stunde 40,000 Mann vollständig und 100,000 mit Hellebarden, Knüppeln, Schwertern u. s. w. bewaffnet. In dem panischen Schrecken, welchen diese Erhebung en masse verursachte, thaten viele Frauen Fehlgeburten. Am Sonnabend erließ das Parlament eine Erklärung, daß die Proclamation des Königs falsch, scandalös und ungesetzlich sei, und ermächtigte die Bürger zum Widerstande; auch wurde der Befehl über den Tower in sichere Hände gegeben.

Am Sonntag, den 9. Januar, bemerkte man seltsame Gruppen in den Straßen von London, sonderbare Besucher in den Londoner Kirchen, Capellen und Gasthäusern. Aus den Grafschaften kamen Bittsteller über Bittsteller herbei. Mehrere Tausende kamen mit einer Bittschrift zum Schutze Pym's. Viertausend Grundbesitzer kamen aus Buckinghamshire herbeigeritten, „um mit Hampden zu leben oder zu sterben." Männer, die einander persönlich ganz unbekannt waren, aber sich an dem Vorhaben erkannten, welches ihre Gesichter aufhellte, wenn sie einander begegneten, schüttelten sich herzlich die Hände und gingen dann ihrer Wege, ohne ein Wort zu sagen. Viele sangen auch die Verse aus dem 122. Psalm: „Unsere Füße werden stehen in den Thoren von Jerusalem; Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll, da die Stämme hinaufgehen sollen" u. s. w.

Am folgenden Morgen konnte das Parlament sich kaum nach Grocers Hall, wo eine Zusammenkunft verabredet war, durchdrängen, weil die Haufen so dicht waren, welche sich versammelt hatten, um die fünf Angeklagten zu schützen. Resolutionen wurden dann gegen die Agenten des Königs, gegen böse Räthe, gegen die Proclamationen und Verhaftsbriefe, welche Karl erlassen hatte, angenommen. Die ganze Mannschaft der englischen Flotte kam dann herbei und erkärte, dem Parlament zur Seite stehen zu wollen; man ließ auch Sprecher und Deputationen der aus den Grafschaften herbeigekommenen Zuzüge vor, dankte ihnen und beschloß, daß das Parlament am folgenden Tage unter militärischer Begleitung wieder nach Westminster zurückkehren solle.

Unterdessen hatte Karl beschlossen, Whitehall zu verlassen. Als er von den Beschlüssen des Parlaments hörte, gerieth er in die größte Bestürzung. Alle Classen des Volkes hatten in der That den Männern Treue geschworen, welche er als Verräther gebrandmarkt hatte. Selbst seine Wasserratten, wie er die Bemannung der Flotte nannte, hatten sein Schiff verlassen, und nach manchen innern Kämpfen folgte er ganz plötzlich dem Rathe der Königin und entfloh in Eile aus London.

Am folgenden Morgen kamen unzählbare Schaaren herbei, um die fünf Parlamentsmitglieder auf den Thron zu setzen. Schwerlich hatte je die Themse von der Londonbrücke an bis hinauf nach Westminster ein so imposantes Schauspiel dargeboten. Die Parlamentsmitglieder wurden in einer geschmückten Barke mitten in einer Flotte von bewaffneten und kampfgerüsteten Schiffen hinaufgeführt; die Lunten brannten, und auf den Piken der Soldaten flatterten Exemplare von dem feierlichen Protest, welcher Alle, die ihn nahmen, verpflichtete, ihr Leben daran zu setzen, die Freiheiten des Parlaments und die protestantische Religion aufrechtzuerhalten. Auf der ganzen Fahrt wurden beständig Salven abgefeuert; so kamen sie denn endlich nach Westminster zurück, wo sie mit lautem Freudengeschrei empfangen wurden.

Der Sprecher und die übrigen Parlamentsmitglieder erhoben sich von ihren Sitzen, als die Fünf eintraten und sich auf ihre gewöhnlichen Plätze setzten. Dann erhoben sich auch die Fünf, und in ernsten Ausdrücken sprach Pym den Bürgern der Altstadt von London seinen herzlichen Dank aus; zugleich verpflichtete sich das Parlament, die Bürger gegen alle möglichen Folgen ihres Verfahrens zu schützen und zu vertheidigen. Mit diesem Tage war die Souveränetät vom König auf das Parlament übergegangen.

Man ließ sodann auch noch die Sheriffs von London, die Flottenofficiere und Deputationen der Zuzüge aus dem Lande in den Sitzungssaal rufen und ihnen danken. Sie erklärten Alle, daß sie bereit seien, wenn es nöthig wäre, zu den Füßen des Parlaments zu sterben.

Bevor das Unterhaus aufbrach, wurde die Flucht des Königs bekannt. Sir Henry Cholmeley beantragte, daß man eine Botschaft an Se. Majestät schicken solle, um ihm den Kummer des Parlaments auszudrücken, daß er fortgegangen sei, und ihn zu ersuchen, zurückzukehren. Hollis bemerkte indessen, daß davon nicht die Rede sein könnte, bevor er und die andern vier Mitglieder, welche des Hochverraths angeschuldigt worden waren, sich gereinigt hätten und die Verletzung der Privilegien des Hauses in ihren Personen wieder gut gemacht wäre. In der That war der Krieg zwischen König und Parlament factisch ausgebrochen, als Karl versuchte, die fünf Mitglieder widerrechtlich zu ergreifen, und das Parlament, obwohl es nur ungern dazu schritt, sich in einen offenen Kampf einzulassen, doch durch die Verhältnisse dazu gezwungen wurde.

Die Tauchnitz'sche Sammlung der Werke englischer Schriftsteller.

Vor etwa zwanzig Jahren begann die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Tauchnitz die Herausgabe solcher englischer Werke, welche dichterischen oder wissenschaftlichen Werth genug besaßen, um eine möglichst weite Verbreitung zu verdienen. Man muß es sagen, daß der Gedanke und die Ausführung dieses großartig entwickelten Unternehmens auf der Basis einer freien und ehrenhaften Rechtsanschauung erwuchsen, die erst viele Jahre später den Schutz des Gesetzes erkämpfte, denn die Zeit der internationalen Verträge gegen den Nachdruck war noch nicht gekommen und kein Gesetz der Welt würde den Leipziger Buchhändler gehindert haben, seine Ausgaben ohne alle Rücksicht auf die englischen Schriftsteller und Verleger zu veranstalten. Tauchnitz stellte sein Unternehmen, vollberechtigt für den Continent, neben die englischen Originalausgaben, denn er erwarb von den ursprünglichen englischen Berechtigten das Verlagsrecht. Wer die englischen Honorarverhältnisse kennt, der wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß es bedeutende Opfer waren, welche Tauchnitz sich freiwillig auferlegte. Trotzdem hat sein Unternehmen sich nicht bloß erhalten, während concurrirende, die fremden Rechte nicht achtende Ausgaben zu Grunde gingen, sondern auch einen immer größern Umfang und eine steigende Verbreitung, man kann sagen über die ganze bewohnte Erde, ausschließlich England, gefunden. Jetzt liegen 540 Bände vor, jeder zu dem ungemein billigen Preise von einem halben Thaler. Es ist eine ganze englische Bibliothek, die das Unternehmen enthält, und kein bedeutendes Werk von allgemeinem Interesse fehlt. Wir finden im neuesten Verzeichnisse die Werke folgender englischer Dichter, Historiker u. s. w.: Miß Aguilar, W. H. Ainsworth, Currer Bell, Ellis und Acton Bell, Lady Blessington, Tom Brown, Sir E. Bulwer Lytton, John Bunyan, Miß Burney, Robert Burns, Lord Byron, Thomas Carlyle, S. T. Coleridge, W. Collins, F. Cooper, Ch. Dickens, Miß Cummins, B. Disraeli, George Eliot, Paul Ferroll, Fielding, Lady G. Fullerton, De Foe, Oliver Goldsmith, Mrs. Gaskell, Mrs. Gore, John Halifax, Sir Henry Havelock, Hawthorne, Washington Irving, G. P. R. James, Douglas Jerrold, Samuel Johnson, Ch. Kingsley, Miß Kavanagh, R. B. Kimball, Kinglake, Mary Langdon, Ch. Lever, G. H. Lewes, Guy Livingstone, H. W. Longfellow, Lord Mahon, Lord Macaulay, Mansfield, Capt. Marryat, Mrs. Marsh, Whyte Melville, Milton, Thomas Moore, Mrs. Norton, Ossian, Pope, Ch. Reade, Rita, Walter Scott, Miß Sewell, Shakspeare, Smollett, Sterne, Mrs. Stowe, Swift, Templeton, Tennyson, W. M. Thackeray, Anthony Trollope, Thomson, Warburton, S. Warren, E. Wetherell, Miß Yonge. Auch eine Uebersicht der englischen Sprache und Literatur während der letzten fünf Jahrhunderte und Johnson's Lebensbeschreibungen englischer Dichter fehlen nicht. Daß ein mit so viel Verstand und Geschmack ausgeführtes und äußerlich gut ausgestattetes Werk seinen Weg überall hin gefunden hat, ist nichts als der gerechte Lohn für die Verdienste seines Urhebers. Wir Deutsche können stolz darauf sein, daß ein Buchhändler unsers Volks mit größtem Erfolge den Gedanken eines Gesammtbildes der schönen englischen Literatur ausgeführt hat, den in England selbst Niemand zu fassen wagte, und daß weder die Engländer noch Franzosen sich einer auch nur ähnlich vollständigen Aufnahme eines fremden Literaturschatzes in ihre eigene Literatur zu rühmen haben.

Diese Unternehmung ist, wie wir hören, kürzlich auch Veranlassung gewesen, daß Herrn Tauchnitz von dem Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha — bekanntlich ein Bruder des Prinz-Gemahls von England — unter Zustimmung des Königs von Sachsen der erbliche Freiherrnstand verliehen worden ist.



Zur Geschichte der Seidenzucht.

Von

August Vogel.

Dank den Bemühungen populär-naturhistorischer Schriftsteller ist die Naturgeschichte des Seidenwurmes zu einer sehr allgemeinen Geschichte geworden, — und das mit Recht; hat ja doch dieses kleine Thier mit seinem unzertrennlichen Adjutanten, dem Maulbeerbaume, seine friedlichen Eroberungen über den ganzen Erdkreis erstreckt und überall neue Quellen des Wohlstandes und Reichthumes eröffnet, allenthalben den menschlichen Geist zu genialen Erfindungen angeregt. Wer weiß es nicht, durch zahlreiche Abbildungen zur Genüge belehrt, daß die gefräßige, schwer zu sättigende Raupe (Bombyx mori) eine dreifache Verwandlung durchläuft, bis sie endlich einen Seidenfaden von ungefähr 300 Meter Länge aufzuspulen beginnt. Sind ja doch auch die zahlreichen Krankheiten des Seidenwurmes, dessen Bleichsucht, Verdauungsstörungen, Wassersucht, Exantheme u. s. w. zum Gegenstand ausführlichen Studiums gemacht worden, so daß wir eine förmliche Pathologie, Therapie und Diätetik der Seidenraupe besitzen. Nicht minder bekannt sind die mannigfaltigen Processe, welche die menschliche Industrie mit dem natürlichen Gespinnste, dem Producte stillen thierischen Fleißes vornimmt, bis endlich daraus jene glänzenden Zeuge entstehen, die als Gegenstand des Luxus und Schmuckes sich über alle Theile der bewohnten Erde ausgedehnt haben. Dagegen ist die Geschichte der Seidenzucht selbst, obgleich sie nicht minderes Interesse bietet, noch weniger, als sie es verdient, im größern Publicum bekannt, weshalb wir in den folgenden Zeilen mit Zugrundelegung der ausgezeichneten Arbeit Quatrefages' über diesen Gegenstand*) einen kleinen Beitrag zur Vervollständigung dieser allgemeinen Kenntnisse zu liefern versuchen möchten.

Nach der übereinstimmenden Ansicht der Gelehrten ist das Vaterland des Seidenwurmes China, woselbst schon in der grauesten Vorzeit musikalische Instrumente mit seidener Besaitung gebräuchlich gewesen sein sollen. Offenbar begnügte man sich anfangs damit, die auf den Maulbeerbäumen natürlich vorkommenden Cocons zu sammeln, bis man später die ersten Versuche künstlicher Seidenzucht anstellte. Mit einem Gefühle innerer Befriedigung und wahrer Ueberzeugung können wir berichten, daß diese Erfindung sowohl, als die Kunst der Seidenweberei einer vornehmen Dame zugeschrieben wird, und zwar der Kaiserin Si-ling-chi; ihr dankbarer Gemahl, der Kaiser Hoang-ti, erhob sie dafür in die Reihe der guten Genien, unter dem Namen Sien-thsan, was so viel zu bedeuten hat, als „Mutter der Seide." Es ist in der That zu bedauern, daß uns die Geschichte aus dem Leben und den Schicksalen jener interessanten Dame keine weiteren Einzelheiten aufbewahrt hat. Nicht unerwähnt darf es indeß bleiben, daß die neuesten Forschungen einiger neugieriger Engländer den wildwachsenden Maulbeerbaum auch am Fuße des Himalaja und sogar in Persien

*) A. de Quatrefages, sur l'histoire de la Sericiculture etc. Paris. 1860.

entdeckt haben wollen, wodurch das Prioritätsrecht der Chinesen als erste und ausschließliche Seidenzüchter allerdings etwas alterirt werden müßte.

In echt chinesischer Manier versuchten die Bewohner des himmlischen Reiches sich das Monopol der Seidenzucht mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu bewahren durch die strengsten Gesetze, deren Verletzung sogar mit dem Tode bestraft wurde; durch unerbittliche Wächter und Garden — ein Vorspiel unserer Zollgrenzer — war die Ausfuhr des kostbaren Insectes gradezu unmöglich gemacht. Nur fertigen Seidenzeugen, gleichsam um die neidische Begierde der Nachbarn zu reizen, gestattete man den Ausgang. Wir finden Seidenzeuge erwähnt als Schmuck der jüdischen Frauen zur Zeit Ezechiel's, 600 Jahre v. Chr., und es ist bewiesen, daß die von Herodot und Xenophon mit dem Namen „medische Gewande" bezeichneten Stoffe Seide waren. In Rom scheinen die Seidenstoffe erst unter Cäsar Eingang gefunden zu haben, natürlich, da sie nur vom Auslande bezogen werden konnten, zu ungeheuern Preisen, ja sie wurden buchstäblich mit Gold aufgewogen. Dem Kaiser Aurelius wird sogar nachgesagt, er habe der Kaiserin Zenobia aus finanziellen Rücksichten ein seidenes Kleid verweigert, ein Mangel an Galanterie, der heutzutage kaum begreiflich erscheinen würde. So kommt es denn auch, daß Plinius, Aristoteles, Pausanias und andere Geschichtschreiber der Vorzeit in ihren Werken wohl Seidenzeuge erwähnen, über ihre Natur und Entstehung aber höchst unklare Begriffe hatten, indem sie dieselben bald für das kunstreiche Gewebe irgend einer Spinne, bald für die flaumartige Faser eines Baumes hielten.

Wenn wir uns nun freuen, berichten zu können, daß es abermals eine hochgestellte Dame war, welche die zweite, nicht minder wichtige Epoche für die Seidenzucht, die Ausführung aus China, herbeigeführt hat, so ist es uns eine wahre Beruhigung, mit dieser beinahe unglaublichen Behauptung fest auf historischem Boden zu stehen. Eine chinesische Prinzessin, — die undankbare Geschichte hat uns ungerechter Weise ihren Namen nicht einmal aufbewahrt, wir wissen nur so viel bestimmt, daß sie dem kaiserlichen Geschlechte der Han entsprossen, — wurde an den König von Khotan im Innern von Centralasien verheirathet. Mit Entsetzen erfuhr sie, daß in dem Lande ihrer neuen Bestimmung weder Seidenwurm noch Maulbeerbaum existire. Da es ihr nicht möglich schien, ohne dieses wichtige Element ihrer Toilette zu leben, so beschloß sie kühn, ihre Freiheit, ja ihr Leben zu wagen und versteckte Eier und Saamen unter ihrer fürstlichen Kopfbedeckung. Die an der Grenze bestellten Seidenwächter wagten sich natürlich, ungeachtet ihrer sonstigen Strenge, doch nicht an den Kopfputz einer kaiserlichen Prinzessin und so passirte denn die gefährliche Waare glücklich die undurchdringliche chinesische Mauer. In der neuen Heimath der Prinzessin finden wir Seidenwurm und Maulbeerbaum bald im erwünschtesten Wohlsein eingebürgert und zwar zum großen Nutzen der Bewohner. Leider fand aber auch hier die chinesische Mode des sorgfältigsten Abschlusses nach außen Nachahmung, jeder Herrscher suchte sich die Wohlthat eines ausschließlichen Besitzes bestens zu erhalten, so daß im sechsten Jahrhundert die Seidenzucht noch immer nicht nach Europa durchgedrungen war. Endlich im Jahre 552 wurde die edle chinesische Prinzessin von zwei armen Mönchen aus dem Orden des heiligen Basilius noch an Muth übertroffen, welche unter mancherlei Gefahren des Leibes und Lebens in ihren hohlen Wanderstäben Eier des Seidenwurms und Maulbeerbaumsamen dem Kaiser Justinian überbrachten.

So war nun endlich die Seidenzucht in Europa angekommen. Zunächst entwickelte sie sich rasch in Griechenland, vor Allem im alten Peloponnes, welchem ja durch seine zahlreichen Maulbeerbaumpflanzungen später der Name Morea zu Theil wurde. Etwas weniger rasch waren die Fortschritte in den übrigen europäischen Ländern. Im achten Jahrhundert verpflanzten die Araber nach Spanien die Seidenzucht, hatten aber nur den schwarzen, weniger geeigneten Maulbeerbaum mitgebracht, der weiße blieb noch längere Zeit ausschließliches Eigenthum Griechenlands. Nach Sicilien und Calabrien brachte Roger II. (1146) die Seidenzucht, welche sich nun im südlichen Italien schnell verbreitete, aber erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Toskana, Oberitalien und Piemont heimisch wurde. Zu derselben Zeit war dieser Industriezweig auch schon in Frankreich bekannt. Die übrigen Staaten folgten diesen Beispielen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts versuchte es Elisabeth, jedoch ohne Erfolg, den Maulbeerbaum

in England einzubürgern, mit besserem Resultate eine Herzogin von Aschot in der Gegend von Leyden. Erzherzog Albert und Isabella verliehen 1607 einem gewissen Thomas Grammay das Privilegium, eine Maulbeerbaumpflanzung von 100,000 Fuß anzulegen. Durch den Widerruf des Edictes von Nantes zerstreuten sich zahllose Familien aus dem Languedoc und der Provence über alle Theile Europa's und verbreiteten wo nur immer möglich ihre heimathliche Industrie, ja sogar nach Schweden und Dänemark, wo indeß das Klima ein unüberwindliches Hinderniß setzte. In Deutschland blieb die Seidenzucht ungeachtet der Aufmunterung Friedrich's des Großen lange Zeit auf einer verhältnißmäßig niederen Stufe der Entwicklung stehen. Erst 1820 erhob sie sich in einzelnen Theilen Deutschlands, namentlich aber in Baiern, woselbst bekanntlich glänzende Resultate erzielt werden. Gegenwärtig wird die Seidenzucht in der alten und neuen Welt mit gleichem Eifer betrieben. Sogar Australien schickt Seidenstoffe nach Europa. Der Gesammtertrag aller Seidenzüchter beläuft sich jährlich über eine halbe Milliarde Gulden. Frankreich allein erzeugte im Jahre 1853 26 Millionen Kilogramm Cocons.

Leider ist die Seidenproduction seit dem Jahre 1854 durch eine unter den Seidenwürmern ausgebrochene epidemische Krankheit von Jahr zu Jahr vermindert worden, eine Krankheit, die sich nach und nach sehr weit verbreitet hat. In Frankreich waren 1857 schon die 26 Millionen Cocons auf 7½ Millionen reducirt. Die Verwüstungen durch diese Krankheit waren so außerordentlich und stets in Zunahme begriffen, daß in manchen Gegenden Frankreichs der kostbare Maulbeerbaum ausgerottet und als Heizmaterial verwendet wurde. Der ungeheure Nachtheil, ja die gänzliche Verarmung, welche dadurch für ganze, früher durch den Seidenbau wohlhabende Provinzen herbeigeführt wurde, mußte natürlich die Regierungen veranlassen, diese befremdenden Erscheinungen auf das Genaueste und Sorgfältigste untersuchen zu lassen. Es liegen uns die Resultate der auf Veranlassung der französischen Regierung in den verschiedenen Provinzen angestellten ausführlichen Beobachtungen vor. Als Hauptergebniß stellt sich heraus, daß die Krankheit nicht durch eine Degeneration des Maulbeerbaumes, wie man dies früher annahm, bedingt wird, sondern eine dem Seidenwurme eigenthümliche ansteckende Krankheit ist. Eine sorgfältige Lüftung der Seidenkammern, vor Allem aber eine Reduction der Züchtereien auf kleinere Anstalten zur Erzeugung gesunder Eier, möchten die Hauptbedingungen sein, um dieser Industrie wieder gründlich aufzuhelfen.

Der Seidenwurm ist in seiner höchst einseitigen Ernährung ganz ausschließlich auf den Maulbeerbaum angewiesen und auch hier eigentlich nur auf eine bestimmte Species desselben beschränkt. Der Maulbeerbaum allein unter allen vegetabilischen Gebilden enthält somit die Elemente der Seide, seine Blätter erleiden, indem sie dem Seidenwurme zur Nahrung dienen und in dessen Lebensproceß hereingezogen werden, wahrscheinlich nur eine geringe Veränderung, um in Seide umgewandelt zu werden. Sollte es der neuern Chemie gelingen, diesen Umwandlungsproceß, welchen das Maulbeerblatt im Seidenwurme durchläuft, zu erforschen, so könnte man vielleicht direct Seide herstellen ohne thierische Vermittlung und so nach und nach ganz von jenem langweiligen und launenhaften kleinen Seidenfabrikanten unabhängig werden — tentare licet!

Die Gaskraftmaschine.

Von

Dr. Wilhelm Hamm.

Wenn man ein Volumen Sauerstoff mit zwei Wasserstoff vermengt, so erhält man das bekannte Knallgas, welches bei der Entzündung heftig explodirt, und Wasser erzeugt. Die mechanisch mit einander vermischten einfachen Gasarten gehen in Folge der Verbrennung eine chemische Verbindung ein, bei welcher ein so bedeutender Grad von Hitze frei wird, daß das neue Product, das Wasser, augenblicklich in Dämpfe von höchster Spannung umgewandelt wird. Die Expansion der entzündeten Gase und des Dampfes übt einen mehr oder minder kräftigen Druck auf jeden Widerstand aus. Erzeugt man durch einen äußerst sinnreichen und mit großer Vorsicht construirten Apparat einen continuirlichen Strom von Explosionen kleiner Mengen jener Mischluft, so läßt sich die dabei entwickelte ungemeine Hitze vortheilhaft verwenden zum Schmelzen der schwerstflüssigen Körper; dieser Apparat ist das bekannte, jedem größe-

ren Laboratorium unentbehrliche Knallgasgebläse, dessen Erfindung nach Faraday eine nächste Folge der Experimente war, welche Sir Humphrey Davy zur Begründung der Theorie seiner Sicherheitslampe über die Natur der Flamme anstellte. Allein wenn auch das eigentliche Knallgas nur von Sauerstoff und Wasserstoff im Verhältniß ihrer Bildung des Wassers herrührt, so gibt es außer dieser bekanntlich noch eine ganze Reihe von explodirenden Gasmischungen. Schon ehe das ölbildende Kohlenwasserstoffgas so ausgedehnt zur Beleuchtung in unseren Tagen verwendet worden ist, daß es vorzugsweise den Namen „Gas" empfangen hat und behalten wird — wußte man, daß eine Vermischung desselben mit Sauerstoff in einem bestimmten Verhältniß beim Anzünden heftig explodirt. Durch verschiedene Unglücksfälle aufmerksam gemacht, fand man, daß reiner Sauerstoff zu einer derartigen Knallmischung nicht einmal nothwendig, sondern die gewöhnliche atmosphärische Luft dazu schon vollkommen hinreichend sei; ebenso, daß die Scala der gegenseitigen Mengen beider Gase zur Bildung explodirender Luft sich sehr elastisch erweise; schon 2 Procent ölbildendes Kohlenwasserstoffgas mit 98 Procent atmosphärischer Luft erzeugen ein Knallgas, ebenso aber auch 5 Procent mit 95 Procent, 10 Procent mit 90 Procent, u. s. f. Die durch Detonation bewirkte Expansionskraft benutzt man bekanntlich schon vielfach zum Sprengen u. s. w.; unserer Zeit war es aber vorbehalten, sie auch zum bewegenden Princip eines Motors zu erheben, welcher gegenwärtig, neben der calorischen Maschine, die Aufmerksamkeit der ganzen industriellen und technischen Welt im höchsten Grade fesselt. Es ist derselbe die Lenoir'sche Gaskraftmaschine, und ein fast wunderbares Zusammentreffen ist es, daß diese gleichzeitig mit der Ericson'schen Heißluftmaschine den Continent betritt, in einer Periode, in der mehr als jemals das Gewerbe nach Hilfe schreit, erschreckt von der Freiheit, die man ihm aufzwingen muß. Die beste Hilfe bieten ihm die Bewegungsmaschinen, welche ihm den Aufschwung gestatten vom Handwerk zur Industrie.

Der neue Motor, dessen Bewegungskraft sich auf die Expansion verpuffender Gase gründet, tauchte zuerst auf in Paris. Vielleicht grade diese seine Geburtsstätte trägt mit die Schuld, daß man ihn von vorn herein mit noch weit größerem Mißtrauen betrachtete, wie die calorische Maschine, die sich doch ebenfalls keines besonders freundlichen Empfangs im Anfang zu rühmen hatte. Man ging in Deutschland sogar so weit, die Gaskraftmaschine schlichtweg für einen großartigen Humbug zu erklären und ihr jeden praktischen Werth abzusprechen. Hieraus ergibt sich denn auch, daß die industrielle Welt sich mit Annahme des neuen motorischen Apparats weit minder beeilte, wie mit derjenigen der Heißluftmaschine, daß auch bis jetzt nur sehr wenige Maschinenfabriken untergeordneten Rangs sich beflissen haben, jenen nachzubauen. Dies gilt insbesondere für Deutschland, wo unseres Wissens bis jetzt noch keine Gaskraftmaschine in wirklichen — nicht bloß versuchsweisen — Betrieb gekommen ist. Aber dies darf auf das Urtheil über ihre Leistungsfähigkeit nicht influiren. Von Frankreich aus liegen hierüber so viele ganz authentische Berichte, auch von deutschen Sachverständigen, vor, daß über den Werth und die Bedeutung dieses neuen interessanten Motors nicht mehr gezweifelt werden kann.

Der gegenwärtig überall an den Tag tretende Kampf zwischen Zwang und Freiheit, Innung und entfesseltem Gewerbe hat zu dem Nachweis geführt, daß von jeher die größten Erfinder im Gebiete der Mechanik und Technik nicht dem letzteren selber angehörten. Auch der Erfinder der Gaskraftmaschine stammt nicht aus der Zunft. Sein Leben und Streben ist der Aufzeichnung werth. Lenoir ist weiter nichts, als ein schlichter Pariser Ouvrier. Er hatte sich durch Fleiß und Zuverlässigkeit allmälig zum Monteur in einer Bronzewaarenfabrik hinaufgearbeitet, in welcher er Gelegenheit bekam, mit dem Proceß der Galvanoplastik bekannt zu werden. Diese wunderbare neue Kunst zog ihn dermaßen an, daß er sich derselben ganz zu widmen beschloß. Von nun an studirte er auf das Eifrigste Chemie und Physik, vorzugsweise mit Hilfe der öffentlichen Vorlesungen über diese Gegenstände in den Arbeiterassociationen. Es glückte ihm, rasch auf einander folgend mehrere wichtige Entdeckungen in der Galvanoplastik zu machen, ebenso neue Manipulationen des Verfahrens zu ersinnen, welche es ihm leicht machten, einen Theilnehmer zu finden, mit dem er ein Geschäft unter der Firma „Allgemeine galvanoplastische Gesellschaft" gründete. Dasselbe reüssirte jedoch nur sehr schwach und mußte daher bald wieder aufgegeben werden.

Mittlerweile war Lenoir von dem Galvanismus zu dem Elektromagnetismus übergeleitet worden; mit Feuereifer erfaßte er die Versuche, den letzteren als bewegende Kraft zu verwenden; sein ganzes Denken und Streben war von nun an der Verwirklichung dieses Gedankens gewidmet; er modellirte und baute unabläſſig an dem Entwurfe einer elektromagnetischen Kraftmaschine. Da wohnte er eines Abends einem Vortrage bei über explodirende Gase und sah in den begleitenden Experimenten die Entzündung der Eingangs beschriebenen Mischungen durch den elektrischen Funken. Augenblicks gestaltete sich in ihm eine neue Idee und die beharrliche Verfolgung derselben führte ihn bald zum Ziele. Er wandte sich mit seiner Erfindung an verschiedene große Industrielle zu Paris, ward aber überall mit Achselzucken verabschiedet. Glücklicher war er bei einem kleinen Maschinenfabrikanten, Hyppolite Marinoni, in der Vaugirardstraße des Faubourg St. Germain, welcher vorzugsweise Pressen für Buchdrucker und Lithographen baute. Diesen interessirte Lenoir's Entwurf so sehr, daß er sich alsbald mit demselben zu gemeinsamer Ausbeutung desselben verband. Aber es bedurfte noch zahlreicher Experimente, kostspieliger Versuche, großer Geduld und bedeutender Opfer, ehe es gelang, eine arbeitsfähige Gaskraftmaschine zu construiren. Ohne Marinoni's Fachkenntniß, technische und pecuniäre Hilfe wäre dies Lenoir allein unmöglich gewesen, daher der Name des ersteren stets dankbar neben dem des letzteren wird genannt werden müssen. Der erste Gasmotor kam in Betrieb im Monat Mai 1860 in der Holzwaarenfabrik von Lévêque, Rue Rousselet 25, Paris. Er hatte nur eine Pferdekraft, aber auch dieser nominelle Betrag ward ihm sofort abgesprochen. Denn der Gegenstand erregte alsbald das ungetheilteste Aufsehen, fand aber eben so viele Widersacher, als Bewunderer. Daher lauteten auch die Urtheile äußerst verschieden; während die Einen die neue Erfindung bis in den Himmel erhoben, machten sich die Andern geradezu darüber lustig. Allerdings zeigte diese erste Gaskraftmaschine sich noch nicht in aller wünschenswerthen Vollkommenheit, allein sie setzte nichts destoweniger die Leistungsfähigkeit und Ausführbarkeit des neuen Motors außer allen Zweifel. Seitdem sind aber durch Lenoir und Marinoni sehr bedeutende Verbesserungen an ihrer Kraftmaschine angebracht worden.

Versuchen wir es nunmehr, mit Hilfe der Abbildungen die Construction und den Gang derselben im Wesentlichen zu schildern, soweit es unser allgemeiner Zweck und die Tendenz dieses Blattes gestatten. Wir geben in den Figuren einen Seitenaufriß der ganzen Maschine, einen Durchschnitt ihres Arbeitsraums oder Cylinders, und einen Plan der Wirkung des elektrischen Apparats, der dazu gehört. Es wird auch dem Laien im ersten Blicke auffallen, daß die Gestalt der Gaskraftmaschine sich nur sehr wenig unterscheidet von derjenigen einer horizontalen Dampfmaschine. In Figur I. ist A der Cylinder, B der Schieberkasten, C der Gashahn, D die Zuleitung des kalten, E die Ableitung des erwärmten Wassers; F ist die Kolbenstange, G der Schlitten, H die Bläuelstange, I der Regulator, K die Schiebersteuerung und L das Schwungrad. Figur II, der Durchschnitt des Cylinders, führt uns sofort die Art und Weise der Arbeit vor's Auge. A ist der Kolben, B der Cylinder, angefertigt wie jeder Dampfmaschinencylinder, C die Stopfbüchse, D die stählerne Kolbenstange, E der Gleitschieber für die Zuführung des Leuchtgases und der atmosphärischen Luft, F der zweite Gleitschieber für die Ableitung der Verbrennungsgase, GG der hohle Mantelraum, welcher den ganzen Cylinder umgibt und worin stets erneutes Wasser behufs der Abkühlung des durch die continuirlichen Gasverbrennungen erhitzten Cylinders circulirt; durch H wird die atmosphärische Luft zugeführt, I sind die Hähne der Leuchtgaszuleitung. Das von dem Gleitschieber F ausgehende Ableitungsrohr der Verbrennungsgase ist weggelassen. Dagegen wolle man in KK noch die Enden zweier Drähte bemerken, zwischen welchen der zur Entzündung des Gasgemisches dienende elektrische Funken überspringt. Das Wasser, welches zur Abkühlung des Cylinders nothwendig ist, fließt aus einem höher angebrachten Behälter in dünnem Strahle zu; erhitzt kann es mittelst einer Leitung zur Heizung von Localen benutzt und danach abgekühlt wiederum zu seinem ersten Zwecke verwendet werden.

Der Bewegungsvorgang der Maschine ist nachstehender: In der Durchschnittszeichnung II. ist der Kolben A völlig zurückgegangen; in den leeren Raum des Cylinders B strömt durch Oeffnen der Hähne H, deren Zuleitungsrohr von einem Gasometer ausgeht, gewöhnliches Leuchtgas in einem Verhältniß, das durch die Stellung der Hähne

genau regulirt werden kann, und tritt auf die linke Kolbenseite. Durch das, mit einem nach innen sich öffnenden Ventil versehene Zuführungsrohr H strömt gleichzeitig atmosphärische Luft in den Cylinder und zwar im Verhältniß von 98 : 2 Leuchtgas, bis zu 95 : 5, und stellt somit ein explosionsfähiges Luftgemisch in dem Arbeitsraume dar, welches, indem der Schieber nach rechts gleitet, von der Außenluft hermetisch abgeschlossen wird. Die Entzündung dieses Knallgases erfolgt durch den elektrischen Funken, erzeugt durch einen Ruhmkorff'schen Inductionsapparat, welcher durch eine kleine doppelte Bunsen'sche Batterie zur Thätigkeit gebracht wird. Werden nämlich zwei isolirte, möglichst lange Metalldrähte um einen Kern von weichem Eisen vielfach gewunden und die Enden des einen Drahtes mit einander, diejenigen des andern mit den Polen einer galvanischen Batterie verbunden, so erzeugt sich durch Unterbrechung und Erneuerung des elektrischen Stromes in dem letzteren Draht, dem Leitungsdrahte oder Hauptdraht, in dem ersteren Drahte, dem Inductions- oder Nebendraht, ein ziemlich mächtiger inducirter elektrischer Strom. Wird der zweite Draht an mehreren Stellen unterbrochen, während die Endspitzen sich auf geringen Abstand einander nähern, so springt in jenem Momente selbst bei ziemlich schwacher Batterie ein sehr kräftiger Funken zwischen den Spitzen über, welcher durch rasch wechselnde Unterbrechungen in einen continuirlichen Strom umgewandelt werden kann. Der in Figur II., dem Cylinderdurchschnitte, mit punktirten Linien angedeutete Nebendraht mündet mittelst der Spitzen KK in den Cylinder, durch Glasröhren isolirt ist nur je eins der freien Enden, während das andere mit dem Cylinder in leitender Verbindung steht. Soweit wird der letztere selbst ein Glied des inducirten Drahtes. Bei jedesmaliger Unterbrechung des Hauptdrahtes springen die Inductionsfunken auf jeder Kolbenseite über, können aber nur da eine Verbrennung veranlassen, wo sich in Folge der Schieberstellung die explosionsfähige Luftmischung vorfindet. Die Art und Weise der stetig wiederkehrenden Unterbrechung des Hauptdrahtes veranschaulichen wir in dem Schematismus der Abbildung III. Auf dem Schlitten G (Figur 1) der Maschine sind drei Schienen ab, cd, ef, durch eine elfenbeinerne Unterlage von jenem isolirt, angebracht, von welchen ab und cd sowohl mit einander, als mit dem negativen, ef aber mit dem positiven Pol der Batterie in Verbindung steht. Die Schienen ab und cd sind durch eine in gleicher Ebene mit ihnen liegende Isolirplatte von Elfenbein außerdem getrennt. Von dem Gleitstücke der Kolbenstange gehen zwei Metallfedern aus, deren größere auf ef, deren kleinere auf ab und cd schleift. Sobald nun der Lauf des Kolbens von links nach rechts gewechselt hat, gleitet die kleinere Feder von ab auf die Elfenbeinplatte, der von dem Kohlenpole der Batterie yy seither nach dem Inductionsapparate o, von diesem nach fe, durch das Gleitstück x nach ba und von diesem nach dem Zinkpole der Batterie geführte Strom des Hauptdrahtes wird hierdurch plötzlich unterbrochen, und in dem Nebendraht t ein Inductionsstrom erzeugt, der bei KK (Figur 2) den Funken bildet, welcher das Knallgas entzündet. Der nämliche Vorgang in umgekehrter Richtung findet Statt, wenn bei dem Kolbenlaufe von rechts nach links die kleinere Feder von der Schiene cd auf die Elfenbeinplatte gleitet. — Die in der Durchschnittszeichnung des Cylinders gewählte Kolbenstellung links am Ende des Laufes beibehalten, so treibt nunmehr die Expansion des entzündeten Gasgemenges, deren Spannung durch die gleichzeitig entwickelte Wärme vergrößert wird, den Kolben mit bedeutender Kraft nach rechts. Der untere Schieber bleibt während des Kolbenganges in seiner Lage und erhält dadurch die Verbindung der rechten Cylinderseite mit dem Ableitungsrohr der Verbrennungsgase offen. Sobald aber der Kolben seinen Lauf ziemlich beendet hat, gleitet auch der Schieber nach links, um eine gewisse Menge Luft noch im Cylinder abzuschließen, welche dem rückkehrenden Kolben als elastisches Kissen zu dienen berufen ist. Ist der Kolben am Ende seines Laufes angelangt, so findet hier auf der rechten Seite genau derselbe Vorgang, wie vordem auf der linken statt, indem die rechts gelegenen Theile des Apparats in Thätigkeit treten und der Strom der elektrischen Zündleitung den entgegengesetzten Weg einschlägt. Die Gaskraftmaschine ist daher doppelt wirkender Construction. Beim Ingangsetzen derselben hat das Schwungrad eine noch größere Rolle zu übernehmen, wie bei der calorischen Maschine; es muß nämlich ein ziemliches Theil mit der Hand umgedreht werden, damit zunächst die Luftmischung eingesogen und ein-

Fig. 1



Gaskraftmaschine. Seitenaufriß.

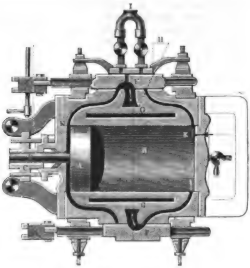
A Cylinder. B Schieberkasten. C Gaszuleitung. D Zuleitung des kalten Wassers. E Ableitung des warmen Wassers. F Kolbenstange. G Schlitten. H Bläuelstange. I Regulator. K Schiebersteuerung. L Schwungrad.

Nicht nur Laien, sondern auch viele Männer von Fach stoßen sich in Hinsicht auf den beschriebenen Hergang der Kraftentwicklung gemeinlich zuerst und zumeist an dem Worte: Explosion; sie verbinden damit den Begriff der Detonation und der Gefahr. Allein beide sind nicht zu fürchten. Die Mischung des Leuchtgases mit atmosphärischer Luft kann allerdings unter Verhältnissen detonirend explodiren und zerstörend wirken; diese Verhältnisse sind aber bei dem Gasmotor nicht gegeben und können bei demselben auch niemals eintreten, selbst nicht durch Nachlässigkeit oder Absicht. Die Verbrennung der entzündlichen Luft ist hier blos ein fast unhörbares Verpuffen, dessen Geräusch sich kaum nach Außen hin fortpflanzt; die Zuleitung der Luftarten von der einen, die prompte und rasch wirkende Entzündung von der andern Seite lassen niemals ein anderes Mischungsverhältniß derselben zu, als das grade geforderte. Von dieser Seite darf man also völlig ruhig sein; die Gaskraftmaschine ist durchaus ungefährlich und steht der calorischen Maschine darin gleich, gegenüber den Dampfmaschinen. Die zum andern Einwurf erhobene Unsicherheit in der Leitung des elektrischen Funkens durch Abnutzung und Kohlenüberzug der isolirten Spitzen von Platindraht ist durch eine neuere Verbesserung gänzlich beseitigt worden, indem nunmehr Kupferdrähte, durch Porzellanhülsen isolirt, angewendet werden, deren Spitzen

mal entzündet werden kann, worauf sodann das Spiel des Apparats ohne weitere Beihilfe fortfährt.

nur so gering vorspringen, daß der Inductionsfunken jeden Kohlenniederschlag verbrennt. Ebenso ist bei Constructionen von bedeutenderer

Fig. 2.

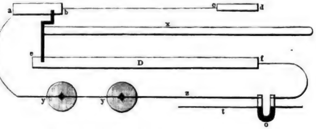


Cylinderdurchschnitt.

A Kolben. B Cylinder. C Stopfbüchse. D Kolbenstange. E F Schieber. G Wassermantel des Cylinders. H Luftzuführung. I Gaszuführung. K K Drähte zur Leitung des elektrischen Funkens.

Kraft eine doppelte Zufuhr der atmosphärischen Luft und des Leuchtgases angebracht worden, so daß das Gas in ganz fein zertheilten Strömungen zufließt und sofort auf das Genauste vermischt wird, wodurch selbst die früher fast sionen laut geworden, völlig unbegründet sind, indem der Druck im Cylinder selbst mit dem Maximum von 10 Procent Leuchtgas und 90 Procent atmosphärischer Luft niemals sechs Atmosphären übersteigt.

Fig. 3.



Apparat zum Oeffnen und Schließen des Hauptdrahtes.

ab, cd, ef Schienen des Schlittengestells. D Kolbenstange. x Gleitstück. yy Batterie. z Batteriedraht. o Inductionsapparat. t Inductionsdraht.

schon unwahrnehmbare Detonation vermieden ist, und nur ein einfacher Verbrennungsproceß stattfindet. Nach der von dem Ingenieur Hirn veröffentlichten Theorie der Gaskraftmaschine hat sich ergeben, daß die Befürchtungen, welche über die Gefährlichkeit des Lenoir'schen Gasmotors bezüglich möglicher Explo-

Die Vortheile, welche die Gaskraftmaschine gegenüber den Dampfmaschinen bietet, sind so ziemlich dieselben, wie diejenigen der calorischen Maschine, die wir in dem vorigen Heft erwähnt haben, und auf welche wir, um Wiederholungen zu meiden, verweisen. Doch können wir uns nicht versagen, aus der

Praxis heraus ein Urtheil über die Leistungen eines solchen Motors anzuführen, welcher in der Posamentirwaarenfabrik von Barvajel, Rue St. Sauveur in Paris, seit Ende September vorigen Jahres aufgestellt und in ununterbrochenem Gange ist. Das Etablissement liegt in dem Quartier St. Denis, in einem der bevölkertsten Theile der Weltstadt, und es wohnen in dem gleichen Gebäude noch nicht weniger als achtzehn Miethparteien. Die Gaskraftmaschine ist aber gar nicht hörbar, sie verursacht weniger Geräusch wie die leichtestgehende Dampfmaschine. Allerdings ist sie von der kleinsten Gattung, blos ½ Pferdekraft, und verrichtet nur die Arbeit zweier Schwungradbreher, welche verschiedene Schnurstühle, Bortenwebstühle 2c. im Gang hielten. Diese Leute bekamen täglich je 3 Francs, also 6 Francs Lohn; der Gasmotor hingegen verbraucht in 10 Arbeitsstunden nicht mehr als 8 Kubikmeter Leuchtgas, welche blos 2,40 Francs kosten. Dabei aber leistet derselbe mindestens 25 Procent mehr, arbeitet viel regelmäßiger und egaler, wie die menschliche Kraft. Der Besitzer veranschlagt deshalb seine tägliche Ersparniß auf 6 Francs. Da eine Lenoir'sche Gaskraftmaschine von ½ Pferdekraft nach der neuern Construction nicht mehr als 70 Cubikcentimeter Raum einnimmt, so bedarf sie nicht einmal das Viertheil des Platzes, welchen früher die Schwungräder brauchten; das ganze Ding wiegt dabei nur 100 Kilogramm, kann daher unbedenklich in jedem Stockwerke eines Hauses, ohne Fundamentirung, aufgestellt werden. Bei einer Pferdekraft nimmt die Maschine einen Raum von 1 Kubikmeter (3 Fuß lang 3 Fuß hoch, 3 Fuß breit) ein und wiegt, Alles mit eingerechnet, nicht mehr wie 182 Kilogr. Wahrhaft überraschend ist es, sagt Ritter von Schwarz, welchem Deutschland die ersten, genauesten und zuverlässigsten Berichte über die neue Erfindung verdankt, die Gaskraftmaschine ganz ohne Beaufsichtigung ruhig und gleichförmig fortarbeiten zu sehen, um so mehr, wenn man sich vergegenwärtigt, daß man bis heute eine Dampfmaschine von der Beaufsichtigung des Maschinenwärters und der Bedienung des Kesselheizers unzertrennlich hielt. Herr Barvajel versicherte mich, daß man bei seiner Gasmaschine höchstens alle Stunden einmal nachsehe, und daß ein sechzehnjähriges Spulermädchen mit dieser Beaufsichtigung betraut sei! — Die Gasmaschine bietet noch fernere Nebenvortheile; sie kann nämlich nicht nur gleichzeitig kleinere Werkstätten ganz gut erwärmen, sondern sie liefert auch täglich ohne weitere Auslagen 50 Liter warmes Wasser zu 50 — 60 Grad Celsius. Nach der gegenwärtigen Construction Marinoni's genügte diese Quantität kalten Wassers vollkommen zur Abkühlung des Cylinders der Gasmaschine während 10 Stunden. Zu bedauern ist es, daß bis jetzt noch keine dynamometrische Messungen des wirklichen Nutzeffects der Gaskraftmaschine ausgeführt worden sind; indessen behauptet Marinoni, daß er bisher alle seine Gaskraftmaschinen mit dem Prony'schen Zaum auf ihren Effect geprüft habe und will für denselben einstehen.

Die Erfolge der Erfindung lassen sich übrigens schon daraus bemessen, daß in Paris eine Gesellschaft mit bedeutendem Capital zusammengetreten ist, um in Verbindung mit Lenoir und Marinoni das erhaltene Patent der letzteren auszubeuten. Diese „Société Lenoir und Comp.“ errichtet so eben ein großartiges Etablissement bloß zum Bau von Gaskraftmaschinen. Die Nachfrage derselben steigt von Tag zu Tag. Ende vorigen Jahres hatte Marinoni zwölf kleinere Maschinen von einer bis vier Pferdekraft aufgestellt und eine größere von acht Pferdekraft zum Betrieb seiner eignen Werkstätte. Dreißig neue Maschinen waren in Arbeit und vierundsechzig Bestellungen noch auszuführen. Von den fertigen Motoren kam einer nach München, einer nach Amsterdam, einer nach St. Petersburg und vier nach Madrid; für Spanien war das Patent um 100,000 Francs verkauft worden.

Nichts destoweniger kann auch die Gaskraftmaschine, ebenso wie die calorische Maschine, noch lange nicht als auf dem Höhepunkt ihrer Ausbildung angelangt betrachtet werden. Wollen wir auch davon absehen, daß sie als Bewegungskraft natürlich nur da angewendet werden kann, wo Gasbeleuchtung eingeführt ist, so offenbaren sich doch bei ihr mehrere Uebelstände, deren Beseitigung bisher noch nicht hat gelingen wollen. Vor Allem ist zu fürchten, daß der Cylinder sich in Folge der intensiven Hitze, die sich in ihm bei der Gasverbrennung entwickelt, trotz der Abkühlung durch den Wassermantel, sehr rasch abnutzen oder in einen Zustand der Unsicherheit gerathen werde, welcher durch kostspielige Reparaturen und Unterbrechungen die Billigkeit des Betriebs illusorisch macht. Es darf hierbei jedoch nicht verschwiegen werden, daß,

den Behauptungen der Erfinder und Fabrikanten nach, bis jetzt ein derartiger Nachtheil nicht bemerkt worden ist, inzwischen ist auch zu bedenken, daß die älteste Gaskraftmaschine seit kaum neun Monaten im Betrieb ist und alle bisher gebauten nur von den kleinsten Gattungen waren, bei welchen sich natürlich jener Uebelstand verringert. Grade aber wie bei den calorischen Maschinen darf, dem Urtheil aller Sachverständigen nach, angenommen werden, daß die Construction der Gaskraftmaschine eine gewisse Grenze des Nutzeffects weder überschreiten dürfe, noch könne, wenn sie nicht die meisten ihrer guten Eigenschaften einbüßen solle. Zwar hat Marinoni deren bis zu zwanzig Pferdekraft angekündigt, allein bis jetzt noch nicht ausgeführt; seine eigene Maschine von acht Pferdekraft nominell hat aber Niemand, außer ihm selber, auf ihren wirklichen Nutzeffect geprüft. Daher erscheint auch folgende Meinung einstweilen hinlänglich begründet: Vor allen Dingen ist das bei jeder Ingangsetzung der Maschine unerläßliche vorläufige Bewegen des Schwungrades eine entschiedene Unbequemlichkeit, welcher man auch nicht, wie es bei der Dampfmaschine und auch der calorischen Maschine geschehen kann, durch Vereinigung zweier Motoren an einer Kurbel enthoben wird. Auch folgt aus der eigenthümlichen Wirkung der motorischen Substanz, daß die Bewegung des Kolbens und der Kurbelwelle eine wesentlich ungleichförmigere sein wird, als bei der Dampfmaschine und calorischen Maschine, zumal sich bei dem Motor Lenoir's schwerlich ein so einfaches und wirksames Mittel darbieten wird, durch welches, wie durch das Voreilen bei der Dampfmaschine, die Richtungsumkehrung der oscillirenden Massen am Ende jedes Kolbenhubs vorbereitet und dem Schwungrade zum großen Theil abgenommen wird, es werden daher für den neuen Motor voraussichtlich größere Schwungräder erforderlich sein und die hin und her gehenden Mechanismen werden raschere Abnutzung erfahren, als bei der Dampfmaschine. Wenn die angedeuteten Uebelstände, welche in den seither von Paris aus verbreiteten Beschreibungen der Gaskraftmaschine allerdings keine Erwähnung gefunden haben, namentlich bei stärkern Maschinen hemmend in den Weg treten werden, so ist indeß für kleinere Kraftleistungen die Ausführbarkeit und Brauchbarkeit des beschriebenen Motors durch die Pariser Mustermaschinen sicherlich außer allen Zweifel gestellt. — Es darf demnach, wie bei der calorischen, so auch bei der Gaskraftmaschine vorläufig mit ziemlicher Berechtigung angenommen werden, daß, grade umgekehrt wie bei der Dampfmaschine, mit der Zunahme der an sie gestellten Forderung der Kraft der Nutzeffect sich verringert, und daß es von spätern Versuchen und Vervollkommnungen abhängen muß, zu beweisen, Gasmotoren von mehr als sechs Pferdekraft könnten erfolgreich mit Dampfmotoren concurriren. Die Unterhaltung der Batterie, welche Manchem eine bedenkliche Sache erscheint, ist so leicht und einfach, daß sie nicht unter die Nachtheile zählen kann, wie man gewollt hat; überdies ist sie auch nicht kostspielig, vertheuert jedoch immerhin den Betrieb. Stellt man calorische Maschine und Gaskraftmaschine einander gegenüber, so hat die erstere für sich, daß sie ein ganz unabhängiges Triebwerk, nicht an eine außer ihr stehende Erzeugung gebunden ist, daher überall und allenthalben angewendet werden kann und nicht durch Verhältnisse, über welche ihr Besitzer keine Macht hat — z. B. Unterbrechung der Gasleitung — in Stockung geräth. Wahrscheinlich arbeitet sie auch mit einer noch größeren Ersparniß, wie die Gaskraftmaschine, doch dies muß erst durch eine längere Praxis constatirt werden. Dabei gewährt die letztere bei Weitem nicht den Nebengewinn an Wärmestoff, wie die erstere. Diese ist auch an und für sich leichter in Gang zu bringen, wie jene, wo hingegen wiederum die Anfeuerung der calorischen Maschine nutzlose Zeit wegnimmt. Für die Gaskraftmaschine sprechen: Ihr bedeutend billigerer Anschaffungspreis, ihre geringen Ansprüche an Beaufsichtigung, ihr völlig geräuschloser Gang und der große Vortheil, daß sie jeden Augenblick außer Thätigkeit gesetzt werden, ruhen kann, ohne daß ein Verlust stattfindet an Wärme und Brennmaterial.

Wie schon erwähnt, hat sich um die Verbreitung der Lenoir'schen Erfindung in Deutschland am meisten verdient gemacht der Chef des österreichischen Consulatbureau's, Dr. W. Ritter von Schwarz, Regierungsrath &c. in Paris. Auf seine Beschreibungen hin unternahmen verschiedene deutsche Maschinenfabriken kleineren Schlages den Bau der neuen Motoren, zuerst die von Kuhn in Berg bei Stuttgart. Ueber die Leistungen derselben vermögen wir bis heute noch nichts zu berichten; es hat sich sogar über einzelne mit großem Pomp angekündigte deutsche Gas-

kraftmaschinen — bis 200 Pferdekraft! — seit der Zeit ihrer Vollendung ein recht bedenkliches Schweigen gebreitet. Nur in München scheint man bis jetzt damit reüssirt zu haben. Nach einer Mittheilung im Kunst- und Gewerbeblatt für Baiern hat der dortige Uhrmacher C. Reithmann eine Gaskraftmaschine construirt, welche weit brauchbarer und vortheilhafter, als die Lenoir'sche sein soll; als Vorzüge derselben werden folgende angegeben: es werden durch den Apparat die Gase vorerst im Arbeitsraum innig mit einander vermischt, ehe sie zur Verbrennung und Wirkung auf den Kolben gelangen; sodann ist eine Vorrichtung angebracht, um die zurückgebliebenen und die neu einströmenden, sonst hinderlichen Gase zur weitern Verwendung abzuleiten (?); endlich hat Reithmann einen zweiten Apparat construirt, um die atmosphärische Luft von zwei bis acht Atmosphären Druck durch einmaliges Comprimiren nach Vermischung mit dem Leuchtgas auf den Kolben wirken zu lassen; dadurch sei auch für größere Arbeitsleistungen gesorgt und werde derselbe Apparat ohne Vergrößerung der Maschinen sogar zur weitern Anwendung für Locomotiven geeignet! — Wir gestehen hierbei gern, daß uns diese Sätze sehr unklar sind und einigen bescheidenen Zweifel lassen; es wird aber ja doch nicht lange dauern, bis man Näheres über diese deutschen Verbesserungen zu hören bekommt. — Wenn auf wünschenswerthe Zusätze bei der Gaskraftmaschine, so wie wir dieselbe kennen, aufmerksam gemacht werden darf, so richten diese sich zunächst auf die möglichst große Sicherheit des Cylinders vermittelst eines continuirlich um dessen Mantel circulirenden Abkühlungsstromes kalten Wassers — was übrigens nach den neuesten Angaben durch Marinoni schon erzielt worden ist; sodann auf die leichtere Ingangsetzung des Schwungrades. Ungleiche Belastung desselben, verbunden mit einem Hebelwerk, annähernd wie bei der calorischen Maschine, würden hier vielleicht rathsam sein. Auch die Regelung der Gaszuleitung bedürfte noch größerer Sicherheit. Um auch Maschinen von stärkerer Kraftleistung mit Aussicht auf dauernden Erfolg herzustellen, hat man vorgeschlagen, den Wasserdampf noch mit zu Hilfe zu nehmen. In der That soll Marinoni bei seiner achtpferdekräftigen (?) Maschine, der größten, die bis jetzt gebaut wurde, folgende Einrichtung getroffen haben: Es sind am Cylinder der Maschine zwei Ventile angebracht, durch welche bei jedem Kolbenhub ein feiner Strahl erwärmten Wassers aus dem hohlen Mantel in den Cylinderraum spritzt. Dieses Wasser wird sofort in Dampf verwandelt, welcher den Druck der expandirten Gase erhöht, ihre Ausdehnungskraft verlängert, einen Theil der Wärme bindet und endlich mit dem Fett gleichsam als Schmiermittel zur Verminderung der Kolbenreibung dient.

Es wird nicht uninteressant sein, die Preise der Société Lenoir & Comp. in Paris für ihre Gaskraftmaschinen kennen zu lernen; dieselben sind in der That billig zu nennen. Wir haben sie in Thalern berechnet (1 Franc = 8 Sgr.) und so weit es möglich war, zur Vergleichung diejenigen der calorischen Maschinen daneben gesetzt.

			Gaskraftmaschine		Calor. Maschine	
von	1/2	Pferdekraft	240	Thlr.	400	Thlr.
„	1	„	360	„	600	„
„	2	„	510	„	800	„
„	3	„	658	„	1400	„
„	4	„	808	„	1500	„
„	6	„	1120	„	2600	„
„	8	„	1485	„		
„	10	„	1744	„		
„	12	„	2070	„		
„	15	„	2500	„		
„	20	„	3180	„		

Stärkere Maschinen, als von 20 Pferdekraft, hat die Gesellschaft denn doch noch nicht anzukündigen gewagt!

Ueber die Zukunft der Gaskraftmaschine wollen wir uns kein Urtheil erlauben, sondern erst vorsichtig abwarten, da wir dieselbe noch nicht in Thätigkeit gesehen haben, sondern nur von Außen, aus Zeichnungen und Beschreibungen, kennen. Ihr eine Zukunft abzusprechen, wie so Viele thun, wäre thöricht — bewährt sich das Alles, was wir darüber berichtet haben, so darf dieselbe sogar eine glänzende genannt werden. Gleichen Schritts mit der calorischen Maschine wird sie dann dem Fortschritt der Gewerbe neue, unermessene Bahnen brechen, und vielleicht noch mehr, wie die letztere, zumal in den großen Städten, die Gehilfin des Handwerkers, des kleinen Industriellen werden. In seiner Theorie der Gasmaschine sagt Hirn unbedenklich: „Es kann ihr Verbrauch an Leuchtgas pro Stunde und Pferdekraft theoretisch nicht mehr als beiläufig einen Cubikmeter betragen; daher selbst mit der Maximalproportion von 10 Procent Gas, wie mit dem gewöhnlichen Verhältniß, ist sie als calorischer Motor betrachtet vorzüglicher als die beste Dampfmaschine!" —



Neuestes aus der Ferne.

Der zweite Band von Schmarda's Reise um die Erde.

Den allgemeinen Inhalt und die Tendenz dieses wahrhaft bedeutenden Werkes gaben wir bereits früher an. Der zweite Band wird dadurch besonders wichtig, daß er uns mit den Colonisationsversuchen in der Südsee bekannt macht und in der geistreichsten Weise zeigt, welche Erfolge die Engländer errungen haben, wo sie, wie auf Mauritius und am Cap, mit Franzosen und Holländern gemeinschaftlich, oder wo sie, wie in Australien und Neuseeland, allein gearbeitet haben. Das Gegenstück dieses Bildes nachhaltiger Thätigkeit germanischer Stämme erhalten wir in den Schilderungen, die sich mit den Verhältnissen in den romanischen Republiken des amerikanischen Südens beschäftigen. Die Tagesereignisse verleihen den gediegenen Bemerkungen des Reisenden über Neuseeland und Australien ein besonderes Interesse. Die Erzählung der Geschichte der beiden Niederlassungen ist der feste Grund, auf dem die Schilderung der glänzenden und noch mehr verheißenden Gegenwart ruht. Ganze Stellen des Buchs, wie die über den Pflanzenwuchs des australischen Busches und das Stillleben der halbcivilisirten Neuseeländer, erheben sich zu classischem Werth. Da Prof. Schmarda Zoolog ist, so beschäftigt er sich oft und stets in der interessantesten Weise mit dem Thierleben. Ein ganzes Capitel enthält die Wahrnehmungen, die in der Südsee bei Windstillen und bei bewegtem Meer gemacht wurden. Wenn die Luft ruhig ist, kommen viele Thiere an die Oberfläche des Wassers herauf, die für gewöhnlich in der Tiefe leben. Dann läßt sich auch das Meerleuchten besser als sonst beobachten. Wir erfahren mit Interesse, daß dasselbe auf keine Thierclasse der Meerbewohner, noch auf irgend ein Organ beschränkt ist und vielmehr bei allen Wassergeschöpfen als eine allgemeine Lebenserscheinung auftritt, und wie die Wärme den chemischen Stoffwechsel begleitet. Die verschiedene Intensität richtet sich also nach der Energie, mit welcher die Lebensprocesse vor sich gehen, und nicht bloß die Stärke des Lichts wechselt, sondern auch die Farbe. Wie bei den Sternen sieht man außer dem farblosen auch röthliches, gelbliches, bläuliches und grünes Licht. Bei mehreren zusammengesetzten Thieren, wie den Salpen und Feuerzapfen, durchläuft eine und dieselbe Thiergesellschaft nicht nur verschiedene Phasen des Lichts, sondern in kurzen auf einander folgenden Zwischenräumen auch verschiedene Farben. So sind die Feuerzapfen anfangs grünlich und werden allmälig so weiß wie weißglühendes Eisen. Ein halbes Dutzend dieser Thiere verbreitet ein solches Licht, daß man die Gegenstände dabei unterscheiden kann. Andere Bewohner des Meers, zu denen die merkwürdig gestalteten Flügelfüßer mit zarten Schalen und mit breiten flossenförmigen Fortsätzen gehören, sind Nachtthiere. Gleichsam Boten der Tiefe, erscheinen sie erst mit der Dunkelheit an der Oberfläche, die am höchsten lebenden zuerst, die weiter unten sich nährenden später, und verschwinden nach einigen Stunden wieder in derselben Ordnung. Sie sind wie Uhren des Meers; eine Reihe folgt der andern, bis ein kühler Hauch und ein schwacher Dämmerschein das Ende der Nacht verkünden.

Der Tod Adolf Schlagintweit's.

Der erste Band des großen Reisewerks der Gebrüder Schlagintweit, der vor Kurzem bei Brockhaus in prachtvoller Ausstattung erschienen ist, brachte in der Vorrede eine Zusammenstellung aller der Nachrichten, die über das tragische Ende Adolf Schlagintweit's zu erlangen gewesen sind. Oberstlieutenant Irbit hat jetzt in der Nähe von Yarkand durch einen Diener des Ermordeten eine Erzählung mitgetheilt bekommen, die wir für die authentische halten. Sie stimmt in der Hauptsache mit den in jenem Reisewerk enthaltenen Berichten überein. Adolf Schlagintweit reiste bei seinem Vordringen in die westlichen Grenzländer des chinesischen Reichs, um keinen Verdacht zu erregen, als Kaufmann und führte Tuch, Seide, Pelze und andere Waaren mit sich. In Le, der Hauptstadt von Ladak, hatte er Diener und Träger angeworben, die aber in einer Nacht entwichen und den dritten Theil der Pferde wie sämmtliche Waaren mitnahmen. Die Spur der Räuber wies nach Kargyl, einer Provinz von Yarkand, und dorthin begab sich der deutsche Reisende, um sich sein Eigenthum wieder zu verschaffen. Yarkand war eben durch den Einfall räuberischer Kokanzen in große Unruhe versetzt worden. Die chinesischen Besatzungen hatten sich in die festen Städte zurückgezogen, überall sonst herrschte Anarchie. Die gestohlenen Sachen wurden aufgefunden und an Schlagintweit auf Befehl des kokandischen Anführers Walli Khan zurückgegeben. Der Letztere lud unsern Landsmann zu einem Besuche in seinem Lager bei Anjan ein, und dieser ließ sich durch einen verrätherischen Diener, Mohammed Dahomey genannt, bestimmen, die Einladung anzunehmen. Im Lager wurden dann die Waaren untersucht und eine Abgabe davon gefordert. Mohammed Dahomey führte die Verhandlungen mit Walli Khan und mag Schlagintweit's Drohung, daß er diesen wegen seines gesetzwidrigen Betragens beim Khan von Kokan zur Anzeige bringen werde, mit aufreizenden Zusätzen verdolmetscht haben. Genug, mitten in den Unterhandlungen wurde Schlagintweit durch viele Säbelhiebe zu Boden gestreckt. Jener Diener Murad, von dem Oberstlieutenant Irbit alle die Einzelheiten erfuhr, besaß den Schädel seines ehemaligen Herrn, eines seiner Bücher und ein Instrument von ihm. In Yarkand werden hoffentlich die Tagebücher des Ermordeten gefunden werden. Was seinen Mörder Walli Khan betrifft, so behauptete er sich in Yarkand noch sechs Monate, löste bei dem Herannahen überlegener chinesischer Streitkräfte seine Räuberschaaren auf und floh nach Kokan, wo er in's Gefängniß geworfen wurde.

Sikkim.

Die Zeitungsberichte aus Indien über eine Schlappe, die einer kleinen englischen Abtheilung im Himalaja zugefügt worden ist, werden unsern Lesern in's Gedächtniß zurückgerufen haben, daß es ein Reich Sikkim gibt. Ueber die Geschichte dieses Landes weiß man wenig mehr, als daß es erbliche Radscha's hatte, welche vor dreihundert Jahren zugleich mit ihren Unterthanen die buddhistische Religion annahmen und mit Nepal und Tibet Kriege führten, durch die ihr Gebiet bald erweitert, bald verkleinert wurde. Die Engländer mischten sich von 1815 an immer gebieterischer in die Verhältnisse ein und schützten Sikkim zwar gegen Nepal, entzogen ihm aber durch Kauf und erzwungene Abtretungen mehrere Grenzgebiete. 1850 ging der größte Theil des Landes an sie verloren, und es blieb bloß noch ein Rest, den Petermann auf 78½ geographische Geviertmeilen mit 61,766 Einwohnern angibt. Daß die englische Regierung im vorigen Jahre auch dieses letzte Stückchen einziehen wollte, führte zu einem Aufstand und zu Kämpfen.

Ganz Sikkim ist eine Masse von Gebirgszügen, die von schluchtähnlichen Thälern durchzogen werden. In diesem Theil des Himalaja liegt der Kintschindjunga, der dritthöchste Berg der Erde. Den ersten Platz hinsichtlich der Erhebung nimmt bekanntlich der Everest ein, als ihm zunächst stehend ist ein Berg in Kaschmir, von den Engländern als Karakorum der zweite bezeichnet, ermittelt worden, und dann erst folgt der Kintschindjunga. Das Höhenverhältniß dieser Berge ist das folgende:

	Engl. Fuß.	Pariser Fuß.
Everest	29,092 . .	27,212
Karakorum . . .	28,278 . .	26,533
Kintschindjunga .	28,156 . .	26,419

Da Sikkim nur 90 deutsche Meilen vom bengalischen Meerbusen entfernt ist und eine Eisenbahn bis 25 Meilen vom Gebirge führt, so ist das kleine Himalajagebiet verhältnißmäßig leicht zugänglich. Es ist überaus feucht und seine Berge tragen bis zu einer Höhe von 12,000 Fuß Wälder. Der einzige

Fluß ist die Tiesta mit ihren Nebenadern. Dardjiling, eine englische Gesundheitsstation, vermittelt den Handel Sikkims, der sich hauptsächlich mit wollenen Stoffen, Pferden, Borax, Soda, Salz, Moschus und Goldstaub beschäftigt.

Die Sondirung des nordatlantischen Oceans.

Nachdem das europäisch-amerikanische Telegraphentau schmählich verunglückt ist, hat man den Plan entworfen, die Faröer, Island und Grönland als Mittelglieder der elektrischen Verbindung zu benutzen. Unter den beiden Schiffen, welche beauftragt wurden, durch Sondirungen die beste Linie zu ermitteln, befand sich der Fox unter Capitän Allen Young. Wie dieser berichtet, beträgt die größte Meerestiefe zwischen den Faröern und Island 624 Faden und auf allen diesen Inseln finden sich geeignete Punkte, wo das Tau an's Land geführt werden kann. Zwischen Island und Grönland fand man bis zu 1260 Faden und das Senkblei brachte aus dieser ungeheuren Tiefe, wo der Wasserdruck dreißig Centner auf den Quadratzoll beträgt, lebende Geschöpfe herauf. In Ostgrönland ist Julianshaab Fiord die Oertlichkeit, wo das Tau an's Land geführt werden kann. Die geringste Tiefe dieser Gewässer ist 150 Faden. Allen Young nimmt an, daß das Tau in dieser Tiefe von Eisbergen nichts mehr zu fürchten habe — ob mit Recht, werden fernere Untersuchungen zu erweisen haben. Die Gefahr, daß das Tau von den schwimmenden Eisriesen zermalmt werde, ist nämlich wirklich vorhanden, wenn die bisherige Theorie, nach der $^7/_8$ der Höhe jedes Eisbergs unter Wasser ist, das Richtige trifft, während sie schwindet, sobald die Behauptung des Capitäns, daß nicht mehr als $^5/_6$ unterseeisch seien, wahr ist.

Queensland.

Im Jahre 1859 wurde der nordöstliche Theil Australiens von Neusüdwales getrennt und als eigene Colonie unter dem Namen Queensland constituirt. Wie ein höchst werthvoller Artikel der Petermann'schen Mittheilungen angibt, hat die Colonie einen Flächenraum von 25,500 deutschen Geviertmeilen. Wird dieses große Gebiet gegenwärtig auch bloß von 25,000 Menschen bewohnt, so sind doch alle Bedingungen eines raschen Gedeihens vorhanden. Zunächst ist hervorzuheben, daß das gefürchtete Korallenmeer vor der Küste bei näherer Untersuchung sich durchaus nicht als gefährlich erwiesen hat. Capitän Denham hat durch Vermessung ermittelt, daß durch dieses Meer eine schöne 150 Seemeilen breite Straße führt, die in ihrer ganzen Länge nur elf genau bestimmte böse Stellen hat. Die ebenfalls gefürchtete Torresstraße ist sicherer zu befahren als der englische Canal. Was das Land betrifft, so zeichnet es sich vor dem größten Theil des übrigen Australiens durch sein feuchteres Klima aus. Es gibt prachtvolle Wälder, freilich hier und da auch ödes Buschland, und die größern Flüsse behalten alle das ganze Jahr hindurch ihr Wasser. Die ausgedehnten Grasländereien weisen der Viehzucht eine große Rolle zu, doch denkt man auch den Ackerbau kräftig zu betreiben. Es ist sogar gegründete Hoffnung vorhanden, daß man eine vorzügliche Baumwolle erzeugen werde. Die bisherigen Anbauversuche sind sehr befriedigend ausgefallen. Die Hauptstadt Brisbane liegt an dem gleichnamigen schiffbaren Flusse und besitzt einen ausgezeichneten Hafen. Eine australische Zeitung sagt über den Pflanzenwuchs der dortigen Gegend: „Das Auge erfreut sich hier an tropischer Ueppigkeit, an dem reichen Grün der zierlichen Bananengruppen und an dem ersten Anblick der Ananas. Die gewöhnliche Kartoffel wächst neben der süßen Batate, die vom Acker einen Ertrag von vierzig Tonnen gibt. Wein, Orangen und Zuckerrohr wachsen in demselben Garten, in dem man Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kohl und Radieschen gewinnt. Die Seeinselbaumwolle der Vereinigten Staaten, die dort wegen der Winterfröste eine einjährige Pflanze ist, wird hier perennirend und wir betrachten sie als eine Quelle unerschöpflichen Reichthums für eine nahe Zukunft."

Stuart's Reise im innern Australien.

Zu Ende des Jahres 1859 und zu Anfang des Jahres 1860 gingen von Südaustralien zwei Expeditionen ab, die den ganzen Continent durchschneiden wollten. Tolmer führte die eine, Stuart, seit 1844 als kühner Entdecker bekannt, die andere, aber während Tolmer bald zurückkehrte, drang Stuart weit in's Innere vor. Seine bisher veröffentlichten Berichte sind sehr spärlich ausgefallen, da er seinen Weg absichtlich verheimlichte, damit nicht ein Anderer, seinen Spuren folgend, ihm in der Erreichung der Nordküste zuvorkomme. Ein neuerdings in den australischen

Zeitungen veröffentlichter Brief Stuart's bringt wenigstens einiges Nähere. Das schon früher bekannte Ergebniß, daß der Reisende, indem er bis zu 18 Grad 47 Min. südlicher Breite vordrang, den von Gregory auf dessen Reise vom Norden aus erreichten südlichsten Punkt überschritten hat, so daß jetzt der ganze Continent durchreist ist, wird durch den ausführlichen Brief bestätigt. Was derselbe sonst noch enthält, wirft die bisherige Ansicht von dem Innern Australiens über den Haufen. Wir mußten uns dasselbe als eine aus dem Meer gehobene und völlig wasserlose Tiefebene denken. Die Mitte des Landes trägt im Gegentheil Höhenzüge und besitzt, mit Ausnahme eines dreizehn Meilen breiten Wüstenstreifens, Wasser genug, um Menschen und Thiere zu ernähren. Allerdings regnet es so selten, daß der Ackerbau sich verbietet, aber ungeheure Strecken sind als Viehweiden wohl zu benutzen. Ein großer, mit dem Auge nicht zu überblickender See von tiefblauer Farbe, die auf eine bedeutende Tiefe deutet, und von vielen Fischen bevölkert, auf den Stuart etwas über die Mitte des Landes hinaus stieß, enthält Salzwasser. Die Eingeborenen, denen er begegnete, waren alle freundlich, mit Ausnahme eines Stammes im Norden, dessen wilde Feindseligkeit die Ursache war, daß Stuart seine Absicht, zum Victoriaflusse vorzudringen, aufgeben mußte. Er ist inzwischen wieder aufgebrochen, dieses Mal mit zehn wohlbewaffneten Begleitern, so daß er keinen feindlichen Stamm zu fürchten braucht. Seine frühere Begleitung bestand bloß aus zwei Männern.

Die Eisenbahn von Kustendsche.

Die Zeitungen haben die Eröffnung der Eisenbahn von Boghazkoj nach Kustendsche gemeldet. Die Hafenbauten von Kustendsche sind noch nicht fertig und somit wird den Schiffen zunächst nichts übrig bleiben, als den alten Weg durch die Sulinamündung einzuschlagen. Die dort ausgeführten Regulirungsarbeiten der internationalen Commission haben nichts gefruchtet. Wie unter der russischen Regierung bleibt die Flußbarre ein gefürchtetes Hinderniß, und es gibt Zeiten, wo ihr Wasserstand unter sechs Fuß fällt und den Seeschiffen das Einlaufen in die Donau gänzlich verbietet. Hilfe ist bloß von dem vor zwei Jahren aufgestellten Plane zu erwarten, das Donaubett in riesige Dämme einzuschließen und die vielen Flußarme dadurch abzuschneiden. Diese Arbeit würde indessen ungeheure Kosten verursachen, deren angemessene Verzinsung bei der dünnen Bevölkerung des untern Donauthals kaum zu erwarten ist.

Renan in Syrien.

Die Entdeckungen und Entzifferungen der alten asiatischen und afrikanischen Denkmäler haben bis jetzt eine Lücke gelassen. Von den Egyptern, Persern, Assyrern und Babyloniern haben wir viel Neues erfahren, von den Phöniziern so gut wie nichts. Grade dieses handelnde und seefahrende Volk ist besonders wichtig, da es seinem Beruf entsprechend vielfache Vermittlungen zwischen den alten Culturvölkern übernahm. Um so erfreulicher ist die Nachricht, daß der Kaiser der Franzosen den rühmlichst bekannten Gelehrten Renan beauftragt hat, in Phönizien Nachgrabungen anzustellen. Ueber der Erde gibt es dort nichts mehr, Griechen, Römer, Franken und Araber haben die Alterthümer wetteifernd zerstört, um Bausteine zu erlangen. Unter der Erde darf man auf Gräber, Fundamente und Inschriften zerstörter Gebäude und wahrscheinlich auch auf Bildwerke alter Tempel rechnen. Inschriften, von denen wir bis jetzt wenige besitzen, wären am wünschenswerthesten, da von ihnen Aufschlüsse über die dunkeln Theile der phönizischen Geschichte zu erwarten sind.

Schluß des neunten Bandes.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.